HN XbCY $

Digitized by Google

BP 368.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

HEIDELBERGER
JAHRBÜCHER
DER
LITERATUR.

Neun und fünfzigster Jahrgang.

Erste Hälfte.

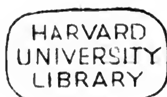
Januar bis Juni

Heidelberg.
Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1866.

Digitized by Google

~~IX. 250.~~
BP 368.1

1879, June 24.
Minot fund.



35
53-114
1.52

Digitized by Google

Nr. 1. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

S. Methodii Opera et S. Methodius Platonizans. Edidit Albertus Jahnius. Pars I. S. Methodii Opera. (Mit dem besondern Titel: Τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν Μεϑοδίου ἐπισκόπου καὶ μάρτυρος τὰ εὑρισκόμενα πάντα. S. P. N. Methodii Ep. et Mart. Opera omnia quae quidem integra supersunt ac deperditorum reliquiae. Nunc primum separatim edidit et fragmentis suppletis ac dispositis recognovit et annotavit Albertus Jahnius, praefectus bibliothecae confoederationis Helveticae etc.) X und 129 S. Pars II. S. Methodius Platonizans. (Mit dem besonderen Titel: S. Methodius Platonizans sive Platonismus SS. Patrum Ecclesiae Graecae S. Methodii exemplo illustratus. In usum theologorum et philologorum conscripsit Albertus Jahnius etc.) XIII und 156 S. Hochquart. Halis Saxonum. C. E. M. Pfeffer. MDCCCLXV.

Der Herausgeber dieses Werkes hat die Studien, die ihn zu der vorliegenden Bearbeitung des Methodius führten, schon vor sieben und zwanzig Jahren begonnen, als er mit einer kleineren, aber werthvollen Schrift über Basilius den Grossen auftrat, die zunächst zeigen sollte, von welchem Einfluss auf Inhalt und Darstellung dieses berühmten Kirchenlehrers die Schriften des Plotinus gewesen, damit aber auch eine Reihe von Bemerkungen, Verbesserungen u. s. w. verband, welche den Text des Basilius zum Gegenstand hatten, und diesen, so ganz auf klassischem Grund und Boden stehenden kirchlichen Schriftsteller, eben durch die Heranziehung der klassischen Schriftsteller, zu erläutern und im Texte hier und dort zu berichtigen unternahmen*). Diese Forschungen wurden weiter fortgesetzt und fanden in den mehrere Jahre darauf (1842) publicirten »Animadversiones in S. Basilii M. opera supplementum editionis Garnerianae secundae« **) ihre natürliche Fortsetzung; der Verfasser, indem er den Worten des Kirchenvaters Schritt vor Schritt folgt, hat darin alles, was vom sachlichen wie sprachlichen Standpunkt aus, einer Erörterung bedürftig erscheinen konnte, ins Licht gesetzt und insbesondere in der Sprache dieses christlichen Autor's den Einfluss und die Nachbildung der älteren klassischen, zumal platonischen Gräcität auf eine Weise nachge-

*) Der Titel der Schrift ist: Basilius magnus plotinizans, supplementum editionis Plotini Creuzerianae, Basilii M. Garnerianae. Edidit Alb. Jahnius. Bernae 1838. 4. S. diese Jahrb. 1839. Nr. 11.

**) S. diese Jahrb. 1862. S. 132 ff.

Digitized by Google

wiesen, die aufs neue den klaren Beweis liefern kann, wie das Studium der griechischen Väter der Kirche bedingt ist durch eine genaue Kenntniss der klassischen Gräcität, namentlich durch das gründliche Studium der Schriften Platon's, ohne welche man nicht hoffen kann, zur vollen Einsicht und zum richtigen Verständniss dieser christlichen Schriftsteller zu gelangen. Auch die später, im Jahr 1858 (s. diese Jahrb. 1859 S. 306 ff.) erfolgte Herausgabe der Commentarien des Elias, Metropoliten von Creta zu den Reden Gregor's von Nazianz und der Bemerkungen zu den letztern selbst, konnte nur den erneuerten Beweis liefern, wie vertraut der Verf. mit diesem ganzen, nur Wenigen näher bekannten Kreise der Literatur sich gemacht und wie er dadurch in den Stand gesetzt ist, von sprachlicher wie sachlicher Weise ihr Verständniss zu fördern und den oft mangelhaften Text auf seine wahre Gestalt zurückzuführen: was eben nur möglich war, durch die genaueste Kunde der Quellen, welchen der Sprachgebrauch und die Redeweise dieser späteren Autoren entstammt. Diesen Unternehmungen schliesst sich nun in würdiger Weise die vorliegende, ähnliche Bearbeitung der Schriften eines der früheren Väter der christlichen Kirche des Orients an, der, wenn er auch der sogenannten platonisirenden Richtung einiger Väter der Kirche, wie z. B. Origenes, Synesius eigentlich ferner steht, ersteren sogar bekämpft, doch in Allem, was Sprache und Ausdruck betrifft, und selbst in manchen noch weiter gehenden Punkten, so ganz auf Platonischem Grund und Boden steht, dass er ohne das gründlichste Studium der Werke des grossen althellenischen Philosophen, der in Sprache und Darstellung Muster und Vorbild dieser ersten Väter der christlichen Kirche geworden war, gar nicht verstanden werden kann. Es ist diess in dem zweiten Theile dieses Werkes auf eine Weise nachgewiesen, die jeden Zweifel beseitigen muss. Was nun in dem vorstehenden Werke geboten wird, besteht in Folgendem.

Die erste Abtheilung enthält den Griechischen Text der Werke des Methodius, so weit sie sich erhalten haben oder nur aus Fragmenten noch bekannt sind; sie ist die erste besondere Ausgabe dieses Autors, die allerdings auf Grundlage der früheren Ausgabe von Cambefisius, welcher auch Gallandi folgte, unternommen ist, aber in weit grösserer Vollständigkeit, namentlich was die Fragmente betrifft, und nicht ohne zahlreiche Verbesserungen oder Berichtigungen des an vielen Orten nun erst lesbar gewordenen Textes, wobei die früheren Ausgaben und die in denselben mitgetheilten handschriftlichen Lesarten sorgfältig verglichen und benutzt wurden. Vorausgeschickt ist Gallandi's Einleitung, welche über Leben und Schriften des Methodius († 312) sich verbreitet, mit eigenen in eckigen Klammern eingefügten Berichtigungen oder kurzen Zusätzen des Herausgebers, und daran schliessen sich noch die Veterum testimonia, ebenfalls nach Gallandi, und mit den nöthigen Verweisungen auf die neueren Ausgaben versehen. Da in dieser

Digitized by Google

Einleitung das Wesentliche enthalten ist, was wir über das Leben, so wie über die wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit des Methodius wissen, neue Quellen oder Aufschlüsse inzwischen nicht uns zugekommen sind, so war eine erneuerte Behandlung des Gegenstandes um so weniger nöthig, als das, was in dieser Einleitung irrthümlich ist, durch die eingeschlossenen Bemerkungen des Herausgebers seine Berichtigung erhalten hat. Der Abdruck der Werke selbst beginnt mit der immerhin wohl merkwürdigsten und auch vollständig erhaltenen Schrift: *Συμπόσιον ἢ περὶ ἁγνείας*: den Zusatz *ἢ περὶ ἁγνείας* hat der Verfasser, gestützt auf die Anführungen des Hieronymus und Photius, so wie auf das eigene Zeugniss des Methodius, der seine Schrift unter diesem Titel anführt, und selbst auf die Analogie ähnlicher doppelter Titel beihalten, was man billigen wird. So rein christlich auch der Inhalt dieser Schrift ist, welche in ihrem Inhalt den entschiedensten Gegensatz zu vorchristlichen Anschauungen, insonderheit zu Plato's Lehre bildet, da der sinnlichen Liebe, wie sie in Plato's Symposium dargestellt wird, hier die höhere christliche Liebe, die sich in der Entsagung kundgibt, entgegengehalten und die Jungfräulichkeit als eine höhere Stufe, wozu die Gottheit den Menschen erhebt, gepriesen wird; die ganze äussere Form der Schrift, nicht blos die zur Darstellung gewählte Form des Dialogs, der von zehn Jungfrauen geführt wird, erinnert an Plato und das Platonische Symposium, sondern auch der Ausdruck bis in alle einzelnen Wendungen und Phrasen ist dem Platonischen in einer Weise nachgebildet, welche den Reiz der Darstellung nicht wenig erhöht, und die Schrift überhaupt so sehr empfiehlt. Bekanntschaft mit Plato's Sprache und Ausdrucksweise setzt ihre Lectüre freilich auf jeder Zeile, möchte man sagen voraus: aber hier gerade ist die Fürsorge des Herausgebers eingetreten, welcher in den zweiten Theil, wie wir demnächst sehen werden, der Erörterung dieses Gegenstandes seine volle Thätigkeit gewidmet und darüber ein volles Licht verbreitet hat.

Darauf folgt die Schrift von der Willensfreiheit: *περὶ τοῦ αὐτεξουσίου* gegen die Lehre der Valentinianer gerichtet, ebenfalls in die Form eines Gespräches einkleidet, das ein Valentinianer und ein Orthodoxer mit einander führen; die Schrift ist nicht mehr vollständig erhalten, und fehlt insbesondere der Schluss; was davon durch Photius erhalten ist, bezieht sich insbesondere auf die Frage nach dem Ursprung des Bösen; durch die Sorgfalt des Herausgebers sind die an verschiedenen Orten befindlichen Stücke dieser Schrift zusammengestellt, und auf diesem Wege eine theilweise Wiederherstellung derselben, so weit diess überhaupt möglich war, gegeben; vergl. im andern Theil S. 127 den Schluss der Note 777, so wie die über die Zusammensetzung den nöthigen Nachweis liefernden Anmerkungen unter dem Griechischen Text selbst. Nun folgt S. 64 ff. die Schrift: *περὶ ἀναστάσεως*: da wir leider diese Schrift, welche gegen Origenes gerichtet war, und gleichfalls in der Form

Digitized by Google

eines Dialogs den Beweis für die einstige wahre Auferstehung unseres jetzigen Leibes liefern sollte, nicht mehr in ihrer Vollständigkeit besitzen, so ist auch hier das Gleiche geschehen und eine wohl gefügte Zusammenstellung dessen gegeben, was von dieser Schrift bei Epiphanius, Photius und sonst sich vorfindet; die unter dem Text stehenden Noten geben darüber die nöthige Auskunft. An das in dieser Weise ebenfalls möglichst wiederhergestellte Werk schliessen sich S. 101 ff. die Bruchstücke oder Excerpte der Schrift *περὶ τῶν γενητῶν* aus Photius; S. 102 ff. der Schrift gegen Porphyrius nach der Ausgabe bei Gretser De sancta cruce T. II. p. 500 ff. ed. Ingolst. 1600; welcher noch ein kleines Fragment *ἐκ τοῦ περὶ μαρτύρων λόγου* sich anreiht, S. 105 ff. *Εἰς τὸν Συμεῶνα καὶ εἰς τὴν Ἄννην*; S. 113 *λόγος εἰς τὰ βαΐα*, (oratio in ramos palmarum) früher irrthümlich dem Johannes Chrysostomus beigelegt, aber schon von Montfaucon mit Recht ausgeschieden, und nach dem Vorgang von Combefisius hier mit gutem Grunde dem Methodius zugewiesen; einige kleinere Fragmente, *ἐκ τῆς εἰς τὸ Ἰὼβ βιβλίον ἑρμηνείας* und *Ἀποσπασμάτια* auf S. 117—119 machen den Beschluss; S. 120 u. 122 folgt der lateinische Index capitum des Symposiums und S. 122—129 ein Epimetrum Annotationis in S. Methodii Opera: eine Reihe von Bemerkungen theils kritischer und sprachlicher, theils exegetischer Art in dem Nachweis von Parallelstellen u. dgl. die zum bessern Verständniss der Worte und Gedanken des Methodius dienen. Noch ist zu bemerken, dass am Rande des Griechischen Textes überall die im Texte berührten Bibelstellen genau nachgewiesen sind. Dass die lateinische Uebersetzung, wie sie bei Gallandi sich befindet, weggelassen ist, kann der Ausgabe nicht zum Nachtheil dienen; auch abgesehen von dem grösseren Raum, der dadurch in Anspruch würde genommen sein; wer zu der Lectüre der Schriften des Methodius sich wendet, wird soweit in seiner Kenntniss der Griechischen Sprache vorbereitet sein müssen, dass er, wenn er den gleich näher zu bezeichnenden Commentar des Herausgebers dazu nimmt, einer lateinischen Uebersetzung nicht bedarf.

Wenden wir uns zu der andern Abtheilung, so mag schon aus der besonderen Aufschrift derselben entnommen werden, was zunächst darin enthalten ist und worauf hauptsächlich das Augenmerk des Verfassers gerichtet ist; indess es wird weit mehr gegeben, als was der engere Rahmen dieser Aufschrift erwarten lässt. Und diess ist es, was wir hier insbesondere hervorheben zu müssen glauben. Das Ganze, was der Verf. hier bringt, ein Werk vieljähriger Forschung und Anstrengung, ist in der Weise angelegt, dass den einzelnen Stellen aus den verschiedenen nach einander folgenden Schriften des Methodius die entsprechenden Stellen aus Plato an die Seite gestellt werden; darunter stehen die ausführlichen, in kleinerer Schrift gedruckten Anmerkungen des Verfassers, die mit einzelnen Nummern versehen, die Gesammtzahl von 795 erreichen und

Digitized by Google

zum Theil sehr umfassend ausgefallen sind: sie bilden den Beleg und die nähere Erörterung zu der oben gegebenen Zusammenstellung, indem sie sich des Näheren über alle Einzelheiten des Sprachgebrauches verbreiten, welcher auf die classischen Muster eines Plato und Anderer zurückgeführt und aus Stellen dieser Schriftsteller erklärt wird, unter Nachweisung dessen, was darüber in den Commentaren neuerer Gelehrten bemerkt worden ist. Charakter und Beschaffenheit dieser Anmerkungen lässt sich aus den oben genannten ähnlichen Leistungen des Verfassers entnehmen, und die Reichhaltigkeit aller Belege und Nachweisungen wird hiernach kaum befremden, da eben der Verfasser auch darin sich treu geblieben ist, auf diese Weise aber uns einen vollständigen sprachlich-exegetischen, und selbst auf die Gedanken und Lehren des Methodius hier und dort eingehenden Commentar liefert, wie dessen wohl nur wenige kirchliche Schriftsteller sich bis jetzt erfreuen. Der Zusammenhang, in welchem diese ersten Zeugen christlicher Lehre und Wissenschaft nach ihrer ganzen höheren Geistesbildung mit den grossen Geistern der vorausgegangenen griechisch-classischen Welt, namentlich mit Plato stehen, wie sie gewissermassen darin wurzeln, tritt hier in so schlagender Weise hervor, dass in der That nur der, welcher mit den Meistern althellenischer Sprache und Bildung sich näher bekannt und vertraut gemacht hat, diese christlichen Lehrer gehörig zu verstehen und zu erfassen vermag. Aber auch der Philolog, der Culturhistoriker wie der blosse Sprachforscher werden diese Entwicklung mit gleichem Interesse verfolgen, um zu erkennen, wie Sprache und Ausdruck der althellenischen Zeit hier zu dem Ausdruck christlicher Ideen benutzt und gewissermassen umgesetzt worden ist. Fast jede Seite des Commentars kann dazu Belege bieten, die in mehr als einer Beziehung höchst interessant sind. Auf diese Weise liegt ein Schatz von sprachlichen Bemerkungen vor, welche reiche und vielfache Belehrung gewinnen lassen. Dass dadurch auch die Kritik, wie sie von dem Verf. geübt wird, oftmals einen sichern Halt gewinnt, kann aus vielen Beispielen nachgewiesen werden, selbst in scheinbar geringfügigeren Punkten, welche einzelne Formen der Sprache betreffen, wie über die Form *ξυνουσία* und *συνουσία* not. 7, über *ἀεὶ* und *αἰεί* not. 23. So ist not. 24 die im Text vorgenommene Aenderung des nicht zu erklärenden *φιλοπεί σμων* in *φιλοπαί σμων* durch die Nachweisung des Platonischen Gebrauchs dieses Wortes hinreichend gerechtfertigt; auch wird es not. 52 nur zu billigen sein, dass *ἔστ' ἂν* beibehalten, und nicht mit *ἕως ἂν* vertauscht ist, was als eine Art von Erklärung erscheint, wie die öftere Verwechslung beider Worte beweist. Auch die Genitivform *νοῦ* (von *νοῦς*) ist mit Recht beibehalten, da die Form *νοός* einer ganz späten Zeit angehört, not. 68. Die in der Stelle des Symposiums (§. 108: *τὰ δὲ μὲν παιδιᾶς τὰ δὲ καὶ σπουδῆς χάριν*) vorgenommene Aenderung *παιδιᾶς* statt *παιδείας* wird not. 210 durch solche Belege gerechtfertigt, dass an

Digitized by Google

ihrer Richtigkeit wohl nicht gezweifelt werden kann; dasselbe mag von der Schreibung ἀμελλητί gelten, welche statt der Vulgate ἀμελητί (Sympos. p. 252) hier Platz gefunden hat, und durch eine auch weitergehende und über Adverbien ähnlicher Bildung sich erstreckende Erörterung not. 385 gerechtfertigt erscheint. Aehnlicher Art sind die Bemerkungen not. 104. 446 über μόλις und μόγις, not. 335 über ἀμεγέπη und ἀμεγέπως, not. 36 über die Form κεκέρασμαι; eben so eine Reihe von andern Bemerkungen, welche sich über Eigenthümlichkeiten des Sprachgebrauchs oder die Anwendung und Bedeutung einzelner Worte bei Methodius verbreiten, wie z. B. not. 343 über ἐξομόργνυμι, oder not. 31 über λειμών, not. 57 über βαναυσία, not. 98 über σκήνη und verwandte Worte, vom menschlichen Körper gebraucht u. dgl. m. Wir wollen jedoch diese Aufzählung nicht weiter fortsetzen, da wir in der That nicht wissen, wo wir aufhören sollten und, wenn wir genau sein wollten, den Inhalt jeder Seite zu verzeichnen hätten: dies Wenige, was wir angeführt, mag zur Genüge zeigen, von welcher Beschaffenheit, von welchem Umfang und von welcher Bedeutung dieser zu Methodius hier gelieferte Commentar, wie wir diese Anmerkungen wohl nennen dürfen, ist und was damit für das richtige Verständniss nicht blos der verhältnissmässig nicht umfangreichen, uns noch erhaltenen Schriften dieses Kirchenvaters, sondern auch für andere derartige Schriftsteller gewonnen ist, und was auf der andern Seite auch der Philolog, der von der kirchlichen Bedeutung dieses Autors absieht, daraus in Bezug auf Sprachgebrauch und dessen Fortbildung in den christlichen Jahrhunderten lernen kann. Wir dürfen in dieser Beziehung wohl aufmerksam machen auf die eigenen Worte unseres Verfassers, S. XII der Vorrede der zweiten Abtheilung: »Jam vero philologi Methodii Platonizantis exemplo se edoceri patiantur, quanta copia eruditionis antiquae Patrum ecclesiae scriptis abscondita sit operaque philologa, si modo in iis ponatur, quantum et ipsis et scriptoribus veteribus, praesertim Platoni prosit. Profecto latus hic est compus, in quem philologi excurrant et in quo excolendo plus proficient quam qui dummodo aliquid novi de scriptoribus veteribus proferant, eos exili vel praepostera crisi excruciant aut commentis quae dies delet, obruant«; leider nur zu wahre Worte, wie wir uns mehrfach zu überzeugen Gelegenheit hatten, die aber gewiss wohl zu beherzigen sind. — Am Schlusse des Ganzen ist ein ausführliches, in alle sachlichen wie sprachlichen Gegenstände, welche in diesem Commentar behandelt werden, bis in das Einzelste eingehende Register beigefügt, in welchem nicht blos alle einzelnen Worte mit ihren Bedeutungen aufgenommen sind, sondern selbst weitere Zusammenstellungen gegeben werden, wie z. B. unter Atticismus oder unter anima, homo, deus, corpus humanum, u. s. w. und namentlich auch alle behandelten Stellen des Plato, so wie anderer Schriftsteller aufgeführt sind, sogar ἅπαξ λεγόμενα des Plato;

Digitized by Google

es mag dasselbe als Nachweis dienen und die specielle Erwähnung aller einzelnen Worte und Sacherklärungen uns erlassen: hier wird leicht ein Jeder die Beweise des Gesagten ermitteln können; es reicht in doppelten Columnen des grossen Formats von S. 131—151.

Chr. Bähr.

---

1) *Natürliche Dialektik. Neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und der Philosophie von Eugen Dühring, Docent an der Berliner Universität. Berlin, 1865, Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn. gr. 8. XII und 227 S.*
2) *Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre gespendet von Dr. Ernst Ferdinand Friedrich. Erster Band, Leipzig in Commission bei F. A. Brockhaus, 1864. 481 S. gr. 8.*
3) *System der Logik und Geschichte der logischen Lehren von Dr. Friedrich Ueberweg, Professor der Philosophie an der Universität zu Königsberg. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Bonn, bei Adolph Marcus, 1865. XV u. 400 S. gr. 8.*

Als Hegel jenes »diamantene Netz« ausbreitete, mit welchem er Gott, Natur und Geist festzuhalten gedachte, warf man eine Zeit lang auf die über 2000 Jahre alte Logik einen verächtlichen Blick, schob sie in die Plunderkammer des Veralteten und Schädlichen, einer, wie man sich ausdrückte, Gottlob überwundenen Zopfzeit und glaubte sie als so genannte »alte Logik« für immer abgethan zu haben. Den Namen Logik behielt man, aber die Sache veränderte sich. Die Metaphysik wurde Logik. Aber womit sollte die Wahrheit dieser »neuen Logik« geprüft werden? Offenbar mit dem Instrumente der Logik, dem Organ des Denkens, dem Verstande. Wie anders aber kann man mit dem Verstande prüfen als nach den ewig wahren Gesetzen des Denkens? Und so liess man die alte Logik zur Hinterthüre wieder im Stillen herein, die man zur Vorderthüre mit Ungestüm hinausgetrieben hatte. Selbst in der Hegel'schen Logik ist der alten Logik ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt. Hatte man Gott, Welt, den Menschen, Körper und Geist und Alles, was ist und wird, in die neue Logik hineingebracht, so konnte man doch nicht ganz über die alten Denkgesetze, über die Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen cavalièrement hinweggehen, man musste etwas Notiz von ihnen nehmen, wenn es auch nur war, um zu zeigen, dass hinter dem »alten Zopfe« nichts Bedeutendes verborgen lag. Jedes philosophische System hat seine Zeit, so auch das Hegel'sche. Als man zu sich kam, fand man, dass man eigentlich aus der berühmten absoluten Idee, die nach der ursprünglichen Setzung als Aufhebung von Subject und Object dem Nichts gleich war, nur das herausgenommen hatte, was die so genannte neue Logik vorher in sie

Digitized by Google

hineingeschoben hatte. So kam die alte, von einer gewissen Partei der alten Hegelianer förmlich vergessene Logik wieder zu Ehren. Der antibarbarus logicus nahm sich ihrer in derb polemischer, aber kräftiger und erfolgreicher Weise an. Die Herbart'sche, die Krause'sche, die Schopenhauer'sche Schule wollten nichts von dieser neuen Logik wissen. Und doch hatten die Hegel'schen Forschungen einen bleibenden Werth; man erkannte durch sie das Ungenügende und Fehlerhafte vieler Sätze der alten Logik, man liess den Irrthum fahren, dass die Logik allein als Wissenschaft keiner Verbesserung und keines Fortschrittes fähig sei, man erkannte, dass, wenn auch die Logik als Denkwissenschaft eine formelle Wissenschaft war, die den subjektiven Denkformen entsprechenden objectiven Existenzformen nachgewiesen werden müssten, wenn die ersteren eine genügende wissenschaftliche Grundlage erhalten sollten. Viele verdienstliche Werke der Logik sind von diesem Standpunkte ausgegangen. Manche beharrten auf dem einmal eingeschlagenen Irrwege. Wir haben hier einige neuere logische Werke zu besprechen.

Nr. 1 nennt sich natürliche Dialektik und will mit dieser »neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie gewinnen.« Wir haben schon so viel des Neuen in der Logik erhalten, dass es wünschenswerther erschiene auf das Alte zurückzugreifen, dieses in geordneter Darstellung mit Sichtung des Haltbaren und bisher Angenommenen nach kritischer Methode wieder zu geben und ihm, was für die Denklehre unumgänglich nothwendig ist, eine erkenntnisstheoretische Grundlage zu gewinnen.

Nach einer Vorrede und Einleitung behandelt der erste Theil die logischen Vorbereitungen, der zweite die dialektischen Ausführungen. Der erste Abschnitt des ersten Theiles handelt vom Identitätsprincip, der zweite Abschnitt vom Princip vom zureichenden Grunde. Im zweiten Theile werden im ersten Abschnitte die Begriffe von Unendlichkeiten, im zweiten die Begriffe von den letzten Gründen, im dritten die vermittelnden Begriffe, im vierten die Entwicklung aus Begriffen, im fünften die Unterbrechung und Stetigkeit, im sechsten die Vorstellungen von einer organischen Gedankenentwicklung dargestellt.

Der Herr Verf. will in der vorliegenden Schrift ein »neues System« geben; es ist aber schon aus obiger Uebersicht klar, dass es sich hier nur von fragmentarischen Gedanken, die erst einer weiteren Durchführung und organischen Verbindung bedürfen, handeln kann. Die Dialektik ist »höhere Logik« und es soll das Verhältniss der gewöhnlichen zur höheren Logik ganz dasselbe sein, wie das der niedern zur höheren Mathematik. Als »das letzte einer ernstlichen Berücksichtigung würdige grosse System« wird das »Kant'sche« bezeichnet; doch werden nur »wenige Aufstellungen des grossen Kritikers und auch diese nur unter berichtigenden Beschränkungen« als wirkliche »Errungenschaften« zugelassen. Es fehlt bei Kant »an der Nachweisung der erkenntnisstheoretischen

Digitized by Google

Grundlagen der Einsichten der formalen Logik gänzlich.« Der Herr Verfasser kennt keine »logische oder metaphysische Philosophie, deren Charakter als strenge Wissenschaft bereits völlig ausgebildet wäre.« Er will eine neue logische Grundlegung geben. Das Unterscheidungsmerkmal der »höhern Logik« wird in dem Verfahren mit Begriffen von Unendlichkeiten nach Analogie der höhern Mathematik gezeigt.

Wie soll aber diese Dialektik beschaffen sein, die uns eine neue logische Grundlegung giebt? Der Herr Verf. nennt seine Dialektik eine »natürliche.« Woran erkennt man die natürliche Dialektik? Die Natürlichkeit soll sich in doppelter Beziehung zeigen. Die Dialektik soll sich erstens nicht mit »secundären Aufgaben, die nur in ganz besondern Abirrungen ihren Grund haben«, beschäftigen; sie soll zweitens »keine verzwickten und unnatürlichen Formen als Richtmaass der Gedankenbewegung« annehmen (S. 10). Sie wird also nur die von der Natur des Denkens unvermeidlich gestellten Probleme behandeln und »jede unwillkürliche und ungesuchte Wendung, auf welche das unbefangene Denken verfallen möchte« (S. 10), in ihren Kreis ziehen. Allein hier stosst uns schon eine Reihe von Bedenken auf. Wer soll entscheiden, welche Aufgaben primär, welche secundär sind und haben denn wirklich secundäre Aufgaben immer »in ganz besondern Abirrungen« ihren Grund? Die Dialektik ist natürlich, wenn sie »keine verzwickten und unnatürlichen Formen als Richtmaass der Gedankenbewegung« gelten lässt. Ist damit etwas gewonnen? Heisst das nicht ungefähr so viel als: die Dialektik ist natürlich, wenn sie nicht unnatürlich ist? Wo liegt die Begründung dafür, welche Probleme von der Natur des Denkens unvermeidlich gestellt sind? Muss nicht dieser Nachweisung eine Untersuchung der Natur des Denkens selbst vorausgehen? Wie kann man behaupten, dass die Natur des Denkens ein Problem unvermeidlich aufstellt, wenn man nicht weiss, wie diese Natur beschaffen ist? Die Grundlegung liegt also in der Untersuchung der Natur des Denkens, aus welcher erst die Probleme hervorgehen. In den Kreis der natürlichen Dialektik werden alle »unwillkürlichen und ungesuchten Wendungen« aufgenommen, auf welche das »unbefangene Denken verfallen möchte.« Dies ist aber eine gefährliche Art von logischer Grundlegung Was müsste nicht Alles in den Kreis der Dialektik, wenn alle »unwillkürlichen und ungesuchten Wendungen des unbefangenen Denkens« hineingehörten? Eine Wissenschaft wird nicht durch unwillkürliches Denken, sondern durch Nachdenken, durch Denken auf einen bestimmten Gegenstand gewonnen. Ein Denken ist unbefangen, wenn es sich giebt, wie es ist; aber nicht jedes Denken ist gut und richtig und es bleibt unbefangen, wenn es sich auch in seiner Verkehrtheit und Falschheit giebt, wie es ist. Ohne Suchen wird nicht gefunden; ohne Willkür und Absicht das Ziel der Wissenschaft nicht erreicht. Die natürliche Dialektik will aber

Digitized by Google

»unwillkürliche und ungesuchte Gedanken« und lässt sich wohl darauf eine Grundlegung bauen? Ob aber Formen »verzwickt« oder »natürlich«, ob Probleme »unvermeidliche« oder »secundäre«, ob Wendungen »unwillkürlich« oder »gesucht sind, diess kann nur vom Standpunkte eines Kriteriums aus ermessen werden. Dieses Kriterium oder der Satz, von dem man bei der Beurtheilung dieser fraglichen Gegenstände ausgeht, muss als beurtheilend nothwendig höher, als das von ihm Beurtheilte stehen. Es ist bedingend; das letztere bedingt. Das letzte Bedingende aber ist allein das Princip. Es ist daher immer noch die eigentliche Grundlage für diese so genannten Erscheinungen einer natürlichen Dialektik zu legen.

Anstatt einer allgemeinen Grundlegung werden einzelne Probleme der Logik herausgegriffen und beurtheilt. Es sind diese das Identitätsprincip und das Princip vom zureichenden Grunde. Beim ersten soll bestimmt werden, was man sich darunter zu denken hat und beim zweiten sollen die Fesseln abgeschüttelt werden, mit denen ein solches Dogma den natürlichen Verstand bedacht hat. Die gewöhnliche Fassung des Princips vom zureichenden Grunde wird nämlich als »falsches Dogma« erklärt (S. 17). Der Herr Verf. weist auf die verschiedenen Ausdrucksweisen des Identitätsprincips hin, welche in verschiedenen Formeln und Sätzen gefasst werden. Diese Verschiedenheit in der Ausdrucksweise verräth aber weder eine »Unbestimmtheit« noch »eine Vieldeutigkeit des Ausdrucks« und damit »Unsicherheiten und Schwankungen in Gedanken.« Denn jeder Ausdruck hat seinen bestimmten Sinn, weil er seine bestimmte Beziehung hat, er ist nur einer Deutung fähig, wenn er nur in dem einen Sinne oder in der einen Beziehung gewonnen wird. Gedanken, die ihre bestimmte Beziehung und ihren bestimmten Sinn haben, sind weder unsicher noch schwankend. Wenn der Herr Verfasser vom »Widerspruch« und vom »ausgeschlossenen Dritten« als solchen verschiedenen Ausdrucksweisen redet, so darf hier nicht vergessen werden, dass die Beziehungen ganz andere sind, und deshalb beide als ganz verschieden von dem Identitätsprincipe unterschieden werden. Jedenfalls können diese Principien wohl auseinander entwickelt werden, aber deshalb ist doch das Princip der Identität eine andere Denkform, als die des Widerspruchs und letztere wieder ein anderes Princip, als das vom ausgeschlossenen Dritten. In der Identität ist die Position, im Widerspruch die Negation zugleich mit der sich hieraus ergebenden Folge ausgedrückt.

Aber die Logik soll eine höhere sein, es handelt sich hier um den »höheren Verstandesgebrauch.« Der Herr Verf. behandelt das Identitätsprincip, wie alles in seiner natürlichen Dialektik zum Gegenstande Erhobene, lediglich nach der Analogie der »höheren Mathemathik.« Es wird die positive und negative und disjunctive Form des Princips unterschieden. Die Art und Weise,

Digitized by Google

wie dies geschieht, erleidet keinen Auszug, und der Leser muss den Inhalt dieser Art von logischer Grundlegung sich durch eigene Anstrengung, wenn er Lust dazu hat, aneignen. Zugleich wird auf die apriorischen sowohl als die empirischen Voraussetzungen der Anwendbarkeit dieses Princips hingewiesen. »Als die vollkommenste Form des Identitätsprincips« wird der »Satz vom ausgeschlossenen Dritten« bezeichnet. In diesem soll nun, was die Tragweite und die Grenzen dieses Princips betrifft, nachgewiesen werden, dass sich »die wesentlichen Gestalten des Denkens« in ihm vorfinden (S. 66).

Die Stammbegriffe, ohne welche keine Urtheile gebildet werden können, sollen alle in dieser Form liegen mit Ausnahme der Quantität, welche freilich ein wichtiger und auch in der Kant'schen, wie der Hegel'schen, selbst in der Fichte'schen Ichphilosophie unerlässlicher Stammbegriff ist. Es wird als wesentlich und als Vorzug bezeichnet, dass die Quantität als Denkbestimmung für die Urtheile in dieser Anschauungsweise fehlt. Der Herr Verf. meint, die Disjunction, welche im Satze des zureichenden Grundes liege, sei in demselben als »die allgemeine Form zu Disjunctionen« zu betrachten und man habe es hier mit »keiner bestimmten speciellen Disjunction« (S. 66) zu thun und nur diese sei »die Darstellung eines Begriffsumfanges und in so fern auch der logischen Quantität.« Allein was ist die »allgemeine Form zu Disjunctionen«? Sie ist nur dadurch etwas, dass sie dasjenige implicite enthält, was allen Disjunctionen gemeinschaftlich zukommt; sie ist die Einheit für die Disjunctionen, und was allen bestimmten einzelnen Disjunctionen zukommt, muss nothwendig auch in ihr, der allgemeinen Disjunction, der Form zu allen Disjunctionen, enthalten sein. Wenn nun der Hr. Verf. selbst zugesteht, dass jede bestimmte Disjunction die »Darstellung eines Begriffsumfanges und insofern auch der logischen Quantität« ist, so ist nicht abzusehen, wie hier der Stammbegriff der Quantität ausgemerzt werden kann. Aber, meint der Herr Verf., »die Vorstellung der Quantität ist nie rein begrifflich, sondern stets formal sinnlich.« Allein, wenn die Quantität nicht als rein begrifflich gilt, was soll dann auf diese reine Begrifflichkeit Anspruch machen? Quantität, Relation (Substanz, Inhärenz, Ursache, Wirkung), Modalität, Kraft, Leben, Sein u. s. w. sind diese Begriffe ohne sinnliche Beziehung, oder sinnliche Voraussetzung, ohne Voraussetzung von sinnlichen Objecten, ihren Eigenschaften, Theilen, Zuständen, Verhältnissen möglich, sind sie nicht alle in gewisser Beziehung formal sinnlich? In der Quantität wird vom bestimmten quantum abstrahirt, wie in der Qualität vom bestimmten quale. Der Herr Verf. meint darum, es gebe Urtheile und Schlüsse (S. 66 u. 67) ohne logische Quantität. Er nennt die Annahme der Quantität eine Behauptung der überlieferten Logik. Diese überlieferte Logik, welche die ersten Denker des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit zu Vertretern hat, hat wohl nicht ohne Grund behauptet, dass zum Urtheile Quantität gehöre. Auch

Digitized by Google

die so genannten unbestimmten Urtheile (judicia indefinita), welchen die Umfangszeichen zu fehlen scheinen, haben ihre Quantität. Die Umfangszeichen sind hier nur nicht genau bestimmt, sie haben einen doppelten Sinn, können aber immer nur in dem einen oder andern Sinne genommen werden und haben in jedem Sinne einen bestimmten, natürlich immer wieder einen andern Umfang. Wenn auch allerdings ein Bejahen oder Verneinen, ein Setzen oder Aufheben zum Urtheile gehört, also hier die Qualität der Stammbegriff des Urtheils ist, so ist dieses Bejahen ein Einschliessen oder Ausschliessen des einen Bestandtheiles des Urtheiles vom andern oder des bestimmt werdenden Begriffes von dem ihn bestimmenden. Hier erscheint aber der einschliessende Begriff als der grössere (Oberbegriff, terminus major, Prädicat), der eingeschlossene Begriff als der kleinere (Unterbegriff, terminus minor, Subject). Dieses Ein- und Ausgeschlossen werden der Begriffselemente des Urtheils ist aber ohne den Stammbegriff der Quantität unmöglich. Das Einschliessen ist allerdings das des Ganzen, der Vielheit oder des Einzelnen, aber gerade hierin liegt nicht nur der Grund zur Eintheilung der Urtheile in allgemeine, besondere und einzelne, sondern, wie Kant nachgewiesen hat, der Stammbegriffe der Allheit, Vielheit, Einheit und damit die Quantität.

Ref. stimmt übrigens gerne und vollkommen dem gelehrten Herrn Verf. bei, wenn dieser S. 72 die »Unbefangenheit«, mit welcher »man die logischen Formen in metaphysischen Untersuchungen handhabt«, als »verdächtig« bezeichnet. Sehr wahr ist, was derselbe daselbst sagt: »Der Satz, dass über die Erkenntnissquellen der Logik auch in der Methaphysik nicht hinausgegangen werden könne, oder mit andern Worten, dass das Dasein logischer Functionen für sich selbst keine andere Realität als eben die der Form dieser Functionen gewährleiste, muss zum Eckstein eines jeden gegen die phantastischen Begriffsdichtungen gerichteten Systems gemacht werden. Die metaphysische Entartung natürlicher Conceptionen rührt meist aus einem falschen Gebrauch der gemeinen logischen Functionen her und unter diesen ist das Denken des Nichtidentischen als nicht identisch gerade diejenige Thätigkeit, welche der nebelnden und schwebelnden Verwischung der Begriffsunterschiede entgegentritt.«

Vom Princip der Identität geht der Herr Verf. zum Princip vom zureichenden Grunde über. Die so genannten Begriffe sind ihm die Gattungen. Die Wissenschaft aber hat zwei Stufen zu durchlaufen; denn es wird ein Wissen »niederen« und »höheren Ranges« unterschieden (S. 79). Das Wissen niederen Ranges beschränkt sich auf die »Kenntniss der ruhenden Gattungen«, das Wissen höheren Ranges »geht in der Abstraction weiter und dringt mit seiner Analyse in die Gründe ein, welche sich in den als ruhend aufgefassten Gestaltungen ein Dasein gegeben haben.« Die »tiefere Denkart bleibt nicht bei den so genannten Begriffen stehen, son-

Digitized by Google

dern giebt sich Rechenschaft, unter welchen Voraussetzungen überhaupt von bleibenden Gattungen geredet werden kann.« Das »tiefere Denken« »kennt die Fesseln des so genannten Begriffs und der so genannten Idee gar nicht; es lässt sich durch keine von der jeweiligen Naturbeschaffenheit und von der jedesmaligen eingeschränkten empirischen Erkenntniss abgezogene Schablone einengen. Es weiss, dass die Idee etwas Secundäres ist, was als aus einem freien Grunde stammend angesehen werden muss. Dieser Grund selbst wird nicht als Denken, sondern als ein Diesseits oder Jenseits alles Denkens vorgestellt. Es wird in denselben nichts hineingedacht, als was sich nicht schon durch die blosse Form der einheitlichen Betrachtung ergeben würde« (S. 80).

Der Begriff ist aber die Vorstellung der Gesammtheit der wesentlichen Elemente oder des Wesens der Objecten. Die Gattung ist also wohl von Aussen die dem Begriff entsprechende objective Existenzform; aber sie ist noch lange nicht der Begriff selbst. Dadurch, dass dieses oder jenes unter diese oder jene Gattung gehört, habe ich noch lange nicht den Begriff d. h. den wesentlichen Inhalt des Objects, wenn ich mit der Gattung auch seinen Umfang bezeichne. Es ist bekannt, zu welchen Abirrungen die Hegel'sche Schule mit der Unterscheidung des gemeinen und tiefen, des niederen und höheren Denkens geführt hat, und auch hier erscheint die Berufung auf dieselbe nicht unbedenklich. Man soll die »Fesseln des so genannten Begriffes und der so genannten Idee« gar nicht kennen. Was soll aber aus dem armen Verstande werden, wenn er die Fesseln des Begriffes und der Idee abwirft? Sind wir doch nicht im Stande uns den Verstand anders, als eben in Begriffen und Ideen denkend vorzustellen? Das »höhere« Denken soll sich nicht einengen lassen von einer »von der jeweiligen Naturbeschaffenheit und von der jedesmaligen eingeschränkten empirischen Erkenntniss abgezogenen Schablone«? Was soll aber herauskommen, wenn wir diese »Schablone« nicht mehr haben? Kann man von etwas anderem, als von der jeweiligen Naturbeschaffenheit ausgehen, und, wenn man alle jeweiligen Naturbeschaffenheiten zusammennimmt, hat man da nicht die Naturbeschaffenheit selbst, wie alle jedesmaligen empirischen Erkenntnisse, die, wenn sie für den Augenblick auch eingeschränkt sind, uns doch zuletzt das empirische Wissen selbst geben? Was soll aus dem »höheren« Denken werden ohne Fessel des Begriffs und der Idee und ohne das Ausgehen von der jeweiligen Naturbeschaffenheit und der jedesmaligen empirischen Erkenntniss? Ist die Idee deshalb etwas »Sekundäres«, weil sie aus einem »freien Grunde« stammt? Wird der Grund als das Primäre betrachtet, so wird man gewiss nicht sagen können, dass »nicht das Denken« dieser Grund sei. Warum ist der Begriff, die Idee? Weil wir sie denken. In unserem Denken liegt der Grund, freilich nicht der einzige; denn der äussere Factor der einwirkenden Natur gehört auch dazu,

Digitized by Google

Aber deshalb kann man nicht mit dem Herrn Verf. behaupten, dass der freie Grund »das Diesseits oder Jenseits alles Denkens« sei. Die Begriffe und Ideen sind einmal da; sie sind für mich dadurch da, dass sie gedacht werden; sie hören für mich auf, wenn ich sie nicht denke. Sie sind, indem sie gedacht werden. Wie kann aber der Grund des Denkens selbst ein »Diesseits« oder »Jenseits« alles Denkens sein? Was diesseits oder jenseits alles Denkens liegt, hat auch mit dem Denken nichts zu thun und kann nicht sein Grund sein. Der Herr Verf. verwirft das Princip vom zureichenden Grunde als ein falsches Dogma und lässt es nur als logisches Princip gelten. Es ist aber nicht einzusehen, wie man das Princip logisch stehen lassen kann, wenn man es metaphysisch verwirft. Denn, wenn das Verhältniss von Ursache und Wirkung objectiv für das Sein der Dinge keine Gültigkeit hat, womit wollten wir die Gewissheit des Verhältnisses von Grund und Folge subjectiv für das Denken rechtfertigen? Wenn das Geschehen in der Natur keine Ursache voraussetzt, so setzt auch das Denken keinen Grund voraus. Ein metaphysisch falsches Dogma kann nicht logisch wahr sein. Der Herr Verf. sagt S. 87: »Das Princip enthält an sich selbst gar keine bestimmte Einsicht, sondern nur die Aufforderung, in den Vermittlungen der Einsichten keine Lücke in den Beweisgründen zu lassen. Alle Einsichten, welche als wahr gelten wollen, müssen entweder unmittelbar einleuchten oder zureichend begründet sein. Diese Formel ersetzt den wahren Gehalt des hier fraglichen Princips, so dass man unter Voraussetzung derselben den ganzen Satz des zureichenden Grundes aus der Logik und Erkenntnisstheorie streichen kann.« Für's Erste wird aber unsere Einsicht dadurch vermehrt, dass wir einen Satz erkennen, der uns auffordert, in den Beweisgründen keine Lücke zu lassen, wir gewinnen an Einsicht, wenn wir erkennen, dass alle unsere Einsichten, wenn sie nicht an und für sich klar sind, zureichend begründet sein müssen. Die Einsicht von der Nothwendigkeit eines zureichenden Grundes im Erkennen ist gewiss eine Einsicht. Für's Zweite streicht man, wenn man die Voraussetzung als unbedingt wahr erkennt, dass alle Einsichten, welche als wahr gelten wollen, entweder unmittelbar einleuchten oder zureichend begründet sein müssen«, den Satz vom zureichenden Grunde nicht aus der Wissenschaft. Denn der Satz vom zureichenden Grunde stellt eben die zureichende Begründung als nothwendige Forderung auf. Bezieht sich dieser Satz aber auf die Nothwendigkeit der »zureichenden Begründung jeder Einsicht«, so hat er seine Gültigkeit nicht nur für das Denken in der Logik, sondern auch für das Sein in der Metaphysik. Denn wir kommen ohne Einsicht zur Erkenntniss keines Seins; wollen wir also ein wirkliches Sein, auf dessen Wahrheit wir uns verlassen können, so können wir dieses nur durch Einsicht und zwar durch eine hinreichend begründete Einsicht, also nur durch Anwendung des Princips vom zureichenden Grunde fin-

Digitized by Google

den. Das Princip hat dadurch, dass es sich auf das Denken bezieht, nicht etwa allein eine logische Gültigkeit und Wahrheit; es gilt für die Dinge, wie für die Begriffe, das Object, wie das Subject. Denn das Sein ist für uns nur durch das Denken.

Wenn im zweiten Theile (den dialektischen Ausführungen) die Zahl und die Vielheit »völlig dasselbe« sind, »die Vielheit bei Kant ein reiner unanschaulicher Verstandesbegriff ist und sich doch in der That gar nicht angeben lässt, wie dieser Begriff als Schema d. h. als Zahlenvorstellung irgend welche Umgestaltung erfahre« (S. 110), so ist hiegegen zu bemerken. Durch die Vielheit wird nur eine Seite der äussern Quantität bezeichnet, diese aber nicht ganz erschöpft, wie Kant ganz richtig im transcendentalen Schema der Zeitreihe, welches eben die Zahl ist, nachgewiesen hat. Denn der Zahl entspricht nicht nur die Vielheit, sondern auch die Einheit und Allheit und nicht mit der Vielheit, sondern mit der Einheit ist bei der Entwicklung zu beginnen. Mit dem Eins habe ich die Einheit, durch die Wiederholung des Eins, das Setzen des Eins zu Eins, gewinne ich die Vielheit. Immer aber erschöpfe ich mit der Vielheit die Zahl nicht; denn bei der Vielheit tritt eine Schranke, eine Hemmung ein, ich habe ja nicht Alles, sondern nur Vieles; ich habe Eins zu Eins gesetzt und irgendwo weiter hinzuzusetzen aufgehört. Das Fortgehen von Eins zu Eins ohne Gränze ist nicht mehr die Vielheit, sondern die Allheit; nicht die Vielheit, nur die Allheit ist unendlich. Sehr richtig wird der »Begriff der unendlichen Zahl« auf den Begriff der Unbeschränktheit des Zählens zurückgeführt (S. 122), so wie überhaupt auch die Untersuchungen über »die Unendlichkeiten der blossen Logik« (S. 122—128) und die »Unendlichkeiten der reinen Mathematik« (S. 128—136), die Abschnitte von den »Vernünfteleien« (S. 146—150) und »Deuteleien« (S. 150—157) viel Interessantes geben. Im »Missbrauche der reinen Verstandesbegriffe bestehen die Vernünfteleien«, im »Missbrauch der moralischen und Gemüthsvorstellungen« die Deuteleien« (S. 157). Wenn aber auch manches Lesenswerthe in dem durch die ganze Schrift gehenden Parallelismus der höheren Mathematik und Logik enthalten ist und dieses sich besonders in der Behandlung der Unendlichkeitsbegriffe darstellt, so bleibt immer noch mit Recht der gegründete Zweifel übrig, ob damit jene von dem Herrn Verf. angedeutete, neue logische Grundlegung der Wissenschaft und Philosophie wirklich gewonnen ist. Wissenschaft und Philosophie lassen sich übrigens nicht trennen; denn die Wissenschaft ist eben die Philosophie und die Philosophie die Wissenschaft.

Nr. 2 will »Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre« liefern. Der erste Band enthält den Prospect und die Introduction zur grössern Hälfte.

Auch hier soll eine »neue Logik« gegeben werden; die »so genannte Logik« ist »verwickelt, verwirrt« und der »Aufräumung be-

Digitized by Google

dürftig.« Der Hr. Verf. geht von dem richtigen Glauben an die Möglichkeit einer steten Vervollkommnung nicht nur der Logik, sondern aller Wissenschaft aus und erblickt hier »eine Art von praktischem Postulate für die Menschheit.« Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre sind »drei weit auseinander liegende Felder der Gesammtwissenschaft.« Sie werden von dem gelehrten Herrn Verf. für so verschieden gehalten, als Ontologie, Psychologie und Methodologie. Die eigentliche Logik wird S. 24 »Sachvernunftwissenschaft,« die Noëtik »Denkungstheorie,« die Wissenschaftslehre »Idmik« (neu geschaffenes Fremdwort) oder »Kundigkeitslehre» genannt. Die »Sachvernunftwissenschaft« wird näher als scientia de ratione cursus rerum omnium, die »Wissenschaft vom Zusammenhang aller Sachverhalte oder von der Vernunft des grossen Weltlaufes« erklärt. Demnach ist hier die Logik mit der Metaphysik gleich bedeutend, die Noëtik das, was man sonst Logik nennt, von der theoretischen Seite nämlich und die Idmik die Erkenntnisstheorie. Offenbar aber wird die Sache durch den Gebrauch dieser neuen Worte unklar, weil diese neuen Worte als nicht geeignet zur Bezeichnung der Begriffe erscheinen. Es werden hier gleichsam drei ganz verschiedene Logiken, die reale, die formale und die inductive unterschieden. Allein die von der Hegel'schen Philosophie ausgehende, so genannte reale Logik oder Metaphysik gehört nicht in's Gebiet der logischen Wissenschaft und die Erkenntnisstheorie ist ein ergänzender Theil der letzteren. Es ist also doch nur e i n e Logik und die Theilung ist unhaltbar. Die Bezeichnungen, welche dafür gewählt werden, sind ungenügend. Sachvernunftwissenschaft ist ein Ausdruck, der nicht nur auf Metaphysik, sondern auch auf andere sachliche oder Realwissenschaften seine Anwendung findet. Gehen nicht auch Geschichte, Naturwissenschaften u. s. w. von der Vernunft aus und behandeln Sachen und wollen ebenfalls die ratio cursus rerum omnium? Ja, man findet durch Realwissenschaften dieses Ziel oft mehr, als auf dem metaphysischen Wege. Die Theoria cogitationis liegt viel eher in der Logik, als in der von ihr hier getrennten Noëtik. Am wenigsten bezeichnend aber ist der barbarische Ausdruck: Idmik und die gleichbedeutende Bezeichnung: Kundigkeitslehre (doctrina gnaritatis, wie sie der Herr Verf. in's Lateinische übersetzt). Das einfache: »Erkenntnisslehre« ist entschieden bezeichnender.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lehrbücher der Logik von Dühring, Friedrich und Ueberweg.

(Schluss.)

Nicht im Gesuchten oder Gekünstelten, sondern im Natürlichen allein findet sich die Wahrheit. Mit der »Sachvernunftwissenschaft«, »Denkungstheorie« und »Kundigkeitslehre« werden die an sich klaren Begriffe verworren. »Der neue Doktrintitel« (so wird dieser Ausdruck S. 25 genannt) wird deshalb gewählt, weil er »die Wahrheits-, Beweisführungs- und Wissenschaftslehre in Eins zusammenfasst.« Liegt dieses aber auch nur im Mindesten in dem Worte: »Idmik oder Kundigkeitslehre«? Dieser Idmik werden vier Schwestern gegenübergestellt (S. 29), 1) nämlich die Ethik oder Sittlichkeitslehre, welche bekanntlich »Agathologie, Dikäologie und Politik oder Staatenkunde einschliesslich der Jurisprudenz und Cameralistik aller Nationen umfasst,« 2) die »Behäbigkeitslehre« (sic, auch »doctrina sospitantis sollertiae, Poristik« genannt), 3) Aesthetik oder »Sinnigkeitslehre« (sonderbarer Weise mit »doctrina elegantis sollertiae übersetzt), 4) »Frömmigkeitslehre« oder »comparative Religionswissenschaft«, welche mit der »Ekklesiastik oder Kirchenthumskunde« endet. Sie alle, verbunden mit der Idmik, welche in ihre Reihe gehört, und als ihre »Schwester« erscheint, bilden, den »fünf Humanitätsideen« entsprechend, den Umfang der »Freisamkeitskunde« (sic), ehemals »praktische Philosophie« genannt (S. 34). »Freisamkeit« soll »humanistische Freiheit« sein. Als »humanistische Freiheit« aber wird diejenige Freiheit bezeichnet, »in welcher der Mensch seine Bestimmung erreicht«, welche aus »urgemüthlicher Gelassenheit wider Unmenschen streitbar die Anthropotes oder das Menschenthum zur Humanität oder zum menschenwürdigen Dasein auszuwirken trachtet« (sic S. 35).

Demnach gestalten sich fünf Felder, deren jedes seine »aparte Historie« entwickelt, 1) das »Sittlichkeitsfeld«, 2) das »Behäbigkeitsfeld«, 3) das »Sinnigkeitsfeld«, 4) das »Kundigkeitsfeld«, 5) das »Frömmigkeitsfeld«. Das Ensemble der fünf Felder wird mit einem »Pentaphyllon oder Fünfklewer« (!), einem »fünffächerigen Apfelkernhause« (!) und einem »System von 5 Festungen« (!) verglichen (S. 35). Die Fünfheit wird vertheidigt, weil sie den fünf Humanitätsideen entspricht. Als diese werden S. 29 angegeben: 1) die Idee des Guten, 2) die Idee der Glücksicherung, 3) die Idee der Heiligung, 4) die des Schönen und 5) die Idee der

Digitized by Google

Wahrheit. Neue Ausdrücke sind nie einzuführen, wenn sie zur Bezeichnung der Begriffe weniger geeignet sind, als die alten. Man wird Staats- und Privatwirthschaftslehre durch »Behäbigkeitslehre« sehr unpassend ausdrücken, auch an der letztern nicht sehen, welche verschiedene Wissenschaften unter sie gehören. Noch weniger drückt Sinnigkeitslehre den Begriff der Aesthetik aus. Die Lehre von der »Sinnigkeit« ist noch lange nicht die Lehre vom Schönen, noch viel weniger von den einzelnen Künsten. Gewiss ist Religionswissenschaft oder Religionsphilosophie keine Frömmigkeitslehre, weil jene durchaus theoretischen Charakters ist und Frömmigkeit, ein praktisches Erzeugniss der Religion, weder gelehrt noch gelernt werden kann. Unter die Ethik kann man eben so wenig die Staatenkunde, als die Jurisprudenz und Cameralistik aller Nationen bringen. »Freisamkeitskunde« ist ein sehr unbestimmter Ausdruck und in der Freisamkeit liegt gewiss nicht, dass sie human ist und über der Freiheit steht. Man möchte nach der Sprache lieber frei, als freisam sein. Auch ist nicht abzusehen, warum es gerade fünf Humanitätsideen sein sollen, während mit Recht alle von jeher auf drei, das Gute, Schöne und Wahre, zurückgeführt wurden.

Die »Freisamkeitskunde«, welche die fünf angedeuteten Wissenschaften umfasst, steht mitten inne zwischen der »Gemüthskunde« und Gotteskunde« und alle drei zusammen bilden die »Geistwissenschaft« (S. 40). Der »Geistwissenschaft« steht die Naturwissenschaft, welche der Herr Verf. lieber »Chnuotwissenschaft« (sic) nennen möchte, entgegen (S. 41). Der Wahlspruch des Herrn Verf. ist zum Behufe der zeitgemässen Reform der so genannten Logik, welche er von der eigentlichen unterscheidet: »Nicht los und doch frei.« Er stellt zu diesem Behufe »fünf durchgreifende Maassregeln« auf: 1) die literarhistorische (»Tradition, Unterricht und gelehrte Erinnerung an die zeitherige Wissenschaftsgeschichte«), 2) die empirische (»Erfahrung, Detailforschung«), 3) die skopiorische (»Spekulation, Zusammtbetracht und Engrosforschung«), 4) die linguäre (»philologische Würdigung der Nomenclatur, Dolmetschung der Schlagwörter, Uebersetzung der Terminologien«), 5) die encyklopädische (»Separation der Doctrinen, Lehrfächerung« u. s. w. S. 131). Für die eigentliche Philosophie dient ein aus dem Indischen und Griechischen zusammengesetztes Wort: Taonomie. Das Inventarium taonomischer Probleme macht den Schluss. Hier werden in der Kategorientafel als »Hauptbegriffe des grossen Weltlaufes« angeführt: Sein, Begriff und Sache. Das Sein wird zurückgeführt auf »Urthum« (sic) oder potentielles Sein, auf Wesen oder aktuelles Sein und auf Selbstheit oder finales Sein, der Begriff auf den Inbegriff oder singulatorischen Begriff, auf den »Anbelang« (sic) oder den »binatorischen Begriff« und auf die »Verabschlussung« oder den »ternatorischen Begriff«, die Sache auf den »Erzanfang« oder »die Sache involuter Momente«, den »Verfolg« oder die »Sache existenter Momente«, das »All oder die

Digitized by Google

Sache dilatirter Momente« (!!S. 465). Ohne uns in eine weitere Kritik einzulassen, begnügen wir uns mit dieser Uebersicht und überlassen das weitere Urtheil dem Leser.

Nr. 3, das System der Logik von Prof. Ueberweg, ist von den meisten andern Lehrbüchern dieser Wissenschaft das vorzüglichste. Wir haben schon früher in diesen Blättern die erste Auflage dieses Werkes angezeigt und uns über den Werth desselben genau ausgesprochen. Ref. bezieht sich auf jene früher gegebene Beurtheilung. In der Logik stehen sich nämlich zwei extreme Ansichten entgegen. Die erste ist die subjectivistisch formale oder analytisch formale, durch die Kant'sche und Herbart'sche Schule vertreten. Diese Schule behandelt die Formen des Denkens ohne alle Beziehungen zu den Formen des Seins; es wird hier keine Rücksicht auf den objectiven Werth des Denkens für das Erkennen der objectiven Wirklichkeit genommen. Die Logik ist hier eine rein formelle Wissenschaft. Die andere Ansicht ist die der metaphysischen Logik, von der Hegel'schen Schule begründet. Die Formen des Denkens und Seins sind hier völlig identisch. Die Selbstbewegung des reinen Gedankens ist zugleich die Selbsterzeugung des Seins. Die Logik wird eine rein objective, materielle Wissenschaft. Schon Aristoteles hielt sich von diesen Extremen fern; ihm ist das Denken ein Abbild des Seins, welches, wenn es auch von diesem verschieden ist, doch in einer Beziehung zu ihm steht. Die vermittelnde Ansicht zwischen den extremen Richtungen der neueren Logik geht von Schleiermacher aus (»Dialektik, herausg. von Jonas«, Berlin 1839). Er will die »Formen des Denkens aus dem Wissen als dem Zwecke des Denkens begreifen« und »die Einsicht in ihren Parallelismus mit den Formen der realen Existenz begründen.« So hält er die rechte Mitte inne zwischen der subjectivistisch formalen und metaphysischen Logik und nähert sich mehr den Grundansichten des Aristoteles. Ritter, Vorländer, Trendelenburg, in verwandter Beziehung auch Lotze, schlugen diesen vermittelnden Weg ein, den auch der um die Philosophie hoch verdiente Herr Verf. schon in der ersten Auflage seines Systemes des Logik einschlägt. Die erste Auflage erschien 1857, die zweite 1865. Der in der ersten Auflage eingenommene und begründete Standpunkt ist auch in der zweiten Auflage derselbe geblieben. Die ganze Arbeit wurde theils in wissenschaftlicher, theils in didaktischer Hinsicht einer genauen und gründlichen Revision unterworfen. So gewann sie durch Berichtigungen, Kürzungen und Erweiterungen an Werth und Brauchbarkeit. Mit Recht weist der Herr Verf. darauf hin, dass die Logik, welche auf den Zusammenhang der Denkformen mit den Existenzformen Gewicht legt, im Gegensatz zu Kant's subjectivistischer Vernunftkritik für die Naturwissenschaften wichtig ist. Auf diese Seite des Buches macht Ref. den Leser hier besonders aufmerksam. In dieser Hinsicht soll vorliegende Logik der specielleren Methodik, wie sie in Mills

Digitized by Google

»System der deductiven und inductiven Logik« enthalten ist, zur philosophischen Grundlage dienen. Der Herr Verf. schlägt darum auch hier den Weg ein, welcher die Extreme Kant's und Hegel's beseitigt. Die wissenschaftliche Einsicht wird nicht mittelst apriorischer Formen rein subjectiven Ursprungs gefunden; auch können überhaupt die Denkbestimmungen, abgesehen von aller Erfahrung, nicht a priori gewonnen werden und in diesem Zustande auf objective Gültigkeit Anspruch machen. Nur die Combination der Erfahrungsthatsachen nach logischen Normen sichert der Erkenntniss eine objective Wahrheit und Nothwendigkeit. Die Apodikticität beruht auf der räumlich-zeitlichen und causalen Ordnung Diese wird nicht erst von dem anschauenden und denkenden Subject in den chaotischen Stoff hineingetragen, sondern aus der natürlichen und geistigen Realität, in der sie ursprünglich ist, allmälig durch Erfahrung und darauf gebautes Denken in das subjective Bewusstsein aufgenommen.

Was zuerst die äussere Anordnung betrifft, so ist sie auch in der zweiten Auflage mit einzelnen Abänderungen die gleiche geblieben. In dem Begriff, der Eintheilung und allgemeinen Geschichte der Logik ist der §. 4, anstatt, wie früher, »das Verhältniss der logischen Theorie zur logischen Kunstübung«, »die Möglichkeit der wissenschaftlichen Logik« überschrieben. Bei der vermittelnden Richtung der neuern Logiker wird in der zweiten Auflage S. 34 auch B. Bolzano genannt. Ebenso werden unter den neueren logischen Werken des Auslandes, ausser den früher erwähnten, die Lehrbücher von Opzoomer, E. Vacherot, Ch. Waddington, Pellissier, Joseph Delboeuf angeführt (S. 63).

Die Geschichte der Logik, welche den logischen Lehren vorausgeht, ist pragmatisch-kritisch aus den Quellen gearbeitet und dient als die beste Einleitung zu dem Werke selbst.

Auch die zweite Auflage zerfällt, der ersten gleich, nach der äussern Anordnung in 6 Theile. Die Gegenstände, von welchen sie handeln, sind in der zweiten Auflage, in den Ueberschriften klarer und präciser angedeutet. Es wird nämlich 1) gehandelt von der Wahrnehmung in ihrer Beziehung zu der objectiven Räumlichkeit und Zeitlichkeit, 2) von der Einzelvorstellung oder Anschauung in ihrer Beziehung zu der objectiven Einzelexistenz, 3) vom Begriff nach Inhalt und Umfang in seiner Beziehung zu dem objectiven Wesen (essentia) und der Gattung (genus), 4) vom Urtheil in seiner Beziehung zu den objectiven Grundverhältnissen oder Relationen, 5) vom Schluss in seiner Beziehung zu der objectiven Gesetzmässigkeit, 6) vom System in seiner Beziehung zur objectiven Totalität. Die Logik wird präciser definirt als die »Wissenschaft von den normativen Gesetzen der menschlichen Erkenntniss«, während in der ersten Auflage der überflüssige Zusatz zu den »normativen Gesetzen« oder den »Idealgesetzen« gemacht wird. S. 57 sind in der Ueberschrift noch »die Idee und die Werthverhältnisse«

Digitized by Google

hervorgehoben. Der §. 73 der ersten Auflage, welcher hinter dem contradictorischen und conträren Gegensatz der Urtheile und hinter der Subalternation unmittelbar die synthetische und analytische Urtheilsbildung behandelt, ist in der zweiten Auflage hinweggelassen und wird sogleich der Uebergang zur Urtheilsbildung a priori und a posteriori gemacht. Dagegen wird die »analytische Urtheilsbildung als Ableitung eines Urtheils aus einem Begriffe und die synthetische Urtheilsbildung« in der Lehre vom Schlusse unmittelbar hinter den »Formen der unmittelbaren Schlüsse überhaupt« S. 82 eingeschoben. Zweckmässig wird in der Uebersicht der Schlusslehre den Schlüssen mit disjunctiven Prämissen und den aus hypothetischen und kategorischen Prämissen bestehenden Schlüssen S. 122 und 123 der allgemeinere Begriff der vermischten Schlüsse, eben so in der Lehre von der Sclusskette, vom Pro- und Episyllogismus, vom Epicherem und Kettenschluss der Begriff der zusammengesetzten Schlüsse in §. 124 vorausgestellt. Die Schlusskette ist das, was sonst auch die Logik Polysyllogismus oder Vielschluss nennt, eine Verbindung von Pro- und Episyllogismen. Man kann sie also einen offenbar zusammengesetzten Schluss nennen, während Epicherem und Kettenschluss unter die versteckt zusammengesetzten Schlüsse gehören, da ihre Zusammensetzung sich in Abkürzungen zeigt, beim Epicherem in Nebensätzen, beim Kettenschluss in den Hauptsätzen. Das Enthymem, welches eine oder die andere der beiden Prämissen hinweglässt, gehört unter die Kategorie der einfachen abgekürzten Schlüsse. Zum Schluss empfiehlt Ref. nochmals dem Leser dieses treffliche, dem Lehrer wie dem Schüler gleich nützliche Buch. Es zeichnet sich durch ein gründliches Studium aller logischen Fragen auf der Grundlage geschichtlicher Kritik, durch Vorurtheilslosigkeit, Klarheit und Präcision aus. **v. Reichlin-Meldegg.**

Odysse-Barot, lettres sur la philosophie de l'histoire. Paris 1864.

Gedanken in Briefform niederzuschreiben ist bequem genug. Man verwahrt sich gegen die Anforderung eines streng wissenschaftlichen Zusammenhangs. Um über die tiefsten Probleme des menschlichen Denkens spielend hinwegzugleiten braucht man nur ein anmuthiges Geplauder unter dem Titel »philosophische Briefe« in die Welt schicken. Zwar hat es immer Ausnahmen gegeben, wo auch diese leichte Form durch den Ernst des Gedankens geadelt ward; aber Schiller's philosophische Briefe oder Bolingbroke's letters on the study of history scheinen Herrn Odysse-Barot nicht als Muster vorgeschwebt zu haben, da er dem geistreichen Publicisten Emile de Girardin seine Ideen über die Philosophie der Geschichte auftischte. Man sollte nun einmal nicht über die letzten

Digitized by Google

Gründe philosophiren, ohne den Begriff einer Sache festgestellt zu haben. Und wenn man von einer Philosophie der Geschichte spricht, so dürfte es um so gerathener sein von einer klaren Begriffsbestimmung der Geschichte selbst auszugehn, da die Philosophen gerade über diesen Punkt nichts weniger als einig sind. Soll man mit der Hegel'schen Schule in der Geschichte den Fortschritt des menschlichen Geistes zur Freiheit erkennen, oder soll man wie Schopenhauer nur ein dunkles Treiben und Toben des selbstsüchtigen Willens in ihr sehen, ohne Zweck und Ziel, ohne leitende Ideen, ohne Fortschritt und Entwicklung? Es handelt sich darum, ob man eine Freiheit anerkennt, die im Handeln besteht, ein Vermögen »von sich aus eine Reihe von Begebenheiten zu beginnen«, oder ob man die Freiheit nur im Esse nicht im Posse, nur im Sein nicht im Thun findet und damit die Möglichkeit jeder fortschreitenden Entwicklung zu höherer Vollkommenheit abschneidet; indem, nach Schopenhauers nihilistischer Weisheit, der »Lehre vom Werden vermöge des Weltprocesses die Einsicht entgegentritt, dass bis zu jedem gegebenen Zeitpunkt bereits eine unendliche Zeit abgelaufen ist, folglich Alles was mit der Zeit kommen sollte, schon da sein musste.« Man würde dem mürrischen Frankfurter Weltweisen, der mit cynischer Menschenverachtung kokettirte, der seinen Pudelhund, wenn er ihn schelten wollte, zur Strafe »Mensch« nannte, man würde Arthur Schopenhauer zu viel Ehre anthun, wenn man ihn wie in irgend einer Sache, so in seinen nihilistischen Anschauungen über das Wesen der Geschichte für originell halten wollte. Die Neigung nur das Sein und das Nichtsein anzuerkennen, das Werden als nicht existirend abzuleugnen tritt schon bei den Eleaten hervor, ebenso wie auf der andern Seite die Hegel'sche Lehre, die das Princip der Dinge in der Entwickelung findet, schon von Heraklit angedeutet ward. Zu allen Zeiten hat es Denker gegeben, die sich mit dem Geschehenen abzufinden und zur Klarheit über den hier berührten Gegensatz zu gelangen suchten. Und je eifriger man den Nebel zu zerstreuen sucht der den Begriff der Geschichte zu umhüllen pflegt, je entschiedener muss man betonen, dass es nur zwei mögliche Erklärungsgründe des Seienden giebt, das in der Geschichte zum Ausdruck kommt: den Zufall oder den Geist. Wer in dem was geschehen ist und alltäglich geschieht ein zusammenhangloses Aus- und Nebeneinander sieht, dem wird auch die Geschichte ein trübes Chaos, eine Anhäufung von furchtbaren Ereignissen, von belohnten und unbelohnten Verbrechen sein, wer aber erkennt, dass die Ereignisse, welche jener Theorie günstig sind, sich in unsere subjective Unwissenheit auflösen lassen, und dass in dem Geschehenen ein geistiger Zusammenhang waltet, der wird diesen Causalnexus zu einem Gesetz des Fortschritts und der Entwickelung verklären.

Es giebt kein Drittes. Für den Zufall oder für das Gesetz des Geistes, für Nothwendigkeit oder Freiheit muss man sich ent-

scheiden. Und der Historiker selbst, der seine Aufgabe mit Ernst und Liebe erfasst hat, kann keinen Augenblick im Zweifel sein. Geschichte ist ihm nicht blos das Geschehene. Er unterscheidet zwischen einer Vergangenheit die für immer todt ist, die mit dem Augenblick, wo sie geboren wird, dahin fliegt, und zwischen einer Vergangenheit aus der sich der Keim des Lebens entwickeln lässt, weil sie lebt. Es widerstrebt ihm auf das Genaueste Minute, Stunde und Datum eines Ereignisses zu ermitteln, wenn dies Ereigniss nicht Licht für Generationen schafft. Zu erforschen, wann ein grosser Mann geboren ist, erscheint höchstens als eine nützliche Beschäftigung für den Scharfsinn und die Divinationskraft. Jedoch die Resultate seiner Bestrebungen, seine Verwaltung, die politischen wie religiösen Prinzipien zu kennen die er durchzuführen suchte: darin liegt der echte Vorwurf für den Historiker, der das Wesen seiner Wissenschaft erkannt hat. Wenn wir benachrichtigt werden, dass Karl der Grosse am 1. Januar des Jahres 800 des Morgens 5 Uhr aufgestanden ist, statt um 6 Uhr, so nützt uns das gerade soviel, wie wenn wir herausbrächten in welcher Tonart die Sirenen gesungen haben; wenn wir dagegen erfahren, dass der Kaiser um die frühe Stunde mit seinem Vertrauten einen Reformplan für das Unterrichtswesen in Franken besprach und entwarf, so haben wir das gewonnen, was nicht mit der Stunde und nicht mit dem Tage stirbt, weil es überhaupt nicht sterben kann. Und wie mit den Individuen, so ist es mit Völkern und mit dem ganzen Menschengeschlecht. Die menschlichen Gemeinschaften die sich ewig in den gleichen Bahnen bewegen, bei denen alle Schicksale die sie treffen keinen Fortschritt hervorbringen, stehen ausserhalb der Geschichte wie die Kaffern und Südseeinsulaner. Nur wo ein Fortschritt im Erkennen und Handeln ist, wo Grösse und Schönheit individueller Charaktere sich zeigt, da tritt der Geschichtsschreiber auf bindet zusammen was flüchtig vorüberrauscht und legt es im Tempel Mnemosyne's zur Unsterblichkeit nieder. So wird die Geschichte das Bild der Entwicklung des Menschengeistes. Auf den Inhalt und nicht auf die Form, auf das innere Gesetz und nicht auf den Zufall kommt es an, und Geschichte ist nicht das Vergangene, sondern nur der geistige Kern des Vergangenen, nur das Vergangene worin ein Werth für den Geist begründet liegt. Das sind Anschauungen, die so landläufig geworden sind, dass Odysse Barot sie als selbstverständlich voraussetzt, und ihre Entwicklung füglich entbehren zu können glaubte. Aber diese Unterlassung hat sich selbst gestraft. Denn wenn der französische Geschichtsphilosoph auf der einen Seite (pag. 3) seines Werks sich in die Vergangenheit zurückflüchten will um einen Versuch zu machen ihre Gesetze zu konstruiren, um darin die Resultante zu suchen und zu finden die man Zukunft nennt, und auf einer andern Seite (p. 29) die banalen Anekdoten wiederholt, wie die grössten weltgeschichtlichen Erscheinungen durch den Zufall bedingt wurden,

Digitized by Google

wie Rom vier Jahrhunderte vor Christus von den Gänsen gerettet, und neun Jahrhunderte nach Christus durch einen Hasen erobert worden sei: wer sieht da nicht, dass hier ein urtheilsloses Schwanken in den Grundbegriffen vorwaltet, und dass der voraus bezeichnete Dualismus im Kopfe des Verfassers keineswegs klar auseinander geht? Denn man kann nicht die Resultante aus der Vergangenheit ziehn, und die Zukunft construiren, ohne als Erklärungsgrund des Seienden in der Geschichte den Geist anzunehmen, der allein eine solche Wahrscheinlichkeitsrechnung ermöglicht. Wahrscheinlichkeitsschlüsse haben nur dann eine innere Berechtigung, wenn man einen Kausalnexus verlangt, Etwas Höheres wovon sie abgeleitet werden, Etwas Tieferes worauf sie ruhen. Der Zufall, der die grössten Erschütterungen des Menschengeschlechts von einem Glase Wasser ableitet, passt nicht in dies System, und ein harmloses Verschmelzen der Gegensätze, ein gemüthliches Nebeneinander von Zufall und Wahrscheinlichkeit kann vom Standpunkt der Logik aus niemals statuirt werden. Dass im Leben der Einzelnen wie der Nationen Momente eintreten, wo Berechnung und menschliche Kraft nicht ausreichen, wo der Wille von der Verkettung der Umstände, die man Schicksal nennt, gebrochen wird, wer wollte das läugnen? Aber es ist gerade hier ein feiner Unterschied zwischen der Möglichkeit und dem was man gewöhnlich Zufall nennt zu statuiren. — Die Geschichtsphilosophie des Herrn Barot wird sich freilich um diesen innerlich unausgeglichenen Konflikt wenig kümmern. Die Voraussetzungen machen ihn wenig irre, wenn er nur das Ziel erreicht, wenn er nur die Resultante für die Zukunft ziehen kann. Die Grundverschiedenheit des romanischen und germanischen Volksgeistes offenbart sich charakteristisch auf diesem Gebiet. Nun zeigt sich, dass man jenseits des Rheins unter Philosophie Etwas Anderes versteht, oder wenigstens Anderes meint als bei uns in Deutschland. Die Lehre Hegel's machte auf Cousin als er 1817 in Heidelberg war den Eindruck von »greifbarer Finsterniss.« Und auch als die Franzosen später in Hegel den Spinoza mit dem Aristoteles multiplicirt fanden und ihn auf der Spitze der Pyramide stehen sahen, zu der drei Jahrhunderte wissenschaftlicher Bemühung die Werkstücke herbeigetragen, auch da schmeckte ihr Lob, eher nach der Phrase, die dem unverstandenen Staunen zu Hülfe kommt, wie nach einsichtiger Würdigung des Geleisteten. Deutschland ist den Franzosen bis in die neueste Zeit ein abendländisches Indien geblieben, ein Land der Musik, der Mährchen und Träume, grübelnder Brahminen und einer unverständlichen Gedankendämmerung. Die Gabe der Spekulation galt immer als eine spezifisch deutsche, während im französischen Geist die Nöthigung lag sich praktisch zu bethätigen. Und diese elementare Verschiedenheit tritt nirgends schärfer hervor, als wenn der Franzose, sich in einer Verkehrung seiner natürlichen Fähigkeiten, auf die Spekulation zu werfen und zu konstruiren anfängt. Eine Speku-

Digitized by Google

lation, die sich rein im Reiche des Gedankens erhält, bleibt ihm unfassbar, er begreift nicht um mit Montesquieu zu reden, wie das eine Tugend sein kann, aus der Nichts hervorgeht. Im Spekuliren selbst bleibt der praktische Zug der Franzosen hervorstechend, die Neigung sich in allen Dingen auf die Anwendung zu beziehn, allen Dingen nur nach Massstab ihrer Anwendbarkeit Werth beizulegen. Wenn der Franzose philosophirt, so will er ein Resultat vor Augen haben, das sich lieber heute als morgen im praktischen Leben verwerthen lässt. Wie in Kunst und Religion, so ist es in den Wissenschaften; der Deutsche baut diesen geistigen Gottheiten einen Thron auf im Innern seines Herzens, der Franzose sieht zunächst was sie für die Tagesfragen bedeuten. Hier ist vollkommen grundsätzliche Abscheidung der Wissenschaft und des Lebens, dort wird die Wissenschaft für das Leben zurechtgeschnitten. Hier ist die Wissenschaft sich selbst Zweck, dort dient sie der Politik. Für die wissenschaftliche Betrachtung der Geschichte entsteht gerade uns Deutschen leicht eine nicht zu unterschätzende Gefahr: dass in der Abwendung von dem Gegenwärtigen in der sehnsüchtigen Zukehr zu dem Vergangenen auch unsere Vaterlandsliebe etwas von dem empfindsamen Zuge trägt, mit dem man auf verlorene Güter zurückblickt; für den Franzosen wird die Versuchung nahe liegen das Vergangene zu missachten, soweit es nicht zur Verklärung der Nationaleitelkeit benützt werden kann und aus der Geschichte eine Bundesgenossin des französischen Patriotismus zu machen. So dürfen wir über das Inkoherente der Barot'schen Ideen vom Standpunkt der Logik aus keine Klage mehr führen, denn je näher wir seine Geschichtsphilosophie prüfen, je deutlicher sehen wir auch hier die angezogene Erfahrung bestätigt, indem der Verfasser die Grenzen von Geschichte und Politik verwischt, das Vergangene zu einer Konstruktion des Zukünftigen benutzt, und seine unmassgeblichen Ideen über eine richtige Konstellation der europäischen Staaten, über die Geschichte der Zukunft zu entwickeln sucht. Haben wir einmal solche Zukunftskonstruktionen zugelassen, so fehlt nur wenig und wir langen bei den utopistischen Visionen Fourier's an. Bei dem Omniarchenreiche, welches durch das Orchester der Leidenschaften in ein Paradies verwandelt wird, wo der Mensch nicht mehr Erdenwurm, sondern Gott selbst ist; wo eine Nordlichtskrone sich am Nordpol befestigt die in Sibirien die Milde Andalusiens schafft, das Eis schiffbar schmilzt und den entsalzten Meeren eine Art Limonadengeschmack mittheilt. Es ist mit der Geschichte der Zukunft ähnlich wie mit der Musik der Zukunft; die Gegenwart will Nichts davon hören, und die Zukunft lebt nur in den verworrenen Träumen einiger Fanatiker, einiger Troubadours des Jammers, welche die kläglichsten Dissonanzen für Gesang der Engel im Himmel halten. Der Historiker von Fach wird sich von den Zukunftsvisionen einer ähnlichen Geschichtsphilosophie ebenso-

Digitized by Google

fern halten, wie der echte Musiker sich die Ohren mit Baumwolle verstopft, wenn er verurtheilt wird einer modernen Zukunftsoper zuzuhören. Denn es ist kein blosses harmloses Spiel, was hier getrieben wird, sondern es ist ein Attentat gegen Wissenschaft und Kunst, deren Grundprinzipien verläugnet werden, deren Ziel über die Mitteln und über der Wirkung des Augenblicks vergessen wird. Wenn man den Historiker tadelt, dem der Sinn für die Gegenwart mangelt, der ungebräunt von ihrem Hauche gleichsam ätherisch bleich in der Vergangenheit wandelt, so wird man darum diejenige Art der Geschichtsschreibung gewiss nicht erheben, die über publicistischen Einfällen à la Laguerонière den Sinn für das Reale, die gewissenhafte Beachtung der hergebrachten kritischen Methode und das besonnene Maass verliert. Das Interesse, mit dem wir die politischen Experimente betrachten, zu denen man die Geschichte benutzt, kann also immer nur ein relatives sein. Selbst die Art, wie man bei gründlicher Kenntniss der Vergangenheit die gewonnenen Resultate politisch verwerthet, wie man z. B. aus der deutschen mittelalterlichen Kaiserfrage Kapital für Kleindeutschland zu machen gesucht hat — sie entspricht dem Ideal der geschichtlichen Auffassung keineswegs die romanische Vermischung grundsätzlich verschiedener Zweige der Wissenschaft kann nur in den dringendsten Fällen entschuldigt, niemals empfohlen werden. Wir glaubten aber die Verschiedenheit zwischen der romanischen und germanischen Auffassung der Wissenschaft hier um so mehr betonen zu müssen, da, wenn sie einmal vorausgesetzt und alle Differenzen in dem einen Punkt klar beleuchtet ist, in den Barot'schen Ideen Manches sich wiederfindet, was gerade von deutscher Seite anerkannt werden dürfte. Dass Herr Barot sich über das Wesen der Geschichte nicht ausspricht und dieselbe nach romanischer Tradition mit Politik zusammenwirft, wird ihm gewiss von Solchen gern verziehen werden, die seine Bemühungen billigen, den französischen Nationalvorurtheilen zu entsagen. Er ist mehr Kosmopolit als Franzose. Seine Schrift ist mehr politisch-historischer als philosophisch-historischer Art; aber sie trägt das Gepräge jenes Liberalismus, der über die engen Grenzen von Geburt und Vaterland einem allgemeinen Humanitätsideal zustrebt. »Die Laster der Individuen sind die Tugenden der Nationen. Wenn in der Gesellschaft ein Individuum den Charakter und die Eigenschaft entfaltete, die den Patriotismus ausmachen, so würde es ein unausstehlicher Mensch sein.« Von diesem Gesichtspunkt aus kann der histortsch-politische Ideenschatz der durch die französische Revolution gebildet worden ist, wenig Gnade vor den Augen des Verfassers finden. Die »unsterblichen Ideen« von 1789 sind ihm keineswegs ausschliesslich französische Errungenschaft, es sind dieselben die man in England Prinzipien von 1688, in Amerika Prinzipien von 1776, in Holland Prinzipien von 1584, in Neapel und Spanien Prinzipien von 1812, in Belgien Prinzipien von 1830 nennt. Sie

Digitized by Google

sind das gemeinsame Erbstück aller Jahrhunderte, aller Völker, und man setzt sie herab, man kränkt die Wahrheit, wenn man sie an einem schönen Morgen in irgend einem Winkel wie ein Entenei ausbrüten lässt. Sie haben keinen Anfang gehabt, sie werden kein Ende haben, sie sind unsterblich wie Gott selbst. Könnten wir uns nicht endlich einmal überreden, dass unser Land nicht Alles auf dem Globus ist, dass die ganze Erde sich nicht um dasselbe dreht, wie Sonne und Sterne in den Kosmogonieen der Alten sich um die Erde drehten? Es liegt viel Naivetät und wenig Bescheidenheit darin, uns unaufhörlich das erste Volk und die ersten Soldaten der Welt zu nennen. Es giebt weder das Eine noch das Andere. Alle Nationen wiegen sich ungefähr auf. Wenn wir immer sehr stolz sind Franzosen zu sein sobald wir durch die rue de Castigliono gehen, so halten wir uns darum nicht für berechtigt das ganze Universum über die Achsel anzusehen.« Das sind Worte die Barot's Auffassung als eine von der national-französischen grundverschiedene kennzeichnen. In Frankreich herrscht die Extremsucht die von nichts dauernd befriedigt wird, zugleich mit der Freude an grossen Worten und allgemeinen Formeln in die man ganze Ordnungen des menchlichen Seins zusammenpresst. In Frankreich ist wunderbar viel Geist sagt Châteaubriand, aber Kopf und gesunder Menschenverstand gebricht, zwei Phrasen berauschen uns.« In einem solchen Lande muss es wunderbar berühren, wenn Herr Barot die ganze hergebrachte Phraseologie, der man in der Publicistik und in der Presse huldigt, über Bord wirft, wenn er von »der geheiligten Sache der Nationalitäten der grossen Sache des Fortschritts und der Civilisation, der grossen Partei der Ordnung, den Interessen der Gesellschaft, dem grossen Prinzip der Autorität den beschützenden Prinzipien der socialen Ordnung, den subversiven Theorien der socialen Ordnung ebenso wenig Etwas wissen will wie von den Prinzipien von 1789, und erklärt das Heiligste verliere seinen Werth sobald es mit vulgarer Terminologie bekleidet werde. Das sei so, als wenn man die Ouvertüre von Wilhelm Tell auf einer Drehorgel hören müsse. In dem Lande, wo vor Allem der Kultus des Trommelwirbels und der himmelstürmenden Bülletins gepflegt wird, möchte es wenig Sympathie erwecken, wenn Barot sich auf das Zeugniss Friedrich des Grossen beruft um das Widerspruchsvolle und Verbrecherische des Kriegs zu erweisen. Hier zeigt er sich treuer gegen die Geschichte als gegen die nationale Tradition, die in Napoleon einen Märtyrer sieht. Wenn Thiers von den Schwächen des grossen Imperators spricht, so geschieht es im Ton einer liebenden Mutter, die zugiebt, dass ihr lebhaftes Kind zu schlimmen Streichen aufgelegt ist. Strenger und wahrhafter erinnert Barot an die imperialistische Unbarmherzigkeit im Krieg, die man dem verwöhnten Sohn des Ruhms nur allzuoft nachgesehn hat. »Nicht Attila war es, der am 4. Februar 1806 von St. Cloud an General Iunot nach Parma schrieb: Verbrennen sie fünf oder

Digitized by Google

sechs Dörfer, lassen Sie einige sechzig Personen füsilliren, statuiren Sie die strengsten Exempel.« — Das Emporkommen des Völkerrechts, die Werke von Grotius und Montesquieu haben nach Barot keine mildernde Wirkung für den Kriegszustand hervorgebracht. Er findet, dass die Praxis der Gegenwart tief unter dem Alterthum steht, dass in den modernen Kriegen nichts an die edelmüthigen Kämpfe zwischen Pyrrhus und den Römern erinnere, dass an Stelle grossartiger Beziehungen von Volk zu Volk, die nach dem Sittengesetz gemessen wurden, eine herzlose und heuchlerische Diplomatie getreten ist, die Intrigen für Gesinnung, Ueberlistung für Weisheit nimmt, der die Niederlage ein Verbrechen und das Unglück eine Beute ist. Frankreich habe kein Recht den Ostmächten die Theilung Polens vorzuwerfen. Durch den Vertrag von Mailand 16. Mai 1797 schwören sich die französische und venetianische Republik Frieden und ewige Freundschaft. Beinahe in demselben Augenblick bemächtigte sich das als Freund und Verbündete aufgenommene Frankreich der ganzen venetianischen Flotte, raubte Kanonen und Munition aus dem Arsenal, liess die vier bronzernen Pferde und den Löwen von St. Marko nach Paris transportiren, bemächtigte sich der Inseln Korfu, Kephalonien und Zanthe. Vier Monate später, am 17. Oktober 1797, lieferte es durch den Vertrag von Campo Formio die Republik Venedig an Oesterreich aus!« So schont Herr Barot die Politik des eigenen Landes, nicht um seinen Satz zu beweisen, dass seitdem das Völkerrecht eine Wissenschaft geworden ist, man es am häufigsten und frechste verletzt hat. Er hätte sich dabei auf einen bekannten Ausspruch Montesquieu's in den persischen Briefen berufen können: le droit public apprend aux princes jusqu'à quel point ils peuvent violer la justice sans choquer leurs intérêts. Anerkennenswerth bleibt die Unparteilichkeit jedenfalls, mit welcher der Verfasser die einzelnen Fakta in sein allgemeines Thema einreiht, und Frankreichs Schwächen, sowie die Fehler seiner grossen Männer zu Gunsten seiner antikriegerischen Ansichten verwerthet. Diesen Ansichten, bei denen man den sanften Flügelschlag der Friedenstaube von Elihu Burrit zu vernehmen glaubt, treten in Barot's Theorie von den »zwei Polen der Geschichte« noch deutlicher hervor. Von den beiden Polen der Geschichte hat gewiss bisher Niemand etwas vernommen. In der That wirkte der Jedem Franzosen unwiderstehliche Kitzel Esprit zu machen hier auch auf unsern Geschichtspropheten ein. Ohne daran zu denken, dass die Pole zwei einfache Drähte sind, und dass der Unterschied von positivem und negativen Fluidum als ein blos angenommener erscheint, greift er in das Gebiet der Naturwissenschaften um mit den Streiflichtern seiner Analogieen das vollkommen disparate Gebäude der Historie zu erleuchten. Man denkt unwillkürlich an die oberflächlich beobachteten Aehnlichkeiten und Geistesspielereien der sogenannten Naturphilosophen, die glücklich waren, wenn sie orakeln konnten, der Verstand sei die Elektricität, oder

Digitized by Google

das Thier der Stickstoff. So erörtert uns Barot wie die politische Biologie ein den elektrischen Phänomenen analoges Schauspiel darbiete. Das sociale Fluidum sei aus zwei gegnerischen Prinzipien gebildet, die sich abstiessen und ausschlössen. Das negative Fluidum sei die Macht. Das Positive Fluidum das Recht. Ersteres manifestire sich durch den Krieg, Letzteres strebe den Frieden vorherrschend zu machen. Wie die Berührung der beiden Elektricitäten den Funken hervorbringt, so bildet die Vereinigung von Macht und Recht, von Krieg und Frieden die ganze sociale Thätigkeit. Das Leben der Völker bietet nur zwei Reihen von Thatsachen, Schlachten und Friedensschlüsse. Und wie bei der Zersetzung des Wassers durch die Volta'sche Säule die beiden Prinzipien, die es bilden, sich nach den beiden Polen wenden: so theilen sich bei der Analyse der Vergangenheit die Ereignisse in zwei grosse Strömungen, welche die beiden Pole der Geschichte bilden. Im positiven Pol findet Barot, dass seit dem Anphiktyonenbund bis zu dem Vertrag vom 23. Januar 1861 zwischen Frankreich und England 8397 feierliche Friedens- und Freundschaftsbündnisse geschlossen worden sind. Der negative Pol aber ergiebt, dass in dem bezeichneten Zeitraum von 3357 Jahren auf 227 Friedensjahre 3130 Kriegsjahre kommen. Angesichts einer so brutalen Arithmetik scheint die traurige Lehre von Hobbes bei dem Verfasser den Preis davon zu tragen, und er neigt sich dahin den Antagonismus als die Grundlage der socialen Beziehungen den Krieg als den Normalzustand der Menschheit anzusehen. Hier wird die materialistische Lehre vom Zufall, der in der Geschichte sein dunkles Spiel treibe, zu einem pessimistischen Gegensatz der Fortentwicklung erweitert und statt dessen ein Gesetz des Rückschritts verfochten. Die Menschen erscheinen als ein heruntergekommenes Geschlecht, in dem nur die Möglichkeit der Vernunft, nicht ihre Wirklichkeit begründet ist und dessen Beziehungen zu einander einzig und allein durch Furcht und Misstrauen bedingt werden. Man könnte, so meint Barot, das Gesetz des Fortschritts gegen solche entmuthigende Lehren anführen. Unglücklicherweise diene der Fortschritt, wenn er da ist, uns hauptsächlich um den Krieg zu vervollkommnen, jeden Tag neue Geschütze zu erfinden, das Kaliber unsrer Kanonen zu verdreifachen, verzehnfachen, verhundertfachen, unsere Schiffe mit Panzern zu versehen, und Projektile zu erfinden, welche diese neuen Panzer durchbohren können. Wenn wir auf dem Lande die festen Schlösser des Mittelalters zerstört haben, so erbauen wir um die Wette schwimmende Festungen. Das was in furchtbarer Weise bei allen europäischen Nationen fortschreitet ist das Kriegsbudget, die Zahl des Kontingentes Ludwig XIII. hatte nur 60,000 Soldaten: Kaiser Ferdinand I. nur 30,000, Ludwig XIV. hielt 220—360,000 während des Erbfolgekriegs auf den Beinen, Kaiser Karl 170,000 in dem Krieg von 1733. .. Die gezogenen Kanonen und alle modernen Zerstörungswerkzeuge haben einen

Digitized by Google

Fortschritt ganz anderer Art realisirt. Wenn ehemals die Verluste zwischen Besiegten und Siegern fast gleich waren, so waren sie wenigstens bei den Ersten im Allgemeinen ein wenig beträchtlicher. Gegenwärtig ist das Umgekehrte der Fall. Bei Austerlitz belief sich der verhältnissmässige Verlust der Franzosen 0,14, der Russen auf 0,30, der Oesterreicher auf 0,44. Bei Waterloo der Verlust der Franzosen auf 0,36, der Alliirten auf 0,31. Bei Magenta haben die Franzosen 0,09 und die Oesterreicher nur 0,08. Bei Solferino die Oesterreicher 0,08 und die Franco-Sarden 0,10 verloren.« Wenn der Verfasser die Resultate des deutsch-dänischen Kriegs seiner Aufmerksamkeit für würdig erachtet hatte, so würde er an seinem eigenthümlichen Gesetz einer Zunahme der Verluste in Proportion mit den Erfolgen irre geworden sein; und das Schiefe und Verworrene seiner ganzen Anschauung von dem Fortschritt, der nur dazu gedient habe die Kriegsmittel zu vervollkommnen, leuchtet um so eher ein, je mehr man sich erinnert, dass gerade in neuerer Zeit durch sorgfältige ärztliche Behandlung, durch Ambulancen u. s. w. die Folgen des Kriegs gemildert werden, dass die Schlachten demzufolge weniger mörderisch und blutig ausfallen, und dass die Kriege zwar heftiger, aber kürzer und entscheidender zu sein pflegen, als in der guten alten Zeit, deren Lobeserhebung sonst als Privilegium klagender Grossmütter nicht aber als Philosophie angesehen zu werden pflegt. Herr Barot aber vertieft sich immer mehr in die Hobbes'sche Theorie von dem bellum omnium contra omnes. »Von allen Ideen ist die Idee des Kriegs vielleicht die einzige die dem Menschen eingeboren ist. Seine ersten Spiele sind Kämpfe oder Handlungen der Grausamkeit, er tödtet einstweilen Fliegen bis dass er Menschen tödten kann, er martert Maikäfer um sich daran zu gewöhnen seines Gleichen leiden zu lassen. Der erste Gebrauch seines ersten Zahns besteht darin in die Brust seiner Amme zu beissen. ... Der Kampf ist so sehr der Normalzustand der Gesellschaft, dass wir ihn in allen, selbst in den unschuldigsten Handlungen der Menschen wiederfinden, in ihren Zerstreuungen, religiösen Festen, in ihren Nationalspielen. Die freundschaftlichsten Vereinigungen haben nur den Kampf zum Zweck, einen friedlichen, doch immer einen Kampf. Die Rennbahn, das Turnier, die Jagd, die Regatta ist ein Kampf. Unsere akademischen Konkurse, unsere industriellen Ausstellungen, unsere Scheibenschiessen sind Kämpfe. Die olympischen, nemeischen, pythischen, isthmischen Spiele waren nur eine Reihe von Kämpfen der Schnelligkeit, der Stärke, des Geists, der Poesie, der Musik. Selbst die Beredsamkeit hat ihr Lager; und die politischen Versammlungen haben wie die Armeen ihren rechten und linken Flügel und ihr Centrum, die Parteien ihre Taktik, die Gelehrten ihre polemischen Diskussionen. Die freiesten Nationen erscheinen dem Verfasser in diesem einen Punkt nicht besser wie die servilsten. Um den Russen die Bärte abzuschneiden, um ihre Kleider zu verkürzen bedurfte es der gan-

Digitized by Google

zen Charakterstärke und Entschlossenheit Peters des Grossen. Um zahllose Legionen auf das Schlachtfed zu führen brauchte er nur zu sprechen. In Frankreich sieht man ein grösseres Verdienst darin einen Menschen zu tödten, wie einen Sack Korn zu produciren, oder ein Paar Stiefel zu machen. Man weiss, dass es bei uns genügt, die Worte gloire und victoire, Français und succès, guerriers und lauriers auf einander zu reimen, um Alles in Begeisterung mit fortzureissen. Gleichgültigkeit für das Recht, Anbetung der Macht bilden, wie ich fürchte, die politische Religion aller Völker! Barot kann sich von dem Gedanken, dass in dem Triumph des Unrechts nur ein Naturgesetz liege, von seiner materiellen Auffassung nicht trennen, die allen psychischen Momenten, der Einwirkung menschlicher Absichten und persönlicher Motive ihre Bedeutung abspricht. Bei einer solchen Auffassung erlischt das Licht in der Geschichte, und wir können uns nicht wundern, wenn alles Hergebrachte auf den Kopf gestellt und den Anomalieen ein gleiches Recht eingeräumt wird, wie den Regeln. Der Heroismus läuft, wenn man Hrn. Barot glauben darf, auf der Strasse herum. Nichts ist gewöhnlicher als Bravour und persönlicher Muth. »Tapferkeit ist lediglich eine materielle Eigenschaft; sie kommt Allen zu; die Zahl der Feiglinge ist ebenso beschränkt wie die der Schwachen; Schüchternheit ist oft nur ein Muth im latenten Zustande, und das Lamm von gestern wird der Löwe von morgen.. Rien n'est tel, qu'un poltron qui s'échauffe.« Dies geht in der That noch über die Fluida und über den elektrischen Pol. Nichts steht mehr fest; eine Begriffsverwirrung der schlimmsten Art bricht herein. Hätte Herr Barot nur einen klaren Begriff, nur eine klare Definition anstatt seines Schatzes von Esprit und von Ideen, so würde er es weniger darauf anlegen, der täglichen Erfahrung Hohn zu sprechen und würde schärfer unterscheiden was Muth und was Feigheit, was Ausnahme und was Regel ist. In der That bleibt von den einfachen und natürlichen Lebensansichten, sobald man einmal Wohlgefallen an den Paradoxen gefunden hat, bald Nichts mehr übrig; die Bestimmungen des geistigen Verkehrs laufen wirr durcheinander, und man begreift nicht, wozu der Sprachgenius sich äusserer Mittel bedient, wenn dieselben alles Sinnes und aller tieferen Bedeutung entbehren. Der gewöhnliche Unterschied zwischen einer originellen und einer gebildeten Natur, zwischen Genie und Talent verschwindet. »Der Genius entfaltet sich erst nach langen Jahren des Nachdenkens, der Versuche, des Anklopfens und des Experimentirens und man hat fast Recht gehabt zu sagen, dass er Nichts Anderes sei als Geduld. Peter der Erste ging durch die Schiffswerften von Saardam ehe er Peter der Grosse wurde, und sein geringster Ruhm besteht darin Karl den Zwölften bei Pultawa besiegt zu haben. Grosse Werke improvisiren sich niemals. Ein höfischer Dichter sagte zu Ludwig XIV.: »Grosser König höre auf zu siegen oder ich höre auf zu schreiben.« Man braucht nämlich offenbar weniger

Digitized by Google

Zeit dazu einen Sieg davon zu tragen, als ihn zu beschreiben; wenn die Belagerung von Troja zehn Jahre erforderte, so bedurfte die Ilias eine grössere Zahl, es ist leichter die Schlacht von Rocoy zu gewinnen, als sie in einer Leichenrede zu beschreiben.« Dem Verfasser mangelt es nicht an einer gewissen instinktiven Feinheit. Die früheren Paradoxen sind hier auf das Geschickteste durch das Unterschieben der anerkannten Wahrheit von der Ueberlegenheit des Geistes über die Materie gemildert und mundgerecht gemacht, und man bedarf eines scharfen Blickes, um sich durch das Körnchen Wahrheit, das mit unterläuft, nicht in die Wüste der Begriffsversandung mit hineinziehen zu lassen. Barot beruft sich auf den Ausspruch Napoleon des Dritten: Man ist heute grösser durch den moralischen Einfluss »den man ausübt, als durch fruchtlose Eroberungen.« Die Grösse Alexanders sieht man mit Recht nicht in dem Feldherrntakt, der die Schlacht von Arbela gewann, sondern in der Befruchtung des Orients durch die hellenischen Kulturelemente. Karl der Grosse erscheint bedeutender als Schöpfer der Kapitularien wie als Bezwinger Vidukinds. Und die Ueberlegenheit Cäsars beruht gleichfalls auf seiner geistigen Grösse: als Staatsmann, Feldherr und Schriftsteller. Napoleon ist nach Barot als Schriftsteller unbedeutender, als Staatsmann gleichstehend und als Feldherr grösser gewesen. Nun ist aber eine der verhängnissvollsten Saiten berührt, die von der Geschichtsbehandlung auf den Gymnasialbänken bis in die spätesten Zeiten des Lebens nachzuklingen pflegt, weil sie die populärste und diejenige ist, die ein tiefes wenn auch nicht das stärkste Bedürfniss des menschlichen Geistes trifft: den Comparativ. Barot kann der Versuchung nicht widerstehen eine Parallele zwischen Napoleon und Friedrich dem Grossen zu ziehen, uud seiner originellen Auffassungsweise die Krone aufzusetzen, das elektrische Fluidum noch zu überbieten, indem er den Preussenkönig höher stellt wie Cäsar und wie den korsischen Imperator. Es sind die bekannten Argumentationen, die mehr von den äusseren Erfolgen als von einer tieferen psychologischen Begründung ausgehen. Napoleon hatte die Kräfte eines Reichs von 50 Millionen, um der Koalition zu widerstehen, und er unterlag. Friedrich der Grosse hatte zehnmal geringere Kräfte, eine Bevölkerung von fünf Millionen gegen ganz Europa ins Feld zu führen und er blieb oben auf. Frankreich war durch natürliche Bollwerke, durch breite Flüsse und hohe Berge geschützt, das Königreich Preussen war nach allen Seiten offen und ohne Schutz. Trotz der Ungleichheit der Kräfte wagte der König wie einst Scipio den Angreifer zu machen und den Krieg in's feindliche Land zu tragen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Odysse-Barot: Lettres sur la philosophie etc.

(Fortsetzung.)

Die Noth verdoppelte seine Kräfte. Die Thaten des Jahres 1760, der Rückzug von Dresden nach Schlesien, die Schlachten bei Liegnitz und Torgau — wo Daun vernichtet wird (écraser Daun à Torgau; die militärische Terminologie der Franzosen hat einen unüberwindlichen Hang zur Uebertreibung, obwohl es in der Regel nur die Feinde Frankreichs sind, die külbütirt oder aufgerollt werden): das sind dem französischen Kritiker die staunenswerthesten Leistungen in der Geschichte. Wenn er neben dem Feldherrn den Organisator bis in den Himmel erhebt, die Förderung der gewerblichen und Handels-Interessen, die Austrocknung von Sümpfen, die Hebung des Ackerbaues; so wundert es uns nur, dass er nicht auch der Régie und des Tabakmonopols rühmend erwähnt, dass er den Codex Fridericianus nicht genauer analysirt, und den Schutz, den derselbe den Privilegien der Grundeigenthümer gewährte, zugleich mit der Einführung der Erbunterthänigkeit, die an Stelle der Leibeigenschaft trat, zu einem Strahlenkranz des Ruhmes verflicht, der den gekrönten Vertreter der Aufklärung und des Fortschritts umgibt. Auch zu der vielgerühmten Friedericianischen Toleranz könnte man einen zweifelhaften Kommentar liefern, wenn man daran erinnert wie der Marquis d'Argens sich seines Freundes, des jüdischen Philosophen, annehmen musste, damit demselben nur das Recht des Aufenthalts in Preussen gestattet werde, wie die Supplik, welche dieser einreichte um eine Ausdehnung des Privilegiums auf seine Nachkommen zu erwirken von dem grossen König abgeschlagen ward. Anders steht es mit der Ueberlegenheit auf schriftstellerischem Gebiet. Hier mag der Zögling der französischen Aufklärung, der Freund Voltaire's, über dem ehemaligen Unterlieutenant von Brienne stehen. Barot bewundert die Gewandtheit und die Kunst mit der Friedrich seine Zeitgenossen zu charakterisiren wusste. Das Bild des Kaisers Karl des Sechsten scheint zu leben, wenn der grosse König schreibt: »Karl der Sechste hat von der Natur die Eigenschaften erhalten, welche den guten Bürger, aber keine einzige, welche den grossen Mann ausmachen. Er war wohlwollend, aber ohne Scharfblick, von beschränktem Geist und ohne Unterscheidungskraft, er hatte Fleiss aber keine Originalität, so dass er viel arbeiten aber wenig zu Stande bringen konnte. Er hatte das

Digitized by Google

Deutsche Recht wohl inne, sprach verschiedene Sprachen, besonders ein vorzügliches Latein. Guter Vater, guter Ehegatte war er vor Allem abergläubisch wie das alle österreichischen Fürsten sind. Wenige Augenblicke vor seinem Tode hatte er die Messen angeordnet, die Stunden und die Ausstattung des Leichenbegängnisses fixirt, die Personen auserlesen, die sein Herz in einer Goldkapsel nach irgendeinem Kloster tragen sollten.« Der Spott des Freigeists über fremden Aberglauben leuchtete auch in der Charakteristik des Königs von Portugal hervor: »Don Juan war nur durch seine bizarre Leidenschaft für die kirchlichen Ceremonieen bekannt. Er hatte durch päbstliches Breve das Recht erhalten einen Patriarchen zu halten und durch ein anderes Breve das Recht die Messe ganz nahe an der Weihe lesen zu lassen. Seine Vergnügungen waren sacerdotale Funktionen, seine Bauwerke die Klöster, seine Armeen die Mönche, seine Mätressen die Nonnen.« Eine einzige Linie charakterisirt den Minister Brühl: »Der Minister Brühl war der Mann, der in diesem Jahrhundert die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Schuhe und Pantoffeln besass.« In allen Werken Friedrichs des Grossen findet Barot die reichlichste Nahrung für den sechsten Sinn der Franzosen, für den Esprit, oder wie er es bewundernd nennt, Worte die sich von selbst in's Gedächtniss eingraben, bei denen die Vollendung der Form die Wahrheit des Inhalts nur noch mehr herausspringen lässt. »Baiern ist das fruchtbarste Land in Deutschland, wo aber das Genie am Wenigsten gedeiht: ein irdisches Paradies von Bestien bewohnt.« »In Frankreich wo man Bagatellen mit Würde und grosse Angelegenheiten leichtfertig behandelt, lachte man nur über den Rückzug Belleisle's, der anderswo allgemeine Bestürzung verbreitet haben würde, und Herr von Belleisle ward von den Gassenhauern besungen. Bei einer ähnlichen Veranlassung würde man in London gefastet, man würde in Rom das heilige Sakrament ausgestellt und in Wien geköpft haben. Besser war's, sich mit einem Epigramm zu trösten.« Die stylistische Vollendung der der Fridericianischen Schriften soll gewiss nicht abgeleugnet werden. Ob aber das geflissentliche Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit, die Bescheidenheit mit der man die eigenen Erfolge nur fremden Fehlern und Schwächen zuschreibt, und mit der man sein Verdienst gleichsam nur von Ferne ahnen lässt, ob diese gekünstelte Objektivität ein Vorzug der Historiographie ist, wird stets eine viel bestrittene und schwer zu entscheidende Frage sein. Den einfachen Sinn muthet es freilich mehr an, wenn eine ungebrochene Subjektivität selbst in Grollen und Trotz sich offenbart, als wenn der historische Stoff gleichsam mit Glaçéhandschuhen angefasst, oder das Pro et Contra mit anscheinender Gleichgültigkeit und leicht zu errathender innerer Parteilichkeit erörtert wird. Absolute Objektivität bleibt nun einmal nur das ideelle Postulat für die Geschichtsschreibung. Jedes Ereigniss der Vergangenheit, mag es Personen oder Sachen betreffen, es verwandelt sich von

Digitized by Google

selbst, sobald es sich im menschlichen Geist reflektirt. Es handelt sich nur um das Mehr oder Weniger, um die äussere oder innere Art der Verwandlung, nicht um die Verwandlung selbst. Es handelt sich darum, ob das Reflektiren eine mehr nach Aussen nach dem Gegenstand oder nach Innen nach dem auffassenden Subjekt gebildete Färbung annimmt. Färbung aber steht immer statt des Lichts. Wie das Licht durch ein Prisma in die sieben Farben des Regenbogens zerfällt, so werden die Ereignisse der Vergangenheit durch das Medium des Geistes auf sieben verschiedene Arten reflektirt. Diese Reflexionen neigen sich zum Theil auf die Seite des Gegenstandes, zum Theil auf die Seite des Subjekts. Wenn wir mit der von seelischen Trieben hergenommenen Begriffsbestimmung operiren, so würden sich die Reflexionen, zu denen ein Ereigniss Veranlassung gibt, als Zorn, Ehrgeiz, Liebe, Begeisterung, Freude, Furcht und Verzweiflung herausstellen. Schlosser, Napoleon III., Thiers, Thucydides, Herodot, Ranke, Tacitus könnten als Vertreter gelten. Ohne dass man das Seelische und Individuelle irgend einer dieser Reflexionen in Abrede zu stellen braucht, wird man doch in den vier Ersten ein mehr subjektives, auf den Reflektirenden gerichtetes Moment erkennen, während die drei letzten Reflexionen sich mehr dem Gegenstand und dem Aufgefassten zuwenden. Das Subjektive überwiegt also auch hier. Man muss sich die Abstufung etwa so vorstellen, dass auf der einen Seite der Zorn, auf der anderen die Verzweiflung als Ende anzusehen ist, von dem aus sich die Reflexionen zu einem stumpfen Winkel einander nähern. Zwischen den einzelnen Reflexionen finden häufige Berührungen und Verbindungen statt, und namentlich pflegen die dritte und die siebente sich einander zu nähern. So viel man gegen solche Eintheilungen einwenden mag, sie haben mehr Grund als Barot's Naturphilosophie. Die vierte Stufe, welche dem Subjektiven angehörig eine innere Neigung zum Gegenständlichen nicht verleugnet, bildet zugleich die Verbindung und die höchste Darstellung unter den subjektiven und objektiven Reflexionen. Deshalb ist die mit Begeisterung geschriebene Geschichte die höchste Kunstform; die persönliche Natur des Erzählenden wirkt mit gestaltender Kraft auf den Stoff ein, der Stoff aber wirkt durch seine innere Bedeutung auf den Erzählenden zurück, ergreift ihn und steigert den gewöhnlichen Fleiss und Scharfsinn zur Divinationsgabe und zum Prophetenblick. Dies ist der Standpunkt den der grösste Geschichtschreiber aller Zeiten einnimmt, Thukydides. So weist er darauf hin, dass die glücklich sind, denen es bescheert ward an ein glückliches Leben einen schönen Tod zu reihen. Wohl weiss er, dass man nicht über die Güter trauert, welche man verliert noch ehe man sie recht genossen hat, sondern über die Güter die Einem entrissen werden nachdem das Herz sich an sie gewöhnt hat (ἀλλ' οὗ ἂν ἐθὰς γενόμενος ἀφαιρεθείη). Aber er weiss auch, dass nur

Eins nicht altert und nicht verwelkt: die Freude an der Ehre.« Vertrauen auf sich selbst und Wirken in die Gegenwart, Ergebung in ein übermächtiges Schicksal, Gesundheit im Augenblick des Genusses, wie in den tiefsten Momenten der Aufopferung, ja des Untergangs. Denn der Name bleibt, und kein edles Ringen ist für die Nachwelt verloren. Ein grosses Streben entgeht dem Neide der kleinen Seelen nicht. »Wer aber um der höchsten Güter der Menschheit willen den Neid wählt, der ist wohl berathen.« Das sind ernste Worte, sie deuten auf den materiellen Fall der griechischen Welt, aber auch auf ihr geistiges Auferstehen; von Esprit ist dabei freilich die Rede nicht. Wir mussten diese Unterscheidung zwischen dem echten Historiker und dem Literaten, der blos Geist macht, um so mehr betonen, da Herr Barot geneigt ist in Friedrich dem Grossen auch einen der ersten Historiker zu sehen. Er erscheint ihm überhaupt als der grossartigste, in sich vollendetste Genius der Menschheit. »Man verbinde Trajan mit Cäsar, setze noch Mark. Aurelius und Peter dem Grossen, Voltaire und Montesquieu hinzu, so wird man ungefähr Friedrich den Grossen haben.« Die lange Episode, die durch jene Parallele zwischen dem Preussenkönig, Cäsar und Napoleon bedingt war, hält Barot für vollkommen gerechtfertigt durch die Wahl seines Stoffes; nachdem er vom Krieg gesprochen, wollte er untersuchen, wer der Mann sei, der ihn mit dem meisten Glanz personificirt, und in sich am besten alle Eigenschaften grosser Feldherrn vereinigt. Es erschien ihm als angenehme Genugthuung zu konstatiren, dass der erste Rang unter den berühmtesten Kriegern aller Jahrhunderte einem Philosophen, einem Liberalen, einem Schriftsteller, einem Staatsmann, kurz einem Genius angehört. Er stürzt sich nun abermals in seine philosophische Chemie. Nachdem er mit der gewaltigen Volta'schen Säule, die man Beobachtung nennt, das negative Fluidum, den Krieg charakterisirt hat, kommt er dazu eine neue Synthese zu formuliren, und das positive Fluidum, das Recht zu erforschen. Da erfahren wir denn Trauriges über die Art wie bei uns die öffentlichen Angelegenheiten geleitet werden. Herr Barot will zwar ganz nüchtern und leidenschaftslos zu Wege gehen. »Keine Leidenschaft, ruft er aus, keine Deklamation. Wir treiben hier Wissenschaft, die reine Wissenschaft, Chemie und Physiologie. Wir werden unsere Experimente historischer Sektion mit derselben Kaltblütigkeit machen, mit der Flourens eine Pudelhündin ausweidet, mit der Klaude Bernard einen Einschnitt in die Pfortader macht, oder die Subhepatica eines Hasen verbindet.« Trotz dieser löblichen Vorsätze verirrt sich der Verfasser sehr rasch zu den hohlen Deklamationen, von denen er sich lossagen will. Er gelangt unter Berufung von Machiavelli zu dem Resultat, dass die Diplomaten Spione seien. Gesandte, so sage Machiavell, seien privilegirte Spione, die über das Benehmen der Fürsten wachten, bei denen sie akkredirt seien. Sully und Bakon

Digitized by Google

bestätigten das scharfe Verdammungsurtheil Machiavell's. Die Gesandten suchten nur durch Bestechung und Intrige zu wirken. Das Gold sei noch mehr Nerf des Friedens, wie des Kriegs. König Karl II. von England habe sein Lebenlang in französischem Sold gestanden. Raffinirte Betrügereien oder Bagatellen, Intrigen oder kindische Rangstreitigkeiten das sei die bisherige Geschichte der Diplomatie. Graf Aranda habe das Wesen dieser ganzen höheren Staatskunst in jener bekannten Unterredung mit Ségur am deutlichsten blosgelegt. Kein Land, so äusserte Aranda, bietet einen regelmässigen Umfang dar, ein vollkommenes Viereck, einen vollkommenen Kreis. Ueberall bemerkt man einige Vorsprünge, einige Vertiefungen, einige Risse, einige Ausschnitte. Verstehen Sie, begreifen Sie Herr von Ségur? Betrachten Sie Preussen, wie lang, schmächtig, eng ist dies Königreich, wie viel Ausschnitte müsste man füllen, um es nach der Seite Sachsens, Schlesiens nach den Ufern des Rheins hin zu erweitern. Verstehen Sie? Und Oesterreich, wie steht es damit? Es besitzt die Niederlande, die durch Deutschland von ihm getrennt sind, während es ganz nahe an Baiern liegt, das ihm nicht gehört. Sie sehen wohl, dass alle diese Mächte ihre Vorsprünge behalten, ihre Ausschnitte ausfüllen, kurz sich bei Gelegenheit abrunden möchten. Wohlan! eine Lehrstunde genügt; denn das ist die ganze Politik. Verstehen Sie, begreifen Sie? Ach, erwiederte Ségur, ich verstehe und begreife um so besser, als ich jetzt meine Blicke auf Spanien werfe und im Westen eine lange, schöne Grenzlinie bemerke, einen Ausschnitt, Namens Portugal, der, wie ich glaube, dem spanischen Kadre entsprechen dürfte. Ich sehe, dass Sie verstehen und begreifen erwiederte Graf Aranda. Jetzt sind Sie gerade so weise in der Diplomatie wie wir. Gehen Sie munter, kühn vorwärts und Sie werden gedeihen. Sie verstehen, Sie begreifen wohl? Aus dieser charakteristischen Unterhaltung folgert Barot, dass das Geheimniss der Politik darin bestehe die Vorsprünge zu behalten und die Ausschnitte auszufüllen. Die Wissenschaft scheint nicht eben schwierig zu erlernen, zumal wenn man sie mit der Kunst der Wortverdrehung und hartnäckiger Wahrheitsscheu etwa in dem Sinne unterstützt, wie die Mailänder, die dem Kaiser Friedrich erklärten: Wir haben geschworen, das ist wahr, wir haben aber nicht geschworen das zu halten was wir geschworen. Bei dieser Betrachtungsweise, das sieht man sofort ein, steht es schlecht mit dem positiven Fluidum. Barot führt Aussprüche von Guizot und Girardin an, nach denen das Recht nichts thut, wenn die Macht ihm keine Geltung verleihen kann. Nichtsdestoweniger hütet er sich sie für identisch zu erklären. Beides sind ihm vielmehr Thatsachen nur von verschiedener Quantität. Wiederum muss die Elektricität zugleich mit einem ganzen Wust naturhistorischer Analogien herhalten, wenn Barot schreibt: Macht und Recht verhalten sich zu einander wie positive und negative Elektricität, wie das männliche Element zu dem weib-

Digitized by Google

lichen in der Embryogenie, wie das Staubgefäss zum Stempel. Das Recht ist ein Ei das von der Macht befruchtet werden muss, und ohne dieselbe nichts vermag. Aber auch die Macht fühlt allein ihre Zeugungsunfähigkeit; sie nöthigt deshalb das Recht ihre Liebkosungen zu dulden; und braucht Gewalt, wenn dasselbe widersteht. Die Macht trägt in sich keine genügende Garantie. Wäre dem so, so würde sie nicht das Bedürfniss empfinden den Schutz des Rechts, dessen Sanktion anzurufen. Wäre dem so, weshalb würden Despoten und Eroberer ihre Eroberungen durch Traktate, ihre Dekrete durch die öffentliche Meinung zu sanktioniren suchen? weshalb präludiren selbst die Anthropophagen mit diplomatischen Förmlichkeiten, ehe sie in ihre Kämpfe gehen, die mit Festessen von Menschenfleisch beendet werden? weshalb hält es der »grosse Büffel«, ehe er daran geht den Skalp des »Eisbären« zu holen, für nöthig mit ihm zu unterhandeln? weshalb hat Ludwig XIV., als er Deutschland angriff, am 25. September 1688 ein Manifest veröffentlicht: da es nicht zweifelhaft sei, dass das Reich die Absicht hege Frankreich anzugreifen, so verlange die Klugheit, dass Frankreich zuvorkomme? weshalb sagt das Volk sprichwörtlich: wenn man seinen Hund tödten will, so behauptet man er sei toll.« Dieses Recht der Diplomaten und der Eroberer ist aber nur ein Schattenbild des wirklichen Rechts; eine Huldigung die man ihm unwillkürlich erweist. Die Diplomatie selbst folgt nur dem was man die Strömung, oder den Zug der Ereignisse nennt. Nach Kromwell's Tode fragte Mazarin den englichen Gesandten Lord Lochart, ob er für Republik oder Restauration sei; ich bin, antwortete dieser offen, der allerunterthänigste Diener der Ereignisse. Hier berührt Barot das merkwürdige Verhältniss der Diplomatie zu der orientalischen Frage, welches auf der einen Seite das ganze Imbroglio von Widersprüchen und Inconsequenzen zu Tage gefördert hat, das bis zu dem blutigen Widerspruch der Schlacht von Navarin führte, während man auf der andern Seite vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes aus nicht begriff, wie man demjenigen, dem man den Schädel einschlägt und den man beraubt, seiner sorglichsten Theilnahme und Freundschaft versichern kann. Es giebt keinen Traktat, der nicht wohlerworbene Rechte kränken muss und gegen den denn auch nicht von Seiten der Benachtheiligten Protest erhoben wäre. Nur gegen die Assiento Traktate hat man nicht protestirt, worin europäische Souveräne sich ihr Theil des Gewinnes vom Negerhandel reservirten. Obwohl jeder der geschlossenen Traktate wesentlich den Charakter der Dauer an die Stirne geschrieben trägt und mit den feierlichsten deutlichsten Formeln umgeben ist, so ist ihre Zahl allein schon ein sprechender Beweis für ihre Nichtigkeit. Auf Erz geschrieben verwischen sich Traktate leichter als Phrasen die mit Kreide auf eine schwarze Tafel geschrieben sind. Kaum sind sie unterzeichnet, so bleiben schon keine andern Spuren als flüchtige Arabesken die man mit

Digitized by Google

dem Stock in den Sand zeichnet. Sie scheinen auf das Blatt einer wilden Rose geschrieben, der leiseste Windhauch trägt Blatt und Schwur davon. Der unglückliche Karl VI. brachte zwanzig Jahre seines Lebens damit zu durch die europäische Souveräne sein Testament zu Gunsten Maria Theresia's garantiren zu lassen. Die Mächte, welche feierlich geschworen hatten die pragmatische Sanktion zu halten, warteten nicht einmal bis sein Leichnam kalt geworden war um sich gegen seine Tochter zu verbünden. Die Sprache selbst zeugt für die Gebrechlichkeit der diplomatischen Konventionen. Man spricht von einem diktirten Frieden. Kann ein Frieden, den der Starke dem Schwachen auferlegt, dauerhaft sein? Gleicht er nicht den Traktaten, welche in der Mitte eines Waldes und unter der Sanktion eines Karabiners zwischen dem friedlichen Reisenden und einem kecken Wegelagerer geschlossen werden? Flandern, so ruft der kosmopolitische Franzose aus, das in brutaler Weise trotz der heiligsten Schwüre besetzt, durch Meineid und Gewalt erworben ward, Flandern, der säkulare Feind Frankreichs, von dem es in Sprache, Sitte, physischer Beschaffenheit des Menschenschlags abweicht, es ist bei Frankreich geblieben, eben so wie die Franche Comté die ebenfalls ohne Kriegserklärung überfallen und erobert worden ist. Die sieben und vierzig Kongresse, die seit dem Frieden von Münster und Osnabrück bis zum Pariser Frieden 1856 gehalten worden sind, haben keineswegs eine neue Ordnung, ein neues europäisches Völkerrecht geschaffen. Mit Berufung auf eine Aeusserung Chateaubriands über den Kongress von Verona, gelangt Barot zu dem Schluss, dass Kongresse nichts Anderes seien, als Zusammenkünfte zum Vergnügen. Die wahren Verhandlungen würden nebenher betrieben, von Zweien oder Dreien entschieden; die Masse der Gesandten sei da um das zu unterzeichnen, was in den geheimen Konferenzen vorbereitet worden sei. In Utrecht wohnten die wahren Unterhändler dem Kongress gar nicht bei. Lord Bolingbroke und Marquis de Torcy unterhandelten schriftlich die Friedensbedingungen, zwischen Versailles und London war der eifrigste Brief- und Courierwechsel im Gang, während die Mitglieder des Kongresses unter einander nur Injurien austauschten und offen die Streitigkeiten ihrer Lakaien verfochten. Der Traktat von Utrecht ist das Werk zweier Männer die nicht eine einzige Unterredung mit einander gehabt hatten. Im Gegentheil sind die Wechsel der Politik in Europa nie so fühlbar gewesen als seit dem westphälischen Frieden. Das achtzehnte Jahrhundert bietet ein merkwürdiges Schauspiel. Allianzen werden von Heute auf Morgen geschlossen, ohne Motiv, ohne System, als nur die Laune des Fürsten, die persönlichen Interessen der Minister und die Ränke der Mätressen. Bei einer statistischen Uebersicht der Verträge nach ihrem Bestande, zeigte sich, dass nur ein einziger der Traktat von Méthuen, am 27. Dez. 1703 geschlossen, noch heute nach 162 Jahren in Geltung ist. Während der Wiener Traktat 121 Artikel in der

Digitized by Google

Generalakte enthält, ist der Traktat von Méthuen sehr lakonisch in zwei Artikeln begriffen, denen gemäss Portugal den englischen Baumwollenmanufakturen und England den portugiesischen Weinen für immer freien Eingang zusichert. All' diese Thatsachen dienen nur dazu, Herr Barot in seinen pessimistischen Anschauungen zu bestärken. Hobbes' Maxime, »der Mensch ist gegen den Menschen ein Wolf«, will er dahin ergänzen, dass er hinzusetzt »mit einem Fuchs verdoppelt.« Herder's Formel leuchtet ihm sehr ein: »Die Kriege sind so nothwendig für das Menschengeschlecht wie die Wellen für den Fluss, damit dieser nicht ein stehender Sumpf werde.« Ein berühmter Halle'scher Universitätslehrer der vom frischen, frommen und fröhlichen Krieg schwärmt, wird freundlich beistimmen. Nachdem Barot dergestalt das negative und das positive Fluidum abgefertigt, verfällt er darauf, dass er es eigentlich mit der Philosophie der Geschichte zu thun hat, wovon wir allerdings bisher wenig erfahren haben. Er beginnt also mit einem dithyrambischen Erguss über die Leistungen des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiet der historischen Kritik. Früher hätten die traurigsten Ammenmährchen Glauben gefunden. Man hätte die Geschichte so behandelt, wie jener Seekapitän der in sein Journal schrieb »er sei auf eine Entfernung von vier Meilen bei Teneriffa vorbeigesegelt, dessen Bewohner ihm sehr liebenswürdig vorgekommenen wären.« — Die Kritik datire nun von dem 23. Juli 1826, wo im Courier français der erste jener Thierry'schen Briefe sur l'histoire de France erschien, über welche die royalistischen Blätter damals vornehm die Nase gerümpft, die aber nachher die Reise durch die Welt gemacht hätten. Bei allen anerkennenswerthen Leistungen auf dem Gebiet der Monographieen und der Specialarbeiten sei aber die Synthese noch nicht gefunden. Wohl habe man Geschichten, man warte aber auf die Geschichte. »Man hat das Gesetz der Blutcirkulation im Menschen entdeckt, die Geschichte harrt noch des Harvey, der seinerseits das Gesetz der Blutcirkulation in den menschlichen Gesellschaften entdeckt. Sie harrt auf den Archimedes der die Formel der politischen Dynamik und Statik findet. Sie harrt auf Galilei, der das Geheimniss des internationalen Gleichgewichts enthüllt. Wenn der Astronom fast bis auf die Sekunde die himmlichen Erscheinungen voraussagen, die Eklipsen vorher verkünden, die Rückkehr eines Kometen bestimmen kann, so dürfe es nicht unmöglich sein die historischen Phänomene vorauszusagen. Alles auf Erden hat sein Gesetz, suchen wir die Gesetze in der menschlichen Entwicklung: das wird die Mission der Geschichtsphilosophie sein.« Der Gedanke, dass die Geschichte erst zur Wissenschaft erwachen müsse, spukt seit einigen Jahren in verschiedenen unklaren Köpfen. In dem Engländler Buckle hat sich der zähe Eigensinn und die Selbstgerechtigkeit des Volksstammes zu einem System verhärtet, demgemäss die bisherigen Geschichtswerke nur als Produkt der Denkfaulheit Anderer erscheinen.

Digitized by Google

Bisher hat die ganze Zunft der Geschichtsschreiber nur Begebenheiten erzählt, hier und da an passender Stelle sittliche oder politische Reflexionen eingeschaltet. Nun aber muss man dem Beispiel der Naturwissenschaften folgen, die unsere Auffassung unendlich vergrössert unsere Vorstellungen erhoben haben; man muss die Gesetze erforschen und hinstellen. Während die Geschichte bisher ein stäubiges Herbarium trockener Fakta war, soll sie nun zu einer Geschichte des Geistes, zu einer Wissenschaft heranwachsen. Zufällig kam uns eine deutsche Schrift von Petsche über Geschichte und Geschichtschreibung (Leipzig, Weigand 1865) in die Hände, die ganz nach dem Muster von Buckle und Lecomte eine radikale Missachtung der bisherigen Geschichtsschreibung zur Schau trägt und alles Heil von der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode erwartet. Die alten Historiker waren zu befangen und zu konservativ um eine Geschichte, wie sie den Petsche'schen Anforderungen entsprach, zu schreiben. Thukydides und Tacitus hatten keine Vorstellung von dem Zusammenhang der Dinge als Ursache und Wirkung. Dagegen gewinnt man einen dankenswerthen Einblick in das Petsche'sche Ideal, wenn er des »grossen Verdiensts« gedenkt, das Voltaire um die Besserung des Geists der Geschichtsschreibung gehabt habe. Es dürfte überflüssig sein auf Petsche's nähere Ausführungen über die bisherige blos erzählende Geschichsschreibung einzugehen, die nach seiner Meinung nur zu der Herrschaft der Autorität und der Partei geführt habe; man kennt das Poltern der Autodidacten gegen die »Zunftgelehrten«, und das Gesagte wird hinreichen um die Anhänger des Bestehenden darüber zu beruhigen, dass die einfachen und erzählenden Historiker des Alterthums von der modernen Historiographie à la Buckle und Petsche überflügelt werden, und zu vergewissern, dass die Alpen nicht einfallen, wenn ein Tambour in der Lüneburger Haide trommelt. Barot zeigt sich wenigstens bescheidener, als die anderen historischen Revolutionäre; er spricht von seinen schwachen Kräften, und tröstet sich nur mit einem Wort Bernardin von St. Pierres: »Ein Kind das auf die Schultern eines grossen Mannes steigt sieht weiter als der, welcher es trägt.« Doch auch auf die Barot'sche Demuth fällt ein zweifelhaftes Licht, da er uns versichert, dass er zehnjährigen Studiums und Nachdenkens bedurft habe, um zu seiner neuen Theorie zu gelangen. Diese neue Theorie richtet sich gegen eine der Fundamentalansichten des französischen Volks, und würde im Munde eines Franzosen in der That etwas Auffallendes und Ueberraschendes haben, wenn nicht die decentralisirenden Richtungen schon bei Fauriel und A. Thierry hervorträten: »Es hat niemals eine gallische Einheit gegeben und die französische Einheit datirt erst seit gestern. Einheit ist ihrer Natur nach eine einfache unveränderliche, unerschütterliche Sache. Was bedeutet eine Einheit die sich verändert, modifizirt, sich vergrössert und verkleinert, verlängert und verkürzt, anderthalb wird, um dann dreiviertel zu werden? Vor

Digitized by Google

der Annexion von Nizza und Savoyen, die offenbar nothwendig waren um die Einheit zu vollenden, bestand die französische Einheit nur aus 99 Procent; es war darum keine Einheit im eigentlichen Sinne des Wortes.« Schon nach Cäsars Angabe zerfiel Gallien in drei Theile, die von drei sprachlich und gesetzlich verschiedenen Nationen bewohnt waren Zwischen den Galliern und Celten bestand fortwährende Eifersucht. Als Galba auf den Thron kam schlug man eine Münze mit drei Frauenköpfen und der Inschrift: »Die drei Gallien.« Auch in späterer Zeit dauerten die Unterschiede fort. Im 15. Jahrhundert war von der französischen Einheit, die man so gern eine säkuläre nennt, keine Rede. »Die mittelmässigen Geister, sagt Thierry, haben Geschmack für Einförmigkeit. Einförmigkeit ist so bequem. Wenn sie Alles fälscht, schneidet sie wenigstens Alles durch. Deshalb zielen unsere Geschichtserzähler nach der historischen Einheit, sie brauchen eine um jeden Preis, sie hängen sich hartnäckig an einen einzigen Land- oder Volksnamen, folgen ihm durch die Zeiten hindurch: es ist für sie der Ariadnefaden.« Nach der Ansicht der Ethnologen existiren noch jetzt vier Raçen in Frankreich. Die celtische, die pelasgische (Provence, Korsika), die arabische und die germanische. Frankreich ist, wie schon Cäsar erkannt hat und Barot triumphirend ausruft, Frankreich ist nur geographischer Begriff. Das Wort Nationalität das in unseren Tagen so oft auf den Lippen ist, hat in der That seine reelle Grundlage verloren. Alle Staaten sind nur ein oft unförmliches Kompositum aus heterogenen Elementen: ein ethnologischer Harlekin, eine sociale Mosaikarbeit. Die Ausbesserung mag hier und da mehr oder weniger künstlich ausgeführt, die Stiche können mehr oder weniger künstlich verdeckt, die Nuancen mehr oder weniger glücklich in eine verschmolzen sein: Jedes Stück bewahrt doch eine gewisse Identität, jede Farbe gibt ihren eigenen Reflex und ein Augenblick kommt, wo der Riss zu Tage tritt. Wir stehen am Vorabend einer der grossen Resurrektionen, die in grossen Zwischenräumen mehr als einmal schon die Gestalt Europa's und der Welt verändert haben. Das Reich der Concentration ist auf seinem Höhepunkt, es kann nur sinken und wir sagen sein baldiges Ende voraus. Panslavismus, Pangermanismus (?), Panitalianismus, Pangallismus, alle diese Einheiten (?) werden zerfallen wie die hellenische Einheit Alexanders zerfiel, wie die römische Einheit in einem Augenblick dahinschmolz, wie das Reich Karl des Grossen zerbröckelte. Das ist die Bedeutung des Worts Nationalität, das für die Einen ein Prinzip, für die Anderen ein Gefühl, für uns aber eine Thatsache ist. Es gibt keinen europäischen Staat der nicht sein Polen hätte. Oesterreich allein hat vier oder fünf Polen an sich. Die Slawen sind die indo-europäische Raçe, die noch am Meisten Einheit in sich hat, und die durch Kreuzungen am Wenigsten alterirt worden ist. Die Bildung der jetzigen französischen Einheit hat sich unter steten Kämpfen von solcher Er-

Digitized by Google

bitterung vollzogen wie man sie so stark weder in Irland noch in Polen findet. Die einzelnen Nationalitäten liessen sich nicht assimiliren ohne energischen Widerstand zu leisten; und auch die, wo die Assimilation am Schnellsten von Statten ging, die Normandie, Anjou, Touraine, Auvergne, sie kämpften erst mit unbestrittenem Heldenmuth. Es bedurfte des Albigenserkriegs um die Einheit zwischen dem Süden und dem Norden zu bewerkstelligen. Hier war der politische Gegensatz zum Mindesten ebenso stark wie der religiöse, es vollzog sich das, was in Deutschland von den Heissspornen des Einheitsstaats ersehnt wird (vgl. meinen Aufsatz in den Hdlbg. Jahrbüchern 1865 Nr. 24 pag. 377). Die Troubadours wünschten in ihren Sirventes, dass der Sohn des Grafen von Toulouse mit Hülfe des Königs von Aragon seine Erbschaft wieder zu erstreiten suche und sich eine »Brücke von französischen Leichnamen« baue. Andere hofften auf den König von England. Die alte Civilisation der südlichen Provinzen erhielt einen tödtlichen Schlag durch die gezwungene Vereinigung mit Ländern, die in der Kultur des Geistes, in Feinheit der Sitten und in materieller Regsamkeit weit zurück waren. Die klassische Poesie des Südens ging unter in Languedok, Poitou, Limousin, Auvergne wie in der Provence. Die Bewegung zur Einheit, ein unwillkürlicher Stossseufzer entringt sich dem französischen Geschichtsphilosophen, der von den deutschen Einheitspropheten wohl beherzigt werden dürfte — ist Rückkehr zur Barbarei. Viel länger als Languedok und Provence widersetzten sich Guyenne und Gaskogne dem centralisirenden Einheitsstaat. Während der Adel zwischen den beiden Königen schwankte war hier der Bürgerstand vollkommen für den König von England eingenommen. Man glaubte, dass die französische Souveränität unfehlbar den Ruin aller municipalen Freiheit involviren würde. Ce n'est pas d'aujourd'hui vous le voyez que les Français ont la réputation de tenir en médiocre estime la liberté. Bordeaux öffnete den Engländern freudig die Thore. Karl V., der mit einer zahlreichen französischen Armee heranzog, versuchte ohne Erfolg Verbindungen mit den Bewohnern anzuknüpfen. In der ganzen Stadt fand er keinen Parteigänger. Er musste die Vorstädte mit stürmender Hand nehmen, die Gefangenen tödten lassen und suchen Bordeaux durch Hunger zu bezwingen. Als die Stadt in der äussersten Noth nicht mehr wiederstehn konnte, war es die englische Garnison die Kapitulation wollte und die Bewohner dazu zwang. Noch ein Jahrhundert später dachte man in Bordeaux mit Sehnsucht an die englische Herrschaft zurück. Auch der Zuwachs Lothringens war mit ähnlichen Kämpfen verbunden. Frankreich, so gesteht Barot ein, konnte dies Land erst durch furchtbare Grausamkeit gewinnen, die alle Schreckensthaten verwischt, welche in Irland oder Polen verübt worden sind. Beauveau erzählt, wie zwei Drittel des Landvolks an Hunger und Krankheiten umkam, dass man Frauen sah die in die grausame Nothwendigkeit versetzt

Digitized by Google

waren ihre eigenen Kinder zu essen, indem sie zu einander sagten: heute esse ich einen Theil von Deinem, und morgen sollst du auch deinen Theil von Meinem haben. Und der Herzog von Weimar rieth damals die ganze Lothringische Nationalität auszurotten weil das leichter sei, als das nationale Gefühl aus dem Herzen dieses Volkes zu tilgen. Ein ähnliches Martyrologium wie Lothringen hat die Bretagne aufzuweisen: so ist die »säkulare« französische Einheit zu Stande gekommen. Wer bürgt für ihren Bestand? Man wird einwenden, das nationale Gefühl sei heute in ganz Frankreich dasselbe. Was beweist das für die Zukunft? Man wird wenigstens nicht leugnen können, dass dies Gefühl sehr künstlich, sehr mühsam grossgezogen ward, dass es ausschliessliches Werk der brutalen Gewalt und von sehr jungem Datum ist, wie denn Napoleon selbst geschrieben hat: Frankreich war vor der Revolution vielmehr eine Vereinigung von zwanzig Königreichen als ein einziger Staat. Warum hält Odilon Barot es in seinem Werk über die Decentralisation für nöthig sich energisch dagegen zu vertheidigen, dass er in irgend Etwas die schöne französische Einheit antasten wolle? Warum hat Vivien 1848 im Verfassungsausschuss geäussert: Die Centralisation hat Frankreich gerettet, ohne dieselbe würden das Elsass und Lothringen deutsch sein. Heisst das nicht anerkennen, dass Elsass und Lothringen nicht französisch sind?« Nachdem der Verf. den nationalen Vorurtheilen so unumwunden getrotzt und auseinander gesetzt hat, dass die jetzige französische Nationalität nur eine falsche, gemachte und künstliche sei, verliert er sich in dem »Zerbröckelung Europa's« überschriebenen Abschnitt wieder in Träumereien über die Geschichte der Zukunft, die eben so wenig Werth haben wie die socialen Wahnbilder Fouriers. Er versichert uns, dass gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts und sicherlich vor hundert Jahren aus der französischen Einheit, die erst seit »heute Morgen« datire und keine Wurzeln in der Vergangenheit habe, fünf verschiedene Staaten entspriessen würden; Frankreich, Bretagne, Aquitanien, Burgund, Lothringen. Bereits habe die Reaktion gegen den Einheitsstaat begonnen. Sie hülle sich und ihre Absichten unter fremde Namen, sie habe zwei Worte auf die Fahne geschrieben, die seit Kurzem in aller Munde lebten: Decentralisation und Nationalität. Nie empfangen die Throne mehr Bezeugungen von Ehrfurcht als am Abend vor dem Tage wo sie fallen sollen und die Konstitutionen die man mit Guirlanden umwindet und mit rhetorischen Blumen bedeckt, sind nahe daran aufgeopfert zu werden. Wenn man den Ruf hört: Vive la charte! oder vive la réforme, so kann man sicher sein, dass die Revolution nicht weit ist. Wenn man den Schleier herunterreisst, so ist Decentralisation nichts weiter als Zergliederung, das Prinzip der Nationalitäten lässt sich in Prinzip der kleinen Staaten übersetzen; die zusammengesetzten Nationen haben ihre Zeit gehabt, die Stunde der einfachen Nationen ist gekommen. In der Politik wird Analoges vor sich gehen wie in der Chemie.

Digitized by Google

Statt der vier Elemente unsrer Natur haben wir nacheinander fünf und sechzig einfache Körper entdeckt. Noch glauben wir an die französische, britische und spanische Einheit wie man einst an die Einheit der Luft, des Wassers, der Erde und des Feuers glaubte. Wie aber die Luft aus Oxygen und Azot besteht, so ist Frankreich ein Kompositum von fünf nur gemischten Nationalitäten. Und worin besteht nun eine solche Elementar-Nationalität? Herr Barot, der von einer wahrhaft unglücklichen Neigung zu den Naturwissenschaften geplagt wird, findet abermals eine physische Erklärung. Nicht Sprache, nicht Sitte, Race, nicht Religion ist es, die das Wesen der Nationalität ausmacht. Es gilt ein kurzes Gesetz aufzustellen, das ohne Willkür wie ohne Ausnahme herrscht: die Nationalität ist das Bassin. Ein Blick auf die Karte Frankreichs genügt, um vier verschiedene Flussbecken heraustreten zu lassen. Das Bassin der Seine und Loire, Garonne, Saone und Rhone und der Mosel. Das Bassin der Schelde gehört nicht zu Frankreich. Wem soll man weiss machen, dass die Nordsee, die es aufnimmt, eine französische See ist? Die Bewöhner haben seit Cäsar's Zeiten den heftigsten Widerwillen gegen Frankreich empfunden. Was den Rhein anbetrifft, so hat er weder seine Quelle noch seine Mündung in Frankreich, er war weder gallisch noch fränkisch. Der Rhein ist für Frankreich eine ungefähr eben so natürliche Grenze, wie es Elbe, Weichsel oder Wolga sein könnten. Die Theilung der Völker nach Wasserbecken liegt ebenso in der Natur der Dinge begründet, wie sie durch die geschichtliche Entwicklung Frankreichs offenbart wird. Vereinigungen von Menschen haben einen natürlichen Hang sich an den Ufern grosser Flüsse zu bilden, und die Berge die sie umgehen werden nothgedrungen ihre Grenze. Es ist das keine strategische Frage; das Bedürfniss der Vertheidigung spielt nur wenig hinein. Es ist mehr eine Sache des Klima's, und auf jeden Fall eine allgemeine Thatsache, die zu allen Zeiten und an allen Orten Platz greift. Alle in der Geschichte bekannten Nationalitäten sind Bassins. Egypten ist das Bassin des Nils. Palästina ist das Bassin des Jordan. Oesterreich ist das Bassin der Donau, und Preussen? — »nach Frankreich die künstlichste der modernen Nationen — hat nur eine sehr junge Vergangenheit und eine sehr problematische Zukunft.« Auf dem sogenannten französischen Boden existirt also nicht etwa eine grosse Nation, die wie ein Schachbrett in 89 Fächer abgetheilt ist. Es existiren dort vier Nationalitäten, welche schlummern, und eine fünfte die ihnen einen starken Schlaftrunk gereicht hat. Die fünfte, welche sich bis zur Nordsee und zum Mittelmeer erstrecken, und das was man zum Spass natürliche Grenzen nennt am Rhein erlangen will, hat zu wirklichen natürlichen Grenzen die Hügel von Artois, die westlichen Ardennen, Argonnerwald, Plateau von Langres, Côte-d'or, die Berge des Lyonnais, Vivarais, der Auvergne, von Limousin, Poitou und die Hügel der Maine und des Cotentin. Die französische Nationalität ist das

Digitized by Google

Bassin der Seine und Loire. Die Redensarten vom Rhein als natürliche Grenze sind erst mit dem Vertrag von Campo Fornio aufgetaucht. Die Grenzfrage hat für die Vertheidigung nur untergeordnete Bedeutung. Kein Meer ist tief, kein Berg ist hoch genug, dass nicht ein Eroberer sie überschreiten könne. Die Länder, in die am häufigsten eingebrochen worden ist, sind gerade die mit den besten Grenzen versehenen. Frankreich mit den Grenzen von 1792 konnte nicht bezwungen werden, während es 1814, wo es mit den natürlichsten Grenzen von der Welt versehen war, zweimal eine fremde Invasion erlitt. Um der Energie von Barots Sprache und seinem Pathos nicht durch die Uebersetzung zu schaden, fügen wir seinen decenten Schluss bei: les frontières défendent l'integrité d'un territoire à peu près autant que les jupes d'acier protègent la vertu des femmes. On ne peut violer que les femmes et les nations qui le veulent bien. Der alte Arndt würde sich freuen, wenn er sähe, wie seine Lehren jetzt unter seinen ehemaligen Gegnern Wurzel gefasst haben. Barot will von Flussgrenzen Nichts wissen. Ein Fluss ist ihm das natürliche Centrum eines Landes, ihn zur Grenze zu machen heisst die Arterien an Stelle der Epidermis, das Herz an der Stelle der Haut setzen. Napoleon wusste wohl (?) weshalb er auf dem Kongress von Prag die Rheingrenze zurückwies, er begriff, dass ein Fluss keine natürliche Grenze sein kann. Einen Fluss eine Grenze zu nennen, das kommt darauf hinaus, dass man einen Bach eine Mauer, und einen Berg ein Thal nennt; dass man einen engen Graben für einen Wall nimmt. Vielmehr bilden Berge eine Grenze, wie das schon die Natur anzudeuten scheint, indem sie dieselben als Scheidewand zwischen zwei Flusssystemen gebildet hat. Die künstlichen Nationalitäten unterscheiden sich dadurch von den einfachen Nationalitäten, dass dort keine Berge als Grenze dastehen, und deshalb ein fortwährendes Streben nach Veränderung, ein Gefühl des Unbehagens sich geltend macht. Die Vergangenheit bietet zwei Erscheinungen dar: kleine Staaten agglomeriren, grosse zergliedern sich. Natürliche und einfache Nationalitäten folgen auf einander wie der Neumond und der Vollmond, wie Herbst und Frühling, wie Fluth und Ebbe. Die Menschheit ist ein ungeheurer Piston, der in einem Cylinder mit verzweifelnder Monotonie fortwährend auf und niedersteigt. Wenn er hoch oben ist vorher zu sagen, dass er sinken wird, darin besteht kein grosses Verdienst. Das dritte Gesetz der Geschichtsphilosophie lautet: die Welt oscillirt zwischen zwei Gesellschaftssystemen; den einfachen und den zusammengesetzten Gesellschaften, den natürlichen Nationalitäten und den künstlicheh Anhäufungen, den Völkern mit und ohne Grenzen, den kleinen und den grossen Staaten. Beide Phasen sind gleich nothwendig; der Fortschritt ist nur periodische Rückkehr derselben Thatsachen, derselben Ideen, die Schlange die sich in den Schwanz beisst. Civilisation und Freiheit fallen, wenn sie auch

Digitized by Google

nicht ausschliesslich der einen Periode angehören, doch am häufigsten mit der Periode der natürlichen Grenzen zusammen. Grosse Staaten: das bedeutet Schlag im Centrum und Lähmung an den äussersten Enden. Nur die furchtbarsten Gewaltmittel, nur ein energischer Despotismus bürgt hier für Dauer. »Wenn man grosse Staaten hat, schrieb Napoleon den 7. Februar 1806 an Junot, so hält man sie durch Massregeln der Strenge aufrecht.« Herr Barot findet, dass die Riesenreiche in Asien traditionell sind, dass für Europa der kleine Staat die Regel, der grosse die Ausnahme bildet. Die Einheitsbewegung die im 15. Jahrhundert begann, hat, wenn man ihm glauben darf, nur im 17. Jahrh. ernstliche Dimensionen angenommen. Die gegenwärtigen grossen Staaten bestehen demnach bereits zwei Jahrhunderte zu lang. Wenn nun Hr. Barot, angesichts der für seine Theorie günstigen Thatsachen von einer begreiflichen Ungeduld befallen wird, und zu dem Glauben kommt, dass die grosse Zerbröckelung vor dem angesetzten Termin, in den nächsten Jahren schon beginnen wird, so ist das eine in unsrer Zeit keineswegs ungewöhnliche Zerstörungsfreude Wenn er uns aber fragt: »Wird das Ende des 19. Jahrhunderts nicht den Anblick eines unendlich zerbröckelten Europas darbieten, werden wir nicht binnen Kurzem die künstlichen Nationalitäten zusammenbrechen sehen?« so könnten wir ihm der Frage entsprechend antworten, dass wir erst eine Reise auf den Mond antreten müssen, um einen höheren Beobachtungspunkt für die Entwicklung der Menschheit zu gewinnen. — Zum Schluss versucht er seine These von den kleinen Staaten dem französischen Patriotismus mundgerecht zu machen. Er erinnert an die Civilisation und die Freiheit, an den äussern Glanz und das reiche geistige Leben, welches die griehischen Republiken entfaltet hätten. An die freien Städte Deutschlands, die im Mittelalter das Asyl des Reichthums, der Künste und Wissenschaften, die Beherrscherinnen des europäischen Handels, die mächtigsten Centren der Bildung gewesen seien. In den freien Städten allein habe absolute Freiheit des Gedankens geherrscht, die man auf alle politische wie religiöse Frage angewendet habe. Freilich dürfte es die einsichtigen Franzosen wenig zur »Zerbröckelung« einladen, wenn der Verfasser auf die hohen Ehren hinweist, die den Vertretern der freien Städte noch im Jahre 1863 auf dem Fürstentag zu Theil geworden seien, wo sie neben dem Kaiser und den Fürsten gesessen und berathen hätten. Jetzt drängt die Behauptung heran, in welcher der Streit zwischen Einheit und Freiheit aufleuchtet, der jetzt Deutschland vor Allem bewegt, dass die Tugenden des Individuums in umgekehrtem Verhältniss zu der Grösse des Landes stehen, dass je grösser die Nation, *je kleiner* das Individuum ist. Jeder Bürger ist ein Bruch, der *als Nenner* die Totalzahl der Bevölkerung, und als Zähler ihre Ein*heit hat.* Nun ist es bekannt, dass ein Bruch. um so kleiner ist *je grösser* sein Nenner ist. Die moralische Person, Russland ge-

Digitized by Google

nannt, ist unbestritten grösser, mächtiger als die moralische Person die man Schweiz nennt; aber das russische Individuum, welches dem Bruch $\frac{1}{60,000,000}$ gleichkommt, wird weit unbedeutender sein als der schweizer Bürger, der durch die Formel $\frac{1}{2,000,000}$ repräsentirt wird. Ein Schweizer kommt somit auf dreissig Russen. Die trostreiche Anwendung die in solchen Berechnungen für den Bewohner der deutschen Kleinstaaten involvirt wird, ist leicht zu machen, wenn sie auch von Herrn Treitschke in Freiburg wenig empfohlen werden dürfte. In der That liegt in diesen Ideen, deren Keim man aber bei Augustin Thierry, und bei Toqueville suchen muss, der Werth des Barot'schen Werkes, und wie man die Rose im Munde der Schlange nicht verschmähen soll, so wird man das Lob der Decentralisation selbst aus dem Munde eines so phantastischen Geschichtspropheten wie Barot ist, gern hinnehmen und die stille Anwendung auf unsere heimischen Verhältnisse nicht verschmähen. In dem Kopfe dieses wunderlichen Heiligen wird es freilich immer bunter, je mehr er sich zum Schluss seines Werkes der grossen Weltmonarchie der Zukunft nähert. Das Ziel der Bewegung, welche Europa ergriffen hat, scheint ihm Wiederherstellung der Nationalitäten und Bildung eines einheitlichen Europa's zu sein. Die Worte Föderation und Nationalität findet er bei den zwei Antipoden der Regierungsidee: bei dem Theoretiker der Anarchie ebenso wie bei dem Repräsentanten der Macht: bei Proudhon wie bei Napoleon III. Auf die fünfzehn Konföderationen, die in der Geschichte alle nicht ohne Ruhm aufgetaucht sind, vom Amphiktyonenbund bis zum deutschen Bund von 1815 wird ein sechszehnter, grösserer Bund: die europäische Konföderation folgen. Im Mittelalter sah man schon ein gleiches Schauspiel, ein zerbröckeltes und wiedergeeintes Europa, welches dasselbe geistige und physische Leben führte, dieselben Bedürfnisse und Leidenschaften empfand, moralisch dieselbe Sprache sprach und ängstlich einer jeden seiner nationalen Individualitäten das eigenthümliche Leben liess, das sie beseelte. Barot wirft sich nun zum Ritter des Mittelalters auf, dessen Einwirkung auf die moderne Gesellschaft man bisher undankbar verkannt habe. Die Volkssouveränetät, das suffrage universel sind schon von Marsilius von Padua in seinem Defensor pacis angedeutet.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 4. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Odysse-Barot: Lettres sur la philosophie etc.

(Schluss.)

Die Jury ist eine Institution des Mittelalters, und Philippe von Beaumanoir zeigt in seinen Coutumes de Beauvoisis, dass die Entscheidung von Civil- und Criminalsachen den Lehnsleuten deferirt ward, die unter Vorsitz des Vogts zu Assisen versammelt waren. Auch die Parlamente erscheinen Herrn Barot als eine merovingische Reminiscenz, und er erschöpft sich in Lobreden auf die herrliche Communalbewegung des 11. 12. und 13. Jahrhunderts. Statt der mittelalterlichen Hierarchie setzt er nun aber für die Zukunft eine grosse ökonomische Föderation; und der lange und klug verhaltene, ja sogar durch das Gegentheil verkappte, französische Patriotismus blinzelt uns plötzlich mit schelmischer Naivetät an, wenn Herr Barot sagt, Frankreich werde das Skepter, das den schwachen Händen des Pabsthums des Mittelalters entfallen ist, aufheben und somit die höchste Stelle jener industriellen Universal-Republik einnehmen, die an Stelle der säkularen christlichen Republik treten soll. Dann ist es allerdings einerlei ob Frankreich ein Sechseck oder das Bassin der Loire und Seine bildet: dann ist das französische Nationalgefühl mit der »Zerbröckelung« versöhnt. Aber der nüchterne Denker, der bei allen Theorien gern auf den Grund geht wird sich durch den Gedanken des Zukunftsstaats und des Weltfriedens nicht blenden lassen. Auch Barot's industrieller Universalstaat krankt an dem Grundgebrechen aller der geistreichen Staatsideales seit Plato's Republik, an Unausführbarkeit. Welche Stellung sollen die Berge in dieser europäischen Conföderation einnehmen, welche Dienste sollen die natürlichen Grenzen leisten, welchen Fortschritt würden nun gar die Bassins bedeuten? Durch welche Kette von Begebenheiten wird eine solche Theorie jemals in's Leben treten? Es ist vorgekommen, dass Nationen Krieg führten um sich auszubreiten, niemals aber hat man gesehen, dass sie Krieg führten um sich zu beschränken. Und wenn die Neugestaltung Europa's, auf die Barot hinsteuert, nicht durch einen Krieg bewirkt wird, wie dann? Durch eine Revolution vielleicht? Was würde es den Völkern helfen, wenn sie sich kleiner machten um zahlreicher zu werden? Europa müsste von einem wunderlichen Geschlecht bevölkert werden, wenn dasselbe sich durch das Wort »Bassins« in Begeisterung setzen, Hab' und Leben für Barot's natürliche Grenzen hingeben wollte. Die Versuche, Europa's Karte

Digitized by Google

umzugestalten laufen ein für allemal auf Irrfahrten heraus, sie verlocken friedliche und persönlich liebenswürdige Männer, wie Fourier gewesen ist und wie Herr Barot unzweifelhaft ist zu einem fanatischen Hass gegen das Bestehende und zu einer blinden Zerstörungslust, die gerade an ihnen um so auffallender ist, weil sie den friedlichen Grundprincipien des Systems widerspricht, und weil sie diese Feinde der Centralisation auf eine Stufe stellt mit ihren sonstigen Antipoden, mit den enragirten Verfechtern des Einheitsstaats, denen bei uns in Deutschland durch den letzten Sieg der Macht über das Recht die Flügel so beträchtlich gewachsen sind. Deshalb vertiefen wir die Frage die Barot angedeutet hat und kehren sie gegen ihn selbst zurück; er möge uns erklären, weshalb der Mensch, der allein nicht die Kraft besitzt auch das geringste organische Leben hervorzurufen, der auch einen gepflanzten Baum nur mit Hülfe des Segens von Oben gedeihen sieht, von einem unwiderstehlichen Drang getrieben wird, den vollendetsten und höchsten Organismus auf Erden, den Staat zu zerstören. Mag die Geschichte in dem einen oder andern Sinn zur Bundesgenossenschaft der Veränderung herbeigezogen werden: Beides bleibt gleich verwerflich. Es ist charakteristisch genug, dass Girardin, der sich genöthigt sah gegen die Barot'schen Theorieen in der Presse (5. Sept. 1863) Verwahrung einzulegen, zugleich Gelegenheit nahm die Jugend vor dem Studium der Geschichte zu warnen. Man möge sich lieber auf das Studium der Sprachen werfen, die Geschichte überlade nicht nur das Gedächtniss, sondern sie fälsche auch den Geist, sie versetze die Augen hinter den Kopf. Vollendete Thatsachen nehme er an wie die Familie in der ein lahmes Kind geboren werde, dasselbe annehme; statt es zu ertränken oder zu ersticken, suche sie einen guten Bürger, einen ehrlichen Menschen daraus zu machen. Das Vergangene sei vollendete Thatsache. »Da es keinem Menschen, so mächtig er sei oder erscheine, gegeben ist, irgend etwas Geschehenes zu ändern, so wollen wir die Vergangenheit in ihrem Grabe modern lassen und uns mit der Zukunft nur in dem Maasse beschäftigen, als sie uns angehört. Die Zeit, welche man darauf wendet rückwärts zu sehen, ist Zeit die nicht dazu verwandt wird nach vorwärts zu blicken. Es giebt zwei Schulen: die eine kehrt den Rücken ihrem Ziel und das Gesicht dem Ausgangspunkt zu, die andere dreht dem Ausgangspunkt den Rücken und das Gesicht auf's Ziel. Dieser zweiten Schule gehöre ich an, und ich habe den Cynismus es einzugestehen.« Weshalb wir diese pessimistischen Ansichten über den Werth der Geschichte citiren? weil sie Berechtigung gewinnen, sobald man in der Geschichte nicht mehr die reine Wissenschaft, sondern ein Arsenal zu politischen Zwecken sieht. Girardin's mürrische Abkehr von der Wissenschaft überhaupt erscheint uns als berechtigte Reaktion gegen die in Frankreich hergebrachte und in Deutschland versuchte Vermischung

Digitized by Google

von Geschichte und Politik. Und wer immer, sei es diesseits oder jenseits des Rheins, die Wissenschaft zum Mittel herabwürdigt, der wird stets Gefahr laufen, statt ernsten wissenschaftlichen Worts in ein stellenweise geistreiches stellenweise fades Geplauder über die Zerbröckelung Europas und den grossen Völkerbrei der Zukunft zu verfallen.

C. Mendelssohn-Bartholdy.

Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien von Adolf Friedrich von Schack. Bd. 1. 2. Berlin. W. Hertz. (Besser'sche Buchhandlung) 1865. 348 u. 385 S. kl. 8.

Ehe wir zu vorliegendem Werke selbst übergehen, müssen wir in Bezug auf eine Behauptung des geehrten Verf. in seinem Vorworte, wie es schon ein Correspondent der Allgem. Zeitung (1865. Beilage Nr. 363) gethan, unser Erstaunen darüber aussprechen, wie er den gelehrten Pascual de Gayangos ganz übergehen und geradezu schreiben mochte (p. V): »Dass die politische Geschichte der spanischen Araber bis ganz vor Kurzem im tiefsten Dunkel gelegen« während doch der genannte Professor des Arabischen an der Madrider Universität schon viele Jahre vor Dozy, der zuerst die spanische Geschichte aus dem Gebiete der Lüge und Fabel an das Licht der historischen Wahrheit gerückt haben soll, den geschichtlichen Theil von Makkari übersetzt und die Uebersetzung durch sehr belehrende kritische Noten, die viele Auszüge aus andern Historikern enthalten, erläutert hat. Auch hätte Herr von Slane wohl verdient genannt zu werden, der durch die Herausgabe und Uebersetzung Ibn Chalduns schon über manche Partien der spanischen Geschichte ein neues Licht geworfen hat, und auch Ref. ist, bis zur Regierung Abd Errahman's, so weit nämlich als die Geschichte Spaniens in den Rahmen seiner Chalifengeschichte passte, nur arabischen Quellen gefolgt, der Verf. hätte daher nicht mit solcher Bestimmtheit sagen sollen, dass bis auf Dozy das Buch Conde's die Grundlage für alles gewesen sei, was über die spanischen Araber geschrieben worden. Wir sind weit entfernt die grossen Verdienste Dozy's um die Geschichte Spaniens schmälern zu wollen, aber er selbst wird wohl zugeben, dass zwischen Conde und ihm von Andern schon manches auf diesem Gebiete geleistet worden ist, wenn auch allerdings diese Leistungen erst durch seine Geschichte der Mohammedaner in Spanien vom 8. bis zum 12. Jahrhundert ihre Vollenduug erreicht haben. Was übrigens die Cultur- und Literaturgeschichte der Araber in Spanien angeht, so hat Herr Dozy dieses Gebiet, wie der Verf. bemerkt, nicht bearbeitet, doch hat auch er Quellen edirt, aus denen manche Gedichte übersetzt sind, obgleich die Mehrzahl derselben dem von Wright und Krehl herausgegebenen Makkari entnommen sind.

Digitized by Google

Das Buch selbst zerfällt in 17 Abschnitte, von denen 11 den ersten und 6 den zweiten Band ausfüllen. Der erste Abschnitt enthält eine Einleitung, in welcher zuerst von den Sitten und Gebräuchen der Beduinen im Allgemeinen die Rede ist, dann von ihrer Kampflust, von den improvisirten Versen vor einem Zweikampfe, von der Einführung der Schreibkunst in Arabien und den ersten Dichtern, welche mehr als kurze Improvisationen hervorgebracht haben, von der Messe zu Okaz und den heiligen Monaten und den dichterischen Wettkämpfen der Araber, von den Moallakat, von dem Ansehen der Dichter selbst, so wie der Familie und des Stammes zu dem er gehörte, von Streitigkeiten, die durch Dichter geschlichtet wurden u. s. w. Wir hören hier nichts was nicht von Andern längst auch schon gesagt worden wäre — und der Verf. hätte auch hier neben Caussin de Perceval und Fresnel manchen Deutschen citiren können — aber es ist so fleissig zusammengetragen, so methodisch geordnet und so vortrefflich dargestellt, dass namentlich Nicht-Orientalisten ihm dafür ihren Dank zollen werden. In dieser Einleitung wird dann noch der übliche Gang und Bau der alten Kassiden angegeben, und daran die Bemerkung geknüpft, dass sich die altarabische Poesie in einem engen Kreise bewege, daher auch die stete Wiederkehr derselben Gegenstände: ein mühsamer gefahrvoller Zug durch die Wüste, ein Zusammenstoss mit dem Feinde, Beschreibung der Geliebten, des Rosses, des Kameels, der Waffen u. s. w. Von mannigfaltigerem Inhalte sind die kleinern Gedichte, welche sich in den ältern Sammlungen finden. Hier wechseln Helden- und Kriegslieder mit Gaselen, Todtenklagen, Satyren und Trinkliedern ab. Es sind meistens momentane subjective Regungen, die hier zum Ausbruch kommen, aber mit solchem Schwung und solcher intensiven Kraft, dass sie das was der arabischen Poesie an Weite des Horizonts abgeht leicht ersetzen. Von den ältern Dichtern geht der Verf. auf die Zeitgenossen Mohammed's über und berichtet die übrigens vielfach bestrittene Sage von der Bekehrung Lebid's durch einige Verse der zweiten Surah. Gewiss ist, dass nicht nur Ibn Hischam nichts von dieser Bekehrung erwähnt, sondern auch noch Gedichte anführt, in welchen Lebid seinen Stiefbruder Arbad betrauert, welcher im Jahr IX der Hidjrah nach Medina gekommen war, um Mohammed zu tödten und bei seiner Rückkehr zu seinen Stammgenossen Mohammed und seinen Glauben verspottete. Er lobt in diesen Gedichten seinen Edelmuth, seine Tapferkeit, Freigebigkeit, Gastfreundschaft und Gerechtigkeitsliebe, er nennt ihn den edelsten seines Stammes und sagt unter Anderm: »Der Herr der Schöpfung hat ihn zu sich genommen, als er sah, dass es keine Dauer für ihn gab, er weilt nun ohne Schmerz und ohne Gram, während er von uns schwer vermisst wird.« Würde ein bekehrter Moslim so von einem Manne sprechen, der nach der Erzählung Ibn Ishaks vom Blitze erschlagen wurde, weil er den Islam verspottet?

Digitized by Google

Dass Lebid, der ein sehr hohes Alter erreicht hat — er starb nach Einigen erst unter dem Chalifate Muawia's — sich schliesslich zum Islam bekehrt habe, unterliegt keinem Zweifel, dass diess aber noch zu Mohammed's Lebzeit und in der von Sujuti und Andern erzählten Weise geschehen sei, bezweifelt jetzt Ref., obgleich er selbst vor zwanzig Jahren, als er seine »poetische Literatur der Araber« schrieb, diese Sage als historische Thatsache angesehen hat. Der Verf. geht dann zum Einfluss des Islams auf die Dichtkunst und auf die Begeisterung über, welche der Koran bei den Arabern hervorrufen musste, den er zuerst »Religionsbuch« dann aber »eine Sammlung lyrischer Ergüsse« nennt. Dass der Koran unter Anderm auch lyrische Ergüsse enthält, zu welchen die Schilderung der Allmacht Gottes, der Wunder der Schöpfung, der Schrecken des jüngsten Gerichts, der Freuden der Frommen im Paradiese und der Qualen der Sünder in der Hölle gehören, ist wahr, das ganze Buch aber so zu nennen, ist mehr als eine poetische Licenz. Sind etwa die Geschichten und Sagen von frühern Völkern und ihren Propheten, welche einen grossen Raum im Koran einnehmen, so wie die ganze Dogmatik, Sittenlehre, die praktische Theologie und die zahlreichen Gesetze und Vorschriften über alle Theile des Rechts auch lyrische Ergüsse? Der Verfasser wendet sich hierauf zur weiteren Entwicklung und allmähligen Umgestaltung der arabischen Poesie am Hofe der Omejjaden, und bemerkt, wie zur Zeit als der Hof begann sich die Dichtkunst dienstbar zu machen, die Gattin Muawias, welche auch Dichterin war, sich nach ihrer Heimath in die Wüste zurücksehnte. Ihr Lied wird dann auch angeführt, aber theils verstümmelt, theils mit allen Fehlern, welche sich bei Abulfeda im Texte wie in der lateinischen Uebersetzung finden. So wird z. B. eine zahme Katze in eine gellende Pauke verwandelt. Ein Vers, welcher sich besonders auf Muawia bezieht, der bekanntlich wohlbeleibt war, und den man in Prosa folgenderweise übersetzen würde: »Lieber ist mir ein edler Mann aus meinem Stamme, als der Dickleibige mit duftendem Barte« lautet bei Herrn von Schack:

»Ein Hirt von meinem Stamme gilt mir mehr
Als all die üpp'gen Fremden um mich her.«

Das Richtige, so wie auch noch einige bei Abulfeda fehlende Verse hätte der Verf. im ersten Bande der Geschichte der Chalifen von Ref. finden können.

Ueber die im vorliegenden Werke mitgetheilten Uebersetzungen äussert sich der Verf. in seinem Vorworte folgendermassen: »In den mitgetheilten Gedichtproben werden die Kenner ein sorgfältiges Studium der oft äusserst schwierigen Originale nicht vermissen. Bei der Behandlung der Texte haben mich dieselben Grundsätze geleitet, die ich schon bei frühern ähnlichen Arbeiten befolgte. Eine metrische Nachbildung kann nicht den Zweck haben, als Hülfsmittel zum Verständniss des Originals zu dienen, vielmehr muss

sie vor Allem darnach trachten, ihr Vorbild dichterisch zu reproduciren. Zugegeben, dass es möglich sei, die Dichter des klassischen Alterthums und der meisten neuen europäischen Völker wirklich zu übersetzen, ohne den poetischen Eindruck zu beeinträchtigen, so müsste doch ein gleiches Verfahren, auf die arabische, ihrem ganzen Genius nach von der Unsrigen so verschiedene Sprache angewandt, Monstrositäten erzeugen, und Dozy hat treffend gesagt, hier könne die grösste Untreue leicht gerade dadurch herbeigeführt werden, dass man zu treu sein wolle. Wenn ich nun, von dieser Ueberzeugung ausgehend, bei meinen Nachbildungen in Nebensachen bisweilen mit beträchtlicher Freiheit geschaltet habe, so ist es mir vielleicht gerade hierdurch ermöglicht worden, Geist und Sinn des Ganzen desto treuer wiederzugeben.«

Wir können mit gutem Gewissen und nach sorgfältiger Vergleichung vieler Uebersetzungen mit dem Texte dem Verfasser bezeugen, dass er im Allgemeinen den Text richtig verstanden und ohne sinnentstellende Abschweifungen wiedergegeben hat. Hie und da hat er sich jedoch allzugrosse Freiheiten genommen, oder bei wirklich schwierigen Stellen den arabischen Dichter missverstanden. So ist z. B. in dem S. 121 angeführten Gedicht von Ibn Chefadjeh im Texte stets von einem Geliebten die Rede, welchen der Uebersetzer in eine Geliebte verwandelt hat. Wollte er dem europäischen Leser das Gedicht nicht wie es ist mittheilen, so hätte er es gar nicht als Probe wählen sollen, denn wenn ein arabischer Dichter wirklich seine Geliebte schildern will, so drückt er sich ganz anders aus als es hier geschieht, jedenfalls hätte er aber dem Leser in einer Note die hier begangene Untreue nicht verschweigen sollen. In der Kassideh von Ibn Said lässt Herr v. Schack (S. 228) den Dichter sagen:

»Mit Seel' und Leben bin ich dein
o schlanker Zweig auf hohem Hügel
zu dem wetteifernd Nacht und Morgen
empor sich schwingen mit dem Flügel.
Dein Garten ist der Garten Edens
mir steht das Herz um dich in Flammen
doch nicht um Schuld die ich begieng
kann man zur Strafe mich verdammen.«

Hier hat der Verf. offenbar seinen Text nicht verstanden, denn man sieht, dass er ihn übersetzen wollte und nicht etwa umschreiben. Er hat Nuka (das Beste) mit Naka (Hügel) verwechselt, mali (mein Gut) mit ma li (nicht habe ich). Diese Verse (4 u. 5), welche sich bei Makkari I. 650 finden, lauten in treuer Uebersetzung: »Mein Leben gebe ich für dich, o Zweig, der nur das Schönste trägt, aus dessen Spitze (oberem Theil) finstre Nacht und heller Morgen hervorspriessen (Gesicht und Haar) sein Garten ist einer von Edens Gärten, und im Brande der mein Herz und mein Gut aufzehrt wird er von seinen Sünden gereinigt.

Digitized by Google

In demselben Gedichte übersetzt der Verf. Vers 16 u. 17:

»Und hätte sie durch Treubruch mich
zu hintergehen je gebrütet
ward sie von mir — da Hut der Liebe
nothwendig ist — nicht streng behütet?
Doch ja! um eins betrog sie mich
um viele Zeit und manche Stunde
denn brünst'ger hieng, als ich an ihrem,
sie fort und fort an meinem Munde.«

In treuer Uebersetzung lauten diese Verse: »und wäre er auch unserm Liebesbunde untreu geworden, so würde ich ihm doch hold geblieben sein, denn Nachsicht ziemt der Liebe am besten. Wo ist die Zeit in welcher er keinen Augenblick sich von mir trennte und noch gieriger als ich nach Genuss verlangte?«

Das ganze Gedicht wird vom Verf. mitgetheilt, um zu zeigen, wie wenig es nach den Begriffen der Araber für nöthig galt, dass ein klar ausgesprochener Gedanke alle Theile eines Gedichtes verbinde. Allein in diesem Gedichte steht doch der zweite Theil mit dem ersten in engem Zusammenhange, denn der Dichter schildert zuerst ein glückliches Liebesverhältniss und dann eine mit derselben oder demselben Geliebten, von welchem im ersten Theile die Rede ist, in der Umgegend von Granada verlebte Nacht.

Auch in dem vorhergehenden Gedichte (S. 222), das gleichfalls als Beweis der Verschiedenartigkeit der einzelnen Theile eines und desselben Gedichtes angeführt, und dem auch Mangel an Einheit zum Vorwurfe gemacht wird, lässt sich ein gewisser Zusammenhang der scheinbar nur lose aneinander gefügten Gedanken und Gefühle nachweisen. Ehe wir aber diess darthun, müssen wir einige andere Ungenauigkeiten des Verf. rügen. Er schreibt: »Die ganze Kasside, die man trotz der Fehlerhaftigkeit ihrer Composition nicht ohne Interesse lesen wird, lautet wie folgt:« Wir möchten nun wissen, da der Leser doch eine Uebersetzung sämmtlicher Verse, wie sie sich bei Makkari I. 356 finden, welchen der Verf. als seine Quelle citirt, zu erwarten berechtigt ist, wo Vers VI und XXXII übersetzt sind? Vers VI lautet: »ich erkenne aus seinem süssen Duft was mir wohl bekannt ist, wenn er in diesen Plätzen weht« und Vers XXXII: »Der Verständige bleibt in der Welt Genosse des Kummers, nur den Verrückten wird ein heiteres Leben zu Theil.« Vers 18 ist ganz unrichtig übersetzt. Er lautet:

»Was hilft das Reisen? irgendwo den Unterhalt des Lebens
mühlos sich zu gewinnen — das ersehnt der Mensch vergebens.«

Im Texte steht aber: »Wohin soll ich gehen? was Gott bescheert erlange ich auch ohne Anstrengung und ohne langes quälendes Hoffen.« Im 22. Verse macht der Verfasser aus Karun, dem

Digitized by Google

Korach der Bibel, welcher nach arabischer und biblischer Sage der Rothschild der alten Welt war*), einen Pharaon. Vers 28 lautet bei Schack:

»Wohl — sagt man mir — so wandre aus! doch Antwort muss ich geben
das thue wessen Herz nicht hängt am Lusthaus zwischen Reben.«

Von dem Rathe auszuwandern ist aber erst Vers 33 die Rede, Vers 28 bedeutet: »Man sagt es bleibt (dir) ja noch genug um keiner fremden Hilfe zu bedürfen, darauf antworte ich, das genügt nur solchen, die es nicht nach den Weinhäusern zieht.« Derselbe Gedanke kehrt am Schlusse des Gedichts wieder, wo es heisst: »O Blicke der Gazellen, die ich nicht besitze, die mir nahe sind, ohne dass ich mich ihnen nähern darf, und du o Klosterwein, den ich nicht kosten kann, wäret ihr nicht, so würde mein Besitz mir genügen. Doch ich vertraue bei allem Trübsal auf den, der mit dem Worte »Werde« Gaben spendet.« Bei dem Verf. ist hier freilich auch davon nichts zu finden. Er übersetzt:

»O Augen ihr der lieblichen, gazellenschönen Frauen
die mir versagt sind, denen ich nicht darf ins Antlitz schauen
und o du süsser Klosterwein, von dem nur seltnes Naschen
vergönnt mir ist, wenn einmal Geld in meinen Taschen
ausharren will ich in der Noth auf meiner Heimaterde,
auf den vertrauend, der es sprach, das Schöpfungswort, es werde?«

Bei den hier gerügten Ungenauigkeiten in der Uebersetzung wird wohl schwerlich der Verf. behaupten können, dass er in Nebensachen mit Freiheit geschaltet habe, um dadurch Geist und Sinn des Ganzen treuer wiederzugeben. Hier werden die Gedanken des Dichters entweder gar nicht oder ganz entstellt wiedergegeben — solche Freiheiten findet Herr Schack weder bei Dozy, noch bei Rückert in seiner Uebersetzung der Hamasah. So kühne Abweichungen vom Texte erinnern mehr an v. Hammer, der sich häufig mit einem ohngefähr begnügte und die Mühe scheute, seinen Autor gründlich zu studiren. Ein solches »à peu prés« ist auch die Uebersetzung des 34. Verses, der mit dem Vorhergehenden bei Schack lautet:

»So wisse denn, der du mir räthst, nicht länger hier zu säumen
und weil Erwerb mir hier nicht blüht, mein Reiseross zu zäumen,
wohl hör' ich deinen Rath, allein ihm widerstrebt das Herz mir
dass in mein Haus ein Anderer einzöge machte Schmerz mir.«

In treuer Uebersetzung bedeuten diese Verse: »O du, der du mir den Rath ertheilst fern von der Heimat zu leben, weil hier das Glück mir nicht günstig, dein Rath ist wohl gemeint, aber

*) S. des Ref. biblische Legenden der Muselmänner. S. 181—182.

Digitized by Google

mein Herz kämpft dagegen, und wollte ich sie verlassen, so würde es ohne mich darin zurückbleiben.

Bei richtigem Verständniss dieses Gedichts ist auch dessen Inhalt gleichartiger als es beim ersten Anblick scheint. Der Dichter beginnt nach alter Weise mit einer Anrede an die ferne Geliebte oder an die fernen Freunde. Während aber der alte Beduine nach dieser Anrede sich in den Kampf stürzt und mit seinem Stamme sich tröstet, dessen Tugenden er preist, wendet unser Dichter sich zu einem wohlthätigen Freunde, der in Cordova wohnt, was ihm Gelegenheit gibt die Reize dieser Stadt und Umgegend zu beschreiben. Je grösser aber die Annehmlichkeiten die sie bietet, um so schlimmer für den Unbemittelten, der nur alles sehen aber nichts sich zueignen kann, und doch voller Genusssucht ist, wie unser Dichter. Trotz seiner innern Qualen kann er sich aber dennoch nicht von seiner Heimat trennen, er freut sich an flüchtigen Augenblicken die ihm das Ersehnte gewähren und hofft Gott werde ihm wieder Wohlstand verleihen.

Während aber bei den angeführten Stellen sich wenigstens begreifen lässt wie der Uebersetzer den Text missverstanden hat, kommen Andere vor, bei welchen er, auch ohne allen Anhaltspunkt seiner eigenen Phantasie ganz freien Lauf gelassen hat. So übersetzt er einen Vers des Ibn Hamdis: (II, 29. Makkari I, 322. Vers 15).

»Die Leu'n erheben, die am Thor die ehrnen Ringe nagen,
Die Stimmen, um ein: Allah ist der Mächtigste zu sagen.«

Im Texte steht aber nur: »Löwen zernagen ihre Ringe und ihr Maul haftet fest daran sie zu zerbrechen.«

Wir wiederholen übrigens, dass solche Abschweifungen und Irrthümer nicht gerade häufig vorkommen, in den meisten Fällen aber wenigstens Geist und Sinn des Originals treu wiedergegeben ist. Wir verlassen daher auch diese Kritik und geben in Kürze noch den Inhalt des vorliegenden Werkes an.

Der zweite und dritte Abschnitt handelt im Allgemeinen von der Cultur und besonders von der Poesie der spanischen Araber. Der Verf. beginnt mit einer übersichtlichen Darstellung der politischen Zustände Spaniens von der Thronbesteigung Abd Errahman's I. bis zum Untergange der Herrschaft der Araber in Adalusien, und knüpft daran das Aufblühen und Erlöschen moslimischer Cultur. Die Poesie bildete den Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens, die Höchsten wie die Niedrigsten, sowohl Frauen als Männer, cultivirten sie, Gedichte, um Wände und Säule geschlungen, bildeten den Schmuck der Paläste, und Dichter wetteiferten mit einander an der Spitze der feindlichen Heere, ehe zu den Waffen gegriffen wurde. Die Omejjaden sowohl als die spätern Fürsten aus anderm Geschlechte unterstützten und belohnten Dichter sowohl als Sänger und Musiker. Nichtsdestoweniger blieb der Orient immer ihr Vor-

Digitized by Google

bild, und mitten in den grünen und wasserreichen Auen Andalusiens ertönen Klänge, welche an das Nomadenleben in sandiger öder Wüste erinnern. Auch hier herrscht die Sucht nach weithergeholten Gleichnissen und Metaphern. Was die Pflege der Wissenschaft betrifft, so beschränkte sie sich hier auch, wie im Osten, auf Philosophie und Naturwissenschaften, während hier wie dort die Geschichte der nichtmohammedanischen Völker gänzlich ignorirt wurde.

Als Einleitung zum 4. Abschnitt, welcher von den Liebesliedern handelt, bemerkt der Verf., dass in Spanien die Stellung der Frauen eine freiere war als in andern mohammedanischen Ländern. Die Frauen nahmen Theil an der ganzen geistigen Bildung ihrer Zeit, daher ihnen auch grosse Achtung gezollt wurde, und zur sinnlichen Liebe noch eine tiefere Seelenneigung hinzutrat, zuweilen eine Verehrung des Weibes, wie sie damals dem christlichen Europa noch fremd war. Hier hätte der Verf. hinzusetzen dürfen, dass ähnliche innere Liebe sich im Orient nur noch bei den Wüstenbewohnern fand, bei denen alte Sitte höher stand, als das neue Gesetz, während bei den sogenannten cultivirten Mohammedanern in den Städten der Schleier und die Absperrung des weiblichen Geschlechts das Grab der Liebe werden musste und dem Weibe nur noch ihre sinnlichen Reize lassen konnte. Nicht weniger als der lyrischen Dichtkunst waren die Zustände in Spanien der heroischen Poesie günstig. Die ganze Zeit der Herrschaft der Araber über Spanien war ein nahezu unausgesetzter Kampf gegen die Gothen und ihre Verbündeten und dieser Kampf fand auch im Liede seinen Wiederhall. In Versen wurden Verbündete geworben, in Liedern der Sieg gefeiert, oder die Niederlage beklagt. Beispiele dieser Gattung bilden den Inhalt des 5. Abschnitts. Die drei folgenden Abschnitte führen uns Trinklieder, Naturschilderungen, Loblieder, Satiren, Elegien und religiöse Gedichte vor, welche sich im Ganzen wenig von denen des Ostens unterscheiden. Die drei folgenden Abschnitte sind überschrieben: »Miscellen aus der spanisch-arabischen Poesie.« Hier werden zuerst Gedichte mitgetheilt, welche aus lose zusammenhängenden Theilen bestehen, Epigramme im Sinne der griechischen Anthologie, dann, nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der Abbadiden, Gedichte von Fürsten dieses Hauses, und manche ihre Zeit charakterisirenden Anekdoten, endlich Biographien berühmter Dichter, wie Ibn Zeidun, Ibn Lebbun, Ibn Ammar, Ibn Alchatib, wobei natürlich auch Proben ihrer poetischen Erzeugnisse mitgetheilt werden.

Der zweite Band behandelt zuerst (XII) die Cultur der Araber in Sicilien und ihren Einfluss auf die Normannen, welche ihre Stelle einnahmen. Die Poesie blühte auch hier wie in Spanien, und der classische Boden Siciliens berührte sie nicht im Mindesten, denn auch hier blieben die morgenländischen Dichter das allein nachzuahmende Vorbild. Geschichte, Poesie und Mythologie der

Digitized by Google

Griechen waren den Arabern in Sicilien eben so fremd wie an den Ufern des Tigris, und gibt es auch auf dieser Insel weder Gazellen noch Kameele, so spielen sie doch eine grosse Rolle in ihren Versen. Nur ihre eigenen Schöpfungen in der neuen Heimat, ihre Villen und Paläste mit ihren Arkaden, Arabesken und Löwenbrunnen, kommen in ihren Gedichten zum Vorschein und nur ihre Liebe- und Trinklieder unterscheiden sich durch eine gewisse wollüstige Weichheit von denen der östlichen Dichter. Einer der hervorragendsten Poeten Siciliens ist Ibn Hamdis, von welchem aus Amari's bibliotheca Arabo-Sicula eine Anzahl Gedichte übersetzt worden. Auch hier könnten wir manchen Vers als unrichtig aufgefasst bezeichnen, doch genügen die schon früher angeführten Beispiele, um die Uebersetzungsweise des Hrn. v. Schack zu charakterisiren. Durch leidenschaftliche Liebesgedichte ist Ibn Tubi, ein Dichter des elften Jahrhunderts, berühmt worden, durch seine Epigramme und Episteln Ibn Tazi, und durch seine Anthologie Ibn Katta. Im folgenden Abschnitte (XIII) ist von der Volkspoesie der Araber die Rede und ganz besonders von dem erzählenden Elemente in derselben. Denkwürdige Ereignisse wurden in Liedern besungen, dann mit eingeflochtener Erzählung in gereimter Prosa ergänzt, in die sich bald auch Sagen und Legenden mischten. Die ganze Geschichte der Eroberung Spaniens wurde in Versen geschrieben. Ibn Abd Rabbihi hat die Kriegsthaten Abd Errahmans III. in einem Gedichte besungen, und ein anderer Dichter die Heerfahrten der Meriniden. Umherwandernde Sänger und Erzähler bemächtigten sich dieser Stoffe, denen sie auch andere abenteuerliche Geschichten zufügten, um sie am Hofe sowohl als vor dem Volke öffentlich vorzutragen. Von grosser Bedeutung ist der 14. Abschnitt: die Poesie der Araber in ihren Berührungen mit der Dichtkunst der christlichen Völker Europa's. Hier hat der Verf. die richtige Mitte gewählt zwischen denen, welche den Arabern jeden Einfluss auf die abendländische Literatur absprechen, und denen welche den Einfluss dee Orients auf die europäische Cultur masslos überschätzen. Der Verf. erinnert an den lebendigen Verkehr zwischen Mohammedanern und Christen in Spanien, bei welchem es höchst unwahrscheinlich ist, dass die arabische Poesie den Spaniern gänzlich unbekannt geblieben sein sollte. Die sogenannten Mozaraber, d h. die Christen, welche unter mohammedanischer Herrschaft lebten, deren Muttersprache das Arabische, denen aber auch das Castilianische geläufig war, waren nothwendig die Vermittler zwischen den beiden fremden Elementen, desgleichen gelehrte Juden, welche die verschiedenen Idiome dermassen beherrschten, dass sie bald die Makamen des Hariri nachahmten und bald castilische Verse in ihre hebräischen Gedichte einflochten. Der berühmte Juda Halevi hat in arabischer und castilischer Sprache gedichtet. Aber auch den eigentlichen Spaniern blieben die Erzeugnisse der arabischen Literatur nicht fremd. Viele christliche Truppen standen im

Digitized by Google

Dienste mohammedanischer Fürsten, der Cid liess sich von Arabern die Kriegsthaten ihrer Ahnen erzählen. Jedenfalls wurde die Vulgär-Sprache und Poesie der Araber von vielen Spaniern verstanden, und das Gedicht das Erzpriesters von Hita zeigt klar, dass er nicht nur mit arabischen Volksliedern sehr vertraut war, sondern auch dass die spanische Volkspoesie mit denselben in vielfache Berührung kam. Darum lässt sich auch nicht läugnen, dass man der spanischen Poesie deutlich anmerkt, dass sie in der Nähe der Arabischen aufgewachsen ist, doch darf man dieser keinen allzutief eingreifenden Einfluss auf jene zuschreiben.« Die Poesie der Spanier ist aus dem innersten Leben der Nation hervorgegangen und würde sich, wenn Abstractionen erlaubt sind, ihrem Geist und Kern nach, nicht viel anders als sie jetzt vorliegt, entwickelt haben, auch wenn die Castilianer nie von der Dichtkunst anderer Völker gehört hätten, allein wie sie, unbeschadet des Grundcharakters, der durch alle ihre Erzeugnisse hindurchgeht, sich manches Fremde angeeignet, wie sie die Versformen der Italiener nachgebildet hat, und wie durch die Lieder ihrer Cancioneros vornehmlich ein Klang aus der Provence schallt, so hat auch die arabische Poesie einige Erinnerungsmale aus der Zeit, wo Orient und Occident sich auf demselben Boden berührten, in ihr zurückgelassen« Der Verf. weist dann nach, wie orientalische Bilder von occidentalischen Dichtern gebraucht wurden, wie auch mehrere Gattungen von arabischen Volksliedern in ihrer äussern Form von den Spaniern nachgeahmt wurden, und wie anderseits arabische Sagen christlichen Erzählungen zu Grund liegen. Wie in Spanien rückten auch in Sicilien mohammedanische und christliche Bildung einander näher. Die Toleranz der normannischen Fürsten, ja die Hinneigung mehrerer derselben zu den Saracenen bewirkte dass die arabische Cultur ihre politische Selbständigkeit überdauerte und sicherte ihr einen noch grössern Einfluss als in Spanien, wo die christlichen Sieger bald alles zerstörten, was an Mohammedanismus streifte. Der halbarabische Hof Friedrich's II. gilt bekanntlich als die Wiege der italienischen Poesie, es kann kaum bezweifelt werden, dass hier Berührungen mit der morgenländischen statt fanden, und dass italienische Dichter manches von den Arabischen aufnahmen, sowohl dem Inhalt als der Form nach.

Wir eilen nun zum Schlusse, da die letzten beiden Abschnitte (XVI die Baukunst der Araber auf Sicilien und XVII Granada. Untergang der arabischen Cultur. Die letzten Denkmale der arabischen Kunst in Europa) in ein Gebiet gehören, mit welchem Ref. zu wenig vertraut ist, um ein Urtheil darüber zu fällen. Wie diess aber auch von Seiten Sachverständiger ausfallen mag, so enthält das Buch in seinen frühern Abschnitten so viel Anziehendes und Belehrendes über Geschichte und Literatur der Araber in Spanien und Sicilien, dass es Jedermann zu empfehlen ist.

Weil.

Digitized by Google

Heldensagen des Firdusi. In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das Iranische Epos von Ad. Friedr. von Schack. Zweite vermehrte Auflage der „Heldensagen“ und „Epischen Dichtungen“. Berlin W. Hertz. 1865. 439 S. gr. 8.

Schon die erste Auflage dieses Buches, welche im Jahr 1851 erschienen ist, hat bei dem grossen Lesepublikum sowohl als bei Kennern des Persischen grossen Beifall gefunden und ist in verschiedenen Zeitschriften so ausführlich besprochen und günstig beurtheilt worden, dass es überflüsrig wäre hier ins Einzelne einzugehen. Wir beschränken uns darauf anzugeben, was in dieser zweiten Auflage Neues geboten wird. Wir finden vor Allem den Titel verändert. Hier heisst es »in deutscher Nachbildung« und dort »aus dem persischen übersetzt.« Man kann demnach dem Verf. hie und da vorkommende Ungenauigkeiten bei der Uebersetzung nicht mehr zum Vorwurf machen. Er sagt auch selbst in der neuen Vorrede: »Es war mein Streben, den Geist und epischen Styl des Originals in möglichstem Anschluss an dessen Wortlaut zu reproduciren; ich legte jedoch mehr Gewicht auf jene als auf diesen, und opferte, wenn sich die Alternative darbot, lieber einzelne Aeusserlichkeiten, als den Totaleindruck.« Ferner: »Zur Vermeidung solcher Uebelstände (Unklarheit und Zerrissenheit der Sätze) musste ich, bei Widergabe des Unwesentlicheren mir einige Freiheit gestatten, auch minder erhebliches in Bild und Ausdruck hier und da aufgeben oder durch Aehnliches ersetzen dürfen.« Nichtsdestoweniger finden wir doch, dass manche in der ersten Auflage vorkommenden Fehler hier verbessert wurden, während Andere allerdings stehen geblieben sind, denn die alte Uebersetzung ist nur wenig umgearbeitet worden. Auch die vortreffliche Einleitung über das Iranische Epos erscheint hier unverändert. Ref. hätte aber gewünscht, dass folgende Stelle weggeblieben wäre: »Eine klare Einsicht in die historische Bedeutung des Iranischen Epos wird sich nie gewinnen lassen, weil keine ältere ausführliche Quelle für die in dasselbe verwebte Geschichte vorhanden ist, als das Schahnameh selbst. Unzweifelhaft geht aus seinem innern Leben und seiner epischen Kraft hervor, dass es einen realen Boden hat, dass es in seinen Hauptmassen nicht auf mythischer Grundlage entstanden, noch weniger eine luftige Fiction ist, sondern dass wirkliche Begebenheiten und Persönlichkeiten die Keime sind, aus denen es erwachsen. Eine genaue Identität der von ihm vorgeführten Personen und Ereignisse mit der Geschichte kann jedoch weder nachgewiesen, noch auch nur vermuthet werden.« Wir begreifen nicht wie der Uebersetzer sich in solcher Weise aussprechen mochte, da selbst in der türkischen Uebersetzung des Tabari, der über ein Jahrhundert älter ist als Firdusi, die Personen und Ereignisse sich finden, welche das Epos erzeugt haben, und was steht noch zu erwarten, wenn einmal das arabische Original aufgefunden wird, das

Digitized by Google

bekanntlich von den persischen und türkischen Uebersetzern vielfach abgekürzt worden ist? Vermehrt ist die neue Auflage durch Nr. III. (Sal und Rudabe). Nr. IX. (Der Untergang des Sijawusch). Nr. X. (Kai Chosru's Heimkehr). Nr. XI. (Kai Chosru's erste Kriegsfahrt). Nr. XIII. (Human und Bischon). Nr. XIV. (Der Kampf der elf Recken). Nr. XV. (Das Verschwinden des Kai Chosru). Nr. XVI. (Die sieben Abenteuer des Isfendiar). Nr. XVII. (Rustem und Isfendiar).

Die Uebersicht der Begebenheiten, welche den Inhalt des ersten Theils des Schahmameh bilden, hat der Uebersetzer am Schlusse der Einleitung zusammengestellt, während sie sich in der ersten Auflage an der Spieze jedes Abschnittes findet. Endlich enthält die neue Auflage auch ein alphabetisches Register der fremden Worte, welche im Werke vorkommen, mit ihrer Erklärung. Wir möchten hier noch bemerken, dass Dschinnen nicht »böse Geister« bedeuten, sondern überhaupt Geister, unter welchen sich gute wie böse finden, oder eigentlich Genien, denn sie haben, nach moslimischen Begriffen, bald sichtbare bald unsichtbare Körper, eben so verhält es sich mit den persischen Diwen, die nicht überall, wie der Verf. angibt »Dämonen oder böse Geister« sind. Rum bezeichnet weniger die Länder des römischen als die des byzantinischen Reichs.

Da aus obiger Angabe der neu übersetzten Gesänge sich ergibt, dass diese Auflage ohngefähr das Doppelte der ersten enthält, so wird es wohl überflüssig sein, sie auch denen zu empfehlen, die im Besitze der Letztern sind. **Weil.**

Die Steinkohlen Deutschlands und anderer Länder Europas, ihre Natur, Lagerungs-Verhältnisse, Verbreitung, Geschichte, Statistik und technische Verwendung, von Dr. H. B. Geinitz, Dr. H. Fleck und Dr. E. Hartig. I. Band. Geologie. Mit einem Atlas von 28 Karten. München 1865. R. Oldenbourg. gr. 4. S. X und 504.

Bis jetzt fehlte es an einem Werke, das die bedeutendste Quelle vaterländischen Reichthums, die fossilen Brennstoffe, in der Gesammtheit ihres Vorkommens in Deutschland zum Gegenstand einer ausführlichen Schilderung gemacht hätte. Um so grösseren Dank verdienen die Herausgeber, dass sie diese schwierige Aufgabe übernommen und so glücklich gelöst haben. Denn wiewohl wir über einzelne Kohlen-Becken in Deutschland vortreffliche Monographien und Abhandlungen besitzen, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut, so dürftig sind die Nachrichten über andere Kohlengebiete, so dass der ordnende Arbeiter bei dem Versuch einer Zusammenstellung einerseits durch den Ueberfluss, andererseits durch den

Digitized by Google

Mangel an Material in Verlegenheit gesetzt wird. Eben diese vorhandenen Lücken auszufüllen war für die Verfasser der schwierigste Theil ihrer Aufgabe; nur durch umfassende Correspondenzen, vielfache Reisen und hauptsächlich durch Unterstützung von Männern des Faches konnte dies geschehen. Letzterer hatten sich nun die Verfasser in hohem Grade zu erfreuen und gerade den Beiträgen ausgezeichneter Geologen, wie z. B. H. v. Dechen, ist es zuzuschreiben, dass das vorliegende Werk einen so hohen Grad von Vollständigkeit erreicht hat.

Der erste Band umfasst die Geologie der Steinkohlen mit Rücksicht auf ihre technische Verwendung von Geinitz. Der um die Kenntniss der Steinkohlen-Formation seines Vaterlandes hochverdiente Verfasser hat das reichhaltige Material in sehr zweckmässiger Weise geordnet, wie aus folgender Uebersicht des Hauptinhaltes sich ergibt.

Cap. 1. Ueber das Vorkommen fossiler Kohlen überhaupt in verschiedenen Gebirgs-Formationen, ihre Entstehung und verschiedene Beschaffenheit. Geinitz schildert zunächst sehr eingehend, unter Mittheilung eines idealen Profils der Erdrinde, das Auftreten von Kohlen in den Formationen mit besonderer Rücksicht auf diejenigen Pflanzen, aus deren Umwandelung die Kohlen hervorgingen. Er bespricht ferner die Entstehung des Torfes, die Bildung der älteren Kohlenlager, die späteren Veränderungen in der Substanz der Kohlenlager, so wie die Eintheilung der fossilen Kohlen nach ihren äusseren und inneren Eigenschaften.

Cap. 2. Es werden die Lagerungs-Verhältnisse der Steinkohlen näher besprochen, die in der Steinkohlen-Formation vorkommenden Gesteine und Mineralien, die normale Beschaffenheit der Kohlen-Flötze und die späteren Störungen ihrer Lagerung.

Cap. 3. Beginnt mit der Beschreibung der einzelnen Kohlen-Reviere Deutschlands und zwar mit der Steinkohlen-Formation im Königreich Sachsen: die Steinkohlen-Formation ist in Sachsen auf verschiedene Becken vertheilt, die insgesammt ein recht vollständiges Bild der Kohlen führenden Schichten geben. Denn es sind in ihr alle fünf Etagen oder Zonen der Vegetation vertreten, die sich in der Steinkohlen-Formation bis jetzt unterscheiden liessen, welche man aber im Laufe der Zeit nach einander entstanden zu denken hat. Diese fünf Zonen sind: 1) Zone der Lycopodiaceen; in ihr herrschen gewisse baumartige Bärlappe oder Lycopodiaceen bei weitem vor, und viele Kohlen werden, als aus solchen Pflanzen entstanden, geradezu als »Lycopodiaceen-Kohle« oder nach der häufigsten Art, Sagenaria Veltheimiana, auch als »Sagenarien-Kohle« bezeichnet. 2) Zone der Sigillarien. Die mächtigsten und ausgedehntesten Kohlen-Lager unserer Erde sind vorzugsweise aus Siegelbäumen oder Sigillarien und ihren als Stigmarien unterschiedenen Wurzelstöcken entstanden. 3) Zone der Calamiten, den lebenden Schaft- oder Schachtbalmen nahe stehende Pflanzen, die in vielen

Digitized by Google

Gegenden das Hauptmaterial, wie z. B. in Sachsen, zu den sogenannten Russkohlen-Flötzen geliefert haben. 4) Zone der Annularien. Die zu den Sternhalmen gehörigen Gattungen, Annularia, Ringpflanze, Asterophyllites, Sternhalm und Sphenophyllum, Keilblatt, sind hier die vorwaltenden Reste. 5) Zone der Farren. Die oberen Flötze der Steinkohlen-Formation sind besonders das Produkt der Farrenkräuter und ihre schöne Pechkohle lässt sich geradezu als »Farrenkohle« unterscheiden. — Die wichtigsten Kohlen-Reviere in Sachsen sind folgende. I. Die Kohlen-Becken von Hainichen und Ebersdorf im Gebiete des Culm, d. h. also der unteren Steinkohlen-Formation. Keine der Pflanzen dieser Becken kommt in einem anderen in Sachsen vor (Sagenaria Veltheimiana ist die häufigste), wohl aber in den Ablagerungen in Schlesien, Thüringen, in Nassau und auf dem Harz die früher zur Grauwacke-Gruppe, gegenwärtig zum Culm gestellt werden II. Die produktive Steinkohlen-Formation des Zwickau-Chemnitzer Beckens, durch den grossen Reichthum an trefflichen Kohlen, sowie durch interessante geologische Verhältnisse ausgezeichnet, von welchen Geinitz eine umfassende, von zwei Tafeln begleitete Schilderung gibt. III. Die Steinkohlen-Formation bei Flöha und Gückelsberg; ein kleines Bassin, in technischer Beziehung wenig, aber durch seine Lagerungs-Beziehungen wichtig. IV. Die Anthracite des oberen Gebirges. Inmitten des älteren krystallinischen Gebirges finden sich vereinzelte Partien der Steinkohlen-Formation, von welchen nicht mit Sicherheit anzunehmen, dass sie unter einander oder mit einem grösseren Kohlen-Becken in Verbindung standen. Die Kohle ist reiner Anthracit, hauptsächlich aus Sigillarien entstanden. V. Die Steinkohlen-Formation des Plauenschen Grundes bei Dresden. Alle Steinkohlen dieses Reviers gehören der Annularien-Zone an, keine Spur einer Sigillaria oder grösseren Lycopodiacee wurde bis jetzt nachgewiesen. Für die hüttenmännisch-metallurgischen Processe in dem nachbarlichen Freiberg sind die Steinkohlen des Plauenschen Grundes von hohem Werth.

Cap 4. Die Steinkohlen-Lager in der preussischen Provinz Sachsen, am südlichen Harzrande, am Thüringer Walde, in der bayerischen Oberpfalz und im Schwarzwald. — In dem Saalkreise der preussischen Provinz Sachsen wird bei den Städten Wettin und Löbejün Bergbau auf Kohlen betrieben, der sowohl durch hohes Alter als auch in geognostischer Beziehung merkwürdig ist. Es treten nämlich die Schichten der Steinkohlen-Formation in kleinen vereinzelten Partien auf, welche durch Eruptionen von Porphyren in ihrem Zusammenhang gestört, vielfach durchsetzt und gehoben und durch viel spätere Durchbrüche von Melaphyr nochmals verändert worden sind.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geinitz, Fleck u. Hartig: Die Steinkohlen.

(Schluss.)

Am südlichen Harzrande finden sich kohlenführende Schichten in der Umgebung von Ilfeld. Man hat früher geglaubt, dass dieselben dem Rothliegenden eingelagert seien, was aber vom paläontologischen Standpunkte aus nicht gerechtfertigt, und namentlich durch das Vorkommen der Sigillarien widerlegt wird. Die Ilfelder gehören dem obersten Vegetations-Gürtel, der Farren-Zone an. — Unter den Ablagerungen am Thüringer Wald sind die bei Stockheim und Neuhaus die ergiebigsten, weniger jene der Umgebungen von Manebach, wie am Gehlberge und am Irmelsberge bei Cröck, welche beide letztere der unteren Dyas zugerechnet werden. Mit Versuchen nach Steinkohlen ist man überhaupt am Thüringer Wald nichts weniger als glücklich gewesen und hat — wie an vielen anderen Orten — wiederholt die Erfahrung gemacht, dass das Auftreten des Rothliegenden oder überhaupt der Dyas ebenso unabhängig von der Steinkohlen-Formation ist, wie das einer jeden anderen Formation und dass beim Aufsuchen von Steinkohlen noch ganz andere Verhältnisse zu berücksichtigen sind, als die Beschaffenheit der darüber befindlichen Gebirgsbildungen. — Die bei Erbendorf in der bayerischen Oberpfalz vorkommenden Kohlen führenden Schichten gehören nicht der Dyas an, sondern der Steinkohlen-Formation. — Im Schwarzwald ist die Steinkohlen-Formation an mehreren Orten und zum Theil unter ungewöhnlichen Verhältnissen entwickelt. Nach den neuesten Untersuchungen von Fr. Sandberger lassen sich im Schwarzwald Kohlen führende Ablagerungen von verschiedenem Alter unterscheiden; die ältesten sind jene zwischen Badenweiler und Lenzkirch, welche der Culm-Formation angehören. Durch ihre Floren der oberen oder eigentlichen Steinkohlen-Formation entsprechend sind die Ablagerungen bei Offenburg, bei Baden, Oppenau, Geroldseck. Ausserdem hat Sandberger noch im nördlichen Schwarzwald das Vorhandensein von Schichten nachgewiesen, deren Pflanzenreste die untere Dyas oder das untere Rothliegende charakterisiren. Bauwürdige Kohlenflötze sind im ganzen Schwarzwald bis jetzt nur bei Offenburg gefunden worden.

Cap. 5. Saarbecken und Rheinpfalz. Das flötzreiche Kohlengebirge nimmt einen Flächenraum von etwa 7 Quadratmeilen ein.

Digitized by Google

Geinitz gibt eine ausführliche, auf die reichhaltige Literatur und auf eigene Anschauung gegründete Beschreibung dieser Kohlenmulde; er hebt namentlich die Mächtigkeit der Kohlen-Flötze hervor, wodurch sie die Belgischen, Aachener und Ruhrer übertreffen. Auf der Festigkeit der Saarbrücker Kohlen beruht der Vortheil, dass die Kohlen weit stückreicher fallen und dieser Umstand bedingt die ausgedehnte Verwendung der Saar-Stückkohlen zur Locomotiv-Heitzung, zur Flammenfeuerung und Gasfabrikation. — Eine besonders werthvolle Beigabe zu dem 5. Capitel bildet die Aufzählung der organischen Reste in der Kohlen-Formation des Saarbrückenschen. Bekanntlich gehört letztere zu den an Pflanzen reichsten die es überhaupt gibt; schon vor nahezu 40 Jahren lieferten sie Ad. Brongniart das Material für seine trefflichen Untersuchungen. Geinitz zählt nicht weniger als 122 fossile Pflanzen-Species auf; unter diesen spielen Sigillarien die hervorragende Rolle. Nach neueren Forschungen gehört übrigens ein Theil des Saarbrücker Kohlengebirgs der Dyas-Formation an.

Cap. 6. Die Steinkohlen-Reviere in der Gegend von Aachen (von H. v. Dechen). Es werden hier unterschieden: die Eschweiler Mulde oder das Inde-Bassin und die Kohlscheider Mulde oder das Werm-Bassin. Die ausführliche Schilderung beider ist von mehreren Plänen begleitet. Die fossile Flora der Gegend von Aachen war zeither noch wenig gekannt und ist neuerdings erst, besonders durch Andrae genauer erforscht worden. Geinitz, welcher auch dieses Kohlenrevier durch eigene Anschauung näher kennen lernte führt 52 fossile Pflanzen auf. Wie im Saarbrückenschen zeigt hier die Sigillarien-Zone ihre Hauptentwickelung.

Cap. 7. Das Steinkohlen-Becken Westphalens, am Piesberge bei Osnabrück und die Wälderkohle des nordwestlichen Deutschlands. — Bekanntlich ist die westphälische Kohlen-Formation eine der ergiebigsten und am meisten durchforschten. Als besonders bezeichnet für die Lagerung derselben ist das Vorhandensein zahlreicher wellenförmiger Biegungen zu betrachten, wodurch sie in viele Mulden und Sättel zerfällt. Ferner wird Westphalens Steinkohlen-Formation noch durch das Zusammenvorkommen trefflicher Eisensteine mit den Steinkohlen characterisirt. — Am Piesberg bei Osnabrück in Hannover findet sich eine aus Sandsteinen und Conglomeraten bestehende, anthracitische Kohlen führende Ablagerung, auf welche bereits im sechszehnten Jahrhundert Bergbau getrieben worden sein soll. Die ziemlich zahlreichen Pflanzen deuten durch die vorwaltenden Farrenkräuter auf die höheren Etagen der Steinkohlen-Formation hin. — Ein ergiebiger Bergbau wird schon seit geraumer Zeit auf die Wälderkohle des nordwestlichen Deutschlands betrieben. Bekanntlich ist die sogenannte Wälder-Formation eine aus brackischen und süssen Wassern abgesetzte Schichtenbildung, welche zwischen Jura- und Kreide-Formation gestellt wird. Die Kohlen sind, ungeachtet ihres jüngeren Alters, von guter Qua-

Digitized by Google

lität. Die aufgefundenen Pflanzenreste entsprechen, nach Dunkers umfassenden Untersuchungen, meist solchen Gattungen, welche heutzutage den Tropenländern angehören, wie insbesondere die vorherrschenden Cycadeen und Farrenkräuter.

Cap. 8. Die schlesischen Steinkohlen-Becken und deren Fortsetzung nach Böhmen und Mähren. A. Das niederschlesisch-böhmische Steinkohlen-Becken ist dem aus Granit, Gneiss u. s. w. bestehenden Riesen- und Eulengebirge aufgelagert. Der Hauptcharacter der productiven Steinkohlen-Formation liegt in der grossen Entwickelung der Conglomerate, wodurch das niederschlesische Becken sich wesentlich von dem oberschlesischen, westphälischen und anderen unterscheidet. Ferner kann als bezeichnend für die niederschlesische Mulde die grosse Anzahl der Kohlenflötze gelten die eine mittlere Mächtigkeit von 40 bis 60 Zoll besitzen und meist eine backende Kohle führen. B. Das oberschlesische Steinkohlen-Gebirge in Preussen und Oesterreich. Dieses ist nicht so scharf abgegrenzt, wie die anderen, weil nur an dem westlichen Muldenrande das Grundgebirge bekannt ist. In petrographischer Beziehung ist also hier das Fehlen der Conglomerate characteristisch; die Sandsteine sind meist feinkörnig. Auch die Steinkohlen-Flötze unterscheiden sich von jenen Niederschlesiens. Sie zeichnen sich durch grosse Mächtigkeit aus, $^3/_4$—4 Lachter, durch Reinheit und Festigkeit. Die Flora der gesammten schlesischen Steinkohlen-Formation ist von Göppert mit bekannter Meisterschaft geschildert worden. Die untersten oder ältesten Kohlenlager des Waldenburger Beckens gehören zur ersten, der Zone der Lycopodiaceen. Ihre Hauptentwickelung hat aber die Zone der Sigillarien erlangt; ihrer grossen Verbreitung ist wohl auch die bedeutende Mächtigkeit der Kohlenflötze in Oberschlesien zuzuschreiben.

Cap. 9. Die Steinkohlen-Formation in Mähren und Böhmen. In dem erstgenannten Lande finden sich Kohlen führende Ablagerungen bei Mährisch-Ostrau, deren Flötze der Sigillarien-Zone angehören, ferner bei Rossitz. Hier zeigt sich in petrographischen, paläontologischen und den Lagerungs-Verhältnissen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Ablagerungen von Wettin und Ilfeld. Die Steinkohlen-Formation bei Rossitz fällt in die Zone der Farren oder fünfte Zone. — In Böhmen tritt die Steinkohlen-Formation nur mit ihrer oberen, productiven Etage auf, vertheilt in verschiedene kleinere und grössere Becken, deren Vorkommen sich hauptlich auf das westliche Central-Böhmen und den nordöstlichen Theil des Landes beschränkt, während in dem nordwestlichen Böhmen reiche Braunkohlen-Lager erscheinen. Unter den bedeutenderen ist das Schlan-Rakenitzer Steinkohlen-Becken und das von Radnitz zu nennen, so wie jenes von Pilsen. Geinitz theilt eine kritische Uebersicht der in dem nordwestlichen Böhmen aufgefundenen organischen Ueberreste mit aus welcher sich namentlich der Reichthum des Radnitzer Beckens ergibt.

Digitized by Google

Cap. 10. Alpenkohlen. In dem Gebiete der nordöstlichen Alpen werden an mehreren Orten Schwarzkohlen getroffen. Aber obschon dieselben von nicht unbedeutender Verbreitung und von ausgezeichneter Güte sind, so tritt deren Entfernung von allen billigen Verkehrswegen einem lohnenden Bergbau hemmend entgegen. Dies gilt von den Kohlen-Ablagerungen bei Gresten, Lunz u. a. O. Der Verf. gibt ferner eine kurze Schilderung: der Kohlen-Ablagerungen in der Kreide-Formation bei Wiener-Neustadt; der Pechglanzkohlen in der Tertiär-Formation des Alpengebietes; der Liaskohlen von Fünfkirchen in Ungarn, von Steierdorf im Banat der tertiären Pechglanzkohlen in Oberbayern.

Cap. 11. Die Steinkohlen-Formation in der Schweiz und Savoyen, Italien, Portugal und Spanien. — Bekanntlich haben die Anthracit führenden Schichten in der Schweiz und in Savoyen hohes wissenschaftliches Interesse, weil sie von Belemniten führenden, der Lias-Formation angehörigen Gesteinen stellenweise unterteuft werden, welche durch eine Umkehrung der Schichten unter sie gelangten. — In Sardinien kommen nach Marmoras trefflichen Darstellungen, im mittleren, gebirgigen Theile Ablagerungen der Steinkohlen-Formation vor. In Portugal ist gleichfalls an verschiedenen Orten, bei Porto, Bussaco, die ächte Steinkohlen-Formation nachgewiesen worden, ebenso in Spanien an den Gehängen der Cantalabrischen Kette, am Südabhang der Sierra Morena u. a. O.

Cap. 12. Die Steinkohlengebiete in Belgien und Frankreich. In erstgenanntem Lande sind folgende Reviere von Bedeutung: das Kohlenrevier von Lüttich, von Charleroi; Namur und Mons. In Frankreich sind die bedeutendsten Steinkohlengebiete: a) das nordfranzösische Becken, eine westliche Fortsetzung des belgischen; b) die Becken von Blancy und Autun im Departement Saone-et-Loire; c) das Becken der Loire bei St. Etienne; d) das Becken von Alais in den Departements Ardèche und Gard. Von allen diesen Revieren gibt Geinitz eine kurze Schilderung und am Schluss des eilften Capitels eine Uebersicht der fossilen Flora der Steinkohlen-Formation in Belgien, Frankreich, Italien, Savoyen und in der Schweiz. Die zahlreichen Sigillarien in den nördlichen belgisch-französischen Becken, so wie in verschiedenen anderen Mulden Frankreichs bezeugen die dort entwickelte productive zweite Sigillarien-Zone.

Cap. 13. Die Steinkohlenlager von Grossbritannien und die jurassischen Kohlen von England, Schottland, Schweden und Dänemark. Der Verfasser gibt, hauptsächlich auf die Schrift von Ed. Hull: »The Coal-Fields of Great Britain« London 1861 gestützt eine kurze Charakteristik der zahlreichen Steinkohlen-Felder Britanniens, auf welche wir hier, ohne zu weitschweifig zu werden, nicht eingehen können. Wir gedenken nur der Resultate, dass die Steinkohlen-Production Grosskritanniens in den letzten Jahren mehr als $^2/_3$ der Gesammt-Production aller Länder der Erde betragen hat.

Digitized by Google

Cap. 16. Die Steinkohlen-Formation in Russland. Sämmtliche Steinkohlen-Lager die in Russland bis jetzt aufgeschlossen worden sind, gehören der untern Etage der Steinkohlen-Formation an; sie zerfallen theils in das Gebiet des Kohlenkalkes, theils in das des »flötzleeren« Sandsteins. Der Unterschied der fossilen Flora der in so verschiedenen Niveaus auftretenden Kohlenlager Russlands ist nach der Ansicht des Verfassers nicht so bedeutend, dass man berechtigt wäre, ausser der ersten, der Lycopodiaceen-Zone noch eine zweite anzunehmen.

Am Schlusse seines vorzüglichen Werkes gibt Geinitz noch eine sehr interessante chronologische Uebersicht der Steinkohlen-Ablagerungen in Europa. Er begleitet dieselbe mit folgenden Worten: von der Mitte Deutschlands ausgehend, haben wir in den vorliegenden Blättern die Steinkohlen-Formation verfolgt von Süd nach Nord, von Sardinien bis an die nördliche Küste von Irland, nach West und Ost, von Oporto bis zu den Abhängen des Urals, wobei wir die Grenzen für die räumliche Ausdehnung ihrer productiven, Kohlen führenden Schichten nach den bisherigen Erfahrungen festzustellen bemüht gewesen sind. Es geht hieraus zur Genüge hervor, dass sowohl in den wichtigeren Steinkohlen-Becken von Deutschland, als auch in denen von anderen Staaten Europas noch sehr grosse Massen, theils wirklicher Steinkohlen, theils ähnlicher Schwarzkohlen aufgespeigert liegen, die eine gänzliche Erschöpfung von Kohlen in eine sehr weite Ferne versetzen. So verschieden der Reichthum an Kohlen in den verschiedenen Gebieten der Steinkohlen-Formation im engeren Sinne von Europa auch vertheilt sein mag und wie verschieden auch Lagerungs-Verhältnisse und Beschaffenheit der Kohlen erscheinen mögen — sie werden doch sämmtlich durch ein Band auf das Innigste mit einander verkettet. Dieses Band ist die Flora der Steinkohlen-Zeit, welche uns überall, wo die Steinkohlen-Formation sich entwickelt hat, mit ihren characteristischen Formen entgegentritt neben welchen auch einige thierische Ueberreste sehr beachtenswerthe Erscheinungen sind. Wenn erst die fossile Flora von allen Steinkohlen-Revieren der Erdoberfläche genauer studirt sein und in Monographien mit guten Abbildungen vorliegen wird, so ist das Hauptziel unserer paläontologischen Forschungen, Parallelen zwischen den verschiedenen Kohlen-Ablagerungen nicht allein für Europa, sondern für alle Continente mit möglichster Schärfe zu ziehen, erreicht. Und die Wissenschaft darf und wird nicht rasten, dieses Ziel bald zu erreichen.

Noch müssen wir mit verdientem Lob der trefflichen Ausstattung gedenken, welche das vorliegende Werk durch den Verleger, Herrn Oldenbourg erfahren hat. Der Atlas enthält auf 28 Tafeln Karten und Profile der wichtigsten Kohlengebiete Deutschlands.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792 bis 1798. Ein urkundlicher Beitrag zur vaterländischen Geschichte. Von Dr. Franz Xaver Remling, Domcapitular, geistl. Rathe, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München u. s. w. Erster Band. Speyer. Verlag von Bregenzer's Buchhandlung. 1865. VIII und 576 S. in gr. 8.

Wenn das vorstehende Werk schon durch den uns so nahe liegenden Gegenstand, den es behandelt, das Interesse in Anspruch nehmen muss, so wird diess noch in weit höherem Grade der Fall sein, wenn wir seinen Inhalt näher erwägen, der, aus den unmittelbarsten Quellen durchweg geschöpft und damit auf Treue und Verlässigkeit den vollsten Anspruch erhebend, einen um so tieferen Eindruck in der Seele eines Jeden wahren Vaterlandsfreundes hinterlassen muss, da ihm hier in ungeschminkter Darstellung ein oft gräuliches Bild der zahllosen Bedrückungen, Räubereien, Misshandlungen u. dgl. vorgeführt wird, welche einen der herrlichsten Gaue unseres Vaterlandes am Beginne der französischen Revolution betroffen haben, und zwar von Seiten derer, die ihm die Freiheit und mit ihr alles irdische Glück und alle Wohlfahrt zu bringen vorgaben. Auch von dieser Seite aus betrachtet liegt in diesem Werke, das eine fühlbare Lücke in der die Geschichte der französischen Revolution behandelnden Literatur ausfüllt, eine nicht genug zu beachtende Lehre, eine Warnung, die uns aus den beglaubigten Thatsachen vergangener Zeiten zugeht, und auch in unsern Tagen beachtet zu werden verdient.

Nur wenige höchst betagte Männer sind noch in der Lage, jener Zeiten sich zu erinnern, in welchen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Bewegung, die ganz Frankreich ergriffen hatte, ihren Einfluss auch auf die anstossenden Theile Deutschlands fühlbar zu machen begann, wo die Enttäuschung freilich nicht lange ausblieb. Nur Wenige der Jetztzeit, schreibt der Verf. (S. IV), in den gesegneten Gauen des Rheines wissen, welche Opfer die damalige französische Staatsumwälzung auch in unserm Lande forderte, welche arge Täuschung der lockende Ruf von Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe in sich barg; welcher Lug und Trug nöthig war, um diesem Rufe auch nur einigen Vorschub zu verschaffen; wie schmählich und grausam die hiebei von tönender Marktschreierei verkündeten Menschenrechte mit Füssen getreten wurden, welche unzähligen Truppenzüge und lästige Einquartierungen eine Reihe von Jahren statt gefunden, wie viele Saatfelder von den Hufen zerstampft, wie viele Weinberge schonungslos verwüstet wurden u. s. w. Und wenn man an die Gräuel des Krieges denkt, der alsbald diese fruchtbaren Gegenden verheerte, ihre wohlhabende Bevölkerung durch Plünderungen jeder Art dem Bettelstab zuführte, Städte und Dörfer, Höfe und Schlösser den Flammen preis gab, und damit jedes Drangsal über Land und Leute brachte, so wird

Digitized by Google

man wohl verlangend sein, davon ein möglichst vollständiges und treues Bild zu gewinnen, »um dieses furchtbar ernste Bild vor Allem dem heranwachsenden Geschlechte zur Belehrung und Warnung, zur Erweckung, Pflege und Kräftigung vaterländischer Gesinnung, zur tieferen Kenntniss und richtigeren Beurtheilung mancher politischen und socialen Verhältnisse vor die Augen zu halten« (S. V.).

Und einer solchen Aufgabe hat sich der Verfasser, der durch eine Reihe früherer geschichtlicher Leistungen, die zunächst die rheinische Pfalz betreffen, gewiss dazu berufen war, unterzogen. Aber die Ausführung war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Aus gedruckten Werken war über die hier darzustellende Zeit im Ganzen nur Weniges zu entnehmen; der Verf. hat zwar in seiner Darstellung Alles, was gedruckt vorlag, verglichen und auch in so weit daraus Etwas zu gewinnen war benutzt; allein die Ausbeute war, wie gesagt, sehr gering und er konnte sich dabei nicht befriedigt finden, da wo der Zweck des Ganzen eine in alle Einzelheiten eingehende Darstellung erforderte, der nicht mit blossen Redensarten und allgemeinen Sätzen gedient war. Er sah sich daher weiter um nach all den zahlreichen Registraturen oder Archiven der einzelnen Gemeinden wie der Pfarreien, um daraus Aufschlüsse zu gewinnen, wiewohl gerade in der hier zunächst berührten Zeit des Umsturzes und der Umkehr aller Verhältnisse auch in diesem Punkte eine Unordnung oder Nachlässigkeit wahrnehmbar ist, in Folge deren die nöthige Aufzeichnung oft verabsäumt ward, oder in mangelhafter und in sofern selbst ungenügender Weise geschah, Manches auch, was aufgezeichnet war, aus Unachtsamkeit später verloren ging. So ward die mühevolle Forschung nach derartigen Dokumenten nicht immer mit dem zu erwartenden Funde belohnt. Eine Ausnahme davon machte das reiche und wohlgeordnete Kreisarchiv zu Speyer, das eine reiche Ausbeute gewährte, und eben so erfreulich war das, was aus den Akten und Urkunden des Reichsarchivs zu München, des Generallandesarchivs zu Carlsruhe, des grossherzogl. Cabinetsarchivs zu Darmstadt und des Kreisconservatoriums zu Speyer durch die unermüdliche Thätigkeit des Verf. gewonnen ward.

Auf diesem mühevollen Wege ist es dem Verf. nun allerdings gelungen, ein reiches Material zusammenzubringen, und daraus ein Gesammtbild zu entwerfen, das auf urkundlicher Grundlage ruhend, dem Ganzen den Charakter eines Quellenwerkes verliehen hat, und es ist gewiss zweckmässig, wenn der zweite Band, wie angegeben wird, eine Anzahl solcher Urkunden von besonderer Wichtigkeit in einem genauen Abdruck bringen wird.

Ein einleitender Abschnitt führt uns die Lage der zur jetzigen Rheinpfalz gehörigen Landschaften vor und die neue Ordnung der Dinge, die in dem Nachbarlande Frankreich in dem Jahr 1789 Platz gegriffen hatte; für die in Frankreich anstossenden Gebiete blieben die Folgen nicht aus in zahlreichen, wenn auch verein-

zelten Eingriffen in die bisher geltenden Rechte, so wie in einzelnen Bewegungen, unternommen und ausgeführt, um auch in den benachbarten Gebieten einen ähnlichen Umsturz der bisherigen Ordnung herbeizuführen oder doch vorzubereiten. Das Benehmen des letzten Fürstbischof von Speyer, August von Styrum, erscheint dabei in einem schönen Lichte: er versäumte keine Gelegenheit zur Geltendmachung seiner verletzten und angegriffenen Rechte, er that sein Mögliches zur Erhaltung der bestehenden Ordnung in kirchlichen wie politischen Verhältnissen, und liess sich nicht durch die Erfolglosigkeit seiner gegen die rohe Gewalt gerichteten Bemühungen zurückschrecken.

Mit dem ersten Abschnitt treten wir dann näher in die eigentliche Darstellung ein, deren Gegenstand die erste Besetzung von Speyer durch die Franzosen in dem Jahre 1792 ist. Diese erfolgte bekanntlich, nachdem Anfangs September das dort befindliche österreichische Korps auf Befehl des Herzogs von Braunschweig abgezogen war, und die Vertheidigung Speyer's einer mainzischen und österreichischen Truppenabtheilung anvertraut war, die dem Andrange Custine's, zu Ende des Monats unterlag: von welcher Art das Benehmen der eingerückten Franzosen war, insbesondere ihres zehn Tage daselbst weilenden Oberbefehlshaber's Custine, hat der Verfasser im letzten Paragraphen dieses Abschnitts näher geschildert: es kann als Vorspiel dessen gelten, was später noch im höheren Grade sich erneuerte. Insbesondere Geistlichkeit und Klöster wurden gebrandschatzt: die Stadt selbst kam leidlich davon, während in den Umgebungen der Stadt übel gehaust wurde; von dem Fürstbischof wurde durch ein ihm nach Bruchsal gesendetes Schreiben eine Brandschatzung von 100,000 Reichsthalern, innerhalb 24 Stunden zu zahlen, verlangt, und dafür in Speyer drei Geisel in Verwahr genommen, die Hälfte davon ausserdem dem Domcapitel auferlegt.

Der zweite Abschnitt (S. 79 ff.) führt uns die weiteren Fortschritte der Franzosen vor, die Besetzung und die der Speyer'schen ähnliche Brandschatzung von Worms, die Uebergabe von Mainz, und der von da aus nach Frankfurt unternommene Zug; insbesondere aber sind es die innern Verhältnisse, die neu eingesetzte, eine ganz neue Ordnung herbeiführende Verwaltung und deren Thätigkeit, worüber eine Reihe der interessantesten Details vorgelegt werden. Die weiteren Bewegungen zu Bergzabern u. s. w. und die Einverleibung dieser Landschaften in die französische Republik schildert der dritte Abschnitt S. 136 ff., während der vierte das weitere Vorgehen in den von den Franzosen besetzten rheinischen Gebieten zur Vereinigung mit Frankreich zum Gegenstande hat (S. 200 ff.). Alle zu diesem Zwecke ausgegangenen Proclamationen, Verfügungen der Behörden, insbesondere die Wahlen zu den leitenden Behörden, die so schweren Anstoss und heftigen Widerspruch erregten u. dgl., sowohl in Speyer selbst, als in den

Digitized by Google

fürstbischöflichen, nassauischen, leiningen'schen und zweibrücken'schen Gebieten, werden uns hier berichtet und verleihen diesem Abschnitt ein besonderes Interesse. Der fünfte Abschnitt (S 304 ff.) ist fast ganz der Erzählung der kriegerischen Ereignisse gewidmet, denn er gibt eine, an einzelnen, zum Theil noch nicht näher bekannten Details reiche Darstellung der Unternehmungen der verbündeten Heere im Jahr 1793, durch welche die Franzosen genöthigt wurden, die bisher besetzten Gebiete des linken Rheinufers zu räumen und sich zurück zu ziehen: die darauf neugeordnete Verwaltung des Herzogthum's Zweibrücken und die ähnlichen Vorkehrungen des Fürstbishbofs von Speyer legen ein rühmliches Zeugniss der Fürsorge dieses Fürsten für das Wohl seiner Unterthanen ab, die durch die Leiden des Kriegs, zahlreiche Requisitionen und Plünderungen so sehr gelitten hatten. Und doch kann diess Alles nur als ein Vorspiel dessen gelten, was diese Länder im folgenden Jahre, als die Verbündeten sich über die Lauter, Queich und den Rhein zurückziehen mussten, und die linksrheinischen Gebiete wieder von den französischen Heeren überschwemmt wurden, auszustehen hatten: der sechste und letzte Abschnitt (S. 427 ff.) zeichnet davon ein schreckenerregendes Bild, das, weil es in alle Einzelheiten eingeht, um so mehr die Beachtung ansprechen mag. Wir wollen hier nicht in die Erörterung der Gründe eingehen, welche den republikanischen Heeren zum Sieg am Ende des Jahres 1793 verhalfen und so ein Misslingen des in diesem Jahre unternommenen, und selbst vom Glück begleiteten Feldzugs der Verbündeten herbeiführten. Der Verf. hat darüber S. 436 eine Andeutung gegeben, die man lieber bei ihm selber nachlesen mag: wir wollen sie hier nicht wiederholen, so wohl begründet sie auch erscheinen muss. Missgunst und Misstrauen unter den zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes Verbündeten führte die Republikaner wieder in die Gebiete der rheinischen Pfalz und damit in den Besitz aller der Hülfsquellen, welche diese gesegneten Gauen in so reicher Fülle boten: und sie scheuten sich auch nicht den rücksichtslosesten Gebrauch davon zu machen. »Die trunkenen Sieger lebten auf dem eroberten Lande mit ungezügelter Willkür, in Raub- und Verwüstungssucht. Sie waren von einer Menge Commissäre und Agenten begleitet, welche nicht wie beutelustige Eroberer, sondern wie gefühllose Plünderer und Mordbrenner die armen Bewohner unbarmherzig ängstigten, drängten, quälten und beraubten« u. s. w. (S. 436). Für die Pfalz wurde eine allgemeine Ausleerungs-Commission niedergesetzt, welche mit der höchsten Vollmacht des Heilausschusses ausgerüstet, unabhängig von den Befehlshabern der Truppen gestellt war, und dann wieder in besondere Sectionen für die einzelnen Districte zerfiel: zum Vollzug der Plünderungen wurden Untercommissäre bestimmt, welche zum Theil aus deutschen Flüchtlingen, aus verwegenen Clubbisten und herabgekommenen Krämern u. dgl. genommen waren. Man kann darnach schon bemessen, wie

diese Menschen hausten, zumal als die Ausplünderung nicht nur auf die Wohnungen und das Vermögen der geflüchteten Adeligen, Geistlichen und Beamten, sondern auf das ganze Land und jeden Einwohner ausgedehnt ward: und dazu kamen noch die oft unerschwinglichen Brandschatzungen und Requisitionen, die von den Kriegscommissären auferlegt, auf die rücksichtsloseste Weise, oft mittelst Aushebung und Fortschleppung von Geisseln, in Vollzug gesetzt wurden. Von Allem dem finden sich im Einzelnen hier die Belege, und würden wir oft kaum es zu glauben im Stande sein, wäre nicht Alles urkundlich belegt und dokumentirt. Den Anfang machte Speyer, nachdem die Franzosen in die von den Verbündeten verlassene Stadt am 29. Dezember des Jahres 1793 eingerückt waren. Noch sind von Augenzeugen getreue Aufzeichnungen aller der Drangsale, Verwüstungen und Plünderungen vorhanden, welchen die Stadt in den nächsten Monaten vom Januar bis in den Mai des Jahres 1794 unterlag, und der Verf. hat, auf diese Aufzeichnungen gestützt, davon eine lebendige, in alle Einzelheiten eingehende Schilderung S. 441 ff. entworfen, aus der wir nur Einiges Wenige unsern Lesern mittheilen wollen.

Bei aller Versicherung des Schutzes der Person und des Eigenthums, wie solches feierlich von den eingerückten Franzosen verkündet ward, erfolgten bald Requisitionen und Anforderungen jeder Art; was nicht gutwillig gegeben ward, wurde genommen, die Häuser, Speicher und Keller der zahlreich aus der Stadt vor dem Einrücken der Fremden geflohenen Geistlichen, der Beamten und Bürger mit ihren Familien, waren bald gänzlich ausgeleert; was sich darin fand, wurde ausgetragen; alles Hausgeräthe, Schreinwerk, Bettung, Weisszeug, Kleidungsstücke, Lebensmittel, Kupfer, Zinn, Wein, Früchte, Heu, Stroh, Vieh, kurz Alles wurde aus diesen Häusern hinweggenommen, in einigen derselben sogar die Oefen abgebrochen und die Fenster ausgehoben, selbst die Dächer abgehoben, Balken heruntergerissen, um Brennholz zu gewinnen, Böden, Thüre, Läden u. dgl. zusammengerissen, so dass nur die steinernen Mauern noch übrig blieben. Schon vorher war das städtische Lager- und Kaufhaus von den Commissären rein ausgeleert worden, welche die darin befindlichen Waaren nach der Veste Landau bringen liessen, von dem Krahnen am Rhein wurden die Seile, die grosse Kette u. s. w. weggenommen, eben so die grosse Waage, alles Schiffsgeräthe u. s. w.; die Handelsleute der Stadt mussten alle ihre Vorräthe an Tüchern, Leinwand, Wollenwaaren, Kanefas, so wie an Oel, Reis, Gerste, Zwetschen, Zucker, Kaffee, die Gerber und Schuhmacher alles Leder und Vorräthe von Häuten abliefern, natürlich ohne alle Vergütung; zuletzt wurden noch Pferde, Fuhrleute, Wagen requirirt, um das geraubte Gut nach Landau zu bringen und die Einwohner unter Verantwortlichkeit mit ihrem Kopfe aufgefordert, dabei behülflich zu sein: und als diese Befehle am letzten Tage des Januar erlassen waren, ward noch desselben Abends

Digitized by Google

eine Brandschatzung von 400,000 Livres ausgeschrieben, welche innerhalb drei Stunden von den reichen und begüterten Bürgern erhoben werden sollte. Bis um 1 1Uhr in der Nacht war in baarem Geld und in Assignaten die Summe von 120,000 Livres zusammengebracht, die am folgenden Tage noch bis auf 152,000 stieg, mit welchen Dumoulin, der vom Wohlfahrtsausschuss zu Paris in die Pfalz zur Ausleerung abgeschickte Agent, nach Germersheim am 2. Februar abreiste, von wo aber noch desselben Tages der Befehl eintraf, militärische Zwangsmassregeln anzuwenden, wenn binnen 24 Stunden der Rest der aufgelegten Brandschatzung nicht abgeliefert würde. Die bei der Unmöglichkeit, diess zu leisten, schriftlich und mündlich vorgetragenen Bitten hatten indess doch den Erfolg, dass Dumoulin mit weiteren 12,000 Livres sich begnügte, die durch eine neue Sammlung beigebracht und ihm zugesendet wurden. »Um diese Zeit (wir lassen hier lieber den Verfasser selbst reden S. 446 ff.) begannen auch die zügellosen Freibeuter, von einheimischen Helfershelfern begleitet und unterstützt, in die denkwürdigen Hallen des Kaiserdomes einzudringen, um dieses altehrwürdige Gotteshaus zu entheiligen, zu berauben und zu verwüsten. Die verschiedenen Zierden und Heiligenbilder wurden von ihren Standplätzen mit Spott herabgeworfen, verstümmelt und zertrümmert. Die rohen Stürmer zerschlugen die Sitze der Stuhlbrüder über den Gräbern der alten Kaiser, zerhieben die reich vergoldeten Chorstühle in dem Stiftschore, warfen die Beichtstühle zusammen, zerstörten den prächtigen Hochaltar und die schönen Nebenaltäre, raubten die Orgelpfeifen und die auf dem Sängerchore vorfindlichen musikalischen Instrumente, zerschlugen mit gewaltigen Hieben die grösseren Glocken, und warfen die Stücke derselben nebst den ausgehobenen kleinen Glocken und das schöne Uhrwerk durch die Gewölbeöffnungen der Vorhalle herab, wo sie das steinere Plattenbelege des Haupteinganges zerrissen und zersplitterten. In der Sakristei wurden die Schränke zerhauen, und allenthalben selbst mittelst Ausbruches einzelner Mauerstellen, nach dem reichen Domschatze gesucht, der jedoch glücklich über den Rhein gerettet war. Was an Gefässen und Gewändern aufgefunden wurde, sammt den alten Choral- und Messbüchern, die schöne Bibliothek des Domcapitels, die violetsammtnen Stühle in der Capitelsstube, trug man zusammen, lud es auf Wagen und verbrachte es nach der Festung Landau. Was zum Wegfahren nicht werthvoll genug erschien, wurde zerrissen, zerstreut, und, mit Unrath besudelt, in und um den Dom herumgeworfen. Auch von Aussen blieb das Heiligthum nicht verschont. Die Grabdenkmäler im Kreuzgange wurden verstümmelt und zerschlagen. Der Statue des heil. Papstes Stephan, auf der Zinne der Vorhalle, rissen die Räuber das grosse, eiserne, vergoldete Doppelkreuz aus der Hand. Dem auf der anderen Seite dieser Zinne aufgestellten Bilde des heil. Bernhard, welches mit dem einen Arm ein grosses Kreuz von der Dornenkrone bekränzt,

Digitized by Google

umfasste, raubten sie den eisernen Speer und die gleiche Fahne, worauf ein goldener Schwan geschildet war, ohne jedoch diese beiden Statuen, oder die in der grossen Nische unter dem damaligen Uhrzifferblatte thronende Madonna zu beschädigen. Weniger Gnaden fanden die drei schönen Wappen des Hochstiftes, des Domcapitels und des Fürstbischofes August von Styrum, welche über den drei Thoren der Vorhalle prangten, und schon früher den Clubisten zum Anstosse waren. Sie fielen jetzt unter den zermalmenden Schlägen der Republikaner. Ausserdem wurde das Blei, welches die Kanten und Firsten der Domdächer schützte, herabgerissen, die Fenster eingeschlagen, die sie fassenden Eisenstäbe und Bleibänder ausgebrochen, der alte, gewaltige Knauf der östlichen Kuppel nebst den drei kupfernen, reich vergoldeten Kugeln und Kreuze der westlichen Thürme und Kuppel losgerissen und herabgeworfen. An die Stelle des Knaufes auf der Glockenkuppel, ward ein grüner Wipfel mit rother Jakobiner-Mütze, als Zeichen der errungenen Freiheit, aufgepflanzt, das erst später beim Wiedereinrücken der Verbündeten in die Stadt von zwei Darmstädter Grenadieren herabgeworfen wurde. Von dem herrlichen Gotteshause, welches die Bewunderung aller Reisenden in hohem Grade verdiente, blieben fast nur die hohen Mauern und Gewölbe unverletzt stehen. Ganz dasselbe Schicksal traf auch die übrigen katholischen Gotteshäuser, Stifts- und Kloster-Kirchen der Stadt u. s. w.« Auch in den beiden folgenden Monaten dauerten diese Bedrängnisse fort, oder vielmehr sie wiederholten sich immer von neuem. So wurde, um ein Beispiel der Art anzuführen, am 5. März eine allgemeine Haussuchung in der Stadt vorgenommen, welche im Beisein einer französischen Commission, eines Municipalrathes oder eines andern Bürgers, und einiger Soldaten geschah. »Kupfer, Zinn und Eisen, Hemden, Leintücher und Servietten, Kleidungsstücke, Hüte, Kappen, Stiefel, Schuhe und Strümpfe, Bettung, Matratzen und Teppiche, Mehl, Früchte, Erbsen und Linsen, Oel, Butter und Schmalz, Fleisch, Reis und Gerste, Zucker, Kaffee, Tabak und Krapp, Garn, Flachs, Hanf und Werg, Gold, Silber und Blei, kurz Alles, was man versteckt oder offen dastehend noch fand, wurde aus den Häusern herausgeschleppt und entweder in die Wohnung der Commissäre oder in die Domkirche gebracht. Weder die Bitten noch das Händeringen der Aeltern, noch das Weinen und Schreien der Kinder erwirkte Nachsicht und Erbarmen« (S. 460); alle Vorstellungen über den gänzlichen Ruin der Stadt wurden mit Hohn abgewiesen. Auch in den beiden nächsten Monaten, April und Mai, wurden diese Bedrückungen fortgesetzt, Bürger in der Zahl von mehreren Hunderten, ohne Rücksicht auf Alter und Stand, jeden Tages für die Schanzarbeit requirirt, und zu Allem dem am 1. Mai Abends der Stadt eine neue Kriegssteuer von 100,000 Livres auferlegt, welche innerhalb 24 Stunden bezahlt werden sollte; es waren auch am folgenden Tage, Abends fünf Uhr 75,698 Livres aufgebracht, aber, da diess

Digitized by Google

nicht den vollen Betrag der Forderung erreichte, am 3. Mai Morgens 3 Uhr Geisseln ausgehoben und nach Landau abgeführt: erst am 15. Mai gelang es durch eine weitere Summe von 17,457 Livres, die inzwischen zusammengebracht worden, die Entlassung der vier nach Landau geschleppten Geisseln zu erwirken. Auch andere vielfache Erpressungen ähnlicher Art blieben nicht aus, sie werden hier genau verzeichnet. In dieser traurigen Lage befand sich die in ihrem Wohlstand ganz heruntergekommene Stadt, als am 25. Mai die Franzosen bei dem Anrücken der Verbündeten, in früher Morgenstunde die Stadt verliessen, in welche Nachmittags die Darmstädter Truppen einrückten.

Noch ärger, wo möglich, ward in Zweibrücken gehaust. Es war am Morgen des 21. November 1793, als die Franzosen, nachdem die Preussen in der Nacht zuvor die Stadt geräumt hatten, einrückten. »Fürchterlich war ihr Eintreffen. Es wurde mit Stehlen und Rauben auf den Strassen, in den Häusern und in den Läden geschändet. Auf den Strassen der Stadt wurden Männer und Frauen ihrer Kleider beraubt, diesen die Hauben, Halstücher und Röcke vom Leibe gerissen. Anderen setzte man Pistolen, Bajonnete und Säbel auf die Brust, um ihnen ihre Baarschaft abzupressen« (S. 477). Alsbald erfolgte die Requisition von 3000 Paar Schuhen und 500 Paar Stiefel, welche innerhalb 24 Stunden zu liefern waren; alle Schuster brachten ihre Vorräthe zusammen und jeder Einwohner gab dazu, was er nur an Fussbekleidung entbehren konnte. Weiter sollten täglich 400 Centner Brod herbeigeschafft werden, wesshalb alle Früchte, Heu und Stroh, die man vorfand, mit Beschlag gelegt und sogar das vorhandene Salz weggenommen wurde: nur unter Bitten und Flehen konnten die Bürger das Nöthigste für ihren Bedarf erhalten. Ferner mussten Hemden, Strümpfe und Tücher aller Art und Farben geliefert werden. Alles Gold, Silber, alle Kirchengeräthe, Messgewänder, Kelche, Leuchter, Zinn, Blei, Aexte, Beile, Waffen jeder Gattung, Leder, Lichter, Papier, Siegellack, Oel, Branntwein, Essig u. s. w. wurde aufgesucht und hinweggenommen. Ausserdem legte man der Stadt eine Brandschatzung von 2,000,000 Livres auf, welche Summe innerhalb zweier Tagen aufgebracht werden sollte, und als die Summe, bei dem Abzuge der Franzosen, am 4. Dezember, noch nicht völlig bezahlt war, wurden, wie gewöhnlich, Geisseln mit fortgeschleppt. Aehnliches geschah, als die Franzosen am Ende Dezember wieder einrückten, und die Requisitionen und Brandschatzungen (S. 482 ff.) sich im Januar des folgenden Jahres erneuerten. Das Gleiche geschah in den umliegenden Dörfern, die unter ähnlichen Erpressungen nicht minder litten, so dass bald kaum noch Lebensmittel vorhanden waren, während alles Weisszeug, Küchengeräthe, Kleidungsstücke, Vieh jeder Art, weggebracht wurde. In Kirchen und Schlössern ward fast noch schlimmer gehaust: lagen doch in Bitsch allein an 500 geraubte Glocken. Ja sogar die bedeutenden Buch-

Digitized by Google

druckereien zu Zweibrücken — dieselben, aus welchen die seiner Zeit so verbreiteten und geachteten Bipontiner Ausgaben Griechischer und Römischer Schriftsteller hervorgegangen waren — wurden von den französischen Commissären weggebracht und dadurch nicht blos den Besitzern ein grosser Verlust zugefügt, sondern auch der Stadt, indem so viele Arbeiter, die in jenen Buchdruckereien ihren Unterhalt gefunden hatten, nun brodlos wurden (S. 488). Aehnliches wiederholte sich in Homburg, Kusel und der Umgegend dieser Städte: die hier vorkommenden Schrecknisse und Drangsale boten reichen Stoff zu einem eigenen Abschnitte, nicht minder das, was zu Neustadt, Oggersheim, Frankenthal und den Umgebungen dieser Städte geschah. Kaum hatten, um nur einen einzigen Fall der Art zu berühren, die Franzosen in Neustadt sich festgesetzt, als sie dem kurpfälzischen Oberamt eine Brandschatzung von vier Millionen Gulden in klingender Münze, 10,000 Hemden, 10,000 Paar Schuhe und eben so viele Röcke und Hosen auferlegten, welche bei schärfster, militärischer Strafe innerhalb 48 Stunden herbeigeschafft werden sollten (S. 501); und dazu kam später noch eine neue Kriegssteuer von 224,417 Livres, welche der Gemeinde zu Neustadt in den letzten Tagen des April auferlegt ward, und da sie nicht augenblicklich aufgebracht werden konnte, die Abführung von 12 Geisseln zur Folge hatte, die so lange, bis die ganze Summe erlegt war, festgehalten wurden. Der Stadt Frankenthal, in welche die Sieger am 5. Januar 1794 einrückten, wurde eine Brandschatzung von 150,000 Livres auferlegt, so wie eine tägliche Lieferung von 150 Säcken Hafer, 3 Wagen Heu und 3000 Pfund Brot. Bald darauf traf von dem Ausleerungscommissär Monnier ein Befehl ein, welcher in zweimal 24 Stunden die Ablieferung verlangte von 5000 Mannshemden, 500 wollenen Decken, 2500 Paar Leintücher, 700 Paar neuen, mit Nägeln beschlagenen Schuhen, 700 Paar guten wollenen Strümpfen, allen brauchbaren, wollenen Tüchern, die bei Kaufleuten oder in Magazinen sich vorfanden, allen Hüten, allem gegerbten und fertigen Leder, aller Gewehre, wie Flinten, Pistolen, ferner Säbel, Sattel, Zäume u. s. w. (s. das Nähere S. 508 ff.). Man suchte Alles Werthvolle aus der Stadt wegzubringen, und zerstörte das, was nicht fortzubringen war, wie die schöne und berühmte Porzellainfabrik, nachdem die besten Vorräthe weggeschleppt worden waren. Aehnliches geschah in den nahen Ortschaften. Ueber die Drangsale und Plünderungen, welche zu Edenkoben stattfanden, verbreitet sich ein eigener Abschnitt S 517 ff., welcher auf die noch erhaltenen Originalberichte des dortigen Amts- und Gerichtsschreibers, als auf eine authentische Aufzeichnung aus jener Zeit selbst sich stützt. Ausser zahlreichen Requisitionen und mannichfachen Plünderungen, welche an diesen Orten, wie in den nahen Umgebungen stattfanden, wurde dem Orte eine Brandschatzung von 100,000 Livres, innerhalb 24 Stunden abzuliefern, auferlegt. Dem Oberamt Kaiserslautern wurde eine Brandschatzung von 3 Millionen

Digitized by Google

Livres aufgelegt, ferner 5000 Paar Schuhe, 12,000 Hemden, 5000 Paar Strümpfe: Alles binnen 48 Stunden. Die gleiche Summe wurde dem Oberamt Germersheim aufgelegt, abgesehen von andern grossen Naturallieferungen an Früchten, Kleidern u. s. w. In Dürkheim verlangte der General Morlot, nachdem er am 3. Januar 1794 eingerückt war, 150,000 Livres in Münze, 4000 Hemden, 4000 Westen und eben so viele Hosen, ferner alles, was von Tuch, Leinwand und Leder vorhanden war. Alles Gold, Zinn, Kupfer, Uhren, Dosen, Ringe, Ohrgehänge in Gold und Silber wurden in Beschlag genommen, desgleichen Hemden, Strümpfe, Stiefel und Schuhe, Weisszeug, Lederwerk u. dgl. was man davon vorfand; Scheunen und Speicher wurden entleert, Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine und selbst das Geflügel hinweggenommen, der Wein aus den Kellern genommen oder auch ausgeschüttet, die Häuser durchsucht, und die besten Möbel hinweggenommen, Läden und Gewölbe der Kaufleute entleert u. s. w. Und nicht besser erging es den andern Orten in den Grafschaften Leiningen und Frankenstein, zu Kirchheim an der Eck, zu Grünstadt u. s. w. und in der Herrschaft Blieskastel und Nassau-Saarbrücken. Aehnliche Brandschatzungen, Requisitionen, Plündereien jeder Art erfolgten auch hier, mit deren Aufzählung im Einzelnen wir unsere Leser nicht ermüden wollen, nachdem das, was wir von andern Orten mitgetheilt, einen genügenden Begriff davon geben kann. Die verdienstliche und streng aktenmässige Zusammenstellung aller dieser Dinge verdient aber um so mehr unsern Dank, als der Verfasser, überall an das rein Thatsächliche sich gehalten hat, wie es sich aus den Quellen herausstellte, und da wo kleine Verschiedenheiten in denselben hervortreten, mit umsichtiger Kritik das Wahre und Richtige zu ermitteln verstanden hat. So wird man dem Erscheinen des andern Bandes mit gleichen Verlangen entgegensehen dürfen.*)

*) Am Schlusse dieses kommt uns der zweite Band zu, welcher in ähnlicher Weise die Drangsale der folgenden Jahre bis zu Ende des Jahres 1798 schildert, und damit das Ganze abschliesst. Auch das versprochene Urkundenbuch ist beigegeben. Wir werden darauf demnächst zurückkommen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Uebungsbuch, enthaltend Deutsche und Lateinische Uebersetzungsstücke zur Erlernung der Formenlehre und der Syntax, als Anhang zu des Verfassers kurzgefasster Lateinischer Schulgrammatik herausgegeben von Dr. Raphael Kühner. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. IV und 225 S. in gr. 8.

Mit diesem Uebungsbuch hat der Verfasser ein weiteres nützliches und brauchbares Schulbuch geliefert, das zu den grammatischen Lehrbüchern desselben, von welchen bereits in diesen Jahrbüchern (Jahrgg. 1864. S. 954 ff.) die Rede war, eine verdienstliche Zugabe bildet. Geleitet von dem unbezweifelt richtigen Grundsatz, dass es für den grammatischen Unterricht, wenn er von Erfolg sein soll, nothwendig ist, die eingelernten Formen und Regeln alsbald durch Aufgaben zum Uebersetzen, sowohl aus dem Lateinischen in das Deutsche, wie umgekehrt, gründlich einzuüben, hat er in diesem Buche eine solche Sammlung von Aufgaben, und zwar in aufsteigender Scala, vom Leichten zum Schwereren gegeben. Es entsprechen diese Uebersetzungsstücke in Betreff des Stoffes wie der Einrichtung denjenigen, welche der lateinischen Elementargrammatik des Verfassers eingeschaltet sind; aber es sind auch für die syntaktischen Regeln, welchen in der kurzgefassten Schulgrammatik ein Sternchen beigefügt ist, deutsche Beispiele zum Uebersetzen gegeben, so dass selbst von vorgerückteren Schülern das Buch gebraucht werden kann. So beginnen die Uebungen mit den einfachen Formen des Verbum's und schreiten dann immer weiter bis zu den ausgebildeten Sätzen, in welchen die Lehre von den Casus und Modi, die Structur des Infinitiv's und Particip's, die temporellen, conditionalen, concessiven Adverbialsätze und zuletzt die oblique Rede zur Einübung kommen. Ein kleines lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterverzeichniss nebst einem alphabetischen Namenverzeichniss findet sich am Schlusse beigefügt. Man wird von dem praktisch eingerichteten Uebungsbuche sich allen Nutzen versprechen dürfen und darum dessen Einführung und Verbreitung mit gutem Grund wünschen können. Druck und Papier sind durchaus befriedigend.

Digitized by Google

Nr. 6. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Elemente der Theorie der Funktionen einer komplexen Veränderlichen. Mit besonderer Berücksichtigung der Schöpfungen Riemann's bearbeitet von Dr. H. Durège, ordentl. Prof. am Polytechnikum zu Prag. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1864. (XII u. 228 S. in 8.)

Die Kenntniss der neuen Theorieen, welche die Funktionen imaginärer Veränderlichen behandeln, ist bekanntlich noch verhältnissmässig wenig verbreitet, und ganz besonders sind die Arbeiten Riemann's in diesem Gebiete, die des Eigenthümlichen so Vieles bieten, nicht viel bekannt, da wenige Mathematiker sich mit solchen, vorläufig immerhin sehr spekulativen Gegenständen befassen, dieselben überdies einen hohen Grad von Aufmerksamkeit verlangen, um klar erfasst zu werden.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat nun versucht, diese neuen, verhältnissmässig schwierigen Lehren möglichst elementar darzustellen, um so die weitere Verbreitung derselben zu ermöglichen. Seine Darstellung ist klar, und so weit nicht die letzten Feinheiten der Theorie ins Spiel kommen, auch leicht verständlich. Natürlich meinen wir, wenn wir die abstraktesten Theile ausnahmen, nicht, dass der Verf. unklarer geworden sei: das leichte Verständniss ist durch die Sache selbst eingeschränkt, und es gehört eine ernste Aufmerksamkeit und Beschäftigung mit dieser Theorie dazu, um hier zur eigenen Klarheit zu gelangen.

So weit sich dies hier bewerkstelligen lässt (das Buch enthält namentlich auch viele Figuren) wollen wir den Inhalt des Werkes übersichtlich darzustellen suchen, wobei wir uns eine oder die andere Bemerkung erlauben werden: aber wir sogleich beifügen, dass wir persönlich uns mehr für den Theil der Wissenschaft interessiren, der zu den Anwendungen neigt, als für den rein spekulativen.

In der »Einleitung« setzt der Verf. die Art der Einführung imaginärer Grössen in die Wissenschaft auseinander, wobei er zeigt, dass das Fremdartige, das dieselben für so Manchen noch haben, eben nur von der Ungewohntheit mit ihnen herrührt, wie es gerade eben so bei Einführung der negativen Grössen der Fall war. Jedesmal, sagt der Verf., wenn man einen neu eingeführten Begriff den früher bekannt gewordenen Operationen unterwirft, so nimmt man die von diesen Operationen geltenden Hauptsätze auch dann noch als fortbestehend an, wenn man jene auf die neuen Begriffe überträgt. Damit ist natürlich die Berechtigung zur Rechnung mit

Digitized by Google

imaginären Grössen sofort ausgesprochen und braucht dieselbe nicht besonders nachgewiesen werden, was man eben auch nicht kann.

Die »geometrische Darstellung« imaginärer Grössen ist hier in dem allein zulässigen Sinne durchgeführt, dass man dadurch nur ein Bild einer solchen Grösse geben will. So verstanden, sind wir ganz derselben Meinung, und lassen uns nun die Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division auf geometrischem Wege gerne gefallen, was aber natürlich analytisch ganz eben so leicht geht. Ganz vorzugsweise ist allerdings diese bildliche geometrische Darstellung für die Theorie der Funktionen imaginärer Grössen geeignet.

Ist $z = x + iy$ und w eine Funktion von z, so wird auch w die Form $u + vi$ haben; aber nicht jeder Ausdruck der Form $u + vi$, in dem u, v Funktionen von x und y sind, ist auch eine Funktion von $x + iy$, was selbstverständlich ist. Es ist also zuerst zu untersuchen, unter welchen Bedingungen $w = u + vi$ als Funktion von $x + iy$ angesehen werden kann. Um dies zu finden, differenzirt der Verf. w partiell nach x und y, wobei er auch $\frac{dw}{dz}$ anwendet, was er nach dem oben angeführten Grundsatze darf. Dadurch findet er als Bedingung $\frac{dw}{dy} = i\frac{dw}{dx}$. Um zu zeigen, dass diese Bedingung auch genügt, müht sich der Verf. mit den »Differentialen« ab, was uns hier nicht recht passend scheinen will, am allerwenigsten, da er das Vorhergehende nach der immer klaren Weise der Differentialquotienten gefunden. Es war auch gar nicht nöthig. Sei nämlich $\frac{dw}{dy} = i\frac{dw}{dx}$, und setzt man in $w: x = z - iy$, wodurch w zu W werde, so ist offenbar $\frac{dW}{dy} = \frac{dw}{dy} + \frac{dw}{dx}\frac{dx}{dy} = \frac{dw}{dy} - i\frac{dw}{dx} = 0$, also W von y frei, d. h. es ist W blosse Funktion von z. Dass auch $\frac{d^2u}{dx^2} + \frac{d^2u}{dy^2} = 0$, $\frac{d^2v}{dx^2} + \frac{d^2v}{dy^2} = 0$ folgt dann leicht.

Auch bei der Untersuchung, ob $\frac{dw}{dz}$ unabhängig sei von $\frac{dy}{dx}$, könnte man besser der Differentiale entbehren. Ist $w = u + vi = f(z)$, $z = x + iy$, so ist, wenn x und y um Δx, Δy sich ändern, die Aenderung von $w: \Delta_x u + \Delta_y u + \Delta_x \Delta_y u + i(\Delta_x v + \Delta_y v + \Delta_x \Delta_y v)$; dividirt man dies durch $\Delta x + i\Delta y$, so ist ein Gränzübergang nur verständlich, wenn man zwischen Δx, Δy einen Zusammenhang annimmt. Lässt man den Gränzwerth von $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ dann durch α bezeichnet sein, so ist der Gränzwerth von $\frac{\Delta w}{\Delta z}$ jetzt $\frac{du}{dx} + \alpha\frac{du}{dy} + i\left(\frac{dv}{dx} + \alpha\frac{dv}{dy}\right)$, wenn diese Grösse durch $1 + \alpha i$

Digitized by Google

dividirt wird. Wegen $\frac{du}{dx} = \frac{dv}{dy}$, $\frac{du}{dy} = -\frac{dv}{dx}$ (welche Gleichungen aus $\frac{dw}{dy} = i\frac{dw}{dx}$ folgen) ist dieser Quotient aber $\frac{du}{dx} + i\frac{dv}{dx}$, also unabhängig von α. Der Zusammenhang zwischen Δx und Δy stellt die Art der Ortsveränderung auf der Ebene, wenn man x, y sich ändern lässt, fest. Demnach ergibt sich aus dem Vorstehenden, dass, welches auch diese Art sei, immer $\frac{dw}{dz}$ denselben Werth habe. Dass auch diese Grösse eine Funktion von $x+iy$ sei, ist nun leicht zu zeigen. Wie diese Untersuchungen mit der bekannten Theorie der Abbildung krummer Oberflächen zusammenhängen, wird angedeutet.

Ist $w = u + vi$ eine Funktion von $z = x + iy$, und man lässt nun x, y sich stetig so ändern, dass dieselben fortwährend rechtwinklige Koordinaten einer bestimmten Kurve sind (kürzer ausgedrückt: z beschreibt die Kurve), so sind u, v rechtwinklige Koordinaten einer andern Kurve (w beschreibt dieselbe). Geht nun z von einem bestimmen Punkte z_0 aus ($z_0 = x_0 + iy_0$) und gelangt zu einem andern Punkte z_1 ($= x_1 + iy_1$), so kann der Weg, den z beschrieben hat, sehr mannigfaltig sein; der Anfangswerth von w sei w_0, der Endwerth w_1. Hat w für jeden Werth von z nur einen Werth, so ist selbstverständlich w_1 unabhängig von dem Wege, den z eingeschlagen. Anders aber verhält es sich mit mehrdeutigen Funktionen, da jetzt ganz wohl verschiedene Wege von z zu verschiedenen Endwerthen w_1 führen können. Geht w durch einen Punkt, in dem mehrere Werthe dieser Grösse einander gleich werden — einen Verzweigungspunkt — so liegt diese Möglichkeit auf der Hand, die nun durch Beispiele erläutert wird. Hierauf wird gezeigt, dass zwei Wege, die beide von z_0 nach z_1 führen, nur dann w verschiedene Endwerthe zutheilen, wenn zwischen beiden ein Verzweigungspunkt liegt. Dies wird an einer Reihe einzelner Formen sehr anschaulich erörtert und hierauf die Riemann'sche Anschauung der verschiedenen Blätter der Ebene, in der x und y sich bewegen, auseinander gesetzt und erläutert, was uns hier ohne Figur zu weit führen würde.

Ein bestimmtes Integral, dessen Gränzen komplexe Grössen sind, lässt sich eben so definiren, wie eines mit reellen Gränzen. Ist $z_1 = a + bi$, $z_2 = \alpha + \beta i$, so bedeutet $\int_{z_1}^{z_2} f(z)\,dz$ den Gränzwerth der Summe $f(z_1)(x_1 - z_1) + f(x_1)(x_2 - x_1) + \ldots + f(x_n)(z_2 - x_n)$, wo $x_1, \ldots, x_n$ eine Reihe zwischen z_1, z_2 eingeschobener komplexer Grössen ist. Diese Einschiebung geschieht dadurch, dass man einen Punkt auf einer bestimmten Kurve fortschreiten lässt von dem

Punkte z_1 ($x=a$, $y=b$) bis zu z_2 und $x_1, \ldots, x_n$ die nach einander folgenden Lagen desselben sind. Der Werth eines solchen Integrals kann also von dem »Integrationswege« abhängen und nicht bloss von den Werthen der beiden Gränzen.*) Dass ein solches Integral immer eine Funktion der obern (veränderlich gedachten) Gränze ist, lässt sich leicht zeigen Ist nämlich diese obere Gränze $x+iy$, die untere fest, so ist (nach unserer vorigen Note) das Integral

$$w = \int_a^x f[x+i\psi(x)]\,dx + i\int_a^x f[x+i\psi(x)]\,\psi^1(x)\,dx,$$ oder wenn aus $y=\psi(x)$ folgt $x=\varphi(y)$ und b der Werth von y für $x=a$ ist:

$$w = \int_a^x f[x+i\psi(x)]\,dx + i\int_b^y f[\varphi(y)+iy]\,dy, \text{ woraus } \frac{dw}{dx} = f(x+iy),$$

$\frac{dw}{dy} = if(x+iy)$, also $\frac{dw}{dy} = i\frac{dw}{dx}$, die Bedingung dafür, dass w Funktion von $x+iy$ ist.

Um den Einfluss, den der Integrationsweg auf den Werth des Integrals ausübt, bestimmen zu können, wird nun erwiesen, dass das Integral $\iint\left(\frac{dQ}{dx} - \frac{dP}{dy}\right)dx\,dy$, ausgedehnt auf ein bestimmt begränztes Flächenstück, innerhalb dessen Q und P reelle und stetige Funktionen von x und y sind, gleich ist dem Integrale $\int(P\,dx + Q\,dy)$ ausgedehnt über die ganze Begränzung des Flächenstücks, wobei die Richtung der Begränzung so gewählt ist, dass Jemand, der sie durchläuft, das begränzte Fächenstück stets zur Linken hat. Das letzte Integral hat natürlich die folgende Bedeutung (fügen wir bei): Durchläuft man die Begränzung und ist s der durchlaufende Bogen, so betrachtet man x, y als Funktionen von s; sind dann α, β die Winkel, welche die nach wachsendem Bogen gerichtete Tangente mit den Axen macht, so ist dasselbe $= \int(P\cos\alpha + Q\sin\alpha)\,ds$, das Integral auf den ganzen Bogen ausgedehnt. Daraus ergibt sich, dass $\int f(z)\,dz$ denselben Werth für zwei verschiedene, dieselben Endpunkte verbindende Integrationswege

*) In anderer Form: Setzt man in $x+iy$ die Grösse $y=\psi(x)$, und sind a, α die äussersten Werthe von x, so ist $\int_{z_1}^{z_2} f(z)\,dz = \int_a^\alpha f[x+i\psi(x)][1+i\psi^1(x)]\,dx$, wo $y=\psi(x)$ die Gleichung der durchlaufenen Kurve. Dass dieses Integral im Allgemeinen von der Form der (sonst willkürlichen) Funktion $\psi(x)$ abhängt, ist sofort ersichtlich.

Digitized by Google

hat, wenn beide Wege zusammen ein Flächenstück vollständig begränzen, in welchem f(z) endlich und stetig ist. Liegen Unstetigkeitspunkte innerhalb dieses Stücks, so ist der Satz nicht mehr richtig. Der Verfasser untersucht desshalb den Fall, da $\int f(z)\,dz$ auf eine geschlossene Linie ausgedehnt wird, innerhalb der solche Punkte liegen, in welcher Beziehung wir auf das Buch verweisen müssen.

Der Logarithmus, in allgemeiner Definition, und die Exponentialgrösse werden besonders betrachtet und dann zur Entwicklung von (imaginären) Funktionen in unendliche Reihe übergegangen, worauf das Verhalten der Funktionen bei unendlichem Wachsen oder Abnehmen untersucht wird.

Die bereits früher angefangene Betrachtung der Integrale mit komplexen Gränzen wird mit den neu erhaltenen Ergebnissen nochmals aufgenommen und vervollständigt, worauf einfach und mehrfach zusammenhängende Flächen, die Periodizitätsmoduln und für diese die Funktionen l(x), arc tg, arc sin, das elliptische Integral speziell untersucht werden. Den Schluss des Werkes bilden die Riemann'schen Bestimmungen einer Funktion durch Gränz- und Unstätigkeitsbestimmungen, so wie die Bestimmung des Zusammenhangs einer gegebenen Fläche.

Wir müssen hinsichtlich dieser wichtigen Punkte einfach auf das Buch verweisen, da eine übersichtliche Darstellung, ohne unzulässige Weitläufigkeiten, uns nicht möglich scheint. Wir glauben ohnehin in dieser Beziehung genug gesagt zu haben, um auf das in jeder Beziehung zu empfehlende Werk aufmerksam zu machen. Wer sich mit den hier behandelten Zweigen der Wissenschaft beschäftigen will, wird in dem Buche einen zuverlässigen Rathgeber finden.

Lehrbuch der Differentialrechnung und Reihentheorie mit strenger Begründung der Infinitesimalrechnung. Von Reinhold Hoppe, Dr. phil. Berlin 1865. Verlag von G. F. O. Müller. (VIII u. 280 S. in 8.).

Es scheint zur Zeit eine eigene Strömung im Gebiete der reinen Theorie der höhern Mathematik zu herrschen, oder wenigstens im entschiedensten Anzuge zu sein. Die »unendlich Kleinen«, welche etwas stark in den Hintergrund gedrängt wurden, scheinen sich arg verletzt zu fühlen und machen sich, nach den allgemeinen Naturgesetzen der Reaction, dafür wieder gar übermässig breit. Wie überall finden sich dann auch hier mitleidige Seelen, die sich der vernachlässigten (und »zu vernachlässigenden«) ritterlich annehmen, um sie möglichst wieder zu Ehren zu bringen. Unter solche Wohlthäter will auch der in der Wissenschaft verdienter-

Digitized by Google

massen bekannte Verfasser gerechnet werden. Er kennt aber die Wissenschaft zu gut, als dass er in der plumpen Weise gewisser »Praktiker« vorführe; in strenger, manchmal wirklich bestechender Form sucht er sein Ziel zu erreichen, und wenn er sich im Vorwort auch etwas herb über diejenigen ausspricht, die nun eben nicht seiner Meinung sind, so ist er doch nicht so arg über dieselben aufgebracht.

Referent ist nun, wie aus diesen Blättern bereits vielfach hervorgeht, nicht der Meinung der Anhänger dieser unendlich kleinen Grössen, da er auch zu den Vielen gehört, die erklären, dass sie »keinen klaren Begriff von unendlichen Grössen haben.« Wenn auch »daraus unwiderleglich folgt, dass jener Begriff einem Mathematiker nicht von Natur gegeben ist, also erworben werden muss«, so ist er doch nicht der Ansicht, dass man auf diesen Begriff die gesammte höhere Mathematik stützen müsse. Der »Gränzbegriff« scheint dem Unterzeichneten so einfach und klar, und überall so ausreichend, dass jede andere Weise ihm verwirrend vorkömmt. Das Letzte ist eben, was Referent der »unendlich kleinen« Theorie vorwirft, nicht dass sie sich nicht fest begründen lasse. Wozu aber ein erschreckendes Gerüste von Sätzen und vorläufigen Untersuchungen, wenn man durch fortwährenden Rückgang zum ersten (Gränz-)Begriffe zur völligen Klarheit gelangen kann? Und muss nicht eine vernünftige Theorie des unendlich Kleinen doch eben auf diesen Gränzbegriff sich stützen, wie es der Verf. der vorliegenden Schrift gleichfalls thut? Wir wollen seiner Darstellung folgen, um gerade an ihr unsere Behauptungen nachzuweisen.

Wir übergehen die Einleitung und das erste Capitel, nicht weil sie kein Interesse darbieten, sondern weil sie zu eigentlicher grundsätzlicher Entgegnung nicht Raum geben, auch die darin behandelten Dinge bekannt sind, und gehen auf den zweiten Abschnitt, der von den undlichen Grössen, der Stetigkeit der Funktionen und der Gränzwerthen handelt.

»Unendlich klein heisst eine Variable, die durch keine Bedingung gehindert ist, dem absoluten Werthe nach beliebig klein zu werden; eine Variable also, deren Kleinheit keine Gränze gesetzt ist Jede unabhängige Variable lässt sich demnächst als unendlich klein betrachten. Soll hingegen eine Funktion unendlich klein sein, so muss 1) die Relation, welche sie zu erfüllen hat, dies zulassen; 2) ihr Argument eine gewisse Freiheit zu variiren haben, welche der geforderten Kleinheit der Funktionen entspricht.«

Wir führen diese Grunderklärung wörtlich an, um dem Leser das Vergnügen, sich darüber klhr zu werden, nicht zu entziehen. Wir begreifen nicht Alles ganz leicht, und sind bis zur Stunde nicht völlig im Reinen, was nun eigentlich unter »unendlich klein« zu verstehen ist. Ohnehin ist die Wahl des Wortes überaus verführerisch und es scheint der Verfasser dieser Verführung unterlegen zu sein, denn trotz der Erklärung, die wir anführten, nach

Digitized by Google

der unendlich klein eigentlich ein unbestimmter Zustand ist, setzt er doch nur den letzten Werth (Null) an. Denn er bezeichnet den »Gränzwerth« von $f(c \pm \varepsilon)$, wo ε unendlich klein (in seinem Sinne) auch durch $f(c \pm \varepsilon)$, während er durch $f(c)$ zu bezeichnen ist. Wir wollen übrigens hierauf nicht weiter bestehen, da die vom Verfasser angestellten Untersuchungen meist sehr lehrreich und scharfsinnig sind.

Wie bereits bemerkt, führt er den Begriff des Gränzwerthes ein, wenn freilich durch eine etwas absonderlich klingende Definition: »Sind die Werthe einer stetigen Funktion $f(x)$ für $x > c$ oder für $x < c$ bekannt, so heisst der daraus resultirende Werth von $f(x)$ der Gränzwerth beziehungsweise von $f(c+\varepsilon)$ oder $f(c-\varepsilon)$.« Dazu müssen wir bemerken, dass vorher nachgewiesen wurde, dass wenn $f(x)$ für wachsendes oder abnehmendes Argument (x) stetig ist bei $x = c$, und alle Funktionswerthe für $x > c$ oder $x < c$ gegeben sind, $f(c)$ nur einen einzigen Werth haben kann. Dass wir damit in die eigentliche Theorie der Gränzwerthe gelangt sind, ist klar, und die vielen Sätze, die der Verf. nun aufstellt, sind eben weiter Nichts, als Sätze dieser Theorie. Ein grosser Theil derselben scheint uns übrigens so ziemlich selbstverständlich.

Beiläufig dasselbe können wir von der »Rechnung mit unendlichen Grössen« aussagen. Wir meinen, es sei kein grosser Aufwand von Beweisen nöthig um einzusehen, dass die Summe »Unendlichgrosser« auch unendlich gross sei u. s. w. Dagegen halten wir es entschieden für verwirrend, wenn der Verf. das Gränzzeichen (lim. ist es einmal bei ihm) vermeidet, und (wie bereits oben bemerkt) einfach ε dafür einführt — wir hätten fast gesagt, eingeschmuggelt. In gewöhnlicher Form hiesse z. B. der Lehrsatz §. 46: Wenn $\mathrm{Gr}\,\varphi(\varepsilon) = a$, $\mathrm{Gr}\,\psi(\varepsilon) = b$, so ist $\mathrm{Gr}\,[\varphi(\varepsilon)\,\psi(\varepsilon)] = ab$. Der Verf. sagt: Wenn $\varphi(\varepsilon) = a$, $\psi(\varepsilon) = b$, so ist $\varphi(\varepsilon)\,\varphi(\varepsilon) = ab$. Der Sinn, den er damit verbindet, ist entschieden der vorhin ausgesprochene; warum aber nun ein täuschendes Zeichen einführen? Es ist ja $\varphi(\varepsilon)$ nicht gleich der bestimmten Grösse a, wenn ε eine noch unbestimmte Grösse ist, und somit ist die Anwendung der Gleichungs form eine ganz nothwendig verwirrende. Dasselbe ist von der Gleichung $\varphi(\varepsilon) = \psi(\varepsilon)$ anszusagen, die der Verf. nur dahin verstanden sehen will, dass damit gemeint sei: $\frac{\varphi(\varepsilon)}{\psi(\varepsilon)} = 1$, oder was bestimmt klarer ist: $\mathrm{Gr}\,\frac{\varphi(\varepsilon)}{\psi(\varepsilon)} = 1$. Und fragen wir nun, wenn man doch das letztere meinen muss, was soll die andere Form Besseres bringen? Bequemlichkeit oder Unklarheit?

Wenn durch ω eine unendlich grosse Zahl bezeichnet wird, so ist $\frac{1}{\omega} = 0$, sagt der Verf. S. 34. Natürlich hat das keinen Sinn, wenn man eben nicht den Gränzbegriff zu Grunde legt. Im Uebrigen sind seine Untersuchungen über »Funktionen rationaler Argumente«, die »Funktionsbildnng« und die »Stetigkeit der Funktionen

mehrerer Variabeln« sehr interessant, wie wir denn überhaupt weit davon entfernt sind, dem Buche einen entschiedenen Werth abzusprechen, wir im Gegentheil es dem Nachdenken nur empfehlen können. Wir sind nur mit manchen Dingen darin, vor Allem der Form nach, nicht einverstanden.

Potenz und Logarithmus definirt der Verfasser in analytischer Weise und zieht daraus seine Schlüsse in Bezug auf die Grösse $(1+\varepsilon)^{\frac{1}{\varepsilon}}$. Für ihn ist die Potenz a^x eine Funktion, welche der Relation $a^{x+y} = a^x a^y$ genügt. Ebenso verfährt er mit den Kreisfunktionen. $\cos x$ ist eine Funktion, welche die durch die Gleichung $\cos(x+y) + \cos(x-y) = 2 \cos x \cos y$ ausgesprochene Eigenschaft hat. Wir lassen den Werth solcher künstlicher, immerhin hintennach hinkender Erklärungen dahingestellt. Dass $\sin \varepsilon = \varepsilon$ (S. 71) heisst eben nur $\mathrm{Gr}\,\frac{\sin \varepsilon}{\varepsilon} = 1$? Die Grösse $\mathrm{arc}(\mathrm{tg} = u)$ nimmt der Verf. nur eindeutig, zwischen $-\frac{\pi}{2}$ und $\frac{\pi}{2}$, worin wir ihm natürlich entschieden zustimmen. Eine hübsche geometrische Ableitung der Formel $f(x+y) + f(x-y) = 2 f(x) f(y)$, wenn $f(x)$ das Verhältniss der einen Winkel x anliegenden Kathete in einem rechtwinkligen Dreieck zur Hypothenuse ist, findet sich am Schlusse dieser Untersuchungen, auf die nun die eigentliche Differentialrechnung folgt.

Als »Differential« von $f(x)$ wird erklärt die Grösse $f(x+dx) - f(x)$, wenn dx unendlich klein, wo natürlich dieser Ausdruck wieder eine unbestimmte Grösse (ein Zustand) bezeichnet. Ob nun auch dem Differential eine bestimmter Werth zukomme, muss verneint werden: es ist eben unbestimmt, wie dx. Wir überlassen dem Fassungsvermögen des geneigten Lesers diese Erklärungen, und meinen nur, es sei doch etwas ganz anders Klares, wenn man den Gränzwerth von $\frac{f(x+\alpha) - f(x)}{\alpha}$ zum Ausgangspunkt nimmt. Auch sagt der Verf., der Quotient der zwei Differentiale $f(x+dx) - f(x)$, dx sei äquivalent dem Werthe $f'(x)$, d. h. man dürfe überall das Eine für das Andere setzen. Wenn dem aber so ist, warum ist denn nicht vorzuziehen, den klaren Begriff als Fundament zu wählen, statt jenem verschwimmenden?

Wenn der Verf. setzt (S. 70) $\sin \frac{dx}{2} = \frac{dx}{2}$, so hat nach seiner eigenen Erklärung (S. 30) das keinen andern Sinn, als dass $\frac{\sin \varepsilon}{\varepsilon} = 1$, was eben eigentlich (S. 15) nur heisst: $\mathrm{Gr}\,\frac{\sin \varepsilon}{\varepsilon} - 1$. Ist folglich nur etwas unrichtig geschrieben! Ob das leichter zu überschauen, überhaupt zum klaren Verständiss führend sei, bezweifeln wir. Dass eine Art Bequemlichkeit dadurch entsteht,

Digitized by Google

wollen wir nicht bestreiten; sie entsteht aber auf Kosten der Genauigkeit. So etwa zeigt der Verf. (S. 83), dass wenn $f'(x)$ immer Null ist, $f(x)$ konstant sein müsse, und beginnt seinen Beweis damit, dass er sagt, »nach der Voraussetzung ist für jedes x: $\frac{f(x+\varepsilon)-f(x)}{\varepsilon}=0$.« Ein gewöhnliches Menschenkind wird behaupten, dass das falsch sei, wenn gleich das Weitere, ohne diesen wunderlichen Ausdruck, desswegen doch ganz in Ordnung ist.

Bei den höhern Differentialquotienten (S. 87) meint der Verf. selbst, es sei besser, bei Differentialquotienten stehen zu bleiben, was wir sogar für den ersten zugeben.

Der Taylor'sche Satz ist ganz so bewiesen, wie ihn der entschiedenste Anhänger der Gränztheorie auch beweisen würde: nur von Differentialquotienten ist dabei die Rede. Die daraus gezogenen Folgerungen, »einfachste Aequivalente von Funktionen unendlicher Grössen« gehören der Form nach wieder der Infinitesimalrechnung ein.

Bei den Funktionen mehrerer Variabeln vermeidet der Verf. die besondere Bezeichnung der partiellen Differentialquotienten, was wir nicht billigen können. Seine »unendlich kleinen Aenderungen« lassen wir füglich unberührt; dass der Beweis des Satzes: $\frac{d^2u}{dx\,dy}=\frac{d^2u}{dy\,dx}$ mittelst des Taylor'schen Satzes geführt wird, scheint uns etwas weit hergeholt, namentlich da man den Satz im Grunde schon früher braucht, ehe man zu Funktionen mehrerer unabhängig Veränderlichen gelangt, und bemerken schliesslich nur, dass es »kein allgemeingiltiges Differential zweiter und höherer Ordnung für unabhängige x, y gibt« (S. 111). Das heisst doch im Grunde der eigenen Formulirung den Stab brechen.

Die Theorie der Maxima und Minima ist auf den Taylor'schen Satz, also auf die Betrachtung der Differentialquotienten, gegründet, und auch für den Fall mehrerer Veränderlichen geht der Verfasser davon nicht ab. Nur für die relativen Maxima und Minima bedient er sich der Differentiale, wie das eben so herkömmlich, aber unserer Meinung nach unpassend ist. Damit schliesst die Differentialrechnung und beginnt die Theorie der (endlichen und unendlichen) Reihen.

Die endlichen Reihen werden zunächst der Betrachtung unterzogen, dessgleichen die endlichen Produkte und die Doppelreihen. Wir haben gegen die Darstellung keinerlei Einwand zu erheben, da sie uns durchweg klar erschienen ist. Auch über die Darstellung der »Eigenschaften der Binomialkoeffizienten« und die Summation einiger Reihen lässt sich dasselbe aussagen.

Dagegen ist uns die Darstellung der »imaginären Grössen« gar zu abstrakt und desshalb unverständlich erschienen. »Unter einer imaginären Grösse versteht man einen Ausdruck von der Form $a+ib$, wo a und b Grössen im ursprünglichen Sinne des

Digitized by Google

Wortes oder, wie wir solche zum Unterschied nennen, reelle Grössen bezeichnen, während das Zeichen i nur andeutet, dass beide Theile als gesondert zu denken sind.« Das ist die Definition der imaginären Zahl. Aus der Eigenschaft, dass jede rationale Funktion f(x) unter die Form $\varphi(x^2) + x\psi(x^2)$ gebracht werden kann, wo φ, ψ ebenfalls rationale Funktionen sind, wird definirt: »Die Bedeutung der rationalen Funktion f(i) findet man, indem man $f(i) = \varphi(i^2) + i\psi(i^2)$ macht; es ist alsdann $f(i) = \varphi(-1) + i\psi(-1)$. Da hieraus für $f(i) = i^2$ hervorgeht: $i^2 = -1$, so heisst i die Quadratwurzel von -1.« Ob man sich hieraus ein klares Bild der Bedeutung imaginärer Grössen machen kann, muss Ref. sehr in Zweifel ziehen. Solche gar überkünstliche Dinge taugen wohl nicht viel.

Die imaginären Grössen werden zur Entwicklung und Summirung von Reihen verwendet und dann die Produkte endlicher Reihen untersucht. Der Beweis für den »Rest der Interpolationsformel« ist nicht scharf genug, da $n = 1$ zu setzen nicht eigentlich angeht; es liesse sich für $n = 2$ (was nach unserer Meinung das Mindeste sein soll) der Satz schon unmittelbar erweisen.

Einer sorgfältigen Behandlung werden die unendlichen Reihen unterworfen, die manchmal fast zu weitläufig erscheint. Doch ist das natürlich kein Fehler, und es lässt sich auch nicht immer leicht die Gränze abstecken, bis wohin die Entwicklungen geführt werden sollen. Die Differenzirung unendlicher Reihen wird mit aller Schärfe dargestellt, wobei wir nur noch beifügen wollen, dass es uns hinreichend scheint, die Forderung zu stellen, es müsse die durch Differenzirung erhaltene Reihe konvergent sein. Die Anwendung des Taylor'schen Satzes auf Reihenentwicklung schliesst sich diesen Untersuchungen an. Wir hätten dabei nur gewünscht, dass die Divergenz der erhaltenen Reihen (z. B. des Binoms) ebenfalls berührt wäre.

Die umgekehrte Aufgabe, nämlich eine vorgelegte unendliche Reihe zu summiren, wird an der binomischen Reihe, der für arc $(tg = x)$ und arc $(\sin = x)$, der Exponentialreihe und zwar je in der allgemeinsten Gestalt, gelöst.

Zu §. 289 haben wir nur zu bemerken, dass die Differenzirung der Reihe für arc$(\sin = x)$, wenn $x = 1$, nicht gestattet ist, trotz des scheinbaren Beweises. Wenn dort von $d(u + iv)$ die Rede ist und dies angewendet wird, so ist zu fragen, welche der Grössen: Modulus oder Argument, veränderlich sei?

Die Konvergenz unendlicher Produkte wird festgestellt, wobei uns die Fassung des Lehrsatzes §. 296 nicht ganz dem Beweise entsprechend scheint. Es wäre wohl zweckmässiger zu sagen, dass wenn $u_1 u_2 \ldots$ konvergent sei, nothwendig $\mathrm{Gr}\, u_n = 1$ sein müsse, man also $u_n = 1 + v_n$ setzen könne, wo $\mathrm{Gr}\, v_n = 0$. Doch ist kein Missverständniss dadurch herbeigeführt.

Die »erweiterten Bernoullischen Theoreme« bilden den Gegen-

Digitized by Google

stand einer sehr eingehenden Untersuchung. Wenn $\Phi(x, u) = \frac{x e^{ux}}{e^x - 1}$ und $\Phi^n(x)$ den nten Differentialquotienten dieser Grösse (nach x) bezeichnet, so ist $\varphi_n(u) = \Phi^n(0)$ die Definitions-Gleichung der Bernoullischen Funktionen (welche in anderer Weise bereits Raabe behandelt hat, wie wir im Jahrgange 1848 dieser Blätter berichtet). Die Eigenschaften derselben werden angegeben; die Bernoullischen Zahlen $[B_n = (-1)^{n-1}\varphi_{2n}(0)]$ daraus gefunden und sodann Reihenentwicklungen mit Hilfe derselben durchgeführt, auch Φ selbst in eine nach Potenzen von x fortschreitende Reihe entwickelt. Die Entwicklung von sin x und cos x in unendliche Produkte erscheint hier gleichfalls.

In etwas gar kurzer Weise wird die Lagrangesche Formel (Auflösung der Gleichung $z = x + y f(z)$) behandelt, wobei die Bedeutung von $\psi(y)$, oder besser gesagt, die Bildung dieser Funktion nicht klar ist, worauf zum Schlusse ein paar Worte über die »Methode der unbestimmten Koeffizienten« gesagt werden.

Dies ist in rascher Uebersicht der Inhalt der uns vorliegenden Schrift. Wir haben bereits im Laufe obiger Auseinandersetzung darauf hingewiesen, dass trotz des Widerspruchs, den wir vielfach erhoben haben, wir weit davon entfernt sind, das Buch als unbedeutend anzusehen. Im Gegentheile halten wir dasselbe für eine sehr sorgfältige, alles Lobes würdige Arbeit, die jedem Freunde ernster und gewissenhafter Darstellung nur entschieden empfohlen werden kann, da sicher kein Leser dieselbe ohne reichlichen Gewinn für seine methodische Ausbildung aus der Hand legen wird. Es thut Noth, dass immer wieder auf die schärfste und strengste Untersuchung aller einzelnen Lehrsätze gedrungen wird, da nur dann erst Klarheit und bewusste Benutzung der Wissenschaft erreicht wird. In diesem Sinne empfehlen wir das Buch, das wir mit wahrem Vergnügen gelesen, allen jüngern Freunden der Mathematik.

Der physikalische Unterricht auf Gymnasien von J. Helmes. Oberlehrer und Conrector am Gymnasium zu Celle. Hannover. Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1865. (37 S. in 8.)

Der Name des Verf. der vorliegenden kleinen Schrift wurde von uns schon mehrfach in diesen Blättern in günstigem Sinn angeführt, indem wir seine vortreffliche »Elementarmathematik« besprochen. Wenn wir dies nun heute auch in Bezug auf seine neueste Schrift thun, so haben wir kein Urtheil über die Darstellung eines Wissenszweiges zu fällen, da eine solche nicht gegeben ist, sondern nur die Ansichten eines erfahrenen und mit der Wissenschaft vertrauten Lehrers dem sich dafür interessirenden Leser mitzutheilen. Wir enthalten uns dabei der Einmischung unserer eigenen Meinung

Digitized by Google

um so lieber, als wir im Ganzen uns völlig einverstanden mit dem Verf. erklären können.

Die Schrift beklagt zunächst die »bedauerliche Erscheinung«, dass neben dem alten (klassischen) Gymnasium auch ein »Real-Gymnasium« habe aufkommen können, woran jedoch das erstere die grössere Schuld, durch den hartnäckigen Widerstand gegen berechtigte Forderungen, trage. Die beiderlei Gymnasien bringen Dinge in feindlichen Gegensatz, die nur in Verbindung die naturgemässe Aufgabe des Gymnasiums lösen können. Dass die Einseitigkeit, in der das Real-Gymnasium schroffer beharrt, nicht zur wahren »vollmenschlichen« Bildung führe, sieht der Verfasser als längst erwiesen an.

Der Widerstand des alten Gymnasiums ging vor Allem und fast ausschliesslich gegen den naturwissenschaftlichen Unterricht, den das neue, in Verbindung mit andern neu ausgebildeten Unterrichtsmitteln, an die Stelle der alt-klassischen Studien glaubt setzen zu können. Dieser Widerstand ist aber ungerecht und es soll desshalb das Gymnasium diese Studien — naturgeschichtliche in den untern, physikalische in den obersten Klassen — in seinen Lehrplan als vollberechtigtes Glied aufnehmen. Mit dem letztern Theile beschäftigt sich die Schrift allein. Sie gibt zuerst eine Uebersicht der geschichtlichen Entwicklurg der Physik und ihres Unterrichts auf Gymnasien. Von den eigentlichen Vätern der »klassischen Studien«, den Griechen, ausgehend, wird gezeigt, dass sie von Physik — Erforschung der Natur — keinen Begriff hatten und der einzige Mann, Archimedes, der Etwas leistete, der vielhundertjährigen Vergessenheit anheimfiel. »Dem ganzen Alterthum fehlte das Organ für Naturforschung, fehlte Mathematik und ein für die Beobachtung der Natur empfänglicher Sinn.« Die Zeiten der Araber und des Mittelalters werden vorgeführt und dann bei dem »goldenen Zeitalter der Naturforschung«, den Tagen des Copernikus, Kepler, Galilei, Newton, verweilt. Dass von den Früchten dieser Tage das Gymnasium sich keine aneignete, und namentlich der Physik keinen Platz in seinem Schulplan anwies, rief als Gegensatz die mehr oder minder feindlich gesinnten andern Anstalten hervor.

Nach diesem höchst lobenswerthen geschichtlichen Ueberblick zeigt der Verf., dass der physikalische Unterricht an Gymnasien eine Nothwendigkeit ist, sowohl von Seiten seines materialen Inhalts, als des formalen Bildungselementes, das in ihm liegt.

Gestellt zwischen die Erscheinungen des Lebens der Menschheit und des Wirkens der Natur, muss der Mensch sich in beiden Gebieten zurechtfinden, beide verstehen können. Das eine soll ihm erschlossen werden durch die Geschichte, das andere durch die Physik. Die verderblichen Folgen der Vernachlässigung der letztern für die gesammte Bildung der Menschen im Ganzen wie im Einzelnen werden vom Verf. eingehend aus einander gesetzt,

Digitized by Google

und dabei auch ganz besonders die Rathlosigkeit betont, die den übermüthigen Lehren der heutigen Materialisten gegenüber diejenigen trifft, die mit den Gesetzen der Natur unbekannt sind.

In der Physik soll das mathematische Wissen den fruchtbarsten Stoff der Bethätigung finden. Die Lehre vom Weltgebäude, und die Lehre von der Bewegung sind die beiden Hauptseiten der »klassischen« Zeit der Naturforschung, welche der Schüler kennen lernen soll, so weit dies mit den Mitteln der elementaren Mathematik möglich ist. Doch soll die Physik nie bloss Mathematik sein. Das Experiment, die Fundamentalversuche, treten als Bestätigung und Prüfstein der Untrüglichkeit der Entwicklung neben letztere. Gerade in der Umsicht und genauen Würdigung der durch die Versuche gefällten Entscheidungen liegt der hohe formale Werth des physikalischen Unterrichts.

Den Unterricht selbst will der Verf. in die oberste Klasse verlegen, da nur dort das Verständniss, das eine geistige Reife fordere, möglich ist.

Ist auch an vielen Orten die Frage die hier behandelt wurde, bereits entschieden, so werden die in der vorliegenden Schrift ausgesprochenen Ansichten doch immer von grossem Interesse und die Bekanntschaft mit demselben von Nutzen für die Sache sein.

Beiträge zur Theorie der statischen Elektrizität von Professor G. Zehfuss. Frankfurt a. M. Joh. Chr. Hermann'sche Buchhandlung. 1865. (40 S. in 8.)

Die vorliegende Schrift ist eine Beigabe zu dem Programm der höhern Gewerbschule in Frankfurt, wird aber auch besonders ausgegeben, wenigstens liegt sie uns in beiden Formen vor. Der Verf., durch mehrfache Arbeiten in Zeitschriften in der mathematischen Welt bekannt, ist (seit einem Jahre) Professor an der eben genannten Anstalt und hat, auf den Wunsch der »Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hilfswissenschaften« die zu besprechende Schrift als Osterprogramm veröffentlicht. Er entschuldigt sich übrigens im Vorwort, dass er nur die ersten Fundamente habe legen können mit dem Mangel an nöthiger Musse, der wohl in seiner Beschäftigung an der Schule begründet sein wird. Aus dem doppelten Grunde: der in kurzer Zeit auszuarbeitenden Gelegenheitsschrift und der, wie das Programm nachweist, vielfachen Beschäftigung des Verfassers, hätte die Kiitik einen milden Maassstab anzulegen, wenn dazu Bedürfniss wäre. Das ist nun aber nur in dem Sinne der Fall, dass eben überhaupt nur verhältnissmässig Weniges vorliegt, dies aber die Bekanntschaft des Verfassers mit den höchsten Theilen der mathematischen Physik beurkundet. Eigentliche Entwicklungen einer Theorie dürfen wir

Digitized by Google

hier nicht suchen, da es ja nur Absicht des Verfassers war, einige Grundsätze festzustellen.

Die Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste »allgemeine Sätze über das elektrische Potential«, die zweite »mathematische Ausdrücke über die Vertheilung der statischen Elektrizität« enthält. Der erste Theil beruft sich ganz vorzugsweise auf die Abhandlung von Gauss: »Allgemeine Lehrsätze in Beziehung auf im verkehrten Verhältniss des Quadrats der Entfernung wirkenden Anziehungs- und Abstossungskräfte«, welche 1840 auch als besondere Schrift ausgegeben wurde. Der im Art. 30 der eben genannten Abhandlung ausgesprochene Satz soll hier erweitert und verallgemeint werden.

Der Verfasser denkt sich eine beliebige Anzahl m gegenseitig isolirter leitender Körper, A_1, A_2, ..., deren Zahl übrigens immer endlich sei, wenn auch »alle Leiter des ganzen Universums« darunter begriffen sind.

Ist k_r die nach mechanischem Maasse gemessene elektrische Dichte an einer beliebigen Stelle des Körpers A_r, $d\sigma_r$ ein Raum- oder Flächentheilchen desselben; sind k_s, $d\sigma_s$ die analogen Grössen für den Körper A_s; W das »Potential der vorhandeden Elektrizität auf sich selbst«: so ist $2W = \Sigma_r \Sigma_s \int\int \frac{k_r k_s}{R_{r,s}} d\sigma_r d\sigma_s$, wo wo $R_{r,s}$ die Entfernung der beiden Theilchen $d\sigma_r$, $d\sigma_r$, die Integrale auf alle Theilchen der Körper A_r, A_s und die Summenzeichen sich auf alle Körper beziehen. Der Verf. stellt sich nun die Aufgabe, den Minimumwerth dieser Grösse zu bestimmen, und findet, dass $V_r = \Sigma_r \int \frac{k_r d\sigma_r}{R_{r,s}}$ eine Konstante sein muss. Es stimmt dies mit Art. 32 der oben genannten Abhandlung von Gauss, in der freilich der Beweis etwas anders geführt ist. Wir müssen bei dieser Gelegenheit den Grundbegriff der »Variationsrechnung« doch in Erinnerung bringen. Es handelt sich bei dieser »Rechnung« darum, eine Funktion der (als unabhängig angesehenen) Grössen, nach denen integrirt wird, zu bestimmen so, dass ein bestimmtes Integral ein Maximum oder Minimum wird. Dabei sind die Gränzen der Integrale wesentlich zu beachten und ist auch die zweite Variation der zu bestimmenden Funktionen (bei der sehr heikeln Entscheidung, ob Maximum oder Minimum) zu berücksichtigen. Ist gar die Aufgabe (wie hier) derart, dass noch Nebenbedingungen gegeben sind, so wird sie eine um so schwierigere, weil gerade die Benützung dieser Bedingungen eigenthümliche Schwierigkeiten hervorruft.

Der »Satz von Green«, den der Verf. in Art. 4 beweist, findet sich in ähnlicher Art bewiesen in Lamé: Leçons sur la théorie analytique de la chaleur, pag. 99.

Die zweite Abtheilung gibt, wie bereits gesagt, »mathematische Ausdrücke über die Vertheilung der statischen Elektrizität.«

Digitized by Google

Sei zunächst ein einziger mit der elektrischen Masse M versehener Leiter vorhanden, auf den kleine Massen induzirend wirken. Die Gränzfläche A desselben werde in eine unendliche Anzahl r gleicher Theile getheilt, deren elektrische Massen durch $\frac{A}{r}k_1$, $\frac{A}{r}k_2$, ... ausgedrückt sind. Den reziproken Werth der gegenseitigen Entfernung des t^{ten} und des u^{ten} Theilchens bezeichne man mit t_u, die (konstante) Potentialfunktion sei C. Alsdann hat man:

$$A(k_1 + k_2 + \ldots\ldots\ldots + k_r) = rM,$$
$$A(k_2 1_2 + k_3 1_3 + \ldots\ldots + k_r 1_r) = rC,$$
$$A(k_1 2_1 + k_3 2_3 + \ldots\ldots + k_r 2_r) = rC,$$
$$\vdots$$
$$A(k_1 r_1 + k_2 r_2 + \ldots\ldots + k_{r-1} r_{r-1}) = rC.$$

Hieraus folgen die $r+1$ Grössen k_1, ... k_r, C und zwar unzweideutig. Die Ausdrücke dafür gibt der Verf. unter der Form von Determinanten und zwar $k_1 = -\frac{M}{A} r \frac{\Pi}{\Omega}$, $C = -M\frac{\Delta}{\Omega}$, wo Δ, Π, Ω drei leicht herzustellende Determinanten sind. Dabei ist r unendlich zu nehmen, also im Grunde das Gränzzeichen beizusetzen (wie der Verf. thut). Dazu wären allerdings auch die Beziehungen zu beachten, die zwischen den gegenseitigen Entfernungen der Punkte bestehen.

Nunmehr wird der von Green aufgestellte Satz bewiesen: die Potentialfunktion V in irgend einem Punkte b, herrührend von der aus dem Punkte a durch die Masse M induzirten Oberfläche A ist eben so gross, als die Potentialfunktion in a, herrührend von der durch dieselbe in b befindliche Masse M hervorgebrachten Induction von A. Hierauf wird zur Induction, die von Seiten eines isolirten in a befindlichen Massenpunktes M auf einer Fläche erfolgt, übergegangen und gezeigt, dass unter sonst gleichen Umständen die durch Induction entstandene Dichte auf einem isolirten Leiter dem Quadrate der Entfernung verkehrt proportional ist, sobald die induzirende Masse M hinlänglich weit von dem induzirten Körper entfernt ist.

Die Nichtberücksichtigung des mit (dem Leiter) A verbundenen Erdkörpers erzeugt unrichtige Resultate, insoferne man bei Berechnung der Induktion in den abgeleiteten Körpern die Potentialfunktion Null setzt für alle Punkte der Oberfläche, was nun nachgewiesen wird.

Endlich wird der Fall »gegenseitiger« Induktion untersucht und gezeigt, dass die Dichte eine lineare Funktion der vorhandenen Elektrizitätsmengen ist.

Eine weitergehende Entwicklung und Ausführung der in der vorliegenden kleinen Schrift niedergelegten Andeutungen verspricht hiernach zu Ergebnissn zu führen, die für die Theorie von Wichtigkeit sind, und es ist zu wünschen, dass der Verf. diesen Gegen-

Digitized by Google

stand mit Musse verfolge und in ausführlicher, strenger Darstellung der wissenschaftlichen Welt vorlege. Wir werden uns wohl noch geraume Zeit mit dem »elektrischen Fluidum« begnügen müssen, bis der Mann erscheint, der denjenigen Bewegungszustand erkennt, dessen Wahrnehmung wir als elektrische Erscheinung bezeichnen.

Einleitung in eine geometrische Theorie der ebenen Kurven von Dr. Ludwig Cremona, Professor der höheren Geometrie an der Universität zu Bologna. Nach einer für die deutsche Ausgabe vom Verfasser zum Theil umgearbeiteten Redaktion in's Deutsche übertragen von M. Curtze, ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Thorn. Mit einer lithographirten Tafel. Greifswald 1865. Koch. (XVI und 300 S. in 8.).

Die vorliegende Uebersetzung der »Introduzione ad una Teoria geometrica delle curve piane«, die 1862 in Bologna erschien, wird den Freunden der »neuern Geometrie«, welche das italienische Original sich nicht leicht verschaffen können, oder aus Sprachgründen nicht verschaffen wollen, sicher erwünscht sein, und dies um so mehr, als einzelne Theile, unter Mitwirkung des Verfassers, erweitert oder umgearbeitet wurden.

Das Buch setzt natürlich die Bekanntschaft mit den elementaren Theilen der neuern Geometrie voraus, so dass es diese Theile nicht entwickelt. Dagegen enthält es eine systematische Darstellung der Untersuchungen über ebene Kurven, wie sie in einer Menge von Zeitschriften und einzelnen Werken zerstreut und eben desshalb nicht leicht zugänglich sind. Diese fremden Untersuchungen hat der Verfasser zu einem Ganzen verbunden und mit eigenen Sätzen bereichert, so dass man durch seine Schrift eine vollständige Uebersicht über das grosse Gebiet dieses Zweiges der Mathematik erlangt.

Es liegt in der Natur der Sache, dass wir uns nicht auf eine Darlegung des reichen Inhalts einlassen können, da wir unmöglich die zahllose Schaar von Sätzen anführen könnten, ohne selbst ein Buch zu schreiben. Bei dem mit Recht hoch geachteten Namen des Verfassers ist eine kritische Beleuchtang des Inhalts eben so wenig nöthig, so dass wir uns auf eine kurze Angabe dessen einzuschränken haben, was der Leser in dem Buche finden wird.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Cremona: Theorie der ebenen Kurven.

(Schluss.)

Die erste Abtheilung behandelt die Grundprinzipien und zwar: das anharmonische oder Doppelverhältniss; die projectivischen Punktreihen und Strahlenbüschel; die harmonischen Mittel-Punkte; die Involution; die Erklärung der ebenen Kurven; gemeinschaftliche Punkte und Tangenten zweier Kurven; die Porismen von Chasles und den Satz von Carnot; Fundamentalsätze über ebene Kurven; Erzeugung ebener Kurven; Construction der Kurven zweiter Ordnung; Construktion der Kurven dritter Ordnung durch neue Punkte.

Die zweite Abtheilung ist der Theorie der Polaren gewidmet, und zerfällt selbst wieder in folgende Abschnitte: Erklärung und Grundeigenschaften der Polaren; Sätze über Kurvensysteme; geometrische Netze; die Formeln von Plücker; die Kurve, welche eine Polare erzeugt, wenn der Pol sich nach bestimmtem Gesetz bewegt; Anwendung auf Kurven zweiter Ordnung; die Kurve, welche ein Punkt beschreibt, dessen Indicatricen (das System der beiden Tangenten, welche man von ihm aus an seine konische Polare legen kann) sich nach einem bestimmten Gesetze verändern; einige Eigenschaften der Kurven von Hesse und Steiner; Eigenschaften der zweiten Polaren.

Die dritte Abtheilung behandelt die Kurven dritter Ordnung und hat nachstehende Unterabtheilungen: Die Kurven von Hesse und Cayley einer Kurve dritter Ordnung; Büschel von Kurven dritter Ordnung mit denselben Wendepunkten; die Kurve dritter Ordnung, als Kurve von Hesse dreier verschiedener Netze von Kegelschnitten betrachtet.

Diesen drei Abtheilungen hat der Uebersetzer noch einige Zusätze und Ausführungen angehängt. Letztere beziehen sich auf geometrische Netze überhaupt, auf solche von Kegelschnitten und auf Reihen von Kegelschnitten.

Wie bereits gesagt, begnügen wir uns mit dieser Angabe der einzelnen Abtheilungs-Ueberschriften und bemerken nur noch, dass ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichniss schon bei blosser Ansicht des Buches über die ganz ausserordentlich grosse Zahl wichtiger Sätze orientirt.

Digitized by Google

Lehrbuch der ebenen Geometrie nebst einer Sammlung von 650 Uebungsaufgaben zum Gebrauche an höhern Lehranstalten und beim Selbststudium von Dr. Carl Spitz, Professor am Polytechnikum in Karlsruhe. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 226 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig und Heidelberg. Winter 1865. (XII und 255 S. in 8.).

Im zweiten Hefte des Jahrgangs 1858 dieser Blätter haben wir der ersten Auflage des nun in dritter vorliegenden Lehrbuchs ausführlich gedacht und beziehen uns auf das dort zu Gunsten desselben Gesagte. Die zweite Auflage, welche 1861 ausgegeben wurde, enthielt nicht bedeutende Aenderungen, während die nunmehrige dritte um zwei Abschnitte vermehrt wurde, welche die Doppelverhältnisse (anharmonische und harmonische) und die Involution behandeln. Es ist natürlich, dass hier nur die allerersten Elemente in Betracht kamen und eben so selbstverständlich, dass die Darstellung klar ist; eine Frage aber kann Refer. doch nicht unterdrücken: Machen dergleichen Darstellungen nicht den Eindruck einer künstlichen (durchaus willkürlich gemachten) Theorie? Daran ist allerdings nicht der Verfasser, sondern die Sache selbst Schuld. Denn das lässt sich nicht läugnen, ein ganz anständig grosser Theil der »neuern Geometrie« ist absolut »speculativer« Natur und wenn in unserm Buche als letzter Satz auftritt: »Zieht man zu einem vollständigen Vierecke irgend eine Transversale, so wird diese von den drei Paaren der gegenüberliegenden Seiten in drei Punktenpaaren geschnitten, welche eine Involution bilden«, so ist wohl damit schon das Künstliche dieser Theorie charakterisirt. So viel sie Anwendungen (im guten alten Sinne) zulässt, dürfte selbst in einem elementaren Lehrbuche berücksichtigt werden, was bekanntlich ohne übergrosse Raumverschwendung möglich ist. Das möchte bei der zukünftigen vierten Auflage vielleicht dem Buche zu weiterer Empfehlung, wenn es deren noch bedarf, dienen. »Am Polytechnikum« muss man immer auch auf die Anwendungen sehen, die desshalb noch nicht zur »Praxis« zu werden brauchen.

Wie bei den frühern Auflagen ist auch dieser (als besondere Schrift) ein »Anhang zu dem Lehrbuche der ebenen Geometrie« beigegeben, der, reichlich vermehrt, die Resultate und Andeutungen zur Auflösung der im Lehrbuche befindlichen Aufgaben enthält. Es sind übrigens hiebei eine Reihe selbstständiger Aufgaben mit eingefügt.

Einer besondern Empfehlung bedarf das vorliegende Lehrbuch nicht mehr; wir können nur wünschen, dass seine Benützung zu einem fruchtbringenden Unterricht in der Geometrie recht Vieles beitragen möge. **Dr. J. Dienger.**

Digitized by Google

Vorlesungen über Mineralogie von Nikolai von Kokscharow. Aus dem Russischen übersetzt mit einigen Veränderungen und Zusätzen. Erster Band. Mit 571 in den Text gedruckten Holzschnitten. St. Petersburg. Gedruckt bei Alexander Jacobson. 1865. gr. 4. S. 344.

Der Verfasser dieser werthvollen und gründlichen Schrift zählt bekanntlich zu den ersten Krystallographen unserer Zeit. Seit einer Reihe von Jahren hat derselbe in einem umfassenden Werke, »Materialien zur Mineralogie Russlands«, welches nun im vierten Bande vollendet worden, die Mineralien seines Vaterlandes in vorzüglicher Weise beschrieben. Es wurde ihm jedoch von Einigen der Vorwurf gemacht, dass er seinem wichtigen Werke nicht einen vorbereitenden Theil mit einer kurzen Angabe der von ihm befolgten krystallographischen Methode vorausgeschickt hätte. Dieser Vorwurf ist für Deutschland wenigstens unbegründet, da gerade hier die von v. Kokscharow angewendete Methode zahlreiche Anhänger besitzt, denn wie bekannt wird auf nicht wenigen Hochschulen die Krystallographie nach Naumann's Methode gelehrt. Um einerseits dem Wunsche seiner Kritiker nachzukommen, andererseits der krystallographischen Schule Naumann's in seinem Vaterlande eine grössere Aufnahme zu verschaffen, hat sich N. v. Kokscharow entschlossen, die Vorträge, welche er seit einigen Jahren an der Universität und am Berg-Institut zu St. Petersburg hielt in vorliegendem Werke zu veröffentlichen. Der Verfasser hat dabei aber nicht allein den eigenen Wunsch, dass »die Vorlesungen als Einleitung zu den Meisterwerken seiner Vorgänger seinen Schülern den Zugang zu diesen erleichtern mögen« erreicht, sondern auch den Mineralogen Deutschlands und den Anhängern der krystallographischen Methode Naumann's einen nicht geringen Dienst geleistet, denn Kokscharows Vorlesungen sind reich an einer Fülle eigener Beobachtungen.

Obschon es in Deutschland an Lehr- und Handbüchern der Mineralogie nicht fehlt, gibt es dennoch keines, welches in solcher Ausführlichkeit nur den Abschnitt des präparativen oder einleitenden Theils der Mineralogie behandelte, welchen man als »Morphologie« zu bezeichnen pflegt und welcher also hauptsächlich die Krystallographie umfasst.

Das ganze Werk ist, wie schon der Titel andeutet, in Vorlesungen (zwei und zwanzig) eingetheilt. In den drei ersten gibt der Verf. eine gedrängte Einleitung, erläutert die Begriffe von krystallinischen und amorphen Körpern, von der Benennung und Bezeichnungsweise der Krystall-Formen, wobei er mit Recht der Vortheile gedenkt, welche die Methode Naumann's gewährt. Die verschiedenen Krystall-Systeme werden alsdann in eilf Vorlesungen sehr ausführlich und gründlich geschildert und diese Darstellung ist von zahlreichen, trefflichen Holzschnitten begleitet, welche, weil

Digitized by Google

sie, wie das Format des Werkes es gestattet, von ansehnlicher Grösse um so instructiver. Besonders interessant ist die Beschreibung der Combinationen eines jeden Krystall-Systems, weil der Verfasser solche durch viele Beispiele, namentlich russischer Mineralien erläutert. Allein dieser Abschnitt von Kokscharows Werk dürfte auch einem deutschen Mineralogen mannigfache Belehrung gewähren.

Nach der Schilderung der Krystall-Systeme bespricht der Verfasser den Hemimorphismus der Krystalle, die Unvollkommenheiten derselben und die Anomalien der Krystallwinkel und namentlich die Grössen selbst der Anomalien der Kantenwinkel der Krystalle. Die sechszehnte Vorlesung, in welcher der letztere Gegenstand abgehandelt (S. 186—292) bildet einen der werthvollsten Abschnitte des vorliegenden Werkes. Denn dieselbe enthält die Resultate äusserst sorgfältiger Krystall-Messungen, welche v. Kokscharow vermittelst eines guten Mitscherlich'schen Gonimeters an fünf und vierzig verschiedenen Mineralien ausführte und hiedurch zu manchen interessanten Resultaten gelangte. Wenn man in der Natur — so bemerkt v. Kokscharow — vielleicht nur zu oft Krystallen begegnet, deren Winkel ziemlich bedeutende Anomalien darbieten, so ist es um so erfreulicher zu sehen, dass in den ganz unvollkommen ausgebildeten Krystallen, die wahrscheinlich bei ihrer Bildung fast keiner Störung unterworfen waren, die so ausgebildet sind, wie die Natur sie eben schaffen wollte, fast keine dieser sogenannten Anomalien stattfindet. Als Beweis können die Krystalle einiger der untersuchten Mineralien dienen. Manche dieser Krystalle bieten eine so vollkommene Uebereinstimmung ihrer Winkel dar, dass es fast unglaublich scheint, wie man in der Natur so regelmässige Individuen treffen kann. — Wir erlauben uns, auf diesen Abschnitt, der die Resultate sorgfältiger, mehrjähriger Beobachtungen enthält, besonders aufmerksam zu machen.

In der siebenzehnten Vorlesung schildert v. Kokscharow die Zwillings-Krystalle; diese Schilderung ist begleitet von vielen Abbildungen und zwar keineswegs den gewöhnlichen, wie man sie in den Lehrbüchern der Mineralogie findet, sondern auch von manchen neuen. — In den Vorlesungen 20—22 gibt der Verf. Anleitung zum Messen der Krystalle nach den verschiedenen Methoden und theilt endlich in den beiden letzten Capiteln Einiges über die Krystall-Schalen, Verwachsung der Krystalle und Pseudomorphosen mit. — Möge v. Kokscharows Werk in Deutschland die wohlverdiente Aufnahme finden.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Zur hundertjährigen Geburtsfeier Franz von Baader's. Versuch einer Charakteristik seiner Theosophie und ihres Verhältnisses zu den Systemen Schelling's und Hegel's, Daub's und Schleiermacher's von Dr. Karl Phil. Fischer, ordentl. Professor an der Universität Erlangen und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München. Erlangen 1865. Verlag von E. Besold. 8. IV u. 71 S.

Die Lehre Franz v. Baader's ist unverkennbar in fortschreitender Ausbreitung begriffen. Es ist ihr reicher Wahrheitsgehalt, der einem tiefer und tiefer sich fühlbar machenden Bedürfniss unsrer Zeit entgegenkommt. Und wenn schon des Meisters hundertjähriger Geburtstag, der auf den 27. März des letzten Jahres fiel, stille vorüberging im Vergleich mit der Feier, die bei ähnlichem Anlass andern Grössen zu Theil geworden, so hat es doch nicht an gewichtigen Stimmen gefehlt, welche auch bei dieser Gelegenheit Zeugniss ablegten von dem Heimgegangenen an die Lebenden. Ein solches Zeugniss ist die vorliegende Schrift aus der Feder eines bekanntlich hochverdienten und hochgeschätzten Vertreters christlicher Wissenschaft.

Der Herr Verfasser arbeitet zunächst aus biographischem und historischem Umrisse die wissenschaftliche Gestalt B.'s heraus. Der äussere Lebensgang, persönliche Eigenschaften, die schriftstellerische Weise des Verewigten bilden die Grundlinien. Seine Lehre, bei aller Originalität dennoch im innigsten Zusammenhange mit den Errungenschaften Anderer, wird wegen ihres religiösen Geistes charakterisirt als Theosophie, er selbst als ein Philosoph nicht zwar im engeren Sinne, sofern Form und Beweis, Methode und Dialectik unerlässliche Proben eines im strengeren Verstande philosophischen Wissen seien, sondern ob des Mangels letzterer Erfordernisse als ein Philosoph im weiteren Sinne, der aber in der Geschichte der Philosophie eine der bedeutendsten Stellen einnehme. Ausser der Beziehung, in welcher B. zu congenialen Zeitgenossen und Vorgängern stand, wird besonders hervorgehoben das geistige Verhältniss zu Schelling. Beide ragten, so lesen wir, über alle Philosophen des Jahrhunderts durch Energie und Tragweite der speculativen Erkenntniss, beiden war gemeinsam die Polemik gegen den Rationalismus, beiden die Liebe zur Mystik und das Eingehen auf dieselbe. B. übertraf aber Schelling an Einheit der speculativen Totalanschauung, die in allen seinen Schriften dieselbe ist, sowie an Tiefe und Fülle der geistigen Intuition, Schelling dagegen hat die Mystik wissenschaftlicher verarbeitet als B., den Rationalismus methodischer bekämpft, durch die Conception und Pracht seiner philosophischen Werke eine Genialität oder Virtuosität bewiesen, durch die er mit den ersten Genien und Meistern der Philosophie um die Palme ringt. In seinen Untersuchungen über dis Freiheit des menschlichen Willens (1809) erhob sich letzterer zu

Digitized by Google

einem Standpunkt der Theosophie, auf welchem seine Contemplation nur mit jener B.'s verglichen werden kann, des entschiedensten Repräsentanten des christlichen Theismus. Beide, den naturlosen Spiritualismus und den geistlosen Materialismus abweisend, erfassten das Reich der Natur und des Geistes in seinem organischen Zusammenhang; beide wetteiferten, die Wahrheit der Mysterien auch der Eschatologie sinnvoll zu erweisen. Doch ist Schelling in jenen Untersuchungen nicht völlig hinausgekommen über seine pantheistische Vorstellung einer Evolution Gottes vermittelst der Weltentwicklung vom deus implicitus zum deus explicitus, während B. die absolute Selbstverwirklichung Gottes, sein ewiges, raum- und zeitfreies Leben erkennend immer zu unterscheiden wusste von seiner successiven Offenbarung durch die Schöpfung, Regierung, Erlösung und Vollendung der Welt. So wird uns vorläufig das innere Verhältniss beider Denker dargelegt.

Es geht hierauf der Herr Verfasser dazu über, die Hauptmomente der von ihm sogenannten Theosophie B.'s zu beleuchten. Vor Allem wird hervorgehoben eben jene fundamentale Unterscheidung des innergöttlichen Lebens von der zeitlichen Offenbarung Gottes in Schöpfung und Regierung, in Erlösung und Verklärung der Welt, eine Unterscheidung, kraft welcher B. nicht nur die Möglichkeit einer anfangslosen und endlosen Schöpfung, sondern auch die Möglichkeit, die Welt als eine Emanation Gottes zu denken, ausschliesst. Zweitens ist es namentlich die Auffassung des Gegensatzes von Gut und Bös, in Hinsicht worauf die Lehre B.'s characterisirt wird. Das gegenwärtige Leben der Menschen ist bei B. die Periode der successiven selbstbewussten Entscheidung des an sich entscheidungsfähigen, wahlfreien Willens, welcher entweder durch seine normale Selbstentscheidung in der Einheit mit Gott die Bestimmung des Geistes erfülle oder durch widergöttliche abnorme Selbstentscheidung sich zum unfreien Geiste verkehre. Daher ist das Böse nicht nur relativ oder graduell von dem Guten unterschieden und, wie bei Schleiermacher, abstract negativ gefasst als ein nicht Gutes oder als noch nicht gewordenes Gutes in Folge eines Uebergewichts der Natur über die Vernunft; und den Versuch Hegel's, die Negativität für wesentliches, ewiges Princip und Gesetz aller Energie des Lebens und Willens zu erklären, bekämpft B. um so entschiedener, je tiefer er einsieht, dass jene die Organisation des Lebens in Disharmonie verkehrende Negativität bereits die Harmonie des von ihr negirten Daseins voraussetze; um so erwünschter musste ihm dagegen die Erweisung der von ihm selbst entworfenen Theorie des Bösen durch den Theologen Daub sein. Drittens gedenkt der Herr Verfasser noch der tiefsinnigen Erklärungen, welche B. bezüglich der Mysterien des Christenthums gibt, und bemerkt, dass er die Hauptmomente einer christlichen Philosophie inniger, concreter, vollständiger und in grösserer Einstimmung mit dem Wesen des Christenthums erforscht

Digitized by Google

und entwickelt habe als wohl alle Religionsphilosophen des Jahrhunderts.

Die nähere Charakteristik B.'s wird geliefert durch den Nachweis, dass derselbe einer dynamischen und organischen Lebensanschauung huldigte und den religiösen Geist seiner Philosophie im ganzen Umfange seiner Forschung erprobte. Erkennend den Grundfehler alles in Abstraction und Reflexion zertheilten Denkens, welches auf die Identität reflectirend vom wesentlichen Gegensatze abstrahirt und in der Reflexion auf den Gegenstand abstrahirt von der Einheit hält er die dualistische Scheidung von Natur und Geist, wie z. B. bei Cartesius, für ebenso unwahr als die von Hegel und früher von Schelling gesetzte Identificirung beider. Wie er Alles in der Einheit denkt, so dringt er darauf, die bestimmten Principien der einzelnen Reiche und Ordnungen des allgemeinen Lebens nach ihren artbegründenden Eigenthümlichkeiten zu unterscheiden. Die Verherrlichung Gottes durch seine Offenbarung und das Glück der einzelnen Geschöpfe gilt ihm für untrennbar von einander. In Beziehung zum geistigen Leben aber betrachtet er die Natur als die typische und symbolische Voraussetzung und wird nicht müde, die Analogie beider Reiche aufzuzeigen, das All zusammenfassend im persönlichen Einheitspunkte, nämlich im eingebornen Sohne Gottes, der durch seine urbildliche Persönlichkeit die Offenbarung Gottes, welche in den ebenbildlichen Persönlichkeiten geschehen, vollendet. Anlangend die Geschichte der Erziehung, der Erlösung und Vollendung der Welt betrachtet er die Erziehungsgeschichte des auserwählten Volkes und die allgemeine Erziehungsgeschichte des ganzen Menschengeschlechts als die Vorbereitung durch Gott den Vater für seine persönliche Selbstoffenbarung im Sohne. Dieser hinwieder ist durch seine gottmenschliche centrale Persönlichkeit der Schlusspunkt und das Ziel der Offenbarung Gottes in der Geschichte der alten Welt und durch seine erlösende Thätigkeit der Anfangspunkt, der Schöpfer und das Haupt einer neuen Zeit; über den Wundern aber, durch welche Christus seine göttliche Mission documentirte, verkennt B. nicht das sich immer erneuernde Wunder der Regeneration der Menschheit durch den allgegenwärtigen Mittler in der Wiedergeburt der Einzelnen zu einem neuen geistigen Leben. Ein ebenso conservativer, die Wahrheit des Gewordenen und Bestehenden anerkennender und vertheidigender wie ein dem organischen Fortschritte huldigender Forscher beweist er diese seine Gesinnung namentlich in der Theorie des Staates, dessen ideellen Zweck zwar er darein setzt, dass derselbe die Entwicklung des regiös sittlichen, intellectuellen Lebens durch die entsprechendsten Institutionen und im freien Bunde mit der Kirche vermittle, dessen reelle Bestimmung er aber gleichfalls nicht ignorirt, die Bestimmung, das äussere Wohl des Volkes durch die Sicherung der Rechtsordnung und die zweckmässigste Fürsorge für dessen materielle Bedürfnisse zu fördern. Selbst beseelt von jener Poesie,

Digitized by Google

welche das schöpferische Princip jeder genialen Conception ist, war B. befähigt zu geistvoller Auffassung auch der Werke der schönen Kunst und insbesondere der Poesie; mit gehobenem und bereichertem Sinne kehrt er dann zurück in sein eigentliches Gebiet, in das Reich der Wissenschaft, wo er von der Centralidee des absoluten Geistes aus Alles beleuchtet.

Diess ist, im verjüngten Maassstab genommen, das Bild welches der Herr Verfasser von B. entwirft, zum Schlusse noch theils die Thatsache bestätigend, dass die Lehre B.'s bereits in immer weiteren Kreisen die ihre gebührende Anerkennung findet, theils die begründete Hoffnung auf deren reiche Zukunft aussprechend. Als Anhang ist dem Ganzen beigegeben eine Abhandlung zur Naturphilosophie Schelling's mit besonderer Rücksicht auf das Vorurtheil, als ob die Philosophie über subjective Einfälle und Combinationen oder leere Abstractionen und hohle Constructionen nicht hinauskommen und daher namentlich der Naturwissenschaft nur geschadet habe und schaden könne.

Wir finden aber hauptsächlich zweierlei in der vorliegenden Schrift, womit wir nicht einverstanden sein können; es ist diess einmal die Bezeichnung B.'s als Theosophen und als eines Philosophen nur im weiteren Sinne, zweitens die Behandlung des Verhältnisses B.'s zu Schelling.

Was das Erstere anlangt, so verweigert der Herr Verfasser B.'n die Ehre, ein Philosoph im engeren Sinne zu heissen. Denn Form und Beweis, Methode und Dialectik, sagt er, sind unerlässliche Proben eines eigentlich philosophischen Wissens, zu dessen Ausbildung dem sonst hochbegabten Forscher B. das specifisch wissenschaftliche Talent gefehlt hat. Er gibt oder lässt ihm daher in Anbetracht der Tiefe und Fülle seiner substantiellen Forschung den Rang eines Philosophen im weitern Sinne und zwar, um des religiösen Geistes willen von dem seine Forschung allseitig durchdrungen ist, die Stelle eines Theosophen. Wissenschaftlichkeit der Forschung, systematisches Denken wird ihm abgesprochen; der »Theosoph« Baader wird dem exemplarischen »Philosophen« Schelling entgegengesetzt. Hiegegen nun bemerken wir folgendes. Wir verstehen, dass der Hr. Verfasser nicht sowohl den Mangel künstlerischer Darstellung auf Seite B.'s urgiren will als er vielmehr die in der Wissenschaft und besonders hinsichtlich der Lehrhaftigkeit nicht zu vernachlässigende Durchführung irgend eines Gegenstandes durch die unterschiedlichen Stufen und Instanzen des Einen und ganzen Denkens vermisst. Selbstverständlich kann aber nicht von einem gänzlichen Mangel solcher Bearbeitung bei Baader die Rede sein; ausserdem müsste derselbe überhaupt nicht gedacht haben. Ebensowenig kann man vermeinen wollen, B. sei mehr ein schauender als ein denkender Genius gewesen; er ist beides in gleicher Lebendigkeit und wird in Bezug auf Tiefgang, Energie, Schlagkraft, Gewandtheit des Denkens keinem andern Denker ohne

Digitized by Google

offenbares Unrecht nachgesetzt werden dürfen. Wir geben aber zu, dass das Denken, so fern es den Gegenstand von der Einheit seiner Unterschiede aus reproducirend gliedert, dasjenige Denken, welches unter dem Namen Kategoriensystem an und für sich herauszustellen gerade die neuere organische Philosophie gemäss ihrer vorzugsweise erkenntnisstheoretischen Aufgabe gesucht hat und noch sucht, kurz gesagt das ontologische oder richtiger das genetische Denken nicht durchgreifend genug bei ihm sich zur Erscheinung bringt, womit jedoch nicht geleugnet ist, dass es mächtig im Grunde und von Haus aus mitwirkt: wer dieses Denken kennt, wird einzusehen vermögen, dass ohne dessen schöpferische Kraft das Dasein der Gedankeneinheit, der treffendsten Combinationen und dergleichen bei B. nicht erklärt werden kann, wie denn dagegen einzuräumen ist, dass dieses Denken bei B. mehr im Centrum bleibt ohne sich zur Peripherie zu entfalten, während es bei manchen anderen Philosophen zur centrumlosen Peripherie oder zur leeren und spielenden Form geworden. Allein hierauf kann nimmermehr ein gültiger Unterschied zwischen Philosophie im engeren und Philosophie im weiteren Sinne gegründet werden, so sehr anzuerkennen ist, dass eine Philosophie, die ihren Gegenstand allseitig durchgearbeitet hat, auch in jener Hinsicht den Anforderungen entspricht; es kann der genannte Unterschied desshalb nicht geltend gemacht werden, weil er nicht das Wesen der Philosophie trifft, sondern nur die mehr oder weniger durchgreifende Actualität einer bestimmten und wenn schon höchst wichtigen Stufe des Denkens, der Versuch aber, gleichwohl den Unterschied durchzuführen, bei einem Blick auf die Geschichte der Philosophie sich als Analogon zu der alten Frage herausstellt, wie viel Körner einen Haufen machen. Sondern die Philosophie ist die selbstbewusste Einheit aller einzelnen Wissenschaften; ihren Inhalt theilt sie mit den letzteren und letztere sind in Folge der Einheit die Glieder des Umfangs. Um so mehr ist daher eine Philosophie von ihrer Bestimmung entfernt und mag eine Philosophie im weiteren Sinne heissen, je weniger sie diese Einheit zu sein vermag, und um so näher ist eine Philosophie ihrem Ziele, je mehr sie die selbstbewusste Einheit aller einzelnen Wissenschaften wirklich ist. Nach alledem können wir dem Unternehmen nicht beistimmen, B. einen Philosophen im weiteren Sinne zu nennen, sondern müssen ihm, der wie kaum ein Anderer von der substantiellen und causalen Einheit alles Lebens d. i. von Gott selbst Zeugniss zu geben weiss, jenen Rang ihm ungeschmälert lassen, welchen er, von Geburt schon ein König im Reiche der Geister, durch seine Thaten sich erworben hat — mag er immerhin ein Liebling der Grazien nicht gewesen sein.

Aber ferner scheint uns auch die Bezeichnung B.'s als Theosophen einer anderen Deutung zu bedürfen als diejenige ist, welche der Herr Verfasser ihr beigibt. B. ist allerdings auch Theosoph. Doch schliessen Theosophie und Philosophie einander nicht aus,

Digitized by Google

und Theosophie ist als solche nicht der Wissenschaftlichkeit baar; Theosophie ist nicht Theosophismus. Wir unsererseits müssen die Theosophie für die Grundwissenschaft im Organismus der Philosophie halten, für das immanente Prius in der Philosophie, welches umgekehrt vermittelst der einzelnen Wissenschaften, denen es seinerseits dient, sich mehr und mehr erfüllt; denn das sind nach unserer Auffassung die unter einander zur Einheit verflochtenen Hauptglieder der Philosophie: Wissenschaft von der Natur oder Physiologie, Wissenschaft von der Offenbarung oder Theologie, Wissenschaft von der Freiheit des Menschen oder Anthropologie, Wissenschaft endlich vom Jenseits oder Theosophie. Philosophie gibt es nicht und eine angebliche Philosophie verdient nicht diesen Namen ohne dass sie auch Theosophie ist, mag gleich bei Manchem letztere zusammenschrumpfen auf ein bloses Postulat, auf ein geist- oder leibloses Absolutes u. dgl. Ohne einen Funken Theosophie wäre die Philosophie ohne wesentliche Einheit ihrer selbst und wäre eitel Wind. Um so höher steht daher eine Philosophie, je mehr es ihr gelungen, im Bunde mit dem übrigen Inhalt jenen ihren Grund erfüllend ihren Zweck zu erreichen; um so höher steht uns daher auch B., je mehr er vermocht, das für Alle in das Licht zu setzen worüber so viele Andere nur mit Zungen reden und noch Andere nicht viel mehr als Nichts vorzubringen haben. Bei der Stellung, welche die Theosophie im Organismus der Philosophie einnimmt, wird es Niemanden wundern, wenn von ihr alle andern Gebiete bei B. sich durchdrungen zeigen, noch auch, wenn wir die Bezeichnung B.'s als Theosophen mindestens dahin erklären, dass derselbe ein Philosoph im innersten Kerne gewesen.

Anlangend endlich die Behandlung des Verhältnisses, in welchem die Lehre B.'s zu derjenigen Schellings steht, muss es uns dünken, dass der Herr Verfasser jene unwiderleglichen Nachweise, welche in fraglicher Richtung der Geistesverwandte Baader's, Franz Hoffmann, nicht nur schon lange gegeben, sondern auch immer auf's Neue vermehrt hat, allzusehr hintansetzt, dagegen die ganze Schrift hindurch von der Lehre B.'s Anlass nimmt, das Streben und Ringen Schelling's zu erklären; die Meinung als werde B. gegenüber dem Philosophen Schelling in den Hintergrund geschoben, wird nur noch verstärkt durch den Anhang zu vorliegender Schrift, betitelt »Zur Naturphilosophie Schelling's.« Wir sind weit entfernt, dem Genius Schelling von seiner Grösse Etwas abbrechen zu wollen, aber wir halten auch dafür, dass zum Behufe einer Characteristik der Lehre B.'s, sofern das Verhältniss zu Schelling's Lehre zur Sprache kam, die unwidersprechliche Priorität und die unbestreitbare innere Ueberlegenheit jener vor dieser in ihr Licht gesetzt werden musste.

Indessen wird jeder Vernünftige sich freuen, dass es nicht bloss einen Baader, sondern auch einen Schelling gegeben, nicht

Digitized by Google

minder aber darüber, dass ein Mann wie K. Phil. Fischer die Lehre Baader's zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat.

Rabus.

Das Leben Walther's von der Vogelweide von Dr. Rudolf Menzel, Lehrer der Geschichte und der deutschen Sprache am Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. XVI und 351 S. gr. 8.

In vorstehendem Werke, das durchweg von gründlichen Studien und eingehender Forschung Zeugniss ablegt, ist ein eben so wichtiger als dankenswerther Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur gegeben, insofern der Gegenstand desselben einer der mit Recht gefeiertsten Dichter unserer Vorzeit ist, der zugleich als »der treueste Spiegel seiner Zeit« erscheint. »Denn er ist nicht blos nach dem einstimmigen Urtheil der Mit- und Nachwelt der zarteste und in der Form gewandteste Sänger höfischer Minne, und gibt uns als solcher das anschaulichste Bild des vielgepriesenen Minnelebens in der Sommerhöhe der mittelhochdeutschen Dichtkunst, sondern er greift auch als der feurigste Patriot unter Deutschland's Dichtern am tiefsten in das Herz des Volkes und nimmt den lebhaftesten Antheil an dessen wechselvollen Geschicken. Und welch reich bewegte Zeit ist es, für die er seine Dichtergabe und Vaterlandsliebe verwerthen darf. Des Minnesang's Frühling zieht sein Talent gross. Die glanzvollsten Jahre des nationalen Ruhms unter Friedrich dem Rothbart und Heinrich VI. sind seine Jugend- und Lehrjahre. Aus ihnen schöpft er seine erhabenen Ideen von deutscher Kaisermacht und Weltherrschaft, während er, eines glücklichen Volkes jugendlicher Liebling, am wonnereichen Hof zu Wien von Maienlust und Minne singt« u. s. w. Also spricht sich der Verf. über den Dichter aus, den er zum Gegenstand seines Werkes genommen hat, er will ein getreues Bild desselben nach allen Seiten hin vorführen, das zunächst auf die Werke desselben, seine Gedichte, begründet, aus ihnen hauptsächlich Stoff und Inhalt entnommen hat. Denn da die politische Dichtung den Mittel- und Glanzpunkt Walther's bildet und eine nahmhafte Anzahl solcher Dichtungen von ihm sich erhalten hat, so lässt sich aus denselben mittelst der darin enthaltenen Anspielungen auf die Zeitgeschichte nicht Weniges entnehmen, wodurch es möglich wird, ein so anschauliches und vollständiges Bild von seinem Charakter und seinen Lebensschicksalen zu entwerfen, wie von keinem andern Sänger der deutschen Vorzeit (pag. IV). So wird allerdings »die Biographie Walthers von der Vogelweide zugleich der unentbehrliche Commentar zu seinen politischen Dichtungen. Aber auch der allgemeinen Zeitgeschichte dient sie zur Bestätigung und Ergänzung, indem nicht nur die wichtigsten urkundlich beglaubigten Begebenheiten

hier in den lebendigsten Farben sich wiederspiegeln, sondern auch über manche historische Verhältnisse, über welche die Urkunden uns wenig oder gar keinen Aufschluss geben, einiges Licht verbreitet wird« (S. V). In der neueren Zeit hat man ein grösseres Interesse diesen Dichtungen zugewendet, es ist eine kleine Literatur über den Dichter entstanden, aber auch die verschiedensten Ansichten; Meinungen und Deutungen sind an das Tageslicht getreten, so dass schon aus diesem Grunde eine erneuerte Untersuchung nothwendig erschien, die »in dieses Chaos Ordnung zu bringen und durch Zusammenstellung und Sichtung des ganzen kritischen Materials ein möglichst treues und klares Bild von Walther's Leben herzustellen« suchte. Und diess war zunächst die Aufgabe, welche der Verfasser dieses Werkes sich stellte, eine Aufgabe, die selbst nach Ausscheidung mancher Streitfragen immerhin eine schwierige und umfangreiche blieb, um so mehr als es dem Verf. nicht blos darauf ankam »durch vollständige Zusammenstellung des vorhandenen Materials, durch gründliche und gewissenhafte Prüfung aller der von der neueren Kritik über Walther's Lebensbezüge aufgestellten Ansichten und Vermuthungen, endlich durch Einführung und Begründung der durch eigene Forschung gewonnenen neuen Resultate der Wissenschaft zu dienen, sondern auch durch Herbeiziehung der gesammten, zum Verständniss der Dichtungen Walther's erforderlichen Zeitgeschichte, so wie durch die Art und Weise der Anordnung und Darstellung die weiteren Kreise gebildeter Laien dem grossen Dichter zu befreunden und neben dem wissenschaftlichen Interesse auch das nationale zu fördern« (S. X.)

Wir glauben damit hinreichend den Standpunkt angedeutet zu haben, von welchem aus der Verfasser sein Werk unternahm und die Zwecke, von welchen er dabei geleitet war: dass seine Forschung nicht blos von der genauen Kenntniss der Quellen, d. h. der Gedichte Walther's ausging, sondern auch die gesammte neuere Literatur darüber, wie selbige S. VI ff. des Vorworts verzeichnet ist, dabei berücksichtigt hat, bedarf kaum ausdrücklicher Erwähnung. In vier Abschnitte ist das Ganze abgetheilt. Der erste handelt über Walther's Geburtsjahr, Heimath, Name und Stand; ersteres wird annähernd zwischen die Jahre 1157—1167 verlegt, da eine genauere Bestimmung nicht möglich erscheint, wobei angenommen wird, dass der Anfang von Walther's Minnegesang in die Jahre 1175—1183 fällt, mithin der Dichter im 16—18. Lebensjahre zuerst als Minnesänger aufgetreten sei. In der schwierigen und viel in neuester Zeit bestrittenen Frage über die Geburtsstätte und das Heimathland des Dichters, werden die verschiedentlich darüber aufgestellten Ansichten näher besprochen: der Verf. selbst glaubt sich an Pfeiffer's Ansicht anschliessen zu müssen, und die Geburtsstätte des Dichters in der Nähe von Sterzing in Tyrol in einem jetzt verschwundenen Hof »Vogelweide«, der in einem Urbarbuch des dreizehnten Jahrhunderts genannt wird, zu finden, wäh-

Digitized by Google

rend dort noch jetzt ein in zwei Theile getheilter Wald mit dem Namen »Vor- und Hintervogelweide« bezeichnet wird; mit dieser Annahme wird auch weiter noch in Verbindung gebracht, das Heimathlied gedichtet 1228, wie der Verf. S. 49 ff. wahrscheinlich zu machen sucht, nachdem er übrigens vorher S. 9 sich dahin ausgesprochen, dass Walther's Geburtsstätte nicht mit unumstösslicher Gewissheit sich feststellen lasse, dass aber die überwiegende Wahrscheinlichkeit für Pfeiffer's Ansicht spreche, wesshalb auch eine eingehende Widerlegung der neuerdings wieder aufgestellten Behauptung, welche des Dichters Heimath in die Schweiz verlegt, von ihm unternommen wird. Indess hat doch der Verf. selbst gegen den Schluss seiner Werkes die in dem früheren Abschnitt vielleicht mit allzu grosser Bestimmtheit ausgesprochene Ansicht nicht sowohl zurückgenommen, wohl aber etwas restringirt, indem er ihr eine »bloss subjective Geltung« zuerkannt wissen will und sie nur für die wahrscheinlichste hält (S. 339. 340). Entschieden und über alles Bedenken erhoben, erscheint also die Lösung der ganzen Streitfrage noch nicht: vielleicht führen neue Funde zu einer sicheren Entscheidung. Der zweite Abschnitt (S. 76 ff.) umfasst Walther's Lehrjahre am Hofe zu Wien, der dritte (S. 106 ff.) seine Wanderjahre von 1198—1214, zuerst die Zeit im Dienste König Philipps (1198—1204), dann die dunkle Zeit von 1204—1211, darauf Walther auf dem Höhepunkt seiner politischen Dichtung von 1212—1214; ein Rückblick auf Walther's Minnesang beschliesst diesen ganzen wichtigen Abschnitt. Der vierte hat des Dichters Alter, Kreuzzug und Tod zum Gegenstande (S 242 ff.). Auch hier fehlt es nicht an Controversen jeder Art, von welchen wir nur die eine, auf die Theilnahme Walther's an dem Kreuzzug bezügliche hier anführen wollen. Der Verf. nemlich hält die von der Mehrzahl der Kritiker angenommene Meinung, dass Walther sich im Jahre 1228 dem Kreuzzug Friedrichs II. angeschlossen, für die einzig richtige (S. 329), und sucht die dawider noch in neuester Zeit gemachten Einwendungen zu widerlegen; zunächst sind es einzelne Stellen aus Walther's Gedichten, durch welche der Verf. seine Meinung zu begründen sucht. Nach der Annahme desselben findet sich keine sichere Spur, dass Walther noch nach diesem Kreuzzuge von 1228—1229 gedichtet habe; »für uns hört seine Spur mit dem ohne Zweifel in Palästina gedichteten Spruch: »Rich hërre, dich und dîne muoter, megde kint«, also spätestens 1229 auf« (S. 344). »Nach diesem Kreuzzug verstummt Walther's Gesang und wir haben keinen Leitstern für seine weitern Schicksale, als das Grab zu Würzburg, wohin er ohne Zweilel im Laufe des Jahres 1229 zurückgekehrt ist. Lange kann er die Pilgerfahrt nicht überlebt haben. Starb er noch im Jahre 1229, so erreichte er ein Alter von 62 bis 72 Jahren« (S. 345). Und damit schliessen auch wir unseren Bericht, indem wir noch insbesondere auf die treffliche Schilderung hinweisen, welche der Verf. am Schlusse seines Werkes

Digitized by Google

von dem Dichter S. 347—351 entworfen hat, indem er darin denselben als Menschen nach seiner Persönlichkeit, als deutschen und wahren Patrioten, als Dichter nach seinen geistigen Schöpfungen zeichnet. Die äussere Ausstattung des Werkes ist vorzüglich zu nennen.

Aeschinis Orationes e codicibus nunc partim nunc primum excussis edidit, Scholia ex parte inedita adjecit Ferdinandus Schultz. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXV. XXVII u. 355 S. in gr. 8.

Diese neue, in ihrem Aeussern vorzüglich ausgestattete Ausgabe des Aeschines ist zunächst auf die Herstellung des Textes gerichtet, und zerfällt in zwei Abtheilungen, von welchen die erste den Text der drei noch erhaltenen Reden des Aeschines mit kritischen Anmerkungen, die andere die Scholien, so weit sie sich noch erhalten, und bis jetzt bekannt geworden sind, enthält. Der Herausgeber hat dabei nicht blos von allen den kritischen Hülfsmitteln Gebrauch gemacht, welche seinen Vorgängern zu Gebot standen, sondern dieselbe noch mit weiteren, hier zum erstenmal benutzten, vermehrt, und durch die Art und Weise, in der er von allen diesen Hülfsmitteln Gebrauch gemacht hat, um die Herstellung des Textes, worauf seine Aufgabe zunächst gerichtet war, sich wesentliche Verdienste erworben.

Wenn auch gleich keine Handschrift des Aeschines sich erhalten hat, welche für die Gestaltung des Textes eine solche Stelle einnähme, wie bei Demosthenes die bekannte Pariser Handschrift (Σ), oder bei Lysias der Palatinus, u. s. w., so ist doch eine Anzahl von Handschriften noch vorhanden, welche einer sorgfältigen Beachtung würdig sind, und wird daher die nächste Aufgabe dahin gerichtet sein müssen, dieselben näher nach ihrem Ursprung zu unterscheiden, ihr Verhältniss zu einander und damit ihren Werth und ihre Bedeutung für die Gestaltung des Textes selbst festzustellen. Während Scheibe zwei, Franke lieber drei Classen derselben unterschieden wissen will, so nimmt der Herausgeber vier Classen an, in deren erste er ausser den von den Vorgängern dahin verlegten Handschriften (a. b. g. m., in der Rede gegen Timarch l. o. r., gegen Ctesiphon n. z.) noch die von ihm verglichenen Handschriften, einen Vaticanus, einen Laurentianus und (zur Rede π. πρεσβ. und gegen Ctesiphon) einen Florentinus zählt; sie stellen die am wenigsten verdorbene und interpolirte Classe dar. Die zweite Classe bilden die jener ersten zunächst kommenden Handschriften, insbesondere d. F. g., welchen der Herausgeber noch zwei andere Italienische anreiht: die hervorragendste darunter ist die Pariser (F) Handschrift, die ins zehnte (?) Jahrhundert verlegt wird, überhaupt für die älteste unter den vorhandenen Codd. des

Digitized by Google

Aeschines angesehen wird, welcher an Alter die oben erwähnte Vaticanische, welche nach der Subscription in das Jahr 1270 fällt am nächsten steht; der Herausgeber findet das überaus ungünstige Urtheil von Cobet über jene Pariser allerdings durch manche Fehler entstellte Handschrift nicht ganz begründet und schliesst sich lieber dem Urtheil von Franke an, insofern diese Handschrift, neben manchen Fehlern, doch auch hinwiederum manche treffliche Lesarten bringt, und daher nur grössere Vorsicht bei dem Gebrauche und der Anwendung zu empfehlen ist. In die dritte Classe setzt der Herausgeber die mit den Buchstaben e. h. k. l. s. bezeichneten Handschriften, in die vierte und unterste, diejenigen, welche am meisten interpolirt oder aus andern Handschriften copirt und wiederholt durchgesehen, für die Herstellung des ursprünglichen Textes kaum von besonderem Werthe sind. Wenn nun bei dieser grossen Anzahl von Handschriften und der grossen Masse der sich ergebenden Lesarten die früheren Herausgeber am liebsten dem Codex a (Codex Angelicus des fünfzehnten Jahrhunderts) folgten, so glaubte unser Herausgeber einen andern Weg einschlagen zu müssen, insofern er zwar allerdings vorzugsweise bei der Kritik im Einzelnen das berücksichtigt wissen will, was die Handschriften der ersten Classe gemeinsam und in voller Uebereinstimmung bringen, im Uebrigen aber gibt er entschieden dem oben erwähnten Vaticanus, als der ältesten Handschrift der ersten Classe, den Vorzug: ihm folgt er insbesondere, »ubi aut plurimis ejusdem generis libris consentit aut alteri et alteri, si lectio ceterorum aut prorsus inepta aut certe minus probabilis est« (p. X) oder auch da, wo die Lesarten dieser Handschrift dem Zusammenhang der Gedanken, der Grammatik wie der Redeweise des Aeschines entsprechender erschienen (wovon S. X eine Anzahl Beispiele aufgeführt werden). Dass übrigens auch die Handschriften der zweiten und dritten Classe hier und dort benutzt werden, die letztere selbst in grösserer Ausdehnung, als diess bei den früheren Herausgebern zum Theil der Fall war, zeigen die S. X aufgeführten Beispiele, denen sich noch einige wenige S. XI anreihen, wo aus einer Handschrift der vierten Classe, der mit i bezeichneten Pariser Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts, Lesarten Aufnahme fanden. Endlich fanden auch die aus Aeschines in den Schriften der Rhetoren, Grammatiker und Lexicographen oder in Scholien angeführten Stellen die verdiente Berücksichtigung. Die bei Aeschines so wichtige und von einem Herausgeber desselben nicht zu umgehende Frage nach den den Text verunstaltenden Glossemen und Interpolationen ist gleichfalls von dem Herausgeber nach Gebühr gewürdigt worden: wenn er hier nicht so weit geht, wie Cobet, sondern im Einverständniss mit den zunächst vorausgegangenen Gelehrten, die mit Aeschines sich näher beschäftigt, wie Scheibe, Franke, grössere Vorsicht angewendet wissen will, so schliesst diess doch nicht die Anerkennung mancher derartigen Verderbnisse aus, wie diess aus

der genauen Besprechung dieser Frage S. XIIff. hervorgeht. Selbst die Frage nach der Zulassung des Hiatus und der Anwendung des Apostroph's wird, zunächst mit Bezug auf die Vaticanische Handschrift, S. XV ff. in umfassender Weise behandelt. Ein genaues Verzeichniss der sämmtlichen, in die vier oben erwähnten Classen vertheilten Handschriften des Aeschines, so wie der für den Text wichtigen und hier benützten Ausgaben der ältesten, wie der neuesten Zeit folgt auf die Praefatio, S. XXII—XXVII.

Dem Texte der drei Reden, die in der gewöhnlichen Ordnung auf einander folgen, zuerst die Rede gegen Timarch, dann die Rede *περὶ τῆς παραπρεσβείας* und darauf die Rede gegen Ctesiphon, geht voraus *βίος Αἰσχίνου* und das andere von Dindorf mit der Aufschrift *περὶ Αἰσχίνου* bezeichnete Stück; unter dem Text ist die Varia lectio, mit Verweisung auf den Text mittelst Ziffern, gegeben, und damit für den kritischen Gebrauch der nöthige Apparat in einer höchst sorgfältigen Zusammenstellung geliefert; Verbesserungsvorschläge zu einzelnen Stellen, von einzelnen Gelehrten hier und dort gemacht, sind durchweg in diesem kritischen Apparate erwähnt und berücksichtigt. Am Rande des Textes befinden sich überdem die Seitenzahlen der Reiske'schen Ausgabe angemerkt. Ein ähnliches Verfahren ist bei der andern Abtheilung eingehalten, welche einen allerdings vielfach berichtigten Abdruck der Scholien enthält, so viel davon bis jetzt aufgefunden und an das Tageslicht durch den Druck gezogen worden ist; der oben erwähnte Vaticanus und Laurentianus so wie der Parisinus 2930 (g) wurden bei der Feststellung des Textes insbesondere zu Rathe gezogen; unter demselben befindet sich ebenfalls die Varia lectio zusammengestellt, zunächst aus den genannten Handschriften und aus der Pariser F. Hinter jedem einzelnen Scholium befindet sich die betreffende Handschrift und somit die Quelle angegeben, aus der dasselbe stammt. Dass diese, zumal in ihrem grammatischen und historischen Theil werthvollen Scholien grossentheils aus den Werken älterer Commentatoren (Apollonius, Aspasius, Apsines u. A.) entnommen sind und auf ein Sammelwerk der Art hinweisen, das im Byzantinischen Zeitalter, etwa am Ausgang des fünften Jahrhunderts gemacht, die hauptsächlichsten attischen Redner umfasste, scheint auch des Herausgebers Ansicht zu sein (S. pag. 251.) Ein Index der in diesen Scholien citirten Schriftsteller oder auch überhaupt ein Index Graecitatis des Aeschines würde keine unverdienstliche Zugabe gebildet haben.

Digitized by Google

Nr. 8. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Literaturberichte aus Italien.

Trattato delle malatie del Fegato, di Federico Frerichs, prima versione, pei Dottori Mastrorilli, Pelaggi e Coco. Napoli 1865. Tip. Pellerano.

Der Ruf unseres berühmten Arztes Dr. Frerichs hat drei neapolitanische Aerzte veranlasst, eine Uebersetzung seiner Behandlung der Leber-Krankheiten zu geben. Man erkennt jetzt in Italien immer mehr die Gelehrsamkeit der Neapolitaner an, welche mit besonderer Vorliebe die deutsche Literatur beachten; in der Beschreibung der neapolitanischen Universitäts-Bibliothek von dem Geheimenrath Neigebaur in dem Serapeum sind gegen ein Dutzend dortiger Professoren genannt, welche deutsche Werke studiren.

Manuale di Istologia umana per A. Kolliker, tradusione pel Dottor A. Raffaele. Napoli 1865. Tip. Pellerano, mit 398 Holzschnitten.

Auch dieser Uebersetzer des Würzburger Professors Kolliker ist als Professor an der Universität zu Neapel für die Physiologie angestellt.

Die grosse Sammlung der über Staatswirthschaft erschienenen Werke der ganzen gebildeten Welt ist bereits in der 2. Serie bis zum 9. Bande fortgeschritten. Der vorliegende Band der

Biblioteca dell' economista, scelta collesione di economia politica, da Fr. Ferrara. Torino 1865. Casa Pomba.

enthält das Werk von Esquirou de Parieu über die Abgaben. Der Herausgeber dieses Sammelwerkes aus Palermo war früher bei der Universität zu Turin als Professor der Staats-Wirthschaft angestellt.

Almanaco dello spiritismo per Pietro Stefano. Torino 1865. Cdsa Pomba.

Mag man über das Tischrücken denken was man will; so hat der Herr Verfasser Zecchini, bekannt durch mehrere nützliche Schriften, der hier als Pseudonym auftritt, sich doch damit ein Verdienst erworben, dass er die Geschichte dieser Wahrnehmungen hier in der Absicht mitgetheilt hat, um zu zeigen, wie diese An-

Digitized by Google

gelegenheit entstanden ist, und sich verbreitet hat. Es war im Jahr 1848 als zu Rochester in Nord-Amerika zwei Schwestern Namens Fox von 15 und 13 Jahren bemerkten, dass sich im Innern des Holzes ein gewisses Geräusch vernehmen liess, und dass darauf eine Bewegung eines Tisches folgte, welcher sich mitunter erhob. Seitdem hat diese Erscheinung das bekannte Aufsehen veranlasst. Statt dieselbe mit Ruhe zu untersuchen, bemächtigte sich derselben bei Vielen der Glaube an eine bevorstehende sociale und religiöse Revolution, so dass bald Geister damit in Verbindung gebracht wurden, und die französische Zeitung L'Univers in ihrem Blatte vom 26. Juli 1852 schon Nachricht von den Spiritualisten in Amerika gab, welche bald mit dem Magnetismus in Verbindung gebracht wurden, wobei sich ein Herr Cahagnel und eine Adele Maginat auszeichneten, bis sogar ein Herr Home in Amerika als ein Vermittler mit der Geisterwelt auftrat, dessen Revelations sur ma vie surnaturelle, par D. Duglas Home zu Paris 1863 erschienen, worin er sich als das grosse Medium darstellt. Bald erschien auch in Paris ein Buch über Geisterbeschwörung: sur l'evocation des Esprits, par H. Carion bei Dentu, und ein Herr Allan-Kardes gab 1864 ein Livre des Esprits, le livre des Mediums, und Imitation de l'Evangile selon le spiritualisme heraus, auch waren schon mehrere Bände gedruckt worden, welche der Engel Rafael einem Dienstmädchen diktirt hatte, wenn sie im Ellenbogen einen gewissen Reiz fühlte. Es ist sogar vorgekommen, dass man glaubte, der Geist von Meyerbeer oder Donizetti hat die Hände einer jungen Dame dergestalt geführt, dass sie die schwersten Stellen deren Compositionen auszuführen verstand. Bald bemächtigte sich auch die Religion dieser Beobachtungen, ein Herr Candemberg schrieb ein Werk: Le monde spirituel, ou la science chretienne. Paris 1857 in 4 Bänden, auch ein Graf Gasparin begnügte sich nicht mit Untersuchungen der Wirkungen des Fluidums, welches mit dem Telegraphen auf natürliche Weise so viel wirkt, sondern schrieb: Les tables tournantes du surnaturel en general et des esprits. Paris. II Vol. Am weitesten aber im Glauben hat es der Verfasser folgenden Werkes gebracht: La realité des esprits et de leurs manifestations, demontrée par les phenomènes de l'ecriture divine par M. C. Baron de Guldenstubbe. Paris. In diesem Werke zeigt der Verfasser, dass die Christen selbst Hand anlegen können, wenn man den rechten Glauben hat, er legte Papier irgend wohin, und bald hatten die Geister darauf sogar Verse mit Bleistift geschrieben; er hat sein Werk ausser 15 Tafeln mit 93 Facsimiles von so gefälligen Geistern ausgestattet. Einst war sein Freund Didier mit einer Frau Huot in eine Kirche in Paris gegangen, wo sie gebetet hatte, dass ein guter Geist etwas auf ein auf die Stufen des Altars gelegtes Blatt Papier schreiben möge. Sie fand nach 10 Minuten darauf deutlich geschrieben: Glaube an Gott; auf wiederholtes Bitten um den Namen des Schreibers fand sie: von Fenelon.

Digitized by Google

Della stato attuale dell' Italia e dei provedimenti necessarii dell avvocato Ferraris. Torino 1865. Tip. Casa Pomba.

Ein geachtetes Mitglied der Turiner Gemeinde-Verwaltung zeigt hier den gegenwärtigen Zustand Italiens, und macht darauf aufmerksam, was von den Abgeordneten vorgesehen werden dürfte.

Dell' abolizione della pena di morte per l'avvocato A. Pierantoni. Torino 1865. Tip. Bianchi.

Die Abschaffung der Todesstrafe, wofür sich auch in Deutschland jetzt ebenfalls viele Stimmen erhoben haben, nachdem der Italiener Beccaria der erste gewesen war, welcher mit dieser Meinung aufzutreten wagte, und wofür jetzt in Italien überall Volksversammlungen gehalten werden, ist Veranlassung zu diesem höchst anziehend geschriebenen Werke gewesen. Der Herr Verf. ist ein junger Advocat aus den Abruzzen, ein Zögling des berühmten Rechtsgelehrten Mancini aus Neapel, der nicht nur ebenfalls im Parlamente sich gegen die Todesstrafe mächtig erhebt, sondern dieselbe auch bereits in dem Gesetzbuche für die Republik S. Marino abgeschafft hat, als er vor einigen Jahren von derselben aufgefordert worden war, als ihr Gesetzgeber aufzutreten — in so hohem Rufe stand dieser Mann. Die vorliegende Schrift ist von unserm Mittermaier in der Turiner Zeitung, il Diritto, für eine vorzügliche Arbeit erklärt worden. Dies reicht hin!

Die in Italien entstandenen Gesellschaften für Beförderung des Geschichtstudiums geben fortwährend Beweise ihrer Thätigkeit, die Modena-Parmesanische Gesellschaft hat bereits das 3. Heft des 2. Bandes herausgegeben, unter dem Titel:

Atti e memorie delle deputazioni di storia patria per le provincie Modenesi e Parmesani. Modena 1864. Tip. C. Vincenzi. gr. 4.

Hierin findet sich unter andern eine Abhandlung von dem berühmten Archäologen Cavedoni, Bibliothekar zu Modena, über ein altes Gewicht von Bronce mit der in Silber ausgelegten Inschrift: Vitalis Scutario † welches für ein longobardisches Gewicht gehalten ward, von dem aber Cavedoni glaubt, dass es aus der Zeit der kaiserlich byzantinischen Exarchen zu Ravenna oder von Carl dem Grossen herrührt, welcher 774 dem Longobardenreiche ein Ende machte, worauf (779) er das alte Merovingisch-Römische Pfund aufhob und sein neues Pfund zu 408 Grammen einführte. Indem auf das damalige Gewichtssystem eingegangen wird, bis hinauf zur Mina Punica, wird der Name Vitalis erörtert, welcher damals in Ravenna gewöhnlich war, und nach du Cange wird Scutario für Münzmeister erklärt. Hierauf folgt eine Reim-Chronik über das Haus Este von Caleffini welche, 1462 verfasst, hier zum erstenmale erscheint, die den Ursprung dieses Hauses bis zu Borso d'Este be-

Digitized by Google

singt, welcher 1471 starb. Hier wird kurz erwähnt, dass die Este von Constantin dem Grossen abstammen, und dass sie zu den Rittern der Tafelrunde gehörten; die eigentliche Chronik fängt erst mit dem Markgrafen Azzo an, welcher seinem Kaiser untreu wurde, die kaiserliche Partei unter Salinguer vertrieb und sich nach damaliger Sitte zum Landesherrn 1242 machte. Der Herausgeber dieser Chronik Herr Capelli macht auf die Entstellung der Wahrheit besonders in Ansehung des Sohnes Rinaldo d'Este aufmerksam.

Il medico veterinario. Anno V. Torino 1864. Tip. Speirari. 8.

Diese Monatschrift der theoretisch-praktischen Thierarznei-Schule zu Turin wird von den Professoren Tomboni und Revolta herausgegeben, und besteht schon seit 5 Jahren.

Il Boezio ed altri scritti storici e filosofici di F. Puccinotti. Firenze 1864. Tip. Le Monnier. 8. p. 451.

Der berühmte Arzt und Naturforscher Puccinotti in Florenz, dessen bedeutende zahlreiche Werke der gelehrten Welt bestens bekannt sind, gibt hier eine Auswahl von zum Theil schon früher von ihm bekannt gemachten nicht medicinischen Schriften, mit dem Leben des Boetius anfangend, womit er zugleich die Geschichte des Unterganges des weströmischen Reiches und das Auftreten des Gothen-Königs Theodorich verbindet, eine Zeit, welche für das Mittelalter so höchst wichtig ist; darauf folgt eine Abhandlung über die Philosophie des Galilei, über Arretin, über die Eisenbahn durch die Maremmen, und mehrere andere wissenschaftliche Gegenstände, unter andern auch über den 10. wissenschaftlichen Congress in Siena, welcher erst nach langer Unterbrechung auf den in Venedig vor dem Jahr 1848 abgehaltenen folgen konnte, nachdem die italienische Einheit erreicht war. Der nächst folgende Congress soll in Rom abgehalten werden; allein dazu wird es wohl die Gegenwart kaum kommen lassen.

Memorie storiche della città di Vercelli, di C. Dionisotti. Biella 1864. Tip. Amosso. 8. Tom. II. 442.

Auch der zweite Band dieser Geschichte der Stadt Vercelli im Piemontesischen ist eine der trefflichen Monographien, wie sie in Italien vorkommen. Nachdem der Verf. im ersten Bande eine sehr genaue Statistik der Provinz Vercelli gegeben hat, welche 131,125 Einwohner zählt, gibt er im zweiten Bande eine gründliche Geschichte dieser alten Stadt, deren Namen von dem deutschen Wehr, und von den ersten Einwohnern der Gegend, den Celten hergeleitet wird, d. h. Wehr der Celten. Vercelli soll 600 Jahr vor unserer Zeitrechnung erbaut worden sein, und wird diese Stadt zuerst von Plinius erwähnt, als: Vercellae Libicorum ex Sallyis ortae, deren Einwohner mit den Galliern unter Britomaris gegen Rom zogen, aber bei Chiusi und

Digitized by Google

Fiesole geschlagen wurden. Doch kam Vercelli erst später unter die Herrschaft der Römer, und wurde 240 Jahr vor unserer Zeitrechnung römische Provinz und Colonie, auch erwähnt Tacitus Vercelli als ein bedeutendes Municipium Transpadaniae regionis. Diese Stadt hatte schon damals freie Selbstverwaltung unter gewählten Decurionen, worüber noch alte Inschriften vorhanden sind, und Martial erwähnt einen Tempel des Apollo zu Vercelli, unter Tiber war Vibius Crispus von hier Senator in Rom, und unter Nero berühmter Redner und Consul, über dessen Familie noch mehrere Inschriften in Vercelli und in der Umgegend vorhanden sind. Der Bürgermeister von Vercelli, Graf Giflenga, liess die alten Inschriften im Stadthause aufstellen, welche Bruzza in seiner Collezione di marmi Vercellesi erläutert. Der heilige Eusebius aus Cagliari ward hier der erste Bischof im Jahr 340, und von dem Papste Liberius nach Arles zu dem Kaiser Constantius geschickt, um daselbst ein Concil gegen die Arianer mit Hülfe des Bischof Lucifer aus Cagliari abzuhalten. In dem Streite mit den Arianern soll der heilige Eusebius Wunder gethan haben; diese Stadt behielt aber lange Zeit das Recht sich ihren Bischof selbst zu wählen, bis dies auf das Dom-Kapitel und zuletzt auf den Papst überging. Mit dem Einfalle der nordischen Barbaren wurde Vercelli durch die Sueven unter Redarquis, 409 von den Westgothen unter Alarich, 452 unter Attila und 455 von Genserich verwüstet, bis Kaiser Leo von Constantinopel den Ostgothen Theodorich 484 nach Italien schickte, welcher 493 den Odoaker bei Ravenna besiegte, während welcher Zeit Gunibald von Burgund Vercelli verwüstete, bis Theodorich als Retter auftrat. Vercelli kam 554 durch Narses unter griechische Herrschaft, die aber 568 die Longobarden herbeirief, wobei Vercelli von Alboin wieder gründlich verwüstet ward. Die Gemahlin des Longobarden-Königs Antorit Teodelinda, Tochter des Baier-Fürsten Garibaldi, wird noch in Vercelli sehr geehrt, und war das Longobarden-Reich in 36 Herzogthümer getheilt; das von Ivrea umfasste auch Vercelli, bis der Papst die Franken herbeirief, welche die Eintheilung in Grafschaften und Markgrafschaften herbeiführten, so dass die Stadt Vercelli unter die Markgrafen von Ivrea kam; aber während der Kämpfe der italienischen Könige Berengar und Arduin gegen die Kaiser, deren Beamten sich zu Landesherrn und aus dem Kaiserthum ein Wahlreich gemacht hatten, konnte sich das Gemeindewesen dieser Stadt frei ausbilden, um so mehr, da die dortigen Bischöfe sich ebenfalls von der kaiserlichen Macht zu befreien suchten. Auf diese Weise wurde Vercelli beinahe dasselbe, was die deutschen freien Reichsstädte wurden. So konnte Vercelli schon dem lombardischen Städtebund gegen Friedrich den Rothbart beitreten. Nunmehr wurde Vercelli durch den Streit der päpstlichen und kaiserlichen Partei wirklich frei und gab sich Statuten; doch die mächtigen Familien theilten sich auch hier zwischen Guelfen und Ghibellinen, und so sah sich endlich Vercelli

Digitized by Google

genöthigt nach Jahrhunderte langem Streiten und Kämpfen mit den benachbarten Markgrafen und freien Reichsstädten, sich den Herzogen von Savoien zu unterwerfen. Der gelehrte Verfasser hat mit der Geschichte dieser reichen alten Stadt dem Studium des Gemeindewesens im Mittelalter einen wahrhaften Dienst erwiesen, denn durch dieses Werk wird man recht eigentlich in den Stand gesetzt, eine klare Anschauung dieser Verhältnisse zu erlangen. Der Verfasser hat dabei gezeigt, wie aufmerksam man in Italien auf das ist, was in Deutschland über Italien gedruckt wird. Er hat S. 305 im ersten Bande die Beschreibung der Erzbischöflichen Bibliothek zu Vercelli von dem Geheimenrath Neigebaur, im Serapeum zu Leipzig, nach der Uebersetzung dieses Artikels, welche in dem 17. Band S. 119 ff. der Revista contemporanea abgedruckt ist, aufgenommen.

Sull' abolizione della pena di morte dell avvocato F. Paletti. Cremona 1865. Tip. Marini.

Auch diese Schrift spricht sich für die Abschaffung der Todesstrafe aus, wie jetzt vielfach in Italien der Fall ist, und ist der Ertrag zu Gunsten Beccarias bestimmt, für den jetzt ein Denkmal errichtet werden soll, weil er der erste war, der sich dagegen aussprach, nachdem in Deutschland die Hexen-Prozesse abgeschafft worden waren. Der Verfasser gehört zu den fleissigen Schriftstellern der gebildeten lombardischen Stadt Cremona; von ihm erschienen bereits mehrere Schriften über das Strafrecht, über die Anwendung der Philosophie auf das Strafrecht, über den Krieg im Orient gab er eine Geschichte im Jahr 1857 heraus, und ein geographisch-statistisch-geschichtliches Lexicon über Italien in drei Bänden.

La Spagna e l'Italia, note di viaggio del Cav. L. Carpi. Torino 1865. Tip. Cavour. 8. p 250.

Ein Abgeordneter des italienischen Parlaments machte nach beendeter Sitzung eine Reise nach Spanien und gibt hier seine Wahrnehmungen, die er mit folgenden Worten einleitet: Wir haben im Ganzen in Italien wenig treue Anschauungen über die spanischen Zustände, und den Fehler, fremde Völker nach ihren Regierungen zu beurtheilen; auch in Spanien stimmen die Handlungen der Regierung nicht mit der öffentlichen Meinung überein; aber Spanien ist ein Land, welches sich nicht ungestraft unterdrücken lässt; dort ist die Reaction unmöglich. Der Verfasser ist keiner der Touristen, welche viele schöne Worte über das machen, was sie empfunden, was ihnen gefällt oder nicht gefällt, und sich bei Kleinigkeiten aufhalten, die schon oft beschrieben sind, noch öfter kaum der Mühe werth sind, sondern er geht in die höheren staats- und gesellschaftlichen Verhältnisse mit sachverständiger staatsmännischer Erfahrung ein und stellt beachtenswerthe Vergleiche

Digitized by Google

mit andern Ländern an, ohne, wie gewöhnlich, alles zu tadeln, was nicht dem entspricht, woran der Reisebeschreiber in der Heimath gewöhnt ist. Er findet, dass die ackerbauende Bevölkerung Spaniens mit 66 Proc. der 15½ Million zählenden Einwohner viel zu gering ist, da überhaupt auf 1 Quadrat-Kilometer nur 30 Einwohner kommen. Dass die Erfolge den liberalen Gesetzen nicht entsprechen, zeigt der öffentliche Unterricht. Nach der spanischen Gesetzgebung soll jede Gemeinde eine Schule haben, alle Eltern müssen ihre Kinder bei Strafe in die Schule schicken, und die Armen umsonst Unterricht erhalten; dennoch ist die Bildung noch mangelhaft; doch besuchten im Jahr 1860 bereits über 800,000 Kinder diese Schulen. Auch hat die öffentliche Sicherheit sehr zugenommen; obwohl das Räuber-Unwesen unter den spanischen Bourbonen eben so gewöhnlich war, wie unter den neapolitanischen Bourbonen; auch wurde von dem Verfasser in Andalusien dieselbe Reinlichkeit bemerkt, wie in Holland und England. Das Hypothekenwesen hält der Verfasser in Spanien und Portugal mit für das beste in ganz Europa, obwohl das Cataster mangelhaft ist. Im Ganzen findet er Portugal gegen Spanien weit vorgeschritten. Ueberall macht der Verfasser Vergleiche mit Italien, ist aber kein blinder Verehrer der Franzosen und zieht Napoleon den Franzosen vor.

Documenti diplomatici tratti dagli archivj Milanesi, di L. Osio. Milano 1865. Tip. Bernardoni. gr. 4.

Hier liegt bereits der zweite Band der von dem gelehrten Archivar Osio zu Mailand herausgegebenen Staats-Urkunden vor, mit dem Jahr 1385 anfangend, mit einer Amnestie, welche Johann Galeazzo den Anhängern der ghibellinischen Partei gab, nachdem er zum ersten Herzoge von Mailand ausgerufen worden war. Er nennt sich selbst: Dominus Mediolani, comes virtutum imperialis vicarius. Dieser Band schliesst mit der 282. Urkunde von dem Herzoge Johann Maria Visconti von 1412, wodurch er die geistlichen Güter besteuerte. Die beigefügten geschichtlichen Urkunden sind sehr dankbar anzuerkennen, so wie auch ein vollständiges Sachregister beigefügt ist.

Histoire du Senat de Savoie, par E. Burnier. Chambery 1865. Chez Pathod. II Vol.

Diese von einem Sachverständigen sehr geachtete Geschichte des obersten Gerichtshofes von Savoien und der andern Gerichte jener Provinz ist zwar französisch geschrieben; da sie aber dies sonst zu Italien gehörige Land betrifft, ist dies Werk für die Geschichte des ersten Anfangs des neuen vereinigten Italiens wichtig.

Raccolta completa degli scritti di Cristoforo Colombo, recati in Italiano da G. B. Torre. Lione. Tip. Lepagnez. gr. 8. p. 416.

Der Verfasser hat mit vieler Sorgfalt alles gesammelt, was von

Digitized by Google

Columbus geschrieben worden und denselben in einer umfassenden Einleitung als einen Mann von klassischer Bildung dargestellt, welcher gehörig vorbereitet seine grosse Entdeckungsreise unternahm. Diese Sammlung fängt mit dem Abkommen an, welches er mit der spanischen Regierung am 17. April 1492 abschloss, und endigt 1511. Dies mit wahrer Pietät von dem Verfasser für seinen Landsmann und für Italien abgefasste Werk ist mit der Abbildung des in Genua dem Entdecker der neuen Welt errichteten Denkmals und dessen Bildniss ausgestattet. Es hat dasselbe einen seiner würdigen Platz erhalten, nämlich vor dem wahrhaft grossartigen Bahnhofsgebäude in Genua, welches besonders dadurch merkwürdig ist, dass es in der Stadt selbst errichtet worden, welche zwischen dem Meere und den hohen Felsen eingeengt nur wenig Strassen hatte, welche mit Wagen befahren werden konnten.

Del matrimonio civile in Italia. Torino 1866. Tip. Botta.

Während in dem italienischen Parlamente über die Frage verhandelt wurde, ob im ganzen Reiche die bürgerliche Ehe eingeführt werden soll, welche in dem Königreiche Neapel seit der Franzosen-Herrschaft der kirchlichen Trauung vorhergehen muss, liess der Verf. diese Widerlegung eines solchen Gesetzes drucken, welche bereits die zweite Auflage erlebt hat. Er fängt damit an, dass Gott selbst die erste Ehe zwischen Adam und Eva geschlossen, und endet damit, dass im Februar 1865 die Kammer der Abgeordneten sich für die bürgerliche Ehe erklärt hat, welche seit einem halben Jahrhundert in Frankreich besteht, wo unter tausend Ehen kaum eine einzige ohne die kirchliche Feier vollzogen ward. Siehe die Ehe nach Lehre, Gesetz und Gebrauch der katholischen Kirche. Hamburg 1855. Bei Hoffmann.

Proclami e sanzioni della republica Napoletana del 1799 di C. Colletta. Napoli 1863. Stamperia dell Iride. 4. p. 207.

Nachdem die Stadt Rom, während der Siege der Franzosen gegen die erste Coalition wider die inneren Angelegenheiten Frankreichs, sich als Freistaat erklärt hatte, mischte sich der König von Neapel in diese Angelegenheit, welches die Folge hatte, dass die Franzosen nach Neapel unter Championet vordrangen; dies veranlasste die Einwohner dieser Stadt bei der weltbekannten Missregierung des Königs sofort die Republik auszurufen, wobei Joseph von Logoteta am 22. Januar 1799 im Namen der neapolitanischen Patrioten einen Aufruf erliess, womit diese aus dem neapolitanischen Staatsarchive entnommene Sammlung der amtlichen Erlasse der sich damals gebildeten provisorischen Regierung anfängt, welche für die Geschichte jener Zeit von grosser Wichtigkeit ist. Der erste Artikel erklärt den König, welcher beinahe 40 Jahre lang das Land tyrannisirt, die rechtlichen Leute verfolgt, die Schlechten belohnt und die Verschwendung seiner Ge-

Digitized by Google

mahlin geduldet hatte, der Regierung für verlustig. Von Maria Pagano wurde der Entwurf einer Constitution für diese neue Republik entworfen, welche den Schluss der hier gesammelten Verordnungen macht, die aber nicht zur Ausführung kam, da die Engländer, die gefährlichsten Feinde Napoleons, vor Neapel erschienen und der französische General Girardon sich mit seiner Besatzung an Acton und Nelson am 31. Juli 1799 als Kriegsgefangene übergeben mussten. Unterdess hatte Cellini im Kirchenstaate eine Contre-Revolution bewirkt, dessen Verfügungen so wie die des Cardinal Ruffo in Calabrien, und die Proklamationen der Königin Caroline von Palermo aus mitgetheilt werden. Auf diese Weise bildet das Ganze nebst Briefen von Nelson, Hamilton und Anderen, welche damals dort eine Rolle spielten, einen bedeutenden Beitrag von Geschichtsquellen für jene Zeit.

Storia di Milano dell' origine a nostri giorni, di F. Cusani. Milano 1864. Tip. Piratta. 8. p. 350.

Von Cusani's Geschichte Mailands ist bereits der dritte Band erschienen, welcher die Fortsetzung der Schicksale dieser Stadt unter österreichischer Herrschaft enthält, und mit dem Einfalle Friedrichs II. in Schlesien anfängt, während Maria Theresia einsah, dass sie auch in Italien sich nicht ohne Hülfe des Königs von Sardinien halten konnte, wesshalb ihr Gesandter Graf Schulenburg Anträge machte. Auch im Jahr 1742 war Maria Theresia so bedrängt, dass sie die Besatzung von Mailand den Bürgern überlassen musste, worüber ein Schreiben derselben an den Fürsten Lobkowitz mitgetheilt wird. Als 1745 die Franzosen und Spanier sich Mailand näherten, entspann sich eine Verschwörung der Gräfin Borromeo und Anderen von der hohen Aristokratie gegen die Kaiserin, und die Spanier besetzten Mailand. So wird die Geschichte fortgesetzt während des siebenjährigen Krieges, bis zur Verwaltung des Minister Firmian und den eingeführten Reformen bis 1770. Die Kaiserin trat hier nicht als eine fremde, als deutsche Fürstin, sondern als italienische Herzogin auf, daher in jener Zeit noch nicht von dem Widerwillen gegen die deutsche Regierung die Rede war, der sich erst fand, seit Metternich Italien einen blossen geographischen Begriff nannnte.

Diario del parlamento nasionale delle due Sicilie negli anni 1820 e 1821, di Carlo Colletta. Napoli 1864. Stamperia dell Iride. 4. p. 426.

Der König von Neapel hatte Abgeordnete aus allen Provinzen im Jahr 1820 berufen, um die nothwendigsten Verbesserungen in der Verwaltung zu berathen, der Verfasser, welcher bereits die Verhandlungen der provisorischen Regierung von Neapel im Jahr 1799 gegeben hat, und auch die des Parlaments von 1848 geben will, macht hier die diessfallsigen Verhandlungen des Parlaments von

Digitized by Google

1820 und 1821 nach archivalischen Quellen bekannt, mit der Sitzung der vorbereitenden Junta vom 22. September 1820 anfangend, bis zur letzten Sitzung vom 15. März 1821. Dies Werk ist, wie kaum ein anderes geeignet, über die oft so hart beurtheilten italienischen Bewegungen Licht zu verbreiten. Der Freund der Wahrheit wird dies Werk mit wahrem Genuss in die Hand nehmen.

Bulletino meteorologico del osservatorio del Collegio Romano dal P. Secchi. Roma 1864. 4. p. 102.

Der berühmte Director des Observatoriums in dem römischen Jesuiten-Collegium, Pater Secchi, gibt alle Monate eine Uebersicht seiner Beobachtungen heraus, und ist dies die Sammlung derselben von dem Jahre 1864, zugleich gibt er seine bibliographische Correspondenz und wichtige Abhandlungen, anfangend mit der von Kirchhoff vorgeschlagenen Theorie über die Sonnen-Flecken.

Corso teorico pratico di architettura civile, ossia il Vignola degli studenti, di G. Boidi. Torino 1864. Tip. Franco. 4. p. 711.

Dies ist der zweite Band des Corso geometrico industriale für die technischen Institute und Abendschulen von dem Professor Boidi zu Turin, als Lehrbuch der Baukunst bestimmt. Auf 40 Seiten ist eine Geschichte der Baukunst vorausgeschickt, so wie das Leben des sogenannten Gesetzgebers der modernen Architektur, G. Barozzi, genannt il Vignola, von dem Orte seiner Geburt im Modenesischen im Jahr 1507. Beigefügt ist diesem ausführlichen Lehrbuche auf 48 Seiten ein Wörterbuch der architektonischen Kunstausdrücke, so wie drei Kupfertafeln. Am wichtigsten aber ist der dazu gehörige Atlas in Quer-Folio mit 63 Kupfertafeln zur Erläuterung. Mit welcher Benutzung des Raumes hier verfahren worden, kann man daraus sehen, dass das erste Blatt als Muster der verschiedenen Baustyle ein bedeutendes ägyptisches, griechisches, römisches, byzantinisches und gothisches Bauwerk neben einander stellt, so wie die verschiedenen Säulen-Ordnungen mit dem dazu gehörigen Gebälke. Ueberall sind die Einzelheiten und Maasse der verschiedenen Ordnungen auf den vorliegenden trefflichen Kupfertafeln in ihrer Anwendung im Ganzen dargestellt, und dazu die bedeutendsten Bauwerke als Muster benutzt worden.

Le prediche dominicale di A. Bianchi-Giovini. Milano 1863. Tip. Sanvito.

Der Herausgeber der mehrere Jahre in Turin erscheinenden freisinnigen Zeitung, L'Unione, welcher in Neapel verstorben ist, bekannt durch das Leben des Paul Sarpi und die Geschichte der Päpste bis in das 15. Jahrhundert, gab in dem Sonntags-Blatte seiner vorgenannten Zeitung stets Nachricht über die bedeutendsten Heiligen, deren Feste in die betreffende Woche fielen, welche besonders den Sonntags in die Stadt kommenden Landleuten gefielen,

Digitized by Google

und sie auf ihr Dorf mitnahmen, wo sie den Namen der Sonntags-Predigt erhielten. Die Sammlung dieser Artikel kommt jetzt in einzelnen Heften heraus und soll drei Bände füllen.

Sistema della scienza delle lingue di K. W. L. Heyse, versione dal Tedesco, del Cav. E. Leone. Torino 1864. Tip. Botta. 8. p. 462.

Der Doctor Leone gibt hier die erste deutsche Uebersetzung des bekannten Werkes unseres gelehrten Heyse, das von Dr. Steinthal, dem bestens bekannten Professor an der Berliner Universität, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben worden. Der Uebersetzer widmet dies Werk allen Professoren der vergleichenden Sprachkunde in Italien, indem er manche Anmerkungen in Bezug auf die italienische Sprache beifügt.

Annali d'Italia dal 1750, da A. Coppi. Tom. XII. Firenze. Tip. Cellini. 1864. 8. p. 268.

Diese italienischen Jahrbücher, von 1750 anfangend, sind in den früheren 11 Bänden bis zum Jahr 1850 fortgeschritten, und gehen hier fort bis zum Ende des Jahres 1854, ganz kurz die bedeutendsten Begebenheiten erwähnend und die Quellen derselben angebend. Als Einleitung zu diesem Bande wird die Errichtung des demokratischen Comites vom 22. Juli 1850 erwähnt, unterzeichnet zu London von Mazzini, Ledru-Rollin, Daray und Ruge, als Quelle ist la voce di deserto, l'Italia libera, und die Memoiren Orsinis angeführt. Hierauf folgen kurz die Begebenheiten in den einzelnen Ländern Italiens, indem jedes Jahr mit der Nekrologie bedeutender Personen schliesst; so das Jahr 1864 mit dem Tode von Silvio Pellico.

Bei der grossen Sorgfalt, welche jetzt in Italien auf das Schulwesen gerichtet wird und der ausserordentlichen Vermehrung der Schulen erscheint folgendes Buch zu rechter Zeit:

Le professioni che possone scieglieri, ed a cui avviarsi i giovini studenti, da T. E. Cestari. Venetia 1865. Presso Narratovich.

Der Verfasser gibt den jungen Leuten, welche im Begriffe sind sich einen Lebensberuf zu wählen, hier einen Leitfaden, um sich darüber zu unterrichten, indem er z. B. für den welcher Neigung zum Seewesen hat, darüber allgemeine selbst geschichtliche Andeutungen unter Anführung der wichtigsten Werke gibt, welche darüber nähern Aufschluss geben.

Unter den vielen durch die 600jährige Dantefeier veranlassten Schriften ist auch die folgende schon ihres Verfassers wegen nicht mit Stillschweigen zu übergehen:

Digitized by Google

Nuovi studi su Dante, di Nicolao Tommaseo. Torino 1865. Tip. degli Artiggianelli. 8. p. 400.

Der berühmte Herr Verfasser zeigt in der ersten Abtheilung, in welcher Weise die göttliche Comoedie des Dichters auf die Sittlichkeit zu wirken beabsichtigt hat, in der zweiten werden die geschichtlichen und staatsbürgerlichen Motive des Dichters dargelegt, und in der dritten verschiedene einzelne Stellen dieser Dichtung erläutert, und dabei auch die andern Werke Dante's besprochen. Der Anhang enthält einige kleine Schriften über Dante und Briefe Tommaseos über denselben. Unter diesen befindet sich einer an die rühmlichst bekannte geistreiche Schriftstellerin Frau Colombini in Turin, welche der Verfasser gebührend zu würdigen versteht. Er macht darin darauf aufmerksam, dass bei einer Beurtheilung der von Dante vorgeführten Frauen man ein weites Feld habe zu Vergleichungen zwischen den Frauen Homers, Virgils, Shakespeares und anderen; die Begriffe über Schönheit, Liebenswürdigkeit und Liebe seien ganz andere gewesen zur Zeit der Patriarchen bei den Hebräern und Griechen und zur Zeit des grossen Dichters, so wie auch nach unsern Begriffen.

Die für die beste gehaltene italienische literarische Zeitschrift hat nicht nur den Herausgeber, sondern auch den Verleger gewechselt, sie besteht schon 13 Jahre und erscheint unter folgendem Titel:

Revista contemporanea nasionale Italiana. Vol. XLI. Torino 1865. Presso Negro.

Das vorliegende April-Heft enthält einen sehr gediegenen Aufsatz über die Besteuerung überhaupt und besonders über die Einkommensteuer von dem Markgrafen Camill Pallavicini. Von Joseph Valentinelli ist eine Beschreibung der Universitäts-Bibliothek zu Turin, woraus hervorgeht, dass die Herzoge dort schon im 15. Jahrhundert am Hofe die Wissenschaften achteten, auch hier wird bemerkt, dass in der reichen Sammlung der hier befindlichen Handschriften beinahe gänzlich die heidnischen Classiker fehlen, auch unter den 369 griechischen Handschriften finden sich nur wenige Codices von Classikern, und diese nur von mittelmässigem Werthe. Die Zahl der gedruckten Werke beträgt über 200,000 und die der Handschriften 4000. Von Herrn Pavan findet sich in diesem Hefte eine geschichtlich-artistische Abhandlung über das berühmte in der Marcus-Bibliothek zu Venedig befindliche Breviarium Grimani, welches von diesem Cardinal der Republik Venedig vermacht ward und wegen seiner ausserordentlich kunstvoll ausgeführten und wohl erhaltenen Miniaturen in so hohem Rufe steht. Hier wird nachgewiesen, dass der 1484 verstorbene Papst Sixtus IV. dies Werk von den damaligen bedeutendsten Künstlern habe ausführen lassen.

Digitized by Google

Das ausgezeichnete photographische Institut von Perini zu Venedig hat diese 110 Gemälde trefflich copirt, und einige derselben so kunstvoll in Farben nachgeahmt, dass man sie mit den Originalen verwechseln könnte. Von Rossi sind hier statistische und commercielle Zusammenstellungen zwischen Italien, Frankreich und England mitgetheilt. Auf Felice Romano, welcher als Opfer der italienischen Freiheits- und Einheitsbestrebungen starb, finden sich hier Gedichte, unter andern von der italienischen Dichterin Carlotta Ferrari in Lodi. Unter den Besprechungen über neue Bücher befindet sich hier ein Aufsatz von dem in der deutschen Literatur wohl erfahrenen Herrn Albanese aus Sicilien, einem ausgezeichneten Beamten in dem Ministerium des Ackerbaues und Handels, über die Schrift von J. F. Neigebaur, »der italienische Bund und der deutsche Fürstentag. Leipzig 1864. Bei Bergson.« Herr Albanese erkennt an, wie grossherzig der Kaiser Franz Joseph die Einheit Deutschlands hat befördern wollen, und findet, dass man sich in Deutschland erst mehr von den Banden des Feudalwesens nach dem göttlichen Rechte der Geburt befreien, sich näher verbrüdern und Selbstvertrauen gewinnen müsse. Die politische Rückschau von Herrn Garelli berührt auch die Verhältnisse zwischen Preussen und Oesterreich wegen Schleswig-Holstein.

Piccarda Donati ed altre novelle in versi del professore G. Gassino. Genova. Presso Sardo muti 1865.

Ein beliebter genuesischer Dichter hat hier die von Dante in seiner divina Comedia erwähnte Piccarda Donati besungen und ihre Geschichte mitgetheilt.

Primi elementi di scienze fisiche e naturali, da M. Lessona. Genova 1865. ib.

Dieses Lehrbuch der Naturwissenschaft und Physik ist für die Normal-Schulen bestimmt.

Dante Alleghieri, canto di L. Sani. Reggio nell Emilia. 1865.

Mit diesem Gedicht wurde die Dantefeier von dem Athenaeum zu Bassano besungen.

Lavori su Dante, pubblicati a cura del Municipio di Perugia in occasione delle feste in Firenze. Perugia 1865.

Die Gemeinde-Bibliothek zu Perugia besitzt mehrere Handschriften von der göttlichen Comoedie; diese Gelegenheitsschrift theilt mit vieler Gelehrsamkeit darüber Nachricht mit, so wie über manche Varianten.

I Turchi a Cittanuova, racconto tratto delle cronache Istriane del secolo XVII per G. Greco. Milano 1865. Tip. Internazionale.

Ein nach alten Kroniken gearbeiteter geschichtlicher Roman.

Digitized by Google

Tracce per lo studio della storia antica d'Italia dall' Dott. A. Bruni. Prato 1865.

und

Tracce per lo studio della storia d'Italia del medio evo. ib.

Diese beiden Leitfaden für die alte und mittlere Geschichte Italiens sind für die Elementarschulen bestimmt.

A. Giuseppe Maria Malvezzi epistola dell' Abb. Jacopo Bernardi. Pinerolo 1865. Tip. Cantatore.

und

Alla principessa Luigia della Cisterna, epistola dell abb. Bernardi. ib.

Diese beiden Briefe an streng katholische Damen von einem katholischen Priester kommen von dem Hauptorte der Waldenser Thäler im Piemontesischen.

Il re della riviera d'Oro e i fratelli neri, leggenda della Stiria. Milano 1865. Tip. Corradetti.

Ruskin, ein ausgezeichneter Zögling der Universität zu Oxford, welcher zuerst 1839 durch sein Werk Modern painters bekannt ward und sich als Philosoph, Kritiker und Schriftsteller in verschiedenen Fächern ausgezeichnet hat, verfasste um das Jahr 1841 ein Mährchen unter dem Titel: »Der König des Goldflusses oder die schwarzen Brüder«, eine Steiermärkische Sage, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, aber dennoch von Hand zu Hand an die Oeffentlichkeit gelangte. Eine junge, sehr befähigte Dame in Mailand, Fräulein Sophie Weil-Schott hat hiervon die vorliegende Uebersetzung geliefert, so wie sie früher die treffliche Uebersetzung von Chamisso's Peter Schlemiel, aus dem Deutschen, geliefert hat. Abgesehen von dem Verdienste dieser Uebersetzung der Steierischen Sage ist besonders die Vorrede dieser geistreichen Schriftstellerin beachtenswerth, indem sie die Literatur der Sagen, Mährchen und anderer Phantasie-Gemälde in Schutz nimmt, und scheint es als habe sie damit die Bemerkungen eines ihrer Bekannten widerlegen wollen, welcher der Meinung war, dass solche geistigen Kräfte ernsteren Gegenständen zugewandt werden dürfen. Sie nimmt das Reich der Phantasie in dieser Vorrede gegen den Frost des Lebens in Schutz, mit der Aeusserung des Dänen Anderson, welcher sagte: Die Dichtung der Fabel ist das ausgedehnteste Reich der Phantasie, mithin der Dichtkunst, und sie verweist auf die Brüder Grimm, welche selbst aus dem Munde des Volkes aus blosen Sagen und Mährchen geschichtliche und philologische Ausbeute gewonnen haben. Mit Recht wird bemerkt, dass dies weite Feld der Sagen zurück bis zu den Erzählungen der Tausend und eine Nacht und bis zur Geschichte des kleinen David und des Riesen Goliath höchst fruchtbar gewesen ist, für die tragische und komische, für humoristische

Digitized by Google

und ironische Literatur, und dass selbst Herder der Fabel einen bedeutenden Rang in der Literatur einräumte, auch selbst darin grosse Weisheit predigte, indem er meinte, dass die Fabel es versteht, mit Zartheit und Anmuth zum Herzen zu sprechen. Bei solchen Ansichten und solchen Kenntnissen werden wir von dieser jungen Schriftstellerin gewiss noch manchen literarischen Genuss zu erwarten haben.

Revista Italiana. Torino 1865.

Von dieser wissenschaftlichen Zeitschrift liegt das April-Heft vor, mit einem Aufsatze über die Einwirkung der Mathematik bei wissenschaftlichen Experimenten von dem Professor Basso; über Dialectologie von d'Ancona, über den Commentar von Jakob de Lana von Varrini; auch wird Nachricht gegeben über das Institut der höheren Studien, so heisst nämlich die höhere Unterrichts-Anstalt in Florenz, an welcher von den daselbst lebenden Gelehrten meist für Erwachsene Vorlesungen gehalten werden, von denen besonders die des gelehrten Advokaten Gennarelli aus Rom geschätzt werden, welchem wir die Mittheilung sowohl alter archivalischer Schätze verdanken, als auch die Bekanntmachung der Unterhandlungen über die von Pius IX. angebahnten Versuche, einen italienischen Bund zu stiften. Siehe der italienische Bund und der deutsche Fürstentag von J. F. Neigebaur. Leipzig 1862. Bei Bergson. Ein Aufsatz über Zeichenkunst ist von Cremona, und von Rezasco der Versuch eines geschichtlich, politisch und administrativen Wörterbuches.

Revista economica. Torino 1865.

Das März-Heft enthält Aufsätze über die Eisen-Industrie und über den Baumwollen-Anbau in Italien, über Unterricht im Forstwesen in Turin, über die Verwandlung der in Italien befindlichen Sümpfe und Wälder, von Simeone. Von dem bekannten Professor Baruffi in Turin ist ein trefflicher Aufsatz über den Canal von Suez, woran dieser vielgereiste Gelehrte von Anfang an Theil genommen hat, während Andere an der Ausführung zweifelten. Allein auf Reisen macht man Erfahrungen, und dieser sehr geachtete Professor zu Turin machte alle Jahre eine Ferien-Reise und gab sie heraus.

Giornale delle Alpi, degli Apennini e Vulcani. Torino 1863.

In dieser Vierteljahrsschrift wird unter andern über die letzten Ausbrüche des Etna Nachricht gegeben, eine Reise-Beschreibung durch die Grajischen Alpen, und Nachricht über den Fortgang des durch den Mont-Cenis in Arbeit befindlichen Tunnels, neben andern auf die italienischen Gebirge Bezug habenden Aufsätzen.

Digitized by Google

Revista dei comuni Italiani. Torino 1865.

Hier gibt E. F. Ponziglioni vergleichende Untersuchungen über das Gemeindewesen, welches sich in Italien unter den wechselvollsten Verhältnissen aus der Zeit der römischen Municipal-Verfassung am unabhängigsten erhalten hat, während es anderwärts im Lehnwesen oder dem Absolutismus untergegangen war; von Bertetti über Staatsschulden und Abgaben von dem beweglichen Vermögen, über den öffentlichen Unterricht, welcher in Italien seit dem dortigen constitutionellen Leben ausserordentliche Fortschritte gemacht hat.

Il Politecnico. Milano 1865.

Diese sehr geachtete Monatschrift, welche den mailändischen Gelehrten seit mehreren Jahren zur Ehre gereicht, bringt wieder in dem vorliegenden März-Hefte einen sehr beachtenswerthen, auch für Deutschland wichtigen Aufsatz über die Eisenbahn über die helvetischen Alpen nach Mittel-Europa von dem rühmlichst bekannten Gelehrten Cataneo, der Hauptzierde des lombardischen gelehrten Instituts. Von Boll ist unter andern ein Aufsatz über die Entstehung der Alpen-Seen.

Saggio di grammatologia comparata sulla lingua Albanese per Demetrio Camandi. Livorno 1864. 8. p. 350.

Die Sprache der Albanesen hat schon vielfach die Gelehrten beschäftigt, ohne dass sie mit aller Bestimmtheit haben ermitteln können, woher diese sprachliche Oasis auf die Küste des adriatischen Meeres gekommen ist. Hier tritt ein Abkömmling aus jenem Volke selbst auf. Der Verfasser ist nämlich in den albanesischen Colonien geboren, welche seit Skanderbecks Fall sich in der Nähe von Palermo niederliessen. Dort haben sich auch die alten Sitten, die Sprache und selbst die Religion dergestalt erhalten, dass diese Albanesen, obwohl Katholiken, verheirathete Geistliche besitzen; sie gehören nämlich dem griechisch-katholischen unirten Ritus an, besitzen auch ihren eigenen Bischof, von denen der vorletzte Namens Krispi zugleich Professor der griechischen Literatur an der Universität zu Palermo war, welcher unter andern einen Theocrit herausgegeben hat. Der Verf. hat nachgewiesen, dass die albanesische Sprache zu den arischen Sprachen gehört, und zeigt dabei seine Bekanntschaft mit den Forschungen anderer Gelehrten, besonders der Deutschen. Ueberhaupt findet man in Sicilien viele Gelehrte, welche die deutsche Sprache gründlich erlernt haben, und dürfen wir nur an den Orientalisten, den gelehrten Canonicus Ugdulena erinnern, dessen Bibelwerk wir früher in diesen Blättern besprochen haben.

Neigebaur.

Digitized by Google

Nr. 9. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Theater-Memoiren aus August Haake's Künstlerleben, von ihm selbst geschildert, nebst Nachrichten über das deutsche Theater und seine berühmten Schauspieler älterer Zeit. Mainz, C. G. Kunze, 1866. X und 265 S. gr. 8.

Mit Recht hat man das Leben des Soldaten das bewegteste genannt. Doch gilt dieses wohl nur von der Zeit des Krieges; denn in der Friedenszeit ist seine Erscheinung die einförmigste, die sich denken lässt. Paradiren, Manövriren, Exerciren sind die eintönigen Modifikationen einer und derselben Substanz, des militärischen Subordinations- und, wenn er in leere Aeusserlichkeit ausartet, Kamaschendienstes in Friedenszeit. Nicht so verhält es sich beim Schauspieler. Sein Leben ist im Frieden so vielfach bewegt und unstet wechselnd, als im Kriege, zumal bei einem Schauspieler, der nicht die Garnisonszeit des Hoftheaters, sondern das wilde Nomadenleben eines herumreisenden Mimen durchmacht. Man bricht in der Regel über den moralischen und künstlerischen Werth solcher Individuen den Stab und in der That gehören sie auch häufig zu den verkommensten Subjecten, und nur ein gewisses leichtes Darstellungstalent und der verdorbene Geschmack des Publikums halten sie eine Zeit lang über dem Wasser. Der Grund dieser leider nur zu häufigen sittlichen und ästhetischen Verkommenheit liegt wohl darin, dass viele der Jünger Thaliens entweder mit der Geburt ihre dramatische Stellung erben, oder durch selbst verschuldete oder auch unverschuldete Unfälle nur den Weg eines totalen, zuletzt mit Verhungern oder Selbstmord endenden Unterganges, oder den der dramatischen Kunst vor sich haben. Daher kommt es, dass Schauspieler, die weder richtig schreiben noch sprechen können, noch auch nur den leisesten Anflug von irgend einer geistigen Durchbildung besitzen, mit einem sonoren Organe oder lebendigem Gebärdenspiele oft nicht ohne Beifall vor einer geschmacklosen Menge in ersten Rollen als Komiker, Helden u. s. w. debütiren. Seltener ist es, dass ein Mensch, in sicheren äusseren Lebensverhältnissen erzogen, sich einer sittlichen und intellectuellen Bildung erfreuend, von einem inneren Berufe zur Kunst getrieben, den heimischen Herd verlässt und sich dem launischen Wechsel des Schicksals hingibt, welches oft das beste Talent des Künstlers nicht zur vollen Geltung kommen lässt. Wie manchen genievollen Schauspieler sieht man verkümmern und ein elendes Dasein mit Mühe fristen, während die mittelmässige Begabung sich der sichern Existenz an einem Hoftheater erfreut!

Digitized by Google

August Haake gehört zu jenen seltenen Naturen, die aus eigener innerer Kraft durch die unheilvollsten Wendungen des Geschickes sich zur hohen Stufe dramatischer Ausbildung und künstlerischer Vollendung emporarbeiteten, und welche nicht nur durch ihre Leistungen, sondern auch durch die Reinheit ihres sittlichen Charakters die Achtung der Besten ihrer Zeit im vollsten Maasse verdienten. Zu Heidelberg steht er noch in besonderer Beziehung durch die erste Leitung des im Jahr 1853 von einer Anzahl Privatpersonen auf Actien gegründeten und von der hiesigen Stadtgemeinde nachhaltig unterstützten Theaters. Vor unserem regierenden allverehrten Grossherzoge Friedrich als damaligem Prinz Regenten wurde dieses Theater mit Schiller's Braut von Messina eröffnet, in welcher Haake mit der gewohnten Meisterschaft die Rolle des ältern Chorführers spielte und aus seiner Schule hervorgegangene Zöglinge, unter ihnen die beiden hoch begabten Künstlerinnen Mathilde und Wilhelmine Gräcman, erstere jetzt eine allgemein beliebte Erscheinung am Hoftheater in Darmstadt, in den Hauptrollen glänzten. Von einem theoretisch und praktisch so ausgebildeten Mimen, wie August Haake war, müssen Memoiren aus seinem Kunstleben, das ihn mit Iffland und Göthe in Berührung brachte, und die in Form und Inhalt gleich anziehend durchgeführt sind, eben so viele Belehrung, als Unterhaltung dem Freunde der dramatischen Kunst gewähren.

Der Zweck des Verfassers dieser nach dessen Tode herausgegebenen Memoiren wird mit seinen eigenen Worten im Vorworte also angedeutet: »Diese Blätter sollen mehr von andern, als von mir selbst sprechen, von mir nur zur Ueberzeugung, ich sei über mich selbst klar und wahr genug, um es auch über Andere zu sein. Was ich von mir und meinen Erlebnissen sage, soll also den Forscher im Gebiete des Gemüths anregen, dem reiferen Künstler in Mitten oder am Ende seiner mühevollen Bahn beruhigende Betrachtung geben, vornehmlich aber dem Jünger, der so eben die Künstlerlaufbahn betritt, Aufforderung sein zur Prüfung seiner selbst und des Weges, den er verfolgen will.«

Wenn auch ein plötzlicher Tod den verdienstvollen Verfasser an der Vollendung der ganzen Arbeit hinderte, so können doch die Mittheilungen über die deutschen Bühnenzustände von 1814 bis 1824, vom Tode Ifflands bis zur Auflösung der Berliner und Weimarer Kunstrichtungen in einen Eklekticismus, der nur noch einzelne Virtuosen, aber keine Schule mehr hervorbrachte, als ein abgeschlossenes Ganzes angesehen werden und es ist daher gewiss keine weitere Rechtfertigung zur Veröffentlichung derselben nöthig. Der Schluss ist von fremder Hand in würdiger und gedrängter Darstellung hinzugefügt. Da, wo in den Memoiren die fremde Feder in der Darstellung einschreitet, hatte bereits Haake den Höhepunkt der künstlerischen Ausbildung erreicht, und es konnte darum auch, weil es sich nur noch um die äusseren

Digitized by Google

Lebensereignisse handelte, die Darstellung füglich zusammenfassender sein.

Die Schrift bietet in anziehender Gestalt nicht nur dem Künstler, sondern auch dem Psychologen durch eine originelle Selbstbiographie einen sehr interessanten Stoff. Es werden in ihr mit unserem Sein und Fühlen vielfach contrastirende Gefühls- und Sittenzustände längst vergangener Zeiten geschildert und bedeutende Persönlichkeiten aus dem Gebiete der Kunst in lebenvoller naturgetreuer Zeichnung an unsern Augen vorübergeführt. Es bekundet sich darin das Erzählertalent des mildhumoristischen Verfassers und darum werden auch gerade diese sich auf die Jugend und die erste Entwicklung Haake's beziehenden Theile der Schrift das Interesse des weitern Publikum's in Anspruch nehmen.

Die vorliegenden Memoiren sind in sechs Kapitel eingetheilt. Das erste enthält die ersten Erinnerungen, das zweite die Knabenzeit und den Uebergang in die ersten Jünglingsjahre, das dritte den Uebergang zum Theater, den Besuch bei Iffland, des letzteren dramatischen Unterricht und Darstellung in Julius von Tarent und Werners Weihe der Kraft, die Wallfahrt nach Weimar zu Göthe, die Kunstweihe durch denselben, Iffland's Gastspiel in Weimar, dessen Eindruck auf die Zuschauer, Dresdens Bühnenzustände, das vierte Göthe, Iffland und ihre dramatischen Schulen, insbesondere kurze Uebersicht des Standes der deutschen Schauspielkunst bis zur Uebernahme der Bühnenleitung in Weimar durch Göthe und Schiller und in Berlin durch Iffland, die Antigone in Weimar, Contraste der Berliner und Weimarer Schule, Verhinderung ihrer wahrscheinlichen Ausgleichung durch die Zeitumstände, Specielles zur Charakteristik Iffland's und seines Spiels, das fünfte Haake in seiner vollständigen Ausbildung. Wenn wir hier von den Einzelereignissen in Haake's Leben absehen und nur das allgemein Interessante hervorheben, wie dieses in der übersichtlichen Darstellung der andern Kapitel geschehen ist, so sind die Bühnenzustände in Karlsruhe, die Einführung in einen Künstlergeheimbund durch Esslair, die Charakteristik Esslairs, dessen Theseus, die Gefahren seines Eklekticismus für Anfänger, das Nationaltheater in Braunschweig unter Klingemann, dessen Entstehen und Publikum, die allgemeinen Bühnenzustände im Jahre 1818, das Wolf'sche Paar in Berlin, die Charakteristik des Braunschweiger Personals, Auflösung der Schulbestrebungen auf der deutschen Bühne um 1824, die vereinzelten Grössen, Esslair, Sophie Schröder, Ludwig Devrient, ihre Nachahmer, Seydelmann, zu erwähnen. Das sechste Kapitel giebt den kurzen Abriss der weiteren Lebensschicksale bis zu Haake's Tode. Ein Anhang enthält einen für das Theater in Wiesbaden zum drei und achtzigsten Geburtstag Göthe's von Haake gedichteten und gesprochenen Prolog.

Die äussern Lebensverhältnisse Haake's sind in seiner Selbstbiographie in die Darstellung der allgemeinen Bühnenzustände und

Digitized by Google

die Charakteristik der bedeutendsten künstlerischen Persönlichkeiten eingeflochten.

August Haake wurde am 5. Mai 1793 zu Königsberg in der Neumark geboren. Er war der Sohn eines dortigen Schneiders und wurde als Pflegekind von seinem ziemlich begüterten, kinderlosen Oheim, einem Handschuhmacher, erzogen. Die Frau des letztern, die Schwester seiner frühe verstorbenen Mutter, zeigte eine wahrhaft mütterliche Liebe zu ihm, während ihr Gatte ihn strenge behandelte. Nur mit vieler Mühe und nach schweren Kämpfen setzte er es dem kargen Pflegevater gegenüber durch, am Friedrich-Wilhelms-Lyceum seiner Vaterstadt studiren zu dürfen. Hier legte er den ersten Grund zu seiner intellectuellen Ausbildung. Ein auffallender Nachahmungstrieb und ein Hang zum Mystischen und Phantastischen entwickelten sich schon in dem Knaben frühe und in ungewöhnlichem Maasse. Schütze aus Berlin kam mit seinem Theater lebensgrosser mechanischer Figuren nach Königsberg und schlug auf dem Rathssaale seine Bühne auf. Hier sah der Knabe unter andern Stücken auch den Doctor Faust. Er ahmte die Puppenkomödien mit Gypsfiguren im Hause seines Pflegevaters nach. Die Nachahmung bezog sich weniger auf die Mechanik, als auf das Spiel und die rhetorische Ausführung. Seine Gedanken schweiften von der geistlichen Kanzel, zu der er bestimmt war, zur Bühne hinüber. Die Liebe zum Theater beförderte die Ankunft der Werner'schen Schauspielergesellschaft in seiner Vaterstadt. Er las Schauspiele, studirte Rollen und wurde durch Iffland's Selbstbiographie als ein Knabe von etwa 13 bis 14 Jahren, und durch Schulden, die er zum Lesen wissenschaftlicher Bücher ohne Wissen seiner Pflegeeltern machte und nicht bezahlen konnte, bestimmt, dem elterlichen Hause zu entfliehen und in Berlin unter Iffland's Leitung sich der dramatischen Kunst zu widmen. Er war dort bei Verwandten kurze Zeit, besuchte das Theater, hatte aber nicht den Muth zu Iffland zu gehen. Ein Brief seines Vaters veranlasste ihn zur Rückkehr in seine Vaterstadt; er wurde im Hause seiner Pflegeeltern auf's Neue freundlich aufgenommen. Immer aber nährte er, trotz der fortgesetzten Lycealstudien, den seinem dramatischen Plane sehr ungünstig gesinnten Pflegeeltern, so wie dem erklärten Widerwillen seines Vaters gegen den Stand des Schauspielers, die Liebe zur dramatischen Kunst. Von einem Freunde in Königsberg erhielt er die dazu geeigneten Bücher und übte sich häufig in dessen Gegenwart im dramatischen Vortrage. Anderthalb Jahre diente er als Schreiber in seiner Vaterstadt. Der Oheim hatte ihm nämlich seit der Rückkehr von Berlin erklärt, dass er künftig ausser Wohnung und Kost seine Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten müsse. Er besuchte auch als Abschreiber immer noch das Lyceum. Haake war jetzt etwa 16 Jahre alt, als er den Pflegeeltern und dem Vater seinen unabänderlichen Entschluss der Wahl des dramatischen Künstlerberufes anzeigte und seine Heimath für

Digitized by Google

immer verliess. Die Zeit der Anlehnung an Andere war vorüber, die Periode seiner ersten Selbstständigkeit begann. Er eilte nach Berlin mit einiger Unterstützung des Oheims, sah Iffland wiederholt als Siward im leichten Sinne, besuchte diesen grossen Künstler, damals Direktor der Hofbühne. Iffland gab ihm Anweisung. Es wird darüber viel Interessantes mitgetheilt (S. 93 ff.). Des grossen Künstlers Spiel in Julius von Tarent wird zergliedert. Iffland hatte über seinem Hause im Thiergarten die Inschrift: Tranquillitati. Haake besuchte nicht nur das Theater, wozu er eine freie Eintrittskarte vom Director erhielt, sondern auch die von diesem geleiteten Proben. Auch Iffland's Spiel in Werner's Weihe der Kraft wird eingehend dargestellt. Hier, in Berlin, verlobte sich Haake mit der ihm später ehelich angetrauten Auguste Neustädt, einer geistesverwandten, vorzüglich begabten und von ihm gebildeten Künstlerin, welche die unzertrennliche Gefährtin seiner Freuden und Leiden wurde, und noch jetzt bei ihrer Pflegetochter, der Hofschauspielerin Mathilde Gräcmann, in Darmstadt lebt, einer Schülerin Haake's, welche im Gebiete des Schauspieles, Lustspieles und der Tragödie gleich Treffliches leistet. Da die Unterstützungen seines Oheimes aufhörten, sah Haake sich, Berlin zu verlassen, genöthigt, und begann im März 1811 die unstete Laufbahn eines auf gut Glück herumreisenden Schauspielers in Stettin. Er zog unter abwechselndem Schicksale mit verschiedenen wandernden Bühnen in Stralsund, Rostock, Wismar u. s. w. herum, und wagte es in Weimar, wo gerade Iffland ein Gastspiel hatte, sich dem Dichterfürsten Göthe vorzustellen. Diess geschah 1813.

Wir geben die Vorstellung bei Göthe nach Haake's eigenen Worten (S. 124): »Ich ging, läutete, trat ein. »Sie sind gemeldet, kommen Sie«, hiess es (Haake hatte nämlich schon einige Zeit vorher um die Erlaubniss eines Besuches nachgesucht und war auf eine bestimmte Stunde beschieden worden), »und eilig schritt der freundliche Diener die bekannte italienische Stiege vor mir hinan. Einen Augenblick verweilte ich in einem länglichen, nicht grossen Vorsaal, während der Bediente in Göthe's Zimmer ging, und warf indessen einen Blick auf einige Büsten und einen kleinen schwarzen Teppich, auf dem mit weissen Buchstaben Salve geschrieben stand. Dieses Salve machte mich sehr froh, es schien mir ein gutes Vorzeichen. Der Bediente öffnete jetzt schnell die Thüre, hiess mich eintreten und da stand ich — vor ihm selbst — vor Göthe. Er weilte in der Stellung, wie ihn die bekannte kleine Gypsstatue, vielleicht das treffendste Bild von ihm, zeigt, in einem blauen Ueberrock, mit vollem noch sehr dunkelbraunem Haare. Seine Augen ruhten mild und ermuthigend auf dem schüchternen, hoch erröthenden Jüngling, der in einem ärmlichen grauen Ueberrock vor ihn getreten war. Glücklich brachte ich eine ziemlich lange Anrede, die ich von Stralsund bis Weimar mir tausendmal vorgesagt hatte, heraus, während Göthe mich ruhig ansah, und, die Hände auf dem

Digitized by Google

Rücken, mit ein Paar Schlüsselchen spielte, die er zufällig hielt. Als ich mit meiner Anrede fertig war, schwieg er ein Weilchen, fast als wollte er sich überzeugen, dass nichts mehr nachkäme. Dann sagte er in einem milden aber tiefen Tone, vielleicht um mir doch gleich etwas Angenehmes zu sagen: »Sie sprechen sehr deutlich.« Hierauf ging er zu dem Inhalt meiner Rede über, er könne mich nicht anstellen, sagte er, weil er schon zu viele Verpflichtungen für die Ausbildung junger Talente übernommen habe, doch wolle er nicht versagen, sich etwas von mir vortragen zu lassen. Ich war traurig überrascht und wagte nicht, etwas zu entgegnen. »Haben Sie denn schon, fuhr er nach einer Pause fort, einige Bekanntschaft mit unsern Schauspielern gemacht?« Da ich es verneinte, sagte er mit Wohlwollen: »Hm! Das müssen Sie doch thun, man muss doch aufs Handwerk grüssen! Die Herren Wolf, Graff, Haide sind werthe Leute.« Er bestimmte Tag und Stunde, wo ich wieder kommen durfte und entliess mich; im langsamen Hinweggehen glitt mein Auge noch einmal über die imposante Gestalt des angehenden Greises; in dieser Betrachtung versunken, konnte ich mich nur noch ungeschickt verbeugen, schweigen und gehen. An dem bestimmten Tage war ich wieder in seinem Hause, und wurde in das Salonzimmer geführt, wo ich ihn erwarten sollte. Ich war einige Minuten allein. Das Zimmer, das nach der Strassenseite hinausging, bot weder in der Grösse, noch in der Ausstattung irgend etwas ungewöhnliches dar; zum Arbeitszimmer schien es nicht zu dienen und für ein Lesezimmer war es äusserst prunklos. Auf einem Tische lagen eine Anzahl Theaterstücke und Rollen, die eben zum Gebrauch bestimmt schienen. Eine halbgeöffnete Thüre liess mich einen Blick in ein anstossendes Kabinet thun, wo sich allerlei Mineralien auf Tisch und Gestellen zeigten. Bald hörte ich Kommen und Göthe trat aus einem entfernten Zimmer zu mir ein. Aus seinen eigenen Stücken ihm etwas vorzutragen, vermied ich, weil ich hier eine zu strenge Kritik fürchtete. Ich gab ihm dafür einige lange Schiller'sche und Shakespeare'sche Monologe zu geniessen, wobei er mich anhörte, ohne eine Miene zu verziehen. Dabei stand er, mit den Händen auf dem Rücken, frei, ohne sich an einen Gegenstand zu lehnen. »Der Vortrag eines Zwiegesprächs, sagte er, nachdem ich geendigt hatte, wäre mir lieber gewesen, lesen Sie mir doch etwas«, indem er auf den Büchertisch zeigte. Ich griff nach einem Buche. Es war Tasso, und ich jauchzte im Innern hoch auf. Hoho! dachte ich, hier findest du mich auf meinem Rosse! Ich schlug das Buch mitten von einander und traf die Scene zwischen Antonio und Tasso im Garten. Ich las mit Feuer und Besonnenheit, mit abwechselnder Stimme. Da ich fertig war, sagte er: »Die Anlagen zu etwas Tüchtigem sind un — be — zweifelt vorhanden.« Er accentuirte das Wort so scharf, dass es in drei höchst markirte Trennungen zerfiel. Jetzt gingen Erde und Himmel mit mir, seine Worte waren mir eine Weihe. Die Thränen

Digitized by Google

entstürzten mir, ich ergriff und küsste seine Hand. Ich wiederholte meine Bitte um Anstellung, er, was er mir schon gesagt hatte. Es wäre doch schlimm, meinte ich, so auf's Geradewohl hinauszugehen, der ersten besten reisenden Gesellschaft wieder in die Hände zu gerathen. »Wenn ein tüchtiger Wille in Ihnen ist, entgegnete er, so wird er sich auch unter ungünstigen Umständen Bahn brechen.« Er erkundigte sich nach meinen Studien, meinen Vorkenntnissen und schien zufrieden. Dann entstand eine Stille, die mich veranlasste, mich zu entfernen.« In Weimar sah Haake Iffland zum letztenmale. Achtzehn Monate später (1814) starb er.

Die Berliner und Weimarer Schule werden in ihren Contrasten dargestellt.

Die Weimarer Schule, aus Göthe's und Schillers Einfluss hervorgegangen, leistete in der hohen Tragödie wirklich Treffliches, in den andern Gattungen der dramatischen Poësie »kaum nur Gutes oder Mittelmässiges, ja nicht selten sah man gänzlich Verfehltes.« Das Gesetz »der rhetorischen Schönheit« ging »der Charakteristik« voran; sie war nur heimisch in den höheren, reineren Sphären des Ideals. Ihre Vorzüge waren poëtischer Schwung, hohe Schönheit in Plastik und Deklamation. Nach Göthe's Rücktritt von der Bühne wurden Wolf und seine Frau die Apostel dieser Schule in Berlin.

Die Berliner Schule erhielt ihre Richtung durch Iffland. Das Charakteristische derselben ist das Natürlichkeitsprinzip, durch die Göthe'sche Richtung in seiner Herbheit gemildert, die Eleganz. Die Schilderung Ifflands ist vortrefflich und verdient die genaueste Beachtung jedes Künstlers und Kunstfreundes.

Es beginnen (1813) die unerquicklichen Wanderungen Haake's als eines herumziehenden Schauspielers durch Thüringen, an den Rhein, in die Schweiz und durch Schwaben bis zu einem längeren Engagement an der Hofbühne in Karlsruhe. Die dortigen Bühnenzustände werden geschildert, der Künstlergeheimbund und Esslair. Aus der trefflichen Zeichnung dieses Künstlers, welche ohne vorgefasste Meinung dessen Mängel und Vorzüge berührt, hebt Ref. hier nur Folgendes hervor: »Einen Theil seiner Studien machte er als fleissiger Zuschauer vor der Bühne, indem er, dadurch zur Einsicht von Fehlern und Vorzügen Anderer gelangend, eine Kritik seiner selbst in sich entwickelte und sich eine eigene Kunsttheorie schuf. Er gehörte keiner Schule an, kein Vorbild wirkte auf ihn ausschliesslich ein. Sein Pathos war, wie dasjenige der Sophie Schröder, das gewaltigste, das auf der deutschen Bühne erreicht worden ist, eben so schön, aber bei Weitem markiger, als es die beste Zeit der Weimarischen Schule geübt hat. Indem er so nach einer selbstgeschaffenen Theorie verfuhr, konnte man ihn durchaus nicht Naturalist nennen. Er wusste stets, was er wollte und warum er es wollte. Dabei widmete er seinen Rollen den angestrengtesten häuslichen Fleiss. Ich habe ihn oft eine einzelne Rede zwanzig

Digitized by Google

und mehrere Male wiederholen hören, bis ihm der Vortrag gelungen schien.« .... »Ein schwerfälliges Gedächtniss machte seinen Fleiss oft peinlich, und, da ich selbst oft sein häuslicher Souffleur war, so begriff ich, dass er mit dem Wortlaut oft zerfallen musste. Er bediente sich, um sich völlig taktfest zu machen, mancher künstlicher Mittel, namentlich schrieb er die Rollen mehrmals ab und schnupfte beim Memoriren aus einer ungeheuern Tabaksdose.«

Haake verheirathete sich, nachdem er eine feste Stellung in Karlsruhe gewonnen hatte, und spielte mit ausserordentlichem Beifalle an den Theatern in Düsseldorf, Köln, Mainz, Augsburg, Strassburg, Freiburg im Breisgau die ersten jugendlichen und tragischen Liebhaberrollen. Ref. hat den talentvollen Künstler und Kunstkenner (1816) in der Blüthe der jugendlichen Geistes- und Körperkraft an letzterem Orte, so wie dessen geistesverwandte treffliche Gattin, häufig in den ersten Rollen gesehen. Immer noch schwebt dem Ref., ungeachtet er Esslair, Seydelmann, Emil Devrient, Davison, Grunert, Dessoir, Döring u. s. w. und von Damen die Seebach, Janauschek, Lindner, Haitzinger, Gossmann gehört und in vielen ihrer Rollen bewundert hat, Haake als Hugo in der Schuld vor. Er sieht noch diese ächt tragische Gestalt vor sich, ihrer Aufgabe bewusst und mächtig und sie in Mimik, Ton, in Gebärdenspiel, Haltung, Bewegung, Deklamation bis in die feinsten Nüancirungen hinein in gleicher Meisterschaft durchführen. Die Leistung weckte in dem Ref. die Liebe zur Kunst, die Begeisterung für ihre Schöpfungen und hunderte von akademischen Zöglingen strömten herbei, um Haake's charakteristische Darstellungen zu bewundern, man nahm bei ihm Unterricht in der Deklamation. Schon im Jahr 1818 erfolgte Haake's Engagement am Braunschweiger Nationaltheater, von Dr. Klingemann gegründet. Haake wirkte daselbst mit bedeutendem Erfolge von 1818—1823. Er war in dieser Zeit Regisseur dieser trefflichen Bühne; in dem letztgenannten Jahre ging er nach Mainz und Wiesbaden ab und wurde zu einem Gastspiele auf dem Hofburgtheater in Wien eingeladen. Nach Haake's richtiger Andeutung mussten sich die idealen Bestrebungen der Weimarerschule mit den realistischen der Berliner Schule zu einer Einheit verbinden, um in einer neuen dramatischen Schule für die Zukunft Erfolgreiches zu leisten. Seit Göthe's und Iffland's Abtreten gab es keine eigentliche Schule mit einem einheitlichen Bestreben für das Kunstziel mehr. Es sind nur noch grosse vereinzelte Künstler, die ihren Ruhm ihrem angeborenen Talente und ihrer eigenen Anstrengung verdanken. Eine Reihe derselben wird S. 245 u. 246 aufgeführt. Esslair, Sophie Schröder und Ludwig Devrient werden aus ihnen hervorgehoben. Mit »dem Ausscheiden dieser drei Künstlergrössen schliesst die Glanzperiode des deutschen Theaters ab. Sie haben Nachahmer gefunden, aber in ihrer isolirten Stellung keinen nachhaltigen und entschiedenen Einfluss geübt. Mit oder bald nach ihnen schied auch der grösste Theil

Digitized by Google

ihrer genannten künstlerischen Zeitgenossen, nur wenige ragen noch, als Zeugenschaft einer vergangenen bessern Zeit, in die Richtungslosigkeit der Gegenwart herüber.«

Die Gegenwart der künstlerischen Leistungen wird im Ganzen hart beurtheilt. Haake hebt die dramatisch künstlerische Vergangenheit mit ihrem »unwiderstehlichen Drange« und ihrer »Begeisterung des glücklichen Kunstinstinkts« hervor und weist die Gegenwart mehr »der frostigen Quelle der Reflexion« zu. Er hat ganz Recht, wenn er verlangt, dass Phantasie, Herz und Verstand im engen Vereine das echte Kunstwerk schaffen müssen. Es ist übrigens nicht mit dem Herrn Verf. darüber zu klagen, dass die »Zeit der Kritik und der Theorien« kam, dass man aus den »Schöpfungen der grossen abgeschiedenen Muster das Gesetz abstrahirte.« Allerdings soll nicht die todte Regel anstatt der lebendigen Muster gelten. Allein die Muster allein machen es nicht. Muster sind Genies und solche sind in der Kunst, wie in der Wissenschaft, nicht allzuhäufig, und selbst das Genie wird durch Reflexion über Ziel und Wesen seiner Rolle, durch Kritik anderer Leistungen, durch das Durchdringen der Rolle in Plastik und Deklamation mit dem kritischen Verstande selbstbewusster, sicherer und von vielen so genannten genialen Verirrungen frei. Allerdings kann man Alles übertreiben und zur Einseitigkeit umschaffen, wenn die Kritik auf Kosten des Gemüths und der Phantasie geübt und der Blüthenstaub des Schönen durch eine gefühllose, alles höheren Schwunges unfähige Kritik von jeder Kunstschöpfung abgestreift wird. Es bleibt aber deshalb doch immer ein Vorzug gegenüber der Kunst, also auch der dramatischen Darstellungskunst, dass man das Wesen, den Ursprung und die Verhältnisse des Kunstgegenstandes durch den Begriff festzustellen und kritisch zu bestimmen versucht. Schulen der dramatischen Kunst sind ohne dieses Feststellen auf die Länge der Zeit unmöglich, während die durch den Verstand allein aufstellbaren Regeln und Grundsätze jeder ächten dramatischen Plastik und Deklamation mit der praktischen Benutzung der lebendigen Muster allein einen nachhaltigen Fond für die Heranbildung junger Schauspieler geben. Geniale Naturalisten sind in der dramatischen Kunst nicht unbedingt zu verwerfen, sondern ihre Vorzüge und Mängel durch den Verstand an der Hand der Wissenschaft zum Bewusstsein zu bringen. Die Wissenschaft darf der dramatischen Kunst nicht feindlich oder mindestens gleichgültig gegenüber stehen, nur die Wissenschaft erkennt das Kunstwerk als das, was es sein soll, als die in der begränzten sinnlichen Erscheinung zum Bewusstsein kommende Idee. So wenig das Denken in der Kunst ohne das Gefühl zum Ziele führt, so wenig wird dieses durch das Fühlen ohne das klare Bewusstsein des Denkenden geschehen können. Alle grossen Künstler haben über ihre Rollen nachgedacht, und konnten sich und anderen Rechenschaft darüber geben. Schon hierin zeigt sich selbst bei

Digitized by Google

dem Naturalisten der Werth des kritischen Verstandes für die dramatische Darstellung. Was Haake hierüber mittheilt, schildert uns nur eine kleinliche einseitige Verstandesrichtung, aber deshalb muss doch immer der Verstand die Herrschaft behaupten und auf Bestimmtheit der Darstellung dringen. Selbst die aus bewusstloser Kunstbegeisterung hervorgegangene Schöpfung muss man auf Gesetze in der Bewegung, Haltung, Betonung im zusammenhängenden Vortrage zurückführen und die Mängel und Vorzüge nach den Regeln des Verstandes bestimmen. Es sind nur Auswüchse und Einseitigkeiten einer mechanischen, aber nicht einer klaren, kunstbewussten Verstandesrichtung, welche dieser Zeit der Verstandeskritik zugeschrieben werden. So heisst es S. 251: »Jede Miene, jeder Fingerzug, jeder Hauch, jede Tonbiegung wurde auf dem Studirzimmer berechnet, mit Hieroglyphen zwischen die Zeilen der Rollen bemerkt und dem Gedächtniss gesichert. So ging dann das Uhrwerk, so oft es aufgezogen war, Secunde für Secunde, den nämlichen leblosen Schritt. Jede Armbewegung erfolgte heute, wie gestern und vorgestern, in dem nämlichen mathematischen Winkel, heute, wie immer, wiederholte sich der nämliche Seufzer, die nämliche Anzahl von Schritten nach der linken oder rechten Seite. Nichts war mehr zufällig, nichts dem Augenblicke, nichts der Begeisterung des überwallenden Herzens überlassen. Selbst der Ausdruck des Affekts wurde durch Operation des Verstandes hervorgebracht. Mit unglaublichem Fleisse studirte der Künstler alle äusseren Zeichen, wodurch sich Stände und Nationen unterscheiden, und setzte seine Gebilde aus den kleinlichsten Details zusammen. Die dicksten Chroniken durchstöberte er z. B. darnach, wie viel Knöpfe Karl XII. am Rocke getragen, und ob er sich das Haar mit der Linken oder mit der Rechten gestrichen.« Als Muster wird Karl Seydelmann aufgestellt, »wie viel bei Mangel an Phantasie und Empfindung ein wirklich tief eindringender Verstand vermag.« Es wird »übertrieben« genannt, wenn »seine Panegyriker ihn mit Schröder. Iffland und Devrient auf gleiche Höhe stellen, ja fast lächerlich, wenn sie diese drei Grössen in ihm vereinigt finden wollen.« Man kann allerdings in Seydelmann keine Vereinigung der drei genannten Kunstgrössen erkennen; aber deshalb steht er in seiner Art entschieden doch auf derselben Kunsthöhe, wie diese. Sagt doch der Herr Verf. der vorliegenden Memoiren selbst (S. 252), dass man ihm »die höchste Bewunderung in Rollen nicht versagen könne, die vorzugsweise den Verstand des Künstlers, wie des Zuschauers beschäftigen«, ja dass ihn in dieser Richtung »Niemand übertroffen habe.« Seine eigentlichen Haupt- und Meisterrollen waren aber gerade solche Verstandesrollen, wie die des Franz Moor, Mephistopheles, Carlos im Clavigo u. s. w. Wir möchten diese Richtung nicht als eine Zeit bezeichnen, »wo die Kunst sich ihrem Verfalle zuneigte.« Unsere Zeit soll die Zeit der selbstbewussten dramatischen Kunstschöpfung für die dramatischen Darsteller werden; das liegt im

Digitized by Google

Streben und in der Richtung besserer dramatischer Kunstgestaltungen. Das schwebt einem Davison und Grunert und andern hervorragenden Kunsterscheinungen vor. Dass sie in Einseitigkeiten ausartet, liegt in der Persönlichkeit derjenigen Individuen, welche sich ohne Gefühl und Kunstbegeisterung der Verstandeskritik hingeben, oder welche, wie häufig ein geschmackloses Publikum thut, ohne klaren Verstand und ohne die nöthige Vorbildung kritisiren, zum Theile auch in den mangelhaften, dem verdorbenen Geschmacke entsprechenden, literarischen Kunstprodukten der Gegenwart. Die kritische Schule, welche noch immer für die dramatische Darstellungskunst in der Wiege ihrer Entwicklung liegt, muss die Schule der Zukunft sein, aus welcher allein jene dauernde Vereinigung der idealistischen und realistischen Kunstrichtung hervorgehen kann. Uebersehen wir über den Mängeln unserer künstlerischen Zeit nicht ihre Vorzüge.

Haake gastirte am Burgtheater in Wien in acht Gastrollen mit ungewöhnlichem Beifalle (1826). In Wien wurde er durch die Leistungen der Sophie Schröder begeistert, und in Berlin, wo er auf dem Hoftheater gastirte, fand er den »alten Principienstreit zum Nachtheile der ächten Tragödie noch immer fortgesetzt.« Im Jahre 1829 übernahm Haake die Direktion der vereinigten Theater von Mainz und Wiesbaden. Aus der von ihm daselbst gegründeten Schule gingen Cornelius, Dessoir, Döring, Schäfer u. s. w. hervor. Nach Ablauf des ersten Jahres der Direktion wurde er zum Hoftheaterdirektor in Oldenburg mit lebenslänglichem Contracte ernannt; schon nach drei Jahren musste er wegen des dortigen Klima's ungeachtet der glänzendsten Anerbietungen seine vortheilhafte Stellung aufgeben. Nach einer kurzen Gastspielreise wurde er als Regisseur und darstellendes Mitglied am Stadttheater in Frankfurt a. M. angestellt, wo er bis 1850 blieb. Seine Hauptrollen waren ältere Charakterrollen, wie Lear, Nathan u. s. w. Haake hatte inzwischen seine beiden talentvollen Schülerinnen, Mathilde und Wilhelmine Gräcmann, herangebildet. Mit ihnen und einigen andern seiner Schüler eröffnete er als Direktor im Jahre 1853 die dramatischen Darstellungen auf der neu gegründeten Bühne des Heidelberger Stadt- und Actientheaters. Ungünstige äussere Verhältnisse trieben ihn zum Aufgeben dieser Stelle, er wirkte noch als rühriger Greis am Hoftheater in Meiningen und dem Stadttheater in Nürnberg. Wiederholte Schlaganfälle nöthigten ihn der Bühnenthätigkeit ganz zu entsagen. Er lebte fortan an der Seite seiner treuen Gattin und seiner edeln Pflegetochter und Schülerin, der grossherzoglich hessischen Hofschauspielerin Mathilde Gräcmann, in Darmstadt. Noch einmal trat er als Nathan bei seinem fünfzigjährigen Künstlerjubileum, das er im Kreise seiner Freunde und Verehrer in Mainz feierte, auf. Ein neuer Schlaganfall endete am 18. April 1864 sein verdienstvolles Leben. Ein einfacher Gedenkstein auf dem Friedhofe zu Darmstadt bezeichnet seine letzte Ruhestätte. Ihn beweinen seine noch lebende Gattin und Pflegetochter.

Digitized by Google

Die Leistungen des Künstlers verwehen, wie der Beifall, der ihnen zu Theil wird, gleich dem Hauche der Luft; aber sein Andenken dauert fort in der Erinnerung aller derer, die den Menschen und Künstler kannten und achteten, in dem schriftstellerischen Werke, in welchem er ein den flüchtigen Ruhm überdauerndes Zeugniss seiner geistigen Begabung und Bildung niedergelegt hat.

v. Reichlin-Meldegg.

Oeuvres choisies de Louis Spach, Archiviste du département du Bas-Rhin. Tome premier. Biographies Alsaciennes. Première Serie. VII und 542. Tome deuxième. Biographies Alsaciennes. Deuxième serie 528 S. in gr. 8. Paris et Strassbourg. Ve Berger Levrault et Fils, libraires éditeurs 1865 u. 1866. gr. 8.

In dieser Sammlung findet sich eine Reihe von Aufsätzen vereinigt, welche früher vereinzelt bei verschiedenen Gelegenheiten erschienen waren und nun hier zu einem schönen Ganzen verbunden worden sind, das Niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. Es sind Biographien von ausgezeichneten Persönlichkeiten, die entweder durch ihre Geburt oder durch ihre Wirksamkeit, oder auch durch beides dem alten Elsass angehören, und dieses Land, man kann wohl sagen, in irgend einer Weise verherrlicht haben, und folgen die einzelnen Lebensbilder, welche die verschiedensten Zeitalter befassen, in einer gewissen chronologischen Reihenfolge, welche uns fast aus jedem Jahrhundert einen oder den andern dieser bedeutenden und einflussreichen Männer vorführt. Die ganze Anlage dieser Schilderungen, wobei der Verfasser es vermeidet in ein oft kleinliches Detail einzugehen, wohl aber die Hauptmomente des Lebens und der Thätigkeit, sei es im Gebiete des Staats oder der Kirche oder der Wissenschaft, ergreift und vorzugsweise darstellt, so wie die ausgezeichnete Darstellung selbst ist wohl geeignet, uns zu fesseln, zumal der Verfasser, ein Meister des Styls und Ausdrucks, nirgends die gründlichen Studien vermissen lässt, welche allein die sichere Unterlage zu derartigen Schilderungen abzugeben vermögen. Jede Einförmigkeit ist vermieden: im Gegentheil eine grosse Mannichfaltigkeit bietet sich dar und trägt dadurch mit zu dem Interesse bei, das wir unwillkührlich an diesen Lebensbildern nehmen, die uns als Muster und Vorbild der vergangenen Zeit nach einander mit sichtbarer Vorliebe und wahrem Patriotismus von dem Verfasser vorgeführt werden. »Mais (wir lassen den Verfasser lieber selbst reden S. VII. Vol. I.) son culte des souvenirs ne l'apoint aveuglé: toujours et partout il croit être demeuré juste, étranger à tout esprit de parti politique ou religieux, il n'a point caché les defectuosité ou les défaillances des hommes dont il s'appliquait à retracer la vie et les travaux. Même

Digitized by Google

dans celles de ses notices qui ont plus particulièrement le caractère d'éloges, à raison des circonstances qui les ont vues naître, on retrouvera point de panegyrique sans restriction. Sur le terrain difficile de l'histoire et de la biographie contemporaine, où il s'agit de respecter la juste susceptibilité, la piété filiale des familles, l'auteur n'a cependant pas voilé sa pensée sur le fond des caractères.« Wir haben diese Worte hier absichtlich hervorgehoben, weil sie zugleich die Grundsätze aussprechen, nach welchen der Verf. in Behandlung seines Gegenstandes verfahren ist. Man wird denselben eben so gerecht sein müssen, als dem Verf. selbst in der Anwendung, die er von diesen Grundsätzen gemacht hat, um so mehr, als dieselben bei allen derartigen biographischen Schilderungen wohl befolgt werden sollten, aber leider nur zu oft übersehen werden und dadurch Uebertreibungen jeder Art herbeiführen, die in der Seele des ruhigen und besonnenen, unparteiischen Lesers nur ein Misstrauen in die ganze Darstellung hervorrufen können. Doch von solcher Uebertreibung findet sich keine Spur in diesen, allerdings mit Liebe, je wenn man will mit einer gewissen Vorliebe, aber überall mit Maass und Ziel, und voller Beachtung der Wahrheit gezeichneten Lebensbildern.

Im ersten Band, der die erste Serie enthält, beginnt die Schilderung mit dem durch seine Geburt dem Elsass angehörigen deutschen Papste Leo IX., welcher geboren im Jahre 1002, im Jahre 1048 nach dem Tode des Papstes Damasus an dessen Stelle zum Papst erhoben ward. An ihn reiht sich ein berühmter deutscher Minne-Sänger, Meister Gotfried von Strassburg des dreizehnten Jahrhunderts, auf welchen aus dem sechzehnten Jahrhundert Daniel Speckle folgt, der grosse Stadtbaumeister, der zugleich wissenschaftlich und theoretisch thätig, durch sein in dem Jahr seines Todes (1589) kurz vor demselben herausgegebenes Werk Architectura sich einen Namen gemacht hat. Für die Geschichte Strassburg's von besonderem Interesse ist das nächstfolgende Lebensbild des Dominicus Dietrich, Ammeister's von Strassburg seit 1660, wo er eben in sein vierzigstes Lebensjahr getreten war: denn sein Leben hängt zusammen mit der Uebergabe der Stadt an Frankreich am 30. September des Jahres 1681: und dieser Umstand ist es auch, welcher diesem Bilde besondere Wichtigkeit verleiht, indem die näheren Umstände, unter welchen diese Uebergabe statt fand, und das Verhalten des Ammeisters, in eingehender Weise dargestellt werden. Der berühmte elsassische Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts Johann Daniel Schöpflin ist der Gegenstand des nächsten Abschnittes: denn obwohl auf dem andern Ufer des Rheines, in der altbadischen Markgrafschaft, zu Sulzburg am 24. Sept. 1694 geboren, glaubt der Verfasser doch aus sicheren Spuren den elsassischen oder vielmehr strassburgischen Ursprung der Familie nachgewiesen zu haben, da zu Strassburg in dem Jahr 1367 und 1395 der Name Schöpflin vorkommt; durch

Digitized by Google

seine gelehrte Thätigkeit und sein wissenschaftliches Wirken gehört er allerdings nicht minder der Stadt Strassburg an, wo er auch am 7. August 1771 gestorben ist: dem Verfasser der Alsatia illustrata ist aber auch das gegenüberliegende Rheinland wegen der Historia Zaringo-Badensis zu gleichem Danke verpflichtet. Beigefügt diesem Aufsatze ist S. 161 ff. eine Besprechung der in den Jahren 1849 bis 1853 zu Mühlhausen in fünf Bänden von L. W. Ravenez gelieferten französischen Uebersetzung der Alsatia illustrata. Passend reiht sich an Schöpflin das Bild eines andern gelehrten Forscher's des Elsasses, des Abbé, Philipp Andreas Grandidier, den ein früher Tod in den ersten Tagen des Octobers des Jahres 1787 im fünf und dreissigsten Lebensjahre dahinraffte, mitten in seiner zunächst der kirchlichen Geschichte des Elsasses und der Strassburger Cathedrale gewidmeten Forschungen. Nun folgt die Biographie Friedrich's von Dietrich, des ersten Maire's der Stadt Strassburg, nach der grossen Umwälzung: auch diese Schilderung, welche von grösserem Umfang ist, und in der Zeit der Abfassung noch vor die des vorher genannten Ahnen fällt, verdient von mehr als einer Seite besondere Beachtung: denn sie gibt uns ein lehrreiches Bild aus den ersten Zeiten dieser Umwälzung, wie sie sich in der damals noch so ziemlich deutschen Stadt gestaltete, bis Friedrich von Dietrich selbst ihr unterlag, da er am Ende des Jahres 1793 seinen Tod auf dem Schaffot fand: die Schilderung reicht von S. 186—319 und ist noch von einer Pièce justificative S. 320—321 begleitet. Anderer Art, aber gewiss nicht minder anziehend sind die beiden kürzer gefassten Lebensbilder des Jeremias Jacob Oberlin, des gelehrten Alterthumsforschers (von dessen Werken ein genaues Verzeichniss beigefügt ist) und des durch seine gesegnete Wirksamkeit in allen Gauen des Elsasses gefeierten Prediger's Oberlin im Steinthal, der bis in das neunzehnte Jahrhundert reicht: ihm folgt das Bild eines Mannes, der zwar nicht durch seine Geburt dem Elsass angehört, wohl aber durch seine ausgezeichnete Verwaltung des unteren Elsasses, des Departements des Niederrheins, dem er in den Jahren 1810—1814, in einer kritischen Periode vorstand, ein solches Denkmal verdiente, wie es ihm hier von kundiger Hand gesetzt ist, des Präfecten Adrian Marquis von Lezay-Marnesia, der an den Folgen eines unglücklichen Sturzes am 9. Oct. des Jahres 1814 verschied. Den Beschluss dieses Bandes machen zwei militärische Grössen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, des bekannten General Rapp und des tapferen General Coehorn, den ein früher Tod bei dem Rückzug der französischen Armee von Leipzig im Jahre 1813 erreichte.

Eine ähnliche Mannigfaltigkeit von Lebensbildern aus den verschiedensten Perioden bietet die andere Serie in dem zweiten Bande.

Sie beginnt mit Otfrid, dem Mönch von Weissenburg aus dem zehnten und mit Wernher, Bischof von Strassburg aus dem

Digitized by Google

eilften Jahrhundert, um dann auf Bruno Ribeaupierre (Rappolstein) im vierzehnten und Conrad von Bussmang, Bischof von Strassburg im fünfzehnten Jahrhundert überzugehen, dem auch noch Sebastian Brant und Thomas Murner angehören; aus dem sechzehnten Jahrhundert folgen Johann Fischart und Moscherosch, aus dem siebenzehnten Grimmelshausen, der bekannte Verfasser des Simplicissimus, der gleich Schöpflin, auch gewissermassen dem Elsass noch angehört: ihnen reiht sich noch aus dem achtzehnten Jahrhundert der Dichter Lenz, der Rival von Göthe an. Aus dem neunzehnten Jahrhundert folgen drei französische Gelehrte, die durch ihre amtliche Stellung im Elsass und ihre literarische Thätigkeit allerdings eine Aufnahme unter diesen Elsassischen Lebensbildern verdienten; Georg Ozaneaux, Theodor Guiard und Franz Génin, und diesen reihen sich drei andere auch durch ihre Geburt dem Elsass angehörige, durch ihre Schriften und gelehrte Wirksamkeit aber auch in ganz Deutschland bekannte Persönlichkeiten an, Joseph Willm, der in der vollen Kraft des männlichen Alters der Wissenschaft entrissene Christian Bartholmess (1815—1856) und Theodor Kreiss: auf diese folgt ein höchst interessantes Lebensbild eines durch seine Reisen, seine geschichtlichen Forschungen und die Reinheit seiner Gesinnung bekannten, unermüdlich thätigen Mannes, des Vicomte Theodor Renouard de Boussierre, und eines ausgezeichneten Künstlers, Heinrich Lebert. Den Beschluss machen drei Männer aus dem neunzehnten Jahrhundert, die durch ihre Verwaltung des Landes sich ein ehrenwerthes Andenken bewahrt haben, Friedrich von Türckheim und Friedrich Schützenberger, beide als Maire's der Stadt Strassburg und Louis Sers als Präfect des Departements des Niederrheins.

Die äussere Ausstattung beider Bände ist vorzüglich zu nennen.

Vor der Sündfluth. Eine Geschichte der Urwelt. Von Dr. Oscar Fraas, Professor am königlichen Naturalien-Cabinet zu Stuttgart. Mit vielen Abbildungen ausgestorbener Thiergeschlechter und urweltlicher Landschaftsbilder. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung. 1866. gr. 8. S. XI und 512.

Seit der Verfasser der »populären Geologie« den Versuch machte, diese Wissenschaft in allgemein fasslicher Weise abzuhandeln hat es in Deutschland an Werken ähnlicher Art nicht gefehlt, fast ein jedes Jahr brachte ein neues. In gar manchen derselben ist es aber mehr auf eine Unterhaltung, als wie eine Belehrung abgesehen, weil es die Darsteller häufig vorzogen, statt einer nüchternen und einfachen Erklärung von Thatsachen, die Phantasie des Lesers mit geheimnissvollen Naturwundern, abentheuerlichen Thier-

Digitized by Google

Gestalten, gewaltigen Erdumwälzungen u. s. w. zu ergötzen und unsere Erde zum Schauplatz von Katastrophen zu machen, welche niemals stattgefunden, zum Wohnplatz von Geschöpfen, welche gar nicht existirt haben. Dieser nach Effect haschenden Schreibweise ist der Verfasser des vorliegenden Werkes nicht gefolgt — dazu ist er ein viel zu tüchtiger Geolog; er gibt in seinem »vor der Sündfluth« eine eben so lebendige, als geistvolle Schilderung aller jener Perioden, welche unser Planet durchlaufen, bevor er zum gegenwärtigen Zustand gelangte. Die mannigfachen, merkwürdigen Thier-Classen, welche zu verschiedenen Zeiten die Erdoberfläche belebten, untergingen um neuen Generationen Platz zu machen, werden mit wissenschaftlicher Gründlichkeit beschrieben und durch treffliche Abbildungen erläutert.

Die sehr zweckmässige Vertheilung des reichhaltigen Stoffes ist wesentlich folgende. Die Einleitung handelt von den »Urkörpern«, von den wichtigsten Mineralien, ferner von den organischen Körpern der Erde, von ausgestorbenen Organismen und von Versteinerungen. Nachdem der Verfasser noch den Begriff von Gebirgs-Formationen näher erläutert, beginnt er, in ansteigender Ordnung, nun die Entwickelungs-Geschichte der Erde. I. Vorgeschichte. Chaotische oder azoische Periode. II. Erstes Weltalter. Paläozoisches oder Uebergangs-Gebirge. III. Zweites Weltalter. Mesozoische Zeit oder secundäres Gebirge. IV. Drittes Weltalter. Tertiäre Zeit. V. Viertes Weltalter. Die Zeit des Menschengeschlechtes.

Als besonders anziehend und lehrreich müssen wir die Schilderung der sedimentären Formationen bezeichnen. Wenn der Verfasser mit besonderer Liebe die Jura-Formationen und die schwäbischen Regionen behandelt, so wollen wir dies ihm keineswegs verdenken, gesteht er ja selbst offenherzig, dass »ein schwäbischer Naturforscher gern schwäbische Bildungen oben anstellt.« Gerade die Darstellung des schwäbischen Jura gehört zu dem Interessantesten in dem ganzen Werke.

Eine sehr ansprechende und belehrende Beigabe sind die vielen Landschafts-Bilder, wie denn überhaupt der Verleger es an geschmackvoller Ausstattung hat nicht fehlen lassen.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Nr. 10. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Theophrastos' Schrift über Frömmigkeit. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte von Jakob Bernays. Mit kritischen und erklärenden Bemerkungen zu Porphyrios' Schrift über Enthaltsamkeit. Berlin 1866. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 195 S. in gr. 8.

Diese der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewidmete Schrift des gelehrten Verfasser's, welche als ein Beitrag zur Religionsgeschichte sich ankündigt, nimmt durch ihren Inhalt zugleich eine solche Stellung zur Geschichte der alten Philosophie wie der alten Literatur überhaupt ein, dass wohl auch die Freunde dieser Wissenschaften darauf ihre Aufmerksamkeit zu richten haben. Ein näherer Bericht über Gegenstand und Inhalt dieser Schrift wird diess zur Genüge darthun, auch wenn derselbe genöthigt ist, sich auf die Hauptpunkte, welche in dieser Schrift verhandelt werden und auf die Resultate, zu welchen die Forschung des Verfassers gelangt ist, zu beschränken.

Wenn es auf der einen Seite der Schrift des Porphyrius über die Enthaltsamkeit vom Genusse des Fleisches ist, welche einer eingehenden Betrachtung und Würdigung unterstellt ist, so wird auf der andern Seite der Versuch einer theilweisen Wiederherstellung einer verlorenen Schrift des Theophrastus gemacht, welche uns, in Bezug auf die darin enthaltene Lehre von dem Opfer durch die eben genannte Schrift des Porphyrius, zum Theil noch einigermassen erhalten oder doch etwas näher bekannt geworden, bisher aber wenig beachtet worden ist. Um diese beiden Hauptpunkte dreht sich im Ganzen die Forschung, abgesehen von der Behandlung einer Reihe von andern solchen Gegenständen, die mit diesen Hauptpunkten in näherer oder fernerer Berührung stehen und zur Aufhellung derselben beitragen; und dass selbst die Texteskritik für die beiden genannten Schriftsteller, wie für andere Zeugen des Alterthums nicht leer ausgegangen ist, wird kaum besonderer Erwähnung bedürfen, auch wenn wir nicht alle die einzelnen Fälle, in welchen dieselbe, meist mit Glück, geübt ist, hier anzuführen im Stande sind.

Der Verf. beginnt mit einer Erläuterung über die in Frage stehende Schrift des Porphyrius und die Verhältnisse, unter welchen sie entstanden ist, und zwar, wie hier S. 138 wahrscheinlich gemacht wird, jedenfalls nach dem Tode des Plotinus, also nach 270 nach Chr. Die nächste Veranlassung zur Abfassung gab der Rückfall des Castricius Firmus, eines vornehmen, dem Porphyrius

Digitized by Google

wohlbefreundeten, und auch mit Plotinus innig verbundenen Römers, von der strengeren Pythagoreischen Askese, welche dem Genuss des Fleisches lebender Wesen entsagte, und wohl mit den Lebensverhältnissen dieses vornehmen Mannes nicht gut sich vereinigen liess. Und da Castricius sogar in öffentlichen Vorträgen gegen diese Sitte und Lehre aufgetreten war, so will Porphyrius in einer Alles umfassenden Schrift die Pythagoreische Lehre vertheidigen und rechtfertigen. Die Art und Weise, wie er diess in den vier Büchern dieser Schrift mit aller Ausführlichkeit thut, wird nun von dem Verf. näher in Betracht gezogen, und der Inhalt des ersten, dritten und vierten Buch's in seinem Zusammenhang und mit Bezug auf die Zwecke des Porphyrius entwickelt, nicht ohne eine Reihe von einzelnen Erörterungen, von welchen wir Einiges noch später anführen werden. Insbesondere mag aus diesen Erörterungen erhellen, wie der grössere Theil der Schrift anderen älteren Schriftstellern entnommen ist, und das Ganze mehr wie eine mit einzelnen Zusätzen zugestutzte Compilation aussieht, die für uns darum schon nicht an Werth verliert, als die Quellen, aus denen der Inhalt entnommen, meist gänzlich verloren sind: auch werden wir von manchen Verdrehungen oder Abkürzungen, wie sie im Sinne des Porphyrius lagen, und zu dessen Zweck passend erschienen, abzusehen haben; immerhin aber wird die Wichtigkeit der Schrift für alte Religionsgeschichte und Philosophie dadurch nicht geschmälert, auch wenn das Meiste, das darin vorkommt, fremdes Gut sein sollte. Dann wendet sich S. 32 ff. die Schrift zum zweiten Buch, welches die längeren Excerpte aus des Theophrastus Schrift über die Frömmigkeit enthält. Dieses zweite Buch schliesst sich an das erste, in welchem, nach den Preliminarien der in Frage stehende Gegenstand mit Rücksicht auf die Tugend der Mässigkeit (σωφροσύνη) behandelt worden war, in so fern an, als es denselben Gegenstand von Seiten der Frömmigkeit (εὐσέβεια, wie im dritten Buch von Seiten der Gerechtigkeit, der δικαιοσύνη) bespricht und namentlich den Einwurf eines gewissen Clodius zu widerlegen sucht, dass mit dem pythagoreischen Gebot der Enthaltsamkeit von dem Fleisch der Thiere, die den Göttern dargebrachten im Cultus ja selbst gebotenen Thieropfer in einem auffälligen Widerspruch stünden. Porphyrius verwirft auf das entschiedenste die blutigen Opfer als einen Theil der Götterverehrung, sie gehören nur den bösen Dämonen, während den guten Dämonen wie den Göttern die Erstlinge der Feldfrüchte, das ehrerbietige Wort, der lautere Gedanke genügen: daher wird der verständige und mässige Mann, welcher alles Körperlichen sich entschlägt und weder die Wohlthaten der bösen Dämonen zu begehren noch ihre Rache zu fürchten braucht, solche Opfer unterlassen; statt Thiere den bösen Dämonen zu schlachten, wird er dem höchsten Gott nur das stille Opfer seiner Gedanken und den geistigen Mächten der zweiten Ordnung nur das laute Opfer des Lobgebetes darbringen (S. 33). Es wird mit Recht hervor-

Digitized by Google

gehoben, wie Porphyrius durch diese (christliche) Lehre sich in den schneidendsten Gegensatz eben so sehr zu den verschiedenen Culten des Heidenthums, das er ja doch gegen das Christenthum zu vertheidigen suchte, wie selbst zu den meisten Anhängern der neuplatonischen Philosophie setzte, ihm darum vor Allem daran liegen musste, seine Lehre vom Opfer nicht als ein Product des Christenthums, sondern als althellenischen Glauben darzustelleu und zu rechtfertigen. Und diess hat er in diesem zweiten Buche, das demnach über die Opfer handelt, durchzuführen unternommen, und zu diesem Zweck geht er auf Theophrast zurück, welcher in der Schrift *περὶ εὐσεβείας* bereits die Unstatthaftigkeit der Thieropfer gezeigt, und ist, wie der Verf. S. 35 zeigt, wohl die ganze Erörterung, wie sie bald nach dem Eingang dieses Buches §. 5 beginnt, wo zuerst *ὥς φησὶν Θεόφραστος* vorkommt, was noch viermal im weiteren Verlaufe der Erörterung sich wiederholt, bis zu dem Schluss von §. 32 (wo es heisst: *τὰ μὲν δὴ κεφάλαια τοῦ μὴ θύειν ζῶα χωρὶς τῶν ἐμβεβλημένων μύθων ὀλίγων τε τῶν ὑφ' ἡμῶν προσκειμένων καὶ συντετμημένων ἐστὶν τοῦ Θεοφράστου ταῦτα*) aus Theophrast entnommen, einzelne, wenige Zusätze des Porphyrius, wie hier gezeigt wird, abgerechnet, so wie auch Einzelnes, namentlich einzelne Mythen, wie sie Theophrast wohl mehr zur angenehmen Unterhaltung seiner Leser eingefügt hatte, ausgelassen worden sind. Darum gibt nun der Verf. von S. 39 in fünf Abschnitten, die sich als eben so viele Excerpte aus des Theophrastus Schrift darstellen, eine wohl gelungene und durchaus genaue deutsche Uebersetzung dieser Stücke, unter welcher der griechische Text, zunächst nach Nauck's Ausgabe, aber mit einzelnen Verbesserungen oder Verbesserungsvorschlägen begleitet, abgedruckt ist, während auf jeden einzelnen Abschnitt die den Inhalt desselben betreffenden Erörterungen des Verfassers folgen, die zugleich den Zusammenhang des Ganzen nach diesen seinen einzelnen Theilen nachzuweisen bestimmt sind; was als Zusatz des Porphyrius erscheint, wird mit Sorgfalt ausgeschieden (wie z. B. S. 59 69. vgl. 119. 125), eben so auch auf die Anslassungen oder Zusammenziehungen, welche Porphyrius sich in seinen Mittheilungen aus der Schrift des Theophrast erlaubt (z. B. S. 56), hingewiesen. Was Theophrast selbst und seine ganze Erörtung, wie sie von Porphyrius mitgetheilt wird, betrifft, so sucht der Verf. vor Allem darauf aufmerksam zu machen, wie dieselbe ganz auf peripatetischer Grundlage ruht und nach peripatetischer Methode geführt ist, und wie beides, Gedanken und Methode sich meistens auf den Stifter der Schule, und Lehrer des Theophrast, auf Aristoteles, zurückführen lassen, auch wenn Einzelnes, was hinzugekommen, als speciell theophrastische Ansicht zu fassen ist (S. 42 ff.); erscheint doch bei Theophrast selbst der erste Satz, der die Uranfänge der Cultur in Aegypten sucht und daraus herleitet, dem Aristoteles entnommen (S. 42). Indessen fehlt es auch nicht an einzelnen Stellen, in wel-

Digitized by Google

chen Theophrast seinen eigenen Gang geht: den ganzen Gedankengang desselben, wie er in einer Reihe von Syllogismen sich bewegt, ganz nach peripatetischer Weise, hat der Verfasser S. 73 ff. darzulegen gesucht. Wir sehen daraus, dass Theophrast von dem Satze ausgeht, dass Feldfrüchte, als Erzeugnisse des Ackerbaues, der edelste Besitz der Menschheit und daher auch als die würdigste Gabe für die Gottheit, zum Dank für empfangene Wohlthaten zu betrachten seien, dass ferner blutige Opfer die Bedingungen der Frömmigkeit verletzen, welche Friedfertigkeit und allseitige Schonung, auch der Thiere, in sich schliesst, der Mensch insbesondere nur volles Eigenthumsrecht an den Feldfrüchten besitze und daher diese allein den Göttern darbringen könne, jedes Thieropfer aber, wie ein Raub an dem Leben des Thieres begangen, erscheine; ein jeder Zeit bereites, wohlfeiles Opfer, wie das der Feldfrüchte, verdient nach Theophrast den Vorzug vor jedem kostspieligeren, namentlich dem Thieropfer, da es einem Jeden, auch dem Armen, möglich sei, ein solches darzubringen, und damit seine Frömmigkeit zu bethätigen. Der Verfasser verbindet damit noch ein anderes, bei Stobäus aufbewahrtes Fragment, das er, und wohl mit Grund, derselben Schrift des Theophrast und derselben Erörterung zuweist; hier heisst es nämlich: »Wer wegen seines Verhaltens zur Gottheit Lob ernten will, der muss sich opferfreudig nicht dadurch zeigen, dass er Vieles opfert, sondern dadurch, dass er häufig die Gottheit ehrt: denn Jenes ist nur ein Zeichen von Wohlstand, dieses aber von Gottergebenheit.« So legt Theophrast den Werth nicht auf die Menge des Geopferten, sondern auf die Gesinnung des Opfernden, auf die Reinheit der Gesinnung. Wir können hier nicht in die weiteren Erörterungen eingehen, in welchen der Verfasser diese ganze Opferlehre des Theophrast, im Vergleich mit andern Kundgebungen des Alterthums näher betrachtet, und alle einzelnen Theile dieser Lehre in ihrem innern Zusammenhang, so wie selbst die einzelnen hier und dort eingestreuten historischen Notizen, welche auf die Opfer sich beziehen, näher zu beleuchten sucht, wie z. B. was S. 122 zu der von Theophrast eingeflochtenen Erzählung über den Ursprung der Dipolien zu Athen (§. 29. 30) bemerkt wird, oder was zu der §. 26 vorkommenden merkwürdigen Erörterung über die Opfer der Juden bemerkt ist S. 109 ff., welche schon darum zu einer näheren Besprechung Veranlassung gibt, als der Verfasser darin die erste in den uns noch bekannten Schriften der Hellenen vorkommende Notiz über das Volk der Juden und deren Eigenthümlichkeit zu finden geneigt ist, da ihm das Herodoteische Kadytis nicht als Jerusalem (?) erscheint und auch die in dem Gedichte des Chörilus, welches den Zug des Xerxes gegen Griechenland besang, vorkommende Stelle, die man gewöhnlich auf das Volk der Juden bezieht, zweifelhaft, und wohl mit Grund, erscheint. In einer Schlussbetrachtung S. 129 ff. ergeht sich der Verf. nochmals über den ganzen Charakter dieser Opfertheorie und sucht damit

Digitized by Google

zugleich den Werth und die Bedeutung der Theophrastischen Schrift festzustellen. Wie diese Theorie der althellenischen Sitte mehrfach entgegentritt und eben so der religiösen Richtung späterer Weltalter nahe tritt, wird mit Recht hervorgehoben, in der Behandlung vieler Einzelheiten aber ein im Streben nach populärer Erbaulichkeit allzu sehr verdünnter Rationalismus gefunden, und darin auch der Abstand erkannt, welcher den Schüler von seinem grossen Lehrer Aristoteles unterscheide.

Der Verfasser zeigt dann weiter, wie schon früher, bald nach dem Erwachen der hellenischen Philosophie zugleich mit der Auflehnung gegen die anthropomorphistische Personification der Götter von verschiedenen Seiten her Angriffe auf die blutigen Opfer beginnen, wie selbst Plato die Sühnopfer bekämpft und gern bei der Schilderung einer früheren unschuldigen Zeit verweilt, welche die Altäre der Götter nicht mit Blut befleckte. »Mit wie zäher Widerstandskraft nun auch der volksthümliche hellenische Cultus noch Jahrhunderte lang sich gegen alle diese philosophischen Reformversuche behauptete, es kam doch eine Zeit, wo der Gang der Menschengeschichte die Bestrebungen der hellenischen Denker verstärkt werden liess durch die Strömung der politischen Ereignisse und der religiösen Bewegungen innerhalb desjenigen Volkes, welches mit dem hellenischen den Anspruch theilt, die geistigen Lebenswege den modernen Culturvölkern vorgezeichnet zu haben.« Der Verf. bemerkt, wie in Judäa von Frühe an das blutige Opfer auf Einen Punkt des Landes, auf den Tempel der Hauptstadt beschränkt war, und wie nach der Zerstörung derselben die Nöthigung eingetreten, an die Stelle des Thieropfers das Wort und das Gebet zu setzen, »und im Wetteifer mit den Verkündern der neuen Religion fühlten nun auch Nachzügler der hellenischen Philosophie sich getrieben, die schon während Hellas' Blüthezeit eingeleiteten Versuche zur Vereinfachung des Gottesdienstes mit gesteigertem Ernst fortzuführen. So hat denn der verbündete Einfluss hellenischen Denkens, palästinischer Begeisterung und römischer Städtezerstörung das Aufhören der Thieropfer bewirkt und dadurch auch auf dem Gebiete der Religionsübung eine scharfe Gränze zwischen dem Alterthum und der Neuzeit gezogen.« Wir haben diese ganze Stelle lieber wörtlich unsern Lesern vorlegen wollen, da sie wohl Stoff genug zu weiteren Betrachtungen bieten kann, in welche näher einzugehen hier nicht der Ort ist, wo wir blos einen einfachen Bericht über Inhalt und Tendenz des Ganzen vorzulegen beabsichtigen, um damit auf die Schrift selbst, wie sie es verdient, aufmerksam zu machen.

S. 133—192 folgen die Anmerkungen; es sind meist ausführlichere und selbständige Erörterungen über einzelne, in der vorausgegangenen Darstellung kurz erwähnte Punkte, welche, um die Darstellung dort nicht zu unterbrechen, hier näher behandelt werden: oftmals enthalten sie auch die näheren Belege

oder Beweise der aufgestellten Behauptung. Uebrigens ist Einzelnes der Art auch im Vorhergehenden hier und dort ausgeführt, wo es ohne Nachtheil für den Zusammenhang der Darstellung geschehen konnte, wie z. B. S. 10 ff. vergl. S. 141 ff. über den von Porphyrius angeführten Claudius oder Clodius von Neapel, welcher eine Schrift wider die, welche sich des Fleichgenusses enthielten, geschrieben hat: der Verf. glaubt darin denselben Rhetor Sextus Clodius zu erkennen, welcher den Triumvir Antonius in der Beredsamkeit unterrichtet, und für seinen schlechten und nutzlosen Unterricht so reichlich mit einem ausgedehnten Gütercomplex in dem fruchtbaren Sicilien belohnt ward: nach der Art, wie Cicero wenigstens dieses Clodius in seiner zweiten philippischen Rede gedenkt, wird es allerdings schwer halten, an dieselbe Persönlichkeit auch bei Porphyrius zu denken und nicht vielmehr an eine andere, auch der Zeit nach dem Porphyrius näher stehende Person. Eine ähnliche Erörterung über Hermarchus ist S. 139 in den Anmerkungen gegeben; über Herakleides aus dem pontischen Heraklea S. 142, über Chäremon S. 150, über die Aufschrift der Schrift des Josephus gegen Apion, S. 154, wo der Verfasser den Titel *περὶ ἀρχαιότητος Ἰουδαίων* vorzieht (Auch J. Bekker hat in seiner Ausgabe des Josephus diesem Titel den Vorzug gegeben, aber *κατὰ Ἀπίωνος* darunter mit kleinerer Schrift beibehalten); wenn Porphyrius in unserer Schrift (IV, 11) dieselbe citirt *ἐν τῷ δευτέρῳ τῷ πρὸς τοὺς Ἕλληνας*, mit dem unmittelbar folgenden Zusatz *εἰσὶ δὲ δύο τὰ βιβλία*, so mag er wohl auch an jenen wahren Titel gedacht haben, da er unmittelbar vorher der jüdischen Geschichte (*ἐν τῷ δευτέρῳ τῆς Ἰουδαϊκῆς ἱστορίας*) und der Archäologie (*καὶ ἐν τῷ ὀκτωκαιδεκάτῳ τῆς ἀρχαιολογίας, ἣν διὰ εἴκοσι βιβλίων ἐπραγματεύσατο*) genannt hat, und durch den Zusatz *πρὸς Ἕλληνας* diese Schrift wohl von den andern unterscheiden wollen, zumal ihr Inhalt gegen Angriffe wider das Judenthum, die von Griechen ausgegangen, gerichtet war. Aehnlicher Art sind die Erörterungen über Neanthes S. 156, über Eubulus und Bardesanes S. 157 ff., über Satyros S. 161. Anderer Art sind die Bemerkungen über die Stoische Lehre von einem Weltstaat, der Götter und Menschen umschliesst, S. 138, oder über Menschenopfer S. 188; auf die Erörterung über den Wechsel in den Meinungen des Porphyrius S. 163 dürfen wir wohl insbesondere aufmerksam machen, eben so auch auf die Besprechung von Aristotelischen (S. 170), wie Herakliteischen (S. 191) Fragmenten, die bei Schleiermacher und Lasalle sich nicht finden. Endlich verdienen die auf die Texteskritik der Theophrasteischen Fragmente bezüglichen, eingehenden Erörterungen S. 167. 172. 177 noch eine besondere Erwähnung.

Wir wollen diese Anführungen nicht weiter fortsetzen, sie mögen für den oben angegebenen Zweck dieser Anzeige genügen, da es uns nicht möglich ist, auf alle die einzelnen Punkte, wie sie in dem Detail der Forschung hervortreten, ausdrücklich hinzu-

Digitized by Google

weisen oder dieselben einer näheren Besprechung zu unterziehen, was namentlich von den zahlreichen kritischen Bemerkungen über die Gestalt des Textes gelten mag. Die äussere Ausstattung der Schrift ist sehr befriedigend ausgefallen.

Scholia Horatiana Acronis et Porphyrionis. Emendavit constituit auxit Ferdinandus Hauthal. Vol. II. Pars altera, continens Sermones inde a lib. II, 3, 60. Epistulas atque artem poeticam. Accedunt Indices Scriptorum, rerum et verborum. Berolini sumptibus Jul. Springeri MDCCCLXVI. gr. 8.

Mit diesem Bande ist der von dem Herausgeber unternommene Abdruck der Horazischen Scholien in ihrer Vollständigkeit zu Ende geführt, und ist die Anlage und Einrichtung völlig gleich dem vorausgegangenen Theile, über welchen in diesen Jahrbüchern 1864. S. 705 ff. berichtet wurde; auch sind dem Ganzen die allerdings sehr wünschenwerthen Indices beigefügt; ein Index Scriptorum d. h. der in diesen Scholien citirten Schriftsteller, mit Angabe der betreffenden Stellen derselben, und ein Index rerum et verborum, welcher recht genau ausgefallen ist; es reichen diese Indices von S. 671—718 mit doppelten Columnen auf jeder Seite, und reihen sich daran noch einige Addenda et Corrigenda von S. 719—724. Wenn auf diese Weise das mühevolle Werk der Herausgabe Alles dessen, was von horazischen Scholien aus dem Alterthum sich noch erhalten hat, abgeschlossen erscheint und man gewiss bereitwillig das anerkennen wird, was der Herausgeber mit unsäglicher Mühe und Ausdauer zu Stande gebracht hat, so wird man doch andererseits die nothwendige Beigabe einer Einleitung oder die sogenannten Prolegomena vermissen, welche über des Herausgebers kritische Grundsätze sich zu verbreiten, und eben so alle weiter in Betracht kommenden literargeschichtlichen Fragen, insbesondere nach der Persönlichkeit der beiden Erklärer, des Acro und Porphyrio, nach der Zeit, in welche sie und ihre Producte fallen, zu erledigen, und hiernach Werth und Bedeutung dieser Scholien überhaupt zu bestimmen hatten, so weit diess nach den vorhandenen Resten noch einigermassen möglich ist. Man konnte diess auch nach früheren Andeutungen erwarten; man wird es daher mit dem Herausgeber sehr bedauern müssen, dass es ihm »per certos libri fines terminosque, extra quos egredi non poteram« nicht erlaubt war, eine derartige Einleitung beizufügen, mit welcher dann auch die Erärterung mancher andern darauf bezüglichen und damit in näherer Verbindung stehenden Punkten wohl verbunden werden konnte; ausserdem habe auch, bemerkt der Herausgeber weiter in der beigefügten Notitia, in neuester Zeit E. Schweikert in einer eigenen Abhandlung diesen Gegenstand behandelt und ihm darin Manches weggenommen: »prope-

Digitized by Google

diem tamen« fügt er dann bei, in majorem orbis literarii usum illa qualiacunque sunt, prelo tradentur una cum recensione mea Horatianorum scholiorum abjectis plurimis notis sub titulo: Scholia Horatiana Acronis et Porphyrionis. Recensuit Ferdinandus Hauthal. Accedunt Prolegomena atque Indices. In hac recensione multi loci adparebunt retractati certiusque constituti et mea et aliorum opera.« Wir gestehen, dass wir uns in diese Erklärung nicht zurecht zu finden wissen. Der grössere Umfang, den diese Ausgabe des Textes der Scholien eingenommen, gestattete es also nicht, auch die nothwendige Einleitung beizufügen, und darum soll ein neuer Abdruck dieser Scholien, mit Weglassung der kritischen Noten unter dem Text der andern Ausgabe, veranstaltet, und diesem dann die Einleitung beigegeben werden, die man doch mit mehr Grund bei der ersten, für den gelehrten Gebrauch bestimmten und darum mit dem kritischen Apparat (in den Noten, die jetzt wegfallen sollen), ausgestatteten Ausgabe erwarten konnte. Man wird dann genöthigt sein, den Text nochmals in der kleineren Handausgabe sich anzuschaffen, nachdem man ihn schon in der ersten besitzt! Daher ist uns ein solches Verfahren nicht recht erklärlich, und finden wir darin einen kaum auszugleichenden Widerspruch. Oder kommen hier noch andere Ursachen in Betracht, über welche der Herausgeber sich nicht näher aussprechen wollte oder konnte? Wie dem auch sei, wir haben gewiss Grund, den Wegfall der Prolegomena zu beklagen, die wir zur richtigen Würdigung des Ganzen für Etwas Nothwendiges ansehen. Allerdings hat die oben erwähnte Abhandlung*) einen wesentlichen Beitrag zur Lösung der auf diese Scholien bezüglichen Fragen geleistet, und die bis in alles Detail eingehende und reichlich mit Belegen aus diesen Scholien selbst in Allem ausgestattete Untersuchung, wie sie im ersten Abschnitt geführt ist, hat das wohl kaum zu bezweifelnde Ergebniss geliefert, dass die Scholien des Porphyrio jedenfalls den Vorzug vor denen des Acro verdienen und letztere überhaupt mit grosser Vorsicht zu gebrauchen sind; auch die weiter im zweiten Abschnitt angeführten Gründe, nach welchen beide Erklärer des Horatius um 300 p. Ch. oder in den ersten Theil des vierten christlichen Jahrhunderts zu verlegen sind, dürften eben so wenig sich bestreiten lassen und selbst das, was im dritten Abschnitt über die von Manchen bezweifelte Persönlichkeit eines alten Erklärers Acro überhaupt bemerkt wird, den der Verf. mit dem gleichnamigen Erklärer des Terentius für eine und dieselbe Person hält, wird gleiche Beachtung ansprechen können: dass es hiernach nur erwünscht wäre, auch die Ansicht des Herausgebers dieser Scholien, der doch wie Wenige, mit denselben schon durch das Werk der Herausgabe

---

*) De Porphyrionis et Acronis scholiis Horatianis Commentatio philologica quam — publice defendet Ernestus Schweikert. Monasterii typis Josephi Krick. MDCCCLXIV. 54 S. in gr. 8.

Digitized by Google

vertraut und bekannt ist, über alle diese, zum Theil sehr bestrittenen Punkte zu vernehmen, um auf diese Weise zu einem sicheren Urtheil über diese alten Erklärer des Horatius zu gelangen, wird man begreiflich finden. Aus einem Aufsatze von O. Keller, der so eben in die Oeffentlichkeit gelangt ist, ersehen wir, dass auch dieser gründliche Kenner des Horatius und seiner alten Erklärer für die Abfassungszeit der Scholien des Porphyrius die Zeit zwischen 200—250 n. Chr. anzunehmen geneigt ist, insofern in diesen Scholien sich Nichts findet, was mit dieser Annahme im Widerspruch steht. Aus den genauen Erörterungen und Nachweisungen Keller's geht auch so Viel hervor, dass Porphyrion's Heimath eher wohl in Afrika als in Italien zu suchen ist, obwohl er Italien, namentlich Rom und seine Umgebungen näher gekannt, mithin auch dort sich öfters oder längere Zeit aufgehalten haben muss. Ob er, wie Keller glaubt wahrscheinlich machen zu können, ein Anhänger Fronto's gewesen, wagen wir nicht mit gleicher Bestimmtheit zu versichern: aber darin glauben wir ebenfalls beipflichten zu müssen, dass sein Commentar über Horatius jedenfalls vor dem, was wir sonst noch von Resten alter Erklärung des Horatius besitzen, den Vorzug verdient, und dass derselbe zunächst auf das logische, rhetorische und grammatische Verständniss des Horatius gerichtet war, in sachliche Erklärung sich daher weniger einliess. Was nun die unter Acron's Namen gehenden Scholien betrifft, so setzt Keller den (untergegangenen) Commentar dieses Acro, so wie des Modestus noch vor Porphyrion: was wir noch besitzen, entlehnt wohl aus dem Commentar dieses Acro, auf welchen verwiesen wird, fällt aber in eine ungleich spätere Zeit und wird hier eine ältere Partie dieser pseudoacronischen Scholien, welche in den Anfang des fünften Jahrhunderts, und in eine jüngere, welche an das Ende dieses Jahrhunderts verlegt wird, unterschieden. Wir können hier nicht weiter in diese Erörterung eingehen, die durch diesen Aufsatz von Keller eine so wesentliche Förderung erlangt hat, und was Acro betrifft, die schon früher von Andern bezweifelte Existenz dieses Scholiasten in den uns erhaltenen Horazischen Scholien, in ein richtiges Geleise gebracht zu haben scheint. Haben wir aber von demselben Verfasser im Verein mit seinem Freunde Holder eine neue Ausgabe der alten Scholien zu erwarten, so können wir damit auch gewiss die Erwartung einer sorgfältigen, kritischen Ausscheidung dieser alten Reste um so mehr verbinden, als beide es sich vor Allem so sehr haben angelegen sein lassen, bei ihrer Bearbeitung des Horatius, den ältesten Handschriften nachzugehen und ihre Bemühung durch wesentliche Resultate belohnt worden ist.

Digitized by Google

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel. Achter Band. Basel. H. Georg's Verlagsbuchhandlnng. 1866. XXIV u. 372 S. in gr. 8.

Auch dieser Band enthält eine Reihe von Beiträgen, die zum grossen Theil urkundlicher Art, nicht blos für die Schweiz, insonderheit Basel, sondern auch für Deutschland, ein gleiches Interesse und eine gleiche Bedeutung haben, die durch die gründliche und gediegene, streng quellenmässige Behandlung, welche man in allen diesen Aufsätzen wahrnimmt, nur gewinnen kann. Nach einem Vorbericht, welcher die Geschichte der Gesellschaft seit dem Jahre 1836 bis zum Jahre 1864 enthält und sich über die Leistungen derselben in einer Weise verbreitet, die durch das Thatsächliche, was hier berichtet wird, uns mit Achtung vor den Bestrebungen einer Gesellschaft erfüllen muss, die keine andere als rein wissenschaftliche, und dabei auch ächt vaterländische Zwecke verfolgt, finden wir zuerst einen mit Urkunden aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die am Schlusse wörtlich abgedruckt sind, belegten Aufsatz des Prof. Andr. Heusler, Sohn, »über die Berührungen Basels mit den westphälischen Gerichten«, welche für den Geschichtforscher wie für den Rechtshistoriker von gleicher Wichtigkeit ist. Der zweite Aufsatz von Dr. Karl Burckhardt hat speciell ein wichtiges Moment aus der Geschichte Basel's zum Gegenstande: das Begehren der Basler Bürgerausschüsse im Jahr 1691, die Folge einer Bewegung, die gegen das oligarchische Regiment gerichtet war, das im siebenzehnten Jahrhundert, wie überhaupt seit den Zeiten der Reformation in Basel sich immer mehr entwickelt und festen Fuss gefasst hatte. Es bietet diese ganze Erscheinung, wie sie uns hier geschildert wird, auch manche Lehre für die Gegenwart: das Urtheil des Verfassers, wie es am Schlusse S. 100 ausgesprochen ist, geht dahin, dass die Bewegung in ihrem Ursprung eine wohlbegründete war, und dass sie in ihrem Fortgang vielfach die richtigen Heilmittel gegen die vorhandenen Schäden zu finden bemüht war, wenn sie auch bei manchen der geforderten Punkte weder mit der Rechtmässigkeit noch mit der Zweckmässigkeit derselben einverstanden sein kann. Der dritte Aufsatz von H. Zehntner betrifft die Streitigkeiten zwischen der Gerberzunft in Basel und den Landgerbern im achtzehnten Jahrhundert, ein in manchen auch ökonomischen Beziehungen lehrreicher Aufsatz, der zugleich zeigen kann, von welchem Umfang und von welcher Ausdehnung das Ledergewerbe in damaliger Zeit von Basel, Stadt und Land, betrieben wurde. Für die Literärgeschichte, nicht blos der Schweiz, sondern auch von Deutschland, von nicht geringem Interesse ist der nächstfolgende Aufsatz von Dr. D. A. Fechter: der Geschichtschreiber Johannes Müller in seinem Briefwechsel mit Peter Ochs von Basel 1775 bis 1786 (S. 131 ff.). Nicht blos über den berühmten Baslerischen Geschichtschreiber Ochs werden uns

Digitized by Google

hier manche nicht zu übersehende biographische Notizen mitgetheilt, welche der Verfasser einer Mittheilung des Herrn Appellationsrath His verdankt, sondern wir erhalten auch nähere Nachrichten über das Verhältniss, das zwischen den beiden Schweizergelehrten Ochs und Müller statt fand, und ein recht freundschaftliches und inniges war, wobei Briefe des letzteren an Ochs, welche noch nicht gedruckt sind, und von demselben Herrn His mitgetheilt wurden, benutzt und zum Theil auch abgedruckt sind. Dann folgen S. 171 ff. Mittheilungen aus den Basler Rathsbüchern aus den Zeiten des dreissigjährigen Krieges, von Prof. A. Heusler, Vater. Der Verfasser, beschäftigt ein Bild zu entwerfen von den gesammten politischen, gesellschaftlichen, gewerblichen, intellectuellen und sittlichen Zuständen Basels zur Zeit des dreissigjährigen Krieges, wozu in den Basler Archiven ein reicher Stoff vorhanden, gibt aus einer solchen, allerdings umfangreichen und schwierigen Arbeit, in diesen Mittheilungen ein Bruchstück, das wohl geeignet ist, den Wunsch nach weiteren ähnlichen Mittheilungen der bemerkten Aufgabe zu erregen, die auch für Deutschland, namentlich Süddeutschland von gleichem Interesse sein dürfte. Eingeleitet sind diese Mittheilungen durch eine eingehende Betrachtung über Basel's politische Stellung und über die Verhältnisse der Schweiz überhaupt und zu dem verheerenden Kampfe, von dem die Schweiz, welche in Folge der Reformation ohnehin zerrissen genug war, glücklicherweise verschont blieb. An diese Betrachtung schliessen sich dann weiter die den unmittelbarsten Quellen d. d. den Rathsbüchern entnommenen Nachrichten über die verschiedenen Vertheidigungsanstalten und Fortificationsarbeiten, die man damals zur grösseren Sicherheit in Basel traf: zwei Pläne sind sogar zur bessern Uebersicht beigefügt; ähnlicher Art sind die Mittheilungen über die Volkswerbungen, über die Neutralitätsfrage, über die Reisläufer und Flüchtlinge, denen sich andere über die Rechtspflege, über die Handhabung der Sittlichkeit, zumal in einem merkwürdigen Ehehandel anreihen. Mehrere Beilagen, wie z. B. der Bericht von J. Grasse über die Einnahme von Rheinfelden, zwei Briefe des Kanzler Oxenstierna u. A. sind schätzbare, urkundliche Beiträge zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges und vermehren das Material, das auch in Deutschland vielfach jetzt auf urkundlichem Wege für diese denkwürdige Zeit beigebracht wird. Den Beschluss macht (S. 345 ff.) ein Aufsatz von Ed. His-Heusler: die neuesten Forschungen über Hans Holbein des jüngeren Geburt, Leben und Tod; auch dieser Aufsatz entstammt grösstentheils urkundlichen, bisher unbenutzten Quellen, welche über das Leben dieses Künstlers manchen neuen Aufschluss bringen.

Digitized by Google

*Ausflug nach der Tatra, der Hegyallia und dem ungarischen Erzgebirge im Sommer 1865 von Dr. H. K. **Brandes**, Prof. und Rektor des Gymnasiums zu Lemgo. Mit einer kurzen Grammatik der ungarischen Sprache. Lemgo und Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1865. 102 S. 8.*

Dieser Ausflug, bereits der zwölfte, der uns in anziehender und belehrender Erzählung mitgetheilt wird, erstreckt sich diessmal nach einem Lande, das bisher selten als Reiseziel genannt und noch weniger in dem, was es, namentlich an Naturschönheiten bietet, bekannt ist. Der obere Theil von Ungarn und das Gebirge, durch welches dasselbe von Galizien getrennt wird, so wie ein Theil, und zwar der westlichste desselben, war diessmal das Ziel der Reise des Verfassers, und seine Schilderung beginnt mit Krakau, wo sein Fuss zuerst die Fremde betrat. Der anziehenden Beschreibung dieser Stadt und des nahen, berühmten Steinsalzbergwerkes zu Wieliczka. folgt die Wanderung nach der Tatra, mit welchem Namen der südwärts von Krakau in der Entfernung von fast dreissig Stunden die Galizische Hochebene einschliessende und von dem Norden Ungarns trennende Zug der Karpathen bezeichnet wird, den der Verf. und zwar von der Südseite aus näher kennen zu lernen gedachte, weil von hier aus, zunächst von der ungarischen Stadt Käsmarkt (d. h. Kaisersmarkt), die grossen Wunder der Natur, die auch dieses Hochgebirge bietet, am nächsten zu erreichen sind. Dass die Wanderung von hier aus zu Fuss angetreten ward, kann bei dem rüstigen Verfasser, wie wir ihn aus so manchen früheren Wanderungen kennen, nicht befremden. Zuerst ging es nach dem am Fusse der Tatra gelegenen Badeort Schmöcks, von welchem der Verfasser eine so reizende Schilderung entwirft, dass wir, um so mehr als dieser so schön gelegene Badeort bei uns kaum dem Namen nach bekannt ist, Einiges daraus hier mittheilen wollen.

»Fern von Pracht und Luxus ist in diesem Bade Alles ländlich und einfach. Wer daher in einem Brunnenorte blendende Marmorsäle, von kostbaren Geräthen strahlende Salons, von Gold und Silber funkelnde Vorhänge und Teppiche, Schaaren von gebückten Dienern und Trabanten und dergleichen mehr sucht, der gehe nicht nach Schmöcks, denn er findet sie nicht. Aber wer ein Freund von Gottes schöner freier Natur, wenn im niederen Lande die Sonne sticht und brennt, dass er kaum zu athmen vermag, in des Waldes Grün und Schatten auf anmuthigen sanft auf- und absteigenden Wegen lustwandeln will: wer von frischer, stärkender, belebender Alpenluft gefächelt zu werden wünscht — das Bad hat 3170′ Seehöhe — wer gesundes kaltes Wasser zu trinken oder sich an angenehmem Sauerbrunnen zu laben; wer dazu sich in einer Gesellschaft von freundlichen, zuvorkommenden, anspruchslosen, wackern Menschen zu bewegen; wer bei mässigen Ausgaben

Digitized by Google

von seinen Arbeiten und Sorgen zu feiern und sich zu erholen begehrt; und wem es endlich gefällt, zugleich Auge und Herz an einem Hochgebirge zu erfreuen, wie er nirgends ein ähnliches gesehen, der gehe nach Schmöcks, er hat seine Rechnung gemacht und wird sie richtig befinden. Denn allenthalben hat er die Tatra in ihrer Grösse, Erhabenheit und Furchtbarkeit vor sich, ein Hochgebirge, das in Europa, und wie ich glaube, auf der Erde überhaupt, nicht seines Gleichen hat. Ich habe die schweizer, die tyroler und österreichischen Alpen, die Pyrenäen und die Sierra Nevada, die Sierra Morena und Guadarama, den Apennin, das schottische Hochland und das walliser Gebirge, die Kiölen Scandinaviens, die griechischen Gebirge und den Olymp von Bithynien geschaut, aber ein Gebirge, wie die Tatra beschaffen und gestaltet ist, habe ich nirgends geschaut. Wie Tacitus von den Germanen schreibt: sie sind ein Volk, das nur sich selber gleicht, so möchte ich von ihr sagen: sie ist ein Gebirge, das keinem andern, sondern allein sich gleicht. Staunend und bewundernd blieb ich vor ihr stehen, als ich sie zuerst vor mir sah; so ganz anders war sie, als ich sie mir gedacht hatte. Ich nahm das Maass von den Alpen, die ich gesehen, und ich hatte unrichtig gemessen.

Was gibt denn der Tatra diesen seltenen und seltsamen Charakter? Sie hat keinen fortlaufenden Rücken, auf welchen die Gipfel und Spitzen aufgesetzt sind, keine frei stehende isolirte Thürme und auf der südlichen Seite keine Arme, mit welchen sie nach der Ebene greift, — urplötzlich steigt sie vom Boden in die Lüfte, und da starren die ungeheuren Felsmassen, welche du dir wie die riesigsten Wagenräder, wie die kolossalsten aufgerichteten Becken oder wie ein Dutzend von Adlern, die ihre ausgebreiteten Flügel in einer Reihe an einander schliessen, vorstellen magst, und die Wagenräder und Becken und ausgespannten Adlerflügel so gross wie immer möglich; denn sie müssen vom untern bis zum obern Rande 5000 Fuss messen, als sähst du zweimal den Brocken und vier- oder fünfmal die Grotenburg auf sich selbst gethürmt; nackte kahle Wände, einige dunkel grau, andere hell grau, mit langen tiefen Rissen und Furchen, in welchen der blendende Schnee glitzert, und oben in feine, dünne Spitzen und Zacken zerschnitten. Starr ragen sie in des Himmels Blau hinein, während über ihre Füsse das Kleid des grünen Waldes zur Ebene hängt. Sie haben etwas Gespensterartiges und Grauenhaftes durch die graue Farbe der Felsen und den grünen Saum des Waldes.«

Die Tatra selbst, wie dieser Theil der Karpathen genannt wird, erscheint nicht als ein sehr ausgedehntes Gebirge, da seine Länge nur vier Meilen beträgt; aber es ist nach allen Seiten schroff und abschüssig, und erreicht in mehreren der aus dieser Felsmasse sich erhebenden Spitzen eine Höhe von mehr als sieben und achttausend Fuss: der höchste Punkt oder die Lomnitzer Spitze erreicht eine Höhe von 8300 Fuss: ihr zunächst die Gerlsdorfer

Digitized by Google

Spitze, die von Einigen sogar noch etwas höher angeschlagen wird. Wir haben also hier ein Gebirge, das den gefeiertsten Gebirgsgegenden der Schweiz nicht nachsteht, und, wie wir aus der hier geschilderten Wanderung ersehen, nicht weniger Merkwürdigkeiten einer grossartigen Natur bietet, die von der Industrie noch nicht so ausgebeutet ist, aber auch dem Wanderer nicht die Bequemlichkeiten bietet, sondern ganz andere Forderungen stellt, welchen nur ein so geübter, rüstiger und kräftiger Tourist, wie wir den Verfasser kennen, genügen konnte. Aber um so lieber folgen wir der Schilderung, die er von seiner beschwerlichen und selbst gefahrvollen Wanderung durch dieses Hochgebirge uns vorlegt, und finden uns doppelt befriedigt. Zurückgekehrt nach jenem lieblichen Badeort, von wo aus die Gebirgstour unternommen war, setzte der Verf. die Reise auf der Post fort nach Kaschau und Tokay, dann von da nach Debreczin, bekanntlich der bedeutendsten Stadt Ungarn's nach Pesth, da sie an 60,000 Einwohner zählt. Von hier wendete sich die Reise über Szegled nach Pesth und von da nach Gran und Schemnitz: alle diese Oertlichkeiten werden geschildert, insbesondere die Umgebungen von Schemnitz, von wo die Reise nach der Bergstadt Kremnitz und Neusohl fortgesetzt ward. Neusohl, von wo aus noch der schön gelegene Badeort Sliatsch besucht ward, bildete das Endziel der Reise; der Verf. fuhr von hier zurück nach Gran Natra, und bestieg die Eisenbahn, die ihn in Einem Zuge über Pressburg, Oderburg, Breslau und Berlin der Heimath zuführte, nachdem er viertehalb Tage und drei Nächte hinter dem Dampfrosse gesessen, wohl befriedigt von dem gemachten Ausfluge. »Denn, so schreibt er S. 65, ich habe den grössten Theil des nördlichen Ungarn gesehen — den südlichen früher. — Die so eigenthümlich gestaltete und allein sich gleiche Tatra mit ihren riesigen eisengrauen Felsbecken, der schauerlich erhabene Felskessel mit dem grossen Fischsee und dem schwarzen Meerauge stehen vor mir; ich wandele in den Schattengängen von Schmöcks und schaue von der schönen Aussicht in die fruchtbare Ebene der Zips, versetze mich an den Fuss der Hegyallia und sehe Theiss und Bodrog zusammenströmen, betrachte die bewaldete Matra mit dem freundlichen Marktflecken Gyongyös, blicke von dem hohen Kalvarienberge auf die so malerisch in ihren Bergen und Thälern ruhende Bergstadt Schemnitz, gedenke der vielen Ungarn, die mir so freundlich begegneten; ich habe das Volk hochschätzen gelernt und danke Gott, dass er mir wiederum so viel Schönes von seiner herrlichen Schöpfung gezeigt hat.

Auf jedem meiner früheren Ausflüge in weitere Fernen habe ich in runder Summe 300 Thaler ausgegeben, auf letzterem die Hälfte, so bin ich im Vortheil. Wer demnach seine Finanzen zu verbessern Lust hat, dem gebe ich den freundschaftlichen Rath, er möge eine Reise nach Ungarm machen, und er wird mit dem Angenehmen das Nützliche, das utile cum dulci, verbinden.«

Digitized by Google

Eine nützliche Zugabe bildet der Anhang, welcher sich über die ungarische Sprache verbreitet und in gedrängter Weise das Wesentlichste bringt aus der Grammatik dieser für den Fremden um so schwierigeren Sprache, als alle Beugungen in Declination und Conjugation durch angehängte Buchstaben oder Sylben vollzogen werden, was allerdings den völlig fremdartigen Ursprung der Sprache, die dem finnischen Sprachstamm zugehört, bekundet. Wie der Verfasser bemerkt, erscheint das hier von ihm Gegebene als ein Auszug aus der ausführlichen Grammatik der ungarischen Sprache von Dr. Moriz Ballagi Pesth 1861 in der fünften Auflage.

Das Annolied. Genauer Abdruck des Opitzischen Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch von Joseph Kehrein, Director zu Montebaur u. s. w. Frankfurt a. M. 1864. Verlag für Kunst und Wissenschaft. G. Hamacher. 86 S. in 8.

Der durch verschiedene Leistungen auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur rühmlichst bekannte Verfasser hat hier eine neue Ausgabe eines der schönsten Denkmale unserer früheren Poesie geliefert, die allerdings geeignet ist, das herrliche Lied auch in weitere Kreise, als die der Gelehrten, einzuführen, und einen ausgedehntern Leserkreis demselben zuzuwenden. Denn nicht blos liefert er einen genauen Text desselben, begründet auf den Opitzischen Text (da bekanntlich keine Handschrift dieses Liedes mehr existirt, wenigstens noch nicht aufgefunden worden ist), aber mit Berücksichtigung der in den Jahren 1847 und 1848 von Roth und Bezzenberger besorgten Ausgaben, sondern er lässt demselben (S. 40 ff.) eine Reihe von Anmerkungen folgen, durch welche die verschiedenen sachlichen Punkte, welche in dem Liede vorkommen und einer Erklärung bedürftig erscheinen, erläutert werden, und an diese schliesst sich, gewissermassen als sprachlicher Commentar S. 48 ff. ein Wörterbuch an, in welchem die einzelnen Worte und Ausdrücke erklärt werden, und, was für den Sprachforscher gewiss sehr bequem ist, alle die einzelnen Eigenthümlichkeiten des Gedichtes in Bezug auf Schreibung, Deklination, Conjugation, Satzbildung u. dgl. zusammengestellt sind. Die »Vorbemerkungen« welche dem Abdruck des Textes vorangehen, verbreiten sich über den Erzbischof Anno zu Köln, zu dessen Preis das Lied gedichtet ist, dann über den Verfasser des Liedes, seinen Inhalt und die verschiedenen Ausgaben. Bekanntlich bildet der erste Punkt eine, im verschiedenen Sinne bisher beantwortete Streitfrage, zumal auch in der Kaiserchronik grössere Stücke sich finden, die wörtlich in diesem Liede ebenfalls vorkommen: der Verf. ist geneigt, sich hier der Ansicht von Holtzmann anzuschliessen, die auch nach unserer Ueberzeugung für die wahrscheinlichste zu halten ist; hiernach ist Lambert von Hersfeld für den Verfasser dieses Gedichtes anzunehmen, dessen Abfassung am ersten in das Jahr 1080 zu setzen ist.

Digitized by Google

Der älteste, bis jetzt bekannte Lehrplan für eine deutsche Schule (die Schule der Stadt Eisleben) im Jahre 1552, aufgefunden und nach dem Originaldrucke nebst einigen Bemerkungen herausgegeben von F. L. Hoffmann, Dr. der Rechte. Hamburg. Perthes-Besser et Mauke. 1865. 32 S. 8.

Ein sehr merkwürdiges Aktenstück liegt hier vor uns: eine Ordnung über die erste Einrichtung einer gelehrten, lateinischen Schule, die bestimmt ist tüchtige Diener der Kirche und des Staates zu bilden, gestiftet von den Grafen von Mansfeld zu Eisleben und, wie der Herausgeber nachgewiesen hat, in dem Jahre 1525, während die verschiedenen bis jetzt bekannt gewordenen Ordnungen der Art sämmtlich einer späteren Zeit angehören. Der Herausgeber fand dieselbe auf der inneren Seite des oberen Deckels eines in der Hamburger Stadtbibliothek befindlichen Exemplars der Basler Ausgabe des Plinius vom Jahre 1525, und dass wir hier ein Unicum vor uns haben, das schon darum eine Veröffentlichung durch den Druck verdiente, wird nicht wohl zu bestreiten sein. Es ist diese Ordnung eigentlich ein Programm, ausgehend von Johannes Agricola und Hermann Tulichius, welche sich »Professores Scholae Islebianae« nennen, und die Bestimmung und den Zweck der Schule, sowie deren Einrichtung nach drei Classen näher angeben. Während in der ersten Classe dieser gelehrten Schule Aesops Fabeln, und die bekannte unter Cato's Namen gehenden Disticha de moribus, so wie »Mimi Laberii« (wahrscheinlich die Spruchsammlung des Syrus) gelesen werden sollen, ist die Lectüre des Terentius und Virgilius Hauptaufgabe in der zweiten Classe, so wie Uebungen in prosaischen wie poetischen Aufsätzen; in der dritten Classe sollen die Geschichtschreiber Livius und Sallust, von Dichtern neben Virgil, Ovidius und Horatius, dann auch einzelne Reden und philosophische Schriften Cicero's (Officia, De amicitia, De senectute) den Gegenstand der Lectüre hauptsächlich bilden, und damit Uebungen in der Verfertigung von Versen, Aufsätzen in Prosa verbunden werden. Mit dem Griechischen soll erst auf dieser Stufe des Unterrichts begonnen werden, eben so auch mit dem Hebräischen.

Wir haben nur diese wenigen Punkte aus diesem in der That ältesten Schulprogramme hervorgehoben, das zu manchen andern noch später in demselben Jahrhundert auftauchenden Schulordnungen manchen interessanten Vergleich bietet. Noch ist der zahlreichen und umfassenden, meist literärhistorischen oder biographischen Erörterungen zu gedenken, mit welchem die bekannte Gelehrsamkeit des Herausgebers auch diese Publikation ausgestattet hat, zumal so manches Neue, aus unbekannten Quellen für die Geschichte des gelehrten Schulwesens früherer Zeit, an das Tageslicht gezogen worden ist.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Recueil de Problèmes posés dans les Exames d'admission à l'école impériale polytechnique et à l'ecole impériale des arts et manufactures, ainsi que dans les conférences des principales écoles préparatoires, par A. Lonchampt, Directeur des études à l'institution polytechnique. Enoncés et Solutions. Paris, Gauthièr-Villars. 1865. (480 S. in gr. 8.).

Die vorliegende Sammlung von Aufgaben ist lithographirt, aber im Buchhandel ausgegeben und enthält die Aufgaben (mit den Auflösungen), welche zur Aufnahme in die wissenschaftlich-technischen Schulen Frankreichs seit einer Reihe von Jahren vorgelegt wurden. Neben manchen verhältnissmässig einfachen und viel bekannten findet man darin eine grosse Anzahl sehr interessanter und lehrreicher, oft auch sehr schwieriger Aufgaben. Da aber die wirklich gestellten Aufgaben gesammelt wurden, so ist es ganz natürlich, dass in der Sammlung manches »Problem« erscheint, das sonst auch in den Lehrbüchern seinen Platz findet; es war das wohl nicht zu vermeiden und sollte auch nicht vermieden werden, da dem Werthe des Ganzen sicher nicht Eintrag dadurch geschah.

Das Gebiet, auf dem die Probleme der Sammlung sich bewegen, ist das der niedern Mathematik im weitesten Umfange.

Wir begegnen da zuerst einigen Aufgaben aus der Arithmetik (Zahlenlehre und Näherungsrechnungen), worauf solche aus der ebenen Geometrie und der Stereometrie folgen. Nicht gerade übermässig zahlreich betreffen sie vorzugsweise die Kreislehre und die Theorie der ebenflächigen Polyeder. Eine ziemliche Anzahl Probleme gehört sodann der darstellenden Geometrie an; stärker vertreten ist hierauf die Algebra. Division von Polynomen, Gleichungen des ersten und zweiten Grades, Maxima und Minima algebraischer Funktionen, Auflösung binomischer Gleichungen, Reihen, Binomialformel, Theorie der Derivirten (Differentialquotienten) nach der Gränzmethode, Behandlung scheinbar unbestimmter Formen, Theorie höherer Gleichungen in bedeutendem Umfange, geometrisch-algebraische Aufgaben, Zerfällung in Partialbrüche: alles das findet sich in dieser Abtheilung, die sicher zu den interessantesten des Buches gehört.

Der Ordnung nach folgt hierauf die Trigonometrie. Neben zahlreichen theoretischen Aufgaben finden sich hier auch einige geometrische, so wie die Auflösung der kubischen Gleichungen u. s. w.

Digitized by Google

Weitaus den grössten Theil des Buches füllt die analytische Geometrie und zwar die der Ebene die Seiten 145—393, die des Raumes 394—476. Schon aus diesen Seitenzahlen lässt sich die ausserordentliche Reichhaltigkeit der Sammlung in dieser Hinsicht ersehen.

Wir haben vor uns Aufgaben über die gerade Linie in den mannigfaltigsten Verbindungen, den Kreis und die Kurven zweiten Grades im Allgemeinen sowohl als im Einzelnen. So wird die Ellipse von S. 199—238, die Hyperbel von S. 239—272, die Parabel von S. 273—296 je in eingehendster und vielfältigster Weise behandelt. Auch die neuern Theorieen sind bei diesen und den darauf folgenden, abermals die Kurven zweiter Ordnung behandelnden Aufgaben vertreten. Eine Reihe Kurven höherer Ordnung werden sodann untersucht und konstruirt und auch die Polarkoordinaten bei den Problemen der ebenen analytischen Geometrie angewendet. Die transzendenten Kurven werden in Bezug auf ihre Entstehung und daraus folgende Gleichung ebenfalls untersucht.

In der analytischen Geometrie des Raumes werden Aufgaben über gerade Linie und Ebene, die Oberflächen zweiten Grades im Allgemeinen, Oberflächen, die durch Bewegung entstehen, und dann im Einzelnen über das Ellipsoid, Hyperboloide, Kegel zweiten Grades, Paraboloide, so wie zylindrische Oberflächen gegeben.

Den Schluss des Buches bilden zwei Muster von »compositions écrites« zur Aufnahme in die Ecole centrale (1862) und die Ecole polytechnique (1864).

Es wird genügen, durch unsere vorstehende kurze Uebersicht des Inhalts auf das Buch aufmerksam gemacht zu haben, das für Jeden eine reiche Fundgrube der zusammengesetztesten Aufgaben bildet und desshalb einer besondern Empfehlung nicht bedarf.

Die Integration zusammengesetzter Funktionen nach der Methode der unbestimmten Coefficienten von E. Grüttefien, Baumeister. Berlin. Verlag von Carl Beelitz. 1865. (41 S. in 8.)

Da die Methode der »theilweisen Integration« in vielen Fällen nur durch langwierige Reduktionen zum Ziele führt, auch die Ergebnisse nicht immer in der elegantesten Form auftreten, so hat der Verf., der daran kein besonderes Wohlgefallen hatte, gesucht, für gewisse Gattungen von Integralen die endgiltigen Werthe leichter herzustellen, als dies mittelst der besagten Methode geschieht.

Das Integral $\int \frac{\psi(x)}{\varphi(x)^n} dx$, in dem $\psi(x)$, $\varphi(x)$ ganze Funktionen von x sind, wird herkömmlich auf Integrale reduzirt, in denen n (das positiv ganz gedacht ist) um je eine Einheit geringer ist, so

Digitized by Google

dass man zuletzt auf das Integral $\int \frac{f(x)}{\varphi(x)} dx$ gelangt, wo f(x) eine ganze Funktion von x, von niederem Grade als $\varphi(x)$, ist. Die gefundenen Grössen haben die verschiedenen Potenzen von $\varphi(x)$ im Nenner bis zur n—1ten. Vereinigt man allle, so setzt der Verf. $\int \frac{\psi(x)}{\varphi(x)^n} dx = \frac{F(x)}{\varphi(x)^{n-1}} + \int \frac{f(x)}{\varphi(x)} dx$, wo er sich die Bestimmung der ganzen Funktionen F(x), f(x) nun vorbehält. Zu dem Ende differenzirt er beiderseitig und erhält: $\psi(x) = \varphi(x) F'(x) - (n-1) F(x) \varphi'(x) + f(x) \varphi(x)^{n-1}$, in welcher Gleichung F(x), f(x) so zu bestimmen sind, dass dieselbe eine rein identische wird.

Ist nur $\psi(x)$ des Grades α, $\varphi(x)$ des Grades β, also $\varphi(x)^{n-1}$ des Grades $n\beta-\beta$, $\varphi'(x)$ vom Grade $\beta-1$, so wird f(x) höchstens vom Grade $\beta-1$ sein dürfen, damit in dem zweiten obiger Integrale eine ächt gebrochene Funktion vorkommt. Zur Bestimmung von f(x) gehört also die Bestimmung von β vorläufig noch unbekannten Koeffizienten, und $f(x) \varphi(x)^{n-1}$ ist höchstens vom Grade $n\beta-1$.

Wir haben nun zwei Fälle zu unterscheiden.

1) Es ist $\alpha \geqq n\beta - 1$. Jetzt muss in $\varphi(x) F'(x) - (n-1) F(x) \varphi'(x)$ die höchste Potenz x^α vorkomme; wozu gehört, da $\varphi'(x)$ vom Grade $\beta-1$, dass F(x) vom Grade $\alpha-\beta+1$ sei, also $\alpha-\beta+2$ (unbestimmte) Koeffizienten enthalte. Die Gesammtzahl aller unbestimmten Koeffizienten ist hiernach $(\alpha-\beta+2)+\beta=\alpha+2$, d. h. man setzt $f(x) = A_0 + A_1 x + \ldots + A_{\beta-1} x^{\beta-1}$, $F(x) = B_0 + B_1 x + \ldots + B_{\alpha-\beta+1} x^{\alpha-\beta+1}$.

2) Es ist $\alpha < n\beta-1$. Jetzt enthält $f(x) \varphi(x)^{n-1}$ bereits die höchste Potenz x^α und noch höhere dazu; also muss $\varphi(x) F'(x) - (n-1) F(x) \varphi'(x)$ die Potenz $n\beta-1$ als höchste enthalten, wozu gehört, dass F(x) vom Grade $n\beta - 1 - (\beta-1) = (n-1)\beta$ ist. Die Gesammtzahl der vorläufig noch unbestimmten Koeffizienten ist hiernach: $\beta + (n-1)\beta + 1 = n\beta + 1$.

Soll nun die oben angegebene Gleichung eine Idendität werden, so erhält man im ersten Falle $\alpha+1$, im zweiten $n\beta$ Bedingungsgleichungen, also beide Male eine Bedingungsgleichung weniger als es unbestimmte Koeffizienten sind.

Es bliebe somit im Allgemeinen ein Koeffizient willkürlich anzunehmen; wenn auch unter anderer Form thut dies der Verf. im Grunde. Er gibt nämlich als Vorschrift, dass wenn die zweite Seite der Gleichung $\psi(x) = \varphi(x) F'(x) - (n-1) \varphi'(x) F(x) + f(x) \varphi(x)^{n-1}$ nach Einführung von f(x), F(x) von höherem Grade werde als die erste, man die Ordnungen von f(x) und F(x) um einen Grad vermindern solle, wodurch freilich zwei Koeffizienten wegfallen; dass wenn aber die linke Seite von gleichem oder höherem Grade sei als die rechte, man in F(x) den Koeffizienten von x^0 streichen solle.

Digitized by Google

Wir haben eben darauf aufmerksam gemacht, dass in dem einen Fall zwei Koeffizienten in Wegfall gerathen. Dieser Fall tritt aber nur dann ein, wenn $\alpha < n\beta - 1$; lässt man also jetzt $f(x)$ nur des Grades $\beta - 2$ sein, so ist die höchste Potenz in $f(x)$ $\varphi(x)^{n-1}$ die $\beta - 2 + (n-2)\beta = n\beta - 2$te; demnach muss $F(x)$ nur vom Grade $n\beta - 2 - (\beta - 1) = (n-1)\beta - 1$ sein, und die Anzahl der zu bestimmenden Koeffizienten ist $\beta - 1 + (n-1)\beta = n\beta - 1$. Da nun α höchstens $= n\beta - 2$, so reicht man mit der Anzahl der Bedingungsgleichungen vollständig aus.

Die Vorschrift des Verf. (S. 17) ist also nicht gut gefasst; ohnehin ist klar, dass man sich auch in anderer Weise helfen kann.

Eines aber ist noch zu erweisen, dass nämlich die angenommene Form des Integrals immer zulässig ist, was darauf hinausläuft, dass die unbestimmten Koeffizienten sich auch immer müssen bestimmen lassen. So lange dieser Beweis nicht geführt ist, ist die Methode keine allgemeine; immerhin aber bleibt sie von Interesse, da sie allerdings in vielen Fällen verhältnissmässig rasch und einfach zum Ziele führt.

Auch auf zusammengesetztere Formen: $\int \frac{\psi(x)\,dx}{\varphi(x)^n f(x)^m}$ wendet der Verfasser seine Methode an.

Ist $u = a + bx + cx^2$, so wird dann eine ähnliche Untersuchung für die Integralformen

$$\int \frac{\psi(x)\,dx}{u^{\frac{n}{2}}}, \quad \int \frac{u^{\frac{n}{2}}\,dx}{x^m}, \quad \int \frac{\psi(x)\,dx}{x^m\,u^{\frac{n}{2}}}, \quad \int x^m\, u^{\frac{n}{2}}\,dx$$

geführt, worin m, n positive ganze Zahlen sind.

Da wir den Geist der Methode durch obige Ausführung bereits charakterisirt haben, so mag diese Anführung genügen.

Die kleine Schrift empfiehlt sich nach unserer Meinung als ein dankenswerther Beitrag zur Integration unbestimmter Integrale, da die von ihr gegebene Methode sich sehr häufig und leicht anwenden lässt. Ob schon einmal etwas Aehnliches gesagt oder gedruckt wurde, wissen wir im Augenblicke nicht; wir nehmen also den Gedanken, der den Ausführungen zu Grunde liegt, gerne als einen neuen an, und bemerken schliesslich nur noch, dass der Verf. seine Methode je an Beispielen ausführlich erörtert hat.

Digitized by Google

Sammlung der vorzüglichsten Aufgaben aus der Mathematik und Physik; den französischen Abiturienten gestellt und mit einigen Lösungen herausgegeben von Charles François Franck, Professor der Mathematik und Physik. Nach der dritten Auflage übersetzt von F. Flade. Mit 23 Holzsschnitten. Halle, Druck und Verlag von H. W. Schmidt. 1865. (130 S. in kl. 8).

Die vorliegende Sammlung enthält Aufgaben, wie sie in Frankreich in dem »Examen des facultés des Sciences« gegeben werden und ist hauptsächlich dazu bestimmt, den Aspiranten zu dem baccalauréat des sciences als Uebungsbuch zu dienen. Da der Uebersetzer das Maass der vorausgesetzten Kenntnisse als dem gleichstehend ansieht, das bei dem Abiturienten-Examen gefordert wird, so glaubte er durch die Uebersetzung den deutschen Studirenden ebenfalls einen Dienst zu erweisen.

Aufgaben aus der reinen Mathematik sind es 150, die sich über alle Theile der elementaren Mathematik erstrecken und mehr oder minder interessant und schwierig sind. Doch kommen darin auch einfache Lehrsätze vor, die doch wohl nicht zu den »Aufgaben« gehören. So heisst die Aufgabe 149: »Es sollen sin (a+b) und cos (a+b), sin (a—b) und cos (a—b) gefunden und die erhaltenen Formel discutirt werden.«

Von diesen 150 Aufgaben ist ungefähr der fünfte Theil ausführlich gelöst, was als Muster für die übrigen dienen kann.

Physikalische Aufgaben enthält die Schrift ebenfalls 150, ist also für beide Abtheilungen mit lobenswerther Unparteilichkeit verfahren. Auch ist hier wieder derselbe verhältnissmässige Antheil derselben ausführlich gelöst. Auch die physikalischen Aufgaben erstrecken sich so ziemlich über alle Theile der (Experimental-, Physik, wobei auf die mathematische Behandlung wesentliches Gewicht gelegt wird.

Wir sind überzeugt, dass diese kleine (und sehr wohlfeile, Sammlung von wirklich gestellten Aufgaben Lehrern und Schülern erwünscht sein wird und machen desshalb hier besonders darauf aufmerksam.

Tabellen der Zinses-Zins- und Renten-Rechnung mit Anweudungen derselben auf die Berechnung von Anlehen, Construction von Amortisationsplänen etc. Von Simon Spitzer, k. k. o. Prof. für höhere Mathematik am polyt. Institute, Prof. für Merkantilrechnen an der Handelsakademie in Wien. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1865. (VIII u. 430 S. in 8.).

Wie der Titel besagt, besteht der Hauptinhalt des uns vorliegenden Werkes aus Tabellen, die sich auf die Zinseszins- und Rentenrechnung beziehen. Diesen Tabellen geht jeweils eine Theorie

Digitized by Google

derjenigen Rechnungsarten voran, zu deren Erleichterung dieselben verfertigt sind, und folgen ihnen Anwendungen auf viele Fälle des Geschäftslebens.

Zunächst begegnen wir demgemäss der allgemeinen Darstellung der Rechnung mit Zinseszinsen in den verschiedenen Formen, in denen sie gebraucht wird, worauf dann die Tabellen I folgen, die den Werth von $\left(1+\frac{p}{100}\right)^n$ geben für $n = 1$ bis $n = 100$, und $p =$ $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, 1, $1\frac{1}{8}$, $1\frac{1}{6}$, $1\frac{1}{4}$, $1\frac{1}{3}$, $1\frac{3}{8}$, $1\frac{1}{2}$, $1\frac{5}{8}$, $1\frac{2}{3}$, $1\frac{3}{4}$, $1\frac{5}{6}$, $1\frac{7}{8}$, dann in denselben Abstufungen für 2—3, 3—4, 4—5, 5—6, $6\frac{1}{4}$, $6\frac{1}{3}$, $6\frac{1}{2}$, $6\frac{2}{3}$, $6\frac{3}{4}$, und wieder in diesen Abstufungen von 6—7, 7—8, 8—9, 9—10. Daran reihen sich dann Beispiele, welche die Benützung dieser Tabellen erläutern.

Die Tabellen II geben den Werth von $\left(1+\frac{p}{100}\right)^{-n}$ in demselben Umfange wie bei den ersten Tabellen. Die Anwendungen beziehen sich hier (und im Folgenden) sehr häufig auf die verschiedenen österreichischen Anlehen, die sehr ausführlich untersucht werden.

Die Tabellen III enthalten den Werth von $\sum_{r=1}^{r=n}\left(1+\frac{p}{100}\right)^r$, abermals in der nämlichen Ausdehnung; IV dazu dann $\sum_{r=1}^{r=n}\left(1+\frac{p}{100}\right)^{-r}$ und V den reziproken Werth dieser Grösse.

Wozu in der Zinseszins- und Rentenrechnung jeweils diese Tabellen zu verwenden sind, braucht wohl nicht besonders hier angegeben zu werden.

Sollen die Zinsen zum Voraus (»anticipativ«) erhoben werden, wie bei Wechseln u. s. w., so stellt sich die Zinseszinsrechnung anders und auch das hat das Buch behandelt und Tabellen dafür gegeben. Dieselben sind der Zahl nach ebenfalls fünf und geben: I den Werth von $\left(1-\frac{q}{100}\right)^{-n}$ für $n = 1$ bis 100, und $q = 1$, 2, $2\frac{1}{2}$, $2\frac{3}{4}$, 3, $3\frac{1}{4}$, $3\frac{2}{3}$, $3\frac{3}{4}$, $4\frac{1}{2}$, 5, $5\frac{1}{2}$, 6; II den Werth von $\left(1-\frac{q}{100}\right)^n$ in derselben Ausdehnung; III den Werth von $\Sigma\left(1-\frac{q}{100}\right)^{-r}$, IV den von $\Sigma\left(1-\frac{q}{100}\right)^r$, V den reziproken Werth letzterer Zahl. Die Anwendungen behandeln namentlich ausführlich die österr. Nationalbank und die Boden-Creditanstalt.

Neben diesen Tabellen ist auf S. 292—295 eine Tabelle der Werthe von $\frac{1}{n}$ in 8 Dezimalen für $n = 1$ bis 400, und von $1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{3} + \ldots + \frac{1}{n}$ in derselben Ausdehnung.

Digitized by Google

Vorstehende kurze Anzeige des Inhalts wird hier hinreichen, um auf die Schrift des den Lesern dieser Blätter sonst schon vielfach bekannten verdienten Verfassers aufmerksam zu machen.

General-Bericht über die mitteleuropäische Gradmessung für das Jahr 1864. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1865. (62 S. in 4. Nebst 4 Karten.)

Wir haben in diesen Blättern (8. Heft. 1864) den General-Bericht für 1863 den Lesern angezeigt, nachdem wir früher schon (7. Heft. 1863, 11. Heft 1861) der Schriften des Berichterstatters, des um die Geodäsie so hoch verdienten Generals Baeyer, die entweder die mitteleuropäische Gradmessung einleiten oder ihr dienen sollten und diesen ihren Zweck auch reichlichst erfüllt haben, gedacht.

Heute haben wir das Vergnügen, durch Anzeige des neuen Generalberichts den Lesern dieser Blätter erfreuliche Kunde vom Fortschritte des grossen Werkes zu geben.

Der diesmalige Bericht ist im Wesentlichen von derselben Einrichtung wie der frühere (erste). Es sind in demselben aufgenommen die Berichte der Bevollmächtigten der einzelnen theilnehmenden Staaten, woran dann der Berichterstatter eine wichtige wissenschaftliche Abhandlung angefügt hat.

Unter den theilnehmenden Staaten befindet sich diesmal Baden mit einem freilich kleinen Berichte, da das badische Dreiecksnetz dem Bevollmächtigten nicht bekannt ist. Baiern hat gleichfalls sich nicht bedeutend betheiligt; Belgien sandte sein Dreiecksnetz, um es für die grosse Dreieckskarte zu benützen, ein, nebst einigen andern Beobachtungen; Dänemark theilte die Revison der Schumacher'schen Grundlinie in einem motivirenden Schreiben mit; Hannover erstattete durch seinen Bevollmächtigten einen interressanten Bericht, die Gauss'schen Dreiecke betreffend; ebenso erstatteten Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt, Holland, Italien, Mecklenburg, Oesterreich, Preussen, Sachsen, Schweden mehr oder minder umfassende Berichte über die vorgenommenen geodätischen Arbeiten.

In dem preussischen Berichte ist auch die Organisation des Zentralbüreaus und was damit zusammenhängt, angegeben.

Die wissenschaftliche Beigabe des Berichterstatters handelt »über die sphärische Berechnung sphäroidischer Dreiecke.« Dieselbe ist eine Ergänzung, bezw. Erweiterung der Bessel'schen Arbeiten über denselben Gegenstand. Ein ausführliches Beispiel erläutert die Handhabung der gefundenen Formeln.

Es ist selbstverständlich, dass wir uns hier mit der Anzeige bescheiden müssen, und nur den Wunsch aussprechen können, es

Digitized by Google

möge dem berühmten Verfasser vergönnt sein, noch lange mit derselben ungeschwächten Kraft im Interesse der Wissenschaft und ihrer Anwendung zu wirken.

Der Monitor. Eine Sammlung von Formeln und Tabellen aus dem Gebiete der höheren und niederen Mathematik und Mechanik. Für Techniker u. s. w., überhaupt für alle, die sich mit Mathematik beschäftigen zusammengestellt von Hans H. van Aller, Oberst a. D. etc. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Erster Theil. Mathematik. Hannover. Georg Wedekind. 1865. (IV u. 303 S. in kl. 8.).

Wie der Titel aussagt, ist die uns vorliegende Schrift eine Formelsammlung für die gesammte reine Mathematik, wenigstens bis zu einer gewissen Gränze. Der Verf. will durch dieselbe denjenigen, die mit Mathematik sich beschäftigen, ein Mittel zur Erleichterung ihrer Studien in die Hand geben und hat desshalb mit Benützung vieler Werke die wichtigsten Formeln der reinen Mathematik zusammengestellt. Wir wollen im Folgenden den Lesern dieser Blätter eine Uebersicht des Inhalts vorlegen.

Die Schrift zerfällt in zwölf Abschnitte, die selbst wieder in 45 Tafeln zertheilt sind.

Der erste Abschnitt (Tafel I—III) behandelt die Goniometrie. Wir finden darin die trigonometrischen Grundgleichungen nebst einer sehr reichen trigonometrischen Formelsammlung, die goniometrischen Funktionen und die Benützung der Hilfswinkel zur Umformung algebraischer Ausdrücke. Wir sind in einzelnen Punkten nicht mit dem Verfasser einverstanden. So finden wir es ungeeignet, dass er über das Vorzeichen der Quadratwurzel sich nicht ausspricht. Er setzt z. B. $\cos a = \sqrt{1-\sin^2 a}$, während es doch heissen sollte: $\cos a = \pm\sqrt{1-\sin^2 a}$ u. s. w. Wenn man freilich das Doppelzeichen als dem Zeichen $\sqrt{}$ anhaftend ansieht, braucht man es nicht zuzusetzen; zur Klarheit führt aber eine solche Anschauung nicht. Wenn man jede Zweideutigkeit, d. h. Unklarheit vermeiden will, muss man eben $\sqrt{a}$ nur als positiv ansehen. So schreibt der Verfasser $\sin a + \cos a = \sqrt{1+\sin 2a}$ u. s, w. Bei den Grössen arc $(\sin = x)$ u. s. w. gibt er keine Entscheidung hinsichtlich der Ausdehnung, in der diese Werthe sich bewegen. Dadurch sind alle seine Formeln mit Unklarheit geschlagen und manche nur durch künstliche Auslegung richtig. Aus arc $(\sin = x) +$ arc $(\sin = y)$ $=$ arc $(\sin = x\sqrt{1-y^2} + y\sqrt{1-x^2})$ wird man z. B. für $x = y = -1$ folgen $2 \text{arc}(\sin = -1) = \text{arc}(\sin = 0)$, was sich nur dadurch als richtig erklären lässt, dass man etwa arc $(\sin = -1) = -\frac{\pi}{2}$ arc $(\sin = 0) = -\pi$ setzt. Auch bei den Hilfswinkeln sollte ge-

Digitized by Google

nauer angegeben sein, wie jeweils der eingeführte Winkel zu rechnen ist.

Der zweite Abschnitt (Tafel IV—VI) behandelt die ebene Trigonometrie. Zuerst wird das rechtwinklige, dann das gleichschenklige und das gleichseitige, und zuletzt das schiefwinklige Dreieck betrachtet. Die wichtigsten Formeln zur Auflösung dieser Dreiecke sind hier zusammengestellt. Die »Sinus-Regel« ist wohl die bequemste, aber nicht so eigentlich die Grundformel; als solche muss eher die »Cosinus-Regel« erklärt werden, weil wenigstens durch sie ein Winkel im Dreieck vollkommen bestimmt ist.

Der dritte Abschnitt (Tafel VII und VIII) handelt von der sphärischen Trigonometrie, wobei (überflüssiger Weise) recht- und schiefwinklige Dreiecke getrennt sind. Für die letztern ist auch die »Sinus-Regel« vorangestellt. Die Formeln finden sich in der nöthigen Anzahl und die Auflösung eines Dreiecks ist sehr ausführlich behandelt.

Der vierte Abschnitt enthält Aufgaben aus der Polygonometrie, und zwar werden zuerst die regelmässigen Vielecke, dann das Sehnen- und Tangentendreieck, das Sehnenviereck, das Dreieck und die Vierecke behandelt, worauf die Formeln der ebenen Polygonometrie aufgestellt, freilich nicht weiter benutzt sind.

Im fünften Abschnitt — der Polyedrometrie — werden die regelmässigen Körper, Prismen und Pyramiden und das Polyeder im Allgemeinen betrachtet.

Reichhaltig ist, der Natur der Sache nach, der sechste Abschnitt (Tafel XI—XIV), welcher die Formeln für die analytische Geometrie der Ebene aufführt. Die Gerade, der Kreis, Parabel, Ellipse, Hyperbel, und sodann eine grosse Zahl Linien höherer Grade oder transzendente Linien werden behandelt, wobei jeweils auch Tangente, Normale, Krümmungskreis, Bogenlänge u. s. w. angegeben wird. Den Schluss bilden die Formeln für die Transformation der Koordinaten. Wir hätten jeweils nur genauere Angabe darüber gewünscht, in welchem Sinne die vorkommenden Winkel zu rechnen sind, so wie über das Vorzeichen von $\sqrt{}$ wieder die bereits oben gemachten Bemerkungen zu wiederholen sind. Dass Längen nur positiv zu nehmen sind, scheint uns ausgemacht, und es wäre desshalb in den Formeln dies schärfer zu betonen.

Im siebenten Abschnitte wird die analytische Geometrie des Raumes (Tafel XV—XVIII) behandelt. Gerade, Ebene, Flächen zweiten Grades, nur wenige andere Flächen und die Transformation der Koordinaten bilden den Inhalt dieses etwas gar zu mager ausgefallenen Abschnitts. Wir vermissen scharfe Bestimmungen, die hier ganz unerlässlich sind; eben so werden die Längen der Perpendikel u. s. w. nur positiv zu nehmen sein. Wir vermissen vollständig die allgemeine Untersuchung der Gleichung zweiten Grades zwischen drei Veränderlinhen, und eben so die

Digitized by Google

Haupteigenschaften der Flächen zweiten Grades. Auch die Koordinatenverwandlung ist nicht vollständig genug durchgeführt.

Der achte Abschnitt führt Flächenberechnungen auf (Tafel XIX—XX) und der neunte (Tafel XXI—XXIII) Körperberechnungen. Dreieck, Viereck, regelmässige Vielecke, Vielecke im Allgemeinen, Kreis, Parabel, Ellipse, Hyperbel, Cycloiden; Prismen, Pyramiden, Prismatoide, Polyeder im Allgemeinen, Zylinder, Kugel, Rotationskörper verschiedener Art, Gewölbe, und regelmässige Polyeder werden berechnet. Dieser Abschnitt ist sehr reichhaltig ausgestattet; ungerne haben wir darin die Formel für die Berechnung eines Vielecks aus seinen Seiten und Winkeln vermisst, so wie bei der Formel nach der die Fläche eines Vielecks aus den Koordinaten seiner Eckpunkte berechnet wird, anzugeben ist, was man thun müsse, wenn der fragliche Werth negativ ausfällt.

Im zehnten Abschnitte (Tafel XXIV—XXVII) werden Combinationen (sehr kurz), Reihen und Gleichungen behandelt. Die »Reihen« sind arithmetische der verschiedenen Ordnungen, geometrische, aus Brüchen entstehende, binomische, Exponenzialreihen, logarithmische, trigonometrische. Dabei vermissen wir jeweils das Ergänzungsglied, ohne welches alle diese Paradesachen einen geringen Werth haben. Von den »Gleichungen« sind die des zweiten, dritten und vierten Grades, binomische und unbestimmte behandelt, meist in genügend entwickelter Form.

Im elften Abschnitte (Tafel XXVIII—XXIX) kömmt die Differential- und Integralrechnung an die Reihe. Der Verf. kennt nur »Differentiale«, verschieden von der sehr zweckmässigen Sammlung von Heis, der die Differentialquotienten aufführt Freilich, wo es gar nicht mehr anders gehen will, erscheinen auch hier die letztern. Wir halten das selbstverständlich für einen Fehler. Dazu kommt dann, dass der Verfasser sich der entschieden geeigneten Bezeichnung der patiellen Differentialquotienten verschliesst. Nach seiner Vorrede hat er sich nur in einigen Werken englischer und deutscher Schriftsteller umgesehen, die dieser »Neuerung« noch nicht huldigen. Anwendungen der Differentialrechnung sind keine gegeben und es findet sich in der Sammlung nicht einmal der Ausdruck für $d^n(yz)$, (wenn wir uns der Zeichen des Verf· bedienen). Wenn der Verfasser setzt $d \operatorname{arc}\left(\sin = \frac{x}{a}\right) = \frac{dx}{\sqrt{a^2 - x^2}}$, so müssen wir ihm die Frage stellen, welches Zeichen er der Quadratwurzel gibt; und wenn er aus $f(v, x, y, z) = 0$, $F(v, x, y, z) =$ folgert:

$$\left(\frac{df}{dv} + \frac{df}{dy}\frac{dy}{dv} + \frac{df}{dz}\frac{dz}{dv}\right) dv + \left(\frac{df}{dx} + \frac{df}{dy}\frac{dy}{dx} + \frac{df}{dz}\frac{dz}{dx}\right) dx = 0,$$

$$\left(\frac{dF}{dv} + \frac{dF}{dy}\frac{dy}{dv} + \frac{dF}{dz}\frac{dz}{dv}\right) dv + \left(\frac{dF}{dx} + \frac{dF}{dx}\frac{dy}{dx} + \frac{dF}{dz}\frac{dz}{dx}\right) dx = 0,$$

so wird er es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm diese Folgerung nicht zulassen.

Digitized by Google

Auch bei der Integralrechnung spielen die »Differentiale« eine gewisse, freilich altherkömmliche Rolle. So ist $\int(dx+dy-dz) = x+y-z+C$ u. s. w. Sonst sind zunächst die einfachen Integrale, wenn auch in etwas verworrener Anordnung aufgeführt; dann ziemlich viele Beispiele für »unmittelbare Integrationen«, das wohl heissen sollte: durch Umformung, angegeben, wobei wir nur die eigentliche Formel vermissten. Die »Integration durch Theile« ist in zwei Gleichungen formulirt, wovon nur die zweite einen klaren Sinn hat, und dann durch einige Beispiele erläutert; von Integralen rationaler und irrationaler Differentiale werden ziemlich viele einzelne Fälle behandelt, und dann die bekannten Reduktionsformeln aufgeführt, ohne dass dieselben durch Beispiele erläutert wären. Ein paar bestimmte Integrale, und dann eben so wenige transzendente schliessen die Integralrechnung, der dann die Taylor'sche (der Verf. schreibt Tailor), Maclaurinsche, Lagrangesche, Laplacesche, Bernoullische und Leibnitzsche Reihe folgen. Letztere ist die oben erwähnte Reihe für $\frac{d^r(uv)}{dx^r}$. Eben so sind noch die beiden Interpolationsformeln einfachster Art beigegeben.

Der zwölfte und letzte Abschnitt (Tafel XXXIX bis XLV) behandelt die Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf die Geometrie. Wir begegnen da zuerst den allgemeinen Formeln für Tangenten, Normalen, Asymptoten, wobei wir nur die scharfe Bestimmung, die wir im Laufe dieser Anzeige mehrmals schon forderten, vermissen; dann wird der Krümungskreis und die Evolute bestimmt, wo wir einmal die etwas absonderliche Form $-\frac{ds^2}{d^2y}$ (für $d^2x = 0$) treffen, während sonst Differentialquotienten benützt werden. Auf Beispiele sind diese Formeln im Grunde schon früher angewendet worden.

Die berührenden Ebenen und Normalen an krummen Flächen werden bestimmt, dabei aber wieder die scharfe Bestimmung ausser Acht gelassen. So bei der Bestimmung der Winkel, welche die Normale an die Fläche $F=0$ mit den Koordinatenaxen macht, muss das Doppelzeichen gebraucht werden, und es hängt die Anwendung des einen oder andern davon ab, nach welcher der zwei Seiten der Fläche die Normale gezogen ist. Hier werden die allgemeinen Formeln auf einige wenige Beispiele angewendet, und dann Tangente und Normalebene für doppelt gekrümmte Kurven bestimmt. Von den Krümmungen kommt Nichts vor.

Die Quadratur ebener Kurven wird an einigen Beispielen geübt, doch wieder nicht scharf ausgesprochen, unter welchen Bedingungen die allgemeine Formel gilt. Ganz dasselbe gilt von der Rectification der Kurven, der Cubatur der Körper und der Berechnung des Inhalts krummer Oberflächen.

Digitized by Google

Wenn, wie aus dem Vorstehenden sich ergibt, die Schrift, welche wir hier besprechen, namentlich in Bezug auf höhere Mathetik keineswegs die Reichhaltigkeit der Sammlungen von Minding und Sohncke (Heis) erreicht, und wenn wir auch im Einzelnen Manches geändert, beziehungsweise vervollständigt wünschen, so glauben wir doch, dass sie für die Studirenden der Mathematik von Nutzen sein wird, für welche sie sich auch als Uebungsbuch trefflich wird gebrauchen lassen. Wir können sie dessbalb von diesem Gesichtspunkte aus nur empfehlen.

Die Elemente der Mathematik. Von Dr. Richard Baltzer, Professor am städtischen Gymnasium zu Dresden, Mitglied der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Erster Band. Gemeine Arithmetik, Allgemeine Arithmetik, Algebra. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1865. (VI u. 290 S. in 8.).

Der Verf. der vorliegenden Schrift ist den Lesern dieser Blätter bereits schon mehrfach genannt worden; namentlich hat der Unterzeichnete das bereits 1858 in erster Auflage besprochene vortreffliche Werk desselben über Determinanten auch jüngst wieder in zweiter Auflage angezeigt. Natürlich erwarten wir also von einem solchen Manne nur tüchtige Schriften, und diese Erwartung ist auch in der hier zu besprechenden nicht getäuscht. Bei vielleicht etwas zu grosser Kürze enthält sie die Lehren der Arithmetik und Algebra (nebst so genannter niederer Analysis) in entschieden wissenschaftlichem Sinn dargestellt, so dass sie als eine mit Dank anzunehmende Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur anzusehen ist.

Der erste Band, der zunächst erschienen ist, zerfällt in drei Bücher, nach den drei, im Titelblatt genannten Abtheilungen.

Die »gemeine Arithmetik« enthält zuerst die Rechnungsoperationen mit ganzen Zahlen, sowohl in unbenannten (reinen) als benannten Zahlen und die Regeldetri, nach der jetzt gebräuchlichen Einheitsmethode. Dann werden die Regeln der Theilbarkeit ganzer Zahlen durch 2, 3 u. s. w. festgestellt, so wie der grösste gemeinschaftliche Theiler zweier ganzer Zahlen finden gelehrt. Hierauf folgt die Lehre von den Brüchen und den Rechnungsarten mittelst derselben, worauf die Dezimalbrüche betrachtet werden. Die abgekürzten Rechnungsweisen bei diesen letztern, beziehungsweise die Rechnung mit unvollständigen Dezimalbrüchen werden eingehend erörtert. Eine etwas weitergehende Untersuchung über die Arten von Dezimalbrüchen, die aus gemeinen Brüchen entstehen, und namentlich auch die Rückverwandlung periodischer Dezimalbrüche in gewöhnliche Brüche wäre wohl hier am Platze

Digitized by Google

gewesen. Wenigstens hat uns der Mangel derselben unangenehm berührt.

Die »allgemeine Arithmetik« führt uns zunächst die Grundbegriffe von Gleichung und Ungleichung, Definitionen, Beweise u. s. w. vor, worauf die arithmetischen Operationen in allgemeinen Zahlen, als Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division erörtert werden. Die Potenz erscheint als besonderer Fall der Multiplikation und eben so das Produkt von Polynomen, von denen einige besondere Fälle betrachtet werden. Aufgefallen ist uns dabei nur, dass z. B. $x^3\ x^2$ ohne Weiteres gleich x^5 gesetzt wird, was freilich (S. 65) aus dem Vorigen geschlossen werden kann, vielleicht aber doch ausdrücklicher hätte hervorgehoben werden sollen. Bei der Division kommt auch der Fall zur Betrachtung, da der Nenner unendlich wächst, was, wie in der Ordnung, als ein Gränzwerth aufgefasst wird. Warum braucht aber der Verf. das fremde Zeichen lim.? Auch der Fall $\frac{0}{0}$ wird an einem Beispiele erörtert. Geht die Division von Polynomen nicht auf, so wird das Ergänzungs-(Rest)-Glied beachtet, und der Fall dann untersucht, da dasselbe verschwindet. Wenn (S. 82) gezeigt wird, dass der Gränzwerth von $\frac{1^n + 2^n + .. + k^n}{k^{n+1}}$ mit unendlich wachsendem k gleich $\frac{1}{n+1}$ ist, so ist gegen die Darstellung nur einzuwenden, dass es vielleicht zweckmässig gewesen wäre, immer die Einschliessung in zwei Gränzen beizubehalten. Gelegentlich bemerkt ist dieser Satz nichts Anderes als die Definition des bestimmten Integrals $\int_0^1 x^n\, dx$.

Die Theilbarkeit der Zahlen (oder eigentlich die Grundsätze der Zahlentheorie) wird sehr ausführlich behandelt; man findet neben der Theorie der Kongruenzen, die Sätze von Fermat und Wilson u. s. w.

Hierauf wird das Ausziehen und die Theorie der Quadratwurzel kurz erläutert, wobei wir freilich gewünscht hätten, dass der Verf. die Grösse $\sqrt{a}$ thatsächlich nur eindeutig nähme, da sonst Unzuträglichkeiten entstehen. Jedenfalls ist es absonderlich, dass $\sqrt{a}\sqrt{b}$ zweideutig, aber $\sqrt{a}\sqrt{a}$ nur eindeutig ist. Wenn S. 104 die Werthe von $\sqrt{a+b}$, $\sqrt{a-b}$ in anderer Gestalt gegeben werden, so muss doch sicher hinsichtlich des Vorzeichens entschieden sein.

Bei der Potenzenlehre, welche die Wurzelgrössen mit enthält, hätte vielleicht schärfer betont werden sollen, dass für die meisten Sätze die Grundzahl als positiv angesehen wird, wenn freilich der Verf. dies auch meint, was aber nicht der Fall zu sein scheint. Wir glauben, dass dadurch mancherlei Sshwierigkeiteu, welche bei der Vieldeutigkeit der Wurzelgrössen zum Vorschein kommen, vorgebeugt wäre.

Digitized by Google

Die Theorie der Logarithmen wird sehr allgemein behandelt. Dass der Verf. das höchst weitläufige Zeichen log. nat. beibehält, scheint uns unzweckmässig. Anwendungen werden bei den Progressionen und deren Benützung in der Zinseszins- und Rentenrechnung gemacht.

Nunmehr wird der binomische Satz (durch den Schluss von n auf $n+1$) bewiesen, natürlich nur für positive ganze Exponenten, und dann die Permutationen u. a. m. dargestellt. Einige Sätze über Determinanten, das Polynomium, die figurirten Zahlen und die arithmetischen Reihen der verschiedenen Ordnungen schliessen sich derselben an. Die einfachern Grundsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit einigen Beispielen und eine Darstellung der Kettenbrüche, so wie die Theorie einiger unendlicher Reihen schliessen das zweite Buch.

Was die letztern übrigens betrifft, so wird zuerst die Exponentialreihe betrachtet. Nachdem gezeigt ist, dass $1+\frac{z}{1}+\frac{z^2}{1.2}+\ldots$ immer konvergent ist, wird das Produkt zweier solcher Reihen (für $z=x$ und $z=y$) gebildet und gezeigt, dass eine Reihe derselben Art entsteht (in der $z=x+y$ ist). Ob diese Multiplikation auch so ohne Weiteres gestattet ist? Ist f(x) die Summe der Reihe, so wird also die Grundbeziehung: $f(x)\,f(y)=f(x+y)$ angenommen und daraus $f(x)=e^x$ gefolgert.

Ist $g(x)=\cos x+i\sin x$, so erhält man $g(x)\,g(y)=g(x+y)$, woraus der Verf. schliesst, dass $g(x)=e^{ax}$, »unter der Voraussetzung, dass g(x) durch Potenzen von x darstellbar ist.« Es scheint uns diese »Voraussetzung« überflüssig, und darum verwirrend; auch ist die Zulässigkeit derselben nicht erwiesen. Die Reihen für $\sin x$, $\cos x$ daraus zu folgern, scheint uns hier etwas gewagt, wie denn der Verf. $\sin x$ und $\cos x$ gleich darauf anders erklärt. Dass sich daran eine Untersuchung über die Vieldeutigkeit von $(p+iq)^m$, $\log(p+iq)$ reiht ist natürlich.

Die Binomialreihe wird abermals aus der Eigenschaft $\varphi(x)\,\varphi(y)=\varphi(x+y)$, die ihrer Summe zukommt, gefunden (d. h. summirt). Wir haben hinsichtlich der Multiplikation wieder unsere obige Frage zu wiederholen. Aus der Binomalreihe wird geschlossen, dass $\lim\left(1+\frac{h}{x}\right)^x=e^h$ und dann weiter, dass $\lim\frac{(1+h)^x-1}{x}=\log$ nat $(1+h)$, vermittelst welcher Beziehung die Reihe für den natürlichen Logarithmus gefunden wird.

Die »Algebra« enthält zuerst die Proportionen, wobei besonders der incommensurablen Grössen gedacht ist; dann eine Betrachtung der Funktionen, die sich übrigens im Wesentlichen auf Benennungen einschränkt; eine Darstellung der analytischen Methode, Aufgaben zu lösen; die Auflösung von Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten, bei denen die Determinanten verwendet werden; die quadratischen, kubischen und biquadratischen Gleichungen. Die letztere wird nach der bekannten Euler-

Digitized by Google

schen Methode gelöst, wobei aber die Untersuchung nicht scharf genug geführt ist. Wir machen hier gelegentlich darauf aufmerksam, dass z. B. die Angaben Young's (Theory and Solution of algebraical Equations) pag. 451 nicht richtig sind, wenn zwei der Werthe z', z'', z''' negativ sind. Darauf ist auch in der vorliegenden Schrift nicht geachtet.

Kurz wird die Auflösung umerischer Gleichungen (auch transzendenter) berührt, darauf die unbestimmten Gleichungen ausführlicher behandelt und endlich als Lehrsätze von den algebraischen Funktionen im Wesentlichen das dargestellt, was man sonst in der Theorie der höheren Gleichungen behandelt. Auch der Sturmsche Satz findet sich hier, leider freilich ohne weitere Anwendungen.

Wie wir bereits zu Anfang gesagt, ist die Darstellung des Buches in der Regel sehr kurz und sind auch eigentliche Anwendungen, hinsichtlich deren auf Uebungsbücher, namentlich von Heis, verwiesen wird, selten. Bei der sonstigen Reichhaltigkeit aber, und der gewissenhaften Strenge der Ableitungen wird namentlich der Lehrer der Mathematik an dem vorliegenden Werke einen zuverlässigen Rathgeber haben.

Berechnung des Verhältnisses des Diameters zur Peripherie seines Zirkels oder die Erfindung der Quadratur des Zirkels nebst einigen neuen sehr vervollständigten geometrischen Beweisen und dem 11 Euklidischen Axiom, von J. G. Wiessner, Lehrer an der Grossh. Sächs. Karl-Friedrichs-Ackerbauschule zu Zwätzen. Jena 1865. Druck von Fischer und Hermsdorf. (24 S. in 8.)

Man bekömmt, wenn man sich um Literatur etwas weiter kümmert, manchmal gar sonderbare Sachen in die Hand, mit denen selbstverständlich die Leser kritischer Blätter nicht müssen behelligt sein, da man solche Absonderlichkeiten ruhig den Weg alles Gewordenen wandeln lässt. Eine Ausnahme, zur Erheiterung unserer Leser, wollen wir mit der vorliegende Schrift machen, deren Verf. ganz entschieden der Meinung ist, mit seiner Schrift, die er niemanden Geringerem, als »allen Mathematikern und Freunden der Mathematik« widmet, ganz wichtige Dinge zu Tage gefördert zu haben.

Unter andern Merkwürdigkeiten hat er auch öfters die »Ludolph'sche Zahl« gebraucht, und dieselbe »mit andern einschlägigen und dahin abzweckenden Rechnungen und berechneten Verhältnissen zusammengestellt«, wobei ihm dann allerlei Zweifel entstanden. Wie unsere Leser sehen, ist der Verf. noch nicht ganz verloren; denn wer zweifelt forscht nach der Wahrheit und das that denn auch unser Verfasser. Um seine Zweifel von wegen der Ludolph'schen Zahl zu heben, schlug er einen ganz andern Weg

Digitized by Google

ein, als alle seine »Herren Vorgänger«. Nachdem er über einiger Tage fleissiger, aber vergeblicher Arbeit ganz verdriesslich war geworden, begab er sich eiligst zum »Drechsler«, bestellte sich eine kleine und eine grosse Scheibe von gut ausgetrocknetem hartem Holze, klebte ein Band von gutem Schreibpapier über die Peripherie der (kreisrunden) Scheibe, streckte dasselbige dann in gerader Linie aus, und hatte so »die krummen Kreislinien in gerade Linien verwandelt.«

Auf diesem bis jetzt ungewöhnlichen wissenschaftlichen Wege fand nun unser Herr Verf., dass das Verhältniss 10000 : 31456 auf das genaueste zusammenfällt mit dem Verhältnisse des »Diameters zur Peripherie«. Das ist nun schon deshalb richtig, meint der gelehrte Verf., weil es »grösser ist, als das von allen meinen Herren Vorgängern gefundene.« Natürlich ein klarer Grund. Denn, alle die Herren Vorgänger, stellt sich unser Verf. vor, nahmen lange Stangenzirkel in ihre Hände, stachen die Bogentheile, welche sie als Gerade betrachteten, ab und trugen sie in derselben Richtung auf. Sie mussten also zu wenig finden! »Der Herr von Leibnitz« hat in der »Leipziger Akte« sich im Unendlichen verloren, ohne sicheres Resultat zu erhalten. Auch unser Verf. hat sich »einige Tage auf dieselbe Weise umsonst gemüht.« Dann fand er, »dass das Messen mit dem Zirkel ein grosser Fehler sei« u. s. w.

Als zweiten Theil der wichtigen Schrift, die uns hier beschäftigt, soll eine neue Theorie der Parallellinien gegeben werden, an der schon seit 1848 gearbeitet wird, mit ganz »neuen Beweisen«. Niemand, als der Verf., hat bis jetzt dergleichen geliefert (Vorwort). Da der »Drechsler« hier nicht aushelfen konnte, hat sich derselbe auf seine eigenen theoretischen Kenntnisse gestützt, und gleich im ersten Lehrsatze (3) sehr scharfsinnig bewiesen, dass »wenn der Punkt G nicht in die geradefort verlängerte ECH fällt, er ausserhalb derselben liegt«, was als unmöglich desshalb befunden wird, weil er eben in der Geraden ECH liegt. Denn auf diese Weisheit läuft der ganze Durcheinander hinaus. Dass wir an diesem Muster genug haben, versteht sich, und wir sind gar nicht gesonnen, des Verf. Verdienste um die Wissenschaft zu verkürzen dadurch, dass wir seine weiteren Kundgebungen besprechen.

Den Lesern wollten wir aber, seit vielen Jahren zum ersten Male, an einem Beispiele zeigen, was Alles im lieben Vaterlande zusammengeschrieben und gedruckt wird. Möge unser wackerer Verf. recht lange auf seinen Lorbeeren ausruhen und Papier und Tinte schonen.

Dr. J. Dienger.

Digitized by Google

Discours prononcés dans les chambres legislatives par le Comte de Serre (1815—1822). Vol. I. II. Paris 1866.

Zur richtigen Würdigung bedeutender Zeitabschnitte im politischen Leben einer Nation, vorzüglich in Zeiten, die auf grosse politische Umwälzungen folgen, liefern die Reden bedeutender Staatsmänner als Mitglieder legislativer Versammlungen wichtige Quellen. Die Reden englischer Staatsmänner sind in dieser Beziehung sehr geschätzt. In Frankreich sind die parlamentarischen Reden von Royer Collard, von Benjamin Constant u. A., Zierden der Kammern, gesammelt. Gerade in der Zeit, welche unmittelbar nach dem Sturze der Herrschaft Napoleons, und der Thronbesteigung Ludwigs XVIII. in Frankreich folgte, wo im leidenschaftlich offen oder geheim geführten Kampfe von Seite der Anhänger des gestürzten Kaisers mit den Freunden der zum Siege gelangten Herrschaft alle Verhältnisse erschüttert wurden, waren die legislativen Verhandlungen in den Kammern bedeutend und die Reden der Männer, welche darin kämpften, geben wichtige Aufschlüsse. Es fehlte nicht an Mitgliedern, welche in blinder Ergebenheit und Hingebung an die neue Dynastie, oder in furchtbarer Erbitterung gegen die Anhänger der früheren Herrschaft sich einbildeten, dass nur durch Schrecken, strenge Maassregeln und Ausnahmsgesetze die neue Herrschaft befestigt werden könnte. Es kam hier darauf an, dass besonnene Männer, welche zwar ehrlich die neue Regierung unterstützen wollten, und wohl erkannten, dass Energie nothwendig sei, um drohenden Gefahren entgegenzutreten, aber überzeugt waren, dass eine Regierung nur stark ist, wenn sie das Vertrauen des Volkes gewinnt, das zu erlangen aber nur möglich ist, wenn die Gesetzgebung und die Wirksamkeit der Regierung auf Gerechtigkeit gebaut ist, in den legislativen Versammlungen den leidenschaftlichen Stürmern mit Intelligenz, Ruhe, Muth und praktischem Sinne entgegentraten. Zu den Männern, welche die zuletzt bezeichneten Eigenschaften im hohen Grade besassen, und in den verschiedenen Lagen des Lebens als Minister, wie als Mitgliede der Kammer durch Charakter und Intelligenz sich Achtung erworben haben, gehörte der Graf de Serre. Geboren 1776 wurde er Offizier 1790, verliess in der Revolution Frankreich, diente in der Armee des Grafen Artois, hielt sich längere Zeit in Deutschland auf, mit dessen Sprache und Literatur er sich genau bekannt machte, kam 1801 wieder nach Frankreich, widmete sich mit Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft, wurde einer der glänzendsten Redner in Metz. Im Jahr 1811 wurde er

Digitized by Google

Generaladvokat in Metz, und bald darauf erster Präsident am höchsten Gerichtshof in Hamburg. In Bezug auf seine Wirksamkeit in Hamburg wurde noch neuerlich von Schumacher in der Schrift: der erste Schwurgerichtshof in Bremen S. 13, mit Achtung von dem Wirken des Grafen von Serre gesprochen. Nach der Rückkehr der Bourbonen 1814 zum ersten Präsidenten in Colmar ernannt, hielt er auch in den 100 Tagen fest an seinem Eide. Seine politische Laufbahn begann mit seiner Erwählung zum Deputirten durch die Wähler des Oberrheins. Zweimal wählte ihn die Kammer zum Präsidenten. Im Jahr 1816 wurde er zum Staatsrath, 1818 zum Justizminister, 1819 zum Präsidenten der Ministeriums ernannt. Durch seine schwankende Gesundheit genöthigt nach Nizza zu gehen, kehrte er 1820 nach Frankreich zurück, zog sich 1821 vom politischen Leben zurück, ging nach Italien, wo er 1824 starb. Für seine Achtung der Wissenschaft spricht, dass de Serre ein vertrauter Freund von Niebuhr war, den er sehr schätzte. Seine Wirksamkeit in der Kammer, von welcher sein Biograph sagt: il combattait toute réaction, tout excès, war eine bedeutende. Freimüthigkeit, Gewandtheit, Gründlichkeit, Reichthum an Kenntnissen, Achtung vor dem Gesetze, warme Vaterlandsliebe zeichneten ihn in seinem Wirken aus. In den vorliegenden zwei Bänden, deren Herausgabe der Sohn des Grafen de Serre besorgte, sind nun die von de Serre als Minister und Abgeordneter in der Deputirtenkammer gehaltenen Vorträge gesammelt. Sie sind der Aufmerksamkeit auch ausländischer Juristen würdig. Prüft man genauer den Inhalt der Vorträge, so sind vorzüglich diejenigen werthvoll, welche sich auf die Verhandlungen über damals vorgelegte Gesetzesentwürfe beziehen, wichtig, namentlich sind es die Mittheilungen über die 1819 vorgelegten Pressgesetze. Man weiss, dass durch das damalige Gesetz die Vorschriften des Code pénal in Bezug auf Verläumdung und Injurien vielfach abgeändert wurden und die neuesten Vorschriften des Gesetzes von 1819 jetzt noch gelten. Es ist nur mühsam, die in dem Moniteur zerstreuten Berathungen über jene Gesetze zu sammeln. In den vorliegenden Bänden hat man nun Alles zusammengestellt, und da de Serre damals Justizminister war, so ist es schon sehr interessant, seinen sehr ausführlichen Vortrag in den Kammern, über den Geist des Gesetzes, über die Motive der einzelnen Bestimmungen in dem vorliegenden Werke Vol. I. p. 256, so wie den Tit. I des ursprünglichen Entwurfs p. 278 zu finden. Da in der Berathung bedeutende Verbesserungsanträge vorkommen, so ist es interessant, auch von pag. 294 an die Entwicklung dieser Anträge mit den scharfsinnigen Erwiederungen von de Serre kennen zu lernen. Von pag. 429 ist nun der von der Pairskammer beschlossene Entwurf mitgetheilt, mit der darauf folgenden Berathung p. 429. Bekannttich sind noch jetzt drei Punkte des Pressgesetzes Gegenstand des Streits, nämlich die Annahme des Begriffs: diffamation an die Stelle der im Code pénal vorkommenden calomnie, ferner die Beschrän-

Digitized by Google

kungen des Beweises der Wahrheit und die Frage, ob und in welchem Umfang die Aburtheilung der Pressvergehen den Geschworenen zugewiesen werden soll. Hier findet man neue interessante Erörterungen im vorliegenden Buche Vol. I. 262. 330 über die Gründe, aus welchen dem Begriffe diffamation der Vorzug gegeben werden soll, p. 271 über die Gründe, wegen welchen der Wahrheitbeweis zu beschränken ist. Merkwürdig ist, dass de Serre pag. 272 den Hauptgrund für die französische Ansicht in dem französischen Nationalcharakter fand. Wenn man auch von den Gründen, die für diese Vorschriften des Gesetzes angegeben werden, nicht überzeugt ward, muss man doch die darüber vorgetragenen Erörterungen als scharfsinnig anerkennen. Auch folgt man mit Interesse den Erörterungen p. 317, in wie ferne Angriffe gegen die Religion strafbar sind, und p. 331 ob man statt des Worts considération nicht lieber reputation aufnehmen soll. Die Pressgesetzgebung kam wieder in Frankreich 1821 zur Sprache, neue Entwürfe waren vorgelegt (Vol. II. p. 483). Hier war de Serre wieder veranlasst lebhaften Antheil an den Verhandlungen zu nehmen, und gerne folgt man seinen Vorträgen, welche, wenn sie auch nicht überzeugen, doch als geistreich anerkannt werden müssen. Interessant sind besonders die Mittheilungen (Vol. II. p. 410. 530) über den Werth der Geschwornen als Richter über Pressvergehen, wo vorzüglich auch unsere neuen Gesetzgeber, wenn sie noch immer das Urtheil über Pressvergehen den Geschworenen entziehen wollen, erfahren könnten, dass den Geschworenen ein sehr gutes Zeugniss gegeben wird. Eine Reihe interessanter Vorträge von Herrn de Serre beziehen sich auf die Berathung des Entwurfs eines Wahlgesetzes (Vol. I. p. 112. Vol. II. p. 108. 116). Ein Hauptgegenstand seiner Wirksamkeit zeigte sich bei zahlreich vorgekommenen politischen Fragen und die Gesetzesentwürfe, welche in den damaligen bewegten Zeiten den Zweck hatten, den Gefahren entgegenzuwirken, welche in dem gährenden Parteienkampfe die Ordnung hier bedrohten, sind in dieser Hinsicht durch seine Reden beachtenswerth. Es war jene Zeit in Frankreich, in welcher die Anhänger der Kaiserzeit, fühlend, dass ihr Einfluss unwiderbringlich verloren sei, und sie vielfach verfolgt von den zur Macht gelangten Personen die neue Herrschaft hassten, diesen Hass offen aussprachen oder in tollkühne Unternehmungen sich einliessen, während die mächtige neue Partei, theils aus Männern bestehend, die von jeher die Napoleonische Herrschaft hassten, theils Männer umfassend, die jetzt ebenso der zur Macht gelangten Dynastie schmeichelten, wie sie zuvor dem Kaiser gehuldigt hatten, leidenschaftlich geneigt waren ihre Macht zu missbrauchen. Diese letzten hatten Reaktionsgelüste. In solchen Zeiten hatten die Männer, welche ihr Vaterland liebten, nach allen Seiten hin gerecht sein wollten, und zu Ordnung und Consolidirung der Zustände beizutragen wünschten, eine schwierige Lage, um ebenso den Bestrebungen der Reaktion, wie den Uebertreibungen und Versuchen der

Digitized by Google

Feinde des Bestehenden entgegenzutreten. In solchen Zeiten fehlt es nicht an den Bemühungen leidenschaftlicher oder unverständiger Personen, durch strenge Maassregeln und durch Ausnahmsgesetze die Gegner zu bekämpfen. Die vor uns liegenden zwei Bände über die Vorträge von de Serre geben ein interessantes Bild derdamaligen Kämpfe. Wir finden hier als Vorlagen an die Kammern Gesetze, wodurch den Präfekten eine Ausnahmsgewalt gegeben wurde (Vol. I. p. 11). Gesetze über Bestrafung des aufrührerischen Geschreis, über Beschränkung der individuellen Freiheit und Suspension der schützenden Gesetze p. 195. Interessant ist es, den Berichten des Grafen de Serre in Bezug auf solche Vorlagen zu folgen. Die Achtung vor seinem Charakter wird dadurch nicht vermindert. Wenn man auch oft bedauern muss, dass er in der Hitze des Kampfes zu nicht zu billigenden Aeusserungen über einen Gegner, z. B. Vol. II. p. 111 in Bezug auf den ehrenwerthen Lafayette, sich fortreissen liess, wenn man in Bezug auf manche Vorlagen, die mehr im reaktionären Sinne entstanden, annehmen darf, dass vielleicht die drohenden Gefahren überschätzt wurden und de Serre zuviel nachgegeben hat, so wird man doch bald durch genauere Prüfung versöhnt und zur Anerkennung genöthigt, dass Graf de Serre als überzeugungstreuer Vaterlandsfreund sprach, und der Reaktion gegenüber trat. Seine Reden (z. B. Vol. I. p. 12.) für die Amnestie, seine Bemühung, da wo er auch zu Ausnahmsmaassregeln stimmte, möglichst für ihre Beschränkung zu kämpfen (Vol. I. p. 145—154), seine Vertheidigung des freien Petitionsrechts (Vol. I. p. 2) sind Beweise eines redlichen Strebens. **Mittermaier.**

Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti. Volume Primo. Firenze 1866. Erste Lieferung. 200 S. 8.

Es sind jetzt mehr als dreissig Jahre her, dass in Florenz die Antologia zu erscheinen aufhörte, eine der angesehensten Zeitschriften, bei welcher die hervorragendsten Schriftsteller als Mitarbeiter betheiligt waren. Allein der Geist, in welchem diese eigentlich nur literarische Publication geleitet wurde, zeigte sich seinem innern Wesen nach zu patriotisch, zu national, so dass sie in den damaligen politischen Verhältnissen nach langem Kampfe endlich unterlag. Jetzt nun lebt sie unter dem obigen Titel wieder auf, unter Umständen, die in jeder Beziehung günstiger sind. Vor wie nach also soll durch sie das nationale Bewusstsein Italiens gestärkt, socialer Fortschritt erstrebt und der sittliche Sinn des Volkes gehoben werden. Das wichtigste Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zweckes aber ist möglichste Bildung aller Volksklassen und dazu will die Nuova Antologia nach Kräften beitragen, indem sie Kunst und Wissenschaft in ihrer ganzen Ausdehnung zu populari-

Digitized by Google

siren sucht und zwar im besten Sinne dieses Wortes. Die bedeutendsten Schriftsteller haben sich deshalb bei diesem literarischen Unternehmen betheiligt, welches überdies, wie der Hauptredacteur Francesco Protonotari besonders hervorzuheben nicht unterlässt, mit allem Nothwendigen versehen ist, »um die Werke des Geistes reichlicher remuneriren zu können als irgend eine ähnliche Publication in Italien dies vermag«. Dieser Umstand ist allerdings, wie man einräumen muss, von nicht geringer Bedeutung und sichert dem Unternehmen in bedeutendem Maasse Werth und Bestehen, wenngleich weder die Prinzessin Belgiojoso noch Graf Mamiani noch Professor Comparetti noch andere Mitarbeiter der Nuova Antologia, so viel Ref. weiss, sich in der Lage befinden, auf den erwähnten Punkt Rücksicht nehmen zu müssen.

Gehen wir nun auf den Inhalt der vorliegenden Lieferung etwas näher ein, so finden wir zuvörderst einen Aufsatz des oben genannten bekannten Gelehrten Domenico Comparetti, Professor der griechischen Literatur an der Universität zu Pisa, über »Virgil in der literarischen Tradition bis auf Dante« (pag. 9—56). Der Verfasser bekundet hier von neuem seine ausgedehnte Kenntniss auch des mittelalterlichen Schriftenthums so wie nicht minder der deutschen dasselbe betreffenden Forschungen, so dass der in Rede stehende Artikel ganz besonders anziehend und belehrend ausgefallen ist, obschon er nur die gedrängte Uebersicht eines Theils seiner grösseren Arbeit über Virgil's Nachleben im Mittelalter enthält, die Comparetti nächstens erscheinen lassen will, und welcher der Ref. mit nicht geringer Erwartung entgegen sieht, um sie dann ausführlich zu besprechen, da sie eine erschöpfende Untersuchung dieses vielbesprochenen Gegenstandes zu werden verheisst, wie aus der gegenwärtigen Probe zur Genüge hervorgeht.

Demnächst folgt ein Aufsatz des Grafen Terenzio Mamiani, betitelt Roma (p. 56—95), welcher sich an das Ausland wendet und mehrfache irrige Ansichten des letzteren zu berichtigen bestimmt ist. Der edle Graf erweist sich hier wiederum als tüchtiger Schriftsteller und Vorkämpfer der Sache Italiens, dessen Patriotismus sich aber auch in dem freien klaren Blick bewährt, den er auf italienische Zustände wirft, wobei er den Finger auf manchen wunden Fleck legt, während er das Löbliche auch bei fremden Nationen anzuerkennen nicht Anstand nimmt. »Ich bin überzeugt, sagt er nämlich unter anderm, dass die Natur den lateinischen Völkern viele herrliche Gaben verliehen hat; aber der innere und unerschütterliche moralische Sinn scheint nur bei denen germanischer Abkunft viel tiefer eingewurzelt zu sein. Auch ist es bei diesen letztern weit gewöhnlicher, dass der Geist sich in sich selbst zurückzieht, über die ersten Ursachen und letzten Zwecke unseres Daseins nachdenkt und sich von jenen Empfindungen und Bestrebungen nährt, die man aus Mangel einer andern Bezeichnung

Digitized by Google

mystische genannt hat. Deswegen besitzt man dort ein stärkeres Gefühl für seine Pflichten als für seine Rechte und die Ehrfurcht vor dem Gesetz wird oft sogar zu weit getrieben. Deshalb auch ist in Deutschland nur ein einziges Mal eine grosse Revolution ausgebrochen, und dies war eine religiöse, und der Gottesdienst wurde für desto besser und vollkommener gehalten, je mehr er sich in das Innere zurückzog, so dass er zwischen vier nackten, aller Bilder und Symbole beraubten Mauern Statt fand. Gleiches wiederholte sich in England und Amerika, wo die angelsächsische Bevölkerung die Mehrzahl bildet und in einem einzigen Jahre vielleicht mehr auf die Religion bezügliche Schriften erscheinen als unter uns in einem halben Jahrhundert. Wie dem auch sei, jedenfalls muss man gestehen, dass Religion und Gottesdienst bei uns der Aeusserlichkeit, des Pomps und der Mannigfaltigkeit in Gebräuchen und Cerimonien so wie der Aufregung der Phantasie in weit höherem Grade bedürfen als bei jenen Völkern.« So weit was den germanischen Charakter betrifft; hinsichtlich des italienischen bemerkt der Verfasser an einer andern Stelle: »In den Wissenschaften, den Künsten, dem Handel, der Schifffahrt und sonstigen wichtigen Bedingungen des socialen Lebens dürfen wir uns ohne Weiteres unserer glücklichen Natur überlassen. Anders jedoch verhält es sich mit der Sittlichkeit, die wir durch bestmöglichste, starke Institutionen in Bezug auf Erziehung und Staat schützen und leiten müssen. Und weil in frühern Zeiten die Religion in den Vorbildern so wie in ihrem praktischen Theil und in der allgemeinen Gewissensleitung nur gar zu sehr vom rechten Wege abgewichen war, so erlitt dadurch die innere Beschaffenheit unseres Geistes eine tiefe Veränderung, für welche wir mit mehr als dreihundertjähriger Sklaverei und Demüthigung haben büssen müssen. Man wird nun zwar freilich darüber schreien, dass ich den italienischen Charakter oder den heiligen Stuhl oder auch beide zusammen verläumdet, trotzdem aber behaupte ich, dass ich nur die Wahrheit gesagt habe und nur dies die Geschichte uns lehrt.« Und weiterhin bemerkt Graf Mamiani: »Was Religion und Cultus betrifft, so lehrt uns die Geschichte ferner, dass die katholische Reaction im Lauf des ganzen siebzehnten Jahrhunderts fortdauerte und zunahm, und dass die unermüdete und ausserordentlich geschickte Thätigkeit der Jesuiten sowohl wie einer grossen Zahl neuer Mönchsorden ihnen alle Erziehungsanstalten und Schulen der höheren Stände in die Hände gab. Dadurch verminderte sich nun zwar unter den letztern der Unglaube so wie andererseits Kirchen, Klöster, Processionen und alle Arten religiösen Prunks und religiöser Schauspiele endlos zunahmen; allein die Sitten gewannen dadurch nicht an innerer Besserung, sondern nur an Heuchelei, und die Religion wurde nur eine Sache der Gewohnheit, statt sich auf Vernunft und Wissenschaft zu gründen; denn jede Art Controverse, jede freie Erörterung ward in der Geburt erstickt. Und dringen

Digitized by Google

wir von der Schale bis zum Kern, von den Accidentien bis zur Substanz ein, suchen wir den wahren Geist der Frömmigkeit, die Reinheit und Fülle christlicher Gefühle, so müssen wir unvermeidlich bekennen, dass die alten Gebrechen, die eingewurzelten Fehler und Irrthümer in vielen Gegenden noch immer dieselben geblieben und in vielen andern sogar noch ärger geworden sind, denn wenn ich sehe, dass es keinen auch noch so ruchlosen Strassenräuber gibt, der nicht einige Agnusdei und ähnliche Heilthümer auf der Brust trägt, oder den Pfaffen Geld schickt um Messen für sich sagen zu lassen, und dass von den öffentlichen Frauenzimmern nur wenige die Vigilien und Fasten nicht halten; wenn ich ferner sehe, wie in mehreren Provinzen Italiens die dreitägigen und neuntägigen Andachten und jede andere Art von Gottesdienst fast kein Ende nehmen, wie fortwährend eine grosse Menge Volks gegenwärtig ist, welches nichtsdestoweniger in seinem alltäglichen Handel und Wandel aus allen Kräften und mit ruhigem Gewissen sich angelegen sein lässt seinen Nebenmenschen zu betrügen, und in Neapel vor einigen Jahren noch ein falsches Zeugniss nebst Meineid für einen Dukaten käuflich zu haben war; wenn ich andererseits bei den gebildeten und wohlhabenden Bürgern, welche stets die Kirchen besuchen, eine armselige, äusserliche, abergläubige Frömmigkeit sehe, so wie dass fast bei allen eine Art gewohnheitsmässiger Abneigung vor den grossen Ideen und Unternehmungen des bürgerlichen Fortschritts sich vorfindet und überdies die bürgerlichen Tugenden, die männlichen Gedanken, das Pflichtgefühl gegen das Vaterland in der Vorstellung und in der Wirklichkeit erstorben sind, so muss ich nothgedrungen zu dem traurigen Schluss kommen, dass, was auch immer die Ursache sei, das Evangelium und die zehn Gebote oder die katholische Religion überhaupt in Italien entweder schlecht gelehrt werden oder in Folge irgend welcher Hindernisse ihre reichen zeitgemässen Früchte nicht hervorbringen können.« Dies alles aber kann nach der Meinung des Verfassers nicht eher und anders besser werden, als bis Rom selbst, das Haupt der Kirche, anders und besser geworden, und dies kann und wird nicht eher geschehen, als bis die weltliche Herrschaft der Kirche beseitigt ist, wie dies Mamiani weiter ausführt, wobei er übrigens auch auf die in sittlicher Beziehung keineswegs beneidenswerthen Verhältnisse in den andern katholischen Ländern hinweist. Jedoch müssen wir in Betreff der weitern Ausführungen auf den trefflichen Artikel selbst verweisen, der mit grosser Schärfe, Wahrheit und Sachkenntniss geschrieben ist, wobei man sich jedoch wundern muss, dass der gelehrte Graf die Fabel von dem Fussfall Barbarossa's vor dem Papst Alexander III. noch für eine historische Thatsache hält.

Der nun folgende Aufsatz der Prinzessin Cristina Belgiojoso handelt »Ueber den gegenwärtigen Zustand der Frauen und ihre Zukunft« (S. 96—113). Aller »Emancipation« feind

Digitized by Google

sucht die hochgeborene Schriftstellerin die sonstigen Mittel und Wege zu erforschen, wie die Frauen die ihnen gebührende, aber seit den ältesten Zeiten vorenthaltene Stellung in der Gesellschaft erlangen können; an eine andere als physische Inferiorität des Weibes gegenüber dem Manne glaube jetzt Niemand mehr. Grössere geistige Ausbildung und demgemässe Befähigung, Lebensbahnen einzuschlagen, die ihnen bisher verschlossen gewesen, werde zu jenem Zwecke beitragen, wie auch andererseits zu grösserer Harmonie in den ehelichen Verhältnissen. Diesen in tiefgefühlter Sprache ausgesprochenen Ideen fügen sich noch andere treffliche Rathschläge für die Frauen an, wobei ihnen namentlich grössere Offenheit gegen die Ehemänner und eine weniger blinde Ergebenheit in Bezug auf ihre Beichtväter anempfohlen wird.

F. d'Arcais schreibt demnächst über »das musikalische Theater in Italien« (p. 114—130). Der Verf. sucht die vielfach ausgesprochene Meinung zu bekämpfen, dass seinem Vaterlande das Scepter im Reiche der Töne entsinke, wenngleich manches zu thun sei, um dem was allerdings drohe, entgegenzutreten; unter anderm dürften auch tüchtige literarische Studien von den Componisten nicht vernachlässigt werden, gelegentlich welchen Rathes angeführt wird, dass Meyerbeer in den Literaturen fast aller gebildeten Völker, so wie in der Geschichte höchst bewandert gewesen sei und jede Art wissenschaftlicher Kenntnisse besessen habe, während andererseits der Verfasser von einem in Italien durch manche unsittliche Triumphe bekannten »maestro« eines Tages vollen Ernstes gefragt wurde, ob Sardinien die Hauptstadt von Corsica wäre. Es sei unglaublich aber wahr!

»Massimo d'Azeglio« (p. 131—134) bildet den Gegenstand einer kurzen Notiz von seinem Freunde Gino Capponi.

Nach diesen Aufsätzen folgt ein anderer, überschrieben »Finanzen« (p. 134—159). Dieser Artikel ist aus der Feder des Professors und Mitglieds der Oberrechnungskammer F. Ferrara und enthält »eine scharfe Kritik der Scialoja'schen Vorschläge, die er weder nach der Seite der Ersparnisse, noch nach derjenigen der Erhöhung der Einnahmen empfehlenswerther findet als die Propositionen des frühern Ministers Sella. Die Conclusionen, zu denen Ferrara gelangt, verdienen in weiteren Kreisen bekannt zu werden, weil sie die Wurzel des Uebels ohne Schonung aufdecken.« So meldete bereits der Florentiner Correspondent der Augsb. Allgem. Zeitung Beilage zu No. 48 dieses Jahres.

Die »Literarische Umschau« (p. 160—178) bespricht verschiedene Werke, so die »Atti e Memorie delle RR. Deputazioni di storia patria per le provincie Modenesi e Parmensi, 1863, 1864, 1865«, worin sich namentlich einige sehr wichtige antiquarische Aufsätze von Cavedoni befinden; die »Letteratura populare ed altri scritti di Temistocle Gradi«, welche sehr gelobt werden; doch irrt der Berichterstatter,

Digitized by Google

wenn er gelegentlich der Kindermährchen Gradi's bemerkt, Perrault habe Basile's Pentamerone oft bloss übersetzt, ohne ihn selbst nur zu nennen. Dies ist keineswegs der Fall und die Uebereinstimmung beider, wo sie sich findet, hat einen ganz andern Grund; ferner »L'Università italiana. Studi di Ruggiero Bonghi. Firenze 1866. in 8°. di p. 110, woraus eine genaue Kenntniss des italienischen Universitätswesens und seiner Mängel erlangt werden könne, welche letzteren der Ansicht Bonghi's nach nicht gering sind, obwohl er die Mittel vorschlägt um ihnen abzuhelfen; endlich »Römische Forschungen von Theodor Mommsen. Erster Band. Zweite unveränderte Auflage. Berlin 1864; eine sehr beifällige Besprechung dieses Buches.

Die »Kunstnachrichten« (p. 179—182) berühren zunächst die Vollendung des colossalen Modells der Statue des Grafen Leopardi, welche diesem berühmten italienischen Patrioten, Gelehrten und Dichter in seiner Geburtstadt Recanati errichtet werden soll; der mit Ausführung derselben beauftragte Künstler ist der Bildhauer Ugolino Panichi. Demnächst folgt Erwähnung der höchst wichtigen Entdeckung etruskischer Wandgemälde und Geräthe durch Domenico Galini in einer Nekropole nicht fern von dem alten Volsinii, Abbildungen welcher Gegenstände so eben auf Kosten der Regierung in einem Album von 18 Tafeln erschienen sind, nebst einem erläuternden Bande aus der Feder des Grafen Giancarlo Conestabile della Staffa, Professor der Alterthumswissenschaft zu Perugia. Zuletzt eine sehr lebendige Schilderung des Gusses einer Copie der berühmten Davidstatue von Michelangelo vor dem Palazzo Vecchio zu Florenz, welche sich zu deterioriren scheint und die nun auf obige Weise ersetzt werden soll, sobald für sie selbst ein passender und gehörig geschützter Ort gefunden sein wird. Der Name des Künstlers, der den Erzabguss ausgeführt, ist Clemente Papi.

Die »Nekrologie« (p. 183—186) gibt den kurzen Lebensabriss des vor Kurzem in einem Alter von 60 Jahren verstorbenen Francesco Silvio Orlandini, der gleichfalls jener zahlreichen Phalanx italienischer Patrioten angehörte, die durch Wort und That, Schrift und Lehrthätigkeit ihr Vaterland zu seiner Wiedergeburt vorbereiteten. Seiner Initiative auch verdankt man es, dass seit dem Dantefest sich auf der Piazza di Santa Croce zu Florenz die colossale von Enrico Pazzi ausgeführte Marmorbildsäule des grossen Dichters erhebt.

Die mit vieler Geschicklichkeit, Klarheit und Einsicht im liberalen Sinne abgefasste »Politische Umschau« (p. 187—201) bildet den Schluss der ersten Lieferung der Nuova Antologia, die, wie wir sehen, zu den besten Erwartungen berechtigt, wenn sie in derselben Weise fortgeführt wird, wie sie begonnen hat. Es soll monatlich ein Heft von gleicher Stärke wie das vorliegende erscheinen. Der Preis ist 52 Lire jährlich, 28 halbjähr-

Digitized by Google

lich (franco) für Deutschland, wo sie durch Brockhaus zu beziehen ist. Die äussere Ausstattung ist vortrefflich.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792 bis 1798. Ein urkundlicher Beitrag zur vaterländischen Geschichte. Von Dr. Xaver Remling, Domcapitular, geistlichem Rathe u. s. w. Zweiter Band. Speyer. Verlag von A. Bregenzer's Buchhandlung 1866. VIII und 515 S. in gr. 8.

Ueber den ersten Band siehe diese Jahrbb. 1866. pag. 70 ff. »War der erste Theil dieser Schrift schon ein schauerliches Gemälde menschlichen Elends, menschlicher Verblendung und Bosheit, dem die tiefsten Schatten nicht fehlten, so ergänzt leider dieser zweite Theil nur jenes grauenvolle Bild, welches uns zugleich die tiefste Erniedrigung und Schmach des Vaterlandes vor die Augen hält, mit theilweise noch schwärzeren Farben« (S. VI). Mit diesen Worten des Verfassers können auch wir unsern Bericht über diesen zweiten Band beginnen, der mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit ausgearbeitet und durchweg auf urkundliche, bisher meist nicht bekannte oder doch nicht benutzte Quellen gestützt, das traurige Bild vollendet, das der erste zu zeichnen angefangen hatte. Bis zu dem Anfange des Jahres 1794 war dort die Schilderung geführt: den unmittelbaren Anschluss daran bildet die in den beiden ersten Abschnitten dieses zweiten Bandes, dem siebenten und achten des Ganzen, fortgeführte Darstellung der kriegerischen Ereignisse in der Pfalz in dem weiteren Verlaufe dieses Jahres bis Ende September, und dann von da weiter bis zu der im December erfolgten Uebergabe der Rheinschanze an die Franzosen. Wir vermögen nicht in das reiche Detail dieser Schilderung und in alle Einzelheiten derselben, wie sie uns hier mit so ungemeiner Sorgfalt, meistens nach den Mittheilungen von Augenzeugen oder gleichzeitigen Berichten vorgeführt werden, einzugehen, sie bringt in Manchem neue Aufschlüsse oder ergänzt und berichtigt das bisher darüber bekannt Gewordene, und wird auch in dieser Beziehung volle Beachtung verdienen: wie sehr aber die Bewohner der Gegenden, welche der Schauplatz dieser mit wechselndem Glück geführten blutigen Kämpfe waren, durch Requisitionen jeder Art wie nicht minder durch Plünderung und Brandschatzung, durch die Zerstörung ihrer Wohnsitze und ihrer Felder, durch den Verlust von Hab und Gut beschädigt und durch Bedrückungen jeder Art erschöpft wurden, das ist fast auf jeder Seite nachgewiesen, und zwar nicht etwa im Allgemeinen, sondern mit den speciellsten Angaben über das, was geleistet ward oder vielmehr geleistet werden musste in jedem einzelnen Orte, den seiner Zeit darüber aufge-

Digitized by Google

nommenen amtlichen Verzeichnissen entnommen. Hier schwindet jeder Zweifel und jedes Bedenken, auch wenn die Grösse Alles dessen, was die Bewohner jener Gegenden, der Städte wie des Landes, zu leiden und zu leisten hatten, ein solches Bedenken hervorrufen sollte. Da der uns zugestandene Raum nicht erlaubt, alle diese Einzelheiten hier anzuführen, machen wir nur auf Ein Ereigniss aufmerksam, die grausame Einäscherung der Stadt Kusel am 26. Juli 1794, die uns hier in aller Ausführlichkeit und eben so wahrheitsgetreu nach den vorliegenden amtlichen Originalberichten S. 84 ff. vorgeführt wird. Zweimal schon war diese zweibrückische Oberamtsstadt von den Republikanern geplündert, und zweimal war sie gebrandschatzt worden: aber noch härteres sollte sie erfahren. Am 21. Juni waren die zur Deckung des in dieser Stadt befindlichen Magazin's zurückgebliebenen Preussen von den Franzosen unvermuthet überfallen und verdrängt worden: den Einwohnern wurde von Seiten des Befehlshabers der eingerückten Franzosen, Schutz der Person und Sicherheit des Eigenthums versprochen, und da die Franzosen bald wieder abzogen, konnte Niemand Irgend Etwas schlimmes auch nur ahnen, als am 26. Morgens der Anzug eines französischen Truppenkorps bemerkt wurde, und um zehn Uhr Morgens einige hundert Reiter und eine Anzahl Pioniere in die Stadt rückten. Der Commandant dieser Schaar liess den Bürgermeister zu sich rufen und gebot ihm, die Bürger sogleich auf dem Marktplatz zu versammeln, was auch sofort geschah. Kaum waren etliche zwanzig Bürger zusammengekommen, so verkündete der Commandant, dass innerhalb einer halben Stunde alle Einwohner, ohne Unterschied des Standes und Alters, selbst die Kranken nicht ausgenommen, bei Todesstrafe die Stadt zu verlassen hätten, in Folge eines Befehls des Nationalconvents, zur Strafe für Verrätherei und Verbreitung falscher Assignaten. Alle Bitten der unglücklichen Bewohner halfen Nichts gegenüber der strengen Mahnung, sich zu beeilen, keine Zeit zu verlieren und für sich zu retten, was zu retten noch möglich sei. Man ergriff in Eile, was zu ergreifen war, Werthvolles, wie Unbedeutendes: an Feuer und Einäscherung dachte auch noch jetzt Niemand: die feindlichen Reiter sprengten durch die Strassen der Stadt und drängten die Zögernden zur Stadt hinaus: noch wimmelte es in allen Strassen der Stadt, durch welche Jung und Alt, Greise und Kinder, Kranke und Gebrechliche, Mütter mit ihren Säuglingen sich jammernd hinaus drängten, als um die Mittagsstunde ein Kanonenschuss von der Anhöhe der Stadt das Zeichen der zu beginnenden Zerstörung gab. »Weinen und Jammern erhob sich, denn jetzt erst erkannten die Fliehenden, welches Schicksal der Stadt bereitet werden dürfte. Noch schrecklicher ward dieser Jammer, als nunmehr Soldaten mit brennenden Lunten und Fruchtgarben in die Stadt einzogen, wodurch allen Bewohnern das schreckliche Loos, das ihrer harrte, sichtbar ward. Jene zerstreuten sich mit den auf dem Marktplatze

Digitized by Google

zum Mordbrand gerüsteten Pionieren in alle Strassen, schossen in die Scheuern und legten in den Hütten Feuer an. In wenigen Minuten stiegen an allen Enden der Stadt dunkle Rauchwolken und bald auch lichte Flammen empor: ein Beweis, welch' kundigen Händen das Werk der Verwüstung anvertraut war. Noch lief ein Theil der Einwohner verzweiflungsvoll in der Stadt umher. Wer noch jetzt was retten wollte, wurde von den Räubern mit Gewalt und unter Androhung des Todes aus den Häusern und von den Strassen zu den Thoren hinausgetrieben. Es ereigneten sich hier die schrecklichsten Scenen. Doch der Anblick der Kranken, die halbnackt und blos auf dem Rücken und auf Bahren von ihren Angehörigen fortgeschleppt wurden, das Jammern der Mütter, die ihre Kinder verloren hatten, und Hände ringend in die brennenden Wohnungen zurückeilten, um sie aufzusuchen, die Verzweiflung vieler Arbeiter und Arbeiterinnen, welche nur halb angekleidet, ohne das Nöthigste gerettet zu haben, ihre Wohnungen und Habe in Rauch und Flammen erblickten, vermochte keinen Funken menschlischen Gefühles und Erbarmens bei den Mordbrennern sowohl als bei den Nationalgarden und Pariser Husaren, welche die Stadt von der andern Seite umstellt hatten, zu erwecken. Diese Unmenschen fielen über die unglücklichen Flüchtlinge her, um sie noch auszuplündern. Sie schonten nicht einmal die Bürger, welche Kranke und Sterbende davon trugen, sie raubten Anderen das Wenige, was sie aus den Flammen an Gold, Uhren und Kleidungsstücken gerettet hatten« u. s. w. »Auch erhob sich bald ein sehr starker Wind, so dass an Löschen und Retten einzelner Häuser auch nach dem Abzug der Mordbrenner nicht mehr zu denken war. Die ganze Stadt, mit Ausnahme des abgelegenen Inspectionshauses, eines Bürgerhauses vor dem untern Thore, zweier Hirtenhäuser und zweier Scheuern, zerstörte die Wuth der Flammen. Sämmtliche Gebäude lagen unglaublich schnell in Asche, Schutt und Trümmern, selbst die Mauern zerbarsten und stürzten zusammen. Eine irrsinnige Person und zwei Frauen fanden in den Flammen ihren Tod; mehrere Kinder wurden vermisst; 2000 Bewohner irrten misshandelt, beraubt und hilflos umher, und schauten in höchster Wehmuth und Trübsal mit starrem thränenvollen Blick nach dem Gräuel der Verwüstung, nach dem flammenden Grab ihrer Habe!« (S. 90). Erst vier Tage nachher wurde den unglücklichen Bewohnern der Inhalt des bereits in Vollzug gesetzten Beschlusses des Nationalconvents mitgetheilt, aus dem sie die Gründe desselben vernahmen. Dass diese angeblichen Gründe durchaus nichtig waren, bedarf wohl kaum einer Erwähnung, und dass die dagegen erhobenen Vorstellungen Nichts fruchteten, kann man sich ohnehin denken. Der Verf. hat die darüber geführten Verhandlungen vollständig vorgelegt. Wie aber auch andere Orten litten, und was sie zu leisten hatten, mag aus der S. 117 in der Note mitgetheilten amtlichen Aufzeichnung der Lebensmittel und Waaren erhellen, welche die

Digitized by Google

Gemeinde von Speyer den französischen Commissären auf deren mündliches Ansuchen geliefert hat und welche im Gesammtbetrag die Stadt 644,294 Gulden 43 Kreuzer gekostet haben: das specifirte Verzeichniss umfasst nicht weniger als zwei und dreissig verschiedene Gegenstände, darunter allein an Wein 956 Fuder, jedes von 600 Kannen, zu 400 fl. (also 382,400 fl.) viele Tausende von Maltern Korn, Spelz, Gerste, Haber, Mehl, Mais, 27,624 Ctnr. Heu à 2 fl. (55,248 fl.), 99,625 Bund Stroh, das Hundert zu 11 Gulden (10,956 fl. 45 kr.), viele Hunderte von Ochsen, Kühen, Schweinen, Schafen u. s. w.; auch fehlt nicht Oel, Butter, Seife, Talg, Rübsamen, Mohn, Hirse, Erbsen, Linsen, Hanfsamen u. dgl., 187 Zentner Reis à 25 fl (4675 fl.), verschiedene Specereien zu 19,850 fl. und 113,721 Portionen Brod à 6 Kreuzer (11,372 fl. 6 kr.). In welche Bedrängnisse der edle Fürstbischof von Speyer gerathen war, der überdem noch ein Contingent von Truppen zur Reichsarmee stellen sollte, während über zwei Drittel seiner Lande in Feindes Hand waren, mag man lieber bei dem Verfasser selbst nachlesen S. 7 ff. 104 ff. oder weiter unten S. 151 ff. und andern Orten.

Der neunte Abschnitt führt uns von dem Ende des Jahres 1794 zu den traurigen Unterhandlungen, welche mit dem Abschlusse des zu Basel zwischen Preussen und der französischen Republik am 6. April 1795 unterzeichneten Friedens ihren Abschluss fanden. Die unglückseligen Folgen dieses einseitig abgeschlossenen Friedens werden nach Gebühr gewürdigt, und die traurige Nachahmung, die ein solches Beispiel auch bei andern deutschen Fürsten fand, die das Sonderwohl des einzelnen Landes dem allgemeinen Reichswohl vorziehen zu müssen glaubten, hier sowohl wie in dem weiteren Verlauf der Darstellung hervorgehoben; die traurige Rolle, welche Kurpfalz bei dieser Gelegenheit spielte, tritt in der Uebergabe von Mannheim wie in andern Verhandlungen mit den Führern der französischen Heere besonders grell zum grossen Nachtheil des Ganzen hervor. Wir wollen in diese allgemeinen Verhältnisse, die allerdings nicht unberührt bleiben oder übergangen werden konnten, nicht weiter eingehen und uns an das halten, was der nächste Zweck der Darstellung ist, an die schweren Bedrängnisse, die auch das Jahr 1795 über die gesegneten Gauen der rheinischen Pfalz brachte. In dieser Hinsicht bietet dieser ganze Abschnitt des Beachtenswerthen genug, von den grossen Verlegenheiten, in welche der Fürstbisbhof von Speyer wie die Bewohner der Stadt Speyer gerathen waren, an §. 2 bis weiter zur Untersuchung der in der Pfalz stattgefundenen Räubereien, zu welcher ein eigener Commissär des Nationalconvents, Joseph Becker abgeschickt ward, dessen Bericht uns §. 4 eben so mitgetheilt wird, wie §. 5 die Bitten der Einwohner Speyer's um Entschädigung für den erlittenen Schaden: gern würden wir die haarsträubenden Angaben aller der Erpressungen, wie sie S. 185. 186 aufgeführt werden, hier mittheilen,

Digitized by Google

wenn der Raum solches gestattete: aber darauf ausdrücklich hinzuweisen, können wir nicht unterlassen. Dass alle Bitten um Entschädigung, Milderung oder Nachsicht ohne Erfolg waren, kann man auch ohne ausdrückliche Erwähnung, sich leicht vorstellen.

Auch im zehnten Abschnitt, welcher die Zeit vom September 1795 bis Juni 1796 umfasst und uns die wechselvollen kriegerischen Ereignisse darstellt, wie sie innerhalb dieses Zeitraums auf einander folgten, fehlt es nicht an der Aufführung zahlreicher Bedrückungen jeder Art, denen das Land durch die Franzosen sich ausgesetzt sah. So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, das Oberamt Zweibrücken, das schon so sehr gelitten, bei dem von dem Nationalconvent ausgeschriebenen Zwangsanlehen mit dem Betrag von 100,000 Gulden bedacht, wovon allein auf die Stadt Zweibrücken 40,000 Gulden fielen; die Stadt Germersheim musste 50,000 Livres bezahlen; wer nicht bezahlen konnte oder wollte, dem wurde Alles, was er besass, weggenommen (S. 242 ff.); die Schilderung, die nach der Aufzeichnung eines Augenzeugen aus Zweibrücken vom 10. Juni 1796 darüber mitgetheilt wird S. 244 ff. ist ergreifend, sie zeigt das Elend und die Noth einer Bevölkerung, der man das Letzte, was sie besas, entriss, und eben so auch das Verfahren einer wilden Soldateska im grellsten Lichte.

Aehnlichen Requisitionen, mit Drangsalen jeder Art verbunden, begegnen wir auch auf fast jeder Seite des folgenden eilften Abschnittes, welcher der »Wechsel der Deutschen und Franzosen in der Pfalz vom Juni bis zum December 1796« überschrieben ist und die ebenso wechselvollen Kämpfe innerhalb dieser Monate vorführt; was auch hier wieder die Stadt Speyer gelitten, mag man lieber in der Schrift selbst nachlesen. Der zwölfte und letzte Abschnitt befasst die »Vorkommnisse in der Pfalz seit der französischen Wiederbesetzung im November 1796 bis zur einstweiligen Einverleibung derselben mit Frankreich 1798. Die Kriegsereignisse, soweit sie noch in diesen Zeitraum fallen und hier zu erwähnen waren, führten neue Requisitionen, namentlich für Speyer herbei, welchen bei der gedrückten Lage der Stadt und der Erschöpfung der Bewohner kaum mehr genügt werden konnte; auch nach dem eingetretenen Waffenstillstande erfolgten lästige Einquartirungen, Lieferungen jeder Art, durch welche die Noth noch mehr gesteigert ward. Die beiden ersten Paragraphen dieses Abschnitts bringen eine Menge von einzelnen Angaben, durch welche diess bekräftigt wird. Der übrige Theil dieses letzten umfassenden Abschnittes (S. 309—444) hat es insbesondere mit der nun eingeführten Verwaltungsweise der Pfalz, und mit den ausgedehnten Umtrieben zu thun, welche zur Vereinigung mit Frankreich ins Werk gesetzt wurden. bis der Frieden zu Campo Formio, der auch in seinen Folgen so verhängnissvoll war, in dem allmähligen Vollzug seiner Bestimmungen eine wirkliche Vereinigung der linksrheinischen Landschaften mit Frankreich und damit eine neue Organisation

Digitized by Google

der gesammten Verwaltung herbeiführte. Der Verfasser hat diesem Gegenstand sichtbarlich viele Aufmerksamkeit gewidmet und seine in alle Einzelheiten eingehende Darstellung mit allen möglichen Belegen und officiellen Aktenstücken, die uns hier wörtlich mitgetheilt werden, ausgestattet, und wie er auf der einen Seite genau die von der französischen Partei veranstalteten Jubelfeste zur Vereinigung mit Frankreich beschreibt, so hat er doch auch nicht unterlassen, das biedere Benehmen des grösseren Theils der Bevölkerung, welche mit kummervollem und gedrücktem Blicke der Zukunft mit all ihren neuen, auf der völligen Zerstörung des Jahrhunderte lang Bestandenen begründeten Einrichtungen entgegensah, namentlich auch der Bewohner von Zweibrücken und Speyer, nachzuweisen: und hier treten bei dem düstern Bilde, das uns in der Schilderung aller der Bedrängnisse und der Noth entgegentritt, doch auch erfreuliche Lichtpunkte hervor, die selbst zeigen können, wie die Liebe zum deutschen Vaterlande nicht erloschen war, und der bei weitem grössere Theil der Bevölkerung eine treue Anhänglichkeit an ihre alte Verfassung und Einrichtung bewahrte, wie man sich gegenseitig in diesen Zeiten schwerer Noth und Bedrängniss zu unterstützen und mit brüderlicher Liebe zu helfen suchte, soweit es nur möglich war, insbesondere auch, wie man, aller Bemühungen ungeachtet, den christlichen Glauben der Väter mit treuer Anhänglichkeit bewahrte und durch die Zerstörung der Gotteshäuser, und allen Frevel am Heiligen ausgeübt, sich nicht beirren liess. Diess ist die andere, und wohlthuende, ja tröstliche Seite des Bildes, das sich in diesen beiden Bänden vor unsern Augen entrollt. Und wenn der Verfasser sich nicht gescheut hat, der Wahrheit gemäss, allen den Urkunden, die er namentlich in Bezug auf die neu eingerichtete Verwaltung mittheilt, auch beizufügen, oder vielmehr nicht wegzulassen die Namen derjenigen, welche sish zu thätigen Werkzeugen der neuen fremdländischen Einrichtungen hingaben oder durch Umtrieben dieselbe zu fördern suchten, so wird ihm Niemand aus dem einen Vorwurf machen, was schon die Pflicht der unparteiischen Geschichtschreibung, die keine persönlichen Rücksichten kennt, erheischte; und es mögen die Enkel und Nachkommen der hier Betheiligten sich daraus die Lehre entnehmen, um so treuer festzuhalten an ihrem Vaterland, an ihrem Glauben und an ihrem Recht. — Das Urkundenbuch, welches von Seite 446 — 512 beigefügt ist, enthält neun und vierzig Stücke, welche in vollständigem Abdruck mitgetheilt, zur Erläuterung des in der vorausgehenden Beschreibung Angeführten dienen, meist mehr oder minder wichtige Aktenstücke, die einen zum Theil wohlthätigen, zum Theil aber auch niederschlagenden Eindruck hinterlassen. In der einen Beziehung erwähnen wir nur die würdige und glaubenstreue Erklärung der Geistlichen der Diöcöse Speyer oberhalb der Queich über den von ihnen geforderten Bürgereid unter Nr. 1 oder unter Nr. 2 die Erklärung der Be-

Digitized by Google

wohner von Rheinzabern, welche Einsprache erheben wider die französischen Neuerungen; in der andern machen wir aufmerksam auf den Bericht des herzogl. zweibrückenschen Beamten Rheinwald über die Verwüstung des Karlsberges bei Zweibrücken datirt vom 5. August 1793 unter Nr. 26, oder unter Nr. 34 die Nachricht von den Unglücksfällen der Stadt Speyer, und unter Nr. 37 die vorläufige kurze Darstellung der unerhörten Drangsale und Schäden, welche die Reichsstadt Speyer erlitten hat, datirt von Mannheim am 14. Juli 1795, so wie unter Nr. 41 die Bitte der Abgeordneten von Speyer um Milderung der Kriegsauflage, gerichtet an das Directorium zu Paris am 27. Juni 1796. Auch die mehrfach mitgetheilten Requisitions- und Brandschatzungsschreiben der französischen Generale gehören in diese Reihe, namentlich auch das kurze Nr. 35 im französischen Original mitgetheilte Schreiben oder Billet, in welchem Hentz, Volksvertreter bei der Rhein- und Moselarmee, die Niederbrennung der Stadt Kusel verordnet, erlassen zu Pirmasens am 25. Juli 1794. Dieses merkwürdige, dem (Münchner) Reichsarchiv Zweibrücker Akten Nr. 2939 entnommene Aktenstück lautet im Original folgendermassen: »Liberté! Egalité! Au nom du peuple français! Pirmasens le 7 Thermidor l'an 2me de la republique une et indivisible! Le représentant du peuple envoyé près les armées du Rhin et de la Moselle. Instruit, qu'il existe dans la ville de Couselle pays de Trèves, des fabricateurs de faux assignats qui sont tolérés et protégés par les habitants de cette ville, et que c'est de là que provient l'emission desastreuse de faux assignats dans la république; après avoir consulté le général en chef de l'armée de la Moselle, qui a assuré, que l'existence de cette ville n'est pas necessaire aux operations militaires des armées de la republique; — arrête ce qui suit: la ville de Couselle s'etant dans toutes les circonstances montrée l'ennemie de la république et l'amie devouée de ses ennemies et notamment des Prussiens sera brulée. — Le général en chef de l'armée fera mettre incessamment le présent arrêté à l'execution et donnera les ordres nécessaires à cet effet. — Signé: Hentz.«

Chr. Bähr.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Weltgeschichte für höhere Schulen und Selbstunterricht übersichtlich dargestellt von Dr. Karl Kiesel, Director des Gymnasiums zu Düsseldorf. Erster Band. Die vorchristliche Zeit. Zweite, verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung 1866. XI und 635 S. in gr. 8.

Unter den zahlreichen derartigen Geschichtswerken, welche zur Belehrung oder zum Unterricht für die Jugend bestimmt sind, hat das vorstehende, nach Inhalt und Tendenz gewiss einen besonderen Anspruch auf Beachtung. Zunächst bestimmt für reifere Schüler, welche das im Schulunterricht Gebotene zu erweitern und zu ergänzen wünschen, wendet es sich aber auch zugleich an den weiteren Kreis eines gebildeten Publikums, welchem »eine Vergegenwärtigung des weltgeschichtlichen Verlaufes ein Bedürfniss ist«, und eben so hofft der Verfasser mit seinem Werke auch jüngeren Lehrern der Geschichte an höheren Schulen eine Anregung zu geben über die bei dem Unterricht ins Auge zu fassenden Ziele. Darum sind in die geschichtliche Erzählung vielfache Andeutungen über den inneren Zusammenhang eingeflochten und eben so stets bei jedem Abschnitte die höheren Gesichtspunkte angegeben, unter welchen das hier Erzählte zu betrachten ist. Die Betrachtungsweise aber, welche dadurch gefördert werden soll, ist diejenige, die aus der Ueberzeugung von einem in der Weltgeschichte sich kund gebenden göttlichen Plane der Menschenerziehung entspringt. Von diesem Standpunkte aus, nach welchem auch den geographischen und ethnographischen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird, ist die Darstellung des Einzelnen gegeben, und mag schon daraus ersichtlich werden, wie der Verfasser keineswegs auf der gewöhnlichen Bahn derartiger Geschichtswerke sich bewegt, sondern einen ganz andern Weg eingeschlagen hat, der sich schon hinreichend durch die Eingangsworte kund gibt: »Zu dem Ziele, welchem die Menschheit von Gott entgegengeführt wird, steht in unmittelbarster Beziehung das Ereigniss, welches sich durch die Worte: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind, angekündigt hat. Die zwei Hälften, in welche durch dasselbe die Weltgeschichte getheilt wird, sind daher auch von so wesentlich unterschiedenem Charakter, dass bei der Betrachtung einer jeden gerade ihr Unterschied von der andern den wichtigsten Gegenstand bildet, über welchen die Geschichte Aufklärung zu geben hat. Es gibt

Digitized by Google

daher für die Geschichte, wenn jede Erscheinung ihr volles Licht erhalten soll, in Betreff der vorchristlichen, so wenig als der christlichen Zeit einen andern als den christlichen Standpunkt.« Und von diesem christlichen Standpunkt aus hat der Verfasser die Geschichte des Alterthums, so weit sie in diesem ersten Bande enthalten ist, aufgefasst und behandelt, eben darum aber auch auf das Culturgeschichtliche überall die verdiente Rücksicht genommen und demgemäss in der Darstellung berücksichtigt. Es zeigt sich diess gleich in dem ersten Abschnitt, welcher die Urgeschichte behandelt; was die heilige Schrift darüber berichtet, wird nicht mit der wegwerfenden Aufgeklärtheit behandelt, die in ihrer Befangenheit diess Alles besser zu wissen vermeint, sondern erkannt als ein Theil der im israelitischen Volke erhaltenen und fortgepflanzten Offenbarung, welcher vor allen Thatsachen der Geschichte die grösseste Gewissheit hat, und es wird gezeigt, wie die Berichte anderer Völker theils damit übereinstimmen, theils davon sich unterscheiden, und in so fern als Beweise gelten können, dass auch bei andern Völkern Erinnerungen aus der Urzeit lebendig geblieben sind, aber in Folge der stärkeren Abirrungen von dem ursprünglichen Zustande sich mannichfach getrübt haben. Auf diesen ersten Abschnitt, welcher die Urgeschichte befasst und S. 17 mit einer tiefer eingehenden Erörterung über die Mythen, historische wie religiöse, und ihren Ursprung schliesst, folgt ein zweiter, gleichsam einleitender, welcher Gang und Gliederung der vorchristlichen Geschichte zeichnet, und seinen Blick zuerst auf Asien als den ältesten Schauplatz der Geschichte richtet, dann aber zu den Völkern des Westens, Griechen und Römern, sich wendet. Nach diesen allgemeinen Umrissen beginnt die geschichtliche Erzählung im dritten Abschnitt mit Babylon und Assyrien, im vierten sind die Aegypter, im fünften die Phönicier behandelt: die staatlichen Verhältnisse wie die culturgeschichtlichen haben, wie schon oben bemerkt worden, dabei stets die gehörige Berücksichtigung gefunden. Wir erinnern beispielshalber nur an das, was im vierten Abschnitt über das ägyptische Kastenwesen (S. 52 ff.) oder über die Religion der Aegypter (S. 54 ff.) bemerkt ist, welche in ihrem hauptsächlichen Bestandtheil auf eine Verehrung der in der Natur wirkenden Kräfte, die dann als Götter, die als Personen eine Geschichte haben, verehrt werden, zurückgeführt wird, wobei die Anschauungen über die Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens, so wie die Beobachtung der regelmässigen Wiederkehr der Zeiten und Erscheinungen des Jahres und die daran sich knüpfende Meinung von der Abhängigkeit, in welcher des Menschen Schicksal von dem Tage seiner Geburt stehe, besonderen Einfluss geübt, der sich auch weiter auf den den einzelnen Göttern als Personen beigelegten Charakter erstreckt, so wie auf die von den Göttern in sinnbildlicher Bedeutung erzählten Geschichten: diese Erzählungen selbst aber zu deuten und aus ihnen ein System religiöser Vorstellungen zu erkennen, findet

Digitized by Google

der Verfasser unmöglich. Und bei dem jetzigen unvollkommenen Stand unserer Kenntnisse des alt-ägyptischen Götterwesens, das schon in dem, was aus ägyptischen Quellen, zunächst den Hieroglyphen bis jetzt bekannt geworden, gar nicht recht zu dem passen will, was darüber aus griechischen, und zwar, wenn man von Herodotus und selbst von Diodorus absieht, aus weit späteren Quellen zu wissen steht, wird man dem Verfasser darin nicht Unrecht geben können: auch wird neben der Verehrung der in der Natur wirkenden Kräfte noch die Verehrung des gestirnten Himmels, die im ägyptischen Götterdienst in einer merkwürdigen, noch nicht so ganz aufgeklärten Verbindung mit dem Naturdienst steht, so wie selbst der Thierdienst eine weitere Berücksichtigung verdienen. Was den Unsterblichkeitsglauben betrifft, über welchen wir erst in neuester Zeit durch Reinisch in seiner Erklärung der Denkmäler von Miramar nähere und sichere Aufschlüsse rein aus ägyptischen Quellen erhalten haben, so äussert sich darüber der Verf. S. 56 also: »Dem Bewusstsein eines durch die Religion vermittelten Zusammenhangs mit einer übersinnlichen Welt entsprechen der Glaube an Unsterblichkeit der Seele und die an den Tod sich knüpfenden Gebräuche. Der Glaube an die Unsterblichkeit war verzerrt durch die Vorstellung einer Wanderung, welche die Seele durch alle Thierkörper anzutreten habe, um nach Tausenden von Jahren in einen menschlichen Körper (oder vielmehr zur Gottheit) zurückzukehren. Wie sich die in dem Einbalsamiren der Leichname sichtbare Sorge für Erhaltung des Körpers zu jenem Glauben verhielt, ist wenigstens nicht klar.« Allerdings ist dieser Punkt durch die Aegyptologen noch nicht zur völligen Klarheit gebracht; denn wenn auch die Einbalsamirung als die gemeinsame landesübliche Bestattungsweise erscheint, die, in höherem oder geringerem Grade, einem Jeden Gestorbenen zu Theil ward, so lässt es sich doch nicht läugnen, dass in dem Bestreben, den Körper auf diese Weise länger zu erhalten, ein dunkler Ansatz eines nicht geklärten Unsterblichkeitsglauben lag, welcher noch nicht dahin gelangt war, die Seele sich von einem völligen Freisein von allem Körperlichen zu denken. Eben so hat der Verf. auch im nächsten Abschnitt von den Phöniciern die staatlichen Verhältnisse derselben, ihren Handel, ihre Colonien und ihre Religion besprochen, wobei auch der Dienst des Moloch zur Sprache kommt, so wie die diesem Gotte — Baal als zerstörende Kraft aufgefasst — dargebrachten Menschenopfer, deren Ursache der Verf. zu ermitteln sucht. Er fügt dann S. 75 ff. die Bemerkung bei: »Die Rohheit der Gottesverehrung, auf welche hiernach zu schliessen ist, deutet auf eine Unfähigkeit des Volkes hin, religiöse Begriffe zu entwickeln und der Religion diejenige Beziehung auf Veredlung des menschlichen Herzens zu geben, zu der selbst falsche Religionen noch tauglich sein können. Der Drang nach Abenteuern und Gefahren, Gewinn und Genuss beherrschte das Volk bis zur Unterdrückung der höheren Kräfte der Seele und

Digitized by Google

liess Herkömmliches in roher Starrheit fortbestehen, ohne es zum Träger edlerer Gefühle, tieferer Gedanken zu machen.«

Dass die Geschichte der Israeliten, welche im nächsten, sechsten Abschnitt folgt, von einem ganz anderen, höheren Standpunkt aufgefasst ist, kann nach dem bereits Bemerkten nicht auffallen, auch hat sich der Verfasser darüber in dem einleitenden Paragraphen: »Bedeutung des israelitischen Volkes für die Menschheit« in schöner Weise ausgesprochen: denn die Geschichte dieses Volkes ist ihm auch zugleich die Geschichte der Veranstaltungen Gottes für die Herstellung der gefallenen Menschheit. Ist demnach, so schliesst der Verf. seine Betrachtung, »seine Geschichte ein Werk besonderer göttlicher Führung, so ist sie auch ein Bild und Muster für das einzelne Menschenleben, das so, wie es in der israelitischen Geschichte geschieht, jenes doppelte Streben der Ausschliesslichkeit und Allgemeinheit zu vereinigen hat, um die von Gott verliehenen Kräfte durch fortwährendes Abweisen der von Aussen kommenden Hemmungen nach Gottes Willen auszubilden und sie in Gottes Dienste für die Menschheit zu verwenden.« In der nun folgenden Darstellung darf wohl im Besondern hingewiesen werden auf die, von der vulgären so verschiedene, höhere Auffassung der Mosaischen Gesetzgebung, wie sie im siebenten Paragraph S. 86 ff. gegeben ist.

Der siebente Abschnitt führt zu den Persern, deren Geschichte bis auf Darius Codomannus herabgeführt ist, indem die Geschichte des letzten Königs des Perserreichs mit der Darstellung des Zuges Alexanders des Grossen und dem Ende des Perserreichs im zwölften Abschnitt verbunden ist. Die darauf folgenden Abschnitte haben Griechenland zum Gegenstand: der achte die Griechen vor den Kämpfen mit den Persern, also auch die Urgeschichte Griechenlands, welche der Verfasser mit aller Vorsicht, wie sie hier wohl geboten ist, behandelt: wir erinnern nur an das, was die Colonien aus dem Orient unter Cadmus, Cecrops, Danaus betrifft, obwohl wir die Gründe, die bisher dagegen vorgebracht sind, noch nicht für entscheidend halten können. Der neunte Abschnitt schildert die Kämpfe mit den Persern von dem Aufstande der Jonischen Griechen in Kleinasien an bis zu dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges, welcher dem zehnten Abschnitt zugewiesen ist, der auch zugleich einen Blick auf die geistige Cultur und Bildung der hellenischen Welt in jener Zeit wirft. Manche werden vielleicht dem Verfasser einen Vorwurf machen, dass er diesen Punkt zu kurz im Verhältniss zur rein geschichtlichen Darstellung behandelt hat: wir möchten indess eine solche Klage nicht erheben, da wir immerhin der Ansicht sind, dass, wenn auch die geschichtliche Darstellung auf den Stand der geistigen Cultur Rücksicht zu nehmen hat, da dieselbe auch auf den Gang der äusseren Ereignisse, die den nächsten Gegenstand der Geschichte bilden, vielfach eingewirkt hat, diess doch nicht in der Ausdehnung geschehen darf, die man mehr-

Digitized by Google

fach in ähnlichen Geschichtswerken jetzt wahrnimmt, und die am Ende doch nur ein nicht genügendes Stückwerk bietet. Denn beide Gebiete, von welchen das eine mehr die Aussenwelt und die in ihr hervortretenden Ereignisse in ihrem inneren Zusammenhang darzustellen hat, das andere aber mehr das innere, geistige Leben, wie es sich in den Schöpfungen der Literatur und den darauf bezüglichen Bestrebungen kund gibt, befasst, bilden zwar keine Gegensätze, da sie ja vielfach auf einander Einfluss üben, und selbst gegenseitig von einander bedingt sind, allein sie sind in der Behandlung von einander zu trennen, schon im Hinblick auf ihre Ausdehnung, die bei jedem ein tieferes Eingehen erfordert und eine selbständige Behandlung, wenn jedes richtig und nach seiner vollen Bedeutung erkannt werden soll.

Im eilften Abschnitt wird die griechische Geschichte vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea fortgesetzt, im zwölften, dessen Gegenstand zunächst die Machterhebung Macedoniens unter Philipp und Alexander ist, bis zu des letztern Tod und dem Untergang der persischen Monarchie durch die Eroberung des Orients; passend reiht sich daran im dreizehnten die nach Alexander's Tod erfolgte Auflösung des macedonisch-persischen Reichs und dessen Zerstückelung in die sogenannt hellenistischen Reiche. Den Charakter dieser Reiche und ihre culturhistorische Bedeutung hat der Verf. in einem Schlussparagraphen sehr gut gezeichnet, so dass wir wohl bedauern, denselben nach seinem ganzen Umfang hier nicht vollständig aufnehmen zu können. Der Verfasser zeigt, »wie hier eine Anzahl von Reichen erstehen, welche nach der Masse ihrer Bevölkerungen ungriechisch, durch die Familien ihrer Herrscher und die ihre Herrschaft stützenden Heere, so wie durch eine Menge von Ansiedlern griechisch sind, und wie die neuen Fürstengeschlechter die Mittel zu ihrer Befestigung in dem suchen, was der Geist der Griechen in Staat, Wissenschaft und Kunst geschaffen hat. Es wurden daher in den betreffenden Ländern einheimische Verhältnisse durch Anwendung griechischer Formen umgebildet. So entstand eine Zeit des griechischen Lebens, in welcher sich nicht Hergebrachtes durch die Macht unbewusst wirkender Triebe entwickelte, sondern Etwas der griechischen Vorzeit Angehöriges mit Uebertragung und Berechnung durch die Herrscher auf neue und ungriechische Verhältnisse angewandt wurde.« Bei dem steten Wechsel der Herrscher, und bei der völligen Gleichgültigkeit der Bewohner gegen diesen Wechsel bildeten sich eigenthümliche Zustände, unter denen die von Alexander beabsichtigte Verschmelzung der Völker des Orients und des Occidents nicht zu Stande kommen konnte. Das griechische Leben, so fährt der Verfasser S. 324 fort, so weit es fern von seinen natürlich gegebenen Bedingungen fortbestehen konnte, entwickelte sich auf ausgedehnten fremden Schauplätzen in künstlicher Pflege weiter, um in dem Bereiche der grossen macedonischen Herrschaft, wenn

Digitized by Google

auch nicht für die gesammte Bevölkerung, so doch für die herrschende, eine Gleichmässigkeit der Bildung herbeizuführen, welche fernerem Gewinn die Verbreitung erleichtern sollte. Blieb sonach das neue Griechenthum in der fremden Umgebung, in die es verpflanzt war, als etwas Fremdes stehen, so zog es doch vermöge der Macht, welche die von ihm getragene Herrschaft ihm verlieh und vermöge des Einflusses, den geistiges Uebergewicht ausübt, auch aus den Kreisen des fremden Lebens so viele Kräfte an sich, dass es nicht allein vor dem Erlöschen gesichert blieb, sondern allmählich Theile der ungriechischen Bevölkerungen zu griechischen umschuf. Dieser Charakter der neuen Staaten ist es, der mit dem Namen des Hellenismus bezeichnet wird.« Der Verfasser sucht dann weiter diesen Hellenismus, der in den grossen Städten, wie sie nun entstanden als Sitze der neuen Fürsten, seinen Hauptsitz hatte, näher zu zeichnen, eben so wohl in Bezug auf die Fürsten, für welche die Pflege und Förderung griechischer Wissenschaft und Kunst ein mächtiger Hebel der Gewalt war, als in Bezug auf die ihnen untergebene Bevölkerung, auf welche griechische Cultur und Civilisation einen immer steigenden Einfluss übte.

Der Verfasser betrachtet (und man wird gewiss ihm darin nicht Unrecht geben können) diese ganze hellenistische Gestaltung des Lebens als einen Fortschritt in der Geschichte, aber als einen Fortschritt, welcher das Heidenthum seinem Untergang zuführte und von ferne auf die Verbreitung des Christenthums vorbereitete. Das alterthümliche griechische Bürgerthum, wo das Leben des Bürgers zunächst das Leben in der städtischen Genossenschaft gewesen, war dahin. Es entstand ein Kosmopolitismus, der den Blick erweiterte, und an die Stelle des Eifers für Verfassungskämpfe eine Empfänglichkeit für die zum Gemeingut der Griechen gewordenen Ergebnisse griechischer Bildung und einen Sinn für jede neue auf dem weiten Schauplatz mögliche Thätigkeit setzte. Damit war die Beschränktheit, die das altgriechische Wesen durch den Gegensatz der vielen kleinen Gemeinwesen gegen einander und durch seinen Gegensatz zu den Barbaren gehabt hatte, zum grossen Theil überwunden. Zugleich war auch das Hinderniss, welches dem Christenthum in der Einseitigkeit und Abgeschlossenheit der einzelnen Nationalitäten entgegenstand, für den fraglichen Theil der Welt bedeutend vermindert, u. s w. Wir bedauern, durch den uns zugemessenen Raum beschränkt, nicht die ganze Auseinandersetzung dieser Verhältnisse hier aufnehmen zu können: was wir daraus hier mitgetheilt, mag wohl genügen, den denkenden Leser auf diese Auseinandersetzung aufmerksam zu machen.

Die drei nächsten Abschnitte sind nun der Darstellung des geschichtlichen Verlaufes in diesen Reichen gewidmet; der vierzehnte behandelt das ägyptische Reich unter den drei ersten Ptolemäern, der fünfzehnte das Reich der Seleuciden bis auf Antiochus VII., wobei auch das Verhältniss der Juden zum Hellenismus (S. 353 ff.),

Digitized by Google

so wie die inneren Verhältnisse der Juden (S. 357 ff.) zur Sprache kommen, der sechzehnte das macedonische Reich unter den Antigoniden und Griechenland bis auf Philopömen, insbesondere die Darstellung des ätolischen wie des achäischen Bundes. Eine Betrachtung der wissenschaftlichen Zustände beschliesst diesen Abschnitt, der gleich den beiden vorhergehenden reich ist an bedeutsamen Winken und Hinweisungen auf das, was dem Verfasser als Ziel und Endpunkt der geschichtlichen Darstellung der vorchristlichen Zeit erscheint.

Die drei letzten Abschnitte befassen die römische Geschichte und zwar der siebenzehnte die Urzeit und die Zeit der weiteren Entwicklung und Ausdehnung Roms durch die Unterwerfung Italiens, der achtzehnte schildert dann die Kämpfe mit Carthago, dem Seleucidenreiche, Macedonien und Griechenland, der neunzehnte die Zeit der Umwälzung und der inneren Kämpfe, welche mit Augustus Alleinherrschaft ihr Ende erreichen. Mit aller Unparteilichkeit schildert der Verfasser die Erhebung des Augustus und dann aber auch sein Streben nach Verbesserung der inneren Zustände des Reichs (wir bitten insbesondere S. 536 ff. näher zu durchgehen), er führt uns dann in Kürze auch das Reich des Tiberius vor, ohne in der Schilderung dieses Fürsten dem Blendwerk zu verfallen, das man in neuester Zeit, im Gegensatz zu Tacitus, von demselben aufzustellen versucht hat. Zuletzt wirft der Verf. noch einen Blick auf die Juden, da »unter ihnen das göttliche Wort sich erfüllte, das gleich nach dem Sündenfall an die ersten Menschen ergangen war und dem gesammten Menschengeschlecht eine Wiederherstellung verkündet hatte. Dieses Ereigniss gehört nicht zu der Reihe geschichtlicher Ereignisse, deren eines aus dem vorhergehenden zu begreifen ist. Es ist kein Ergebniss früherer Ereignisse, nicht einzelner und nicht aller zusammen. Es ist eine geheimnissvolle That der Liebe Gottes und als solche um so augenscheinlicher, da bisher sich in der Welt eine immer entschiedenere Abkehr von Gott kund gegeben hat und die Menschheit nie entfernter davon gewesen ist, sich aus eigenen Kräften zu dem durch den Sündenfall aufgegebenen Standpunkte wieder emporzuarbeiten.« Mit diesem Ereigniss, »mit dem Eintritt des Mensch gewordenen Sohnes Gottes in die Welt und mit seinem Versöhnungstod am Kreuz für die Menschheit beginnt das zweite Zeitalter der Welt, wie mit einer neuen Schöpfung. Zu der Erkenntniss Gottes, den die Weisen vergebens gesucht hatten, war der Weg gezeigt und die Herrschaft der Sünde und des Todes, unter welchem die Menschheit geseufzt hatte, war gebrochen u. s. w. Also spricht sich der Verfasser in dem herrlichen Schlusswort aus, das wir gern wiederholen möchten, wenn der Raum es verstattete, in so fern er darin die durch dieses Ereigniss herbeigeführte Grundlegung der neuen Weltordnung näher besprochen und in beredter Weise nachgewiesen hat. Man ersieht daraus den ächt christlichen Standpunkt des Verfasser's und seine

Digitized by Google

von diesem Standpunkt ausgehende Betrachtung und Behandlung des geschichtlichen Stoffes.

Wir haben im Vorstehenden Gang und Inhalt des Werkes, so wie dessen Tendenz, so weit es uns möglich war, dargelegt: ein wohlthuender Geisteshauch durchweht das Ganze und lässt uns die Ereignisse längst vergangener Zeiten in ganz anderm Lichte beschauen: die wenigen Proben, die wir mitgetheilt, mögen diess zeigen, und wenn die ernste und würdige Haltung des Ganzen auch gleichgesinnte und denkende Leser erfordert, so mögen wir ihm deren recht viele wünschen.

Ein ausführliches und genaues alphabetisches Register über alle in diesem Bande berührten Gegenstände, mit Einschluss der geographischen Namen, ist am Schlusse beigefügt, es reicht in doppelten Columnen von S. 557—635. Eben so befriedigend ist die äussere Ausstattung.

Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes. Von C. E. Malortie, Dr. phil. königl. Hannoverschen Oberhofmarschall u. s. w. Fünftes Heft. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung 1866. 186 S. in gr. 8.

Auch dieses Heft enthält, gleich den vorausgegangenen, welche in diesen Jahrbüchern früher besprochen worden sind, eine Reihe von interessanten Mittheilungen auf dem Gebiete des Lebens der deutschen Höfe, und der Verwaltung fürstlicher Güter und Sammlungen aus den drei letzten Jahrhunderten, und da fast Alles aus urkundlichen, bisher der Oeffentlichkeit entzogenen Quellen stammt, so wird der Werth dieser Mittheilungen nicht wenig erhöhet. An der Spitze dieses fünften Heftes befinden sich zwei derartige Mittheilungen, die eine über die Vermählung einer Tochter des Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt mit dem Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, dem Stammvater der neueren Hannover'schen Linie, am 14. Dezbr. 1617, die andere über die Besuche Herzogs Erich des Aelteren auf dem Schlosse Calmberg im Jahre 1534—1535. Daran schliessen sich S. 27 ff. zwei von dem Kurfürsten Georg Ludwig unter dem 28. Sept. 1713 an den Kammerjunker v. Grote und den Rath Neubauer erlassene Instructionen über die Erziehung des Prinzen Ludwig, Sohnes des Erbprinzen Georg August. Grote war nämlich als Hofmeister, Neubauer als Unterhofmeister bestellt worden, und jeder von beiden erhielt seine besondere Instruction. Wir machen besonders auf die an den Hofmeister ertheilte aufmerksam, in welcher, gleich §. 2 demselben aufgegeben ist: »wird er vor allen Dingen unablässige emsige Sorge tragen, dass mehrermeldetem Unserm Enkel von seiner jetzigen noch zarten Jugend an die Liebe zur wahren

Digitized by Google

Gottesfurcht wol eingepflanzet werden möge.« Und folgt §. 3 mit der Mahnung: »Bey der Schuldigkeit gegen Gott, ist dahin sonderlich mit zusehen, dass Unser Enkel dem öffentlichen Gottesdienst fleissig und mit gehöriger Aufmerksamkeit und Andacht beiwohne, daneben auch ebener Gestalt Morgens und Abends, imgleichen vor und nach dem Essen sein Gebet thue, die nöthigen fundamente der ihm angebohrenen Christl. Evangelischen Religion aus Göttlicher Schrift und dem Catechismo wohl fassen, von Allem ungöttlichen Wesen, Laulichkeit und indifferenz in der Religion aber abgehalten und ihm dafür in Zeiten ein Eckel und Abscheu gemacht werden möge.« Es wird dann weiter dem Hofmeister aufgegeben, dem fürstlichen Enkel Liebe, Gehorsam, Respect gegen seine Eltern einzuflössen, zu einer verständigen Conversation mit gutgesinnten, rechtschaffenen Leuten ihn anzuhalten, und eben so ihn von aller schlechten Gesellschaft abzuhalten, und nicht zuzugeben, dass Jemand in Gegenwart des Enkels ärgerliche Discurse von der Religion oder sonst führe, oder, im Scherz oder Ernst, Etwas vorbringe, was dem Enkel böse Gedanken inspiriren könne. Die nun folgende Bestimmung §. 7 lassen wir lieber hier wörtlich folgen:

»Weil die frühzeitige Einbildung hohen Standes und Wesens bey jungen Leuten ein Gift ist, der viel Böses bey ihnen wirket und Gutes verhindert, so wird der Hofmeister Unseren Enkel nach aller Möglichkeit davon entfernen, hingegen aber dieses zur Haupt-Maxime beibringen lassen, dass je höheren Herkommens und Standes jemand ist, je mehr Tugend und rühmliche Qualitäten von ihm erfordert werden, und dass die Unterthanen und geringere Leute nicht so wohl um der Fürsten und Regenten Willen, als vielmehr diese um der Unterthanen Willen seyn, und zu deren Schutz und damit das Gute belohnt, das Böse aber gestrafet werde, von Gott über Land und Leute gesetzt werden. Dass man dahero einem jeden ohne passion ohne Ansehen der Person, Recht wiederfahren lassen müsse, und dass die wahre Grandeur und Hoheit einer vornehmen Standesperson und die Kunst sich ansehnlich, gross und geehrt in der Welt zu machen, allein darin bestehe, dass man zeige wie man in allem seinem Thuen und Lassen nichts als droiture, Honnetetet und guten Glauben zum Augenmerk habe, ohne welches man weder Gott noch Menschen gefallen könne, und dass es eine gar falsche und böse politique sey, und man sich selbst mit nicht mehr schaden könne, als wenn man vermeine, Fürsten und Herren stehe Alles wohl an was ihnen nur gelüstet, und die Lehren gesunder und vernünftiger Moral seyn nicht für sie, sondern nur für particulier Leute gegeben und erfunden; welches so weit fehlet, dass im Gegentheil die Laster einer Person von hohem Stande dieselben eben so viel hässlicher und verächtlicher vor Anderen machen, als wie viel mehr Ihre Tugenden und gute Qua-

Digitized by Google

litäten Sie vor anderen erheben und Ihnen jedermanns Hochachtung und Veneration zuziehen.

Es wird auch Unserem Enkel wol beizubringen seyn, dass flatterien gern zu hören, ein Anzeige schwacher Gemüther sey, und dass man keinen flatteurs trauen noch sie hören müsse, wenn man nicht wolle auf Irrwege geführet oder betrogen seyn.«

Diese Mittheilungen, die wir nicht weiter fortsetzen wollen, können wenigstens zeigen, wie bei all' dem Eindringen fremdländischer Sitte in das Leben der deutschen Höfe jener Zeit, doch auch noch der alte, fromme Sinn deutscher Fürstenhäuser sich erhalten hatte, und so bilden auch diese Instructionen ein erfreuliches Denkmal jener Zeit. S. 39 ff. wird ein geschichtlicher Abriss über die Braunschweig-Lüneburgischen Erb-Land-Hof-Aemter gegeben, dann folgt S. 75 ff. eine Beschreibung der neuen Wasserkünste zu Herrenhausen, insbesondere der s. g. Kunst bei Limmer; sie reiht sich den im zweiten Hefte S. 120 ff. gegebenen Nachrichten über das Schloss Herrenhausen an, und kann dazu noch gerechnet werden der Aufsatz über das vormals v. Linsingen'schen Gartenwesen zu Herrenhausen, jetzt Fürstenhaus S. 141 ff. Das Schloss zu Münden wird S. 103 ff., das Jagdschloss in Weyhausen unweit Eschede S. 153 ff beschrieben; ein Inventarium über die zu Weyhausen befindlichen herrschaftlichen Meubles, verfertigt im Jahre 1737, macht S. 171 ff. den Beschluss dieses auch im Aeusseren sehr wohl ausgestatteten Heftes.

Literaturberichte aus Italien.

Der unermüdliche Forscher über die Einführung und Vervollkommnung der Feuer-Gewehre in Italien, Herr Hauptmann Angelucci, Vorstand des Museums im Zeughause zu Turin, hat die Literatur über diesen Gegenstand wieder mit einer neuen Arbeit bereichert, d. i.

Degli stiletti e fusetti con tacche e numeri da Angelo Angelucci. Torino 1865. Tip. Cassone.

In dem bekannten Museum Correr zu Venedig befinden sich zwei Dolche mit Einschnitten und dabei eingegrabenen Zahlen, von denen man gewöhnlich glaubte, dass sie über das Abkommen zwischen einem bezahlten Meuchelmörder und demjenigen, welcher ihn gedungen hatte, das Maass des Stiches und des dafür bedungenen Preises bezeichnen sollten. Gewöhnlich wurden die dreieckigen Dolche Stiletti oder Fusetti genannt, und waren schon 1495 in Mailand bei Strafe verboten worden, was auch anderweit geschehen, besonders den Soldaten, weil es für einen solchen nicht

passe Waffen eines Meuchelmörders zu führen. Herr Luzzari erklärt die auf der Klinge dieser Dolche sichtbaren Zahlen an den verschiedentlich von einander entfernten Linien damit, dass diese Dolche zur Bedienung der Kanonen von verschiedenem Kaliber gedient haben müssten, weil die darauf angegebenen Zahlen mit dem Kaliber der damaligen Geschütze übereinstimmten. Diese Zahlen von der Spitze anfangend sind 1, 3, 6, 9, 12, 14, 16, 20, 30, 40, 50, 60, 90, 100 und dem Griffe des dreischneidigen Dolches am nächsten 120. Auch in dem Turiner Museum findet sich ein solcher Dolch, der aber eben so abweichend in den Maassen ist, wie die beiden Venetianischen unter sich. Da nun der Ritter di Sardagno zu Brescia die Meinung aufrecht erhalten wollte, dass dergleichen Dolche, Bombardier-Dolche gewesen, hat der Herr Verfasser in diesem Sendschreiben an denselben die Unrichtigkeit dieser Ansicht dargethan. Der Herr Verfasser ist ein Mann, welcher darüber ein begründetes Urtheil hat, da er mit gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet seit mehreren Jahren sich mit Erforschung der Einführung und Vervollkommnung der Feuerwaffen in Italien beschäftigt, wozu er um so mehr den Beruf hat, da er Hauptmann der Artillerie und ausser einer in diesen Blättern bereits besprochenen Geschichte des Scheibenschiessens in Italien und einer Geschichte der Schützen-Gesellschaft in Mailand, auch eine Abhandlung über ein Geschütz von Pico von Mirandola von 1500, so wie über alte Geschütze von Mailand nach Urkunden in dem Stadt-Archive zu Como geschrieben hat. Mehrere seiner früheren Werke haben ihn bereits hinreichend vortheilhaft bekannt gemacht, jetzt aber ist er mit einem grösseren Werke wieder beschäftigt, nämlich mit der Bekanntmachung bisher ungedruckter Urkunden über die Feuer-Gewehre in Italien unter dem Titel: Documenti inediti per la storia delle armi da fuoco italiane, wozu er in den Archiven zu Venedig, Modena, Lucca, Perugia, Jesi, Mailand, Turin u. s. w. Nachforschungen angestellt hat.

Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae gentiumque finitimarum historiam illustrantia, maxima parte nunquam edita ex Tabulariis Vaticanis desumpta ab A. Theiner. Romae 1864.

Hier liegt der 4. Band dieser wichtigen Sammlung von Urkunden vor, welche aus dem Archive des Vaticans grösstentheils zum erstenmale öffentlich erscheinen, und für die Geschichte von Polen und Lithauen und der benachbarten Länder von der grössten Wichtigkeit sind. Der gegenwärtige Papst hat endlich die Fesseln gelöst, welche die Geheimnisse des Vaticanischen Archivs verschlossen hielten, und den rechten Mann dazu gefunden, nämlich den gelehrten Priester Theiner, um diese urkundlichen Schätze für die Geschichtsforschung auszubeuten. Theiner ist aus Schlesien gebürtig, wo sein älterer Bruder früher als Professor der Theologie an der Universität zu Breslau angestellt war. Der jüngere Bruder, ebenfalls ge-

Digitized by Google

lehrter Theologe, der zuerst mit einer sehr geachteten Schrift über den in der Kirchengeschichte sattsam bekannten Pseudo-Isidorus aufgetreten war, ging nach Rom und bald erkannte man dort seine Tüchtigkeit und ist derselbe jetzt als geachter Prälat der Congregation des Index und des sancti Officii, mithin für Censur und Inquisition ein höchst bedeutender Mann, dabei ist er zum Präfecten des berühmten Vaticanischen Archivs ernannt worden, welcher wichtigen Stelle er alle Ehre macht, so wie seinem Vaterland Schlesien. Das vorliegende Werk desselben ist in dem letzten 637 Seiten Folio-Format enthaltenden 4. Bande bereits bis zu dem Anfange der Regierung des Papstes Pius VI. bis zum Jahr 1775 fortgeschritten, und enthalten die vorhergehenden wenigstens eben so starken Bände, von denen der erste 1860 erschien, die sämmtlichen Erlasse der Päpste von 1217 an, welche die Angelegenheiten von Polen, Lithauen und der angrenzenden Länder betreffen, Urkunden, welche für die Geschichte jener Länder von der höchsten Wichtigkeit sind; besonders was den Anfang jener Verbindung Roms mit dem Osten von Europa betrifft, zu einer Zeit, wo der Westen von Europa der Rohheit des Mittelalters verfallen war, da das germanische Lehnwesen alle klassische Bildung unterdrückt und an die Stelle der alten Sklaverei die nicht weniger unmenschliche Leibeigenschaft, Unterthänigkeit und Hörigkeit getreten war. Von Rom aus, wo sich noch die klassische Bildung erhalten hatte, ging damals wieder die Leitung der Schicksale Europas aus. Innocenz XI. suchte in Polen eine solche Ordnung herzustellen, dass dort Europa Beschützer finden konnte, wozu sich die ungeschlachten Ritter bei ihrem vermeintlichen Faust-Rechte unfähig gezeigt hatten. Diese wichtige Sammlung von Geschichtsquellen für Polen fängt mit einer Verfügung des gedachten Papstes an den Herzog Wladislaus von Kalisch an, worin der Papst den Frieden bestätigt, welcher im Jahr 1217 zwischen diesem Herzoge und seinem Oheime dem Herzoge Wladislaus von Polen abgeschlossen worden war. Von demselben Tage ist auch eine Verfügung an den letztgedachten Herzog von Posen, in demselben Sinne, welcher um Bestätigung dieses Friedens gebeten hatte. Von demselben Tage ist auch noch eine Verfügung des Papstes, wornach dem erstgenannten Herzoge von Kalisch gegen den Erzbischof von Gnesen Schutz zugesichert wird, damit ihn dieser nicht ohne gerechte Ursache in Bann thun dürfe, wofür der Schützling jährlich 10 Mark Goldes zu zahlen hatte. Der gedachte Erzbischof von Gnesen wird bald darauf am 14. Februar 1217 durch den Papst von seinem Gelübde entbunden, nach Palästina zu wallfahren, und ihm dabei aufgegeben, sub intimatione anathematis allen Gläubigen zu untersagen in Preussen einzufallen, da dort das Volk jetzt getauft worden. Am 22. Febr. 1217 befahl Innocenz XI. dem Herzoge von Kalisch sein Land in Folge eines früheren Vertrages an den Herzog von Schlesien herauszugeben. Am 12. Mai 1218 wurde den Christen in Polen und

Digitized by Google

Pommern von dem Papst befohlen, den nunmehr christlichen Preussen gegen die Barbaren Beistand zu leisten. Auch dem Könige von Böhmen wurde befohlen, den Markgrafen von Mähren anzuhalten, der Kirche zu Breslau die derselben abgenommenen Besitzungen wieder zurück zu erstatten. Am 12. Januar 1230 wurde von dem heiligen Stuhle, von Gregor IX., eine Schenkung bekräftigt, welche der Herzog von Polen (Masovien) zu Gunsten der deutschen Ritter gemacht hatte. Unter andern wurde auch von Johann XII. (1312) ein Vertrag für nichtig erklärt, welchen die Domherrn von Riga in Livland mit dem deutschen Orden in Preussen abgeschlossen hatten. Man sieht, dass Rom damals diesem geistlichen Orden besondere Aufmerksamkeit schenkte, nachdem er mit seinem Vorhaben sich in der Moldau ein Reich zu bilden, gescheitert war, wovon noch ihre Burg Niamz (deutsch im Slavischen) Zeugniss gibt, unter welcher das Kloster Niamz liegt, welches dem heiligen Germanus (dem Deutschen) gewidmet ist. Siehe die Beschreibung der Moldau u. Wallachei von Neigebaur. 2. Aufl. Breslau, bei Kern. 1852. Welche Aufmerksamkeit die Kirche der Gegend an der Weichsel zuwandte, sieht man an der Menge der hier von jeder derselben bekanntgemachten Verfügungen. Besonders häufig finden sich hier die päpstlichen Verfügungen aus dem 16. Jahrhundert, und fängt der letzte, der 4. Band mit Innocenz XII. 1697 an, welcher noch die ganze Regierungszeit von Clemens XIII. von 1760 an umfasst. Von Pius VI. enthält dieser Band aus dem Jahre 1775 noch 5 Verfügungen, welche Polen betreffen, nachdem bereits die erste Theilung Polens vollzogen worden war. Jedenfalls wird dieses umfassende Werk unseres Landsmannes, des gelehrten Theiner, für alle, welche sich mit der Geschichte des Ostens von Europa beschäftigen, eine schätzbare Fundgrube bleiben.

Der eben erwähnte Direktor des Museums in dem Zeughause zu Turin, Hauptmann Angelucci, ist unermüdlich in Erforschung der Geschichte des Scheibenschiessens in Italien. (S. diese Jahrb. 1862. S. 872 ff.) In diesen Tagen erschien von ihm wieder eine darauf Bezug habende gründliche Arbeit:

Del tiro al segno in Torino. storia con Documenti inediti, narrata da Angelo Angelucci. Torino 1865. Tip. Letteraria. 8.

Die Stadt Turin erbaut nämlich jetzt mit einem Kostenaufwande von 100,000 Franken ein neues Schützenhaus, welches in diesem Jahre zur Feier der constitutionellen Einheit Italiens eingeweiht werden soll. Dies gab dem unermüdlichen Forscher über diesen Gegenstand Veranlassung in dem Archiv der Stadt Turin alle bezüglichen Quellen aufzusuchen, die er auch trefflich benutzt hat. Aus diesem Werke geht hervor, dass schon im 14. Jahrhundert eine solche Schützen-Gesellschaft, wie in den benachbarten Städten bestand, dass sie 1468 von der Regierung anerkannt ward,

Digitized by Google

und dass der beste Schütze bereits 1489 Schützen-König genannt ward, auch wurde diese Schützengilde von Carl Emanuel 1611 besonders begünstigt. Dabei stand dieselbe mit der Wehrhaftigkeit der Bürgerschaft in so enger Verbindung, dass in dem Kriege gegen Frankreich zu Ende des 17. und Anfange des 18. Jahrhunderts 8 Batallione bewaffneter Turiner Bürger Theil nahmen. Auch Preussen waren damals bei dem österreichischen Hülfsheere (Siehe die Heirath des Markgrafen Carl von Brandenburg mit der Markgräfin Balbiano, von Neigebaur. Breslau 1856. Bei Kern). Bei der im Jahr 1706 stattgefundenen Belagerung Turins durch die Franzosen gibt Herr Angelucci eine lebendige Beschreibung der Heldenthat des Mineur Peter Mica, welcher mit Aufopferung seines eigenen Lebens eine Mine anzündete, welche die stürmenden Franzosen in die Luft sprengte. Das Standbild dieses gemeinen Soldaten in Erz ziert jetzt den öffentlichen Platz, wo damals dieser Theil der Citadelle gesprengt wurde. Der Verfasser setzt die Geschichte der Turiner Schützen-Gesellschaft unter Mittheilung der betreffenden Urkunden, bis in die neueste Zeit fort, und sieht man, dass selbst in der Zeit der ärgsten Reaction die erste Gesellschaft an diesen Volksfesten Theil nahm. Im Jahr 1837 wurde ein anständiges Schützenhaus mit einem Aufwande von 41,000 Franken errichtet, wobei sich die vornehmen Namen des Landes betheiligten. Aber auch in der Neuzeit nimmt die Stadt-Gemeinde Theil an diesem Scheibenschiessen, wie der Eingangs erwähnte Neubau des Schützenhauses zeigt. Der unermüdliche Verfasser ist jetzt mit einem grösseren Werke über die Feuerwaffen in Italien beschäftigt, welches bisher ungedruckte Urkunden über diesen Gegenstand enthalten wird. Nach dem bereits ausgegebenen Programme werden diese Urkunden nach den verschiedenen Archiven geordnet mitgetheilt werden; von besonderem Werthe aber sind die von dem sorgfältigen Verfasser beigefügten Anmerkungen, z. B. bei einer Urkunde aus dem berühmten Archive dei Frari zu Venedig, aus dem liber Secretorum, wird ein Schreiben mitgetheilt, worin der Markgraf von Ferrara gebeten wird, der Republik einige Geschütze abzulassen, welche von dem Meister Gombino daselbst angefertigt worden. Dazu werden die vollständigen Erläuterungen gegeben, z. B. dass der damalige (1364) Herzog von Ferrara, Nicolaus, der natürliche Sohn von Obizzo II. von Este war, welcher seinem Bruder Alexander 1361 folgte, und dass unter diesem Obizzo in Ferrara im Jahr 1362 die erste öffentliche Uhr auf seinem Pallaste aufgestellt worden war. Auf den mitgetheilten Text jeder Urkunde folgt stets die nothwendige Erläuterung mit Angabe der Quelle, hier Muratori res ital. Tom. XV. Dass diese Geschütze gebraucht werden sollten pro factis guerre nostre crete (sic) wird von dem Verf. mit der Geschichte des damaligen Krieges erläutert, welchen Venedig gegen die 1363 damals auf der Insel Creta ausgebrochene Revolution zu führen hatte u. s. w.

Digitized by Google

Literaturberichte aus Spanien.

Seit Spanien nach Beseitigung der Ansprüche des Infanten Don Carlos, in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten ist, hat die Wissenschaft einen bedeutenden Aufschwung gewonnen. Dies war um so leichter, da eben die Vornehmsten in Spanien stets es sich zur Ehre rechneten, sich durch wissenschaftliche Bildung auszuzeichnen. Besonders ist es das seit einigen Jahren gestiftete Ministerium zur Beförderung des Wissens, des Handels und der Gewerbe, das Ministero de Fomento genannt, ein wahres Ministerium des Fortschrittes, und kann es daher nicht Wunder nehmen, dass in Madrid mehrere wissenschaftliche Akademien bedeutende Kräfte in den verschiedenen Zweigen des Wissens vereinen. Einen Beweis dafür liefert das folgende Werk:

Discursos leidos ante la Real Academia de la Historia en la recepcion de don José Oliver y Hurtado. Madrid 1865. Rodriguez.

Nach den Statuten der historischen Akademie zu Madrid muss jedes neu aufzunehmende Mitglied öffentlich eine Vorlesung halten; eine solche ist die vorliegende, welche die Geschichte des Bekanntwerdens Spaniens und der Umschiffung dieses Landes, so wie der Schifffahrt der alten Welt überhaupt betrifft. Der Verfasser ist José Oliver, Beamter an der grossen National-Bibliothek zu Madrid, welcher mit seinem Bruder und dem Professor Guerra mit für die bedeutendsten Geschichtsforscher in Madrid gelten. Diese Geschichte der bekannten ersten Bevölkerung Spaniens zeigt wieder, dass wenn die Berge die Völker trennen, das Meer sie mit einander in Verbindung bringt. Nachdem der Herr Verfasser die Sagen von Hercules, Salomon, Hiram und Nebucadnezar erwähnt und in Ansehung ihrer Glaubwürdigkeit beleuchtet hat, wobei er sich auch auf unsern Niebuhr u. a. m. beruft, verweist er auf die wahre Verbindungsstrasse der alten Welt, das Mittelmeer, wobei er ebenfalls seine Bekanntschaft mit unserm Heeren bekundet. Die Phönicier waren die Engländer der alten Welt und ihre Pflanzschule Carthago das von England aus gestiftete Nord-Amerika. Die eigentliche von allen Sagen entkleidete Geschichte Spaniens wird hier zurückgeführt auf die von Strabo berichtete Gründung der Colonie ohnfern der Säulen des Hercules zu Gades, worauf die von Malaca und Abdera folgten. Erwähnt werden überall die Stellen der Classiker über die früheren Bekanntschaften mit Spanien, als Hesiod, Herodot, Diodorus Siculus, und Plutarchs Biographien u. a. m. nebst den darüber von den bekanntesten Kritikern gemachten Bemerkungen.

Doch beschränkt sich der Verf. nicht blos auf die in Spanien selbst gegründeten Niederlassungen, sondern erwähnt auch die von dort aus gemachten weiteren Entdeckungsreisen nach dem Periplus und andern, geht auch dabei auf die nähere Erklärung der Stelle:

Digitized by Google

ὁ πλοῦς ἔκ τε Καρχηδόνος ἐπὶ Στήλας κἀκεῖθεν ἐπὶ Κέρνην und anderer ein, so wie auf die vulkanische Gegend *χώραν διάπυρον θυμιαμάτων* und den von Plinius und Pomponius Mela erwähnten Feuerberg, den die Griechen *Θεῶν ὄχημα* nannten. Bei diesen gelehrten Untersuchungen hat der Verfasser Gelegenheit genommen auch der neueren darauf Bezug habenden Arbeiten von Hoffmann (Leipzig 1841) und von Manuel Müller rühmlichst Erwähnung zu thun.

Besonders ist es der klassische Seefahrer Pytheas, über welchen vor Kurzem unser Doctor Zimmer seine treffliche Arbeit bekannt gemacht hat, nachdem er seine Reisen ebenfalls bis nach ultima Thule ausgedehnt hatte, welcher den Herrn Oliver beschäftigt, und veranlasst die Urtheile über dessen Glaubwürdigkeit aus der alten und neuen Zeit anzuführen, wobei auch unser Mannert und Ukert gebührende Erwähnung finden. Diese gelehrte Zusammenstellung der Schifffahrt der alten Welt geht bis zur Herrschaft der Carthager über Spanien. Bei dem jetzt in Spanien betriebenen eifrigen Erforschen der vaterländischen Geschichte ist von dieser historischen Akademie noch viel zu erwarten, welcher seit der Aufhebung der Klöster in Spanien alle in denselben befindlichen Archive übergeben worden sind, deren Uebersicht sich in dem Discurso leido por su director D. Luis Lopez Ballesteros. Mailand 1859, befindet. Hier sind die aus 30 Klöstern abgelieferten Urkunden ihrer Zahl nach aufgeführt; hiernach waren allein aus der Stadt Burgos die Urkunden aus 12 Klöstern abgeliefert worden; und das an Urkunden reichste Kloster war das der Cistercienser in Tarragona, aus welchem 3491 Urkunden hierher kamen. Dass diese Schätze nicht müssig hier liegen, kann man aus den Arbeiten der erwähnten historischen Akademie und deren Mitgliedern entnehmen, von denen wir nur das Werk über die alte Stadt Munda Pompejana, bekannt durch den Sieg Cäsars über die Söhne des Pompejus, erwähnen, welches der obenerwähnte Don Jose Oliver, in Gemeinschaft mit seinem gleichfalls gründlich gelehrten Bruder Manuel Oliver vor Kurzem herausgegeben hat. Unstreitig wird diese Akademie auch für die Bekanntmachung alter Karten sorgen, die sich in diesen Archiven befinden, welche für die Geschichte der Erdkunde von so grosser Wichtigkeit sind, dass unser gelehrter Professor Wuttke in seinem Werke: »Ueber Erdkunde und Karten des Mittelalters. Leipzig 1853«, eine Karte von 1447 nach der Durchzeichnung von Dr. Neigebaur bekanntmachte, welche auch Lelewel in seinem Werke: »Geographie du moyen âge. Brüsseles 1857« mittheilt, weil sie die damalige Weltvorstellung vor der Entdeckung Amerikas nachweist.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 14. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Literaturberichte aus Spanien

(Schluss.)

Die vorliegende Abhandlung des Herrn Jose Oliver enthält ausser den vielen gelehrten Anmerkungen und Citaten auch eine Abhandlung über denselben Gegenstand (gewissermassen eine Beurtheilung derselben) durch ein dazu von der Akademie ernanntes Mitglied, von dem Herrn Ramon Fort, worin er der Arbeit des neuen Mitgliedes alle Gerechtigkeit widerfahren lässt, und dabei darauf aufmerksam macht, dass man der vielfach behaupteten und bestrittenen Entdeckung von Amerika vor Columbus durch die Phönicier mehr Aufmerksamkeit zuwenden möge, besonders da man aus den Reisen des bekannten Hanno weiss, welche grossartige Entdeckungsreisen schon zu jener Zeit gemacht wurden; wobei besonders auf den Namen von Brasilien aufmerksam gemacht wird, welcher bereits auf den alten Karten vor Columbus, unter andern auf der vorerwähnten vorkommt, unter welchem Namen nämlich eine Insel weit westlich von den Canarischen Inseln bezeichnet wurde. Erfreulich ist das sich jetzt sehr thätig zeigende wissenschaftliche Streben in Spanien und die allgemeine Theilnahme daran in den ersten Klassen der Gesellschaft, zu welcher auch der obenerwähnte Präsident der historischen Akademie Don Luis Lopez Ballesteros gehört.

Der letzte Bericht über die Arbeiten dieser historischen Akademie ist folgender:

Noticia de las Actas de la real Academia de la Historia, par Don Pedro Sabau. Madrid 1862. Imprenta de Jose Rodriquez.

Diese Akademie wurde am 18. April 1738 von dem Könige Philipp V. gestiftet, und hatte ihren Sitz in dem damaligen Bibliothekgebäude; sie ward aber unter Carl IV. in die Gebäude der Kunst-Akademie verlegt, bis ihr seit 1850 durch die Regierung würdige Räume in einem grossen der Stiftung des Escorial gehörigen Gebäude in der Strasse de Leon angewiesen wurden, wo ausser dem Sitzungssaale mehrere andere für die Bibliothek dieser Akademie und Lehrsäle eingerichtet wurden. Ausser den hier zur Benutzung geordneten vorerwähnten Urkunden aus den Archiven der aufgehobenen Klöster finden sich hier 65 Codices de San Millan und 12 de San Pedro de Cardena, welche besonders für die ältere Kirchengeschichte wichtig sind, ferner das Bullarium der Inquisition,

Digitized by Google

die Chronik Ferdinand IV. und Enrique IV. die von Gonzalo Fernandez de Oviedo angelegte Sammlung der ersten Geschichtschreiber der neuern Welt.

In dem vorliegendem Bericht wird zuvörderst Nachricht über die Vertheilung der Preise für geschichtliche Aufgaben, z. B. über die alte Römerstrasse von Braga nach Astorga, über eine solche von Uxama nach Augustobriga gegeben; ferner über die in den Ueberresten des alten Numantia veranstalteten Ausgrabungen, welche in dem Museum niedergelegt wurden, welches mit dieser Akademie (für Alterthümer Spaniens) verbunden ist; ferner über eine unedirte Inschrift aus den Ruinen von Campana, einer Stadt im alten Baetica, über eine andere zu Valde Caballeros bei Badajoz aufgefundene und über einen Fund klassischer Alterthümer und Anticaglien zu Benavente bei Mombuey, und über dergleichen Inschriften in hebräischer und arabischer Sprache u. s. w. Ausserdem wird mit vieler Anerkennung berichtet, dass der Professor Emil Hübner zu Berlin, um seinen Dank für die Aufnahme als Mitglied dieser Akademie zu bezeigen, eine sehr gelehrte Abhandlung über die bisher bestrittene Lage der Colonia Norbensis, die Plinius zu Lusitanien rechnet, eingesandt habe. Auf diese Weise wird auch von den andern eingelaufenen und vorgetragenen Abhandlungen von dem Secretär der Akademie, dem Verfasser, Don Pedro Sabau Nachricht gegeben. Ein besonderes Verzeichniss weist nach, welche Ankäufe durch die Akademie von Antiquitäten, Anticaglien und Münzen gemacht wurden, und welche als Geschenke von den Mitgliedern eingegangen sind, desgleichen von den durch die Mitglieder geschenkten Büchern. Unter den von dem Ministerio de Fomento hierher geschickten Büchern findet sich die Sammlung der unedirten Urkunden über die spanische Geschichte von dem Markgrafen de Miraflores herausgegeben, bis zum 37. Bande, die allgemeine Geschichte Spaniens von der Urzeit bis heute, bis zum 27. Bande, die Bibliothek der spanischen Schriftsteller bis zum 54. Bande u. s. w. Aus dem Verzeichnisse der von andern spanischen Akademien geschenkten Werke kann man sehen, welch eine grosse Anzahl solcher gelehrten Gesellschaften hier thätig ist, und unter den von fremden Akademien eingegangenen Verhandlungen befinden sich die von Wien, München, Berlin, Petersburg und Philadelphia. Auf das Verzeichniss der von spanischen Schriftstellern geschenkten Werke folgt das der fremden, hier findet sich unter andern der gelehrte Dr. Kandler zu Triest. Den Beschluss macht das Verzeichniss der geschenkten und angekauften Handschriften.

Personal Deberes y Dotaciones de los Capellanes, catedraticos y Seminaristas di S. Lorenzo del Escorial. Madrid 1863. Impr. de Aguado.

Hier macht der Erzbischof von Madrid die neue Organisation des geistlichen Seminars in dem berühmten Kloster des Escorial

Digitized by Google

bekannt. Es waren zwar nach Beendigung des von Don Carlos veranlassten Bürger-Krieges alle Klöster in Spanien aufgehoben worden; allein das unfern Madrid gelegene und ungeheuer grosse und prachtvolle Kloster, eine Stiftung von Philipp II. nach der gegen die Franzosen gewonnenen Schlacht von S. Quintin war eine dem königlichen Hause angehörende Stiftung; es wurde daher dieselbe durch eine Verfügung der Königin Isabella II. vom 5. Aug. 1859 als ein Seminar zur Erziehung von Geistlichen, und zugleich zu einem Gymnasium, Collegium genannt, eingerichtet, und am 8. Januar 1851 von derselben näher bestimmt, dass diese Anstalt zugleich Philosophie und Theologie zu lehren habe; wobei zugleich die Aufsicht in der berühmten alten Bibliothek dieser Anstalt von einem der hiesigen 12 Capelläne zu führen sei, so dass sie dem öffentlichen Gebrauche zugänglich bleiben könne. Wenn auch der Erzbischof hier als Präsident erscheint; so ist doch die eigentliche Seele dieser grossartigen Anstalt der Vice-Präsident, jetzt ein würdiger hochgelehrter und thatkräftiger Geistlicher. Das Seminar, in welchem 64 angehende Geistliche erzogen werden, steht unter einem Rector und werden auch eine geringe Summe zahlende Pensionäre als Seminaristen zugelassen. Dem Collegio steht ein Rector vor und werden ebenfalls reiche Freischüler darin unterhalten, als Extranei. Ausser 2 Vice-Directoren und 2 Geistlichen mit dem Titel Catedratico sind hierbei noch 12 Capelläne, von denen der eine zugleich Bibliothekar ist, und ausserdem Professoren angestellt. Unter diesen befindet der gelehrte Doctor Braun aus Würtemberg, als Professor des Hebräischen, ein ebenso gelehrter, als durch weite Reisen an reichen Erfahrungen ausgezeichneter Ehrenmann.

Neigebaur.

Vorlesungen über Göthe's Faust von Fr. Kreyssig. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (G. Parthey) 1866, XVI und 255 S. 8.

Der Herr Verf., welcher sich durch seine Untersuchungen über Shakespeare als einen denkenden und unterrichteten Schriftsteller zur Genüge bekundet hat, tritt hier mit Vorlesungen über die Göthe'sche Faustdichtung auf, welche aus »langjähriger, liebevoller und durchaus selbstständiger Beschäftigung mit diesem Gegenstande hervorgegangen sind.« Es sind im Ganzen sechs Vorlesungen. Die erste stellt die geistigen und sittlichen Zustände dar, unter deren Einfluss der Plan der Faustdichtung entstand. Sie geht sodann zur Faustsage über und zu ihrer inneren Verwandtschaft mit jenen Zuständen und schliesst daran die Entstehung des ersten Bruchstückes (S. 1—37). Die zweite Vorlesung behandelt das erste Fragment bis zum Auftreten Gretchens, die dritte Faust und

Digitized by Google

Margaretha, die vierte die Erweiterung und Umbildung des ursprünglichen Planes in den später hinzugekommenen Scenen des ersten Theils, Faust's Pact mit Mephisto, den Grundgedanken der nachher planmässig vollendeten Faustdichtung (S. 37—167). Die fünfte Vorlesung beschäftigt sich mit den zwei ersten Acten des zweiten Theiles (S. 167—213), die sechste mit den drei letzten Acten desselben (S. 213—255).

So ist also die zu einer Bibliothek gewordene Literatur über Göthe's Faust und die Faustsage abermals um ein Buch angewachsen. Bringt uns doch beinahe jedes Jahr einen neuen Zuwachs. Göthe liebte es, in sein Lebensdrama: Faust, wie er sich ausdrückt, allerlei »hineinzugeheimnissen« und bis auf diese Stunde hat unter den Aesthetikern und Literarhistorikern der Versuch nicht aufgehört, die Räthsel der Göthe'schen »Geheimnisse« zu lösen. Dass solche Versuche gar häufig zum Absurden führten, davon haben wir selbst in bessern Schriften Beispiele genug. Man wollte sogar da, wo Göthe weder an besondere Symbole dachte, noch Geheimnisse im Sinne hatte, etwas Absonderliches, hinter dem buchstäblichen Texte Liegendes finden, oder man suchte im Göthe'schen Faust, wie in einem abgestorbenen Klassiker, jedes lebendige, selbstverständliche Wort durch lächerliche Paraphrasen zu erklären. Die treffliche Schilderung der Natur des Harzgebirges in der Walpurgisnacht sollte eine besondere Bedeutung haben. So sagt Faust beim Hinaufsteigen auf den Blocksberg:

»So lang ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock.
Was hilft's, dass man den Weg verkürzt?
Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd niederstürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
Der Frühling webt schon in den Birken
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon;
Sollt er nicht auch auf unsere Glieder wirken?«

Leutbecher findet in seinem sonst brauchbaren Buche über Göthe's Faust in allem Ernste in dieser einfachen Naturschilderung eine Anspielung auf die Ruthenstreiche, Birkenreiser, mit welchen Johann Gottlieb Fichte (das soll die Fichte neben der Birke sein) den Schriftsteller und Buchhändler Nicolai züchtigte (Leutbecher über Göthe's Faust, S. 289). Wenn im fünften Acte des zweiten Theiles Philemon und Baucis, nach deren Besitzthum Faust begehrt, durch Mephistopheles beseitigt werden; so sollen Philemon und Baucis nach demselben Leutbecher das Kirchliche andeuten, welches Faust, der Protestant, beseitigt wissen will (S. 342). Man wollte selbst von Seite der neueren und besseren

Digitized by Google

Erklärer am Schlusse des zweiten Theiles im Pater ecstaticus den Antonius aus Aegypten, den Mitbegründer des Mönchthums († 356), im Pater profundus Bernhard von Clairveaux († 1153), im Pater seraphicus Franz von Assisi, den Stifter des Franciscanerordens († 1226), im Doctor Marianus Johannes Duns Scotus († 1307), in der Hexenküche des ersten Theiles ein Bordell, in der Hexe selbst die Mutter desselben u. s. w. finden. Und vollends die Unsumme von Erklärungen in dem sonst vollständigen und vielfach unterrichtenden Dünzer'schen Commentar, wie Theil I. S. 150 »übertischtes Mahl, ein Mahl, bei dem man überlange gesessen hat«, S. 161 bei der Göthe'schen Stelle »Wie eine der langbeinigen Cicaden« die Erklärung: »Göthe braucht hier die Cicade gegen den Sprachgebrauch zur Bezeichnung der Grashüpfer; denn weder die Singcicaden, die nicht im Grase springen, noch die stummen Cicaden, die nur während des Springens einen knarrenden Ton von sich geben, können hier gemeint sein, wogegen der nur ganz kurze Strecken fliegende, gewöhnlich springende Grashüpfer hier treffend bezeichnet wird«, zur Stelle: »Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne«: »Das Kind verlangt in seiner kindischen Unschulg einen schönen Stern vom Himmel«, zur Stelle: »Mir geht es wie der Katze mit der Maus« — die Erklärung: »Die Katze macht sich nicht an todte Mäuse, sondern an lebendige, die sie sich selbst fängt« (S. 163), ein »Ragout brauen« hat »die allgemeine Bedeutung des Kochens« (S. 178), »Schellenlaut« soll auf das »tönende Erz« und die »klingende Schelle« des Apostels gehen (S. 178), bei »dem braunen Saft, der eilig trunken macht, führt der Erklärer »Bilsenkraut, Schierling, Belladonna, Kirschlorbeer« an (S. 188), S. 196 könnte man bei dem Spaziergange Faust's vor dem Thore der Stadt an »Strassburg« denken, weil Strassburg »leidenschaftliche Spaziergänger« hat und weil daselbst viele »theils natürliche, theils künstlich angelegte Lustörter« sind, bei der Stelle: »Ein beizender Tabak«, wird der Ursprung des Wortes und, ob die Bezeichnung »Taback« oder »Toback« besser ist, untersucht (S. 198). Bei'm »Jägerhaus« soll Göthe das »Forsthaus« in Frankfurt am Main, beim »Wasserhof« den »Schwefelbrunnen am rechten Ufer des Mains, unterwärts, etwa eine halbe Stunde vom Thor«, bei der Anhöhe vor dem Thore der Stadt »den Röderberg« (S. 197) meinen. Es wird S. 199 untersucht, warum der alte Bauer den Faust als »Doctor« und nicht als »Professor« anredet. Wenn Mephistopheles als Hund »schnobert«, werden die Formen »schnobern, schnoppern, schnuppern, schnobern und schnauben« erwähnt (S. 212), es folgt die Frage nach der »grössern Originalität des Ratten- oder Flohliedes (S. 258), die Untersuchung über den Ursprung des Wortes »Hocuspocus« (S. 260), S. 267: »Affe dient zur Bezeichnung junger, unverständiger Kinder, aber die Meerkatze ist auch wirklich eine Affenart, S. 278 Bedeutung von »Brimborium« und »das Püppchen bezeichnet die Geliebte, an welcher man erst lange herauf und herum tändelt«, zu

Digitized by Google

dem Verse: »Sei Teufel doch nur nicht wie Brei« S. 285 die Erklärung: »Der Brei ist dick und steif, nicht fliessend und beweglich. Der Teufel steht steif da, als könne er nicht von der Stelle«, ebendaselbst: »Verpuffen steht in der Bedeutung mit Puffen aufgehen lassen«, S. 287 die Frage, ob »Nach Mittage oder Nachmittage oder nach Mittag besser ist, S. 288 die Bemerkung, dass »Napel« statt »Neapel« steht. Wenn Faust zu Mephistopheles sagt: »Führe mich an ihren Ruheplatz«, wird an »Friederikens Ruhe in Sesenheim« erinnert (S. 278) u. s. w. Ja, in neuester Zeit (1864) hat ein Samuel Moser aus Weissenburg im Elsass in seinem Buche: »Göthe's zweiter Faust oder geöffneter Walpurgissack«, welchem er des Dichters wohl getroffenes Bildniss beifügte, sich nicht gescheut, die unanständigsten Zoten und Trivialitäten im ersten und zweiten Theile der Göthe'schen Faustdichtung finden zu wollen, die er theilweise nur mit Anfangs- und Endbuchstaben und Gedankenstrichen andeutet. Das Buch ist 1864 in Weissenburg im Elsass bei Fr. Wentzel erschienen und führt seinen unanständigen Grundgedanken, als planmässig in die Faustdichtung hineingelegt, auf 239 Seiten durch. Während die einen Erklärer den zweiten Theil maasslos erheben, ja seine gehäuften Allegorien und Symbole über die Naturwahrheit und einfache Schönheit des ersten Theiles stellen, finden andere in dem zweiten Theile weder dichterische Schönheit, noch philosophische Gedanken und begreifen weder einen zusammenhängenden Plan in demselben, noch irgend eine organische Vollendung des Ganzen. Ja in neuerer Zeit haben selbst berühmte Aesthetiker das Ungehörige und Unpassende mancher und gerade der schönsten Scenen im ersten Theile nachweisen wollen, während die meisten dieser Scenen zu den schönsten der ganzen Dichtung gehören und gewiss am geeigneten Orte eingeschalten sind, ja erst durch diese Einschiebung der organische Zusammenhang des Ganzen hergestellt erscheint. So tadelt gewiss mit Unrecht Theodor Friedrich Vischer in seinen kritischen Bemerkungen über den ersten Theil von Göthe's Faust (Zürich, 1857), dass der Erdgeist nicht gleich dem Faust den Mephistopheles als Gesellen zuweise und dazu die vermittelnden Scenen vom zweiten Faustmonologe bis zur Beschwörung Mephistos eingeschalten würden, dass, so schön die Valentinsscene sei, hier die rechte Steigerung fehle, sie daher unpassend aufgenommen worden sei, er rügt die Durchführung des zweiten Faustmonologes mit seinem Selbstmordsversuche und den Auferstehungsgesängen, weil man hier daran denken könne, dass Faust durch den Glauben dem Leben wieder gegeben werde. Gewiss würden uns, wenn Göthe die Winke dieses Kritikers befolgt hätte, die schönsten Stellen im Faust fehlen. Der Dichter weist dem Erdgeist eine andere Stelle als dem Mephistopheles an, in der Valentinsscene ist, da auf sie die Scene im Dome folgt, gewiss die Steigerung durchgeführt, da jene die äusseren, diese die inneren Folgen des Vergehens in ihrem höchsten Ausbruche

Digitized by Google

schildert. Göthe zeichnet das Wesen des Erdgeistes und Mephistos zu deutlich, als dass hier nicht das Unterscheidende entschieden zu Tage käme. Nicht mit der schaffenden, zeugenden Kraft des Erdballes, mit dem bösen Princip verbindet sich Faust. Auch ist es nicht der Glaube, sondern die Erinnerung an die Zeit der Jugend, in der er noch in unbefangener Lust glauben, hoffen und lieben konnte, welche ihn dem Leben wieder giebt.

Ungeachtet der so überaus zahlreichen Faustliteratur ist die Zahl der guten, zum wirklichen Verständnisse des ersten und zweiten Theiles und ihres innern Zusammenhanges führenden Bücher nicht sehr gross, und man muss sich daher immer freuen, wenn eine neue gute, zumal für grössere Kreise geschriebene Behandlung dieses Gegenstandes erscheint. Eine solche aber haben wir durch die vorliegende Schrift erhalten. Sie hat weder gesuchte Erklärungen, noch leidet sie an einer vergötternden Ueberschätzung oder Unterschätzung des zweiten Theiles, noch will sie selbstverständliche, jedem Leser an und für sich klare Gegenstände durch ermüdende Paraphrasen verdeutlichen. Deutlich, kurz und in schöner Darstellung giebt sie den innern Zusammenhang der Grundgedanken der grossartigen Faustdichtung; ungesucht und durch die Dichtung selbst belegt sind ihre Erklärungen und, wo sachliche Bemerkungen zum Verständnisse nothwendig sind, werden diese ohne gelehrten Ballast, der in grösseren Werken ausführlich zu finden ist, gegeben.

Bei der Entstehung des Faust wird etwas zu viel Gewicht auf die geistigen und sittlichen Zustände in Literatur und Leben der Göthe'schen Umgebungen gelegt. Es ist bei einem Genie, das Göthe unbezweifelt war, nicht die äussere Umgebung der eigentliche Factor, sondern die innere selbstschaffende Begabung. Ein Genie hat mehr Einfluss auf seine Zeit, als die äussere Umgebung auf dieses. Auch bei Hemmungen, bei Entgegenstrebungen der Zeit bricht es sich Bahn. Zu wenig dagegen finden wir den Zusammenhang der Magie mit der Faustsage und dieser, zumal nach der Widmann'schen Redaction, mit der Göthe'schen Faustdichtung hervorgehoben. Ref. will hier nicht alle einzelnen Details aus den Faustbüchern anführen, welche in die Göthe'sche Dichtung als Stoff übergegangen sind. Nur darauf will er hinweisen, dass z. B. die Scene in Auerbachs Keller, welche der Herr Verf. selbst für eine der ursprünglichsten des Dichters hält, aus nicht weniger, als aus vier verschiedenen Theilen der Faustsage hervorging. So ist ein Theil dieser Scene aus Widmann (1599) und spielt daselbst in Erfurt. Es sind, wie in Auerbachs Keller bei Göthe, auch hier vier Gäste; jeder verlangt einen andern Wein; auch hier nimmt Faust (bei Göthe Mephistopheles) einen Bohrer, bohrt in den hölzernen Tisch vor jedem Gaste ein Loch, lässt dieses zupropfen, auf Kommandowort fliesst dann jedem Gaste der gewünschte Wein. In Leipzig geht nach einer andern Stelle bei Widmann der Ritt Faust's auf dem Fasse aus dem Keller vor sich, was auch in der

Digitized by Google

Göthe'schen Scene von Altmaier geschildert wird. Die Verwechslung der Nasen mit Trauben, welche die Gäste abschneiden wollen, und die darauf folgende Entzauberung werden im ältesten Faustbuche von 1587 erzählt und finden sich auch in den horae succisivae des Philippus Camerarius.

Auch werden bei Widmann die Trunkenbolde mit Schweinen in den Versen verglichen:

»Sie thun, wie Säu' und wilde Thier,
Wenn man ihn gibt und träget für,
In Hals sie's füllen Als hinein,
Es sei Bier oder edler Wein.«

Solche Details, wie sie die Göthe'sche Faustdichtung enthält und die sich auch in der Faustsage wieder finden, sucht man vergebens im Puppenspiele. Nur der erste Monolog in dem letzteren und, wenn diese Worte bei Simrock wirklich ursprünglich im Volksstücke stehen, Quid sum miser tunc dicturus? u. s. w. machen eine kleine Ausnahme. Sehr richtig hat der Herr Verf. den Faust der Sage gezeichnet, auch wurde dieses schon von dem Unterzeichneten in seinen Volksbüchern angedeutet, dass die treibenden Elemente in Faust nach dem Volksbuche die Genussgier und der Wissenschaftsdurst sind. Der Herr Verf. führt zum Belege für den Wissenschaftsdurst des Faust der Volkssage Stellen aus dem niederdeutschen Volksbuche an, weil sich dieses »durch naive Treuherzigkeit von der theologisch verwässerten Widmann'schen Bearbeitung sehr zu seinem Vortheile unterscheidet.« Dieses ist zwar allerdings richtig, aber es gilt gerade eben so auch von dem ältesten Faustbuche von 1587. Die niederdeutsche Ausgabe ist von 1588 (gedrücket yn der Keyserlicken fryen Ryksstadt Lübeck, dorch Johann Balhorn weenhafftig in der Hüxstraten) und nur eine Uebersetzung des ältesten Faustbuches. Es wäre daher entschieden besser gewesen, den ältesten Text anzuführen, da alle im Niederdeutschen angeführten Stellen in jenem natürlich wieder vorkommen. Schlagender zur Kennzeichnung des Erkenntnisstriebes in Faust, als die von dem Herrn Verf. angeführten Stellen, scheint dem Ref. übrigens die Stelle im Anfang des Faustbuches: »Fausti datum stunde dahin, das zu lieben, was nicht zu lieben war, dem trachtet er Tag und Nacht nach, nahmo an sich Adlersflügel, wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen. Sein Fürwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit stache und reizte ihn also. Darum wollte er zuerst den Teufel beschwören.« Damit hängt dann die Stelle zusammen, die bald darauf folgt: »Fausts Abfall war nichts anderes, denn sein stolzer Hochmuth, Verzweiflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poëten dichten, dass sie die Berg zusammentragen und wider Gott kriegen wollten; ja, wie dem

Digitized by Google

Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt und Uebermuth von Gott verstossen wurde. Also, wer hoch steigen will, der fället auch hoch herab.« Was von der Faustsage in die Faustdichtung überging, ist nicht erwähnt. Ueber Einflüsse des ältesten Wagnerbuches von 1593 wird keine Andeutung gegeben; doch finden sich auch hier auf die Faustdichtung bezügliche Momente, wie Wagners Auftreten auf dem Blocksberge, das Spalten dieses Berges, die Koskinomantie, die Zeichen und das Verhältniss des Mikro- und Makrokosmos, die Beschreibung der Elementargeister und ihrer Bedeutung u. s. w. Der Herr Verf. nennt mit Recht S. 35 Göthe's Faust »neben Dantes göttlicher Komödie die umfassendste, reichhaltigste und tiefsinnigste aller poëtischen Schöpfungen.« Es wirken in ihr drei Elemente zusammen, »der von Anfang bis zu Ende maassgebende Einfluss der Ueberlieferung auf die äussere Gestaltung der Handlung und auf die Charaktermasken der Hauptfiguren, sodann der vom Dichter in diese Sage aus der Tiefe seiner eigenen Lebensauffassung nach und nach hineingearbeitete sittlich geistige Inhalt, endlich eine Fülle episodisch eingeflochtener, sich nur äusserlich anschliessender Lebens- und Kunstbeziehungen, für welche die Faustdichtung namentlich in den letzten Jahrzehnten ihrer Entwicklung ein wahrer Ablagerungsplatz wurde« (S. 35 und 36). Treffend ist S. 62 und 63 nachgewiesen, dass Göthe seine eigenen Ansichten in Mephistopheles dem ersten Faustfragmente gemäss niederlegt. Ref. hätte ausser der Andeutung des Göthe'sshen Freundes Merk für die Charaktermaske des Mephistopheles besonders das Hinweisen auf eine Stelle in Göthe's Briefwechsel mit Zelter (Bd. V, S. 332) gewünscht, wo Göthe die Abschrift des Faust'schen Höllenzwanges, Passau, 1612 erwähnt. Im Höllenzwange wird die Hölle nach dem Vorbilde des heiligen römischen Reiches eingetheilt. Sie hat einen »Kaiser«, Lucifer oder Beelzebub, 7 höllische »Kurfürsten, 4 Grossfürsten, 7 Pfalzgrafen, 7 kleine Grafen, 7 Baronen, 7 adelige Geister, 7 bürgerliche Geister, 7 Bauergeister.« Zu den sieben Kurfürsten wird Mephistophiel (in den Faustbüchern Mephistophiles, bei Göthe Mephistopheles) gezählt mit der Anmerkung: »Mephistophiel ist statt des Lucifers über alle Geister gesetzt.« Ferner werden in der Hölle 7 »kluge« und 7 »dumme Geister« erwähnt. Unter den klugen wird »Mephistophiel« zuerst genannt. Offenbar ist diese von Göthe selbst angeführte Stelle für die äussere Anregung zur Charaktermaske des Mephistopheles wichtiger, als die Anführung des Merk, hinsichtlich dessen es ja selbst S. 64 ganz richtig heisst: »Nöthig hatte der Dichter diese oder irgend eine andere Anlehnung gewiss nicht.« Ueber den Grund von Faust's Fall wird S. 72 gesagt: »Nicht die mystische Sünde des gegen die Schranken der Menschheit anstürmenden Wissens- Freiheits- und Thätigkeitstriebes, sondern die gemeine, hinter altklugem, alltäglichem Philistersinn sich versteckende Faulheit und Selbstsucht, dieser schlimmste Todfeind

Digitized by Google

des Guten, verkörpert sich in Mephistos Einfluss auf Faust, um dem Edeln und Schönen das bekannte irdische Loos zu bereiten.« Allerdings führt die Verachtung der Wissenschaft Faust auf seine Abwege, aber diese Verachtung ist eben aus seiner vergeblichen jahrelangen Bemühung hervorgegangen, des Lebens Tiefen zu ergründen. Er verachtet die Wissenschaft nicht aus Faulheit, sondern, weil er mit seinem Wissen über die diesem gezogenen Schranken hinaus will. Sein maassloses Streben nach Erkenntniss führt ihn zur Ueberzeugung von der Resultatlosigkeit aller menschlichen Wissenschaft; er will leben, weil er nicht erkennen kann, er will das Leben nicht geniessen, sondern durch seine Freuden und Schmerzen seinen unbefriedigten Erkenntnisstrieb betäuben. In Mephistopheles ist ein Stück Menschennatur gezeichnet, der Widerspruchs- und Verneinungsgeist des vom Gefühle getrennten, alle höheren Ideale in Nichts auflösenden Verstandes, gepaart mit der sinnlich lüsternen Begierlichkeit, Humor und Diabolität sind in diesem einzigen Charakter gleich treffend vertreten und dazu die phantastische Personifikation des Bösen nach den Anschauungen der christlich mittelalterlichen Dogmatik verwendet.

Sehr richtig wird S. 111 geschildert, wie in Faust, dem Repräsentanten der Menschennatur, ungeachtet aller Vergehen immer noch ein Lichtfunke des Guten glimmt, der zu seiner spätern Läuterung benutzt werden kann, so dass dieser allmälige Läuterungsprocess sich mitten durch die Irrsale und Wirrnisse seines Lebens hindurchzieht. Mit Recht wird das gegen die meisterhafte Valentinsscene Vorgebrachte widerlegt und jeder Unbefangene wird den hier vorgebrachten Gründen (S. 114) beistimmen.

Treffend ist, was wir S. 161 lesen: »Die widerstrebenden, hindernden, zerstörenden Kräfte der thatsächlichen Welt: die grobe und die feine, das Menschenleben in tausend Fäden durchziehende Selbstsucht, der beschränkte, am Nächsten klebende Sinn, die nüchterne, dumm-dreiste Schalkskritik, die auch das Erhabene nicht schont, — diese ganze Gemeinheit und Alltäglichkeit des Lebens erhält hier (in Mephistopheles) durch die grossartige Unbefangenheit des Dichters ihren Platz angewiesen in dem Haushalte des grossen, von Gott geordneten Ganzen. Die Verneinung, die Schranke wird nicht als unversöhnlicher Gegensatz der schöpferischen Kraft beklagt, sondern anerkannt als die nothwendige Bedingung ihres Eintretens in die Erscheinungswelt. Göthe weiss hier nichts von jenem mystischen, zwischen Gott und der sündlichen Creatur geöffneten Abgrunde. Der Tod ist ihm nicht der Sünde Sold, sondern die erste und unerlässliche Bedingung jedes, seiner Natur nach stets unvollkommenen und darum endlichen Einzellebens. Das Wunder des Sündenfalls und das Wunder der Erlösung durch das Leiden sind ihm gleich fremd; denn Irrthum und Leiden sind als Grundbedingungen aller Entwicklung, alles begrenzten, das heisst, alles

Digitized by Google

für unsere Wahrnehmung wirklichen Daseins zu betrachten. Sie fortwünschen, hiesse nichts Anderes, als dem gesammten erscheinenden Leben den Krieg erklären. Denn Leben ist Bewegung, ist Kampf und ohne Kampf kein Sieg, kein Fortschritt. So erklärt sich denn auch der Sinn des den nunmehr gereiften Plan des Gedichtes in sich schliessenden Vertrages zwischen Faust und Mephisto. Göthe hat ihn, seine symbolische und allgemeine Bedeutung betonend, durch eine ganze Reihe von sinnbildlichen, mythologischen Veranstaltungen über das Gebiet des realen Einzellebens hinausgehoben. Den gespenstigen Pudel lässt er seine ersten magischen Schlingen um Faust's Schritte in dem Augenblicke ziehn, da der durch die Feststimmung kaum zurückgedrängte schrankenlose Genuss- und Aufregungsdrang denselben auf's Neue ergreift. Diesen Trieb zu leiten, ihn durch Ueberfüllung mit sinnlichem Genuss zur Quelle geistiger Trägheit und damit des einzig möglichen geistigen Todes zu machen, ist deutlich der Plan des Verführers.« Darauf deuten auch die Worte des Herren gegenüber Mephistopheles im Prologe im Himmel. In den ersten zwei Acten des zweiten Theiles wird der Grundgedanke dahin gefasst: Faust, dem zerstreuenden und abschwächenden Einflusse des vornehmen Welttreibens durch idealen Schönheitscultus entrückt, gesundet geistig im vertrauten Verkehr mit der Antike (S. 167—213), in den drei letzten Acten dahin: Faust, durch den Cultus idealer Schönheit geläutert, geistig und sittlich gereift, aber nicht dauernd befriedigt, gewinnt in unverdrossenem, männlichem, gemeinnützigem Wirken die grosse Wette des Lebens (S. 213—255) Mit Recht werden Faust's letzte Worte als das »herrliche, letzte Glaubensbekenntniss des durch mannigfachsten Irrthum endlich zur Klarheit durchgedrungenen Mannes« bezeichnet:

»Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn! —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.«

Bei der Schlussscene, welche Faust's Verklärung in den Formen christlicher Symbolik giebt, handelt es sich nicht um Göthe's Ansicht von den letzten Dingen und ist darum auch überflüssig, was der Herr Verfasser S. 251 ff. darüber mittheilt. Ref. möchte darum auch nicht mit demselben »bedauern«, dass Göthe vielleicht durch das künstlerische Wohlgefallen an der Zusammensetzung eines bunten, phantastisch allegorischen, opernhaften Schluss-Tableaus sich verleiten liess, »jene wenig ästhetische und noch

Digitized by Google

weniger in ihrem Inhalte erquickliche Engel-, Heiligen- und Teufelsmaskerade seiner grössten und bei allem phantastischen Schwunge so durch und durch rationellen Dichtung anzuhängen und dadurch die Kinder und Jünger einer vor lauter auserlesener Geistreichigkeit nur zu oft in die platte Verneinung des gesunden Menschenverstandes verfallenden Zeit und Schule zu einer unbillig grossen Menge schwülstig sinnloser Redensarten zu verführen« (S. 250 u. 251). Einmal kann man Göthe nicht für die »schwülstig sinnlosen Redensarten« seiner Erklärer verantwortlich machen. Finden sich doch bei seinen Auslegern auch dergleichen Redensarten nicht etwa nur in Betreff dieser Schlussscene, sondern auch des ganzen ersten Theiles. Dann war es dem Dichter wohl erlaubt, wenn er den Mephistopheles der Sage als die mythisch-christliche Personifikation des Bösen, der Verneinung, der Zerstörung brauchte, einen ähnlichen mythischen Hebel für die erhaltenden, läuternden und reinigenden Kräfte der christlichen Symbolik zu entnehmen. Göthe selbst sagt bei Eckermann (Gespräche, Bd. II. S. 349): »Sie werden zugeben, dass der Schluss, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und dass ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poëtischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.« Abgesehen davon, dass mit Hinweglassung dieser Scene sehr viele dichterische Schönheiten verloren gegangen wären, enthält auch gerade diese Scene, wie Göthe bei Eckermann (ebendaselbst) ausdrücklich andeutet, den eigentlichen Schlüssel zu Faust's Rettung. Göthe weist auf die Strophe der Faust's Unsterbliches emporhebenden Engel hin:

»Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen.«

»In diesen Versen, sagt Göthe, ist der Schlüssel zu Faust's Rettung enthalten, in Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis an's Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe.« Nicht Alles ist bei unserem Besserwerden allein in unserer Macht; es ist auch eine über uns stehende Macht, ein ewiges Gesetz der sittlichen Weltordnung, welches der Dichter hier als die Liebe auffasst und am Schlusse in den Worten des chorus mysticus als das »Ewig-Weibliche« bezeichnet. Der Herr

Digitized by Google

Verf. findet hier nur einen einzigen Weg zu Faust's Vollendung, die Entwickelung desselben zu immer reinerer Thätigkeit. Gretchen weist er im Plane der Faustdichtung nur eine untergeordnete oder zweite Rolle an, während sich doch schon hier in Faust's Verirrungen seine spätere Läuterung durch die Liebe vorbereitet. So ist auch bei den Büsserinnen in der Schlussscene die Quelle ihrer Sünde die irreleitende und ihrer Beseligung die sich wieder zurecht findende und ein höheres Ziel verfolgende Liebe. Die Anachoreten stellen in ihren höher oder niederer gelegenen Zellen die verschiedenen Abstufungen dieser Liebe zum Göttlichen dar, von jener Liebe, welche in der Selbstpeinigung oder Kasteiung in kindischer Weise die Seligkeit sucht, bis zur »freiesten Aussicht« des Doctor Marianus. Ueber allen aber steht Maria, das Symbol der göttlichen, alles zu seiner Bestimmung, Reife und Vollendung führenden göttlichen Liebe, sie, die nach der christlichen Symbolik die zwei höchsten Ideale der Weiblichkeit, die Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit, in sich vereinigt. Wie innig diese göttliche, läuternde Liebe mit der frühern Liebe Faust's zu Gretchen, welche ihn vorübergehend auf Abwege führte, zusammenhängt, wie das Element, das, falsch aufgefasst, zum Irrsale, in höherer Entwicklung zur geistigen Vollendung leitet, zeigt sich auch im Erscheinen Gretchens, die nicht mehr, wie in den Schmerzen ihres früheren Lebens, zur mater dolorosa, sonder nin Beseligung zur mater gloriosa betet:

Neige, neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh' Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.«

Gretchens Gebet in himmlicher Beseligung bildet die Parallele zu ihrem Gebete in der Noth (im ersten Theile):

»Ach neige
Du Schmerzenreiche
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!«

Sie wendet sich, wenn der verklärte Faust in Jugendkraft hervortritt, zur göttlichen Mutter:

»Vergönne mir ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.«

Die mater gloriosa erwiedert:

»Komm! Hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet, folgt er nach!«

Digitized by Google

Schön sind die von dem Herren Verf. S. 255 angeführten Worte aus dem Vermächtnisse des fünf und siebenzigjährigen Dichtergreises an die für das Auftreten in neuen Bahnen sich rüstende jüngere Welt:

»Schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen,
Und, wenn sich meine grauen Wimpern schliessen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergiessen,
Von dessen Widerschein von jenen Sternen
Die späten Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.«

Refer. stimmt bei diesen Worten Göthe's dem Wunsche des Herrn Verf. bei, dass des Meisters Wort in Erfüllung gehen möge an seinem »in Dunkel, Verwirrung und Drang, aber, so Gott will, mit unverwüstlicher Kraft seinen Weg zur Klarheit suchenden Volke«, dass auch »die deutsche That nicht mehr als symbolischer Schemen, sondern in schöner, lebensfreudiger Wirklichkeit neben dem deutschen Gedanken und dem deutschen Gefühle einst ihre Verherrlichung finde.« **v. Reichlin-Meldegg.**

I) Ed. de Muralt, Catalogue des Manuscrits grecs de la Bibliothéque impériale publique de St. Petersbourg. Avec 9 planches lithographiées. St. Petersb. 1864. 8. IV. 100.

II) G. Parthey, Frammenti di Papiri Greci asservasi nella Regia Bibliotheca di Berlino. Estrato delle Memorie dell' Instituto archéol. Vol. II. Lipsia. Brockhaus. 1865. 27. 8.

I. Dieser Catalog enthält keine Manuscripte classischer, vorchristlicher Literatur, man müsste denn dazu nehmen die Abschrift von griechischen Epigrammen, welche Saumaise von einer vaticanischen Handschrift im Haag genommen; die zahlreichen von Tischendorf erworbenen Palimpsesten werden hier zwar aufgeführt aber nicht weiter entziffert, als er bereits in den Anecdota gethan hat. Sie enthalten sämmtlich biblische oder Legendenliteratur, von denen die erstern, was die Varianten des N. Test. betrifft, schon durch Hr. von Muralt in seiner Ausgabe (Hamburg 1848) verwerthet worden sind mit Ausnahme eines jetzt neu nach Petersburg gekommenen Manuscripts der Apokalypse, ebenfalls von Tischendorf. Verschiedene Sammlungen griechischer Gesänge, worunter eine unter Peter dem Grossen veranstaltete die Namen von 93, eine andere die von 27 Dichtern aufführt, geben so ein reichhaltiges Register von Hymnologen. Der Bibliothekar, welcher ein grosses Gewicht auf den paläographischen Werth dieser Handschrif-

Digitized by Google

ten legt, hat dieselben auch chronologisch geordnet und hofft, dass so der Catalog eine Art Handbuch der Paläographie werden könne, indem da eine fast ununterbrochene Serie vom zweiten (ich glaube vom dritten) Jahrhundert unserer Aera an, vorliege. So stehen dann an der Spitze 15 viereckige Papyrusstückchen, aus Sakkarah bei Memphis, welche Tischendorf von Mariette zum Geschenk erhalten, aber einer Entzifferung nicht für werth geachtet hat. Imprimis, sagt er (Anecdota LV. p. 75) quando sunt notione palaeographica, ipse textus non magni momenti esse videtur. Inter ea, quae legi incidi in vocem *ιματιο πολιω*. Derselben Ansicht scheint auch Herr v. Muralt, welcher ebenfalls nicht weiter entziffert, als die Namen *Ἀμμώνιος Αὐρήλιος*, *Κόμμοδος*, *Μάριος* und dass es sich (14, e) um Fährgeld (*ναῦλον πλοίου*) handle. Der Name des *Κόμμοδος*, welcher zur Datirung dieser Sammlung aus sec. 2 Veranlassung gegeben hat, beruht aber auf einem Versehen, denn es heisst in der betreffenden Stelle bloss *τὴν τίμην κομίσαι δὲ παρὰ τοῦ* ... und *κομίσας μήτε ἀφ' ὑμῶν μήτε ἀπὸ.* ... Ich glaube mit ziemlicher Sicherheit beweisen zu können, und versuche es in einem längeren Aufsatz im rheinischen Museum für Philologie, dass diese Papyrusfetzen in Petersburg zusammengehören mit denen in Berlin, welche Brugsch in Cairo erwarb und Hr. Parthey der Herausgeber (siehe oben II) erklärt als »Reste des Hausarchivs und Aktenschrankes eines römischen Beamten in Memphis, der im dritten Jahrhundert unserer Aera lebte zur Zeit des Alexander Severus und Maximinus.« Kommen in der That die Namen dieser Kaiser in der Berliner Sammlung vor, so wiederholt sie die von Petersburg und fügt auch wie die erstere den Sohn des Maximinus an: Gaius ... Verus Maximus, Germanicus. Interessant ist, dass während in der Berliner Sammlung die Rede ist von *βιβλιοφύλαξιν*, in der Petersburger No. 13 wirklich ein Fragment eines Bibliotheks-Cataloges vorliegt, in welchem ich unter anderm entziffere: *Ἀριστοτέλους περὶ ἀρετῆς*, *Ποσειδωνίου περὶ ὀργῆς*, *Θεοφράστου περὶ σωφροσύνης*, *Ἀριστοτέλους Ἀθηναίων πολιτείας*. Auch die Berliner Fragmente (es sind 57 aber Parthey hat nur 25 bekannt gemacht) sind viereckig wie die Petersburger; denn seit die Papyrus im Preise sehr gestiegen sind, pflegen die Araber jedes neu ausgegrabene Stück also zu zerschneiden und unter die Finder zu vertheilen. Uns Europäern bleibt dann die schwere Mühe, sie wieder zusammenzusetzen. Den Frammenti von Berlin (II) verdankt man jetzt den früher, in der Inschrift Böckh. C. J. 4705 aus Antinoë fälschlich als Honorianus gelesenen Namen des Mevius Honoratianus (*Ὀνωρατιανὸς*), welcher um 232 p. Chr. Präfect von Aegypten war. Möchte es Herrn Dr. Brugsch, der jetzt mit dem Prinzen von Neuwied in Aegypten reist, gelingen, eine weitere Ergänzung des Fundes zu bringen, dem unser I und II angehört.

Bern, im Februar 1866. **J. Zündel.**

Digitized by Google

Titus Livius Römische Geschichte. Deutsch von Franz Dorotheus Gerlach, Professor an der Universität zu Basel. Dreizehntes Bändchen. 34. und 35. Buch. Vierzehntes Bändchen 36. u. 37. Buch. Stuttgart, Krais et Hoffmann 1865. in 12.

Von dieser Uebersetzung des Livius ist mehrfach in diesen Blättern die Rede gewesen, von den beiden unmittelbar vorhergehenden Bändchen, Jahrgang 1865 S. 360: die hier anzuzeigenden beiden Bändchen, welche vier weitere Bücher des Livius bringen, schliessen sich ganz gleichmässig ihren Vorgängern an: die Uebersetzung ist auch hier durchaus getreu und dem Sinne des Originals entsprechend, die Sprache ebenso fliessend gehalten, und nirgends diejenigen Rücksichten verletzend, welche der Genius unserer Sprache erfordert. In den Anmerkungen, welche einem jedem Buche folgen, tritt dieselbe Tendenz hervor, auf welche schon bei Besprechung der früheren Bändchen hingewiesen wurde, den Schriftsteller in Schutz zu nehmen gegen ungerechte Urtheile oder Verdächtigungen, mit welchen man in der neuesten Zeit nicht sparsam gewesen ist, zumal da, wo die Angaben des römischen Schriftstellers zu den Phantasiegebilden der modernen römischen Geschichtschreibung nicht recht passen wollten. So wird, um ein Beispiel anzuführen, zu dem Eingang des 34. Buches, welcher die Berathung über das Oppische Gesetz enthält, bemerkt, dass Livius diese Reden nach den geschichtlichen Charakteren der Personen gebildet und dadurch vielleicht für die objective Wahrheit und die Einsicht in das innerste Wesen der Persönlichkeit nicht weniger als durch wirkliche Anführung der gehaltenen Rede gesorgt hat, welches ohne diess im entschiedenen Gegensatz zu den Gesetzen der antiken Historiographie gestanden hätte. Auf das Zweideutige und Treulose der römischen Politik hinzuweisen, wird in einer Schlussbemerkung zu demselben Buch (cap. 62) nicht unterlassen: und finden sich hier die Worte beigefügt; »Aber trotz alledem und bei dem eigenen Zugeständniss der Römer ihrer treulosen Politik, die sie namentlich gegen die Griechen ausübten und zwar nicht nur der Senat, sondern Quintus Flamininus, der Freund der Griechen selber, gefällt sich der neuere Geschichtschreiber der Römer in der Rolle des Advokaten der römischen Humanität, weil bekanntlich das Unwahrscheinlichste wahrscheinlich zu machen der eigentliche Triumph eines geschickten Rechtsagenten ist.« Sehr beachtenswerth ist auch die Schlussbemerkung zum sieben und dreissigsten Buch, in welcher ein guter Ueberblick über die in diesem Buche behandelten Gegenstände gegeben wird. Uebrigens fehlt es auch nicht an andern guten Bemerkungen, welche sich über antiquarisch-historische Punkte, oder über geographische Gegenstände auch da verbreiten, wo es durch die im Text gegebene Uebersetzung nöthig war, über die gewählte Lesart auslassen und damit ihre Aufgabe erfüllen.

Digitized by Google

Nr. 15. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die neuesten Leistungen in Italien auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft.

Seit mehreren Jahren haben wir in diesen Jahrbüchern (zuletzt 1865. Nr. 34) die deutschen Leser mit den Leistungen der Italiener auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft bekannt gemacht, und nachgewiesen, dass ungeachtet so vieler Hindernisse, welche unter den fortdauernd gährenden politischen Verhältnissen, durch den mangelhaften Zustand des italienischen Buchhandels dem wissenschaftlichen Verkehr entgegenstehen, dennoch der Sinn für wissenschaftliche Arbeiten nicht erstorben ist, und dass es nicht an Männern fehlt, welche aus Liebe für Wissenschaft selbst mit grossen Opfern in jedem Zweige der Wissenschaft, insbesondere auch auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft ihre Forschungen veröffentlichen. Die in dem früheren Aufsatze von 1865 S. 531—536 angeführten, in Italien erscheinenden juristischen Zeitschriften, Monitore dei Tribunali, la Nemesi, La Legge, La Temi, Eco dei tribunali, die in Genua erscheinende Gazetta dei tribunale, effermeride carceraria u. A. fahren fort, bedeutende Aufsätze über wichtige Fragen der Gesetzgebung und Rechtsprechung zu liefern. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, dass mehrere allgemein wissenschaftliche Zeitschriften in Italien erscheinen, in welchen ebenfalls rechtswissenschaftliche Abhandlungen vorkommen. Wir nennen unter ihnen die in Mailand von G. Praloran unter dem Titel: Minerva, Rivista settimanale dell istruzione, delle scienze, delle lettere herausgegebene Zeitschrift, an welcher viele der bedeutendsten Schriftsteller als Mitarbeiter Theil nehmen. In einem der neuesten Blätter (26. Februar 1866) findet sich eine gute Abhandlung über das Verhältniss von Gemeinde und Staat, über Kirchenrecht und über den Staat in seinen Beziehungen zum Recht im Zusammenhange mit Anordnungen über öffentlichen Unterricht. Vorzüglich ist es Pflicht unsere Leser auf eine bedeutende seit 1862 in Genua unter dem Titel: Giurisprudenza comerciale italiana raccolta ed illustrata per cura di una società di avvocati diretta dall avv. Caveri herausgebene Zeitschrift für Handelsrecht aufmerksam zu machen. Der Herausgeber (er ist Professor des Rechts in Genua, Senator des Königreichs) hatte seit vielen Jahren einen grossen Einfluss auf das Handelsgericht in Genua, ist mit der juristischen Literatur des Auslandes, insbesondere der deutschen genau vertraut, und gehört zu den gründlichsten Juristen Italiens. Diese Zeitschrift theilt nun

Digitized by Google

alle bei italienischen Handelsgerichten, Appellationsgerichten und den Cassationshöfen ergangenen Rechtssprüche in Handelssachen mit. Der Werth der Sammlung ist dadurch erhöht, dass bei den meisten Rechtssprüchen aufklärende, oft kritische Anmerkungen, Vergleichung mit den in einer ähnlichen Sache von anderen Gerichten ergangenen Rechtssprüchen mitgetheilt werden. Da die Entscheidungsgründe in Italien sehr ausführlich mit Angabe der Literatur gegeben werden, so ist die Beachtung dieser Sammlung für den Juristen eines jeden Landes wichtig. Der Werth wird dadurch vermehrt, dass die Zeitschrift auch Abhandlungen enthält, z. B. 1863. Heft IV. Abtheilung II. p. 8 den Rechenschaftsbericht des Präsidenten des Handelsgerichts von Catania. Im Band I. Abth. IV. p. 23 findet sich eine Abhandlung von Degiorgi über Geschichte des Handelsrechts mit manchen interessanten Mittheilungen über Codifikation des Handelsrechts in Italien. Das 7. Heft des zweiten Bandes enthält eine sehr gute Abhandlung über Handelsgerichte. Am bedeutendsten ist der im Band III. Abth. IV. p. 1—17 abgedruckte Commissionsbericht der Kammer der Abgeordneten in Turin über den von der Regierung 1862 den Kammern vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über anonyme und Comandit-Gesellschaften und Aktien auf Inhaber. Die Arbeit fasst die wichtige Lehre ebenso national-ökonomisch, als handelsrechtlich auf, und entwickelt die Mängel der französischen Gesetzgebung; p. 53 ist der von der Commission vorgeschlagene Entwurf abgedruckt, wo man nur sich verwundern muss, dass die Commission auf die Verhandlungen über das deutsche Handelsgesetzbuch keine Rücksicht genommen hat, und noch mehr, dass in dem 1865 verkündeten Codice di Comercio nicht der Entwurf von 1862 zum Grunde gelegt ist.

Eine Grundrichtung der Forschungen italienischer Gelehrter zur Betreibung philosophischer Studien zeigt sich fortdauernd in den neuesten Arbeiten der Italiener. Daraus erklärt sich auch das Interesse an den philosophischen Schriften der Ausländer, insbesondere auch der deutschen. Wir finden italienische Uebersetzungen von den meisten philosophischen deutschen Werken: namentlich sind auch in Neapel mehrere Schriften von Hegel übersetzt worden, und finden viele Verehrer. In den Verhandlungen der vor einigen Jahren in Neapel errichteten Academia di scienze morali e politiche (von welcher wir schon in früheren Aufsätzen in diesen Jahrbüchern 1865 Nr. 34 Bericht erstatteten) findet man geistreiche Arbeiten z. B. im rendiconto 1865 April und Maiheft p. 87 ist ein interessanter Aufsatz über die in Dante's Werken einwirkende Aristotelische Philosophie, und p. 105 eine Arbeit über den Stoicismus, im rendiconto 1865 Juni-Heft p. 21 über die Ethik von Pyrrhon und Epikur. Auf Plato beziehen sich viele neue Arbeiten. Eine sehr beachtenswürdige Schrift verdankt man Conti: sullo stato presente della filosofia in Italia. Firenze 1864.

Digitized by Google

Die Schrift ist neuerlich in Frankreich durch eine von Naville in Paris 1866 veranstaltete Uebersetzung gewürdigt, und in Deutschland durch einen klaren Auszug, welchen Herr Prof. von Reichlin-Meldegg in Heidelberg in d. Zeitschrift f. Philosophie u. philosophische Kritik von Fichte und Ulrici, Halle 1866. Bd. 48. S. 151 lieferte, bekannt gemacht worden. Es wird geeignet sein unsere Leser auf die treffliche Charakteristik aufmerksam zu machen, welche Conti über den Geist der italienischen Schulen den Philosophen gibt.

Nach seiner Darstellung muss man drei Grundrichtungen unterscheiden: 1) die skeptische, 2) drei mystische, 3) die synthetische. Die Erste ist vielfach durch Kant bestimmt, aber nicht dem ernsten Forschungsgeiste des edlen deutschen Denkers treu geblieben und kann mehr als eine rationalistische bezeichnet werden. Zu den Vertretern dieser Richtung gehören Ferrari und Franchi. Die mystische Schule welche davon ausgeht, dass zur Erkenntniss höherer Wahrheiten menschliche Vernunft allein nicht genügt, sondern ein übernatürliches Princip der Leitstern der Forschungen sein muss, wird vertreten durch Vera (der vorzüglich durch die Forschungen von Hegel bestimmt wird), Spaventa, Rosmini, Gioberti, Tomaseo, Bonghi, Ventura. Eine genauere Vergleichung der Arbeiten dieser Männer lehrt, dass Jeder von ihnen wieder seinen eigenthümlichen Charakter hat (am meisten mystisch ist Ventura, am geistreichsten und klarsten Tomaseo, dessen neuestes Werk über Todesstrafe wir unten anführen werden). Eine gemeinschaftliche Richtung ist bei allen diesen eine hohe sittliche Erhebung der Forschungen. Die synthetische Schule darf als Schule des Eklecticismus betrachtet werden, ein Geist der Gründlichkeit, Klarheit, sittliche Auffassung, geistreiche Entwickelung und Vermeidung des Formalismus, Feinheit der Zergliederung, characterisiren die Schriften von Galupi, Poli, Mamiani. Einer der geistreichsten, durch umfassende Wirksamkeit auf verschiedenen Gebieten ausgezeichnetsten Philosophen war Tedeschi in Catania, z. B. wichtig ist sein Werk: elementi di filosofia. Als eine der neuesten philosophischen Schriften, die der allgemeinen Aufmerksamkeit würdig ist, führen wir die von Mangeri (Professor in Catania in Sicilien) an. Von ihm sind viele gute philosophische Arbeiten veröffentlicht, z. B. Genealogia della ragione filosofica. Messina 1865. Sulla influenza della filosofia in tutte le umane scienze. Catania 1861. Das neueste Werk von Mangeri (der alle die achtungswerthen seltenen Eigenschaften sicilianischer Gelehrter besitzt) ist auf drei Bände berechnet, wovon der erste unter dem Titel: Corso di lezioni di filosofia razionale, ossia sistema psiche-ontologia, Catania 1865, erschienen ist. Der zweite Theil soll Frenologia razionale, der dritte Ideologia razionale enthalten. Der uns vorliegende erste Band, in welchem der Verf. Protologia razionale behandeln will, enthält viele geistreiche Forschungen, insbesondere ist in cap. II. der Geist der Philosophie der Alten, und in cap. III. der Charakter

Digitized by Google

der philosophischen Bestrebungen der modernen Welt gut geschildert. Was in der neunten Vorlesung p. 59 von der Entwickelung der Philosophie von der Zeit der Kirchenväter an, von dem Einfluss der Araber, und vorzüglich von dem bedeutenden Forscher Thomas v. Aquin und dem Einfluss aristotelischer und platonischer Philosophie gesagt ist, verdient alle Beachtung, obwohl man oft bedauern muss, dass der Verfasser viele bedeutende deutsche Arbeiten in dieser Beziehung nicht kannte; von dem Einfluss deutscher philosophischer Forschungen wird jedoch in der 10. Vorlesung namentlich p. 66 in Bezug auf Kant mit Achtung gesprochen; man bemerkt, dass in Italien vorzüglich durch die Arbeiten von Tennemann, dessen Schriften oft übersetzt worden sind, die deutsche Philosophie bekannt wurde. Es würde nun die Aufgabe dieses Aufsatzes, welcher die rechtswissenschaftlichen Arbeiten der Italiener schildern will, überschreiten, wenn wir in die Einzelnheiten des beachtungswerthen Buches näher eingehen wollten; es genügt, wenn wir nur auf die geistreichen Erörterungen über die Prinzipien der Erkenntniss (cap. IV), über die Quelle derselben und über die Criterien der Erforschung der Wahrheit (cap. VII. p. 246) und das Wesen der Wahrheit (cap. VIII. p. 364) aufmerksam machen.

Dass in Italien auch die Forschungen über die Nothwendigkeit der Verbesserung der socialen Zustände und über die Mittel der Hülfe nicht unberücksichtigt sind, lehrt eine neue Schrift von dem geachteten Schriftsteller de Pretis, unter dem Titel: la medicina del pauperismo. Venezia 1865. Der Verfasser erkennt die Nachtheile und Verirrungen des Socialismus an, und findet die wahre Hülfe nur in einem veredelten sittlichen und tüchtigen Volksleben, welches nur durch Erziehung des Volkes mittelst unentgeldlichen obligatorischen Unterrichts, durch Associationen der Vorsicht, und Kredit für die Arbeit, und in einer richtig geleiteten Wohlthätigkeit gewonnen werden kann. In diesem Sinne entwickelt der Verfasser die grossen Fragen in Thl. I. über Bedeutung der Arbeit. Thl. II. Ueber Verarmung und Ursache derselben. Thl. III. Ueber Erziehung des Volkes (wobei er auch p. 264 von den Fehlern der Strafgesetzgebung und der Nothwendigkeit von Penitentiaranstalten spricht). Thl. IV. Ueber Erziehung des Volks (wo das p. 199 über religiöse und p. 294 über Erziehung des weiblichen Geschlechts Gesagte besondere Beachtung verdient.) Thl V. Ueber Associationen (mit Zergliederung der verschiedenen Arten). Thl. IV. Ueber Credito popolare (gut p. 329—382 über Banken). Thl. V. Wohlthätigkeit (wo der Verf. auch von der Schutzaufsicht über Entlassene spricht).

Das internationale Recht ist in Italien in neuerer Zeit Gegenstand beachtungswerther Forschungen geworden. Mancini hatte in Turin über das öffentliche internationale Recht geistreiche Vorträge gehalten, nachdem früher Rocco in Neapel über das internationale Privatrecht eine gründliche Arbeit geliefert hatte; Prof. Levi in Vercelli hatte in seiner Schrift Sulla teocrazia Mosaica 1863,

das Ergebniss einer Forschung veröffentlicht, welches dem Verf. alle Ehre macht. Das neueste Werk ist von Fiore (Professor in Pisa) Nuovo diritto internazionale publico secondo i bisogni della civiltà moderna. Milano 1865. Wenn wir auch das wohl vielfach zu strenge Urtheil von de Marchi im Monitore dei tribunali 1866 Nr. 7—8. p. 175, über das Werk in mancher Hinsicht als gegründet erkennen, so finden wir doch, dass das Werk von Fiore, das auf jeden Fall dem Streben und dem Geiste des Verf. Ehre macht, ein der Beachtung würdiges Werk ist. Wir stellen nicht in Abrede, dass Herr Fiore über das Alterthum zu hart urtheilt, wenn er behauptet, dass darin die Ideen des Völkerrechts gar nicht gewürdigt wurden; man bedauert, dass der Verf. das wichtige Werk von Laurent in Gent: histoire du droit des gens et des relations internationales, wovon 1865 der XI. Band auch unter dem Titel: la Politique royale erschienen ist, nicht benützte; er würde gefunden haben, dass Cicero (den der Verf. nur vorübergehend anführt) von richtigen internationalen Ideen geleitet war. Der Einfluss des Christenthums ist zwar von Fiore p. 14 angedeutet, hätte aber eine eingehende Prüfung verdient. Johannes v. Müller hat in seinem Werke: Reisen der Päpste, sehr gut die Bedeutung der Stellung der Päpste um Streitigkeiten zwischen Fürsten verschiedener Staaten zu entscheiden (freilich oft anmaassend und willkürlich) geschildert. Auch ist die Aeusserung von Fiore p. 17, wenn er sagt, empirismo presuntuoso e ostinato che ha governato finora le relazioni internazionali etc. zu generalisirend. Aller dieser Mängel ungeachtet ist das Werk von Fiore ein beachtungswerthes. Wir wollen unsern Lesern ein Bild desselben durch Mittheilung des Ideengangs des Verf. geben. In den einleitenden Bemerkungen wird von den Grundlagen des internationalen Rechts gesprochen, zu kurz von den Quellen p. 40, wo von den Völkerverträgen und den Verhandlungen von Congressen mehr hätte gesagt werden sollen. Im Theil I. Recht des Friedens handelt der Verf. von Personen und ihren Rechten. Viel Gutes wird p. 152 hier von dem Nothrecht gesagt (wo der Verf. leider nicht die wichtigste Adhandlung von Oerstedt kennt), zu kurz wird p. 134—141 von dem Verhältniss der Fremden, von Bestrafung der im Ausland verübten Verbrechen und der Auslieferung gesprochen. Die Arbeiten von Mohl, Berner, Bar scheinen dem Verf. ebenso unbekannt als das Hauptwerk des Engländers Lewis zu sein. In Abth. II. p. 161 handelt der Verf. von den Sachen (dort auch vom Meere, von Colonien). Abth. III. p. 204 von den Obligationen und darin von Staatsverträgen, von den Congressen und p. 251 von Concordaten mit der Kirche, wo zwar der Einfluss des Verhältnisses der geistlichen und weltlichen Gewalt des Papstes angedeutet, aber nicht genügend, insbesondere in Bezug auf constitutionelle Staaten erörtert ist. Im Theil II. wird das Recht des Kriegs behandelt: I) Von der Nothwendigkeit dem Kriege vorzubeugen und den Mitteln

Digitized by Google

dazu. II) Vom Kriege selbst. III) Von Neutralität p. 449, wo man die Erörterung wichtiger, durch den amerikanischen Krieg veranlasster Streitfragen vermisst. Theil III handelt unter Aufschrift, diplomatisches Recht, von den Gesandten und andern Agenten. Ueberall zeigt der Verf., dass er redlich forschte, und wir sind überzeugt (wir vermuthen, dass er noch ein junger Mann ist), dass er einst noch für die Wissenschaft Tüchtiges leisten wird. Man muss bedauern, dass der Verf. die eine Abhandlung von Bluntschli, die Bedeutung und die Fortschritte des modernen Völkerrechts, Berlin 1866, nicht benützen konnte.

Erfreulich ist es zu bemerken, dass man auch in Italien den Werth des Vortrags einer juristischen Encyclopädie erkennt, um jüngern Männern eine Uebersicht des innern Zusammenhangs aller Zweige der Rechtswissenschaft zu geben, auf die beste Art der Auffassung des juristischen Studiums aufmerksam zu machen, die wahre Bedeutung des Rechtsstudiums zu zeigen. In Italien hatten Zambelli, Albini und Buniva Werke über juristische Encyclopädie mit Erfolg veröffentlicht. Die neueste vor uns liegende Schrift ist: Trattato di encyclopedia giuridica per F. Pepere Professore in Napoli. Napoli 1864. Vor uns liegt nur das erste Heft der Schrift. Sie zeigt, dass der Verf., der mit der deutschen juristischen Literatur bekannt ist und sie benützte, mit dem Standpunkte, von welchem aus eine solche Encyclopädie, wenn sie wirken soll, bearbeitet werden muss, sich gehörig vertraut machte, und seine Schüler zu einer würdigen Auffassung des Rechts anleitet. In dieser Hinsicht macht er auf den Geist der Auffassung des Rechts in der alten Welt, auf hervorragende Männer, die in Europa auf das Recht wirkten, aufmerksam, und zeigt cap. 2, wie in den verschiedenen Zweigen des Rechts Einheit ist, und nur durch Begründung der menschlichen Natur und der Entwicklung der Menschheit auf dem Wege der Geschichte und Philosophie die wahre Bedeutung des Rechts erkannt werden kann. Es ist zweckmässig, dass der Verf. p. 60 das Verhältniss der Moral und des Rechts, p. 70 das des rationellen und des positiven Rechts entwickelt, und p. 93 die Aufgabe der Jurisprudenz mit Nachweisung wie sie sich in den verschiedenen Zeiten ausbildete, zergliederte. Die Fortsetzung des Buchs liegt uns nicht vor.

Eine Hauptrichtung der neueren wissenschaftlichen Arbeiten der Italiener bezieht sich auf die Forschungen auf dem Gebiete des Strafrechts, insbesondere über das Prinzip der Strafe. Hierher gehören drei Werke, welche der Aufmerksamkeit würdig sind: 1) Della genesi del diritto di punire, per F. Villani (Richter am Tribunale in Trani). Salerno 1865. 2) Sommi principi del diritto penale esposti dal A. Buccellati (Professor in Pavia). Milano 1865. 3) Della pena di morte discorsi di Tomaseo. Firenze 1865. Während früher in Italien das Prinzip der indirekten Vertheidigung, oder das der Abschreckung durch Drohung der Strafe (ähnlich wie

Digitized by Google

bei Feuerbach in den Schriften von Giuliani) am meisten Anhänger fanden, durch Rossi die Aufmerksamkeit auf die Gerechtigkeitstheorie geleitet wurde, zeigt sich in den neuesten Forschungen der italienischen Criminalisten eine würdigere Auffassung des Strafrechts mit dem sittlichen Elemente der Strafe, im Zusammenhange mit den Fortschritten der Civilisation, und mit dem Charakter als Sanktion die Kraft des Gesetzes dem socialen Bedürfnisse anzupassen. Eine gefährliche Wendung drohen die Forschungen für Strafrecht zu nehmen durch den Einfluss, welchen die Rechtsphilosophie Hegels vielfach gewinnt (wir erinnern an Vera in Neapel), in so ferne dadurch ein für die Strafgesetzgebung bedenklicher Formalismus und durch die Vertheidigung des Prinzips der Wiedervergeltung eine grosse Härte in das Strafrecht gebracht wird. Die drei oben genannten Schriftsteller scheinen dies auch richtig zu erkennen. Villani, der von der Ansicht ausgeht, dass das Strafensystem ein Ausdruck des Grades der Civilisation einer Nation ist, hält eine historische Nachweisung, wie die Privatrache allmälig in die Strafe als vindicta publica übergeht, für nothwendig. §. 1 zeigt, wie die Ansichten über Strafrecht mit der Auffassung der Natur des Rechts zusammenhängt (§. 2); er prüft hierauf die verschiedenen Systeme über das Strafprinzip nach gewissen Kategorien mit häufig sehr scharfsinnigen und praktisch richtigen kritischen Bemerkungen (§. 3—8), insbesondere sehr gut mit Widerlegung des Nutzensprinzips insbesondere der Theorie von Feuerbach (p. 63). Nach ihm ist die Aufgabe des Strafrechts die Ordnung, deren Aufrechthaltung die bürgerliche Gesellschaft für nothwendig hält zu schützen, wodurch von selbst der Kreis der strafwürdigen Handlungen beschränkt wird, und unmoralische Handlungen oder solche die nur Pflichten verletzen die der Mensch gegen sich selbst hat, als strafbar wegfallen. Das Verbrechen ist darnach p. 104 die durch eine äussere criminalrechtlich zurechenbare Handlung verübte Verletzung eines Rechts, das einem Individuum oder der Gesellschaft nach der festgestellten Ordnung zusteht. Gegen einzelne Merkmale dieses Begriffs werden allerdings erhebliche Einwendungen sich ergeben. Der Verf. fühlt, dass hier vorzüglich die Feststellung der richtigen Gränzen des Civilunrechts und der strafbaren Handlung wichtig ist. Seine Prüfung der verschiedenen Ansichten darüber ist reich an feinen Bemerkungen p. 109, 115. Der Verf. sieht vorzüglich darauf, dass derjenige, welcher eine strafwürdige Handlung begeht, nicht wie im Civilprozess auf sein eigenes Recht sich beruft, sondern das Bewusstsein des Unrechts seiner Handlung hat. Zur gerechten Strafe gehört, nach p. 121 dass sie moralisch und bessernd sei; sehr scharfsinnig wird p. 130—173 die Ungerechtigkeit und Unzweckmässigkeit der Todesstrafe, wenn auch nicht mit neuen aber gut entwickelten Gründen gezeigt. — Tiefer eingehend ist das oben unter Nr. 2 angeführte Werk von Buccellati. Die Grundidee des Verfassers, der vor vielen seiner Landsleute, den Vorzug

Digitized by Google

hat, dass er mit der Literatur des Fachs, insbesondere auch mit den Arbeiten deutscher Schriftsteller vertraut ist, liegt darin, dass der Zweck des Strafgesetzes der ist, ein gerechtes Uebel dem Urheber eines ungerechten Uebels zur Sicherung der rechtlichen Ordnung zu drohen und zuzufügen. Nachdem der Verf. (cap. II.) den Zusammenhang des Strafrechts mit anderen Wissenschaften, insbesondere der Philosophie, Ethik, Psychologie und ihr Verhältniss nachgewiesen, und in cap. III die drei Elemente des Strafrechts 1) die Vernunft, 2) die Thatsachen und 3) das Gesetz zergliedert hat, verfolgt der Verf. in cap. IV die geschichtliche Entwickelung des Strafrechts, wobei er 4 Perioden unterschiedet. Die p. 143—47 mitgetheilten Noten über die Literatur des Strafrechts geben einen erfreulichen Beweis der Sorgfalt des Verfassers den wissenschaftlichen Leistungen der Schriftsteller aller Länder über Strafrecht zu folgen. Einer besondern Beachtung würdig sind die Forschungen des Verfassers p. 49—187 über die verschiedenen Versuche das Prinzip des Strafrechts aufzustellen. Der Verf. unterscheidet sie nach drei Kategorien: 1) als absolute, 2) relative, 3) eklektische. Wenn auch der deutsche Leser in den zur Widerlegung der verschiedenen Theorien angeführten Gründen grösstentheils die in Deutschland bekannten Bemerkungen finden wird, so verdient doch die Entwickelung des Verf. eine Beachtung, nicht blos weil er viele der in Deutschland wenig beachteten von italienischen Schriftstellern begründeten Theorien gut widerlegt, sondern auch bei Anführung der in Deutschland entwickelten Theorien bekannte Gründe klarer und geistreicher als es gewöhnlich geschieht, auseinandersetzt, aber auch neue Gründe anführt und bei Andern durch Benutzung neuer Gesichtspunkte geistreich widerlegt, z. B. p. 68 in Bezug auf die Theorien der Ableitung des Strafrechts von der göttlichen Gerechtigkeit und p. 80 die Expiationstheorie. Die eigene Theorie des Verf. (p. 99—152) ist gebaut auf die Ableitung des Strafrechts aus der Anerkennung des Staats als nothwendige Form der Entwickelung der Menschheit und aus dem Wesen der Staatsgewalt und den ihr zustehenden Befugnissen, zu denen die Strafgewalt als Mittel des Schutzes der Rechtsordnung gehört. Die hier vorkommende Erörterung über das Verhältniss und das Ineinandergreifen der verschiedenen Thätigkeiten und Mittel des Staats, insbesondere auch über das Verhältniss der Erziehung, Moral und Religion, und p. 121—133 die feinen Bemerkungen zur Berichtigung unklarer Vorstellungen Anderer z. B. auch von Rossi über den Ausdruck: Schutz der Ordnung, p. 136 ff. verdienen besondere Beachtung. Ueberall zeigt der Verf. auch die Nothwendigkeit, dass das Strafrecht den wechselnden Zuständen, Sitten und Bedürfnissen eines Staats entspreche. In einem Anhang p. 165—176 wird die praktische Wirkung des richtigen Princips auf die Behandlung der einzelnen Fragen der Strafgesetzgebung entwickelt; dort wird auch die Wichtigkeit eines gerechten und zweckmässigen Strafensystems (da-

Digitized by Google

her auch die Nothwendigkeit der Beseitigung der Todesstrafe) gezeigt. Reich an geistreichen Bemerkungen ist das Kap. V p. 180 bis 204 über die Aufgabe der Strafrechtswissenschaft und die mit Anführung von Einzelnheiten und praktischen Erörterungen gelieferte Nachweisung, in wie ferne das Strafrecht ein sittliches sein muss (p. 205—238) und was die Forderung bedeutet, dass das Strafrecht auf sociabilità gebaut sein muss p. 239—248. Unfehlbar verdient das Werk von Buccellati das Zeugniss, dass es ein wahres wissenschaftliches ist. Das oben unter Nr. 3 angeführte sehr ausführliche 462 Seiten enthaltende Werk von Tomaseo bezieht sich zwar zunächst auf Todesstrafe, enthält aber zu diesem Zwecke eine wichtige Erörterung des Prinzips des Strafrechts, und ist um so wichtiger als Tomaseo zu den gründlichsten und geistreichsten Philosophen Italiens gehört und allgemein wegen der edlen Richtung aller seiner Bestrebungen geachtet ist. Der Verf., der von ächt christlichem Geiste beseelt ist (die Ansichten des grossen christlichen Lehrers Thomas v. Aquin werden von ihm vielfach benutzt), zeigt mit grosser Schärfe das Unlogische, das in der Todesstrafe liegt, und weist nach, dass diese Strafe durch kein Strafprincip gerechtfertigt werden kann (p. 24), dass das Talionsprinzip auf einer Kette falscher Schlüsse beruht (p. 33). Der Verf. untersucht vorerst (p. 38) das Wesen und die Aufgabe der Strafe; sie muss Gutes hervorbringen, was sie nur thut, wenn sie die Umgestaltung der das Verbrechen erzeugenden Stimmung des Bestraften und der Uebrigen bezweckt, so dass die wahre Wirkung nicht die Furcht vor dem Uebel, sondern die Furcht Böses zu thun ist (bekanntlich ist diese Vorstellung schon die des Thomas von Aquin). Der Verf. verwirft die Ansicht von dem Naturzustande und von einem Vertrag (p. 42), dessen Grundlosigkeit ebenso wie das Hereinziehen des Vertheidigungsrechts zur Begründung des Strafrechts sehr gut gezeigt wird, vorzüglich mit geistreicher Nachweisung (p. 68), dass jene oft gehörte Vorstellung von der Strafe als Schutzmittel der öffentlichen Sicherheit eigentlich nur auf das Vertheidigungsrecht gebaut ist. Was p. 86 von politischen Verurtheilungen gesagt wird, verdient von unsern Gesetzgebern wohl beachtet zu werden. Wie wenig die Berufung auf Nothwendigkeit zur Rechtfertigung von Strafen (insbesondere die Todesstrafe) auf einer vernünftigen Grundlage beruht, und eigentlich nur Willkür als Prinzip aufstellt, ist trefflich im Cap. V. p. 120—132 gezeigt. Wie wenig die Berufung auf Gerechtigkeit genügt, und bei genauerer Prüfung mit der Richtung durch Strafe Ausgleichung, Wiederherstellung, Sühne zu bewirken, welche alle nur unklare mystische Ausdrücke sind, etwas Unmögliches bezweckt wird, zeigen mit feinen Zergliederungen die Ausführungen p. 133—200. Ein strenges aber wahres Urtheil wird mit Berufung auf vorgekommene Fälle p. 188 über das Begnadigungsrecht, von dem man so viel Heil erwartet, gefällt. Nach p. 191 wird durch Begnadigung eine zweifache sich

Digitized by Google

widersprechende Rechtsprechung und Rechtsbewusstsein begründet, die des Richters, dem der gehässigste Antheil zugewiesen ist, während seine Rechtsprechung die regelmässige und moralische sein soll, und die des Fürsten, der aber nach seiner Stellung gar nicht in der Lage ist, gerecht in einer Sache entscheiden zu können. Möchten unsere Fürsten die ernsten Warnungen des Verf. pag. 194 bis 200 beherzigen!

Trefflich ist, was der Verf. p. 201—258 von der Abschreckung durch die Strafe sagt. Hier zeigt sich die feinste Menschenkenntniss des Verf. In dem Kapitel p. 315—375 über Religion wird von dem edlen wahrhaft religiösen Verf. gezeigt, wie wenig viele Vertheidiger der Todesstrafe von dem Geiste des Christenthums erfüllt sind, und wie unwürdig die Stellung des Geistlichen werden kann, welchem man die Vorbereitung des Verurtheilten zum Tode zuweist. Unfehlbar ist das, was insbesondere in Bezug auf Todesstrafe p. 375—490 ausgeführt ist, das Beste. — Wir wollen unsere Leser noch mit einigen zwar kleinen aber interessanten neueren italienischen Arbeiten über einzelne Fragen des Strafrechts bekannt machen. Sehr gut ist die Schrift des Prof. Carara in Pisa, Abgeordneten in Florenz: Proluzione se l'unita sia condizione del giure penale. Lucca 1865. Dass Carara, über dessen Schriften wir in diesen Jahrbüchern früher (zuletzt 1865. Nr. 34.) berichtet haben, zu den scharfsinnigsten Juristen Italiens gehört, ist den Lesern bekannt. Die neueste oben bezeichnete Schrift ist vorzüglich durch die von den Ministern des Königreichs Italien geltend gemachte Forderung veranlasst worden, dass wegen der nothwendigen Rechtseinheit die in Toskana gesetzlich bestehende Aufhebung der Todesstrafe im neuen auch auf Toskana auszudehnenden Strafgesetzbuch nicht mehr anerkannt werden könne. Diese Ansicht wurde im Parlamente vielfach bestritten. Carara zeigt, wie wir glauben, mit vollem Recht, dass die politische Rechtseinheit nicht auch völlige Gleichheit der Strafgesetze in allen Landestheilen fordere, er weist nach, dass die angebliche Gleichheit der Gesetze ohnehin auf einer Selbsttäuschung beruht, da in den verschiedenen Provinzen wegen Verschiedenheit der Sitten (man vergleiche die Sicilianer und die Mailänder) eine verschiedene Rechtsprechung vorkömmt. Carara hat in der Schrift aber noch zwei Fragen des Strafrechts zur Sprache gebracht, nämlich die Frage über das Strafprinzip, wo Carara sich sehr gut gegen das Prinzip der Vertheidigung, so wie gegen das der tutela giuridica, und die Expiation erklärt. Gegründet ist auch die Ausführung p. 34 ff. über Schwierigkeiten, welche eine unvorbereitete Aufhebung der Todesstrafe, im Rechtszustand herbeiführen würde. Der Verf. p. 36 erklärt sich dagegen, wenn man, um Todesstrafe aufrecht zu erhalten, durch Gestattung der Annahme von Milderungsgründen helfen will.

Das Begnadigungsrecht macht Herr de Sterlich (im Ministerium in Florenz) zum Gegenstande der Betrachtung in sei-

Digitized by Google

ner kleinen aber klar geschriebenen gut gedachten Schrift: Il diritto di Grazia e l'articolo 8 dell statuto. Firenze 1865. Die Verfassungsurkunde von Piemont von 1848 enthält in Art. 8 die kurze Bestimmung: Der König kann begnadigen und Strafverwandlung aussprechen. Wie überall, so auch in Italien erhoben sich manche Stimmen, welche das Recht zu begnadigen bezweifelten, und einige Vorfälle (z. B. die Begnadigung des la Gala) vermehrten die Zweifel; insbesondere wurden Vorschläge gemacht, um dem Missbrauche vorzubeugen, und die Frage aufzuwerfen, ob der Ausspruch der Begnadigung die Unterschrift eines Ministers erfordert und dieser verantwortlich wird. Herr von Sterlich zeigt nun, und wir glauben mit überzeugenden Gründen, dass alle dagegen vorgebrachten Einwendungen nichts beweisen, dass das Begnadigungsrecht wohl zu rechtfertigen und selbst nothwendig ist, und (vorzüglich in Monarchien) nicht durch Gesetze, durch gewisse Beschränkungen eingeengt werden soll. (Nur in Bezug auf die von Ministern verübten Verbrechen mag in constitutionellen Staaten eine Beschränkung vorkommen.) Es ist bekannt, wie verschieden die Gesetzgebungen einzelner Staaten sind. Eine gute Sammlung der Gesetze der Staaten enthält die neue Schrift von Legoux, du droit de grace. Paris 1865. Die von Sterlich vertheidigte Ansicht rechtfertigt sich durch die Geschichte des Begnadigungsrechts und die innere anerkannte Idee, dass dem Gewissen des Regenten die Ausübung des Rechts überlassen werden muss. Aus dieser Vorstellung folgt auch die Richtigkeit der von Sterlich begründeten Ansicht, dass der contrasignirende Minister nicht verantwortlich ist, und seine Unterschrift eigentlich nur die authentische Beglaubigung des Willens des Regenten ist. Dafür spricht, dass die entgegengesetzte Ansicht zu den störendsten Erscheinungen führen könnte, z. B. wenn der Regent nach gewissenhafter Prüfung ein Todesurtheil nicht vollziehen lassen, und der harte Minister, der die Hinrichtung fordert, nicht das Begnadigungsrescript contrasigniren will. Die Folge würde dann sein, dass das Urtheil nicht vollstreckt werden kann, der Verurtheilte aber in der Todesangst im Untersuchungsarrest bleibt. Dass übrigens die Erfahrungen, welche sich in Bezug auf die Ausübung des Begnadigungsrechts bei Todesurtheilen ergeben, eine besondere Prüfung verlangen, und consequent zur Beseitigung der Todesstrafe führen, haben wir an andern Orten gezeigt. — Die von der Akademie in Modena gestellte Preisaufgabe über das Duell und die Mittel es zu beseitigen oder doch zu vermindern, veranlasste die Schrift des unermüdlichen tüchtigen Professors in Bologna Ellero über die Preisaufgabe. Seine Schrift wurde als preiswürdig gekrönt; sie verdiente es auch, da der Verf. den Gegenstand richtig auffasst, und zwar zuerst die geschichtliche Ausbildung des Instituts zeigt (wobei der erweisliche Zusammenhang des Duells mit der germanischen Auffassung der Injurien nicht hätte unbeachtet bleiben sollen), dann prüft er, warum sich dieser Missbrauch

Digitized by Google

so lange erhalten konnte. Kräftig widerlegt der Verf. p. 22 alle Vorstellungen, wodurch manche Personen noch von Vortheilen sprechen, welche das Duell angeblich gewährt; er zeigt, dass der Zweikampf ein Vorurtheil, ein Ausfluss des Rachegefühls ist, und der Staat ein Recht hat, das Duell mit Strafe zu bedrohen. Herr Ellero ist aber ein zu guter Jurist, um nicht einzusehen, dass die Strafe keine zu harte, keine infamirende, keine von den zufälligen Folgen abhängig gemachte, sondern mässige, dann auch sicher eintretende mit dem Grade der Verschuldung im gerechten Verhältniss stehende sein muss. Man bedauert, dass der Verf. die belgische Gesetzgebung und die in Belgien gemachten Erfahrungen nicht beachtete. In Bezug auf die Vorschläge das Duell zu beseitigen, wo der Verf. viel Richtiges sagt, hätte nicht verschwiegen werden sollen, dass das Duell solange nicht verschwinden wird, als man in gewissen Kreisen gegen vornehme Duellanten gerichtlich nicht einschreitet und selbst oft in den höchsten Kreisen sich einbildet, dass ohne das Duell die militärische und Adelsehre nicht genug geschützt wäre.

Einige gute kleine Abhandlungen sind in Italien durch die Prüfung des neuen italienischen Entwurfes des Strafgesetzbuches veranlasst worden, insbesondere sind von dem Staatsanwalt Lauria einige gute kleine Abhandlungen veröffentlicht, und zwar eine: Sul primo articolo del progetto di Codice penale. Sciacco 1864, wo der Verf. bei der am ersten aufgestellten Eintheilung der strafbaren Handlungen, wo ihre Bezeichnung die mit criminellen Strafen bedrohte Handlung mit dem Ausdruck misfatto tadelt, nachweist, dass richtiger das Wort crimine hätte gebraucht werden sollen, und der Verf. zeigt, in welchem verschiedenen Sinne bei den Römern das Wort crimen gebraucht ist. (Die gründliche Arbeit von Birnbaum über diese Frage war ihm unbekannt.) Eine lehrreiche Abhandlung: su gli articoli 147. 148 del progetto del Codice penale. Palermo 1865, liefert Lauria. In jenem Art. 147 ist der Begriff des fortgesetzten Verbrechens aufgestellt. Lauria hat nun alle Ansichten der deutschen und französischen Schriftsteller über diese Frage geistreich geprüft und schlägt vor im Gesetzbuch zu sagen: Als fortgesetztes Verbrechen ist die von der nämlichen Person wiederholt und aufeinanderfolgend an dem nämlichen Gegenstand, und wenn an verschiedenen Gegenständen durch eine oder mehrere jedoch eine einzige Handlung bildenden Akte verübten Gesetzesübertretung zu betrachten. Eine reichhaltige Quelle zur Erkenntniss der Fortschritte der Gesetzgebung und Rechtsprechung in Italien eröffnen die jährlichen Rechenschaftsberichte (rendiconti) der Staatsanwälte an den verschiedenen italienischen Gerichten. Sie zeichnen sich vor den französischen »discours de rentrée« dadurch aus, dass die italienischen Staatsanwälte sie benützen, um ausser einer genauen in alle Einzelnheiten eingehenden Statistik der Civil- und Strafrechtspflege, und einer Darstellung der Wirk-

Digitized by Google

samkeit der verschiedenen Beamten auch ihre Erfahrungen über den Rechtszustand ihres Bezirks, über die Art, wie neue Gesetze sich bewährten, über Lücken und Mängel der Gesetze und der Rechtsprechung häufig mit passenden Vorschlägen anzugeben. Wir haben in dem Werke: Erfahrungen über Wirksamkeit der Schwurgerichte die bis 1864 incl. reichenden Rechenschaftsberichte benützt und hoffen wir auch von den neuesten das Jahr 1865 betreffenden Berichten in der Fortsetzung dieses Aufsatzes Nachricht geben zu können. Heute sei es nur noch gestattet auf den neuesten Bericht: Discorso letto all adunanza generale del tribunale di Napoli Genajo 1866 del sostituito procuratore generale D. Marvasi, aufmerksam zu machen. Marvasi, dessen schöner Bericht vom vorigen Jahre wir in dem Werk über Schwurgerichte mittheilten, zeigt sich auch in dem neuesten Bericht als wissenschaftlich gebildeter, scharfsinniger, gewissenhafter, fein beobachtender Beamter. Aus dem Berichte ergibt sich der ernste Wille der Beamten zur Entdeckung der Wahrheit beizutragen. Erfreulich ist es zu bemerken, dass in der Untersuchung unnöthige Härten vermieden werden. Nach dem Berichte wurde p. 25 die provisorische Freilassung von 1863 bis 1865 von 5279 Verhafteten verlangt, und 4837 wurde sie bewilligt. Im Jahr 1865 erhielten 863 die Freilassung ohne Caution und 589 mit Caution, und zwar bei vielen die Caution so gering, dass sie bei 438 nur bis 51 Lire betrug. Wie ungerecht die in deutschen Blättern oft vorkommenden Klagen über elende Zustände in Neapel sind, mag sich daraus zeigen (p. 26), dass im Jahr 1865 kein politischer Prozess vorkam, und die Verbrechen so abnahmen, dass 1865 2594 Angeschuldigte weniger in Untersuchung kamen als 1863, dass 1863 noch 26, 1865 8 Mordthaten vorkamen, überhaupt sogenannte crimini e delitti del sangue, die 1864 noch 2856 betrugen, 1865 nur 1788 waren. Wir werden im folgenden Aufsatze näheren Bericht mittheilen. **Mittermaier.**

Die griechische Beredsamkeit in dem Zeitraum von Alexander bis auf Augustus. Ein literarhistorischer Versuch von Friedr. Blass, Dr. phil. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1865. VIII u. 234 S. 8.

Die Schrift, die wir hier anzeigen, verdankt ihre Entstehung einer von der Bonner philosophischen Fakultät gestellten Preisfrage, welche zunächst den Rhetor Cäcilius betraf. Der Verf., indem er sich der Lösung dieser Frage unterzog, in einer Arbeit, welcher auch von der Fakultät der Preis zuerkannt ward, war schon bei dieser Arbeit weiter auf verwandte Gegenstände geführt worden, und indem er die Forschung fortsetzte, legt er uns nun die frühere Arbeit in einer ganz umgearbeiteten und erweiterten Fassung vor,

Digitized by Google

als eine Geschichte der griechischen Beredsamkeit von dem Anfang ihres Verderbnisses an, die mit der Zeit des Todes Alexander's des Grossen beginnt, bis zu der Weltherrschaft des Augustus, in welche Zeit Cäcilius fällt, der auf diese Weise den Mittelpunkt des Ganzen bildet, und daher auch mit besonderer Vorliebe behandelt ist. Nach einer Einleitung wirft der Verfasser im ersten Capitel einen Blick auf den Stand der griechischen Literatur, zunächst der Beredsamkeit zur Zeit von Alexander's Tod, um daraus das Sinken der Beredsamkeit in der nach Alexander folgenden Zeit zu erklären. Die veränderte äussere Lage der griechischen Staaten musste auch auf die Beredsamkeit ihrer Rückwirkung äussern, wozu noch der weitere Umstand kam, dass die Beredsamkeit von Athen aus nach Asien zog und hier ihren Hauptsitz nahm; auch die ganze innere Entwicklung drängte zu den Bahnen, welche Hegesias, der als Hauptrepräsentant der neuen asianischen Beredsamkeit neben Demetrius dem Phalereer, hier gezeichnet wird, und seine Geistesverwandten betraten (vgl. S. 11). Auch die Entwicklung der griechischen Geschichtschreibung und der Einfluss, welche die Schule des Isokrates übte, wird (S. 37) näher besprochen, und hier nach Aratos noch zuletzt Polybios genannt, dessen Vorzüge als Geschichtschreiber, namentlich seine Wahrhaftigkeit und seine grossartige Auffassung der Geschichte, auch anerkannt werden; als Schriftsteller jedoch erscheint Polybius dem Verf. nicht gross, da er es weder verstanden rein zu schreiben, noch schön zu componiren, noch Kraft und Grösse in seinem Stile auszudrücken, seine Schreibart vielmehr dünn und matt sei (S. 49). Der Verf. hat sich zu diesem, wie wir glauben, nicht ganz gerechtfertigten Urtheil durch Mommsen verleiten lassen, welchem in solchen Dingen zu folgen, bekanntlich eine sehr missliche Sache ist: wir zweifeln nicht, dass eigenes Studium des Polybianischen Werkes ihn auf eine andere Ansicht geführt haben würde.

Das zweite Capitel S. 54 ff. ist der Darstellung der eigentlichen asianischen Beredsamkeit im zweiten und ersten Jahrhundert (vor Christo) gewidmet, das dritte Capitel S. 77 ff. stellt die gleichzeitige atticistische Reaction gegen die asianische Beredsamkeit dar, während das vierte S. 104 ff. die gleichzeitigen verwandten Bestrebungen in Rom schildert, auf welche diese Reaction nicht ohne Einfluss war. Hier wird die Einführung der griechischen Rhetorik in Rom und ihr Einfluss auf die Beredsamkeit Rom's näher besprochen, eben so das, was in der Beredsamkeit selbst, als das, was in der Rhetorik geleistet wurde, indem hier schon frühe eine vollständige Rhetorik in den vier Büchern ad Herennium angetroffen wird, welche der Verf. dem Cornificius beizulegen geneigt ist (S. 121 ff.). Nach dem Urtheil unseres Verf.'s hat dieser Cornificius von dem Material, das ihm seine griechischen Quellen überlieferten, alles Subtile und alle die Düfteleien, welche die griechischen Handbücher der Art verunstalteten, weggelassen, auch die

Digitized by Google

Beispiele aus eigener Erfindung gegeben, aber auf eigene Theorieen sich gar nicht oder doch sehr wenig eingelassen. »Der specifisch-römische Charakter dieses Werkes ist es vor Allem, was ihm seinen Werth und seine grosse Anziehungskraft verleiht: im Streben nach Kürze und Deutlichkeit ist alle Anführung abweichender Ansichten und alle Controverse vollständig ausgeschlossen, so dass die Rhetorik, die in den griechischen Schriften als ein Gewirr von zweifelhaften und bestrittenen Theorieen erscheint, hier uns entgegentritt als ein wohl gegliedertes und in allen Einzelnheiten fest begründetes System« (S. 122). Man wird diesem Urtheil gerne beipflichten, und es jeden Falls begründeter finden, als das, was über Cicero und dessen Beredsamkeit S. 125 ff. geurtheilt wird. Denn auch hier hat sich der Verfasser durch die tendenziösen Aussprüche Mommsen's zu Urtheilen verleiten lassen, die auf ein gänzliches Verkennen der Leistungen Cicero's auf diesem Gebiete hinauslaufen und sich mit den wohlbegründeten Ansichten und Urtheilen der römischen Welt selbst in Widerspruch setzen. Denn der Verf. ist weit davon entfernt, den Cicero für einen grossen Redner anzusehen, ja er will ihn überhaupt gar nicht als Redner gelten lassen, und die Art seiner Beredsamkeit erscheint ihm als eine verkehrte und verderbte (S. 127)! Obwohl es jetzt zur Mode wird, über Cicero sich in solchen Urtheilen zu ergehen, so hätte man doch in einer Schrift, welche speciell mit der Geschichte der Beredsamkeit sich beschäftigt und sonst von gründlichen Studien Zeugniss gibt, solche Urtheile nicht erwartet, um so mehr als in dieser Schrift selbst die grosse Bedeutung Cicero's für die Entwicklung der römischen Beredsamkeit hervorgehoben, und im Verfolg der Darstellung auch auf die verschiedenen Gegner Cicero's in der Behandlung der Beredsamkeit eingegangen wird.

Das fünfte Capitel S. 149 ff. befasst die griechischen Rhetoren der Blüthezeit des Atticismus, ausser Dionysius und Cäcilius, welchen beiden das letzte oder sechste Capitel S. 169 ff. gewidmet ist. Es ist diess einer der wichtigsten und umfassendsten Abschnitte der ganzen Schrift, insofern darin die wissenschaftliche Thätigkeit beider Männer und die Richtung derselben näher gewürdigt und beleuchtet wird, so weit diess nach dem, was wir über beide wissen, oder was sich von ihren Schriften erhalten, von Cäcilius bekanntermassen nur Bruchstücke, überhaupt möglich ist. Denn ihren Bemühungen gelang es, die asianische Beredsamkeit von der Herrschaft, die sie sich anzueignen gesucht, zu verdrängen und ihren weiter gehenden Einfluss in Schranken zu halten. Namentlich ist es Dionysius, welchem der Verf. eine grössere Bedeutung zuerkennt, als diess bisher der Fall gewesen ist. »Er war ohne Zweifel (so lesen wir am Eingang der Darstellung) eine hervorragende Grösse unter den Zeitgenossen, und zwar nach beiden Seiten hin: als Nachahmer der Alten in eigenen grösseren Werken, zu denen er sich den Stoff aus der Geschichte nahm, und nicht minder auch als

Digitized by Google

Theoretiker der Rhetorik. Indem er auf beiden Gebieten Bedeutendes geleistet und uns hinterlassen hat, tritt er weit hervor aus der Schaar der übrigen Atticisten Griechenlands, die meist nur in dem einen oder dem andern sich ausgezeichnet und noch dazu sich nicht so grosse und umfassende Aufgaben auf jedem dieser Gebiete gestellt haben wie Dionysius. Denn er bearbeitete die Theorie der Rhetorik nicht nach Apollodoros' und Theodoros' Weise, noch strebte er darnach so sehr, in allerlei Kleinigkeiten das System der Technik weiter zu begründen, sondern er verlegte den Schwerpunkt seiner Kunst vielmehr in die Aesthetik, der er die im umfassendsten Masse auch philologisch bearbeiteten Meisterwerke der Alten zu Grunde legte.« Und gerade in dieser Beziehung glaubt der Verfasser ihm den Rhetor Cäcilius an die Seite stellen zu können, obwohl die Ungunst des Schicksals uns mit den Leistungen desselben nicht in gleicher Weise hat bekannt werden lassen, daher der Verfasser Alles aufgeboben hat, uns ein Bild derselben, so weit es möglich ist, vorzuführen und damit die Stellung zu rechtfertigen, die er diesem Rhetor neben Dionysius gegeben hat. Dass über den letztern ein durchweg günstiges, vielleicht ein zu günstiges Urtheil in den Augen mancher Kritiker, gefällt wird, kann nach dem oben angeführten nicht befremden. Auf diesen Abschnitt, auf welchen wir insbesondere aufmerksam machen zu müssen glauben, folgt noch ein Anhang S. 222 ff., in welchem die verschiedenen Richtungen in der attischen Prosa verglichen werden mit den entsprechenden Entwicklungsstufen der alten bildenden Kunst.

Wir haben in diesem Bericht nur im Allgemeinen die Gegenstände angegeben, welche in der vorliegenden Schrift behandelt werden: vieles Andere haben wir übergangen, und müssen desshalb auf die Schrift selber verweisen, namentlich was so manche Einzelheiten der Sache wie der Personen betrifft. Dahin gehört z. B. die ganze Erörterung über die sogenannte rhodische Schule der Beredsamkeit, welche indess nach unserm Verfasser nicht so bedeutend erscheint, als man nach Cicero's Darstellung glauben möchte, oder was über Isokrates und dessen Schule, so wie über den Unterschied der Methode des Isokrates und Aristoteles bemerkt wird, und Anderes der Art. Ueber die einzelnen in dem Werke vorkommenden oder besprochenen Persönlichkeiten, zunächst Griechische und Römische Schriftsteller gibt ein genaues Register, das am Schlusse beigefügt ist, Auskunft. — Die äussere Ausstattung ist ganz befriedigend.

Digitized by Google

Nr. 16. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

1. Vortrag des Herrn Dr. Fuchs: »Ueber die Natur der Lava«, am 10. November 1865.

(Das Manuscript wurde eingereicht am 28. Februar 1866.)

Es ist eine allgemein verbreitete Hypothese, dass das Innere der Erde sich in feurig-flüssigem Zustande befindet und dass Dämpfe, deren Ursprung freilich nicht genau angegeben werden kann, von Zeit zu Zeit Theile dieses geschmolzenen Erdinnern auf meilenlangen Kanälen durch die feste Erdmasse hindurch drängen, bis dieselben an einem Vulkane zum Vorschein kommen und als Lavaströme sich aus demselben ergiessen. Die Lava ist nach dieser Anschauung eine vollkommen geschmolzene Masse, die aus diesem Grunde beweglich und flüssig ist; oder Lava ist nichts Anderes, wie das im Innern der Erde noch vorhandene geschmolzene Material derselben. Indem die Lava am Vulkane erstarrt, bildet sie sich, nach der Meinung der diese Hypothese vertretenden Geologen, in verschiedener Weise aus, je nachdem die Erkaltung rasch oder langsam von statten geht. Je langsamer die Erstarrung erfolgt, desto vollkommener wird die krystallinische Ausbildung der Masse, desto vollkommenere und grössere Krystalle bilden sich in derselben aus. So dass darnach also die Mineralien, welche das Lavagestein bilden, mögen sie nun vollkommene Krystallform besitzen oder dicht gedrängt, nur krystallinische Ausbildung zeigen, in Folge der Erstarrung aus der ursprünglich homogenen Masse krystallisirten und sich ausschieden.

Die mineralische Constitution der Lava, die Art, wie die einzelnen Krystalle in derselben auftreten, scheinen jener Hypothese zu widersprechen. Die krystallinischen Laven sind der Regel nach, in dem Augenblick ihres Ergusses, nur in unvollkommen flüssigem Zustande und die Krystalle, welche sie zusammensetzen, sind zum grössten Theil schon vorher gebildet. Die Lava besteht aus feinem Gesteinsschutt, fein zerriebener Mineralmasse, welche einzelne grössere Krystallbruchstücke und ausgebildete Krystalle einschliesst und die mit Wasser gemengt einen zähflüssigen Brei bildet. Das gleiche Material, aus welchem die Lava besteht, wird von den Vulkanen auch im trockenen Zustande geliefert; es ist die vulkanische Asche.

Digitized by Google

Man kann sich darum die Lava einfach als vulkanische Asche vorstellen, die durch Wasser in breiartigen Schlamm verwandelt ist. In Folge der durch den vulkanischen Prozess erzeugten hohen Temperatur wird die Lava unter der Erdoberfläche ebenfalls erwärmt. Zuweilen ist die Temperaturdifferenz zwischen der Lava und der Atmosphäre nur unbedeutend, dann ergiesst sich dieselbe als Schlammstrom aus dem Vulkane. Gewöhnlich ist die Lava über hundert Grad erhitzt; das ihr beigemengte Wasser muss sich daher in Dampf verwandeln, sobald die Lava am Abhang des Vulkans erscheint und nur noch unter dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre sich befindet. Darum ist der Ursprung der Lava gewöhnlich von mächtigen Dampfwolken umgeben und aus dem Lavastrome selbst entwickeln sich Dämpfe an zahlreichen Orten, oft mit solcher Heftigkeit, dass sich die Vorgänge am Krater des Vulkans auf der Oberfläche des Lavastromes im Kleinen wiederholen. In einigen Fällen ist aber auch die Temperatur der Lava so hoch, dass ihr Material geschmolzen wird, allein dann bildet sich nach dem Erstarren eine vollkommen glasartige, amorphe Masse aus — der Obsidian. Durch sehr langsames Erkalten nimmt auch diese Masse eine undeutlich krystallinische Beschaffenheit an, jedoch ohne Sonderung in verschiedenartige Mineralspecies. Das eine Extrem der Lava wird bezeichnet durch die Schlammströme, das andere Extrem durch den Obsidian. Indem die Temperatur der Lava dem grössten Wechsel unterworfen ist, finden sich auch alle möglichen Uebergänge von der durch Einwirkung einer hohen Temperatur gar nicht veränderten Lava, bis zu denjenigen Massen, in welchen die Ecken und Kanten der einzelnen Individuen abgerundet und angeschmolzen sind, die grösseren Bruchstücke aber in der geschmolzenen Masse eingeschlossen liegen und endlich bis zu der vollkommen geschmolzenen Lava. Die Uebergänge sind so zahlreich und so allmählig, dass nirgends eine Grenze gezogen werden kann; die beiden Extreme sind aber am seltensten.

Der Redner zeigte schliesslich noch geschmolzenen Basalt vor, welcher von dem gewöhnlichen Obsidian nicht unterschieden werden kann und dann geschmolzenen Basalt nach langsamer Erstarrung, welcher krystallanische Beschaffenheit besass, mit manchen Lava-Varietäten identisch erschien, aber keine Sonderung in verschiedenartige Mineralspecies erkennen liess.

2. Vortrag des Herrn Prof. Hofmeister: »Ueber das Verhältniss der Zellenvermehrung zum Wachsthum der Pflanzen im Allgemeinen«, am 10. Nov. 1865.

Digitized by Google

3. Vortrag des Herrn Prof. Knapp: »Ueber Sarkom der Choroidea«, am 24. Nov. 1865.

(Das Manuscript wurde eingereicht am 6. April 1866.)

Redner beschreibt drei Fälle von Choroidealsarkom, wovon er zwei im Leben beobachtet, alle drei aber nach der Exstirpation des Bulbus anatomisch untersucht hat. In dem ersten Fall (ein Knabe von 7 Jahren) zeigte der Bulbus eine seitliche Ausbuchtung, vermehrte Spannung und weissgrauen, schon dem blossen Auge sichtbaren Augengrund, wie er im Endstadium der Augenerkrankung nach Cerebrospinalmenigitis vorkommt. Anatomisch zeigte sich die kegelförmige Ausbuchtung der Sklera als ein zwischen dieser und der abgehobenen Choroidea gelegener kirschkerngrosser Eitersack. Von der abgehobenen und verdickten Choroidealpartie als Matrix wuchs eine gestielte, pilzförmige, höckerige, haselnussgrosse Geschwulst nach innen in den Glaskörperraum hinein, welche sich als ein Spindelzellensarkom erwies, welches hier und da auch Rundzellen und kleine Eiterheerde besass, im Ganzen aber compakt und ziemlich derb war. Die Choroidea war, soweit sie nicht den Mutterboden der Geschwulst bildete, normal in Lage und Struktur, die Netzhaut trichterförmig abgelöst und zwischen ihr und der Choroidea fand sich eine klare, von geformten Elementen freie Flüssigkeit.

In dem zweiten Falle war der Bulbus regelmässig gestaltet. Von der Choroidea, etwas hinter dem Ciliarkörper, ging eine gestielte pilzförmige, etwas weniger als haselnussgrosse, compakte aber weiche Geschwulst aus, die ein reines Spindelzellensarkom darstellt. Hier und da, namentlich an der Oberfläche, zeigten sich schwarzbraune Fleckchen, in welchen die Kerne und zum Theil auch das Protoplasma der Spindelzellen braunes, körniges Pigment enthielten, also ein Uebergang zum Melanosarkom. Die Netzhaut war abgelöst, die Choroidea anliegend, wie in dem vorhergehenden Falle.

Der dritte Fall betraf eine 66jährige Frau, die ein Jahr lang über Kopfschmerzen und Abnahme des Gesichts auf einem Auge klagte. Bei früherer Untersuchung wurde eine partielle Netzhautablösung diagnostizirt, indem ein Sehfelddefekt und eine entsprechende Vorwölbung der Netzhaut constatirt wurden. Später wurde das Auge schmerzhaft, gespannter und ganz blind. Daher schloss ich, dass ein Tumor die Netzhaut vortreiben müsse und enukleirte den Bulbus. Dies zeigte sich bestätigt. Eine höckerige Geschwulst mit breiter Basis erstreckte sich bohnengross in den hinteren Augenraum hinein, hatte die Netzhaut total abgelöst und den Glaskörperraum zum Verschwinden gebracht. Sie war schwarzfleckig, auf dem Durchschnitt schwarz und weiss gestreift, durchaus derb und bestand an den weissen Stellen aus ungefärbten, an den schwarzen aus braun gefärbten Spindelzellen. Ihr Ausgang

Digitized by Google

war die Choroidea, bei der man an der Grenze der Geschwulst nur die Wucherung des Bindegewebes, im Innern derselben nur die reine Spindelzellenanhäufung fand, die mit einer scharfen Linie am Skleralgewebe aufhörte, während von Choroidealstruktur Nichts mehr zu bemerken war. An der Aussenfläche der Sklera fanden sich zwei halbkugelförmige, mohnkorngrosse, schwarze Geschwülstchen, welche mit der inneren Geschwulst in keinem Zusammenhang, aber, wie diese, reine melanotische Spindelzellensarkome waren. Ein Jahr später fand ich das andere Auge der Frau völlig gesund. Sie selbst klagte aber noch über Kopfschmerzen.

4. Vortrag des Herrn Dr. J. Bernstein: »Ueber Versuche über die Wirkung einiger Gifte auf die Iris von Dr. J. Bernstein und Dr. J. Dogiel«, am 24. November 1865.

(Das Manuscript wurde eingereicht am 2. Februar 1866.)

Die Wirkung derjenigen Mittel, welche die Pupille erweitern und verengern, ist in neuester Zeit vielfach Gegenstand der Untersuchung gewesen. Damit verknüpfte sich gleichzeitig die Frage, ob ein Musculus dilatator pupil. existire oder nicht.

Ohne uns auf diese histologische Frage einzulassen, überzeugten wir uns zunächst, dass eine Erweiterung der Pupille auf dem Wege der Muskelcontraktion zu Stande kommen könne. Reizt man am lebenden Thiere (Kaninchen) die Iris direkt durch Inductions-Ströme, indem man zwei Drathelectroden auf den äussern Rand derselben aufsetzt, so erhält man einen inconstanten Erfolg, auch dann, wenn man das Thier chloroformirt. Dies mag daher kommen, dass hierbei nicht allein die Muskeln der Iris erregt werden, sondern auch die sensibeln Fasern des Trigeminus und ein Theil der Netzhaut, und dass dadurch Reflexe auf die motorischen Nerven der Iris entstehen. Reizt man dagegen die Iris in derselben Weise an einem eben getödteten Thiere oder an einem frisch ausgeschnittenen Auge, so tritt jedesmal eine starke Erweiterung der Pupille ein. Nach der Reizung verengert sich dieselbe wieder und behält eine mittlere Weite, so dass man den Versuch mehrere Male wiederholen kann. Je näher man mit den Elektroden dem innern Rande der Iris rückt, desto schwächer wird die Erweiterung bei eintretender Reizung, und schliesslich hört sie ganz auf, wenn man sich mit den Spitzen der Electroden auf der Cornea gerade über dem Pupillenrande befindet. Hierbei trat sogar in einigen Fällen eine Spur von Verengerung auf.

Wir suchten nun nach einem Mittel, eine stärkere Verengerung der Pupille durch direkte Reizung beliebig zu erzeugen. Dies erreicht man am einfachsten dadurch, dass man 4 Electroden, die durch Glasröhren von einander isolirt sind, in einem Viereck auf

Digitized by Google

den innern Rand der Iris aufsetzt, und zwar so, dass die diagonalen Electroden demselben Pole der secundären Spirale des Magnetelectromotor entsprechen. In diesem Falle sieht man sofort nach dem Aufsetzen der Electroden auf die bezeichneten Stellen eine starke Verengerung der Pupille eintreten; und man kann nun beliebig Erweiterung oder Verengerung erzeugen, je nachdem man die einfachen Electroden auf den äussern Rand oder die Doppel-Electroden auf den innern Rand der Iris applicirt.

Der Erfolg dieser Versuche erklärt sich am einfachsten unter der Annahme von Muskelfasern, welche radiär in der Iris verlaufen. Stehen die Electroden am äussern Rande derselben, so laufen die Ströme grösster Intensität parallel mit einem grossen Theil radiärer Fasern, senkrecht dagegen zu den circulären Fasern des Sphincter. Die Zusammenziehung der ersteren überwiegt daher und es entsteht eine Erweiterung der Pupille. Je näher man nun dem innern Rande rückt, desto weniger werden die radiären Fasern erregt, ohne dass die Reizung des Sphincter wesentlich wirksamer wird. Es nimmt also die Erweiterung ab, und erst wenn die Electroden sich nahe dem innern Rande befinden, kann eine Spur von Verengerung eintreten.

Anders bei der Anwendung der Doppelelectroden. Hier laufen die Ströme grösster Intensität auf der Cornea in Linien, die den Sehnen des Pupillenkreises entsprechen. Ein Theil dieser Ströme trifft daher direkt die Fasern des Sphincter nahezu parallel, die Enden der radiären Fasern dagegen senkrecht, und es entsteht daher eine starke Verengerung.

Somit sprechen diese Versuche für die Anwesenheit radiär gestellter Muskelfasern in der Iris, welche Erweiterung bewirken. Ob hierfür überall ein eigener Muskel vorhanden ist, oder ob, wie Einige wollen, die Gefässe der Iris dabei wirksam sind, muss auf anderm Wege entschieden werden.

Wir bestätigten alsdann die Versuche von Hirschmann über die Wirkung des Nicotin's. Derselbe fand, dass bei innerer und lokaler Anwendung dieses Giftes eine starke Verengerung der Pupille eintrat, die bei Reizung des Halssympathicus nicht verschwand. Dagegen konnte bei direkter Reizung des Auges Erweiterung wahrgenommen werden. Daraus folgt, dass das Nicotin die Nervenenden des Sympathicus in der Iris lähmt.

Wir suchten nun die Wirkung der Calabar-bean festzustellen, die nach einem Versuche von Rosenthal ähnlich der des Nicotin zu sein schien. Wir applicirten das alkoholische Extract der Bohne direkt auf ein Auge des Kaninchen, bis starke Verengerung eingetreten war. Nun wurde der Halssympathicus derselben Seite präparirt, durchschnitten und dessen oberer Stumpf electrisch gereizt. Es trat keine Erweiterung ein, wenn die Wirkung des Giftes ihr Maximum erreicht hatte, bei schwächerer Vergiftung dagegen konnte eine geringe Erweiterung der Pupille erzielt werden.

Digitized by Google

In einem Falle, in welchem die Pupille bei Reizung des Halssympathicus contrahirt blieb, wurde das Thier bis zum nächsten Tage aufbewahrt, die Wirkung des Giftes war fast geschwunden und als wir die Reizung des Nerven wiederholten, zeigte sich jetzt eine deutliche Erweiterung der Pupille.

In allen diesen Versuchen überzeugten wir uns, dass an der unvergifteten Seite die Pupille sich in normaler Weise erweitert, sobald der entsprechende Halssympathicus erregt wurde, während dies an der vergifteten Seite nicht der Fall war. Demnach musste die Ursache dieses Verhaltens in einer Veränderung des Irisgewebes selber liegen und konnte nicht auf einer Lähmung des Nervenstammes beruhen. Diese Veränderung kann darin bestehen, dass entweder die erweiternden Muskelfasern der Iris oder die Nervenenden des Sympath. daselbst gelähmt werden. Um darüber zu entscheiden applicirten wir einem Kaninchen auf ein Auge das Extr. Calab. bis zum Maximum der Pupillenverengerung; dannwurde das Thier sofort getödtet. Die Pupille erweiterte sich hierbei natürlich auch auf dem vergifteten Auge, da die Contraction des Sphincter aufhörte, und nun konnte durch Anwendung electrischer Reizung mittelst der einfachen Electroden auf beiden Augen eine fast gleichmässig starke Erweiterung hervorgerufen werden.

Es sind also bei der Einwirkung des Calab. die pupillenerweiternden Muskelfasern nicht gelähmt, da sie auf electrischen Reiz reagiren. Vielmehr stimmt die Wirkung dieses Giftes mit der des Nicotin überein, es lähmt die Nervenenden des Sympathicus in der Iris.

Wir gingen nun zu Versuchen über, um die Wirkung des Atropin's zu ermitteln. Da das Atropin die Pupille erweitert, so konnte dies durch Einwirkung auf den N. oculomotorius zu Stande kommen.

Die Betheiligung dieses Nerven bei der Contraction der Pupille ist vielfach bezweifelt worden. Aeltere und neuere Forscher wollen bei Reizung des Nerven keine Verengerung gesehen haben, andere geben an, dass sie stets eintrete. Um uns darüber Gewissheit zu verschaffen, verfuhren wir folgendermaassen. Zur Vermeidung grossen Blutverlustes bei dem Versuch, liessen wir Kaninchen 3—4 Tage vorher dursten und gaben ihnen nur trockenes Futter (Hafer). Dann konnte man ihnen die Schädelhöhle öffnen, und ebenso konnte man die Hemisphären des grossen Gehirns leicht entfernen ohne erhebliche Blutung zu erzeugen. Der Oculomot. wurde nun an der Sella turcica am centralen Ende abgeschnitten, mit zwei hakenförmigen Electroden abgehoben und gereizt. Dabei entstand jedesmal eine deutliche Verengerung der Pupille. Hebt man den Nerven nicht ab, und setzt die Electroden zu weit nach hinten auf den Knochen auf, so können Stromschleifen durch den Trigeminus gehen und es tritt dann geringe Erweiterung ein.

Digitized by Google

Nun stellten wir dasselbe Experiment an Thieren an, deren eines Auge zuvor mit Atropin vergiftet war. Hier zeigte sich nun, dass an der vergifteten Seite bei Reizung des entsprechenden Oculomot. keine Verengerung eintrat, während eine solche an der gesunden Seite deutlich zu sehen war. Daraus geht also hervor, dass das Atropin ebenfalls nicht auf den Nervenstamm wirkt, sondern auf die Elemente der Iris direkt.

Wir prüften daher die direkte Erregbarkeit des Sphincter pupill. während der Atropin-Wirkung. Nachdem bei einem Thiere durch Einträufeln von Atropin vollständige Erweiterung der Pupille auf einem Auge entstanden war, wurde dasselbe sofort getödtet; die Doppel-Electroden wurden auf den innern Iris-Rand aufgesetzt und es entstand am vergifteten Auge in Folge der electrischen Reizung eine Verengerung, die ebenso stark war, wie am andern unvergifteten Auge.

Demnach wirkt das Atropin ebenfalls nicht auf die Muskelfasern des Sphincter vielmehr nur auf die in ihm befindlichen Nervenenden, deren Erregbarkeit es aufhebt.

Man kann also die Wirkung dieser Gifte folgendermaassen bezeichnen: die pupillenverengenden Gifte, Nicotin und Calabar-bean, lähmen die Nervenenden des Sympathicus, das pupillen erweiternde Atropin lähmt dagegen die Nervenenden des Oculomotorius in der Iris.

5. Vortrag des Herrn Prof. Erlenmeyer: »Ueber die muthmassliche Ursache der Isomerie einiger Paare von Verbindungen, welche 2 Atome Kohlenstoff enthalten«, am 3. Dezember 1865.

(Das Manuscript wurde am 21. März 1866 eingereicht.)

Die höchste Verbindungsstufe, welche der Kohlenstoffkern C_2 mit andern Substanzen zu bilden vermag, lässt sich durch die allgemeine Formel $C_2 A_6$ ausdrücken (wenn man mit A ein Aequivalent anderer Substanz bezeichnet). Ausser dieser höchsten Stufe sind noch zwei niedrigere möglich $C_2 A_4$ und $C_2 A_2$. Betrachten wir zunächst einige Verbindungen von der ersten Formel.

Früher glaubte man es existirten zwei miteinander isomere Kohlenwasserstoffe von der Zusammensetzung $C_2 H_6$, die man je nach ihrer Abkunft als Dimethyl und Aethylhydrür unterschied. Seitdem aber Schorlemmer nachgewiesen hat, dass man aus beiden durch Einwirkung von Chlor eine und dieselbe Verbindung, Aethylchlorür $C_2 H_5 Cl$, erhält, aus welchem man gewöhnlichen Weingeist darstellen kann, nimmt man an, dass Dimethyl und Aethylhydrür identisch sind und dass es auch nur eine einzige Verbindung von der Zusammensetzung $C_2 H_5 Cl$ gibt

Andererseits ist es aber eine von Niemand bestrittene Erfahrung, dass von der Zusammensetzung $C_2 H_4 Cl_2$, $C_2 H_4 Br_2$, $C_2 H_4 O$ je zwei

Digitized by Google

Verbindungen existiren, die nicht identisch, sondern isomer sind. Man hat sogar längere Zeit vermuthet, man müsse drei Isomere von der Zusammensetzung $C_2 H_4 Cl_2$ unterscheiden, ja man pflegt heutzutage noch anzunehmen, dass es in der That drei Isomere von der Zusammensetzung $C_2 H_4 Br_2$ gibt. Man schloss die Isomerie von zwei der Verbindungen $C_2 H_4 Cl_2$ wie bei Dimethyl und Aethylhydrür aus der Verschiedenheit ihrer Abkunft oder Entstehungsweise. Nun hat aber Beilstein experimentell nachgewiesen, dass die zwei Verbindungen, welche man als Monochloräthylchlorür und Aethylidenchlorür unterschied mit einander identisch, jedoch verschieden sind von der dritten, welche man noch immer als Aethylenchlorür bezeichnet. Bis jetzt ist es nicht gelungen, oder wenigstens nicht geschehen, die Identität von Monobromäthylbromür und Aethylidenbromür festzustellen. Soweit die Experimente reichen, ist noch eine Verschiedenheit in ihrem Verhalten beim Erwärmen resp. Destilliren vorhanden, und es lässt sich auch keine von beiden Verbindungen mit dem Aethylenbromür identisch setzen. Da wir jedoch die bis jetzt vorliegenden Experimente zur Entscheidung der Frage, ob Monobromäthylbromür und Aethylidenbromür identisch oder isomer sind für unzulänglich erklären können, so werde ich die beiden Körper bei diesen Betrachtungen ausser Rücksicht lassen.

Von der Zusammensetzung $C_2 H_4 O$ kennt man nur zwei Verbindungen, die so bestimmt verschieden sind in ihren Eigenschaften, dass man sie für isomer zu erklären gezwungen ist. Man bezeichnet die eine derselben als Aldehyd, Acetylhydrür oder Aethylidenoxyd, die andere als Aethylenoxyd.

Als Ursache der Isomerie von Aethyliden- und Aethylenchlorür einerseits und Aethylidenoxyd und Aethylenoxyd andererseits haben bisher die meisten Chemiker, wie schon die Namen der Verbindungen andeuten, das Vorhandensein von zwei isomeren Radicalen von der Zusammensetzung $C_2 H_4$ angenommen. Andere, besonders Carius halten die gleich zusammengesetzten Verbindungen der Aethyliden- und Aethylenreihe nur für physikalisch isomer oder nur insofern verschieden —, als demselben Radical $C_2 H_4$ in den sogenannten Aethylenverbindungen die damit verbundenen Bestandtheile mehr genähert seien, als in den sogenannten Aethylidenverbindungen.

Nun ist es Wanklyn und Than schon vor längerer Zeit gelungen aus dem Aethylenchlorür durch Behandeln desselben mit Natrium freies Aethylen darzustellen, welches alle Eigenschaften des schon sehr früh bekannten ölbildenden Gases zeigte.

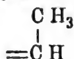
Von dem Aethylidenchlorür war durch Regnault bekannt, dass es über Natrium destillirt werden kann, ohne im Geringsten angegriffen zu werden. Dr. Tollens hat desshalb in meinem Laboratorium unter etwas günstigeren Bedingungen Natrium mit Aethylidenchlorür zusammengebracht. In zugeschmolzenen Röhren wirkt das

Digitized by Google

Natrium schon bei 100° ein, die Reaction geräth aber ins Stocken, sobald sich eine Chlornatriumschicht über dem Metall gebildet hat. Es wurde desshalb eine Temperatur von 180° bis 200° gewählt, wobei schliesslich alles Aethylidenchlorür zersetzt wird.

Dr. Tollens stellte diese Versuche in seinem und in meinem Interesse an. Er war der Ansicht mancher Chemiker, dass die Kohlenwasserstoffe C_2H_4 mit derselben Bindungsweise der freien Affinitätsäquivalente ihrer Bestandtheile austreten, wie sie in den Verbindungen vorhanden ist, d. h. dass die Kohlenwasserstoffe im freien Zustand an denselben Stellen, wo sie z. B. in den Chlorüren mit Chlor in Verbindung stehen, ungesättigte, freie Affinitätsäquivalente besitzen, beigetreten und erwartete desshalb aus dem Aethylidenchlorür einen von dem Aethylen verschiedenen Kohlenwasserstoff C_2H_4 zu erhalten.

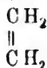
Ich hatte dagegen die Ueberzeugung, dass auch aus dem Aethylidenchlorür derselbe Kohlenwasserstoff, wie aus dem Aethylenchlorür, d. i. Aethylen erzeugt würde. Einmal stützte ich mich auf die Erfahrung, welche Geuther, Beilstein, sowie Wurtz und Frapolli gemacht haben, dass Aethylidenchlorür mit weingeistigem Kali Monochloräthylen (Vinylchlorür) liefert, ausserdem aber auf folgende Betrachtungen: Entweder ist der freie Kohlenwasserstoff C_2H_4 den wir als Aethylen kennen, wie manche Chemiker behaupten, eine Verbindung mit 2 freien Affinitätsäquivalenten, dann kann dessen relative Constitution nur die einzige sein, welche durch folgende Formel ausgedrückt wird:



CH_3
|
$=CH$

denn ich halte es für unmöglich, dass in irgend welchen Kohlenstoffverbindungen Atome Kohlenstoff vorkommen, welche eine unpaare Anzahl freier Affinitätsäquivalente besitzen. Es wären sonst schon Verbindungen von der Zusammensetzung C_nA_{2n+1}, oder C_nA_{2n-1} etc. dargestellt worden. Die einzige Kohlenstoffverbindung in welcher wir heute gezwungen sind freie Affinitätsäquivalente anzunehmen, ist das Kohlenoxyd und dieses enthält deren zwei an einem Atom Kohlenstoff. Lässt sich daher aus den Aethylidenverbindungen ein Kohlenwasserstoff C_2H_4 ausscheiden, der ebenfalls 2 freie Affinitätsäquivalente enthält, so kann er nicht anders constituirt sein wie das Aethylen, er muss selbst Aethylen sein.

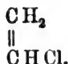
Oder, dachte ich, das freie Aethylen ist ein gesättigter Kohlenwasserstoff, wie es mir am wahrscheinlichsten dünkt, und es ist dafür nur die einzige relative Constitution, welche durch folgende Formel ausgedrückt wird möglich:



CH_2
||
CH_2

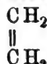
Digitized by Google

dann ist aber kaum zu bezweifeln, dass das Monochloräthylen so zusammengesetzt ist:



$$\begin{array}{c} CH_2 \\ \| \\ CHCl. \end{array}$$

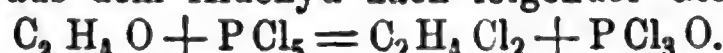
Entsteht nun aus Aethylidenchlorür durch weingeistiges Kali ebenso wie aus Aethylenchlorür Monochloräthylen (wie es bekannt ist), so ist es sehr wahrscheinlich, dass die Bestandtheile C_2H_4 in dem Aethylidenchlorür, wenn die beiden Chloratome durch Natrium entzogen werden, sich so ordnen, dass



$$\begin{array}{c} CH_2 \\ \| \\ CH_2 \end{array}$$

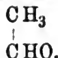
entsteht.

Es war freilich noch ein dritter Fall denkbar; einer der Kohlenwasserstoffe C_2H_4 konnte als eine gesättigte, der andere als eine nur partiell gesättigte Substanz aus seinen Verbindungen austreten. In diesem Fall war es am wahrscheinlichsten, dass der Kohlenwasserstoff aus den Aethylidenverbindungen der partiell gesättigte sei; denn das Aethylidenchlorür entsteht durch fünffach Chlorphosphor aus dem Aldehyd nach folgender Gleichung:



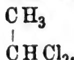
$$C_2H_4O + PCl_5 = C_2H_4Cl_2 + PCl_3O.$$

Der Aldehyd wird von allen Chemikern so constituirt betrachtet, wie es die folgende Formel ausdrückt:



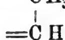
$$\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ CHO. \end{array}$$

Das Aethylidenchlorür müsste nach seiner Bildungsweise sein:



$$\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ CHCl_2. \end{array}$$

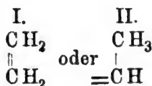
Würden ihm die beiden Chlor weggenommen, so wäre es denkbar, dass



$$\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ =CH \end{array}$$

entstände und dieses müsste dann verschieden sein von dem gesättigten Aethylen.

Das Experiment, welches Dr. Tollens anstellte, hat gelehrt, dass durch Natrium aus Aethylidenchlorür dasselbe C_2H_4 freigemacht wird, wie aus Aethylenchlorür d. h. aus beiden Chlorüren wird Aethylen ausgeschieden. Es lässt sich nun darüber streiten, ob das Aethylen



$$\begin{array}{ccc} \text{I.} & & \text{II.} \\ CH_2 & & CH_3 \\ \| & \text{oder} & | \\ CH_2 & & =CH \end{array}$$

zusammengesetzt d. h. ob es eine vollständig- oder partiell-gesättigte Verbindung ist.

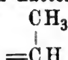
Vollkommen lässt sich der Streit nicht entscheiden, aber es

Digitized by Google

lässt sich doch ermitteln, welche Annahme die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat.

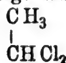
Zunächst mache ich darauf aufmerksam, dass von Natrium das Aethylidenchlorür weit schwieriger zersetzt wird als das Aethylenchlorür, während man nach der Annahme II für Zusammensetzung des Aethylens und ebenso nach der Anschauung von Carius über die Verschiedenheit von Aethylidenchlorür und Aethylenchlorür erwarten sollte, dass es umgekehrt sein müsste..

Ferner theile ich mit, dass ich schon vor längerer Zeit bei Versuchen, welche den Zweck hatten zu ermitteln, ob das Aethylen

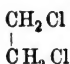


zusammengesetzt sei, ein negatives Resultat erhalten habe. Ich dachte mir, wenn das Aethylen nach der Formel II zusammengesetzt sei, so würde es sich, wie Ammoniak verhalten, mit dem es schon früher manche Chemiker verglichen haben. Es würde wie dieses die Fähigkeit besitzen sich mit Methyl und Jod zu verbinden, wenn man es mit Methyljodür unter geeigneten Bedingungen zusammen brächte. Es hätte sich dann Pseudopropyljodür bilden müssen. Ich habe Methyljodür unter allen nur denkbaren und herstellbaren Bedingungen mit Aethylen zusammengebracht, aber in keinem Falle eine derartige Verbindung bewirken können.

Sind Aethylidenchlorür und Aethylenchlorür chemisch isomer und ist ersteres wie oben gezeigt wurde



so kann das letztere nur



zusammengesetzt sein, eine andere Form ist nicht denkbar. Fragt man nun wie es kommt, dass das Natrium leichter auf Aethylenchlorür einwirkt als auf Aethylidenchlorür, so könnte man sagen, weil in beiden Fällen eine gesättigte Verbindung gebildet werden muss und weil diese aus dem Aethylenchlorür auf einfachere Weise gebildet werden kann wie aus Aethylidenchlorür. In dem ersteren brauchen nur die beiden Chloratome weggenommen zu werden, um eine Verbindung der beiden frei gewordenen Kohlenstoffäquivalente zu ermöglichen. In dem letzteren müssen nicht blos die beiden Chloratome entfernt werden, sondern es muss auch noch 1 Atom Wasserstoff von dem einen Atom Kohlenstoff zu dem andern übertreten, es muss also in dem letzten Fall unstreitig mehr Arbeit geleistet werden als in dem ersten. Es ist danach sehr wahrscheinlich, dass das Aethylen



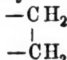
Digitized by Google

eine gesättigte Verbindung ist; denn wollte man sagen, es könne umgekehrt aus dem $\begin{matrix}CH_2Cl\\|\\CH_2Cl\end{matrix}$ durch einen analogen Process $\begin{matrix}CH_3\\|\\=CH\end{matrix}$ gebildet werden, so müsste bei Aethylenchlorür eine grössere Arbeit geleistet werden, dem das Experiment widerspricht.

Es scheint aus den Erscheinungen bei den Experimenten von Dr. Tollens hervorzugehen,

1) dass die Radicale Aethylen und Aethyliden in ihren Verbindungen chemisch verschieden constituirt sind;

2) dass das Radical Aethylen in seinen Verbindungen die Constitution



besitzt;

3) dass demnach das Radical Aethyliden in seinen Verbindungen nur die Constitution $\begin{matrix}CH_3\\|\\=CH\end{matrix}$

haben kann;

4) dass das freie Aethylen eine gesättigte Verbindung ist, weil kein Grund vorliegt, dass sich der partiell gesättigte Kohlenwasserstoff $\begin{matrix}CH_3\\|\\=CH\end{matrix}$ in den partiell gesättigten $\begin{matrix}-CH_2\\|\\-CH_2\end{matrix}$ umwandeln soll, zumal da so eine Verbindung entstehen müsste, welche ohne Analoge dastände.

5) dass der Kohlenwasserstoff $\begin{matrix}CH_3\\|\\=CH\end{matrix}$ wenn er überhaupt unter irgend welchen noch unbekannten Bedingungen in dieser Form als frei existirende Verbindung conservirt werden kann, sich sehr leicht in $\begin{matrix}CH_2\\\|\\CH_2\end{matrix}$ umsetzt.

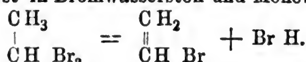
Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, dass Carius gerade in dem Umstand, dass sowohl das Aethylidenchlorür, wie auch das Aethylenchlorür beim Behandeln mit Natrium Aethylen liefert, eine Stütze für seine oben mitgetheilte Ansicht erblicken könnte, trotzdem dass man danach hätte erwarten sollen, dass dem Aetylidenchlorür sein Chlor leichter entzogen würde als dem Aethylenchlorür. Er hat bekanntlich angegeben, dass er aus Aethylidenbromür durch blosses Erhitzen bei 180° Aethylenbromür erhalten habe. Er erklärt diese Umwandlung, indem er annimmt, durch den in dem zugeschmolzenen Rohr bei hoher Temperatur vorhandenen Druck sei das Brom dem C_2H_4 mehr genähert worden, als in dem Aethylidenbromür.

Ich muss bemerken, dass Dr. Tollens versucht hat, das Aethylidenchlorür in derselben Weise wie Carius die Bromverbindung in

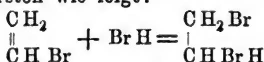
Digitized by Google

Aethylenchlorür umzuwandeln, es gelang ihm jedoch nicht, es war vielmehr ein Theil des Aethylidenchlorürs unter Ausscheidung von Chlorwasserstoff zersetzt worden. Diese Zersetzung des Aethylidenchlorürs unter gesteigerten Temperatur- und Druckverhältnissen gibt uns vielleicht einen Fingerzeig für eine Erklärung chemischer Umwandlung von Aethylidenbromür in Aethylenbromür.

Möglicherweise zersetzt sich das Aethylidenbromür analog dem Aethylidenchlorür zuerst in Bromwasserstoff und Monobromäthylen:



Das Monobromäthylen vereinigt sich dann analog dem Aethylen mit Bromwasserstoff wie folgt:



Ich trage nach dem Mitgetheilten kein Bedenken zu behaupten, 1) dass die Aethylidenverbindungen mit den Aethylenverbindungen und zwar in der oben angedeuteten Weise chemisch-isomer sind, z. B.:



2) dass unter den uns bekannten Bedingungen nur ein Kohlenwasserstoff C_2H_4 existenzfähig ist und zwar in gesättigter Form.

Fragen wir nun ob auch alle anderen Verbindungen von der Formel C_2A_4 nur in einer einzigen, der gesättigten Form existiren, so müssen wir zugeben, dass es ein Beispiel von Isomerie gibt und zwar bei der Zusammensetzung C_2H_3Cl. Das Monochloräthylen, welches aus Aethylen wie aus Athylidenverbindungen gewonnen wurde, ist ein Gas, es gibt aber nach den Untersuchungen von Harnitz-Harnitzky auch einen flüssigen unter 0⁰ krystallisirenden bei 45⁰ siedenden Körper C_2H_3Cl, den H.-H. Chloraceten genannt hat. Er bildet sich bei der Einwirkung von Phosgengas auf Aldehyd. Will man eine Verschiedenheit in der Funktion der einzelnen Aequivalente eines Kohlenstoffatoms nicht zugeben, will man ferner eine physikalische Isomerie, die hier in entgegengesetzter Richtung hervorträte, wie oben, nicht annehmen, will man zuletzt nicht unterstellen, dass der Körper die Zusammensetzung

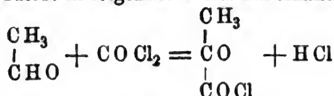


besitzt und sich bei 100⁰, wobei seine Dampfdichte zu 2,1887 gefunden wurde zersetzt in 2 Moleküle Monochloräthylen oder irgend-

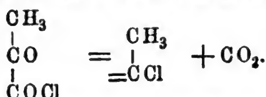
Digitized by Google

wie anders in zwei gesättigte Moleküle, so kann man sich hier nicht anders helfen, als indem man das Chloraceten als eine Verbindung mit 2 freien Affinitätsäquivalenten betrachtet.

Es ist denkbar, dass eine solche Verbindung so entsteht, dass $CO\,Cl_2$ und C_2H_4O zuerst in folgender Weise auf einander einwirken,



dass diese Verbindung dann weiter zersetzt wird, indem CO_2 austritt und von den drei frei gewordenen Kohlenstoffäquivalenten des zweiten Atoms nur eins durch Chlor ersetzt wird:



Wenn bei der Einwirkung von Wasser auf Chloraceten wieder Aldehyd zurückgebildet wird, so kann dies so von Statten gehen, dass sich zunächst OH mit einem und H mit dem anderen freien Kohlenstoffäquivalent vereinigt. Hierauf verbindet sich das Chlor mit dem Wasserstoff des Hydroxyls zu ClH und an die Stelle des Chlors tritt das dadurch frei gewordene Aeq. Sauerstoff. Ganz analog lässt sich die Reaction von Chloraceten auf Methylalkoholnatrium auffassen, wobei nach Friedel gewöhnliches Aceton gebildet wird.

Muss nun auch das Chloraceten wirklich als eine partiell gesättigte Verbindung angesehen werden, so lässt sich doch aus seiner Bildungsweise und seinem Verhalten entnehmen, dass die darin anzunehmenden zwei freien Affinitätsäquivalente *einem* Kohlenstoffatom angehören.

Ich glaube wir dürfen, wenn wir unsere bisherigen Erfahrungen zusammennehmen ohne uns zu täuschen, schliessen:

1) Dass partiell gesättigte *Kohlenstoff*verbindungen zu den *Seltenheiten* gehören oder als *Ausnahmsfälle* betrachtet werden können.

2) Dass die ungesättigten Aequivalente in partiell gesättigten Kohlenstoffverbindungen nur in *paarer* Zahl vorkommen.

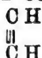
3) Dass dieselben immer so vertheilt sind, dass an *keinem Kohlenstoffatom eine unpaare* Anzahl vorhanden ist.

Es scheint mir daher, dass wir unsere Betrachtung ungemein vereinfachen, wenn wir erst im äussersten Nothfall zur Annahme einer partiell gesättigten Form für eine bestimmte Zusammensetzung einer *Kohlenstoff*verbindung übergehen.

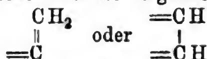
Solange wir neben dem Aethylen keinen zweiten Kohlenwasserstoff C_2H_4 kennen, sind wir nicht gezwungen die Existenz einer Form mit ungesättigten Aequivalenten anzunehmen. Ebenso bei der niedersten Sättigungsstufe von C_2. Solange neben dem Acetylen

Digitized by Google

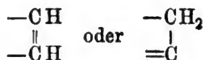
kein zweiter Kohlenwasserstoff C_2H_2 bekannt ist, liegt kein Grund vor, eine Form mit ungesättigten Aequivalenten anzunehmen. Alle von dem Acetylen bekannten Thatsachen lassen sich am besten mit der Annahme erklären, dass das Acetylen ein gesättigter Kohlenwasserstoff ist von der relativen Constitution



Bekommen wir ein zweites C_2H_2, so sollten wir zunächst wieder fragen, ob es nicht eine der folgenden Formen haben könne:



und erst im aller äussersten Nothfall eine der folgenden für möglich halten:



Das was hier von den Kohlenstoffverbindungen gesagt ist, lässt sich natürlich nicht ohne Weiteres auf die aller anderen polygenen Elemente anwenden. Jedes Element hat seine Eigenthümlichkeiten, die erst studirt sein wollen.

6. Vortrag des Herrn Professor Friedreich: »Ueber Venenpuls«, am 8. Dezember 1865.

7. Vortrag des Herrn Professor O. Weber: »Ueber einen höchst ausgezeichneten Fall von Enchondrom«, am 22. Dezember 1865.

(Das Manuskript wurde eingereicht am 10. April 1866.)

Prof. Weber bespricht unter Vorzeigung der Präparate einen Fall von multiplen erblichen Enchondromen des Skelets mit Bildung secundärer Enchondrome in den Lungen durch Embolieen verschleppter Knorpelstücke. Der Fall ist im 37. Bande von Virchow's Archiv für pathol. Anatomie ausführlich veröffentlicht, wesshalb hier folgende kurze Bemerkungen genügen mögen. Der Kranke stammt aus einer Familie, in welcher die Bildung mehrfacher theils knorpeliger theils knöcherner Geschwülste an den Gelenkenden der grossen Röhrenknochen erblich vorkommt. Der Grossvater starb an einer grossen Beckengeschwulst, welche geöffnet eine leimähnliche Flüssigkeit entleerte, und wahrscheinlich ein erweichtes Enchondrom war. Dem Vater des Patienten, der zahlreiche Exostosen an den verschiedensten Stellen seines Skeletes darbietet wurde ein kopfgrosses Enchondrom vom oberen Ende des Oberarmes mit vollkommenem Erfolge durch Herrn Geh. Rath v. Chelius vor einigen Jahren abgetragen. Auch eine Schwe-

Digitized by Google

ster und ein jüngerer Bruder des Patienten bieten ähnliche Knochengeschwülste an den analogen Stellen des Skeletts dar. Der Patient selbst kam wegen einer kopfgrossen Knorpelgeschwulst, die ursprünglich vom linken Schambeine ausging und das linke Bein in eine Abductionsstellung verdrängte, in die Klinik. Die Geschwulst hatte hie und da eine knöcherne Schaale und war theilweise verkalkt, war aber zugleich so weit nach innen gegen das kleine Becken hingewachsen, dass an eine Resection nicht zu denken war, zumal die Geschwulst im Becken einen teleangiectasischen Charakter darbot. Ausserdem hatte der Patient eine sehr grosse Knorpelgeschwulst an der linken Skapula und zahlreiche theils vollkommen verknöcherte, theils noch mit einer Knorpelkappe versehene Auswüchse an den Rippen, der Wirbelsäule und besonders an den Epiphysenenden seiner langen Röhrenknochen. Die Beckengeschwulst erreichte im Laufe eines halben Jahres einen enormen Umfang, ging auf die andere Seite des Beckens hinüber, wurde in ihrem Innern hämorrhagisch erweicht, kam aber nicht zum Aufbruche. Es stellten sich Oedem der Beine und des Skrotum ein und der Patient starb marastisch ohne erhebliche Symptome der in der Leiche nachweisbaren Lungenaffection. Die Section ergab nämlich, dass das grosse Beckenenchondrom an verschiedenen Stellen die Venenwandungen durchbrochen hatte, und dass einzelne Venen, besonders die vena hypogastrica und die vena iliaca communis wenigstens zum Theil mit weichen gallertknorpeligen Massen erfüllt waren. Trümmer dieser Knorpelmassen waren mit dem Blute fortgeführt worden und hatten die Verzweigungen der Lungenarterie in den Lungen mit zahllosen kleineren und grösseren Pfröpfen erfüllt. Die kleineren Pfröpfe waren in den Endästchen stecken geblieben, waren mit denselben verwachsen, und hätten die Gefässwandungen durchbrochen und zur Degeneration angeregt, so dass diese Endäste wie knotige Moosbäumchen im Lungengewebe steckten, umgeben und erfüllt von rosenkranzförmigen zum Theil verkalkten Knorpelmassen. Einzelne erreichten Haselnussgrösse. Auch in mehreren grösseren Aesten der Lungenarterie steckten Knorpelemboli, zum Theil reitend, zum Theil von den Gefässwänden aus schon von jungen Gefässen durchwachsen. Die Gefässwände selbst waren jedoch nicht einfach durchbrochen, sondern durch die verstopfende Knorpelmasse gewissermassen angesteckt in Knorpelknoten übergegangen. Aehnliche secundäre Enchondrome fanden sich in der Leber, durch embolische Verstopfung der Pfortaderäste.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

Es liess sich also in diesem Falle ausser der erblichen Disposition des Kranken, die nicht vereinzelt dasteht, ohne irgend eine hypothetische Deutung der direkte Nachweis führen, dass die sekundären oder sg. metastatischen Geschwülste durch Verschleppung von Geschwulsttheilen selbst mittelst des Blutkreislaufs entstanden waren. Freilich waren ausserdem die Lymphdrüsen des Beckens enchondromatös entartet und ganz unleugbar war die ansteckende Kraft der verschleppten Massen, indem die mit ihnen in innigen Austausch gekommenen Gewebe zu gleicher Entartung und Knorpelwucherung angeregt wurden.

Besonders hervorgehoben wurde endlich, dass die Verstopfungen der Lungenarterienäste an einzelnen Stellen das Lungengewebe nicht verändert hatten, während andere die schönsten theils frischen theils erweichten hämorrhagischen Infarctbildungen bedingten. So fanden sich lobuläre pneumonische Heerde und Abszesse, welche sich von sg. pyämischen durch Nichts unterscheiden, ein neuer Beleg für die mechanische Theorie der Entstehung der Infarcte. Virchow und auch Panum, letzterer freilich schon mit Beschränkung, behaupten bekanntlich, dass die Abszessbildung eine faulige oder wenigstens eigenthümlich inficirte Beschaffenheit der Pfröpfe voraussetze, während der Vortragende die rein mechanische Verstopfung von Arterien für ausreichend hält um gangränöse Erweichung herbeizuführen, selbst wo wie nur in den Lungen und der Leber noch besondere sg. Ernährungsarterien vorhanden sind.

8. Vortrag des Herrn Prof. Erlenmeyer: »Ueber das Vorkommen der Glycolsäure in dem Pflanzenreich«, am 5. Januar 1866.

(Das Manuscript wurde am 3. April 1866 eingereicht.)

Es zweifelt heute wohl Niemand mehr daran, dass die Pflanzen den Kohlenstoff, welchen sie zum Aufbau ihrer kohlenstoffhaltigen Körpermasse verwenden, der Kohlensäure entnehmen. Da alle die Substanzen, welche den organischen Theil des Pflanzenkörpers zu-

Digitized by Google

sammensetzen, reicher sind an Kohlenstoff als die Kohlensäure, so lässt sich nicht daran zweifeln, dass diese Substanzen durch Processe gebildet werden, welche man allgemein als Reductionsprocesse bezeichnen kann. Man weiss, dass bei dem Wachsthum der dem Licht ausgesetzten Pflanzen Sauerstoff in Freiheit gesetzt wird und hat sich desshalb wohl gedacht, die Kohlensäure könne durch den Einfluss des Lichts unter gleichzeitiger Mitwirkung von mineralischen Substanzen, Wasser, und Ammoniak in Sauerstoff und eine sauerstoffärmere Substanz zerlegt werden, die sich dann mit gewissen Qualitäten und Quantitäten der genannten Materien zu vereinigen im Stande wäre. Soweit es möglich gewesen ist, die chemischen Processe, bei welchen einfache Kohlenstoffverbindungen in complicirtere und umgekehrt verwandelt werden, ausserhalb der Organismen zu verfolgen, hat man die Ueberzeugung gewonnen, dass alle diese Processe als Substitutionsvorgänge aufzufassen sind.

Es ist so in neuerer Zeit gelungen aus ziemlich einfach zusammengesetzten Kohlenstoffverbindungen durch Substitution complicirtere zu erzeugen. Ich erinnere in dieser Beziehung zunächst an die schönen Untersuchungen von Löwig über die Wirkung von Natriumamalgam auf Oxalsäureäther. Im Verfolg dieser Untersuchung zeigte es sich, dass man aus der Oxalsäure nicht allein complicirter zusammengesetzte sogenannte Fruchtsäuren wie Traubensäure, Weinsäure etc. erzeugen kann, sondern dass sogar durch eine weitergehende Substitution von Sauerstoff durch Wasserstoff, besiehungsweise Kohlenstoff, Traubenzucker gebildet werden kann.

Es war daher von Interesse zu ermitteln, ob nicht aus der Kohlensäure selbst zunächst einfachere Substanzen als die Fruchtsäuren gewonnen werden könnten. Kolbe und Schmitt haben sich durch das Experiment überzeugt, dass die Kohlensäure durch Substitution von Sauerstoff in ihr durch Wasserstoff in Ameisensäure übergeführt werden kann. Es war schon lange bekannt, dass man die Ameisensäure wieder in Oxalsäure umzuwandeln im Stande ist. Schulze hat dann gezeigt, dass sich die Oxalsäure durch verdünnten Wasserstoff in erster Linie in Glycolsäure verwandeln lässt.

Ich habe nun mit Herrn Dr. Franz Hoster vor etwa zwei Jahren einige Versuche unternommen, welche den Zweck hatten zu erforschen, ob sich nicht auch im Pflanzenreiche ein ähnliches, mehr stufenweises Aufsteigen von Kohlensäure zu den immer complicirter zusammengesetzten Kohlenstoffverbindungen verfolgen lasse. Wir hielten es für sehr wahrscheinlich, dass die Glycolsäure als ein Zwischenproduct zwischen der Oxalsäure und den höheren Pflanzensäuren in irgend welchen Pflanzen angetroffen werden könne. Wir wählten als Untersuchungsobject die Weintraube, weil in ihr eine relativ grosse Mannigfaltigkeit in den Metamorphosen zu erwarten war. Wir hegten sogar die Erwartung, dass sich in den verschiedenen Stadien der Entwicklung der Weintraube von dem Abblühen des Weinstocks bis zur Reife der Trauben die Entwicklungsge-

Digitized by Google

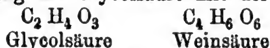
schichte der in der ausgebildeten Beere vorhandenen Substanzen müsse verfolgen lassen. Beim Angriff unserer Untersuchung stellten sich aber so bedeutende Schwierigkeiten ein, die hauptsächlich in dem Mangel geeigneter Untersuchungsmethoden ihren Grund haben, dass wir es vorzogen uns zunächst auf die Beantwortung der Frage zu beschränken, ob in einem gewissen Entwicklungsstadium der Traube Oxalsäure und Glycolsäure nachzuweisen wäre.

Zunächst war es uns möglich mit voller Sicherheit die Gegenwart der Oxalsäure festzustellen. Die Anwesenheit der Glycolsäure ausser Zweifel zu setzen bot weit mehr Schwierigkeiten dar. Es gelang uns jedoch ein Kalksalz zu gewinnen, das alle äusseren Eigenschaften des glycolsauren Kalks an sich trug. Nur war ihm, wie wir mit Hülfe des Mikroscops leicht nachweisen konnten noch ein anderes Kalksalz beigemengt, dessen Entfernung uns wegen der geringen Menge von Material unmöglich war. Die an dem nicht ganz reinen Kalksalz ausgeführte Kohlenstoff- und Wasserstoffbestimmung gab jedoch Zahlen die annähernd mit denen stimmten, welche der glycolsaure Kalk erfordert. Eine Beobachtung, die die Menge des Krystallwassers in unserm Kalksalz betrifft, liess es noch zweifelhaft, ob wir wirklich glycolsauren Kalk unter den Händen hatten. Unser Kalksalz enthielt 4 Mol. Krystallwasser, während alle anderen Chemiker, welche glycolsauren Kalk untersucht hatten, nur 3 Mol. darin angaben. Doch muss ich erwähnen, dass wir eine Bemerkung von Heintz, die in einer Arbeit über einen ganz andern Gegenstand enthalten war, damals ganz übersehen hatten, worin er sagt, dass der glycolsaure Kalk eigentlich 4 Mol. Wasser enthalte. Doch reichte diese eine bestätigende Thatsache nicht hin, es war nothwendig mit grösserer Bestimmtheit festzustellen, dass wirklich Glycolsäure in den Trauben vorkomme. Ich habe nun, da Herr Hoster Heidelberg verliess und in seiner neuen Stellung keine Zeit für derartige Untersuchungen hatte, die Arbeit allein fortgesetzt.

Während wir früher mit 1 Pfund Trauben, welche etwa 10 Tage nach dem Verblühen des Weinstocks gesammelt waren, arbeiteten, habe ich jetzt mit mehr als 100 Pfund in verschiedenen Stadien der Entwicklung der Beere gearbeitet. Ich will zunächst bemerken, dass ich nur in einzelnen Portionen Trauben mit Sicherheit Glycolsäure nachzuweisen im Stande war, während besonders in späteren Entwicklungsstadien keine mehr angetroffen wurde. Trotzdem kann ich aber sagen, dass ich mit allen Mitteln der Wissenschaft die Gegenwart der Glycolsäure in unreifen Trauben ausser Zweifel gestellt habe. Die Details meiner Untersuchung werde ich an einem andern Orte mittheilen. Wenn es nun auch feststeht, dass die Glycolsäure nur in geringer Menge in dem Traubensaft vorhanden ist, so glaube ich doch, dass sie als Zwischenprodukt eine nicht unerhebliche Rolle spielt. Nach meinen Beobachtungen lässt sich annehmen, dass die Glycolsäure, kaum gebildet, weiter verwandelt

Digitized by Google

wird in andere Substanzen. Vergleichen wir nur ganz empirisch die Zusammensetzung der Glycolsäure mit der der Weinsäure



$C_2 H_4 O_3$ Glycolsäure — $C_4 H_6 O_6$ Weinsäure

so finden wir, dass die letztere aus 2 Mol., der ersteren durch Verlust von H_2 entstehen kann. Vergleichen wir andererseits die Zusammensetzung der Glycolsäure mit der des Traubenzuckers



$C_2 H_4 O_3$ — $C_6 H_{12} O_6$ Traubenzucker

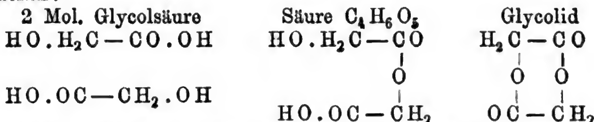
so sehen wir, dass 3 Mol. der ersteren 3 At. Sauerstoff verlieren müssen um Traubenzucker zu bilden.

Zum Schluss habe ich noch zu bemerken, dass das den glycolsauren Kalk verunreinigende Salz das Kalksalz der Aepfelsäure gewesen ist, welche in nicht unbedeutender Menge in den Weintrauben vorkommt.

Ich will bei dieser Gelegenheit mittheilen, dass die Glycolsäure unter gewissen Bedingungen in eine Säure von der Zusammensetzung $C_4 H_6 O_5$ übergeführt wird und dass aus dieser durch weiteren Wasserverlust Glycolid entsteht. Diese sowie noch einige andere Beobachtungen und Betrachtungen haben mich zu dem Schluss geführt, dass das Molekulargewicht des Glycolids doppelt so gross ist, als es bisher angenommen wurde, so dass es nicht durch die Formel $C_2 H_2 O_2$, sondern durch $C_4 H_4 O_4$ auszudrücken ist.

Die Säure $C_4 H_6 O_5$ muss man nach ihrer Entstehungsweise und ihrem Verhalten als eine Verbindung ansehen, welche eine Esterseite, eine Alkoholseite und eine Säureseite besitzt. Man hat sie zu betrachten als den Ester, welcher durch ätherificirende Reaction von dem $COOH$-Theil eines Moleküls Glycolsäure auf den CH_2OH-Theil eines zweiten Moleküls Glycolsäure entstanden ist. Die Verbindung ist eine einbasische Säure, ein einsäuriger Alkohol und ein Ester zugleich. Wirkt der noch vorhandene $COOH$-Theil auf den noch vorhandenen CH_2OH-Theil von Neuem ein, so entsteht unter Austritt von Wasser Glycolid, eine Verbinduug, welche nur noch zwei Esterseiten besitzt.

Die Beziehungen lassen sich durch folgende Formeln ausdrücken:



2 Mol. Glycolsäure	Säure $C_4 H_6 O_5$	Glycolid
$HO.H_2C-CO.OH$	$HO.H_2C-CO$	H_2C-CO
	$\vert$ O $\vert$	$\vert$ O O $\vert$
$HO.OC-CH_2.OH$	$HO.OC-CH_2$	$OC-CH_2$

Ganz analog verhält es sich mit dem Milchsäureanhydrid von Pelouze, (der sog. Dilactylsäure von Wurtz und Friedel) $C_6 H_{10} O_5$ und dem Lactid $C_6 H_8 O_4$, das bisher $C_3 H_4 O_4$ geschrieben wurde.

Ich werde demnächst an einem andern Orte diese Verhältnisse genauer besprechen.

Digitized by Google

9. Mittheilung des Herrn Prof. Erlenmeyer: »Ueber Nelkenöl«, am 5. Januar 1866.

(Das Manuscript wurde am 8. April 1866 eingereicht.)

Das ätherische Oel der Gewürznelken enthält, wie die Untersuchungen anderer Chemiker schon dargethan haben, drei Gemengtheile: einen Kohlenwasserstoff von der Zusammensetzung des Terpentinöls $C_{10} H_{16}$ einen sauerstoffhaltigen Körper von der Zusammensetzung $C_{10} H_{12} O_2$ den man Nelkensäure oder Eugensäure genannt hat, er macht die Hauptmasse, 8 bis 9 Zehntel des Oeles aus, und zuletzt findet sich noch eine sehr geringe Menge Salicylsäure darin vor.

Die Nelkensäure, welche ich zum Gegenstand meiner Untersuchung gewählt habe, ist schon von einer ganzen Anzahl von Chemikern auf verschiedene Weise mit Reagentien behandelt worden um ihre Natur zu erforschen und ihre Stelle im Systeme zu ermitteln. Wenn man beachtet, dass man sie als Säure bezeichnet hat und bestätigt findet, dass sie 2 Atome Sauerstoff enthält, so könnte man veranlasst werden sie in der That für eine Säure zu halten, worin sich das allgemein in wirklichen Säuren vorkommende Radical $COOH$ vorfindet. Aus den Untersuchungen von Cahours geht jedoch hervor, dass sie nur in demselben Sinne den Namen einer Säure verdient wie die Phenylsäure, dass sie ein alkoholartiger oder um es vielleicht genauer auszudrücken ein phenolartiger Körper ist. Cahours hat desshalb auch den Namen Eugenol für dieselbe vorgeschlagen. Dass die Nelkensäure in der That einen solchen Charakter besitzt, wird auch weiter noch bestätigt durch die Experimente von Scheuch, wonach sie ähnlich wie die Phenole beim Zusammentreffen mit Kohlensäureanhydrid und Natrium in eine wirkliche Säure die Eugetinsäure $C_{11} H_{12} O_4$ verwandelt wird.

Was sie übrigens auf den ersten Blick von den eigentlichen Phenolen unterscheidet, ist der Gehalt von 2 Atomen Sauerstoff, während die Phenole nur 1 Atom aufzuweisen haben. Da sie nun auch entsprechend diesem Mehrgehalt von 1 Atom Sauerstoff 2 Atome Wasserstoff weniger enthält als das Glied der Phenolreihe mit 10 Atomen Kohlenstoff, so könnte man denken, das eine Atom Sauerstoff sei an die Stelle getreten von 2 Atomen Wasserstoff und habe einen aldehydartigen Körper erzeugt. Cahours hat desshalb auch einmal das Eugenol mit der Salicyligsäure $C_7 H_6 O_2$ verglichen, mit der sie in der That eine empirisch-homologe Zusammensetzung hat. Es zeigte sich jedoch, dass eine solche Beziehung nicht vorhanden ist, insofern nämlich das Eugenol nicht unter den Umständen, wie die Salicyligsäure in Salicylsäure übergeht, in eine Säure von der homologen Zusammensetzung $C_{10} H_{12} O_3$ verwandelt wird.

Vergleicht man nun die Eigenschaften der Eugensäure mit denjenigen anderer sogenannten aromatischen Substanzen, welche bei

Digitized by Google

einem Gehalt von 2 Atomen Sauerstoff weder Säure- noch Aldehydcharakter zeigen, deren wir mehrere besitzen, so findet man, dass sie viel Aehnlichkeit hat mit dem Reichenbach'schen Kreosot $C_8 H_{10} O_2$, bei welchem Hugo Müller mit Hülfe von Jodwasserstoff in neuerer Zeit nachgewiesen hat, dass es Methoxyl ($O CH_3$) enthält.

Hugo Müller erhielt aus dem Kreosot durch Behandeln mit Jodwasserstoff Methyljodür und einen Körper von der Zusammensetzung $C_7 H_8 O_2$, den man betrachten kann als Kresylalkohol in welchem 1 Atom Wasserstoff durch Hydroxyl ersetzt ist. Den Kresylalkohol betrachtet man als Benzol $C_6 H_6$, in welchem 1 At. Wasserstoff durch CH_3, ein zweites durch OH vertreten ist. Ich habe die Meinung ausgesprochen, dass das Benzol als Triacetylen aufzufassen sei, und halte es demzufolge auch für möglich, dass ein Tetraacetylen $C_8 H_8$ existirt. Lässt man diess gelten und beachtet zugleich die Analogie in dem Verhalten von Kreosot und Nelkensäure, so lässt sich denken, dass die letztere zu dem Kohlenwasserstoff $C_8 H_8$ in derselben Beziehung steht wie das Kreosot zu dem Benzol. Wir kennen einen Kohlenwasserstoff $C_8 H_8$ in dem Styrol, der wie ich schon an einem anderen Orte ausgesprochen habe, nicht Tetraacetylen ist. Es wäre möglich, es spricht sogar Manches dafür, dass das Styrol zu der Nelkensäure in derselben Beziehung stände, wie das Benzol zum Kreosot.

Um Aufschluss über diese Frage zu bekommen, habe ich mir zunächst reine Nelkensäure nach folgender Methode dargestellt, die ich den bisher angegebenen vorziehe.

Ich löste 1 Theil Kalihydrat in 6 Theilen Wasser auf und setzte zu dieser Lauge 3 Th. rohes Nelkenöl. Man erhält so eine klare Flüssigkeit, auf der sich eine dünne Oelschicht ablagert, welche man leicht trennen kann. Zum Ueberfluss filtrirt man durch ein genetztes Filter und kocht das Filtrat unter Ersatz des verdampfenden Wassers bis der Geruch des Kohlenwasserstoffs vollständig verschwunden ist. In die noch heisse Flüssigkeit, welche man in eine untubulirte Retorte einfüllt, leitet man nun Kohlensäure in der Weise ein, dass die Blasen in den nach oben gerichteten Bauch der Retorte aufsteigen. Durch öfteres Schütteln wird die angesammelte Kohlensäure absorbirt. Wenn deren Volumen beim Schütteln nicht mehr abnimmt, so ist die Operation vollendet.

Die Eugensäure hat sich nun als dickes bräunliches Oel abgeschieden. Man erwärmt die ganze Flüssigkeit nochmals auf dem Wasserbad und trennt das Oelige vom Wässrigen durch einen Scheidetrichter. Die noch gelblich trübe wässerige Flüssigkeit lässt man einige Tage stehen, es sammeln sich dann noch wenige Oeltropfen, die man durch ein genetztes Filter trennt. Will man die Salicylsäure gewinnen, so kann man zuerst abdampfen und mit einer Säure versetzen. Es scheiden sich dann kleine Kryställchen an den Wänden ab.

Die rohe Eugensäure wird jetzt, wie es Scheuch vorgeschla-

Digitized by Google

gen hat, gewaschen und im feuchten Zustand destillirt. Man bekommt so ein vollkommen farbloses Destillat, das nach einigen Tagen etwas gelb wird.

Die so dargestellte Eugensäure habe ich nun mit Jodwasserstoff der Destillation unterworfen. Es destillirte eine schwere ölige Flüssigkeit über, welche alle Eigenschaften und die Zusammensetzung des Methyljodürs besass. Es war damit festgestellt, dass die Eugensäure analog dem Kreosot die Gruppe Methoxyl enthält. Der Rückstand in der Retorte war flüssig, er wurde in Wasser gegossen und sank darin als eine rothe Harzmasse zu Boden. Diese wurde mit etwas saurem schwefligsaurem Natron und dann mit Wasser so lange ausgekocht, bis das ablaufende nicht mehr sauer reagirte. Sie wurde dann längere Zeit mit Wasser bei Eiskälte stehen gelassen. Dabei wurde sie krümlich und liess sich mit Wasser zu einem feinen fleischrothen Pulver zerreiben. Zur vollständigen Reinigung löste ich sie in Weingeist und schlug sie aus dieser Lösung wieder durch Wasser nieder. Ein grosser Theil fiel in Flocken und zerreiblichen Klümpchen aus, aber die Flüssigkeit blieb noch lange Zeit trübe. Als dann etwas Salzsäure hinzugesetzt wurde, bildete sich sofort ein Coagulum, das sich aus einer völlig klaren Flüssigkeit abschied.

Das im Exsiccator über Schwefelsäure getrocknete Pulver backte im Wasserbad wieder zu einer harzartigen Masse zusammen. Diese wurde, nachdem sie nichts mehr an Gewicht verlor, kurze Zeit auf 140^0 erhitzt. Es fand aber keine Gewichtsabnahme mehr statt. Bei der Analyse gab sie Zahlen, die annähernd mit der Formel $C_9H_{10}O_2$ übereinstimmen. Ich habe sie bisher nicht weiter untersucht. Nur das Eine will ich noch bemerken, sie löst sich anfangs mit grüner Farbe in Kalilauge auf, die Flüssigkeit färbt sich aber bald braun und auf Säurezusatz lässt sie einen braunflockigen Niederschlag fallen, der vollkommen das Ansehen von Manganoxydhydrat besitzt. Ich behalte mir vor, weitere Mittheilungen über diesen Gegenstand zu machen.

Zum Schluss will ich noch erwähnen, dass ich auch das feste Anisöl, welches nur 1 Atom Sauerstoff weniger enthält als die Nelkensäure — es ist bekanntlich $C_{10}H_{12}O$ — mit Jodwasserstoff behandelte und neben Methyljodür einen in mancher Beziehung dem Saliretin ähnlichen Körper erhielt, dessen Analyse auf die Zusammensetzung $C_9H_{10}O$ schliessen lässt. Es ist dies eine der des Saliretins (C_7H_6O) empirisch-homologe Zusammensetzung. Auch hierüber werde ich weiter berichten.

Digitized by Google

10. Vortrag des Herrn Prof. H. Alex. Pagenstecher: »Ueber Versuche mit arzneilicher Behandlung trichinisirter Thiere«, am 19. Jan. 1866.

Ich habe an zwei Kaninchen im Januar 1866 einen Behandlungsversuch gemacht. Die Untersuchungen hatten mir früher gezeigt, dass im Falle heftiger Darmkatarrhe die Section trichinisirter Thiere wenig oder keine Darmtrichinen nachzuweisen pflegte; ich hatte ferner gesehen, dass die Fäulniss des Darminhaltes die Trichinen sehr bald tödtete. Es schien mir immer ein sicherer Weg, die Darmtrichinen anzugreifen, die gar nicht so sehr lebenszähe sind, als die Muskeltrichinen Obwohl Mosler die Abführmittel sehr gegen das Benzin zurückstehend genannt hatte, waren sie doch auch von mehreren Praktikern mit anscheinendem Vortheil gereicht worden. In dem Gedanken, vielleicht zugleich eine stärkere Entwicklung von den Fäulnissproducten ähnlichen Darmgasen zu erzielen, verband ich Calomel und Jalappe mit Schwefel, liess davon mit Extr. liquir. grosse Pillen machen und behandelte damit zwei Kaninchen, so dass jedes vom 9. bis 17. Januar 1866 im Ganzen 12 gran Calomel, 48 gran Jalappe mit 1 Drachme Schwefel erhielt.

Das erste dieser Kaninchen hatte ich selbst am 23. December 1865 gefüttert gehabt. Nach 17 Tagen bei Beginn der Medication musste also die Invasion der Trichinen schon stark im Gange sein. Es wäre bei einem Menschen unter diesen Umständen schon die Zeit der schweren Erkrankung gewesen und es würde sich darum haben handeln müssen, die so erkannte Krankheit zu sistiren. Eine dem Thiere am 18. Januar nach Beendigung der Medication entnommene starke Muskelprobe zeigte wirklich nur grosse Trichinen, keinen jungen Nachschub; das kleinste der sehr zahlreichen Individuen maass 0,6 mm. Am neunzehnten war Diarrhoe eingetreten, welche bisher ganz gefehlt hatte; der Koth ergab jedoch damals ebenso wenig Darmtrichinen wie vorher. Das Thier wurde an diesem Tage getödtet. Der Darm enthielt Trichinen in mässiger Zahl, lebenskräftige Weibchen, welche im Augenblicke der Geburt überrascht werden konnten, und Männchen. Die Darmtrichinen waren also bei der allerdings nicht starken Cur nicht verschwunden. Das aber schien nach einer weitern Untersuchung des Zwerchfells, der Kaumuskeln sicher, dass in der letzten Zeit die Einwanderung fast ganz gefehlt hatte. Nur höchst vereinzelt fand ich Muskeltrichinen von 0,14 mm. und 0,2 mm. Länge, ihre Zahl stand durchaus nicht im gewöhnlichen Verhältniss zu der der Darmtrichinen, noch viel weniger aber zu der der älteren Muskeltrichinen. Diese letzteren befanden sich ganz wohl, maassen fast durchweg 0,5 mm. und mehr, nicht wenige waren bereits eingerollt und nahezu abgekapselt. Soweit ein Beispiel zu schliessen erlaubte, konnte man sich dem Gedanken nicht verschliessen, als sei während des Gebrauchs der genannten Mittel die Krankheit wesentlich beschränkt worden, theils

Digitized by Google

durch Verringerung der Darmtrichinen, mehr aber durch der jungen Brut nicht zusagende Zustände im Darm, welche deren Einwanderung in den Körper beinahe ganz sistirt hatten.

Das zweite Kaninchen war erst am 28. December 1865 von meinem übrigens gewissenhaften Diener gefüttert worden. Bei Beginn der Behandlung, welche gerade so geschah, wie beim ersten, konnte also die Einwanderung kaum begonnen haben. Der Probeschnitt am 18. Januar ergab kein Resultat. Diarrhoe war bei diesem Thiere überhaupt nicht eingetreten. Darmtrichinen hatten sich im Kothe nie gefunden, wohl aber waren am 12. Januar viele Exemplare von Oxzuris ambigna theils lebend theils todt in den Kothballen nachgewiesen geworden.

Nachträglicher Zusatz. Einige Tage nach dem Vortrag (22. Januar) wurde auch die Section des zweiten Kaninchens gemacht und es wurden weder Darm noch Muskeltrichinen gefunden. Da es denkbar ist, dass das Kaninchen das gefütterte trichinige Fleisch ausgewürgt hat, so ist die Wirkung der angewandten Medikamente aus dem einzelnen Falle noch nicht zu erschliessen. Eine andere Ursache zu einer vollkommenen Immunität als Erbrechen oder Darmkatarrhe kann wohl kaum gedacht werden.

Ich füge noch eine kleine Notiz über Fütterung trichinigen Fleisches an Vesperugo pipistrellus, Zwerg-Fledermaus bei. Nachdem erst bei zwei Exemplaren gar keine Resultate sich ergeben hatten nach einer Fütterung mit Gewalt am 24. Februar und Tod am 25., so dass es unsicher war, ob die Thierchen das Fleisch verschluckt hätten, wurden zwei derselben Thiere durch den Studirenden Herrn Bessels am 26. Februar, 1. März und 3. März abwechselnd mit Insekten, welche zu nehmen sie gewöhnt worden waren, auch mit trichinigem Kaninchenfleische gefüttert. Die eine Fledermaus starb am 4. die letzte am 10. März d. J. Beide enthielten, wenn auch sehr sparsam, ausgefallen lebende Trichinen im untersten Theil des Darms. Die Grösse und geschlechtliche Organisation der Würmer hatten keine Fortschritte gemacht. Dass sich das zur Sommerzeit bei höherer Eigenwärme der Fledermäuse anders verhalte, ist wohl kaum anzunehmen.

11. Vortrag des Herrn Prof. O Weber: »Ueber Otoplastik und Epithelialkrebs«, am 19. Juni 1866.

(Das Manuscript wurde am 10. April 1866 eingereicht).

Prof. O. Weber stellt einen Patienten mit einem plastisch hergestellten Ohr vor. Der Kranke hatte an Epithelialkrebs des äussern Ohres gelitten, welcher ursprünglich als ein Wärzchen am Ohrläppchen aufgetreten war. Der Krebs war wiederholt geätzt, auch schon einmal, jedoch unvollständig exstirpirt worden, und hatte eine ziemlich ansehnliche Ausdehnung erlangt, indem er im

Digitized by Google

Laufe der letzten Zeit das ganze Ohrläppchen unterminirt und sich auch in der Furche hinter dem Ohre nach hinten ausgebreitet hatte. Mittelst einer Sonde konnte man von dem vorderen Geschwüre unter dem Ohrläppchen durch in das hintere kommen und das Läppchen selbst war ganz von Epithelialkrebs infiltrirt.

Behufs der Entfernung musste das halbe Ohr fortgenommen werden mit einem Theile der hinter und unter demselben gelegenen Haut und einem oberflächlichen Stücke der Parotis. Dies geschah durch ganz im Gesunden geführte Schnitte, welche den Tragus und den Antitragus quer trennten und sodann nach abwärts in Form eines V zusammenliefen. Um den sehr ansehnlichen Defect zu decken, wurde ein breiter stumpfwinkliger Lappen aus der Schläfengegend herangezogen, so dass er mit dem Reste des Tragus vereinigt werden konnte. Um sodann die horizontal abstehende obere Hälfte des Ohres heranziehen zu können, wurde aus dem Ohrknorpel des Anthelix mittelst einer starken Scheere ein Dreieck ausgeschnitten, so dass sich der abstehende Helix nun ohne Spannung heranziehen liess und sodann wurde auch die Haut von processus mastoideus abgelöst und in Form eines Lappens herübergezogen. Die Heilung gelang fast überall per primam intentionem und das Ohr bot nach vollendeter Heilung, wie sich die Anwesenden überzeugten, eine von der normalen fast gar nicht abweichende Gestalt dar, nur war es um die Hälfte kleiner als das der gesunden Seite. Die mikroscopische Untersuchung ergab, dass an der carcinomatösen Entartung die Talgdrüsen ganz unbetheiligt waren, indem dieselben nicht vergrössert gefunden wurden. Der Krebs hatte vielmehr die Form des destruirenden Papilloms.

Der Vortragende benutzt die Gelegenheit, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf das wichtige Buch von Prof. Thiersch über den Epithelialkrebs hinzulenken, und legt namentlich auch den schönen dieses Buch begleitenden Atlas vor. Thiersch ist auf die älteren Anschauungen über den Epithelialkrebs zurückgegangen, indem er denselben lediglich als ein Hineinwuchern der epithelialen Gebilde der Cutis in ihre Unterlage betrachtet. Dabei soll die letztere, das Stroma, das Bindgewebe atrophiren, anstatt wie besonderes von Virchow, Förster, dem Vortragenden und Andern behauptet wird, selbst durch Zellentheilung sich an der Neubildung zu betheiligen. Es ist zuzugeben, dass wie Thiersch behauptet, die Papillen, die Drüsen der Haut, sowohl die Talg- als auch die Schweissdrüsen sich an der Entwicklung der Epithelialcarcinome in viel höherem Maasse betheiligen, als dies bis jetzt noch die allgemeine Ansicht war. Andererseits gibt es aber auch viele Ehithelialcarcinome, an denen die Talg- und Schweissdrüsen gar keinen Antheil haben. Wenn Thiersch behauptet, dass das Bindegewebe sich niemals in Epithel unwandle, so stützt er diese Behauptung, wie er selbst zugibt, freilich nicht auf direkte Beobachtung. Er gibt vielmehr zu, dass die Bindegewebszellen allerdings auch gleich-

Digitized by Google

zeitig wuchern und sich durch Theilung vermehren, wenn sie auch nicht zu Epithel würden, wie die verbreitete und auch aufrecht zu erhaltende Ansicht will. Nach der Ueberzeugung des Vortragenden kann man die Uebergangsformen an jedem Präparate nachweisen. Die Gründe von Thiersch sind theoretischer Art, und werden der Embryologie entnommen. Es solle im Laufe der fötalen Entwicklung ein Uebergang von Gebilden des Horn- und Drüsenblattes, aus welchem die Haut und die Schleimhäute hervorgehen, und denen des mittleren Keimblattes, aus welchem sich das Bindegewebe entwickle, nicht vorkommen. Dagegen ist zu bemerken, dass das Bindegewebsstroma der grossen drüsigen Organe der Lunge, der Leber und des Darmes keinen besonderen Ursprung aus dem serösen Blatte haben, und ebensowenig dem Ependyma des Gehirns ein solcher Ursprung nachzuweisen ist. Eine Bildungszelle im Embryo ist zu allem fähig und die Form der Zelle ist abhängig von der Function. Die Zellen des Malpighischen Stratum kann man so gut Bindegewebszellen wie junge Epithelzellen nennen. Ausserdem ist auf andern Gebieten der Uebergang von Bindegewebszellen in Epithelialzellen erweisbar. Granulationen auf Geschwüren und Wunden überhäuten sich auch dann, wenn gar kein Epithel in der Nähe ist, welches herangezogen werden könnte. Man sieht oft inselförmige Ueberhäutungen von Geschwüren, wo sich das Bindegewebe in Epithel umbildet. Thiersch gibt dies sogar selbst zu, er sagt (S, 69), dass aus dem Stroma der Granulationen Epithelien entstehen könnten — sie seien aber sehr hinfälliger Natur! Spricht denn die letztere gegen die Möglichkeit der Wucherung des Bindegewebes zu beständigen Epithelien, besonders wo die jungen Zellen so geschützt liegen, wie im Innern der Krebse?

Ausserdem ist auf die von Heydenhain für die Epithelien des Darmes, von A. Key für die Epithelien der Harnkanälchen dargethane Entwicklung aus dem Bindegewebe hinzuweisen. Auch kommen Umbildungen des Bindegewebes in Epithelien in accidentellen Schleimbeuteln und sonstigen Cysten vor; ebenso an den Gefässen. Für diese will freilich Thiersch die Vergleichung mit dem Epithel der Haut nicht gelten lassen.

Ganz bestimmt lässt sich die Entwicklung von Epithelzellen aus Zellen von anderer Dignität an den Muskeln (z. B. der Zunge) beim Epithelialkrebse darthun. Hier entwickeln sich Epithelnester durch Vermehrung der sg. Muskelkörperchen, ohne dass irgend ein Zusammenhang mit den äusseren Epithelien bestünde, oder ein Hineinwachsen darzuthun wäre. Prof. Weber constatirt bei dieser Gelegenheit mit Genugthuung, dass seine, namentlich von Herrn Henle angezweifelten Untersuchungen und bemäkelten Zeichnungen durch zwei neue Arbeiten durchaus bestätigt wurden. Hr. Henle habe sich freilich nie die Mühe gegeben die Sache selbst zu untersuchen, sondern nur von hohem Rosse herab seine sg. Kritik geübt. Namentlich haben Waldeyer und Popper unabhängig von ein-

Digitized by Google

ander die von Weber behauptete und seither oft wieder gesehene Wucherung der Muskelkörper innerhalb des Sarkolemma zu Zellen an verschiedener Dignität bestätigt und ebenso wie er abgebildet. So wie sich aus diesen Körpern bei der Eiterung Eiterkörper bilden, so bilden sich auch Epithelialzellen aus ihnen beim Epithelialkrebse. Dasselbe gilt von den Knochen und von der Entwicklung des Epithelialkrebses in inneren Organen, wo sich eine continuirliche Bildung des Epithels in die Tiefe ducrh blosse Verdrängung durchaus zurückweisen lässt. Für diese Fälle verweist zwar Thiersch auf die Möglichkeit der Zellenwanderung; solange diese aber nicht auch von den Epithelialzellen erwiesen ist, darf man sie nicht ohne weiteres zur Erklärung benutzen. Der Vortragende hat selbst Beweise für die Verschleppung von Geschwulstelementen durch den Lymph- und Blutstrom beigebracht, allein zugleich dargethan, wie sich das Bindegewebe des Stromas der inneren Organe an der Wucherung betheiligt. Er muss desshalb an der zuerst von Virchow behaupteten Betheiligung des Bindegewebes und der Zellen der angrenzenden Gewebe, welche durch die Infection von ursprünglichen Krebsknoten aus zur Wucherung und Umbildung in Epithelialzellennester angeregt werden, entschieden festhalten. Diese Einwendungen thun indessen der Bedeutung des Buches von Thiersch keinen Abbruch, welches vielmehr allen Forschern auf diesem Gebiete auf das Wärmste empfohlen wird. Besonders ist noch hervorzuheben, dass Weber durch dasselbe zur nochmaligen Untersuchung der sg. flachen Hautkrebse sich hat angeregt gefunden, welche von den Engländern und einzelnen deutschen Chirurgen mit dem nichtssagenden Namen ulcus rodens belegt werden. Billroth und Weber bezeichneten sie als Hautskirrhen. Allein Thiersch hat mit Recht dargethan, dass es sich auch hier wesentlich um Epithelialkrebse handelt, und man also besser thut, sie trotz der starken Neigung zur Narbenbildung auch denselben zuzuzählen. Die kleinen wuchernden Zellenheerde, welche von dem Stroma eingeschlossen werden, sind in der That kleinzellige Epithelnester, die von Drüsenschläuchen ausgehen. Die Epithelien haben oft den Charakter des schönsten Cylinderepithels und sind in Schlauchformen angeordnet. Dagegen fehlen die grossen kuglich angeordneten Plattenepithelien und die grossen Alveolen. Auch ist das Bindegewebe so reichlich, dass die Bezeichung Skirrhus immerhin beibehalten werden kann. Die Haut wird oft in Faltenform aus der Nachbarschaft bei dem Vernarbungsprozesse hereingezogen und dadurch erscheint die Geschwürsfläche sehr viel kleiner als der Defect in der That ist, wie sich ergibt, wenn man alles Kranke entfernt und die Falten losgelöst hat. Ja selbst die Geschwürsfläche kann sich oberflächlich mit Narbenhaut überziehen, während der Krebs in der Tiefe fortschreitet.

Digitized by Google

12. Vortrag des Herrn Prof. Knapp: »Ueber die verschiedenen Operationsverfahren bei Nachstaar«, am 19. Januar 1866.

(Das Manuscript wurde am 6. April 1866 eingereicht.)

Nach einigen erläuternden Worten über die bisher gebräuchlichen Operationsweisen gegen Nachstaar, über ihren Werth und ihre Anwendungsanzeigen, stellt Redner einen 34jährigen Patienten vor, der anderwärts mit Discission, linearer Extraktion und Pupillenbildung wegen beiderseitigem Schichtstaar behandelt worden war, aber mit Hinterlassung von so viel Trübungen im Pupillargebiete, dass er nur die grösste Schrift lesen konnte. Redner operirte das schlimmere Auge nach der von Dr. Agnew in Newyork angegebenen Methode. In den sehr dichten, schwartenförmigen Nachstaar wurde eine Bowman'sche Nadel gestossen und mit derselben Auge und Nachstaarschwarte fixirt. Darauf wurde mit einem Lanzenmesser eine $1^{1}/_{2}'''$ grosse Hornhautwunde gemacht, durch diese mit dem scharfen Häkchen eingegangen, die Spitze des Häkchens neben der Spitze der Staarnadel durch die von dieser gemachte Lücke in den Nachstaar eingesenkt, dieser gefasst, herausgezogen und mit der Scheere abgeschnitten, so dass nur die sehr derbe, mit dem früheren Linearschnitt verwachsene Anfangsstelle der Schwarte im Auge blieb. Die Pupille wurde sehr klar, kein Glaskörper floss aus, die Heilung erfolgte schnell und Patient wurde nach 10 Tagen entlassen, fähig feinste Schrift mit Leichtigkeit zu lesen.

13. Vorträge des Herrn Dr. Stein aus Frankfurt a. M.: »Ueber die Trichinen-Epidemie in Hedersleben« und »Ueber die Gefässe der Netzhaut«, am 2. Februar 1866.

14. Vortrag des Herrn Prof. Friedreich: »Ueber angeborenen Skirrhus«, am 16. Februar 1866.

15. Vortrag des Herrn Prof. Knapp: »Ueber Erzielung grösster Wirkungen bei der Schieloperation«, am 2. März 1866.

(Das Manuscript wurde am 6. April 1866 eingereicht.)

In manchen Fällen von starkem, namentlich divergentem Schielen ist man gezwungen, 3—4 Mal und öfter zu tenotomiren, ohne eine gute Stellung des Augen erzielt zu haben. Redner wendet für solche Fälle folgende Operationsverfahren an.

Bei starker Ablenkung ohne Parese des antagonistischen Muskels zieht er nach der Tenotomie einen Faden durch die Bindehaut hart an der Hornhaut, dem getrennten Muskel gerade gegenüber. Derselbe Faden wird auch durch die Haut der nächstliegen-

Digitized by Google

den Lidcommissur gelegt und dadurch der Augapfel dem Lidwinkel so weit genähert als es in der Absicht des Operateurs liegt. Nun wird der Faden geknüpft und das Auge dadurch einen oder zwei Tage in dieser Stellung unbeweglich erhalten, wodurch die neue Anlöthungsstelle der Sehne weiter hinten erfolgt als bei der gewöhnlichen Methode. Ist mit der starken Ablenkung noch Parese oder Paralyse des antagonisten Muskels verbunden, so wird dieser noch nach der Critchett'schen Methode vorgenäht und dann gleichfalls die Fadenschlinge durch Conjunktiva und Lidcommissur gelegt. Auf diese Weise kann man nicht nur weit grössere Stellungsänderungen erzielen, sondern auch die Grösse der Operationswirkung genauer abmessen, als dies bei den bisher gebräuchlichen Operationsarten der Fall ist.

16. Vortrag des Herrn Dr. Heine: »Ueber Schussverletzungen im Felde«, am 2. März 1866.

Geschäftliche Mittheilungen.

Von den im letzten Hefte als ausgetreten vermerkten Mitgliedern ist Herr Dr. Erb, nach seiner erfolgten Wiederkehr, Mitglied des Vereins geblieben. Weiter wurden zu Mitgliedern aufgenommen während des Winters 1865—66 die Herren:

Dr. Fr. Rose.
Dr. C. Huber.
Dr. W. Lossen.

Der Verein verlor dagegen die Herren:

Prof. Carius und
Dr. Ahles,

welche beide zu anderen Lehrstühlen berufen wurden, sowie durch Verzug die Herren:

Dr. v. Gilnhausen und
Dr. Peltzer.

Correspondenzen und Zusendungen bittet man nach wie vor an den ersten Schriftführer des Vereins, Professor Dr. H. A. Pagenstecher in Heidelberg zu richten. Für die nachstehend verzeichneten, dem Verein übersandten Schriften wird hiermit der beste Dank gesagt.

Digitized by Google

Verzeichniss

der vom 1. November 1865 bis zum 30. April 1866 an den Verein eingegangenen Druckschriften.

Neues Jahrbuch für Pharmacie. XXIV. Heft 4—6.
31. Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde.
Société des sciences naturelles du Gr. Duché de Luxemburg. VIII. 1865.
Bulletin de la Société Impér. des naturalistes de Moscou 1865. II—IV. 1865. I—II.
Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien. 1865. 21. 24. 26. 27. 29. 1866. 1—3. 5—10.
Verhandlungen der naturforsch. Gesellschaft in Freiburg i. B. III. Heft 3—4.
Bulletin de l'académie Impériale des sciences de St. Petersbourg. VII. 12—36. VIII.
Annales de l'Observatoire physique central par A. T. Kupffer. 1862. 1 und 2.
Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturw. Gesellsch. 1863—64.
Achtzehnter Bericht des naturhist. Vereins in Augsburg 1865.
Sitzungsberichte der K. Bayer. Akademie d. Wissenschaften 1865. II. Heft 1—4.
Jenaische Zeitschrift f. Medizin u. Naturwissensch. 1865. II. 2—4.
Bericht über die 7. Jahresversammlung deutscher Zahnärzte 1865.
Von der K. Bayer. Akademie d. Wissenschaften zu München:
J. v. Liebig: Induction und Deduction.
C. Nägeli: Entstehung u Begriff d. naturhist. Art.
Giornale di scienze naturali ed economiche di Palermo. Vol. I. Fasc. II.
Würzburger Medizin. Zeitschrift. VI. Heft 6.
» Naturw. Zeitschrift. VI. Heft 1.
Schriften der K. Physik. Oekonom. Gesellsch. zu Königsberg. V. 2. VI. 1. 1864—65.
Zweiter Jahresber. d. naturhist. Vereins in Zweibrücken. 1864—65.
Verhandlungen des naturforsch. Vereins in Brünn. 1865.
Von der K. Universität in Christiania:
Norges officielle Statistik: Tabeller over de Spedalske i aaret 1864.
Norges officielle Statistik: Beretning om Sundhedstilstanden og Medicinalforholdene i Norge i aaret 1861.
Norges Ferskvardskrebsdyr: Chadocera ctenopoda af G. O. Sars.
Om de i Norge forekommende fossile Dyrelevninger fra Quartaerperioden af Prof. M. Sars.
Generalberetning for Gaustad Sindsygeasyl for 1864.
Veiviser ved Geologiske Excursioner: Christiania Omegen.

Digitized by Google

Die Harn- und Blutwege der Säugethiereniere von Dr. S. Th. Stein in Frankfurt a. M.

Nachrichten v. d. K. Gesellschaft der Wissenschaften z. Göttingen 1865.

Jahrbücher des Vereins für Naturkunde in Nassau. Heft 17 u. 18. 1862—63.

Berichte über die Verhandl. d. K. Sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Leipzig. Mathem.-Physik. Classe für 1864.

Archiv d. Vereins der Freunde d. Naturgeschichte in Mecklenburg. 19. Jahrg. v. Dr. E. Boll. 1865.

Zoologischer Garten. 1865. Heft 7—12.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. IV. 2. 1866.

Correspondenzblatt d. Zool.-Mineral. Vereins zu Regensburg. XIX. Heft 5 und 9.

Lotos XV. Jahrgang. 1865.

Sechster Bericht des Offenbacher Vereins für Naturkunde 1864—1865.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Giessen.

Abhandl. der Senckenbergischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. V. 3 u. 4.

Kritische Analyse der Medizin und Kosmologie von Alb. Rheiner 1866.

Mittheilungen des Naturwissen. Vereins für Steiermark. III. Heft.

Verhandlungen des Naturhist. Verein für Rheinl. und Westphalen XXII. 1865.

Erster Jahresbericht des naturwissenschaftl. Vereins zu Bremen. 1866.

Die Schutzmassregeln gegen die Cholera. Eingabe des Vereins hessischer Aerzte. 1866.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geognostisch-bergmännische Beschreibung des Kinzigthaler Bergbaues. Herausgegeben von dem Handel-Ministerium. Mit 1 Uebersichtskarte, 2 Specialkarten und 1 Profiltafel. Carlsruhe. Chr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung. 1865. gr. 4. S. 146.

Das vorliegende Werk bildet das ein und zwanzigste Heft der Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Grossherzogthums Baden Es zerfällt in zwei Theile; der erste, kleinere (S. 1—26) geognostische Theil gründet sich auf die Untersuchungen des Berginspectors Vogelgesang in dem Kinzigthaler Gebiete; der zweite, ausführlichere, historisch-technische Theil (S. 27—146) ist vorzugsweise aus dem im Fürstenbergischen Hauptarchiv zu Donaueschingen befindlichen Material an Urkunden und Akten geschöpft.

Wir besitzen nur eine etwas ausführlichere Arbeit über das Kinzigthal, die bereits im Jahr 1805 erschien; sie ist von Bergrath Selb, welcher zu Schemnitz in Ungarn wissenschaftlich gebildet, längere Zeit mit Umsicht den Bergbau im Kinzigthal leitete. Um so willkommener muss daher die vortreffliche Schrift des Berginspector Vogelgesang sein, welcher durch mehrjährige Praxis mit den Erzgängen des nördlichen Schwarzwaldes vertraut, in höherem Auftrage eine genaue Aufnahme aller Fürstenbergischen Bergwerke des Kinzigthales ausführte. Von besonderem Interesse ist der Versuch Vogelgesangs: die beständigen Unterschiede, welche die verschiedenen Erzgänge unter sich in Bezug auf Richtung und Ausfüllung wahrnehmen lassen, zu benutzen um hieraus Erzgang-Formationen abzuleiten, welche sich mit denen anderer Gegenden vergleichen lassen.

Die geognostische Beschaffenheit der geschilderten Gegend ist keineswegs mannigfaltig; Gneiss und Granit sind die herrschenden Gesteine.

Der Gneiss ist im ganzen nordwestlichen Theile des Flussgebietes der Kinzig verbeitet, in den Umgebungen von Gengenbach, Biberach, Zell, Steinach, Hasslach und Hausach. Vorwaltend erscheint ein Gneiss von körnig schieferiger Structur aus graulichem Orthoklas, Quarz und schwarzem oder braunem Glimmer bestehend. Nicht selten stellt sich noch Oligoklas im Gneiss neben Orthoklas ein. Unter den accessorischen Gemengtheilen verdient zumal Hornblende Erwähnung, die oft so zahlreich vorkommt, dass vollständige Hornblende-Gneisse entstehen. Als sehr häufige,

Digitized by Google

untergeordnete Gebirgsglieder im Gneiss-Gebiete sind die feinkörnigen Granite zu nennen, welche als stock- und gangförmige Massen auftreten; ebenso Felsitporphyre und Quarzite. Die meisten Erzgänge des Kinzigthales und gerade die bauwürdigsten setzen im Gneisse auf und zwar hauptsächsächlich da, wo gangförmige Granite und Porphyre die Gneissdecke aufgesprengt haben; wo diese eruptiven Gesteine fehlen werden auch die Erzgänge vermisst.

Granit nimmt die südöstliche Ecke des Gebietes ein. Seine Hauptmasse bildet mittelkörniger Granit, bestehend aus hellrothem oder graulichem Orthoklas, wenig Oligoklas, Quarz und spärlichem braunem oder schwarzem Glimmer. Porphyrartige Granite erscheinen im Schapbacher Reviere, im Witticher hingegen eigenthümliche grobkörnige, verwitterte Oligoklas-Granite. Untergeordnete Gebirgs-Glieder des Granits sind Felsitporphyre. Die Kobalt- und Silbererz-Gänge sind an die eben genannten Oligoklas-Granite geknüpft.

Von sedimentären Gesteinen erscheinen im Gebiete des Kinzigthales Ablagerungen von Rothliegendem an mehreren Orten, so wie von Bundsandstein.

Die Erzgänge lassen sich in drei Züge gruppiren, deren grösster und wichtigster ein Streichen von N. W. nach S. O. besitzt, also rechtwinklig zur Erhebungs-Axe des Schwarzwaldes ist; der zweite aber aus N. O. nach S. W. streichend, dieser Linie parallel ist, während der dritte nordsüdliche Richtung einhält. Auffallender, als die auch anderwärts wahrgenommene Beziehung der Gang-Richtungen zur Erhebungs-Axe ist im Kinzigthale der Zusammenhang, welcher zwischen den Streichlinien der Gangzüge und den Richtungen des Hauptthales und der Seitenthäler besteht; denn im Allgemeinen sind die Gänge des Kinzigthales rechtwinklig zur Richtung des Hauptthales, während sie den Seitenthälern parallel laufen.

Als die ältesten Erzgänge des Kinzigthales sind jene zu betrachten, welche in einem, an Quarz-Ausscheidungen reichen und häufig von Felsitporphyr-Gängen durchsetzten Gneiss auftreten und aus grauem hornsteinartigem Quarz und aus weissem krystallinischem Quarz mit Silbererzen bestehen. Vogelgesang nennt sie die edle Quarz-Formation, da sie der gleichnamigen Erzformation Freibergs sehr ähnlich. Als die wichtigeren Vorkommnisse von Erzen auf diesen Gängen verdienen Erwähnung: Antimon- und Arseniksilberblende, Silberfahlerz, gediegenes Silber, Silberglanz, Eisenkies, sämmtlich fein eingesprengt oder angeflogen und sparsam vertheilt in der oft sehr mächtigen Gangmasse; untergeordnet sind: Bleiglanz und Kupferkies. Der Gneiss zeigt sich in der Nähe der Gänge oft sehr zersetzt und mit Kies imprägnirt. Auffallend ist der Gold-Gehalt der Gänge. Das eingesprengte Vorkommen, die sparsame

Digitized by Google

Vertheilung der Erze in der Gangmasse verleihen den Gängen der edlen Quarz-Formation keinen hohen Grad von Bauwürdigkeit.

Eine ganz besondere, im Schwarzwald einzig dastehende Gang-Bildung ist jene der Grube Wenzel im Frohnbach. Hier sind an Kalkspath und Baryt edle Silbererze gebunden; Vogelgesang nennt sie die Kalkspath-Silberformation oder die Wenzler-Formation. Der 1/2 bis 2 Fuss mächtige, im Gneiss aufsetzende Gang ist nicht compact, sondern besteht aus einem Netz nahe beisammen liegender, das Nebengestein durchschwärmender Trümmer oder aus einer Breccie zersetzter Gesteins-Bruchstücke, durch Mineralien der Ausfüllung zusammengebacken. Die vorkommenden Gangarten sind: Baryt und Kalkspath, beide in Drusen oft krystallisirt, Braunspath, seltener Quarz und Flussspath. Von Erzen finden sich: Silberfahlerz, derb in ausgezeichneten Krystallen; Bleiglanz, derb, eingesprengt und krystallisirt; Antimonsilber, meist eingesprengt von körniger Zusammensetzung; kam zuweilen in Centner schweren Massen vor, gewöhnlich in Baryt oder Kalkspath, manchmal auch ganz von Rothgültigerz umhüllt. Ausser diesen drei wichtigsten Erzen sind noch zu nennen: gediegenes Silber, Rothgültigerz (Antimonsilberblende), Silberglanz, Melanglanz u. a. Durch die schöne Antimonsilber- und Fahlerze die einst auf ihr einbrachen ist die Grube Wenzel in allen Mineralien-Sammlungen bekannt.

Die dritte der Gang-Formationen ist die silberreiche Blei-Formation. Hier walten von Gangarten Carbonate vor; Braunspath und Kalkspath, ferner Baryt und Quarz. Von Erzen ist nur silberreicher Bleiglanz in grösserer Menge vorhanden, aber stets eingesprengt im Braunspath oder auch im Nebengestein. Als characteristisch für diese Gänge gilt die vorherrschende Ausfüllung des Gangraumes mit zersetztem Nebengestein, in welchem Gangarten und Erze theils in Trümmern, theils als Verkittungs-Material liegen — eine Eigenthümlichkeit, welche die silberreichen Bleigänge mit denen der edlen Quarz-Formation gemein haben.

Die Kupfer- und Bleiformation übertrifft an absoluter Erzführung und Anhäufung von Erzen in mächtigen und anhaltenden Mitteln alle übrigen. Vom bergbaulichen Gesichtspunkte — so bemerkt Vogelgesang ausdrücklich — sind die Kupfer- und Blei-Gänge unstreitig die wichtigsten, die vorzugsweise geeignet sind, dem Kinzigthaler Bergbau noch eine Zukunft zu schaffen, um so mehr, als die auf den bauwürdigsten Gängen dieser Art betriebenen Grubenbaue sich nur in oberen und mittleren Teufen bewegt haben. Ein Theil der Gänge setzt im Granit auf und zeichnet sich durch Erzarmuth aus; auf ihnen bildet Baryt die vorherrschende, oft die alleinige Ausfüllungsmasse, in der meist sehr sparsam eingesprengte Kupfererze (besonders Kupferkies und

Digitized by Google

Kupfergrün, seltener Malachit und Fahlerz) einbrechen. Ein anderer Theil der Gänge setzt im Gneiss auf. Auf diesen findet man nun die beachtenswerthe Erscheinung, dass in Folge einer besonderen Gangthätigkeit der ursprünglich vorhandene Baryt durch Quarz ersetzt worden ist. Grosse, bis zu ein Lachter mächtige Partien, die ehedem Baryt waren, sind jetzt körniger, weisser Quarz, die feinsten papierdünnen Tafeln von Baryt sind in Quarz umgewandelt. Ein Verdrängungs-Process hat also hier in grossartiger Weise stattgefunden, ähnlich wie auf manchen Erzgängen im sächsischen Erzgebirge, wie z. B. zu Schneeberg, wo Kalkspath massenhaft durch Rotheisenstein ersetzt wurde. Auf diesen Gängen der Kupfer- und Bleiformation des Kinzigthales ist der Baryt keineswegs allenthalben ganz fortgeführt — wahrscheinlich, weil der Process nicht überall zum Abschluss gelangte oder nicht mit gleicher Energie vor sich ging. Aber, wo immer auch Baryt vorhanden, ist er meistens ganz taub oder er enthält höchstens etwas Bleiglanz eingesprengt. Die Erze liegen hauptsächlich in einem festen, zuckerkörnigen Quarz; als häufigste sind zu bezeichnen: derber Kupferkies, Buntkupfererz, Kupferpecherz und Ziegelerz, so wie Bleiglanz. Untergeordnet erscheinen Kupferglanz, gediegenes Kupfer, Rothkupfererz, Kupferindig, Kieselkupfer, Eisenkies, Malachit, Kupferschwärze, Cerussit, Bleivitriol und noch manch seltenere Mineralien, während von Gangarten in Drusenräumen Flussspath in Krystallen von seltener Schönheit (zumal in der Combination des Hexaeders mit dem Hexakisoctaeder). Kalkspath in skalenoedrischen Formen und Braunspath sich einstellen. Die meisten dieser Gänge — unter den Friedrich Christian und Herrensegen im Wildschapbech die bedeutendsten — besitzen einen hohen Grad von Bauwürdigkeit, welchen sie ihrer grossen Neigung zu Trümer-Bildung so wie den Scharkreuzen mit anderen Gängen verdanken. Bemerkenswerth ist das in oberen Teufen häufige Auftreten oxydirter und gesäuerter Blei- und Kupfererze, die mit zunehmender Teufe mehr und mehr den Schwefelmetallen Platz machen — ein Verhalten, welches wie Vogelgesang sehr richtig bemerkt, nach den anderwärts gemachten Erfahrungen berechtigt in grösseren als bisher erreichten Teufen einen höheren Grad von Bauwürdigkeit voraussetzen.

Die Kobalt-Silberformation ist an das Auftreten gewisser grobkörniger, an verwittertem Oligoklas reicher Granite geknüpft; ausserhalb des Bereiches der letzteren, in den gewöhnlichen Graniten, sind die Gänge entweder taub oder als barytische Kupfergänge entwickelt, so dass wohl kein Zweifel darüber obwalten kann: es bestehe ein gewisser genetischer Zusammenhang zwischen den Oligoklas-Graniten mit den Kobalt-Silbergängen. Die Mächtigkeit der letzteren ist gering, steigt selten über 10 Zoll, sinkt aber auch auf ½ Zoll; in solchen Fällen tritt

Digitized by Google

aber das Nebengestein als Träger der Erze an die Stelle des eigentlichen Ganges. Die Ausfüllungsmasse wird überwiegend von Baryt gebildet; von Erzen herrschen Speiskobalt, oft silberhaltig, sog. Silberkobalt und gediegenes Silber; seltener sind gediegenes Wismuth und Kupferwismutherz u. a. Diese Gänge setzen sämmtlich in den Umgebungen des Klosters Wittichen auf und die bekannteste der Gruben ist die einst so ergiebige Grube Sophia.

Die Rotheisenstein- und Mangan-Formation ist als der »eiserne Hut« barytischer Kupfergänge zu betrachten. Auf ihnen herrscht bald faseriges Rotheisenerz, bald Psilomelan, begleitet von anderen Eisen- und Manganerzen. Schon in geringer Teufe erscheinen Kupferkies und Kupfergrün.

Die Brauneisenstein-Formation gewinnt grössere Bedeutung, als die vorher genannte. Die dem Gneissgebiet angehörigen Brauneisenstein-Gänge sind die eisernen Hüte barytischer Kupfer- und Bleierzgänge und zeichnen sich durch ihre allerdings sehr wechselnde, aber zuweilen sehr beträchtliche Mächtigkeit aus, die bei dem Clara-Gang sogar 40 badische Fuss erreicht. Die Zusammensetzung wird wesentlich von Baryt und Brauneisenerz in verschiedenen Abänderungen gebildet.

Die Altersreihe der Kinzigthaler Gangformationen ist nachfolgende: edle Quarzgänge; Kalkspath-Silbergänge; Braunspath führende so wie Flusspath und Baryt führende silberreiche Bleiglanzgänge; Kobalt-Silbergänge; die Gänge der Kupfer- und Bleiformationen; Rotheisenerz und Mangangänge; endlich die Brauneisenstein-Gänge.

Was die Alters-Beziehungen der Kinzigthaler Erzgänge zu den Gebirgsformationen betrifft, so setzen die Kobalt-Silbergänge, die Kupfer- und Bleigänge und die von Brauneisenerz im Buntsandstein auf, sind demnach jünger als dieser.

In dem historisch-techischen Theil gibt der Verfasser zunächst eine sehr interessante Geschichte der Kinzigthaler Bergwerke, deren Beschützer und Beförderer seit Jahrhunderten die Fürsten von Fürstenberg waren. Schon im Jahre 1455 war — nach Urkunden — Bergbau im Kinzigthale im Umgang. Auf den Werken um Haslach waren 1530 gegen 500 Bergknappen beschäftigt. Die Religions-Streitigkeiten in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, dann der dreissigjährige Krieg — welcher bekanntlich dem Bergbau in fast ganz Deutschland tiefe Wunden schlug — scheinen einen völligen Stillstand der Kinzigthaler Gruben herbeigeführt zu haben. Erst mit den 1680er Jahren regte sich wieder die Bergbau-Lust und mit dem achtzehnten Jahrhundert begann für viele Gruben die Glanz-Periode. Mit einzelnen Unterbrechungen dauerte nun der Betrieb fort während des achtzehnten Jahrhunderts, gegen dessen Ende die Stürme der französischen Revolution, der Druck der nachfolgenden Kriegsjahre ihren ungünstigen Einfluss

Digitized by Google

geltend machten. Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts wurden manche Gruben (wie Sophia, Wenzel) auflässig, andere wieder neu in Angriff genommen, jedoch nicht mit dauerndem Glück. Noch einmal, mit 1847, kam Regsamkeit in den Bergbau durch den (mit englischen Capitalien und englischer Direktion gebildeten) Kinzigthaler Bergwerks-Verein. Auf der im Jahr 1850 wieder aufgenommenen Grube Friedrich Christian erzielte man bis 1857 schöne Resultate, würde auch wohl noch bessere erlangt haben, wäre der Bergbau mit grösserer Umsicht betrieben worden. Um jene Zeit waren die Mittel der Gesellschaft erschöpft und von allen Gruben steht nur noch Clara am Schwarzenbruch, und zwar auf Schwerspath-Gewinnung in Betrieb.

Der Verfasser bringt in seiner geschichtlichen Darstellung jedoch nicht allein Entwickelung, Glanz-Periode und Erliegen des Bergbaues zur Anschauung, sondern auch den Betrieb, die Technik und Oekonomie desselben. Die praktischen Winke endlich, welche der wohlerfahrene Bergmann über einen zukünftigen Betrieb der Kinzigthaler Bergwerke gibt, dürften sehr zu beachten sein.

G. Leonhard.

Die Lustspiele des Plautus. Deutsch in den Versmassen der Urschrift von J. J. C. Donner. Dritter Band. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1865. 328 S. in 8.

Die beiden ersten Bände dieser Uebersetzung des Plautus sind in diesen Jahrbüchern, Jahrgang 1865. Nr. 37 näher besprochen worden und könnte füglich bei diesem dritten Bande darauf verwiesen werden, da die hier gelieferte Fortsetzung sich in Allem, auch in der eleganten äusseren Ausstattung, gleichmässig den beiden früheren Bänden anschliesst und durch dieselben Eigenschaften sich empfiehlt, welche schon bei der Besprechung der beiden ersten Bände hervorgehoben worden sind. Es war diess aber auch wohl nicht anders zu erwarten, und darum glauben wir, bei der Anzeige dieses dritten Bandes, durch einige daraus gewählte Proben unsere Leser am besten zu überzeugen, dass das über diese Uebersetzung früher abgegebene Urtheil auch in diesem weiteren Bande seine Bestätigung findet, und damit uns zu gleicher Anerkennung auffordert.

Es enthält dieser dritte Band die Uebersetzung von vier Stücken des Plautus, welche zu den gefeiertsten dieses Dichters gehören, und theilweise selbst auf der neueren Bühne Nachbildung in mehr oder minder freier Weise gefunden haben, nämlich den Pseudolus, den Goldtopf oder den Geizigen (Aulularia), das Kästchen (Cistellaria) und den Parasit Kornwurm (Curculio). Auch hier hat sich der Uebersetzer an die alten Rythmen möglichst ge-

Digitized by Google

halten und daher am Schluss eines jeden Stückes eine Uebersicht der Sylbenmasse, welche in demselben vorkommen, gegeben, worauf die Anmerkungen folgen, in welchen einzelne sachliche Gegenstände erläutert, oder auch die Lesarten des Textes, welchem der Verfasser in seiner Uebersetzung folgte, angegeben werden. In einer Erörterung über Gang und Charakter eines jeden Stückes, und über das Verhältniss desselben zu seinem griechischen Muster hat sich der Verf. hier so wenig eingelassen, wie in den beiden vorausgegangenen Bänden, weil diess überhaupt seinem Plane fern lag, der zunächst darauf gerichtet war, die Stücke des alten römischen Dichters in einer treuen, verständlichen und lesbaren Verdeutschung vorzulegen und dadurch auch weiteren Kreisen eine Bekanntschaft mit demselben zu ermöglichen. Und dass dieser Zweck in einer höchst befriedigenden Weise erreicht worden ist, wird Niemand, der näher diese Uebersetzung durchgangen hat, in Zweifel ziehen können. Mit welchem Geschick der Verfasser die katalektischen oder unvollständigen trochäischen Tetrameter auch im Deutschen wiedergegeben hat, mag aus folgenden, dem Monologe des Pseudolus, Akt II, Scene 3 entnommenen Versen erhellen:

Hundert weiser Menschen Klugheit überwiegt die einzige
Göttin Glück. So ist's nun einmal: wer das Glück zu brauchen weiss,
Steht in Anseh'n, und nach diesem Masse nennt ihn Alles klug.
Wenn wir sehen, dass ein Plan gelungen ist, so rufen wir:
»Welch ein kluger Mann!« Für thöricht gilt er, wenn's ihm nicht gelingt.
Ha, wie täuschen sich die Thoren, die nach irgend welchem Gut
Ohne Mass verlangt! Denn niemals wissen sie, was ihnen frommt.
Ungewisses suchen wir und lassen das Gewisse: so
Kommt es, dass bei Müh'n und Schmerzen uns indess der Tod beschleicht.
Doch genug ist's nun philosophirt: ich schwaze gar zu lang,
Gar zu viel. Du grosser Gott! Ich gäbe nicht für vieles Gold
Meine Lüge, die ich eben in der Eile hier ersann u. s. w.

Als ein Beispiel der sechsfüssigen Jamben führen wir die Antwort des Kochs in der zweiten Scene des dritten Akts, auf die Frage des Ballio hier an:

So höre! Wer zu Markte geht,
Um einen Koch zu miethen, der sucht nie zuerst
Den besten und den theuersten; nein, er miethet den,
Der um den möglich kleinsten Preis zu haben ist.
Desswegen sass ich heut allein am Markte fest;
Die armen Schlucker gingen für ein Drachmenstück;
Mich kann zum Aufsteh'n nur das Doppelte locken. Auch

Digitized by Google

Bereit' ich nicht das Essen, wie die Anderen,
Die ganze Wiesen auf die Tafel stellen, Gras
Den Tischgenossen bieten, als bewirtheten
Sie Kühe, dann zu diesen Kräutern andre thun,
Auch Koriander, Fenchel, Knoblauch, braunen Kohl;
Auch thun sie Mangold, Ampfer, Melde, Salat dazu,
Und brühen's an mit einem Pfunde Teufelsdreck.
Und obendrein noch reibt man den verwünschten Senf,
Der aus dem Auge Thränen presst dem Reibenden.
Die Art von Leuten koche für sich selbst das Mahl!
Denn nicht Gewürze thun sie dran, nein, Galgenkraut,
Das fressend an des Gastes Eingeweiden zehrt.
Drum leben auch die Leute hier so kurze Zeit,
Da sie den Bauch mit solchen Kräutern stopfen, die
Schon schrecklich sind zu nennen, nicht zu schmecken nur.
Woran das Vieh sich nicht vergreift, das isst der Mensch.

Wir fügen weiter aus der Aulularia den grösseren Theil des Prologes bei, welcher dem Hausgott in den Mund gelegt ist:

Dass Keins sich wundre, wer ich sei, erklär' ich kurz:
Ich bin der Hausgott, bin der Gott des Hauses hier,
Aus welchem ihr mich kommen saht. Schon manches Jahr
Zerrann im Strom der Zeiten, seit ich dieses Haus
Beschirme; mich verehrte schon der Vater, mich
Der Eltervater dessen, der es jetzt besitzt.
Der Eltervater hat mir einst ganz ingeheim
Mit vielem Flehen einen Schaz von Gold vertraut:
Gerade mitten unter'm Herd vergrub er ihn,
Und bat mich dringend, dass ich ihn behütete.
Doch als er stirbt — so geiz'gen Sinnes war der Mann —
Thut er dem eignen Sohne nichts vom Schaze kund,
Und lässt im Elend lieber ihn hülflos zurück,
Als dass er sein Geheimniss seinem Sohn vertraut.
Er hinterliess ein kleines Stückchen Feld ihm nur,
Das ihn ernährte mühevoll und kümmerlich.
Als der gestorben, welcher mir das Gold vertraut,
Begann ich Acht zu haben, ob der Sohn mich wohl
In grössern Ehren hielte, denn sein Vater einst.
Der aber achtet meiner noch viel weniger,
Und opfert, mich zu ehren, noch viel weniger.
So that ich ihm denn Gleiches; auch er starb dahin.
Und dessen Sohn ist dieser, der jetzt wohnt im Haus,
Dem Vater und dem Ahne gleich an Sinnesart.
Doch hat er Eine Tochter, die mir jeden Tag
Wein und Weihrauch spendet oder Anderes,
Auch manchen Kranz mir windet. Ihr zur Ehre nun

Digitized by Google

Hab' ich's gefügt, dass Euklio den Schaz entdenkt,
Dass er sie leichter, wenn er will, vermählen kann.

oder den Monolog des Megadorus in der zehnten Scene des dritten Aktes:

Mit vielen Freunden sprach ich schon von meinem Plan,
Die Tochter unsers Euklio zu ehlichen.
Sie finden's löblich, nennen den Entschluss gescheidt.
Nach meiner Meinung, machten's Alle so wie ich,
Dass reiche Bürger armer Leute Töchter sich
Zu Frau'n erkören, ohne nach der wackern Braut
Mitgift zu fragen, wäre mehr Eintracht im Staat;
Die Reichen träfe minder auch, als jetzt, der Neid.
Auch unsre Frauen hielten dann auf grössere Zucht,
Und minder Aufwand machten wir, als jetzt geschieht.
Dem grössten Theil der Bürger wohl gefiele das;
Streit wäre nur noch mit den wenigen Geizigen,
Für deren unersättlich ungemess'ne Gier
Kein Pfleger Schranken setzen kann, kein Volksgesetz.
Denn sagst du: räumt man dieses Recht den armen ein,
Wo sollen denn die reichen Mädchen hin? Je nun!
Freit, wenn ihr wollet, nur die Mitgift bleibe weg!
Geschähe das, sie brächten sanfte Sitten mit
Anstatt des Heiratgutes. Ich steh' euch dafür,
Dass Mäuler, die jetzt theurer als die Pferde sind,
Wohlfeiler würden, als die Mähren Galliens.
Dann könnte Keine sagen: »Mann, ich habe dir
Bei weitem mehr, als du besassest, zugebracht.
So kann ich billig fordern, dass du Purpur, Gold,
Maulthiere, Maulthiertreiber, Kammerzofen mir,
Auch Wagen, um zu fahren, und Bediente schaffst.«
Jetzt, wo du hinkommst, kannst du mehr Fuhrwerk im Haus,
Als auf dem Lande draussen seh'n im Meierhof.
Doch schöner ist noch, wenn der Mann erst zahlen soll.
Da siehst du Walker, Sticker, Wollarbeiter steh'n
Goldschmiede, Bortenwirker, Hemdenmacher, dann
Die Spitzenweber, Färber dann in Gelb und Blau,
Putzhändler, Balsamkrämer, Handschuhmacher, dann
Kaufleute, Schneider, Leineweber allzumal,
Pantoffelmacher und verhocktes Schustervolk.
Dann steh'n die Solenschneider und Rothfärber da;
Der Lockenkräusler will sein Geld, wie Jener, der
Die halben Gürtel fertigt, und der Andere,
Der Kränze flicht und Bänder webt. Und glaubst du die
Bezahlt, so sind sie wieder da und wollen Geld.
Nun steh'n im Vorsaal Hundert noch wie Presser fest:
Man führt die Weber, Falbelmacher, Tischler ein;

Digitized by Google

Die zahlt man aus. Jetzt glaubst du endlich frei zu sein;
Da kommen noch die Safranfärber. Immer ist
Ein Plagegeist zur Stelle, der noch Geld verlangt.
Wenn jeder Possenkrämer nun das Seine hat,
Dann kommt zuletzt der Söldner auch und fordert Geld.
Man geht, man schliesst die Rechnung mit dem Wechsler ab.
Indessen steht der Söldner da mit leerem Bauch,
Und hofft und wartet, dass man ihm das Geld erlegt.
Doch wenn die Rechnung mit dem Wechsler fertig ist,
So kommt's heraus, dass dieser noch zu fordern hat.
Man tröstet nun den Söldner auf den andern Tag.
Die Ungebührlichheiten und viel' andre noch,
Nebst manchem Aufwand, welcher unerschwingbar ist,
Bereitet eine reiche Frau dem armen Mann.
Die, welche nichts hat, bleibt dem Mann stets unterthan;
Die reiche stürtzt ihn in Verlust und Ungemach.

Aus der Cistellaria fügen wir die dem Alkesimarchus in der ersten Scene des zweiten Aktes beigefügten Verse bei, Trochäische und Jambische Tetrameter, mit Anapästen vermischt:

Amor hat die erste Folter, glaub' ich, auf der Welt ersonnen.
An mir selbst erfuhr ich solches, brauch' es auswärts nicht zu suchen;
Denn an Herzensplackereien übertreff' ich alle Menschen.
Mich wirft es, mich martert's, mich treibt es, mich stachelt's, mich dreht es umher auf dem Rade der Liebe;
Mich reisst es, mich zerrt es, mich schleppt es, mich viertheilt's;
Mein Geist ist umwölkt von ewiger Nacht.
Da, wo ich bin, da bin ich nicht, und wo ich nicht bin, ist mein Kopf.
So steh'n mir alle Gedanken: was ich will, das will ich gleich nicht mehr.
So spielt die Lieb' ihr Spiel mit mir; sie jagt, sie treibt, sie lockt, sie packt
Mich Lebensmatten, zieht mich an, hält mich zurück, und stösst mich fort.
Und was sie gibt, das gibt sie nicht; sie ködert mich, und foppt mich nur.
Sie widerräth, wozu sie mir erst rieth, und was sie widerrieth,
Das beut sie mir. Sie treibt mich um, dem sturmempörten Meere gleich,
Und wirft mich hin, und wirft mich her, zerscheitert mir das lecke Schiff
Des Herzens. Ach, mir Armen fehlt kein Leid, als noch zuletzt der Tod.
So hielt mich die sechs Tage lang mein Vater auf dem Lande fest,
Und unterdessen durft' ich, ach! mein Kind mit keinem Auge seh'n.
Ist das nicht ganz entsetzlich?

Digitized by Google

Wir schliessen diese Proben mit einer Stelle aus dem Curculio, welche als ein römisches Einschiebsel, in diesem, ebenfalls griechischen Mustern nachgebildeten Stücke erscheint, aus der ersten Scene des vierten Aktes, wo dem Aufseher über die Theatergaderobe die folgenden Verse, unvollständige trochäische Tetrameter, in den Mund gelegt worden:

Dennoch will ich auf der Hut sein. Aber bis er wiederkommt,
Zeig' ich euch, an welchem Ort ihr jeden Menschen finden könnt,
Dass ihr euch nicht lange mühen dürfet, wenn ihr Einen sucht,
Einen Schlechten oder Guten, Schelmen oder Biedermann.
Sucht ihr wen, der falsch geschworen, gehet in's Comitium,
Nach dem Tempel Cloacina's, wenn ihr Lügner, Prahler sucht.
Ehemänner, die verschwenden, findet ihr am Königsplatz.
Auch die alten Buhlerinnen, auch die Kuppler trefft ihr dort,
Auf dem Fischmarkt Alle, die bei Pickenicks sich gütlich thun;
Biedre reiche Leute seht ihr an des Marktes Ende geh'n.
Mitten am Kanale steh'n Grosssprecher und Bramarbasse.
Stolze Gecken, Schwätzer und Verläumder seht ihr über'm Teich,
Die den Nächsten kühn verlästern, ohne Grund, um nichts, indess
Doch genug an ihnen haftet, was des Tadels würdig ist.
Bei den alten Buden borgt man oder leiht auf Zinsen aus.
Leute, denen schwer zu trau'n ist, steh'n an Castors Heiligthum.
Solche, die sich selbst verkaufen, hegt die Tuskergasse dann.
Im Velabrum trefft ihr Bäcker, Fleischer, Zeichendeuter und
Die am Unglück Andrer schaffen, die dazu die Mittel leih'n.
Doch indessen knarrt die Thür: ich muss die Zunge bändigen.

Chr. Bähr.

Res gestae Divi Augusti. Ex monumentis Ancyrano et Apolloniensi edidit Th. Mommsen. Accedunt tabulae tres. Berolini apud Weidmannos MDCCCLXV. LXXXVII und 159 S. in gr. 8.

Das unter das dem Namen Monumentum Ancyranum nach dem Ort, wo es sich jetzt vorfindet, bekannte inschriftliche Denkmal, das den Gegenstand dieser Publikation ausmacht, ist unstreitig eines der wichtigsten, die uns aus dem ganzen römischen Alterthum noch erhalten sind, mag man auf seinen Inhalt und Gegenstand, oder auf seinen Umfang und seine Ausdehnung sehen, in der ihm nur wenige ähnliche Denkmäler vorangehen. Eine neue kritische Ausgabe und Bearbeitung, die uns dieses Denkmal genau in der Gestalt vorführt, in der es sich noch erhalten, war schon aus dem Grunde wünschenswerth, als erst in der neuesten Zeit (1861) durch zwei von dem jetzigen Kaiser der Franzosen abgeschickte Gelehrte (G. Perrot und Edm. Guillaume), welche an Ort

Digitized by Google

und Stelle das Denkmal der genauesten Untersuchung unterzogen, es möglich geworden war, eine durchaus getreue Copie des ganzen ausgedehnten inschriftlichen Denkmals zu erhalten, und zwar eben so sehr in seinem lateinischen Texte, wie in der beigefügten griechischen Uebersetzung, so viel davon sich ermitteln lässt: es war damit zugleich eine sichere Grundlage gewonnen für Ergänzung so mancher Lücken, welche die Inschrift, so lesbar sie sonst auch ist und so gut sie im Ganzen erhalten ist, enthält. Bekanntlich liefert diese Inschrift, die für uns jetzt die Stelle eines Originals vertreten muss, eine Copie des von dem Kaiser Augustus aufgestellten Verzeichnisses aller seiner Handlungen und Thaten, Verfügungen und Anordnungen, wie solches nach seiner testamentarischen Bestimmung auf eherne Tafeln eingegraben, vor dem Mausoleum zu Rom aufgestellt werden sollte. Eine Abschrift davon ward an einem dem Augustus zu Ancyra in Galatien geweiheten Tempel in Stein eingegraben, und hier, nachdem das Original zu Rom, und die davon in der römischen Welt genommenen Abschriften, welche Suetonius und Vellejus, wie selbst der Grammatiker Charisius gekannt haben mussten, längst untergegangen waren, schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhundert durch den von dem deutschen Kaiser Ferdinand II. an den Hof des türkischen Kaisers Soliman abgeschickten Gesandten Busbecq entdeckt, nachdem der Tempel in eine christliche Kirche verwandelt worden war, welche jetzt hinwiederum zu einer Moschee gehört. Während die damals genommene Abschrift sich zunächst auf den lateinischen Text beschränkte, der seitdem auch vielfach durch den Druck bekannt geworden ist, hat man in neueren Zeiten auch die beigefügte griechische Uebersetzung, von der auch ein kleines Stück zu Apollonia in Pisidien aufgefunden war, nach und nach hervorgezogen, und es gebührt den oben genannten französischen Gelehrten das besondere Verdienst, auch diesen Theil des Ganzen in grösserem Umfang, als es bisher namentlich durch den Engländer Hamilton geschehen war, uns zugeführt zu haben. Und wenn das grosse Werk, in welchem die Ergebnisse dieser Bemühungen, die mit grossen und vielfachen Schwierigkeiten jeder Art verknüpft waren, niedergelegt sind, schon durch seinen Umfang und die durch die eben so getreu als prachtvoll ausgeführten Tafeln und Abbildungen erhöhete Kostspieligkeit nicht in Jedermanns Hände gelangen kann*), so war es schon aus diesem Grunde wünschenswerth, das, was für das fragliche Denkmal in diesem Werke gewonnen war, auf andere Weise zu einem Gemeingut der gelehrten Welt zu machen, und den Zutritt dazu

*) Wir meinen das noch nicht ganz vollendete Werk: Exploration archéologique de la Galatie et de la Bithynie, d'une partie de la Mysie, de la Phrygie, de la Cappadoce et du Pont, exécutée en 1861 et publiée sous les auspices du ministère d'état par Georges Perrot, Edmond Guillaume et Jules Delbet. Paris 1862 bei Firmin Didot. 2 Voll.

Digitized by Google

wie die Benützung zu erleichtern. Denn wir haben jetzt erst eine authentische Copie des Ganzen, und damit eine sichere Grundlage des Textes erhalten, namentlich auch in Bezug auf die einzelnen Lücken desselben und den Umfang derselben, nach welchem sich auch jeder Versuch der Ergänzung richten muss. »Hoc exemplum, lesen wir S. XX, ita perfectum est etiam in indicandis hiatuum spatiis iustis, ut paucissimis locis exceptis prae eo reliqua omnia recte neglegas idque ego ubivis quam fieri potuit accuratissime secutus sum.« Es ist diess um so mehr zu beachten, als ein von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ausgegangener Versuch, durch Herrn Mordtmann eine genaue Copie dieses inschriftlichen Denkmals für das Corpus Inscriptionum Latinarum zu erhalten, missglückt war, wie diess auch bei der Persönlichkeit des mit diesem Auftrage Bedachten kaum anders zu erwarten war. Und wenn, nachdem auf anderem Wege dieses Resultat erzielt war, die Publikation der Inschrift nicht bis zu dem Erscheinen dieses Corpus Inscriptt. Latt. ausgesetzt worden ist, sondern dieselbe in einer eigenen, umfassenden Schrift nun erfolgt, so wird man darüber nur sich freuen können, zumal die Anlage jenes Corpus die Zugabe eines umfassenden Commentars so wie weiterer auf Inhalt und Form des Denkmals bezüglichen Bemerkungen ausschliesst, daher dann nur ein genauer Abdruck des Textes selbst in diesem Corpus zu erwarten steht. Denn dass auch nach der im Jahre 1845, also vor etwa zwanzig Jahren erschienenen Bearbeitung der Inschrift durch Franz und Zumpt, selbst abgesehen von der Vermehrung des Textes durch die inzwischen erfolgten Funde, eine neue umfassende Bearbeitung wünschenswerth war, wird man wohl nicht in Abrede stellen wollen: eine solche aber ist uns in dieser Schrift vorgelegt, welche die bewährte Meisterschaft des Herausgebers in Behandlung derartiger Gegenstände bald erkennen lässt. Was nun in dieser neuen Bearbeitung geleistet worden ist, besteht in Folgendem.

Der Herausgeber beginnt mit einer eingehenden Notiz über den Tempel des Augustus und der Stadt Rom zu Ancyra, und bespricht die Veranlassung zur Gründung solcher Tempel, welche, wie hier angenommen wird, nach des Augustus Tod unter Tiberius erfolgte. Dann geht der Verf. auf das inschriftliche Denkmal selbst über, und zwar zuerst auf den lateinischen Theil desselben; von seinem ersten Auffinden durch Busbecq an bis auf Perrot werden die verschiedentlich davon genommenen Copien verzeichnet, und damit ein geschichtlicher Ueberblick der bisherigen Behandlung dieser Inschrift gegeben. Dasselbe geschieht auch hinsichtlich des griechischen Textes, der erst in der neuesten Zeit durch Hamilton und Perrot zugänglich geworden ist, obwohl auch so noch einige Theile daran fehlen. Darauf (p. XXIX ff.) folgt der lateinische und griechische Text selbst, und zwar zuerst mit der, den Worten der Ancyranischen Copie nachgebildeten Aufschrift: »Res gestae Divi Augusti quibus orbem terrarum imperio populi Romani subjecit et

Digitized by Google

impensae quas in rem publicam populumque Romanum fecit Latine et Graece. Cum apparatu critico.« Hier steht der lateinische Text auf der einen, und der correspondirende griechische Text, so weit er bekannt ist, auf der andern Seite, beide in ihrer ursprünglichen Schrift, der Unzialschrift, und nach denselben Zeilen, welche das Original enthält, sowie mit denselben Lücken, Alles genau nach der Perrot'schen Abschrift, als der treuesten und verlässigsten Copie des Originals, von dem wir auf diese Weise, so wie auch durch die beigefügten Tafeln ein Facsimile erhalten; das Wenige, was an einigen Stellen mit gutem Grunde aufgenommen ist, obwohl es bei Perrot fehlt, ist durch kleine Unzialschrift kenntlich. Wir haben damit also das, was bei jeder Inschrift das erste Erforderniss ist, oder doch sein sollte, eine genaue in allen Theilen dem Original völlig entsprechende, verkleinerte Copie. Unter dem Text ist die gesammte abweichende Lesart der verschiedenen, von der lateinischen Inschrift früher genommenen Abschriften in einer sehr genauen Zusammenstellung geliefert, so dass also für den kritischen Gebrauch Nichts vermisst wird. Alsdann folgt (S. LXVII ff.) unter derselben Aufschrift, nur dass, statt »cum apparatu critico« gesetzt ist »cum supplementis« ein zweiter zusammenhängender Abdruck der ganzen Inschrift in gewöhnlicher Schrift, mit den durch cursive Schrift hervortretenden Ergänzungen der einzelnen Lücken. Auch hier ist auf der einen Seite der lateinische Text, auf der gegenüberstehenden der griechische abgedruckt, letzterer, mit einzelnen kritischen Bemerkungen, die auch zum Theil auf die gemachten Ergänzungen sich beziehen, versehen: bei diesem Theile der Leistung erfreute sich der Herausgeber der Mitwirkung und Unterstützung seines befreundeten Collegen Kirchhoff. Dass mittelst dieser Uebersetzung bedeutende Lücken des lateinischen Textes mit Sicherheit ergänzt oder ausgefüllt werden konnten, wird man, bei einer näheren Vergleichung bald wahrnehmen, und darnach auch den Werth und die Bedeutung dieser Uebersetzung zu bemessen haben, die übrigens in Bezug auf ihre Fassung gerade keinen besonders geübten Stylisten oder Gelehrten verräth, der indess doch so gewissenhaft war, Nichts von sich der Uebersetzung beizufügen (vgl. S. XXVII).

Hierauf folgt nun der umfassende mit neuer Seitenzahl ausgestattete Commentar, welcher in der Art eingerichtet ist, dass auf die lateinischen wie griechischen Worte eines jeden einzelnen Abschnittes der Inschrift die Bemerkungen des Verfassers folgen, welche insbesondere die sachlichen, namentlich auch die oftmals bestrittenen chronologischen Verhältnisse betreffen. So wird, um ein Beispiel anzuführen, gleich zu der Aufschrift, welche die Inschrift an dem Tempel zu Ancyra jetzt trägt, die Frage nach der Abfassung des Ganzen durch den Kaiser Augustus besprochen, und dahin beantwortet, dass diess wohl im Sommer des Jahres 767 u. c. geschehen sei, bevor Augustus nach Campanien sich begab: wenn

Digitized by Google

jedoch hinzugefügt wird, dass diess auch schon 750 hätte geschehen können, und das, was von Vorfällen späterer Jahre sich vorfinde, als späterer Zusatz zu betrachten sei, so will uns doch diese Ansicht minder zusagen. Aus der Aufschrift selbst*), die von August nicht herrühren kann, glaubt der Verfasser die wahre Aufschrift des Originals, mag sie von Tiberius oder von einem durch ihn Beauftragten herrühren, ermitteln zu können und diese, die ihm als die wahre erscheint, ist auch in dieser Ausgabe als Titel angenommen: »Res divi Augusti, quibus orbem terrarum imperio populi Romani subjecit et impensae, quas in rem publicam populumque Romanum fecit.« So ausgemacht scheint uns indessen diess noch nicht zu sein, da es wohl näher liegt, an eine kürzere von Augustus selbst gewählte Aufschrift zu denken. Auch der Schluss der Ancyranischen Inschrift (VI, 29—43) rührt nach dem Verf. nicht von Augustus her, auch nicht von Tiberius, wie man glauben könnte, sondern ist in Asien hinzugefügt, sei es von dem griechischen Uebersetzer, oder von der Behörde, von welcher die ganze Veröffentlichung ausging (s. S. 106). Der ganze Commentar enthält nicht Weniges zur Sicherstellung der in der Inschrift angegebenen Data, die hier näher besprochen, mit andern Angaben anderer Autoren, unter Zuziehung der Inschriften, verglichen und auf ihre richtige Zeitbestimmung zurückgeführt werden. Aus diesem Grunde ist auch diesem Commentar noch eine weitere Abhandlung beigegeben, welche sich auf eine leider verstümmelte aber wichtige Inschrift aus Tivoli, die jetzt im Vatikanischen Museum sich befindet, bezieht, deren Inhalt mit All dem, was unter Augustus ausgeführt worden, in Verbindung steht: »De Sulpicii Quirini titulo Tiburtino« S. 111 ff. Auch diese Abhandlung bringt eine Reihe von beachtenswerthen Erörterungen, wie z. B. die Zusammenstellung aller Legaten Syriens seit 731, wobei auch die vielbesprochene Stelle des Evangelisten Lucas (II, 1) von dem ersten Census in Palästina unter Quirinus, dem Legaten von Syrien, S. 124 ff. behandelt wird. Es wird eine doppelte Verwaltung Syriens durch Quirinus in dem Jahre 759 und eine frühere um 751 angenommen, welche letztere Lucas meine, der jedoch darin einen Irrthum begangen, dass er den Census, der in die spätere Verwaltung des Quirinus gehöre, in die frühere übertragen.

Unter der Gesammtaufschrift Indices erscheint zuerst ein »Conspectus rerum in commentario Augusti tractatarum ad ordinem capitum« und ein »Conspectus rerum in commentario Augusti

*) Sie lautet nämlich: „Rerum gestarum divi Augusti quibus orbem terrarum imperio populi Romani subjecit et impensarum, quas in rempublicam populumque Romanum fecit, incisarum in duabus aheneis pilis, quae sunt Romae positae, exemplar subjectum", während die griechische Uebertragung weit kürzer in die Worte gefasst ist: *μεθηρμηνευμέναι ὑπεγράφησαν πράξεις τε καὶ δωρεαὶ σεβαστοῦ Καίσαρος, ἃς κατέλιπεν ἐπὶ Ῥώμης ἐνκεχαραγμένας χαλκαῖς στήλαις δυσί.*

Digitized by Google

tractatarum ad ordinem temporum« zwei sehr nützliche Zugaben, von welchen die eine einen bequemen Ueberblick der in der Inschrift erwähnten Gegenstände, also der Thaten, der Verfügungen, Ehren und Würden des Augustus in der Reihenfolge, in der sie in der Inschrift vorkommen, gibt, die andere dieselben Gegenstände, aber der Zeit nach geordnet, aufführt. Daran schliesst sich ein Index Verborum, welchem eine Erörterung über die in der Inschrift eingehaltene Orthographie vorangestellt ist; das von Suetonius über den Styl und die Redeweise des Augustus gefällte Urtheil, namentlich über sein Bemühen, klar und deutlich seine Gedanken auszudrücken, findet der Verf. durch die ganze Fassung dieses Dokuments bestätigt; Abbreviaturen kommen fast keine vor, auch nur wenige Accente; im Genitiv der zweiten Declination ist die Schreibweise mit einem ī statt des doppelten vorherrschend, während im Dativ Pluralis derselben Declination bald ein einfaches, bald ein doppeltes ī vorkommt; ebenso findet sich das i stets in Wörtern wie legitimus, finitimus, oder in ähnlichen Zahlwörtern, wie septimus, decimus u. dgl , auch kommt immer apud, sed (nicht aput, set) u. dgl. vor; in der dritten Declination kommt im Accusativ Pluralis öfter $\overline{\text{es}}$ als $\overline{\text{is}}$ vor; im Genitiv auf $\overline{\text{ium}}$ nur civitatium und Penatium. Auf die genaue Angabe dieser und anderer Besonderheiten folgt dann das alphabetisch geordnete Verzeichniss aller der einzelnen, in der Inschrift vorkommenden Wörter, und ein Index rerum über die in dem Commentar des Verfasser behandelten Gegenstände. Die Zugabe von drei lithographirten Tafeln nach Perrot's Werk, von welchen zwei den lateinischen Text und eine den griechischen enthalten, gibt eine Veranschaulichung des Ganzen, die auch dienlich sein mag, um die grossen Schwierigkeiten zu erkennen, welche mit einer genauen und getreuen Copirung der Inschrift, wie mit einer richtigen Lesung derselben verknüpft waren. So ist allerdings das wichtige Dokument uns in seiner ursprünglichen Gestalt vorgeführt und der gelehrten Forschung eine sichere Grundlage gegeben, auch wenn bei dem noch nicht ganz vollkommenen Zustande der Inschrift noch nicht alle darauf bezüglichen Fragen gelöst, und der weiteren Forschung noch Manches vorbehalten ist, zumal wenn der noch fehlende Theil des griechischen Textes gefunden werden sollte. In diesem Sinn äussert sich der Herausgeber S. XXVIII: At in summa re commentarius Augusti jam prodit et integritati suae restitutus et lectionis in universum certae; et cum vota facimus, ut qui post nos venient, quae adhuc supersunt lacera et corrupta, ea emendent et expleant, tamen pleraque certe nos occupavimus etc. Die äussere Ausstattung des Buches, und der schwierige Druck verdient alle Anerkennung.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Commentationes Lysiacae. Scripsit Dr. C. M. Francken, Litt. prof. in acad. Groningana. Traiecti ad Rhenum, apud Kemink et filium. 1865. VIII, 244. 8vo.

Den dankenswerthen Leistungen der Niederländischen Philologen für Lysias, welche in den Schriften von Bake, Cobet, Halbertsma, Hamaker, van Herwerden, Hirschig, Pluygers vorliegen, schliesst sich dieses Buch würdig an; wenn aber die genannten Männer hauptsächlich die Reinigung des bekanntlich in sehr unbefriedigendem Zustand überlieferten Textes sich zur Aufgabe machten, hat Francken ein weiteres Ziel in's Auge gefasst, und neben der Kritik im Einzelnen den künstlerischen Werth der unter Lysias Name geretteten Werke einer Prüfung unterworfen, welche nothwendig dahin führen musste, die Echtheit mehrerer Reden in Frage zu stellen. Diese Seite der Commentationes will Ref. in seinem jetzigen Berichte nicht berühren und nur den Ergebnissen der Texteskritik eine eingehende Besprechung widmen. Einiges daraus kennen die Leser des Redners bereits aus den kürzlich im Philologus mitgetheilten Proben, welche die Reden 1, 3, 4, 7, 12 betreffen, da es aber, wie in der Vorrede p. VIII versichert wird, hier vermehrt und berichtigt ist, dürfen wir darin eine neue Erscheinung sehen.

Zunächst will Ref. von den Conjecturen des Verf. sprechen, welche seinen vollen Beifall haben.

I, 21 schlägt Francken τῶν πρὸς ἐμοῦ ὡμολογημένων vor, dem Sinne nach gewiss richtig, da die Magd nichts mit ihrem Herrn ausmachen, nur er ihr seinen Dank in Aussicht stellen konnte, wenn sie ihm treulich beistand; die Syntax scheint allerdings ungewöhnlich, wird aber mittelst der Belege aur Xen. An. I, 9, 20; Oec. 4, 2, Pl. Leg. IV, 712, e sich halten lassen. III, 29 ist ἄσμενος verglichen mit I, 12, XXII, 14 wohl auch hier zu lesen für ἀσμένως. In derselben Rede §. 37 scheint Fr. mit der Beseitigung von περὶ αὐτῶν (Pal. παρ' αὐτῶν) Recht zu haben, desgleichen, wenn er (mit Halbertsma) 37 περὶ τούτων streicht; weniger ist die ebenfalls auch von Halbertsma verlangte Tilgung des ἦν εἰ zu billigen, da solche, dem behaglichen Gesprächston eigene Parataxen absichtlich angewandt sein mögen. IV, 12 ist τῆς ἀπελευθερίας im Sinne von τῆς ἀπελευθερώσεως statt τῆς ἐλευθερίας eine probable Correctur. VII, 12 klammert er das wiederholte τῷ vor ἀφανίσαντι und περιποιήσαντι ein, wie auch Rauchenstein in seiner vierten Ausgabe; dass zunächst der Sprecher

Digitized by Google

nur an sich denkt, ist richtig; indess konnte Lysias eine allgemeine Fassung vorziehen, und hätte sonst auch schwerlich das pron. personale weggelassen. VIII, 1 sagt der Verf. de proximis nihil opus est multa virorum doctorum tentamina commemorare; legendum puto *τοὺς μὲν γὰρ οὐδὲν οἶμαι προτιμήσειν*. An der Selbständigkeit des Conjector wollen wir nicht zweifeln, aber erinnern, dass es schon viri docti gegeben hat, die auf dasselbe verfielen, nämlich Reiske und Emperius (Opusc. 65). Treffend ist IX, 12 die Ergänzung von *μηδὲν* nach *ἔξεστι μὲν*. X, 12 scheint in der That *τὸν φεύγοντα* nicht von *διωμόσατο* abhängen zu können, und demnach ausgeschieden werden zu müssen, etwa als Zusatz derer, die ungern das Object entbehrten; ib. wird man die Vorschläge *πρὸς ὑμῶν* (23) und *καλὴν νίκην αὐτῷ δεδώκατε* (24) mit Dank acceptieren; nur *ἐν ᾗ* bedarf keiner Aenderung. Von der verbesserten Interpunction in XII, 19 (vor, statt nach *Μηλόβιος*) hat bereits Rauchenstein Gebrauch gemacht, desgleichen §. 30 von *ὠργίζεσθε* statt des Präsens. XIII, 9 ist gut bemerkt, dass das Subject zu *διελεῖν* fehlt, dieses wird aber eher *ἐκείνους* als *αὐτοὺς* sein, nicht rathsam aber ist die Veränderung *πείσει* für *ποιήσειν*, wodurch Fr. glaubt, das Pronomen entbehrlich zu machen, welches bei Thuc. III. 100 in einer sonst sehr ähnlichen Stelle, aber nicht hier fehlen darf, wo die Nennung der Lacedämonier nicht unmittelbar vorhergeht. Sehr glücklich ist die Emendation XIII, 19 *ὅπως πιστοτέρα ἡ μήνυσις φαίνοιτο* für *ὁ. π. ὑμῖν ὑποφαίνοιτο*. Rec. wollte *οὕτω* für *ὑπο* und Sauppe *εἰπεῖν*, wir übersahen, was freilich Fr. nicht in Anschlag bringt, dass *ὑμῖν* ganz ungehörig ist, da die Richter doch nicht dieselben sind und mit jener oligarchischen Bule nichts zu thun haben mochten. XIV, 36 wird man mit der Versetzung von *διὰ τὴν δύναμιν* vor *ὅτι μὲν ἔφευγε* einverstanden sein; die jetzige Wortfolge ist gewiss nur Schuld der Tradition; XVIII, 13 desgleichen mit der Athetese von *τοὺς αὐτοὺς* nach *ὥσθ' ὑμᾶς*, da *ὑμῖν αὐτοῖς* es ganz überflüssig macht, in 14 dagegen wird nicht mit *φυγόντος τότε τοῦ ἀνδρός, νῦν δὲ νικήσαντος* zu helfen sein, sondern eher durch Versetzung *παρανόμων φεύγοντος τοῦ αὐτοῦ ἀνδρὸς* nach *ποιῆσαι*. XIX, 8 stimmt *ἐκ τῶν τοῦ πάππου* mehr mit der Sachlage überein als *ὑπὸ τ. π.* XXII, 16 hat Fr. Recht zu *ἀποκληροῦτε* zurück zu kehren; XXV, 11 verdient *τὰς περὶ τούτων* den Vorzug vor *τὰς κατὰ τούτων* und vor Rauchensteins *περὶ τῶν τοιούτων τὰς τούτων*, XXVI, 2 verwirft der Verf. mit gutem Grund *ταύτην τὴν* und vermisst 17 *ἢ* nach *τετίμηκεν*. Hinsichtlich des XXXVII, 12 herzustellenden *ἐξαιτήσονται* ist Fr. gleicher Ansicht mit uns, vgl. Phil. XI, 158. Mit Recht erklärt sich derselbe gegen das von Cobet und Rauchenstein XXXI, 26 gewählte *ἀγωνίζεσθαι* (*ἀγωνίζοιτο*); was Ref. vorschlug, *ἐκκλησιάζοιτε*, ist keineswegs undenkbar, da Lysias eine Versetzung des Senates in die Comitien hyperbolisch annehmen durfte. Wenn Fr. erinnert, dass *τοῦτον β.* nicht *αὐτὸν β.* die Grammatik

Digitized by Google

verlange, bemerkt er nur, was Münch. Gel. Anz. 1852, 413 schon zu lesen ist.

An andern Stellen können wir nicht beistimmen. I, 43 soll ἂν zu ἐπεθύμουν treten, wo der Ausdruck der Bedingung ungehörig wäre und auf die Gegenwart bezogen werden müsste; III, 8 war an ἐκστὰς nicht zu zweifeln, und keineswegs nöthig dafür ἄποθεν στὰς zu setzen. VI, 37 hält Fr. συνθῆκαι καὶ αὐτῷ εἰσι für ungriechisch; ein Blick auf §. 45 konnte ihn von der Möglichkeit der Redeweise überzeugen, während für das von ihm gewünschte σ. κύριαι αὐτῷ εἰσι vielleicht kein Beleg beizubringen ist. Daselbst 49 wird man mit der vorgeschlagenen Ergänzung ποίαν δ' εἰσφορὰν εἰσέφερεν, ἐφ' ᾗ τούτῳ ἀγαθὸν ἄν τι γίγνοιτο, ὃς κτἑ. wenig gewinnen, da jenes δ' in der Handschrift fehlt und γίνοιντο, nicht γίνοιτο die überlieferte Lesart ist; es bleibt also sicherer, eine grosse nicht ausfüllbare Lücke hier anzunehmen. Zu ἐπαρθεὶς wird man nicht sowohl τῇ ἐλπίδι τῆς ἀδείας zu suppliren haben, als nach Andocid. I, 37 τοῖς τῆς πόλεως κακοῖς. VII, 3 ist schwer zu begreifen, was der Verf. an ἐπιβεβουλευκὼς auszusetzen hat, wenn er aber nach πράγμασιν meint νῦν πρῶτον einschieben zu müssen, übersieht er, dass dies schon in ἅμ' ὑμῖν liegt. Ohne Noth wird §. 6 ἄπρακτον bezweifelt und ἄσκαπτον verlangt. In 28 soll τὴν nach ταύτην gestrichen werden, und der Sinn sein: dem Angeklagten müsse auch der Umstand verderblich werden, dass der Gegner keine Zeugen habe. Das wäre eine komische Behauptung. Vielmehr meinte Nikomachus, wie §. 21 zeigt, der Angeklagte habe es sich viel kosten lassen, um die etwaigen Zeugen wider ihn zum Schweigen zu bringen; auch dieser Nachtheil sei für ihn die Folge seines Vergehens. Fr. ist freilich der Ansicht, auch §. 14 habe ζημίαι nicht die Bedeutung von detrimentum und damnum, weil er das πεῖσαι §. 18, 21 blos von guten Worten und nicht auch von Geld versteht. Weiterhin soll §. 24 καὶ πυρκαϊὰς nicht richtig sein, sondern verschrieben aus μυρίας ἐλάας, aber ἃς geht nur auf μορίας, die πυρκαϊαὶ werden erwähnt, weil sie die Spur einer weggeschafften μορία aufzufinden erschwerten. IX, 2 wollen wir nicht οὐκ vor ἐμοῦ und ἀλλὰ τοῦ πράγματος weglassen, da der Redner nur wiederholt, was er in den ersten Worten gesagt hat. XII, 34 muss nach Fr. αὐτοῦ auf den Polemarchus gehen, ἀπεψηφίσασθε aber wieder den Eratosthenes zum Object haben; dies geschieht, weil er den Aorist ἐτύχετε — ἀπεψηφίσασθε erhalten will, dessen Verkehrtheit bisher ausser ihm und Meutzner allen einleuchtete, nachdem Rec. wiederholt sie erwiesen, Münchner Gel. Anz. 1848, 753 und 1852, 412. Fr. bemerkt dabei nicht, dass bei seiner Auffassung καὶ vor ἀδελφοὶ, was er freilich nicht übersetzt in seiner Paraphrase: agite vero, si quis quem invitus quidem et aliis obsecutus sed tamen iniuste interfecisset, vosque interfecti fratres aut filii fuissetis, num interfectorem absolvissetis? im schreiendsten Widerspruch mit dem Ge-

Digitized by Google

danken steht, welchen er dem Redner leiht; doch ganz seiner Sache gewiss schliesst er mit dem Trumpfe: ita nulla offensio est in aoristis, pro quibus sunt qui imperfecta substituta velint et recte procedit argumentatio. XIII, 27 geht ἀλλὰ hauptsächlich auf die Schwierigkeit des Abzugs der Bürger; Fr. bedachte das nicht, wenn er in Bezug auf Agoratus die Partikel unrichtig fand. XIV, 7 ist δείσας statt des handschriftlichen δεῖν ἕκαστον sowohl wegen der auffallenden Construction als weil die Sache so zu deutlich gemacht wird, bedenklich. ib. 10 wird man gewiss lieber καὶ vor τὸν ἄλλον χρόνον mit Scheibe weglassen als vor πολλὰ mit Fr., welcher dann mit καὶ κακὰ fortfährt. XVII, 3 entsteht eine Härte, wenn man, wie Fr. will, ἐγὼ καὶ ὁ πατὴρ καὶ τἄλλα τὰ συγκείμενα schreibt, entweder spricht der Sohn nur von sich als den zeitweiligen Stellvertreter des Vaters oder ἀπελαμβάνομεν muss für ἀπελάμβανον ἐγὼ eintreten. XIX, 47 durfte die Anakoluthie τὴν οὐσίαν, ἣν κατέλεπε, οὐ πλείονος ἀξία ἐστὶν wenigstens nicht durch ἀξίαν ἴστε weggeräumt werden, da ἐστι sogleich wiederkehrt, vorausgesetzt die Aechtheit dieses Paragraphen. XXII, 13 ist weder ἐστιν noch αὐτοῖς wegzulassen nöthig. Zu stark ist die Aenderung XXIII, 3 παρ' ὧν ἐξευρίσκοιμι Δεκελέων für ἠρώτων, οὓς τε ἐξευρίσκοιμι Δ. und leidet an einer kaum erträglichen Härte, während die Vulgute in ihrer grata negligentia keinen Anstoss gibt. XXV, 5 ist zu τεκμήριον zu suppliren τοῦ συμφορᾶς μηδεμιᾶς αἴτιον ἐμὲ γεγενῆσθαι, ὅτι aber nicht zu beanstanden, allenfalls εἴπερ, wo man lieber εἰ läse. Zur Unzeit conservativ ist der Verf., wenn er 9 gegen Scheibe's ἐπολιόρκουν τοὺς μεθ' αὐτῶν protestirt, und ἐπολιορκοῦντο μετ' αὐτῶν (Pal. hat jedoch μεθ' αὐτῶν) halten will. Dann wären die Leute, welche Lysias meint, mit den Republikanern gegen die in Eleusis versammelten Dreissig ausgezogen, um plötzlich, man weiss nicht wie, hinter die Mauern jener Stadt gezaubert, wieder mit ihnen zusammen zu stecken. Unrichtig vergleicht Fr. τῶν Ἐλευσῖνάδε, welches von ἀπογραψαμένων nicht getrennt werden kann, mit οἱ ἀπὸ Φυλῆς, οἱ ἐκ Πειραιῶς, und will dann ἀπογραψάμενοι lesen, unnöthigerweise macht er sich Bedenken über τοὺς μεθ' αὐτῶν, welches hier die ehemaligen, nicht die gegenwärtigen Parteigenossen bedeuten muss. Vergeblich ist auch der Versuch Xen. Hell. II, 4 extr. mit unserer Stelle in Einklang zu bringen, da Lysias sich auf eine frühere Zeit bezieht, wo Eleusis noch nicht erobert war. XXVII, 3 ist ὑφ' ὑμῶν ganz richtig, da jeder Beamte und Gesandte zugleich als vom Volk bestellter Wächter des Staates betrachtet werden konnte. Fr. will hier ebenso ohne Grund die Präposition weglassen, als XXXVIII, 7 οὗτοι nach πλουτοῦσιν einschieben; ib. 13 möchte er προσήκει mit dem regelmässigeren aber schwächeren προσήκειν vertauschen. Noch unnützer ist der Gedanke, §. 10 πρότερον χρὴ wegzulassen, wo es genügt den Accusativ δικαίους — ὑφελομένους statt des Dativs herzustellen, und mit Weglassung jener Worte erst der Un-

Digitized by Google

sinn entsteht, welchen Fr. dadurch vermeiden will. XXX, 13 will Fr. *καὶ* vor *ὁπόσοι* streichen, weil nur die angeredet werden können, wie er meint, welche den Kleophon für einen schlechten Bürger halten. Doch mussten den Dreissig alle zürnen, weil sie nur aus Parteileidenschaft grausam waren, selbst wenn sie die von ihnen hingerichteten für strafbar hielten. Wenn ib. 31 Fr. *περὶ μὲν τουτουΐ* verlangt, bedachte er nicht, dass der vorhergehende Paragraph mit dem Plural schliesst, also die Partei des Nikomachus mitbegreift, dann dass das demonstrative *ί* nicht überall angewandt wird, wie ebenfalls §. 30 *ὑπὸ τούτων* sich findet. Sehr fehl geht auch die Aenderung *τῶν τὰ τῆς πόλεως πιπρασκόντων* für *τ. τ. τ. π. πραττόντων*, welche zu der Consequenz führt, in *ἐνίοις* einen Unterschied von schuldigen und unschuldigen erkauften Staatsverräthern zu machen. XXXI, 1 ist nicht einzusehen, was mit *οὐχ ἕν τι πονηρὸς* gewonnen werden soll, und das von Fr. für satis languidum erklärte *οὐχ ἕν τι μόνον* wird seinen Platz schon behaupten dürfen. Durch Auslassen von *περὶ* vor *ἡμῶν* in 5 wird die absichtliche Zweideutigkeit des *βουλεύειν* zerstört, welche nach 31 in den Worten *χρηστόν τι βουλεῦσαι περὶ τῆς πολιτείας* durchblickt. In demselben Paragraph leitet der Verf. aus dem corrupten *συντιμηθῆναι* seinen gewiss nicht propablen Vorschlag *πρότερον ἄλλων κατεργασαμένων* ab, denn auch so passt jenes *συντ.* nicht. Das zu dem Particip gehörige Object, welches nicht aus dem Zusammenhang ergänzt werden kann, liegt in dem gleichfalls corrupten, von Fr. freilich mit nihilominus erklärten *καὶ οὕτω*, Lysias schrieb, wie Rec. immer noch überzeugt ist, *πρότερον τῶν κατεργασαμένων τὴν κάθοδον τιμηθῆναι*, das *συν* könnte übrigens auch an den unrechten Platz gerathen sein und vor *κατεργασαμένων* gehören, so dass die den Urhebern der neuen Freiheit sich anschliessenden Bürger gemeint wären.

Bisher führten wir die Verbesserungsversuche Fr.'s an, welche einfach durch Vertheidigung der Tradition zu widerlegen waren; jetzt gehen wir zu den Fällen über, wo es unseres Erachtens Fr.'s Verdienst ist, die Corruptel wahrgenommen zu haben und der Unterschied der Ansichten nur die Wahl des Heilmittels betrifft.

I, 24. *ἀνεῳγμένης τῆς θύρας καὶ ὑπὸ τῆς ἀνθρώπου παρεσκευασμένης* gefällt Fr. nicht und er möchte *ὑπὸ* tilgen, wodurch das zweite Particip den Sinn von intenta erhielte; denn ihm scheint der Ausdruck *θύρα παρεσκ.* nicht verständlich. Indess ist das nur eine Variation von *ἐπιμελεῖσθαι τῆς θύρας* (§. 23); die Thür sollte offengehalten werden ohne aufzustehen. Man wird also eher *ἀνεῳγμένης* als Erklärung von *παρεσκευασμένης* zu betrachten haben; in den Text aufgenommen, zog es das *καὶ* nach; ib. 32 ist nicht anzunehmen, die Argumentation des Redners sei fehlerhaft, und der Sinn des fraglichen Gesetzes so zu deuten: qui igitur alicuius libidinosae mulieris lenociniis se facilem praebuerat gravius deliquisse videbatur, quam qui probae mulieri vim inten-

Digitized by Google

tarat; sondern erstens muss *ἄνθρωπον ἐλευθέραν* gelesen werden, vgl. die vom Verf. selbst citirte Stelle Plutarch's c. 23, wornach nur an eine solcher Misshandlung leicht ausgesetzte Weibsperson zu denken ist; ferner werden wir das *ἐν τοῖς αὐτοῖς ἐνέχεσθαι* auf die vorhergehende Erörterung zu beziehen haben über die sowohl bei Ehebruch mit Frauen als mit Kebsweibern gültige Strenge, und den Ausfall eines Satzes wie *εἴτε γαμετὴν εἴτε παλλακὴν* voraussetzen dürfen. III, 18 will Fr. nach *βάλλοντος αὐτοὺς* fortfahren *καὶ ἐμοῦ περὶ τοῦ σώματος ἀμυνομένου* mit Auslassung von *καὶ τούτων ἡμᾶς βαλλόντων, ἔτι δὲ τυπτόντων αὐτὸν ὑπὸ τῆς μέθης*, eher möchte *καὶ περὶ τοῦ σώματος ἀμυνομένου* Dittographie des folgenden *καὶ ἐμοῦ ἀμυνομένου* sein, wo auch *περὶ τοῦ σώματος* seinen rechten Platz erhält. IV, 12 ist nicht *διότι οὗτος* mit *ὅτι οὗτος* zu vertauschen, sondern später *διότι φησι* zu lesen für *ὅτι φ.*, nicht, wie Fr. *ὅτε φ.* ib. 15 wird *ἐφ' οἷς τοὺς αὑτοῦ οἰκέτας ἠξίου βασανίζεσθαι* heraufgerückt werden müssen nach *πρόκλησιν*. ib. 16, 17 würde die natürlichste Fassung der zum Theil stark corrumpirten Worte wohl diese sein: *καὶ μάλιστα ᾔδει ὅ τ ι δ ί α ὐ τ ὴ ν ἅπαντα τὰ πραχθέντα ἡμῖν γεγένηται· καὶ οὐ λήσειν ᾤ μ η ν ἐν ταύτῃ ἐγὼ ο ὐ κ ἴ σ ο ν ἔχων βασανισ θ ε ί σ ῃ, ἀλλ' ἀποκινδυνεύων τοῦτο.* Fr. will nach *ᾔδει*, wie vulgo, interpungiren, und dann *καὶ οὐ λήσειν ἔμελλεν οὐδ' ἂν ἕν· καίτοι ἔγωγ' οὐκ ἂν ἴσον, ἀλλ' ἀπεκινδύνευον τοῦτο* lesen. Der Zusatz des *αν* an beiden Stellen ist unnöthig, und *καίτοι*, aus Laurent. einst von Bekker aufgenommen, ist nicht, wie Fr. meint, durch das von Grammatikern eingeschobene *ταύτῃ* verdrängt worden, vielmehr dieses unentbehrlich, jenes nur Nothbehelf für das durch die Verderbtheit der ganzen Passage entstandene Asyndeton. VI, 13 belobt Fr. Sluiters Ergänzung von *ὅπως* nach *οὐχ*, was nöthigt *καὶ* vor *ἄλλων* auszustossen. Aber der Redner will ohne Zweifel sagen, dass Andokides mit einer solchen Einwendung sich nicht entschuldige, sondern anklage: *ἀλλὰ ἑαυτοῦ καὶ τῶν ἄλλων κατηγορήσει.* So erhält *καὶ* einen vernünftigen Sinn. Der Beklagte erinnert damit nur an seine eigene Schuld, die er mit den von ihm einst denuncirten theilt; wer diese zurückrief, handelte gottlos, die Richter haben sich als herrschenden Demos an diesem Frevel nicht betheiligt, sonst wären sie selbst schuldig, und nicht diejenigen, welche solche Sünder restituirten. Wir haben bereits früher gerathen, nichts zu ändern ausser für *καὶ* (vor *ἐστὲ*) *αὐτοὶ* zu lesen und mit Sauppe *οὐχ οὗτοι*, wo bisher die Negation fehlte. Wollte man nach Fr.'s Vorschlag schreiben *εἰ δ' ὑμεῖς αὐτοκράτορες ἀφήσετε, ὑμεῖς ἔσεσθ' ἀνελόντες κτἑ.*, so würde die Folgerung *ὑμεῖς οὖν* — mit der Prämisse gewissermassen zusammen fallen, wenigstens ist die Verbindung der Gedanken: ihr werdet, wenn ihr als selbständige Behörde jenen freisprecht, euch der Gottlosigkeit schuldig machen, (nicht die werden dafür gelten, welche andere Frevler aus dem Exil zurückrufen,) macht euch also nicht des Verbrechens schuldig, kaum

Digitized by Google

etwas anderes, als Wiederholung desselben Gedankens mit verschiedener Fassung, das einemal prädicirend, das anderemal abwehrend. Solche Sätze können nicht mit οὖν verknüpft werden. Ausserdem wird die Antithese ἀλλ' οὐχ οὗτοι αἴτιοι ἔσονται ihren Sinn ganz einbüssen, denn die Asebie der jetzigen Richter könnte doch die der früheren Machthaber nicht aufheben. In §. 20 scheint καὶ τοὺς ἐξ ἐκείνων διὰ τὰ τῶν προγόνων ἁμαρτήματα fremder Zusatz zu sein, da der ganze Zusammenhang nur auf die Frevler selbst, nicht ihre Nachkommenschaft sich bezieht, auch ist das Ueberspringen zu den πρόγονοι, wo zunächst von den Aeltern die Rede sein müsste, auffallend. Die schwierige achte Rede gibt schon in den ersten Zeilen zu rathen auf, denn §. 1 kann πρὸς τοὺς παρόντας nicht richtig sein, aber auch nicht πρὸς τούτους, was Fr. vorschlägt, denn der gekränkte Lehrer will bei denen, die ihm noch ergeben sind, sein Herz ausschütten; ἄπεισιν für πάρεισιν, wie Reiske wollte, wird durch die an die feindseligen gerichtete Apostrophe in §. 3 widerlegt. Ein Wort wird vermisst, welches die freundliche Gesinnung von einem Theile der Anwesenden bezeichnete. In §. 4 leitet die Erwähnung des Ungenannten, der dem Sprecher mehr Vertrauen, als seinen Widersachern geschenkt habe, auf die theilweise schon früher vorgetragene Vermuthung καίτοι οὕτως ἠ ν ω χ λ ε ῖ τ έ τ ῳ: ihr habt jemanden so zugesetzt mit euern unverschämten Verläumdungen, dass er lieber den Schein suchte, als wende er mir seine Neigung zu und auch lieber mir seine Berichte erstattete. Schon Emperius verlangte καὶ μᾶλλον ἐ μ ο ὶ κατεῖπεν. Diese Leute hatten von dem Redner behauptet, er sei zudringlich und sie könnten ihn nicht los werden, aber dies immer hinter seinem Rücken. Dagegen spricht er sich §. 8 etwa so aus: πόθεν [ἂν] οὖν εἰκότως ὑμᾶς ὑπώπτευον ἄχθεσθαί μοι συνόντι καὶ ταῦτα, ε ἰ πρὸς τοὺς ἐ μ ο ὺ ς ἐ π ι τ η δ ε ί ο υ ς ἐ λ έ γ ε θ' οὓς ο ὐ κ ᾤεσθ' ἀπαγγελεῖν ἡμῖν. Sein Handel mit dem betrügerischen Polykles, welcher ihm ein krankes Pferd verpfändete, besprachen die edeln Schüler mit ihm nur in der Absicht, um seine Argumente zu erfahren, und dann jenem Widersacher sie zu hinterbringen, welchem sie auch ihre Gegenbeweise mittheilten. Die verdorbene Stelle in 11 hat in der Hauptsache Dobree berichtet, wenn er διῳκούμην statt ἀδικουμένῳ schrieb, man wird nur noch τούτων vor μοι einschieben müssen statt περὶ τούτων, was D. wollte. Dass §. 16 ἀνελευθερώτερον die Situation beider Parteien verlange, lehrt das vorhergehende ἐπειδὴ ἐκλελοίπασιν ὑμᾶς αἱ προφάσεις. X, 27 ist noch zweifelhaft, ob Dobree das rechte traf mit καλοὺς κινδύνους, wenn es auch Fr. billigt, eher schrieb Lysias μεγάλους κινδύνους für ἄλλους κ. XIII, 86 scheint ἄλλος vor ἀποκτείνειε nicht fehlen zu können. Wenn man weiterhin §. 87 νοεῖ τὸ für οἴεται mit Herwerden liest, kann ἔκ γε τοῦ σοῦ λόγου bleiben, womit sich der Redner auf §. 85 bezieht. XV, 1 ist am Schlusse in Unordnung, erstens muss αἰτεῖσθαι zu ψηφί-

Digitized by Google

σασθαι hinzugefügt werden, da προθυμίαν ἔχειν nicht = optare ist; dann ist der Uebergang zur Anrede an die Strategen unerträglich; ihn zu vermitteln, musste ein Satz zu Anfang von §. 2 dienen. In 6 ist nicht ἀπ' αὐτῶν zu tilgen, sondern wieder αἰτήσασθαι oder ein ähnliches Verbum einzureihen, von welchem ταχθῆναι abhängen kann. Kurz vorher ist μὴ τολμῆσαι von wirklich bewiesener Gesetzlichkeit der Strategen zu verstehen, wie das folgende ἕως ἐδοκιμάσθησαν zeigt, also ἂν fehlerhaft. XVI, 5 hat man nicht sowohl τοῖς vor μηδὲν ἐξαμαρτάνουσι wegzuschaffen als καὶ τοῖς ἀποδημοῦσι, denn es ist die Rede von den letzten Tagen der Dreissig, in welchen weder Leute, wie Mantitheus Lust zeigten sich ihnen zu nähern, noch sie selbst mit neutralen in Bund zu treten. Den picanten Gegensatz verkennt Fr. in seiner sehr logischen aber doch vom Gedanken des Redners abirrenden Demonstration p. 116. ib. 13 wird man δεῖν mit Scheibe in δεινὸν emendiren, ἡγουμένους aber streichen müssen; denn die Anwendung von Synonymen, welche sich in isolirten Sätzen entsprechen, hat nur dann Sinn, wenn beide Wörter bedeutsam sind, wie die von Rauchenstein citirte Stelle XXV, 22, was hier nicht der Fall ist, wo das eine Participium stört. Nur wünschte man δεινὸν νομίζοντας dem τοῖς μὲν vorangestellt. XVIII, 6 erwarteten wir für τῆς πολιτείας die Bezeichnung des Principates in der Demokratie, etwa τῆς προστατείας (vgl. Xen. Mem. III, 6, 10), da sogleich πολιτεία in einer ganz verschiedenen Bedeutung angebracht ist. Mit gutem Grund erinnerte Westermann (Q. L. II, p. 7, 8.) XIX, 8 sei ἐν οὕτω δεινῷ καθέστηκεν ungriechisch; dem ist aber mit Benutzung von XXVIII, 14 ἐν τοῖς δεινοτάτοις κινδύνοις καθεστήκατε abzuhelfen durch Einschieben von κινδύνῳ, welches nach δεινῷ leicht ausfiel. Auch über 15 hat Westermann (l. c. 10) Licht verbreitet; er macht darauf aufmerksam, dass zu Ἀριστοφάνει nicht das Verbum ἔδωκε supplirt werden kann, wenn nur ἴσον folgt, oder zu τὸ ἴσον nicht ἐπιδοὺς, wenn das n. pr. von ἔδωκε abhängt; er schlägt daher beispielsweise diese Ergänzung vor: καὶ Ἀριστοφάνει τὸ [δεύτερον ἐκείνου ἀποθανόντος ἐπιδοὺς τὸ] ἴσον; wir proponiren ebenfalls 'exempli tantum causa': καὶ Ἀ. [μετὰ τὴν τοῦ Φαίδρου τελευτὴν ἐπιδοὺς] τὸ ἴσον. XX, 11 scheint ἐκ παιδείας blos Schreibfehler für ἐκ παιδὸς zu sein; 16 schrieb der Verfasser etwa ἐν πολλοῖς δηλοῖ ὑμῖν εὔνους ὤν, ὃς καὶ — 19 ἀνδρὶ πονηρῷ ἐξαιτουμένῳ vgl. XII, 86. XXI, 25 ist nicht περιποιῆσαι für περὶ πολλοῦ ποιήσασθαι zu lesen, sondern σῶσαι nach ποιήσασθαι einzufügen; oben §. 8 ἐν vor αὐτοῖς. In XXIII, 2 ist die Erzählung etwas verworren; die Worte ἐπειδὴ δὲ ἀπεκρίνατο ὅτι Δεκελειόθεν scheinen nach ὁπόθεν δημοτεύοιτο ihre natürliche Stelle zu finden; dann ist καὶ vor πρὸς τοὺς τῇ Ἰ. δικάζοντας nur mechanisch aus dem vorhergehenden καὶ πρὸς τὴν φυλὴν wiederholt. XXIV, 15 verträgt sich μηδὲ ψεύδηται nicht mit μέλλων ἀληθῆ λέγειν. Es soll φοβερῶς und πρᾳόνως unter-

Digitized by Google

schieden werden, jenes meint der Ankläger gebe der Aussage den Charakter der Wahrheit, dieses nicht. XXVI, 9 scheint nicht sowohl τῇ πολιτείᾳ nach ἐν αὐτῇ ungehörig, als die Umstellung ἐν τῇ αὐτῇ πολιτείᾳ nöthig zu sein. Ausserdem übersah man, dass das zweite περὶ nicht wohl mit τῶν ἐν ὀλιγαρχίᾳ ἀρξάντων ἕνεκα verbunden werden kann. In 11 ist wahrscheinlich eine Lücke im Satze καὶ μετὰ τῆς ἐν Ἀρείῳ πάγῳ βουλῆς — γενέσθαι zu ergänzen durch καὶ μετασχὼν ἔπειτα τῆς κτέ. So steht unten §. 21 ὀλιγαρχίας μετέσχον, an welcher Stelle übrigens ἐγὼ nicht fehlen darf. Nach τριάκοντα μνᾶς in §. 24 ist λαβὼν ausgefallen. XXVII, 2 ist nicht ψηφίζεσθαι für ψηφιεῖσθαι im Sinne des Redners gedacht; letzteres widerstrebt dem keineswegs, was er aussprechen will: die Sykophanten nehmen den Schein an, als wollten sie ein strenges Verfahren gegen die Schuldigen einhalten und ein gerechtes Urtheil herbeiführen; darüber erschrecken die Angeklagten und sparen ihr Geld nicht; dann gehen jene mit diesen so säuberlich um, dass sie nicht verurtheilt werden, und ihre Güter nicht in den fiscus des Demos fallen. Ist diese Auffassung richtig, so muss nur πεπείραται gelesen werden, und κατὰ τὸ δίκαιον, was auch darum nothwendig ist, weil der Redner den Richtern nicht die Sottise machen durfte, dass sie auch παρὰ τὸ δίκαιον entscheiden könnten. In §. 9 scheint δοκεῖν nach δεδωκέναι durch den Gleichklang ausgefallen zu sein. Wenn in 12 ἐξαιτεῖσθαι von εἰθισμένοι abhängen soll, ist αὐτοὺς unrichtig, da die so losgebetenen jedesmal andere Leute sind, daher Fr. τοὺς αἰτίους vorschlägt; wir neigen zu dem Mittel, welches in der Kritik des Lysias am häufigsten zur Anwendung kömmt und ergänzen zum Infinitiv πειράσονται vgl. XIV, 20, 21. πείθειν — σώζειν πειρῶνται. Zu streichen aber ist 15 ἀξιοῦμεν δὲ μηδ' ὑμᾶς und ὅπου παρεπίπτομεν, ὡς εἰκὸς τοὺς ἀδικοῦντας, da jenes eine Anticipation von ἧπου σφόδρα χρὴ αὐτοὺς τοὺς ἀδικοῦντας τιμωρεῖσθαι enthält, dieses eine leere Vergleichung der Schuld von Verbrechern und Scheinanklägern. XXVIII, 13 mag τούτῳ nach γνώμην ausgefallen sein. Dann hat Dobree gewiss mit Recht eine grosse Lücke vor οὐ πονηροὺς eingenommen, indem die οὗτοι von den μετασχόντες τῶν ὑμετέρων κινδύνων sonst im Texte nicht zu unterscheiden sind. An der nachdrücklichen Wiederholung von εἴσονται χάριν in §. 16 ist nichts auszusetzen, wohl aber an dem glossematischen und unlogischen Zusatze καὶ τοῖς χρήμασιν, als wären die ἀνηλωμένα keine χρήματα. XXX, 6 ist αὐτῶν vielleicht aus einem Adverb entstanden, welches den Sinn von 'sogleich' hatte, etwa αὐθημερόν. In § 19 will Fr. der grammatischen Schwierigkeit wegen δαπανᾶν weglassen, doch ist diese unerheblich, da man ἐς τὰς θυσίας suppliren kann: wir opfern was der Demos beschlossen hat, und was wir (für das Opfer) von unsern Einkünften zu verwenden im Stand sein werden. Sonst könnte man auch κἂς ἃ δ. δ. lesen. Für οὔτε Νικόμαχος in 33 würde dem Sinn nach οὔτε

Digitized by Google

τις ἄλλος angehen und sich auch vom Wortlaute nicht zu sehr entfernen.

Von den Beiträgen des Rec. zur Kritik des Lysias ist dem Verf. so viel bekannt als aus der zweiten Auflage von Rauchensteins »auserwählten Reden des L.«, aus Scheibe's zweiter Ausgabe und aus dem Jahresbericht im Philologus XI, 151 sqq. zu entnehmen war; er hat einigemale sie berücksichtigt, wie VII, 12; XII, 5, 41, XIII, 63, XIV, 2, XIX, 29, 33, XXII, 18, XXV, 2, 7, 33, XXVI, 13, XXX, 9; XXXI, 26. mitunter auch übersehen oder vielleicht absichtlich übergangen. Zu diesen Fällen gehört VI, 20, wo mit *τελέως* (Phil. l. c. 160) leichter als mit *διὰ τέλους* geholfen ist und kein *βίαιον* vor *θάνατον* hereingezwängt werden darf; X, 9 wo mit unserem Vorschlag *ἀντιλέγειν ὅτι* einzureihen jede andere Aenderung überflüssig wird, wie die hier versuchte nach Dobree's Vorgang *ἐρριφέναι τὴν ἀσπίδα* zu tilgen und dann *λέγειν ὅτι* zu lesen, vgl. Phil. 158. Ebenda 153 streichen wir XVIII, 4 *ληφθεὶς* und verbinden *οὐκ ἠθέλησεν αὐτοῖς πείθεσθαι ἐν τοιούτῳ καιρῷ κτέ.* enge mit *οὐκ ἀπελαυνόμενος τῆς πολιτείας* einverstanden mit Cobets Verwerfung von *δυστυχοῦντος τοῦ δήμου*. Eukrates liess sich von der Demokratie nicht abwendig machen in einer Zeit, wo viele ihrer Gesinnung untreu wurden, obwohl er keinen Grund hatte die voraussichtlich bald herrschenden Dreissig zu hassen. Fr. will *ἀλλὰ* vor *τοιούτῳ κ.* einschieben und behauptet, dass so eine rotunda et oratoria periodus entstehe, was man auch mit dem besten Willen nicht zugeben kann. XVIII, 16 schlägt Fr. *ἄξιοι δὲ μάλιστα φθονῆσαι οἱ οὕτως ἤδη τὰ τῆς πόλεως πράττοντες κτέ.* vor, wobei ihm das dann ungehörige *οἱ ῥήτορες* nicht anstössig ist; er bedenkt ferner nicht, wie hier weniger die Leute getadelt als die Zustände beklagt werden, also *διάκειται* mit Tilgung von *οἱ πράττοντες*, wie Scheibe und Rec. verlangten, allein passt; vgl. Scheibe's Praef. l. c. welcher nur *φθονῆσαι* nicht für depravatum erklären durfte. In derselben Rede, §. 7 ist Fr.'s *προθύμως ὑπουργοῦσι* für *πρ. λειτουργοῦσι* allerdings schon von Dobree, Emperius und Hamaker anticipirt, doch wird man bei ruhiger Erwägung erkennen, dass die ganze Reihe der vorhergehenden Participien positiven Sinnes auch hier eines von gleichem Tempus fordert, dann dass dem *προστάττειν* weniger *ὑπουργεῖν* als das einfache *ποιεῖν*, welches in dieser Verbindung anderswo und bei Lysias VII, 31, XII, 20, XIV, 20, 45 vorkömmt, entsprechen muss. XX, 8 berührt Fr. nicht unsere Coniectur *ὁ φόβος ὁ τῶν κατηγόρων* für *ὁ φ. τ. πεπονθότων*, sondern versieht dieses mit der Bemerkung »male sic pro *ὁ φόβος ὧν οἱ ἄλλοι πεπονθότες ἦσαν*.« Scheibe hat es unterlassen, unsere weitere Vermuthung aus den Münchner Gel. Anz. 1852, p. 398 anzuführen, dass *πεπονθότων* aus *ἀπειθούντων* verschrieben und überdies von seinem ursprünglichen Platz hinter *ἐξήλαυνον*, wo jetzt *αὐτῶν* an die Stelle des Artikels getreten ist, nach *ὁ φόβος* versetzt das richtige *ὁ τῶν*

Digitized by Google

κατηγόρων verdrängt habe. So wird zu dem folgenden οἱ δὲ ἐκείνων ἔμελλον ἀκροᾶσθαι eine klare Antithese gewonnen, statt dass bisher αὐτῶν ganz widersinnig auf die πολλοὶ gedeutet werden musste. In derselben Rede §. 33 beachtet Fr. nicht die Phil. 161 mitgetheilte Correctur εἰδότας für εἰδότες, welche andere gewaltsamere Aenderungen, die daselbst versucht worden sind, überflüssig machen kann. XXVII, 2 haben die von Dobree und andern vorgeschlagenen Ausfüllungen der Lücke nach πλῆθος Fr. nicht befriedigt; er selbst will πένεται einschieben, wodurch das πλῆθος von den Richtern unterschieden wird, und doch sind es gerade diese armen Richter, welche im Gegensatz von Epikrates und Consorten der Redner im Sinne hat. Wir empfehlen abermals πένθος für πλῆθος (vgl. Phil. 162) in der Bedeutung von Betrübniss, wie XXXII, 11 wo ebenfalls eine finanzielle Beeinträchtigung diese Folge hat; so erst ergibt sich die rechte Antithese von der ὠφέλεια jener Demagogen und dem Gefühl von ihnen mishandelt und beleidigt worden zu sein. Weiterhin §. 6 wird man ἀδίκημα = pecunia iniuste parta nicht für 'insolens', sondern auch für unzulässig halten dürfen, es ist ἀδικημάτων hier verschrieben aus δωροδοκημάτων. Die Entstehung der Corruptel lässt sich vermuthen. Von den δωροδοκήματα des Epikrates wusste auch der Komiker Plato zu erzählen, vgl. Athenaeus VI, 229 f. Uebergangen ist ferner XXIV, 10 unsere Verbesserung εἰκὸς γάρ, ὦ βουλή, κτέ. für ἐγὼ γάρ, wo Fr. mehrere andere Aenderungen anführt, die aber weder dem Gedanken, welchen der Invalide ausspricht, so angemessen sind, noch der Ueberlieferung so nahe kommen. In derselben Rede §. 14 lässt er die Ph. 161 vorgetragene Coniectur οὔθ' οὗτος ἑαυτῷ statt ὁ. ὁ. εὖ ποιῶν zwar gelten, meint jedoch, es verstehe ἑαυτῷ sich von selbst aus dem vorhergehenden: also wäre οὐχ οὗτος τούτῳ τὴν αὐτὴν γνώμην ἔχει auf dieselbe Person bezogen grammatisch möglich! XXV, 33 ist τοῦτ' αὐτὸ δείσαντες eine kleine Abänderung Scheibe's von unserem τοῦτο δείσαντες; Fr. legt sie uns bei, billigt den dadurch erzielten Sinn, meint aber συκοφαντοῦντες liege dem traditionellen Texte τὸ αὐτὸ πάντες näher. Der Unterschied wird ziemlich derselbe sein, aber sein Vorschlag bereichert den Satz nur mit einer Tautologie, der unsrige mit der Motivirung des ἐμποδών εἰσι, welche kaum fehlen kann. Wodurch sich Fr. XXVI, 13 zu einer Aenderung, wie ὅταν μεμνῶνται τῶν ἐν ἐκείνοις τοῖς χρόνοις bewogen sah, ist nicht klar. Das sonderbare ὅταν γένωνται ἐν ἐκείνοις τοῖς χρόνοις widerstreitet der Intention des Sprechers, welcher keine dereinstige Erinnerung an fern liegende Begebenheiten im Sinn hat, sondern die nächsten Wirkungen der Zulassung des Euandros, dass sich die Richter dadurch verhasst machen und man ihnen alle Schuld an der oligarchischen Bedrückung des Volkes zuschiebt. Das sollte die Correctur πάντων für αὐτῶν und ὅσα γεγένηται für ὅταν γένωνται. Unverständlich ist, wenn Fr. von diesem und andern Vorschlägen sagt his adscitis

Digitized by Google

coniecturis haerebis in coniunctivo *ἐνθυμηθῶσι*. XXXVIII, 15 schlugen wir längst *ἡγησάμεθα* vor, (nicht *ἡγώμεθα*) für *ἡγησώμεθα*, was jetzt als Cobet's Correctur citirt wird, doch hierin war uns beiden Reiske zuvorgekommen. Die Verbesserung muss natürlich, was Rec. allein für nöthig erachtete, durch *ἐπάσχομεν* (statt *πάσχομεν*) vervollständigt werden, ohne welches man sonst Recht hat mit Fr. zu sagen: non assequor, quid in hac lectione sibi velit praeteritum *ἡγησάμεθα*. Gelten lässt Fr. zu VII, 12 unser *περιποιήσαντι*, aber §. 14 entgeht ihm die Nothwendigkeit eines Gegensatzes zu *οὗτος μέντοι* und die Untrennbarkeit der Worte *ἄπειρος — κινδύνων, εἴ τι — ἔπραττον*, wenn er mit Einschiebung von *ἔπειτα* vor *τι* dem nach seiner Ansicht hier lückenhaften Text zu helfen meint. Irgendwo muss *ἐγὼ δὲ* folgen, entweder nach *κινδύνων*, wie J. Frei neulich verlangte, oder nach *ἔπραττον*. Rauchenstein hat zwar Meutzners Verurtheilung von *πολλάς — ἀποφήναιμι* in der letzten Auflage gebilligt und die Stelle eingeklammert, aber mit Unrecht; denn *ζημίαι* sind die Ausgaben, welche der Sprecher machen musste, um viele Zeugen zum Schweigen zu vermögen, und das fehlende *ἂν* ist leicht nach *γενομένας* einzuschieben oder dieses mit *γινόμενας = αἳ ἐγίνοντο* zu vertauschen. XII, 5 billigt Fr. *προτράπεσθαι* ohne weitere Erörterung, man vergl. über die Vulgate *τραπέσθαι* Heidelberger Jahrbücher 1854. p. 228. Die Anakoluthie aber, welche er ib. beibehalten will, indem er *καὶ* vor *τοιαῦτα λέγοντες* stehen lässt, macht den Eindruck einer fehlerhaften Construction, während *φάσκοντες δὲ* keinen Anstoss geben dürfte. Wenn man in derselben Rede §. 41 *ὑπὲρ αὑτοῦ* mit Fr., welchem jetzt Rauchenstein gefolgt ist, schreibt, so ist wenigstens eine Schwierigkeit gehoben, die sonst *ὑπὲρ αὑτῶν* hier machte, doch ist der Zusammenhang an dieser Stelle noch sehr lax: oft habe ich mich gewundert über die Frechheit derer, die für ihn sprechen, wenn ich nicht bedächte, dass schlechte Leute ihres gleichen loben: denn nicht jetzt erst hat er gegen die Demokratie sich vergangen, sondern schon früher. Man erwartet einen Zwischensatz vor §. 42 des Sinnes: wer es mit der Demokratie wohl meint, muss diesen Mann hassen. XIII, 63 sucht der Verf. umsonst die unnützen Worte *οὐ συλληφθέντες οὐδὲ ὑπομείναντες τὴν κρίσιν* mit der verbositas des Lysias zu entschuldigen, als wenn nicht mit *φυγόντες* alles gesagt wäre und sich nicht von selbst verstünde, dass Entflohene nicht arretirt und vor Gericht gestellt werden können. XIV, 2 urtheilt Fr. mira est lectio *ὥστ' ἐπινικίοις ὧν οὗτος φιλοτιμεῖται τοὺς ἐχθροὺς αἰσχύνεσθαι*. unus quod sciam, hanc lectionem defendit Kayserus, Philol. XI, p. 163 nescio quomodo haec interpretatus. Die Erklärung, welche Ref. in Münchner Gel. Anz 1852, 408 gab, war folgende: »*ἐπινίκια = ἆθλα* sind die Preise in den Wetten, um die Alcibiades mit seinen lüderlichen Genossen stritt und gewöhnlich den Sieg davon trug. Man vergleiche die Charakteristik dieses üppigen Hauses, §. 42, 43,

Digitized by Google

dessen Glieder vor keinem noch so schimpflichen flagitium zurückschreckten.« Nur ist ὢν vor ἐπινικίοις zu rücken. Matt sind die Vorschläge ἐπ' ἐνίοις von Reiske und ἐπ' ἐκείνοις von Taylor, welches Fr. adoptirt und sich dabei bemüht, die Entstehung der handschriftlichen Lesart daraus zu erklären. Weiterhin, 7, ist ὁπλίτης für ὁ πατὴρ, Stephanus' Correctur, nicht leichter als οὐ παρῆν, und darum weniger zu empfehlen, weil das Vermeiden der Infanterie erst nachkömmt und diese in στρατοπεδευόμενος mitbegriffen ist. Uebrigens machen wir nochmals auf die nicht concinne Fassung des ohnehin überflüssigen οὐδὲ — τάξαι aufmerksam, vgl. M. Gel. A. 1852, 387. Was XIX, 48 Fr. zu lesen räth, παρ' οἷς κατέλιπεν ἄν, steht bereits in der dritten Ausgabe bei Rauchenstein; indess wäre κατέθετ' ἂν noch sachgemässer. XXIV, 25 scheint μεθ' ὑμῶν εἱλόμην κινδυνεύειν ὑπὲρ ἁπάντων, Dobree's Vermuthung, wo Pal. κινδ. ἁπάντων hat, müssig, obgleich Ref. sich auch nicht von der Richtigkeit der handschriftlichen Lesart überzeugen kann. Man wird sich nemlich nicht mit Funkhänel (J. f. Phil. 83, 179) auf XIII, 47 berufen dürfen: dort ist das übertreibende ἅπαντες am Platz, wo der Redner annimmt, sämmtliche Athener seien von den Dreissigen verbannt worden, oder gewiss sämmtliche im Gericht anwesende; hier aber gewinnt der Angeklagte, wenn er nicht mit der ganzen Bürgerschaft vertrieben war, sondern sein Patriotismus mit der Gesinnung derer contrastiren kann, die unter dem Befehl der Tyrannen daheim blieben; dem πολιτεύεσθαι entspricht das von uns gewünschte ἀποδημεῖν, dem ἀδεῶς das κινδυνεύων. XXV, 13 war nicht mit Dobree παρ' αὐτῶν dem überlieferten παρ' ἡμῶν vorzuziehen. XXVIII, 4 ist noch die Frage, ob ἐπηγγέλλετο in Bezug auf die wiederholt gemachten Anzeigen nicht richtig sein könne, und durchaus, wie Cobet verlangt und Fr. zugibt, ἐπήγγελτο erforderlich sei. XXX, 30 meint Fr. δὲ sei nach προσέχουσιν ausgefallen, doch fehlt es nur in Cobet's Ausgabe; Weyer's προσέχουσι δὲ καὶ hält er für probabilius, was vor τὸν νοῦν nicht einmal erträglich ist, aber auch nachher passt καὶ weniger, da die Diebe nicht unter anderen Achthabenden ausgezeichnet werden sollen.

Nach wiederholter Durchsicht bemerken wir noch folgendes: Wenn Fr. III, 25 κἀνακεκομίσθαι lesen will statt καὶ κεκομίσθαι, vergisst er, dass das simplex jene Bedeutung ebenfalls und zwar nicht selten hat. VI, 18 hat schon Dobree ἀγαγόντι vorgeschlagen, und das Compositum ἀπαγαγόντι ist, wie Soph. Ant. 382 zeigt, nicht durchaus nothwendig. Daselbst 38 wird ein schiefer Gedanke geduldet ὥστε καὶ τοῦτον ἡμῶν ἀπολαῦσαι, was heissen soll ut hic ex nostris vitiis proficiat, wo der Zusammenhang eine andere Wendung verlangt, nämlich ὥστε καὶ τῶν αὐτῶν ἡμῖν ἀπολαῦσαι. XII, 36 meint Fr. die Vergleichung des Theramenes mit Themistokles sei weithergeholt, weil sie seinem Geschmack weniger zusagt; sein Vorschlag ἀλλ' οὐ γὰρ setzt aber auch bei den Rich-

Digitized by Google

torn keine grosse Intelligenz voraus, als hätten sie das vorhergehende für Ernst nehmen können. Ebendarum müssen wir auf *καὶ γὰρ* bestehen, denn *οὐ γὰρ* ist nicht, wie Rauchenstein behauptet, Verstärkung der Ironie, vielmehr totale Abschwächung derselben. Erst mit *περιέστηκεν οὖν* verlässt der Redner diesen Ton, und geht, an *ἐξαπατήσας* anknüpfend zu der schärfsten Bezeichnung der Situation über: weil Theramenes die Athener getäuscht hat, wagt man immer noch sich auf ihn zu berufen. Vorher §. 62 wäre *προστῇ*, wie Sauppe verlangte und Rauchenstein jetzt liest, ganz passend, aber auch *παραστῇ* lässt sich halten, man achte nur auf *Ἐρ. κινδυνεύοντος* und übersetze: niemanden soll es beifallen ich klage den Theramenes an, während Eratosthenes sich zu rechtfertigen habe« denn eben dieser nöthigt mich den Theramenes hereinzuziehen. XIII, 31 wird man nach *ἀνάγκης οὔσης* eine Lücke annehmen dürfen, welche durch *μετὰ τοῦτο προσαπογράφει ἑτέρους τῶν πολιτῶν* nothdürftig verdeckt ist. Wenig wahrscheinlich ist die von Fr. angerathene Versetzung von *τούτους — οὔσης* vor *ἐβούλοντο τοίνυν*; eher wird man, was schon Herwerden erkannte, *καὶ αὐτὸς — κατηγορηκέναι* für unecht zu halten berechtigt sein, da *πάντα τἀληθῆ* von den Oligarchen nicht begehrt wurden, wohl aber *πάντα τὰ κακά*, alle möglichen Verläumdungen. Dann können wir die Frage ob *κατηγορηκέναι* sprachrichtig sei, auf sich berufen lassen. Am Schluss der Rede, 97, glaubt Fr. *αὐτοῖς* oder *τοῖς ἐχθροῖς* müsse vor *ἔπειτα τοῖς ὑ. ἀ. φίλοις* eintreten, das zweite *ἔπειτα* sei unrichtig wiederholt, und *ἔσεσθε* müsse im ersten Gliede für *γίγνεσθε* gelesen, im zweiten getilgt werden. Viel einfacher ist Dobree's Verfahren, welcher *οὐχ ὁμόψηφοι γίγνεσθε, ἔπειτα* ohne weiteres ausmärzt, wodurch auch die Nothwendigkeit, einen Dativ wie *τοῖς ἐχθροῖς*, einzuschieben, wegfällt. Der von Rauchenstein vertheidigte Satz *ἐὰν οὖν τὰ ἐναντία τοῖς τριάκοντα ψηφίζησθε, οὐχ ὁμόψηφοι γίγνεσθε* benimmt dem »furchtbaren Vorwurf« ein *ὁμόψηφος τοῖς τρ.* zu sein, alle Kraft. Nur *πρῶτον μὲν* durfte Dobree nicht entfernen. XIV, 4 ist die Aenderung *αὐτοὺς ἡγεῖσθαι* auf den ersten Blick ansprechend, aber es genügt nicht, dass sich die Richter für Gesetzgeber nur halten, sie müssen sich als solche auch geriren, was die Vulgate *αὐτοὺς γενέσθαι* ausdrückt; XXV, 27 muss nach *ἐγένοντο* die volle Interpunktion bleiben; Fr. irrt sich, wenn er noch das folgende *ὑμεῖς δὲ κτέ.* von *ἕως* abhängen lässt. XXIX, 2 soll Lysias *οὐδὲ πολλοστὸν μέρος* für *οὐδὲν ἐν τῇ πόλει* geschrieben haben, doch bedient er sich dieses Ausdruckes nur da, wo ein unerwartet kleiner Theil des gehofften Ganzen zum Vorschein kömmt. XXX, 12 werden Satyros und Chremon zu den Dreissigen gerechnet; einen solchen Irrthum konnte der Redner nicht begehen, wenn ihn auch Fr. (p. 211) möglich findet. Satyros war nur unter den Elfmännern der unverschämteste und grausamste Scherge der Tyrannen gewesen, zu welchen auch Chremon gehörte. Diesen Namen, der

Digitized by Google

§. 14 wiederkehrt, hier zu streichen ist wohl minder rathsam, als einen Schreibfehler zu vermuthen: *οἱ τῶν τρ. γενόμενοι* statt des partitiven *ὁ τῶν τρ. γενόμενος*. XXX, 22 bemerkt Fr. zu *μίκρ' ὠφελουμένη*: *μίκρ.'* non est codd. lectio nec coniectura Emperii, ut dicit Scheibius, sed Dobrei pro *μηδ'*. Die Entschiedenheit des Ausspruchs beweist nur, dass dem Verf. die schon 1833 erschienenen observationes in Lysiam unseres frühe dahingegangenen Freundes unbekannt geblieben sind und wohl auch die von Schneidewin herausgegebenen Opuscula A. Emperii, Gotting. 1847 (p. 97); von Dobree's Emendation aber konnte Emperius damals keine Notiz haben. In demselben Paragraph ist *εἵργειν* für *φέρειν* keine glückliche Correctur. Man erinnere sich hier an das Terentianische e flamma petere te cibum posse arbitror (Eun. III, 2, 38), welche Stelle zusammengehalten mit Catull. LIX, 3 und Ar. Rhet. II, 6 *ὅθεν ἡ παροιμία τὸ ἀπὸ νεκροῦ φέρειν* auf die den Manen dargebrachten Opfer die Worte des Lysias zu deuten berechtigt; selbst jener fürchtete die Mutter des Philo durch ihn beraubt zu werden.

XIII, 91 ist Fr.'s *καθυφεὶς* für *καὶ ἀφεὶς* gewiss zu billigen und XVII, 4 scheint die Auslassung von *πάντα τὰ Ἐράτωνος* das beste Mittel zu sein, um die Schwierigkeit dieser Stelle zu heben.

Kayser.

Literaturberichte aus Belgien.

Eines der wichtigsten der neuerlich erschienenen Werke dieses Landes für die Kenntniss desselben ist folgendes statistisches Jahrbuch:

Annuaire statistique et historique Belge par le Dr. A. Scheller, XII Année, Brusselles 1865. Chez Muquardt.

Der Verfasser, Ritter Scheler, ist Bibliothekar des Königs und auf diese Weise hatte dieser rühmlichst bekannte Gelehrte sichere Quellen für seine statistischen Angaben. Darnach hat Belgien jetzt über 3,000,000 Einwohner in 86 Städten und 2452 ländlichen Gemeinden; auf 100 Hectaren oder 1 Kilometer des Landes kommen 166 Einwohner, die meisten aber in der Provinz Flandern, nämlich 272. Die grösste Stadt, Brüssel zählt jetzt 181,799 Seelen, und Antwerpen 117,000. In diesem wahrhaft konstitutionellen Lande werden die Staatsbürger vertreten durch 58 Senatoren und 116 Abgeordneten. Die Gemeinden besitzen vollständige freie Selbstverwaltung durch gewählte unbesoldete Beamte und kommen auf 1000 Seelen 47 Wähler zum Gemeinderath, Wähler aber ist jeder, welcher 49 Franken Steuer zahlt. Die Universitäten Gent und Lüttich mit 40 Professoren hängen von der Staatsverwaltung

Digitized by Google

ab, die erste zählt 772 und die letztere 589 Studirende; die Universitäten zu Brüssel mit 33 und Löwen mit 49 Professoren, diese von der Geistlichkeit gegründet, bestehen aus Privat-Unternehmungen. Bei der durch die Volksvertretung festgesetzten Veranschlagung der Staats-Einnahmen und Ausgaben ist für die schönen Künste eine Unterstützung von 772,000 Franken ausgesetzt, denn in dem Vaterland von Rubens herrscht noch viel Kunstsinn; zur Unterstützung von Gelehrten, deren Wittwen und Waisen, zur Ermunterung des wissenschaftlichen Strebens, zur Herausgabe belgischer ungedruckter Chroniken, zur Entschädigung von Archivaren u. s. w. ist ebenfalls eine bedeutende Summe ausgesetzt. Auf das stehende Heer werden nur 54 Millionen Franken verwendet, indem man so klug ist, die ausgebildete Mannschaft zu entlassen; so dass nur 39,979 Mann zum Garnisonsdienst verwendet werden, während erforderlichen Falls sofort durch Einberufung der Beurlaubten 99,900 Mann kriegsfähig ausgerüstet sind. Uebrigens beträgt die Gesammtausgabe des Staates 154 Millionen Franken.

Das beste Reise-Handbuch durch Belgien ist unbedenklich folgendes:

Guide Claassen, la Belgique pittoresque, monumentale, artistique, historique, politique e commerciale. Brussel 1865. près Claassen.

Herr Buchhändler Claassen ist ein tüchtiger Nachfolger von Bädeker mit seinen Reise-Handbüchern; das vorliegende ist mit 63 Abbildungen und Karten ausgestattet und erscheint schon in der 4. Auflage zu dem geringen Preise von 4 Franken.

Nederland, Belgie, de Reyn, Paris, Reisgids, met platten grad, munttafel canwyzing, con Logementen. Brussel. Claassen. 1864. in 12. 6 Fr.

Dies Reise-Handbuch durch Belgien, Holland, auf dem Rheine und nach Paris ist in demselben Verlage erschienen, aber in der vlämischen Sprache, welche besonders von Antwerpen und Gent aus befördert wird, wo man das germanische Element gegen das Franzosenthum und die Wallonen zu unterstützen sucht. Dazu sind bereits mehrere Gesellschaften gestiftet worden, von denen wir nur den niederdeutschen Bund erwähnen wollen, der in Antwerpen zur Beförderung des germanischen Wesens gestiftet worden, und unter dem Vorsitze des Herrn Coremans sehr thätig ist. In derselben Richtung wirkt daselbst auch der Vlamsche Bond unter dem Vorsitze des Herrn v. Streten, wobei unter andern noch der strebsame Herr v. Spielbeck thätig ist, endlich auch die Gesellschaft de Vlamsche Schol ebenfalls in Antwerpen unter dem Vorsitze des vorgedachten Hrn. v. Spielbeck. **Neigebaur.**

Digitized by Google

Nr. 20. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Literaturberichte aus Belgien.

Dass aber auch deutsche Bücher in Belgien erscheinen, zeigt folgendes sehr beachtenswerthe Werk:

Das geistige Leben der Vlamingen, von der Baronin v. Reinsberg-Dühringsfeld. Brüssel 1861. Bei Claassen. 3 Bände. 8.

Da dies treffliche Werk, welches die dortigen Schriftsteller in vlämischer Sprache vorführt, in Deutschland bereits bestens bekannt ist, wollen wir uns darauf beschränken zu erwähnen, dass dasselbe auch in Belgien sich der allgemeinen Achtung erfreut, da man findet, dass es jeder kennen muss, welcher mit der gegenwärtigen Schriftstellerwelt in Belgien bekannt werden will; sie ist zahlreich in diesem Lande, wo es mehr Leute gibt, die für die Wissenschaft leben, als solche die von der Wissenschaft leben wollen und müssen.

Wie sehr man in Belgien die deutsche Bildung achtet, zeigen die vielen hier erscheinenden Uebersetzungen deutscher Werke, von denen wir zuvörderst den Fröbel'schen Wintergarten erwähnen:

Fröbel, manuel pratique des jardins d'Enfants, par J. F. Jacobs et la Baronne de Marenholz. Brüssel 1864. Chez Claassen in 4.

Dies Werk ist mehr eine blosse freie Benützung des braven Deutschen, dessen Kindergärten in manchen seiner deutschen Vaterländer verboten waren, weil man ihn mit seinem Bruder verwechselte, welcher politisch unliebsam geworden war. Herr Jacobs ist Direktor der Belgischen Normalschule und die Baronin von Marenholz ist eine der hochgebildeten Frauen, welche sich besondere Verdienste um die Erziehung erwarben. Dies mit 85 Abbildungen und Musikstücken trefflich ausgestattete Werk kostet nur 10 Fr., und hat bereits die zweite Auflage erlebt.

Fröbel l'education de l'homme, traduit de l'allemand par la Baronne de Crombrughe. Brüssel chez Claassen 1864. in 8. p. 396.

Hier tritt eine andere Belgische Frau, sehr geachtet durch ihre Erziehungs-Schriften als Uebersetzterin von unserem Fröbel auf.

Digitized by Google

Les couseries de la mère pour la recreation et l'education du premier âge d'après Fröbel par la Baronne de Crombrughe. Brusselles 1864. Chez Claassen.

Diese Unterhaltungen einer Mutter mit ihren Kindern mit Gedichten, Liedern, Gesängen und andern Unterhaltungen zur Erziehung der Kinder von ihrem frühesten Alter an, nach Fröbel, von derselben Freundin der Jugend sind als Prachtausgabe mit 50 Seiten von Musikstücken als Beilage und 50 trefflichen Holzschnitten von Brown nach den Zeichnungen von Scherer ausgestattet und kosten nur 12 Franken.

Wie sehr unser Fröbel in Belgien heimisch geworden ist, kann man auch aus folgendem Werke entnehmen:

Praktisch Handboek oen Kindern von 2 tot 8 Jaren al spelende gemakkelyk en leergam besig te honden, volgens de entwikkelings methode van F. Fröbel, door J F. Jacobs. Brüssel 1863. bey Claassen. 4.

Dieser Leitfaden zum ersten Unterricht der Kinder vom 2. bis 8. Jahre ist mit 80 Kupferstichen ausgestattet, und kostet nur 10 Franken.

Le petit livre des enfants du bon Dieu, par la Baronne de Crombrughe. Brüssel 1865. Chez Claassen in 4.

Dies ABC-Buch für Kinder von der mehrgenannten in Gent wohnenden von allen Parteien geachteten Schriftstellerin ist mit 25 tüchtigen Kupferstichen von Scherer ausgestattet.

Archives d'Anvers, Reglement. Anvers 1864. Chez Schulmans. 8.

Dies ist die Dienstvorschrift der Beamten des Stadtarchivs zu Antwerpen, welches aus der Zeit herstammt, als diese Stadt Mitglied des deutschen Hansa-Bundes war und selbst einen Bundestag der Hansa in ihren Mauern erlebte; auch durften die Landesherren in dieselbe nur einziehen, nachdem sie vor dem Thore in einer Kirche geschworen hatten, die Gerechtsame Antwerpens zu wahren. Dies Archiv ist nicht nur an sich sehr bedeutend, indem es den grössten Theil des im 16. Jahrhundert erbauten grossartigen Rathhauses füllt, sondern es ist dasselbe auch dadurch sehr beachtenswerth, dass es nach diesem Reglement einen Lehrsaal besitzt und der öffentlichen Benutzung überlassen ist. Es zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die eine alle alten Schriftstücke bis zur französischen Besitznahme in Folge der grossen Revolution enthält, die andere, die welche seit jener Zeit hinzugekommen, und endlich diejenigen, welche Privat-Angelegenheiten betreffen. Ausserdem aber hat dies für die Geschichte so wichtige Archiv das Glück einen seltenen Archivar zu besitzen, den als fleissiger Schriftsteller bestens

Digitized by Google

bekannten Herren Genard, von welchem vielfach gründliche geschichtliche Werke bekannt sind, von denen wir nur »Luister der Sanct Lucas Guilde, Antwerpen 1854 erwähnen wollen; so wie sein letztes Schreiben vom 26. April 1865 an den Magistrat von Antwerpen über die Thore dieser Stadt, durch welche die Landesherrn ihre Joyeuse entrée hielten.

Aus dem Deutschen erschien folgende Uebersetzung:

Nieritz, Bibliotheque de la jeunesse, traduit par Lepoitier. Brüssel 1863. Chez Claassen.

welche in 6 Bändchen mit Illustrationen herausgegeben ward.

Auch ein Polnischer Schriftsteller ist in Belgien mit folgender Schrift aufgetreten:

Notice sur la vie de J. Lelewel par Sawaszkiewicz. Chez Claassen. Brüssel 1863.

Lelewel, einer der 5 Dictatoren Polens nach der dortigen Revolution von 1830, lebte seit dem Ende derselben in Brüssel in allgemeiner Achtung als gründlicher Gelehrter, als welcher er sich besonders durch seine Geschichte der Erdbeschreibung bewährte, bis er kurz vor seinem Tode sein Einsiedlerleben in Brüssel aufgab und bald darauf in Paris starb. Ein Landsmann hat ihm hier ein Denkmal gesetzt.

Katschanowski, Daniel Webster, sa vie et ses oeuvres. Brüssel 1863. Chez Claassen.

Ein anderer in Brüssel seine Zuflucht suchende Pole hat diese Lebensbeschreibung herausgegeben.

Neigebaur.

Aug. Fr. Gfrörer, Pr. d. Gesch. an der Universität Freiburg i. Br. Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. J. B. Weiss, Pr. d. Gesch. an d. Univ. Gratz. I. Bd. Schaffhausen, Hurter 1865. gr. 8. S. XX u. 441 mit 2 Stammtafeln. II. Bd. 1866. S. VIII u. 362.

»Die Sätze, sagt der Verf. in einer handschriftlich hinterlassenen Vorbemerkung, welche in vorliegender Abhandlung vorgetragen werden, gehen weit ab von denen, welche jetzt allgemein angenommen sind, von den Sätzen, die Eichhorn in den fünf Auflagen seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte und Waitz in seiner deutschen Verfassungsgeschichte aufstellen; auch mit den Ergebnissen tiefer Studien, die Fr. C. v. Savigny in seiner trefflichen Geschichte des römischen Rechtes während des Mittelalters niedergelegt hat, stehen

Digitized by Google

meine Forschungen keineswegs im Einklange. .... Ich scheue mich sogar nicht, von vornherein das Bekenntniss abzulegen, dass ich von dem Wege, den die Meisten betraten, wenig Erspriessliches für wahre Erkenntniss der deutschen Staatsgeschichte erwarte ....«

Diese Grundsätze bilden auch den Angelpunkt des vorliegenden aus den hinterlassenen Collegienheften des vor 5 Jahren verstorbenen Verfassers entstandenen Buches: sie bilden mit der grossen Belesenheit und scharfsinnigen Combination des Verfassers seine Stärke, bei Gfrörers schwunghafter Phantasie aber bedingen sie auch die Schattenseiten des nichtsdestoweniger interessanten Werkes. Denn da der Verf. nicht in die breitgetretenen Geleise der Schule tritt, sondern es vorzieht, gleichsam als Laië auf eigenen Fusspfaden das Gebiet der Rechtsgeschichte zu betreten, so ist es leicht begreiflich, dass er manchen Punkten und Anstalten des mittelalterlichen Staates neue Seiten und Ansichten abzugewinnen weiss, welche dem auf der breiten Heerstrasse der Zunftgelehrsamkeit Wandelnden nicht in die Augen fallen; anderseits aber ist hinwieder nicht zu übersehen, dass ihn das Streben nach Originalität nicht selten verleitet, mit einer an Selbstüberschätzung streifenden Kühnheit über die Leistungen seiner Vorgänger wegzusehen, was nicht immer zum Vortheile der Gründlichkeit seiner Beweisführung ausfällt, selbst wenn die Schärfe des Räsonnements den Leser im ersten Augenblick überrascht.

Um den Inhalt des Ganzen zu charakterisiren, müssen wir bemerken, dass ein vorzeitiger Tod den Verfasser an der Vollendung seiner grossen Aufgabe, die Entwicklungen der Staatsformen im frühesten Mittelalter darzustellen, unterbrach, und uns nur vier Bücher seines Werkes hinterlassen sind, welche aus 120 Bogen Collegienheften und etlich 40 Blättern mit Citaten von dem Herrn Herausgeber mit anerkennenswerther Treue und Pietät gesammelt und mit Fleiss und Sachkenntniss für den Druck in Capitel abgetheilt zur Herausgabe vorbereitet worden sind. Das erste Buch schildert die Bestrebungen der Merowinger, die volksthümlichen Einrichtungen, welche die salischen Franken in ihren Wohnsitzen jenseits (d. h. östlich) des Rheines besassen und ausgebildet hatten, mit den Staatsformen, welche sie als Eroberer in dem römischen Gallien antrafen, zu einem politischen Ganzen zu verschmelzen. Der Verf. erkennt dieselben insbesondere in den sich wiederholt erneuernden Versuchen, die römische Verjährungslehre einzuführen, weil dadurch den römischen Unterthanen der Besitz garantirt wurde (S. 64), sowie in der allmähligen Umbildung, welcher die altangestammten Volksgerichte unterworfen wurden, indem man statt der bisherigen Zulässigkeit aller freien Markgenossen anfing, bloss viri boni, d. h. solche, welche Haus und Hof hatten und soviel Vermögen besassen, um Bussen zu decken, auf die Liste der Rachimburgen setzte (S. 133) und später diese bereits entarteten Geschworenengerichte unter den Pipiniden in die Cabinets-

Digitized by Google

justiz der Schöffenstühle umwandelte (S. 140). Bevor aber Karl der Grosse die Gerichte der Geldmänner in Franken aufhob, war das Problem durch seinen Grossvater Carl Martel bereits in Alamannien und Baiwarien gelöst worden.

Zweites Buch. Denn das unter Landfried erneuerte (a. 725) alamannische Gesetz ist 1) nicht vom Landesherzog, sondern diesem zum Trotz von dem fränkischen Major domus eingeführt worden (S. 172); 2) ist es darauf berechnet, dass der hohe Clerus Alamanniens dem fremden Gebieter zur Erreichung seiner Herrscherzwecke in die Hände arbeite, wofür sowohl die Kirche (S. 177) als der Clerus (S. 262) mit den ansehnlichsten Privilegien und Zugeständnissen geködert werden sollen. 3) Das Gesetz soll die Alamannen auf friedliche Weise den Franken unterwerfen und durch den Schrecken von Strafen an blinden Gehorsam gewöhnen und zwar durch Verhetzung der einzelnen Volksklassen wider einander (S. 185). Endlich vernichtet 4) die lex renovata uralte Freiheiten des Volkes, namentlich die Geschworenengerichte durch Einsetzung königlicher Einzelrichter, der judices (S. 199) und höchst wahrscheinlich haben die Vorwürfe, welche in Baiern und Alamannien gegen das Institut der Einzelrichter laut geworden, Carl den Grossen ein halbes Jahrhundert später zur Einführung der Schöffengerichte veranlasst (S. 209). Auch in Alamannien wurde ein gewisser Besitzstand als Bedingung anerkannt, um vor Gericht gültig fungiren zu können und die Masse der verarmten Freien von den Richterbänken, wie von den Listen der geschworenen Eideshelfer ausgeschlossen, indem die bevorzugten Besitzenden und dadurch zu ehrenwerthen Bürgern Erklärten im Bereiche des Geschworenengerichtes viri boni, im Bereiche der Eideshülfe aber electi hiessen (S. 232). Ausserdem werde aber wiederholt auf ein ausserhalb der Alamannica stehendes Gesetz hingewiesen und diess kann nach des Verfassers Ansicht nur in der l. Salica und den Capitularien der Merowinger bestanden haben (S. 150).

Das dritte Buch behandelt die baierischen Zustände im 8. Jahrhundert, und auch hier bemüht sich der Verfasser, indem er die Abfassung der l. Baiw. in das Jahr 728 verlegt (S. 324), ihren Inhalt nach obigen vier Hauptgesichtspunkten zu zerlegen und an demselben die politischen Intentionen des fränkischen Majordomus nachzuweisen. Es wird dem Verf. nicht schwer, durch die allerdings etwas scharfen Streiflichter, mit welchen er das fränkische Missionswesen markirt, die Sendboten als geistliche Gehülfen fremder Herrscherzwecke in zweifelhafter Beleuchtung erscheinen zu lassen und einen um so höheren Glanz auf die Bemühungen des päbstlichen Legaten und Generalvikars Bonifazius zu verbreiten, denn die römische Curie hatte schon durch die Schritte des Herzogs Theodo a. 716 alle Veranlassung, im Capitulare des Papstes Gregor II. die kirchliche Thätigkeit eines Ruprecht, Emmeram und Corbinian — um nicht offen zu sagen zu desavouiren, doch-

Digitized by Google

wenigst — durch Stillschweigen zu ignoriren (S. 290). Ferner findet der Verf. auch in Baiern eine dreifache Scheidung der Volksklassen, indem er ausser Adel und Freien zwischen die Letztern und die Freigelassenen die Klasse da verarmten infimi oder minores einschiebt (S. 420). Denn um das baierische Volk an die Unterwerfung unter das fränkische Joch zu gewöhnen, musste der legislatorische Sieger, damit kein gemeinschaftlicher Widerstand möglich sei, 1) die vorhandenen Kastenunterschiede befestigen, so wie die Einführung neuer in Aussicht stellen oder vorbereiten; 2) die Gerechtigkeitspflege in die Hände von gelehrten, dem Lande Baiern fremden Beamten legen, die ganz von der Krone abhängig sind, von ihr besoldet worden und damit sie rasch zu höhern Würden emporsteigen, sich willfährig beweisen müssen (S. 387). Von diesen beiden Punkten hat der Verf. nur den Erstern behandelt, indem er die seit dem 8. Jahrhundert sich überraschend schnell vermehrenden Spuren um sich greifender Verarmung in allen Schichten der Bevölkerung (S. 405) und die dadurch bedingte Umwandlung des Geburtsadels in einen Dienstadel (S. 421), sowie des Gemeinfreien in einen Hörigen (Baro und Vassus S. 428) darstellt.

Das vierte Buch, welches den ganzen Band II füllt, ist den Zuständen der Unfreien in Deutschland im 7. und 8. Jahrhundert gewidmet. Besonders sind es hier die Verdienste der Geistlichkeit um Aufhebung der Sklaverei und Milderung des Looses der Hörigen, welches den Verf. in diesem Bande beschäftigt, und er zählt als Haupthebel zu dieser allmähligen Emancipirung auf 1) die Auffassung der Freilassung als eines gottgefälligen Werkes (S. 18); 2) Eigenthumerwerbung durch den Sklaven (S. 25); 3) Beschränkung des Sklavenhandels theils durch wirkliches Verbot ausserhalb der Landesgränze, theils durch lästige Formalitäten (S. 30); 4) Bekämpfung des Grundsatzes der argen Hand durch Aufrechthaltung der Unlösbarkeit des Sakraments der Ehe auch unter Sklaven (S. 58), anderseits durch Nutzung des Asylrechts (S. 74); 5) Aufnahme von Hörigen in den Kreis des Clerus, in Klöster, die Pflanzschulen des Kirchendienstes und der Wissenschaft, welche die Freilassung bedingte (S. 87); 6) Sicherung der Freigelassenen für ihre Zukunft durch Begabung mit Präkarien aus dem Kirchengut (S. 113).

Indem der Verf. nun die Lebensverhältnisse der verschiedenen Klassen der Unfreien bespricht, kommt er zuerst (S. 133) zu den Haussklaven, aus deren Thätigkeit sich die spätern Handwerke entwickelten; und wenn er auch gerne eingesteht, dass die über den einfachsten Lebensbedarf hinausreichenden Gewerbe, welche dem Luxus in Wohnung und Kleidung und städtischem Wohlleben dienen, seit dem Untergang der Römerherrschaft von unbekannten Punkten über das fränkische Reich sich ausgebreitet hätten (S. 184); so mögen wir ihm nicht Unrecht geben, wenn er behauptet, dass es zunächst das Königthum und die kirchlichen Stifte waren, welche

Digitized by Google

das Gewerbewesen rasch aus dem Zustande der Kindheit zur Blüthe hinübergeführt und dem aufkeimenden städtischen Bürgerthum in die Hände gegeben haben (S. 160). Ursprünglich wurden alle Gewerbe von Sklaven betrieben; nur bei zweien will Verf. eine Ausnahme statuiren, nämlich bei der Arzneikunde (S. 153), welche zwischen Wissenschaft und Gewerbe die Mitte hält und bei dem Handel (S. 159), dessen Betrieb durch Sklaven kaum denkbar ist. Aber auch bei den andern Gewerben führte ihre aufsteigende Entwicklung zur Freilassung, wie denn auch der Vorsteher der Klosterwerkstätten und Meister, welche nach der Zunftverfassung Gesellen, juniores, und Lehrlinge unter sich hatten, wirkliche Freie waren (S. 190). Diess führt den Verf. auf die Entwicklung des Städtewesens (S. 197) zu dessen Aufblühen wieder Königthum, Kirche und Handel zusammenwirkten, und er findet in Alamannien 10, in Baiern 14, im mainländischen Francien 4, in rheinischen Francien 14, in Friesland 7, in Thüringen 2, in Sachsen 12 Orte, welche im 9. Jahrhundert von grösserer Bedeutung und meist als Bischofssitze genannt werden. Als Bilder städtischen Lebens und Treibens wird uns die Darstellung des Bischofs Venantius Fortunatus von Mainz aus dem 6. Jahrhundert (S. 256) und des Ermoldus Nigellus von Strassburg aus dem 9. Jahrhundert (S. 267) gegeben.

Die Ansicht, dass das Karolingische Deutschland ein ackerbauendes Land gewesen, dessen Bewohner nur von ihren Erzeugnissen gelebt hätten, so dass der Geldumsatz in den niedern Schichten der Gesellschaft null und nur in den höchsten von einigem Belang gewesen, sucht der Verf. als irrig darzustellen (S. 275), indem er aus zahlreichen Beweisstellen darzuthun vermag, dass in allen Provinzen der Geldverkehr bis in die niedersten Klassen herab sich erstreckte. Besonderes Zeugniss geben hiefür die Zinsbücher der Stifter und Abteien, in welchen die Gilten und Reichnisse in natura verzeichnet und meist daneben nach dem Geldwerth angeschlagen sind, so dass es nicht selten dem Zinspflichtigen freistand, sich der einen oder anderen Art, seine Verpflichtung abzutragen, zu bedienen. Es war an und für sich keine geringe Reihe von Diensten, welche dem Hintersassen aufgelastet wurden. Nicht nur vom Kleinvieh und Geflügel musste er auf den Herrnhof liefern, auch Ochsen für das Armeefuhrwesen und Pferde theils zum Heeresdienst, theils zum Botenreiten (S. 280). Von Waizen, Roggen, Gerste, Haber wurde ein gewisses Quantum Malter eingedient; wo Weinbau herrschte wurde derselbe in Fudern, welche in Ohme und Eimer zerfielen, geliefert (S. 287). Aber auch der Ertrag der Flachsfelder, der Wiesen und Wälder war genau abgeschätzt, insbesondere bei letztern die Hinstellung von Schweinheerden zur Eichelmastung ausbedungen. Nicht geringer aber war die Reihe der Frohndienste, zu welchen der Zinsbauer verpflichtet war (S. 292). Da waren die Hand- und Spanndienste, welche den Hörigen oft die halbe Woche auf dem Herrnacker be-

Digitized by Google

schäftigten und ausserdem zu Fuhren mit Getreide, Wein, Holz, Salz, Kalk, Dünger u. s. w. verpflichteten; dann die Ackerbaufrohnde (S. 317), welche nach Bau- und Erntezeit sich richtete; dann der Botendienst (S. 329) theils zu Pferde, aber auch zu Fuss oder zu Wasser; dann die Nachtfrohnden, wactae, (S. 335) und ordentliche, wie ausserordentliche Gilten (S. 345 u. 353). Die eigentliche Bedeutung erhalten aber diese Abgaben erst dadurch, wenn man berücksichtigt, dass die Bauerngüter in Folge der Uebervölkerung nicht bloss in halbe und Viertelmansen zertheilt waren, sondern selbst so weit zertrümmert wurden, dass der haistaldus auf seinem Häuslein für sein Vieh nur die Nutzung der Gemeindeweiden ansprechen konnte; und wenn es ihm nicht gelang, etliche jugera dominicata in Pacht zu erhalten (S. 371), so musste er als Taglöhner und Lastträger den Hunger abzuwehren suchen.

Der kundige Leser wird durch diese Skizze in den Stand gesetzt werden, den Ideengang des Verfassers zu verfolgen und den Umfang des Inhaltes zu beurtheilen, so dass es genügen wird, wenn wir Einiges insbesondere herausheben, um unser am Eingange dieser Anzeige abgegebenes Urtheil zu motiviren. Wir sind z. B. mit dem Verfasser einverstanden, dass die Thätigkeit der fränkischen Missionäre wenigstens ebensoviel durch die staatskluge Politik der Pipiniden als von wahrem Bekehrungseifer influirt worden sei, ohne desshalb sein absprechendes Urtheil im Ganzen billigen zu können; denn Männer, welchen die dankbare Erinnerung der Völker Jahrhunderte hindurch eine innige Verehrung bewahrt, als Mörder, Hurer und Landesverräther zu brandmarken (I. 370), dürfte weniger die Tiefe der Forschung, als die Vorliebe für beissende Ausfälle bekunden. Nicht minder können wir dem Verf. zugestehen, dass die letzte Redaktion der l. Alamannica und Baiwar. dem Zeitraum der Karolinger angehören und zwischen die Jahre 725 und 728 gesetzt werden dürfte. Wir sind sogar hiemit einverstanden, dass die Abfassung obiger Gesetzbücher, sowie sie gegenwärtig vorliegen, nicht von den betreffenden Landesherzogen herrühre, sondern vielmehr diesen zu Trotz von dem obsiegenden Majordom Carl Martel durchgeführt worden sei. Wenn aber der Verf. hieran die Folgerungen knüpft, dass es vordem in Alamannien keinen Adel, sondern nur einen naturwüchsigen und trefflichen Stand freier Grundbesitzer gegeben habe und die l. renovata Lantfridi durch Parallelisrung des Alamannus primus, medianus und minofledus mit dem bos optimus, medianus und minor des Tit. 78 unter der Maske des Hohns und der Verachtung einem eingewurzelten Hasse habe Ausdruck geben wollen (I. S. 411 u. 185), so hat ihn die Missachtung vorgängiger Leistungen zu diesem Irrthume verleitet; denn so viel ist doch wohl in der Geschichte deutscher Volksrechte festgestellt, dass dieselben wiederholten Ueberarbeitungen unterzogen wurden. Ja Verf. scheint (I. 246) selbst den Pactus Alam. als älteres noch theilweise gültiges Gesetz anzusehen. Nun

Digitized by Google

werden aber gerade im Pactus (II, 38, 39, 40, 41. III. 26, 27) nicht nur schon obige Volksklassen unterschieden, sondern genau mit denselben Abstufungen bezeichnet und da die Abfassung desselben nach dem Urtheile der competentesten Richter (Zöpfl, Rechtsgesch. p. 38. Merkel, Proleg. l. alam. §. 2) bis in das 6. Jahrh. hinaufreicht, so erhellt, dass die Standesunterschiede auch bei den Alamannen wenigstens um 200 Jahre älter sind, als Verf. annimmt, und dass die ganze Eintheilung kein so erkünsteltes und berechnetes Gepräge an sich trägt, wie es dem Verf. durch die Brille vorgefasster Meinung erscheint (I. 187). Weit eher möchten wir gerechtfertiget erscheinen, wenn wir die Willkür, mit welcher der Verf. seiner Theorie zu Liebe und ganz gegen jeden Quellenbeweis auch in Baiern die 3 Standesklassen ergänzt (I. 420) nicht für das Ergebniss der Thatsachen, sondern für das Produkt einer tendenziösen Abstraktion ansehen müssen.

Ebenso verhält es sich mit der den Merowingern und Pipiniden unterschobenen absichtlichen Entartung des alten Volksgerichtes. Musste sich dieses Gericht nicht an sich schon nothwendig ändern mit dem Wechsel der Glücksfälle seiner Beisitzer? Und liegt darin eine aristokratische Entartung, wenn sich allmählig mit dem Begriffe des vir bonus die Idee eines gewissen Besitzstandes verband? Aber die Franken — behauptet Verf. I. S. 140. — wussten gerade sogut als neuere Staatsmänner, dass das Gerichtswesen eines der kräftigsten Mittel ist, die Menschen zu beherrschen und dass wer die Richter in einem Lande zu ernennen hat, sogut als Herr im selbigen Lande ist. Daher verwandelten die fränkischen Majordome in Alamannien und Baiern die demokratischen Geschworenengerichte, indem sie zum Schein vom Volk wählbar, in der That aber vom König oder Herzog ernannte Einzelrichter einsetzten, welche ganz von ihrem Gerichtsherrn abhingen (I. S. 209). Den Beweis für diese seine Aufspürung der Politik der Pipiniden ist uns der Verf. schuldig geblieben — wenigstens ist in den beiden vorliegenden Bänden nichts weiter als obige Hinweisung (I. 197. 205. 387) ohne weitere Begründung zu finden. Auch hier ist zu bemerken, dass lange vor dem Eingreifen der Pipiniden in die Geschicke von Alamannien und Baiern in beiden Ländern judices als Rechtsprecher genannt werden (l. Al. Tit. 41. l. Baiw. Tit. VIII. 21. XIII. 1 u. 2. XIX. 8 u. Capit. Gregor. II. a. 716); dass dieses Institut daher ebensowenig bei ihnen erst durch den Einfluss der Franken aufgekommen sein kann, als der Asega bei den Friesen und der nordische Lögsögmathr, welche beide als Rechtsprecher, Depositare und Wächter des Gesetzes dieselbe Stellung einnehmen, welche der altangestammte alamannische und baierische judex behauptete.

Wenn der Verfasser Carl Martel des Missbrauchs des Heiligsten zu irdischen Herrscherzwecken beschuldigt (I. 322. 362, 372 ff.) und wider das fränkische Hofchristenthum zettert, so können wir

Digitized by Google

ihm Bonifazens eigenes Geständniss entgegen halten, dass ihm ohne Carl's Schutzbrief nichts möglich gewesen wäre (Ed. Serrar. ep. 3. ad. Danielem). Noch mancherlei eignete sich zur Widerlegung, z. B. die Behauptung, der Prolog der Volksrechte enthalte absichtlichen Betrug (I. 168), der Mangel von Centgerichten in Baiern (I, 341), die irrthümliche Annahme von besondern Gerichtsärzten für bestimmte Gerichtsbezirke (II, 155) u. dgl. m. Aber wir wollen weder hierüber mit dem Verf. rechten, den der Tod an der Vollendung seines Werkes verhinderte, noch ihm die an einem Geschichtsforscher tadelnswerthe Parteilichkeit, mit welcher er selbst auf Kosten der Wahrheit in gehässiger Weise zu Gunsten seiner Landsleute über seine baierischen Nachbarn herfällt, zum Vorwurfe machen; wir sehen in diesen unbegründeten Ausschreitungen, sowie in den sarkastischen Verunglimpfungen, womit der Verf. andere Forscher überhäuft, nur die bedauerlichen Folgen einer krankhaften Constitution, welche den Verf. seinem vorzeitigen Ende entgegen führte. **Dr. A. Quitzmann.**

Eléments de la Théorie mathématique de la Capillarité, par le P. J. Delsaulx, de la Comp. de Jésus, Professeur de physique mathématique au Collége de la Paix. Bruxelles, Imprimerie de Charles Lelong. 1865. (X u. 64 S. in 8.).

Die vorliegende kleine Schrift kündet sich als erste einer Reihe von »Résumés de Physique mathématique« an, und, wie ihr eigener Titel und dieser allgemeinere besagen, ist es nur ihre Aufgabe, die vorhandenen Theorieen dem Verständnisse näher zu bringen, also die Schwierigkeiten, welche in der Darstellung der ursprünglichen Entdecker dieser Theorieen geblieben sind, zu ebnen und zugleich das, was in den späteren Zeiten hinzugekommen ist, zu berücksichtigen, namentlich wenn es dem Zwecke — leichteres Verständniss — dient.

Die Theorie der Capillaritäts-Erscheinungen, die wir hier vor uns haben, schliesst sich wesentlich Laplace an. Poisson wird nur gelegentlich genannt und kurz darauf gedeutet, was er von ersterem Verschiedenes hat; dagegen wird Bertrand und vorzugsweise Desains mehr benützt.

Als »Grundsatz« stellt die Schrift die folgende Betrachtung auf: Denkt man sich ein Haarröhrchen in eine Flüssigkeit mit seinem untern Ende eingetaucht, verlängert dasselbe in Gedanken in Gestalt einer gebogenen Röhre bis zur Oberfläche der Flüssigkeit, und denkt sich die Wände dieser eingebildeten Röhre fest geworden: so muss die Flüssigkeit in der ganzen Röhre im Gleichgewicht sein, indem durch das Festwerden der Wände der bereits vorhandene Zustand der Ruhe nicht gestört wurde und man offen-

Digitized by Google

bar nach dem Festwerden die übrige Flüssigkeit entfernt denken kann, ohne dass im Röhrchen die Ruhe gestört wird.

Nun untersucht der Verf. die Wirkungen, welche in dieser so erhaltenen Röhre sich offenbaren.

Ist p der Umfang des Röhrenschnittes (in der wirklichen Röhre), so wird die Wirkung der Anziehung, welche die Röhre auf die Flüssigkeitstheilchen in ihr ausübt, die von dem untern Ende nicht so weit entfernt sind, als die Länge des Halbmessers der Wirkungssphäre beträgt, durch $p\alpha$ gegeben sein, wo α nur von der Natur der Flüssigkeit und des Röhrchens herrührt. Dieselbe Wirkung wird ausgeübt auf die Flüssigkeit, welche in der eingebildeten Röhre nicht so weit vom untern Ende der wirklichen Röhre entfernt ist, als jener Halbmesser beträgt. Endlich werden die erstgenannten Flüssigkeitstheilchen von Seiten der als Wände fest gedachten Theilchen (der eingebildeten Röhre) eine Wirkung $p\alpha^1$ erführen, wo α^1 nur von der Natur der Flüssigkeit abhängt. Die zwei ersten Wirkungen gehen von unten nach oben, die letzte umgekehrt. Alle übrigen Wirkungen heben sich in ihren vertikalen Componenten auf (das Röhrchen vertikal gestellt). Demnach ist die hebende Kraft $p(2\alpha - \alpha^1)$. Ist also h die Höhe der gehobenen Wassersäule, s die Fläche des Schnitts des (zylindrischen) Röhrchens, ϱ die Dichte der Flüssigkeit, so ist $p(2\alpha - \alpha^1) = sh\varrho g$, (wo g die bekannte Konstante der Schwere). Wenn $2\alpha - \alpha^1$ positiv, so hat man eine Hebung, ist $2\alpha - \alpha^1$ negativ, eine Senkung. Daraus folgt übrigens $sh = \pm a^2 p$, wo a^2 nur von der Natur des Röhrchens und der Flüssigkeit abhängt.

Aus dieser Formel werden sofort eine Reihe Schlüsse gezogen, dabei aber besonders darauf aufmerksam gemacht, dass das Gewicht des obern Meniskus nicht beachtet wurde, man also die ganze gehobene Säule als zylindrisch angesehen habe. Mit den (zahlreichen) Folgerungen aus dieser Grundformel schliesst der erste Abschnitt des Buches.

Der zweite betrachtet die Molekularwirkungen am Scheitel der Säule.

Die Flüssigkeiten üben auf eine beliebige Linie (file) von Molekülen, die auf der Oberfläche senkrecht steht, Molekularwirkungen aus (in so ferne eben die an oder nahe an der Oberfläche befindlichen Moleküle nicht ringsum innerhalb ihrer Wirkungskugel von Molekülen umgeben sind). Ist A diese sich durch die ganze Masse fortpflanzende Wirkung im Falle einer ebenen Fläche, so wird sie im Falle einer konkaven Oberfläche durch $A - M$, im Falle einer konvexen durch $A + M$ ausgedrückt. Der Werth dieser Grösse wird nun (nach Desains) gesucht und dafür $\frac{\pi\varrho^2}{2} H \left(\frac{1}{R} + \frac{1}{R^1}\right)$ gefunden, wo R, R^1 die Werthe der beiden Hauptkrümmungshalbmesser der Oberfläche (in dem Punkte, in welchem der betrachtete Faden normal steht) sind, H ist dabei ein bestimmtes Doppel-

Digitized by Google

integral, dessen Werth übrigens ein unveränderlicher ist, so lange das Gesetz der Einwirkung der Flüssigkeitstheilchen auf einander dasselbe bleibt.

Es wird nun gezeigt, wann die Oberfläche der Flüssigkeit (in einem Haarröhrchen) konvex oder konkav sei, und dann, dass wenn die Ebene der ursprünglichen Oberfläche (der Gesammtflüssigkeit) zur xy-Ebene gewählt wird, die Gleichung dieser Oberfläche durch $z = \frac{1}{2}k^2\left(\frac{1}{R} + \frac{1}{R^1}\right)$ gegeben ist, wo k^2 eine von der Natur des Röhrchens und der Flüssigkeit abhängige Konstante ist. Setzt man für $\frac{1}{R} + \frac{1}{R^1}$ seinen Werth, so erhält man die (partielle Differential-) Gleichung der Oberfläche.

Für das gehobene (oder niedergedrückte) Volumen ergibt sich daraus $\pi k^2 r \cos\omega$, wo r der Halbmesser des als Kreiszylinder gedachten Röhrchens, ω der Winkel ist, den die Meridiankurve der Oberfläche mit der erzeugenden Geraden des Zylinders macht. Nach Bertrand wird dann gezeigt, dass allgemein für zylindrische (nicht gerade kreisförmige) Röhrchen $V = \frac{1}{2}k^2 p \cos\omega$ ist. In Verbindung mit der ursprünglichen Grundgleichung, in der genauer das Gewicht der gehobenen Säule $= V\varrho g$ ist, folgt ω für einige Formen.

Vergleicht man nun die Gestalt des Meniskus mit einem Rotationsellipsoid, so findet man, dass wenn r wieder der Halbmesser des (Kreis-)Zylinders: $\frac{k^2}{r} = h\left(1 + \frac{r^2}{3k^2}\right)$ ist, welches zuerst von Hagen ausgesprochene Gesetz von Desains thatsächlich nachgewiesen wurde. Endlich wird noch die Erhebung der Flüssigkeit längs einer eingetauchten Scheibe untersucht, womit dann der zweite Abschnitt schliesst.

Der dritte (und letzte) behandelt verschiedene Gleichgewichts- und Bewegungszustände bei den Haarröhrchen-Erscheinungen. U. a. wird die Erscheinung, dass in einem eingetauchten und herausgezogenen Haarröhrchen ein mehr oder minder grosses Volumen Flüssigkeit hängen bleibt, je nachdem der unten anhängende Tropfen mehr oder minder gewölbt ist, untersucht; dann das Aufsteigen in engen konischen Haarröhrchen und die Gleichgewichtslagen in denselben; die Anziehung und Abstossung leichter Körper, und schliesst endlich der Abschnitt mit dem von Bertrand in Liouvilles Journal (XIII, pag. 207) gegebenen Satze. Bei diesem letztern denkt man sich einen Tropfen Quecksilber auf einer horizontalen Glasplatte liegend, welcher, mittelst eines gebogenen Kanals, der durch eine kleine Oeffnung in der Glasplatte im Mittelpunkt der Grundfläche des Tropfens mündet, mit einem Gefässe verbunden ist, in dem die Oberfläche der Flüssigkeit horizontal ist. Ist dann V das Volumen des Tropfens, b der Inhalt seiner Grundfläche, L der Umfang derselben, i der Winkel, den die Horizontalebene mit der Tangential-

ebene an die Oberfläche des Tropfens längs L macht, h die Erhebung der horizontalen Oberfläche der Flüssigkeit im Gefässe über die Ebene der Glasplatte: so hat man $V = bh + \frac{1}{2} k^2 L \sin i$.

Aus dieser Uebersicht geht der Umfang des in vorliegender Schrift Behandelten klar genug hervor und wir haben derselben nur beizufügen, dass die Darstellung im Allgemeinen eine deutliche und also auch vollkommen verständliche ist.

Traité de Géometrie élémentaire, par E. Rouché, prof. au lycée Charlemagne, Répét. à l'Ecole polytech., et Ch. de Comberousse, prof. au Collège Chaptal, Répét. à l'Ecole centrale. Conforme aux programmes officiels, renfermant un très-grand nombre d'Exercices et plusieurs Appendices consacrés à l'exposition des pricipales méthodes de la géométrie moderne. Paris. Gauthièr-Villars. 1866. (XXIV u. 776 S, in 8.).

Das uns vorliegende Lehrbuch der elementaren Geometrie ist, wie schon sein grosser Umfang zeigt, eines der ausführlichsten, die bestehen, und dabei aber auch sehr gründlich bearbeitet. Neben den altherkömmlichen Sätzen ist die »neuere Geometrie« sehr reichhaltig vertreten, so dass die Hauptmethoden derselben in dem Buche dargestellt sind. Daraus erklärt sich ganz natürlich die grosse Seitenanzahl. Jedem einzelnen Abschnitte sind überdies sehr zahlreiche Aufgaben zur Uebung beigegeben, so dass die Schrift eben so wohl zum Selbststudium, beziehungsweise zur Selbstübung vortrefflich zu gebrauchen ist.

Das etwas lang ausgefallene Vorwort enthält eine Uebersicht der Geschichte der Geometrie mit hauptsächlicher Berücksichtigung des bekannten »Aperçu« von Chasles, während das Werk selbst in acht Bücher getrennt ist.

Das erste Buch behandelt die gerade Linie. Es beginnt mit den Winkeln, welche zu erklären unterlassen wird, da wie mit allem Rechte ausgesprochen wird, der Begriff ein einfacher, fundamentaler ist. Die Sätze über die Winkel werden aufgestellt und dann die Dreiecke betrachtet. Von der geraden Linie wurde als Grundeigenschaft aufgestellt, dass sie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten sei, eine Eigenschaft, die nicht zu erwiesen werden brauche. Darüber lässt sich bekanntlich streiten, und wir meinen, dass man ja diese Eigenschaft verhältnissmässig so leicht erweisen könne, dass es doch anzurathen sei, sie nicht als im Begriffe der Geraden mit enthalten anzunehmen. Natürlich würden sich die Sätze über das Dreieck etwas anders gruppiren müssen, wenn man den fraglichen Beweis zu führen hat. Dann werden die Eigenschaften senkrechter Geraden und darauf der Parallelen behandelt. Man nimmt an, dass durch einen Punkt ausserhalb einer Ge-

Digitized by Google

raden nur eine einzige Parallele mit derselben gezogen werden kann. Diese Annahme ist allerdings klar, wenn Parallelen »Gerade von gleicher Richtung« sind, ist es aber nicht ebenso, wenn wie in unserm Buche es Gerade sind, die sich nie treffen. Die Annahme zugegeben, erledigt sich die Theorie in vollständig zufriedenstellender Weise. Mit der Theorie der Parallelogramme schliesst das Buch.

Das zweite Buch behandelt den Kreis. Es finden sich hier all die Sätze, welche ohne Kenntniss der Aehnlichkeit der Dreiecke sich erledigen lassen, und zwar in sehr grosser Zahl. Der »Winkelmessung«, die dabei vorkommt, geht eine gründliche Betrachtung der »Verhältnisse« voraus. Wir bemerken dabei, dass im Buche jedes Verhältniss unter der Form eines Bruches gegeben ist. Als Fundamentalsatz wird aufgeführt: »Zwei Grössen A und B von verschiedener Natur sind einander proportional, wenn zwei beliebigen aber gleichen Werthen der einen, zwei gleiche Werthe der andern entsprechen, und wenn überdies der Summe zweier beliebiger Werthe der ersten ein Werth entspricht, der die Summe der entsprecherden Werthe der zweiten ist.«

Diesem Satze ist natürlich die Erklärung vorausgegangen, dass zwei Grössen A und B proportional heissen, wenn das Verhältniss $\frac{a}{a^1}$ zweier beliebiger Werthe der ersten gleich ist dem Verhältnisse $\frac{b}{b^1}$ der entsprechenden Werthe der zweiten.

Ist die in obigem Satze ausgesprochene zweite Bedingung erfüllt, so folgt sofort, dass der Summe einer beliebigen Anzahl von Werthen der Grösse A ein Werth entspricht, welcher die Summe der entsprechenden Werthe von B ist. Dass dann $\frac{a}{a^1}=\frac{b}{b^1}$ wird gezeigt, indem man das Verhältniss $\frac{a}{a^1}$ als durch ganze, oder gebrochene, oder incommensurable Zahlen ausgedrückt denkt. Hierauf wird der allgemeine Satz umgekehrt.

Wir sind gerne bei diesem Satze länger verweilt, weil er in dieser Form im vorliegenden Buche viel angewendet wird, und die Beweise sehr abkürzt. Es mag bei Besprechung des vierten Buches ein Beispiel davon aufgeführt werden.

Das dritte Buch behandelt die Lehre von der Aehnlichkeit. Dazu kommt die Kreislehre (mit den regelmässigen Vielecken und der Bestimmung des Umfangs u. s. w.).

Als »Anhang« ist das anharmonische Verhältniss, die harmonischen Büschel, die Theorie der Polaren im Kreise, der reziproken Polaren, die homothetischen Figuren, die Aehnlichkeitslehre, die Theorie der Axen, die Umformung der Figuren, die Transversalen, also die wesentlichen Elemente der neuern Geometrie, behandelt.

Das vierte Buch handelt von der Berechnung der Flächeninhalte. Wir haben oben gesagt, dass wir hier zum allgemeinen Satz

Digitized by Google

über die Proportionalität ein Beispiel anführen wollen. Von Rechtecken wird gezeigt: dass sie gleich sind, wenn sie gleiche Grundlinie und gleiche Höhe haben, und dass wenn drei gleiche Grundlinie haben, die Höhe des einen aber die Summe der beiden Höhen der zwei andern ist, das erste auch gleich der Summe der beiden andern sei. Daraus fotgt also, dass wenn zwei Rechte gleiche Grundlinie haben, ihre Inhalte sich wie ihre Höhen verhalten. Daraus ergibt sich leicht der Satz für die Berechnung des Inhalts des Rechtecks und dann jedes Parallelogramms, ohne dass man die herkömmliche grosse Anzahl von Beweisen und Figuren braucht. Als Anhang findet sich hier ein Auszug aus Steiners Abhandlung über Maxima und Minima bei ebenen Figuren.

Mit dem fünften Buche treten wir in die Stereometrie (Geometrie im Raume) ein. Dasselbe behandelt die Ebene und was Alles mit ihr zusammenhängt. Einen schönen und allerdings viele Betrachtungen vereinfachenden Beweis für die Möglichkeit, von einem Punkte aus auf eine Ebene eine Senkrechte und aber auch nur eine, ziehen zu können, theilt das Buch nach O. Bonnet mit. Dass die körperlichen Winkel gebührend berücksichtigt sind, versteht sich von selbst.

Das sechste Buch betrachtet die Polyeder, wobei auch der in deutschen Schriften Prismatoid genannte Körper vorkömmt. Im siebenten Buche werden sodann die runden Körper untersucht. Der Kugel wird ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet und dabei namentlich der sphärischen Dreiecke ausführlich gedacht. Auch die regelmässigen Polyeder werden in sehr gründlicher Weise behandelt und namentlich die regelmässigen Sternpolyeder (der Zahl nach vier) abgeleitet und verzeichnet. Dann wird die neuere Geometrie auf die Figuren im Raum angewendet, das Guldinsche Theorem u. s. w. bewiesen. Den Schluss macht wie immer, eine grosse Anzahl Aufgaben.

Das achte Buch endlich behandelt Ellipse, Hyperbel, Parabel und Schraubenlinie in geometrischer Weise. Ein grosser Anhang ist auch hier wieder der neuen Geometrie gewidmet.

Durch diese kurze Uebersicht ist unsere erste Angabe, es sei das vorliegende Buch eines der ausführlichsten Lehrbücher der Geometrie, wohl gerechtfertigt. Wer sich namentlich auch mit der neuern Geometrie, in Verbindung mit den seitherigen Sätzen, gründlich bekannt machen will, wird in dem Werke Gelegenheit genug finden.

Dr. J. Dienger.

Digitized by Google

Zur Autenheimerschen Erwiderung.

Die geehrte Redaktion der Heidelberger Jahrbücher hat mir obige »Erwiderung« mit der Anfrage zustellen lassen, ob ich dazu eine Bemerkung machen wolle. Ich würde darauf einfach mit Nein geantwortet haben, wenn der Verf. mich nicht fälschlicher Weise »absichtlicher Entstellung« beschuldigte. Habe ich seine, für mich allerdings nicht besonders schmeichelhaften Worte recht verstanden, so soll das ganz vorzugsweise in Nr. 31 begründet werden; denn in Nr. 7 könnte er doch höchstens auf eines seiner »Versehen« schliessen. Die dort als »wissentliche Entstellung« angeführte Behauptung ist aber wahr und wenn der Verf. noch mehr Autoritäten anführt. Die wissenschaftliche Darstellung ist heute nothwendig strenger als 1833. Welche »Entstellung« nun aber in der Behauptung liegt, es sei eine Methode falsch dargestellt, ist mir nicht klar, es müsste denn sein, dass der Verf. meint, eine Methode sei richtig dargestellt, wenn sie nur richtig abgeschrieben ist, gleichviel ob sie im Originale richtig oder unrichtig dargestellt war! Dass aber über wissenschaftliche Methode mit ihm nicht zu rechten ist, beweist seine Nr. 21 unwiderleglich. Wenn der erzürnte Verf. mein Buch von 1857 zitirt und mit seinem vergleicht, so mag er hier erfahren, dass 1862 eine zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage davon erschien, die er anständiger Weise der Vergleichung hätte zu Grunde legen sollen. Warum meine Kritik scharf ausfiel, ist in derselben zum Schlusse klar genug gesagt.

Im Uebrigen kann Jeder, der sich für die Sache interessirt, aus dem Autenheimerschen Buche selbst sich leicht von Grund oder Ungrund meiner Kritik überzeugen. Ich habe mich nicht zum »Richteramt« erhoben, sondern lege der Oeffentlichkeit meine Ansichten über neu erscheinende Werke vor, derselben überlassend, was sie davon halten will. Doch mag der Verf., wenn er nun einmal die Vergleichung anführt, sich merken, dass der Angeklagte — und nach dessen Zugeständniss, in »mehreren« Punkten mit Recht Angeklagte — nicht die Person ist, die über den Charakter des Richters urtheilen kann.

Karlsruhe, 1. Mai 1866. **Dr. J. Dienger.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die algebraischen Methoden der Auflösung der litteralen quadratischen, cubischen und biquadratischen Gleichungen. Nach ihren Principien und ihrem innern Zusammenhange dargestellt von Ludwig Matthiessen, Dr., Subrector und Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium in Husum. Erste Serie, enthaltend: Substitutions-Methoden. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. (46 S. in 8.).

Nach dem Vorwort ist die uns vorliegende kleine Schrift zur »Einladungsschrift eines Osterprogrammes« bestimmt, wenn sie gleich thatsächlich ganz selbstständig ausgegeben wurde. Als »erste Serie« enthält sie blos Substitutions-Methoden, während die etwa künftig erscheinende zweite Serie auch noch Combinations-Methoden enthalten soll.

In so ferne ist allerdings ein eigentlicher Abschluss nicht vorhanden, und es lässt sich eben desshalb im Grunde kein Urtheil über die Schrift aussprechen; da aber das Erscheinen der zweiten Serie von dem »gehofften Beifall« abhängt, den die erste finden wird, so lässt sich, wenn man überhaupt Etwas von dem Buche aussagen will, das noch sehr fragliche Auftreten dieser zweiten Serie nicht wohl abwarten.

Wenn wir nun von dem uns Vorliegenden allein ausgehen, so scheint es uns, es verspreche der Titel fast mehr, als das Buch enthält. Denn, abgesehen, von einer oder der andern Redewendung, ist dasselbe doch nur eine nicht gerade übermässig kurzweilige Zusammenstellung all der verschiedenen Methoden, die Laune oder Scharfsinn erdacht, um die Gleichungen des zweiten, dritten oder vierten Grades zu lösen. Allerdings ist dabei häufig angegeben, dass diese oder jene Methode auf Eines hinauslaufen; in wie weit aber sonst »der innere Zusammenhang« dargestellt werden kann, scheint uns eine etwas schwierige Aufgabe.

Wir für uns müssen gestehen, dass wir eine solche Sammlung von guten und (manchmal auch) schlechten Methoden in wahrhaft erschrecklicher Zahl für eine Art Spielerei halten, mit der sich Liebhaber vergnügen können; für »strebsame Schüler« aber dürfte andere Speise zuträglicher sein. Wenn man uns fragen sollte, welche von all den vielen Methoden, die hier verzeichnet stehen, und von denen wir — offen gestanden — gar manche zum ersten Male hier angesehen, wir vorziehen würden, so würden wir, wie wohl viele unseres Faches, sagen: diejenige, welche wir seither gewohnt waren, und die uns völlig sicher zum Ziele führt. Denn

Digitized by Google

wenn auch manche dieser Methoden einen höchst überflüssigen Umweg macht, so führen doch manche gleich schnell zum Ziele, und man kann also wählen. Eine oder höchstens zwei genügen aber vollständig.

Wer sich hiernach dafür interessirt, eine erkleckliche Anzahl Methoden zur Auflösung der oben genannten Gleichungen zusammengestellt und skizzirt za haben, wird in der vorliegenden Schrift den Wünschen seines Geistes Befriedigung gewähren können, und für solche Freunde der Thatsachen empfiehlt sie sich sowohl ihrem Inhalte als auch ihrer äusseren Ausstattung nach.

Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft. Erstes Heft. (Januar 1866). Leipzig. Verlag von Wilh. Engelmann. 1866.

Die Zeitschrift, deren erstes Heft uns vorliegt, ist bestimmt, der vor einigen Jahren gegründeten »astronomischen Gesellschaft« zum wissenschaftlichen Organ zu dienen. Sie soll — so scheint wenigstens aus der Einleitung hervorzugehen — nicht eigentlich wissenschaftliche Abhandlungen bringen, da solche, soweit sie von der Gesellschaft herrühren, als selbstständige Arbeiten ausgegeben werden, sondern »der Pflege einer lebendigeren Verbindung zwischen den über einen grossen Raum zerstreuten Mitgliedern dienen.«

Demgemäss enthält das vorliegende Heft auch: 1) Bericht über die Versammlung der Gesellschaft in Leipzig vom 31. August bis 2. September 1865; 2) Vorträge zum Gedächtniss der verstorbenen Mitglieder: W. v. Struve, J. A. C. Zech, C. L. Gerling.

Der Bericht enthält ausser Verhandlungen über die geschäftlichen Beziehungen der Gesellschaft auch die Diskussionen über eine Reihe wissenschaftlicher Gegenstände. So berichtete Prof. Schönfeld über das, was hinsichtlich der Bearbeitung der periodischen Cometen vom Vorstande der Gesellschaft und besonders auch von ihm selbst geschehen; Staatsrath v. Struve bespricht das Erforderniss einer neuen Reduktion der Bradleyschen Beobachtungen, wozu ganz besonders von seiner Seite die umfassendsten Vorbereitungen getroffen wurden; Staatsrath v. Mädler ersucht die Gesellschaft, ihn durch Zusendung von Schriften, die sonst schwierig aufzufinden sind, in seinen Studien über Geschichte der Astronomie zu unterstützen. Derselbe Gelehrte brachte auch seinen, wenn wir nicht irren, auch schon in öffentlichen Blättern besprochenen Vorschlag einer Aenderung des Gregorianischen Kalenders, hinsichtlich der Bestimmung der Schaltjahre, zur Besprechung, wobei aber die Versammlung sich gegen eine solche Aenderung aussprach.

Prof. Argelander erörtert seinen Vorschlag zu gleichzeitigen Beobachtungen einer Reihe von Sternen, um die erfahrungsmäss stattfindenden Unterschiede zwischen den Resultaten verschiedener

Digitized by Google

Instrumente festzustellen; Prof. Mösta aus St. Jago in Chile bringt Nachrichten über die dortige neue Sternwarte, und schliesslich wird ein Antrag des Prof. Bruhns, alle Sterne bis zur neunten Grösse herab, welche in der Bonner Durchmusterung vorkommen, an Meridiankreisen zu beobachten, in so ferne abgelehnt, als dem Vorsitzenden — Argelander — überlassen bleibt, zu gelegener Zeit seinen eigenen Plan ins Leben treten zu lassen.

Die drei Gedächtnissreden für verstorbene Mitglieder der Gesellschaft betreffen zuerst den um die Astronomie hoch verdienten Direktor der russischen Zentral-Sternwarte: Friedrich Georg Wilhelm Struve. In lebendiger Form und durchwärmt vom wohlthuendsten Gefühle schildert der langjährige Freund und gleich hochgestellte Mann derselben Wissenschaft das Leben des Heimgegangenen, der sich selbst ein unvergänglich Denkmal in seinen Arbeiten gesetzt hat. Wer das Glück gehabt hat, den Verstorbenen auch nur einmal zu sprechen, wer mit seinen immer mustergiltigen Arbeiten auch nur theilweise sich bekannt gemacht hat, wird sicher aus voller Seele dem Schluss der Rede zustimmen: »Als Mensch war Struve einer der edelsten, voll Liebe für seine Mitmenschen, immer geneigt zu helfen, wo er helfen konnte, mild in seinen Urtheilen über Andere, liebenswürdig im Umgange, ein treuer Gatte, liebender Vater und aufrichtiger Freund. Als Gelehrten zeichneten ihn Scharfsinn, Consequenz und Ausdauer in hohem Grade aus, ein seltenes Beobachtungstalent und eine ungewöhnliche Beweglichkeit des Geistes, die ihn befähigte, eine Menge von oft ziemlich heterogenen Arbeiten und Studien gleichzeitig zu betreiben. Er hat der Nachwelt ein Beispiel von seltener menschlicher Vollkommenheit hinterlassen. Friede sei seiner Asche.«

Die zweite Gedächtnissrede ist dem Leben und Wirken des in einem Alter von 43 Jahren verstorbenen Professors Zech in Tübingen gewidmet, der als Theoretiker und Rechner sich einen in der Wissenschaft geachteten Namen erworben. Er war der erste Präsident der astronomischen Gesellschaft (seit Herbst 1863).

Die dritte Rede endlich ist dem Andenken des Marburger Professors Gerling gewidmet. Seine Name ist mit den Anwendungen der Methode der kleinsten Quadrate so unzertrennlich verknüpft, dass wohl jeder halbwegs wissenschaftliche Praktiker, der mit Messungen zu thun hat, denselben kennt. Ausser dem betreffenden Werke hat Gerling nur einige elementare Schriften und kleinere Abhandlungen veröffentlicht, da seine Hauptthätigkeit dem Unterrichte gewidmet war. Bei der Triangulirung von Kurhessen hat er den wissenschaftlichen Theil geleitet.

Digitized by Google

Essai de trigonométrie sphérique, par Abel Souchon, Prof. de Math. Paris, Gauthièr-Villars. 1866. (64 S. in 8.).

Der vorliegenden Schrift ist das »l'Auteur et l'Editeur de cet Ouvrage se réservent le droit de traduction« beigedruckt, so dass beide das kleine Buch für eine bedeutende Erscheinung in der mathematischen Literatur halten, oder aber die »Fremden« sehr wenig bewandert in der sphärischen Trigonometrie vermuthen. Denn der »Essai« ist zwar eine im Ganzen gute, aber ganz elementar gehaltene Darstellung der Hauptformeln der sphärischen Trigonometrie, wie wir, ausserhalb Frankreichs, längst schon solche besitzen. Mit der Uebersetzung hat es also vorläufig keine Eile.

Wenn wir uns nun zur Schrift selbst wenden, so begegnen wir zunächst einer Ableitung der Grundformel: $\cos a = \cos b \cos c + \sin b \sin c \cos A$, die ganz richtig ist, nach unserm Dafürhalten aber den Nachtheil hat, dass sie den gesuchten Satz nicht sofort in seiner Allgemeinheit gibt. Doch hat der Verf. diesen Nachtheil durch nachträgliche Verallgemeinerung beseitigt. Aus der Grundformel (die dreifach ist) werden auf analytischem Wege alle übrigen Formel abgeleitet, mit Ausnahme der wichtigen Formel: $\cos A = -\cos B \cos C + \sin B \sin C \cos a$, welche durch das Polardreieck gefunden ist. Das ist ein Fehler, da dadurch der innere Zusammenhang zerrissen wird, und der Verfasser sein eigenes Versprechen, aus der ersten Formel alle übrigen abzuleiten, nur scheinbar löst.

Nach einer Erörterung über Einführung von Hilfswinkeln werden die Grundformeln in bekannter Weise zur Bequemlichkeit der logarithmischen Rechnung umgeformt, wobei namentlich die in Deutschland die »Gaussischen Gleichungen« geheissenen Formeln auch vorkommen. Hier sind sie die »Formeln von Delambre«, wie denn ein deutscher Name nirgends zitirt wird.

Als im allgemeinen Falle enthalten, wird das rechtwinklige sphärische Dreieck kurz abgethan, worauf dann die Auflösung der schiefwinkligen sphärischen Dreiecke ausführlicher behandelt und durch Zahlenbeispiele erläutert wird.

Der Fall, da zwei Seiten eines sphärischen Dreiecks nahezu 90^0 sind, der übrigens jetzt von keiner grossen Bedeutung mehr ist, wird untersucht und dann der bekannte Legendresche Satz in seiner einfachsten Gestalt erwiesen. Damit ist die sphärisch Trigonometrie zu Ende, obgleich wir erst auf S. 47 angelangt sind.

Der Rest des Buches hat mit der sphärischen Trigonometrie durchaus Nichts zu thun und kann eben so wohl in einem Werke über Analysis stehen. Zuerst beweist der Verf. den Moivreschen Satz: $(\sin x + i \cos x)^m = \cos m x + i \sin m x$ und zieht daraus die bekannten Formeln für $\sin m \varphi$, $\cos m \varphi$. Daraus dann die unendlichen Reihen für $\sin x$, $\cos x$ ziehen, geht nach unserer Meinung — wenigstens so wie es hier geschehen — nicht an. Es ist also

Digitized by Google

aller Rest, der hierauf sich gründet, nicht als streng erwiesen anzusehen.

Aus dieser Uebersicht geht wohl die Richtigkeit dessen, was wir zu Eingang unserer Anzeige sagten, klar genug hervor.

A Treatise on differential Equations. By George Boole, F. R. S. Professor of Mathematics in the Queen's University, Ireland, etc. Second Edition, revised. Cambridge and London: Macmillan and Co. 1865. (XVI u. 496 S. in kl. 8.).

Treatise on differential Equations. Supplementary Volume. By the late G. Boole etc. Cambridge and London: Macmillan and Co. (XII und 236 S. in 8.).

Wir haben im Jahrgang 1859 dieser Blätter die erste Ausgabe des vortrefflichen Werkes über die Integration der Differentialgleichungen von dem kürzlich verstorbenen Professor Boole besprochen. Die uns vorliegende zweite Ausgabe wurde von Todhunter besorgt, den die Leser aus seiner »History of the Progress of the Calculus of Variations«, die wir im Jahrgange 1862 besprachen, kennen.

Die zweite Auflage ist mit wenigen Abänderungen gleichlautend der ersten, so dass wir uns auf unsere oben bezeichnete frühere Besprechung einfach berufen dürfen. Der Verf. hatte aber für die zweite Ausgabe, vor deren Beginn er starb, eine Reihe Zusätze und weitere Aenderungen vorbereitet, die er wohl in das Werk selbst verflechten wollte. Dieselben wurden dem dermaligen Herausgeber zugestellt, um sie für diese neue Auflage verwenden zu können. Er glaubte jedoch nicht, sie in den Text einrücken zu sollen, und so entstand dann der »Supplementband«, welcher die fraglichen Zusätze enthält. Da in diesem allein das Neue enthalten ist, so liegt uns auch blos die Besprechung desselben ob, wobei wir aber zum Voraus bemerken, dass gar Manches darin nur fragmentarisch ist, indem der Herausgeber aus lobenswerther Pietät gegen den um die Wissenschaft verdienten Verf., alles das dem Drucke übergab, was irgend von Interesse für den Gegenstand des Werkes sich in den Papieren des letztern vorfand. Eine »List of Professor Boole's Writings« eröffnet diesen Band.

Die Abtheilungsweise schliesst sich der des Hauptwerks an. Letzteres enthält 18 Kapitel, deren Zahl hier bis 33 ausgedehnt ist.

Die ersten Zusätze beziehen sich auf die Integration der Differentialgleichung $(ax + by + c)\,dx + (a'x + b'y + c')\,dy = 0$, welche im eigentlichen Werke ebenfalls behandelt wurde. Dann kommt der Verf. auf den d'Alembertschen Beweis zurück, dass eine Differentialgleichung $dy = f(x, y)\,dx$ nothwendig eine Integralgleichung habe (durch geometrische Betrachtung). Um Einwürfen, die

Digitized by Google

ihm desshalb gemacht wurden, zu begegnen, betrachtet er die Sache von einem andern Gesichtspunkte aus Sind x, y die rechtwinkligen Koordinaten eines sich in einer Ebene bewegenden Punktes, so stellt $\frac{dy}{dx} = f(x, y)$ die Richtung der Bewegung fest, woraus folgt, dass die Bewegung selbst völlig bestimmt ist, wenn der Ausgangspunkt festgestellt wird. Ob dadurch die etwa in der d'Alembertschen Darstellung liegenden Schwierigkeiten wirklich gehoben sind, bezweifeln wir; immerhin aber ist diese Verdeutlichung sinnreich und bemerkenswerth.

Zu der Integration der Differentialgleichung erster Ordnung und höhern Grades wollte der Verf. ebenfalls eine Aenderung treten lassen, die uns nur desshalb nöthig scheint, weil er im Hauptwerke die Sache etwas zu umständlich behandelte.

Grössere Zusätze beziehen sich auf die besondern Auflösungen der Differentialgleichungen erster Ordnung, welcher Abschnitt im Hauptwerk selbst übrigens einer der sorgfältigst ausgearbeiteten war. Es will Ref. zuweilen bedünken, man habe der Sache mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als sie vielleicht verdient. Für die Mechanik — und da liegt doch jetzt wohl die Hauptanwendung der höhern Mathematik — sind diese besondern Auflösungen werthlos. Damit ist freilich nicht gemeint, dass eine vollendete theoretische Untersuchung nicht lobenswerth sei.

Die weitern Betrachtungen beziehen sich auf die Integration einer linearen Differentialgleichung nter Ordnung, beziehungsweise auf die Reduction derselben, wenn man r partikulare Integrale kennt. Für den Fall $r = n - 1$ wird die Integration durchgeführt.

Die besondern Auflösungen von Differentialgleichungen zweiter Ordnung werden nochmals berührt, wenn auch nicht gehörig vollendet. Die Darstellung Raabes (»Die Differential- und Integralrechnung« III, S. 323 ff.) ist in dieser Beziehung entschieden vorzuziehen.

Sind $\varphi_1, \varphi_2, .., \varphi_n$ Funktionen der Grössen $x_1, x_2, .., x_n$, so kann die Frage aufgeworfen werden, ob dieselben von einander unabhängig sind oder nicht. Dieselbe beantwortet sich bekanntlich durch Untersuchung der sogenannten Funktional-Determinante. Die Darstellung des Verf. ist sehr kurz, nur halten wir sie nicht für überzeugend genug. Die Gründe haben wir jüngst bei Gelegenheit der Anzeige des Bertrand'schen Werkes über Differentialrechnung ausgesprochen.

Dann werden die linearen partiellen Differentialgleichungen, so wie Systeme gleichzeitiger betrachtet und dann die Methoden von Jacobi und Cauchy zur Integration der allgemeinen partiellen Differentialgleichung erster Ordnung angegeben.

Weitläufige Untersuchungen erstrecken sich über die Differentialgleichung $Rr + Ss + Tt + U(s^2 - rt) = V$, welche Boole im 61. Bande des Crelleschen Journals behandelte.

Digitized by Google

Hierauf kommt er auf die »symbolischen Methoden« zurück und behandelt dann das »Prinzip des letzten Multiplikators.«

Eine Abhandlung über die »Projektion einer krummen Fläche auf eine Ebene«, welche sich in den Papieren des Verstorbenen vorfand, beschliesst den Band der Zusätze. Die Resultate werden angewendet auf das abgeplattete Sphäroid. Der hier behandelte Gegenstand wurde bekanntlich von Gauss; »Allgemeine Auflösung der Aufgabe, die Theile einer gegebenen Fläche so abzubilden, dass die Abbildung dem Abgebildeten in den kleinsten Theilen ähnlich wird« gelöst.

Nach dem was wir früher schon gesagt, bedarf es von unserer Seite kaum wieder der Versicherung, dass wir das Boolesche Werk über die Differentialgleichungen als ein fundamentales betrachten.

Recueil d'Exercices sur le Calcul infinitésimal, par M. F. Frenet, ancien Elève de l'Ecole Normale, Professeur à la Faculté des Sciences de Lyon. Ouvrage destiné aux Candidats à l'Ecole polytechnique et à l'Ecole normale, aux élevès de ces Ecoles, et aux personnes qui se préparent à la licence ès Sciences Mathématiques. Deuxième Edition, revue et augmentée. Paris, Gauthier-Villars. 1866. (XIV u. 394 S. in 8. mit 2 Tafeln).

Die uns vorliegende Aufgabensammlung erstreckt sich über einen grossen Theil der höhern Mathematik, indem sie in drei Abtheilungen die Differentialrechnung, die Integralrechnung und »verschiedene Aufgaben« behandelt. Die Sammlung selbst ist eine durchaus lehrreiche und zur Uebung vortrefflich brauchbare, über deren Inhalt wir eben desshalb näher berichten wollen.

Die erste Abtheilung beginnt mit Lehrsätzen und Aufgaben über die Reihen und Produkte von unendlich vielen Faktoren. Die Reihen sind endliche und unendliche, von welch letztern die Hauptsätze der Konvergenz und Divergenz aufgeführt sind. Dasselbe gilt von den unendlichen Faktorenfolgen. Bei letztern kommen u. a. auch die bekannten Entwicklungen von $\sin x$ und $\cos x$ in unendliche Produkte vor.

Hierauf werden zahlreiche Beispiele für die Differenzirung entwickelter Funktionen einer Veränderlichen gegeben, wobei auch einige weitere Anwendungen vorkommen, wie z. B. aus der Summe von $\sin x + \sin 2x + \ldots$ die von $\cos x + 2\cos 2x + \ldots$ u. s. w. abzuleiten. Sodann werden Funktionen mehrerer Veränderlichen und unentwickelte Funktionen behandelt und Differentialquotienten höherer Ordnung gebildet.

Eine Anzahl ziemlich schwieriger Aufgaben ist für die Entwicklung der Funktionen in Reihen vorgelegt, wo die unendlichen Reihen für $\operatorname{tg} x$, $\cot g x$ u. s. w. auch vorkommen. Endlich werden

Digitized by Google

für die Vertauschung der Veränderlichen und die Elimination von Konstanten und Funktionen eine Anzahl Beispiele aufgeführt.

Als Anwendungen der Differentialrechnung finden sich die Untersuchung über die scheinbar unbestimmten Formen, so wie Aufgaben über Maxima und Minima.

Als Anwendung auf die analytische Geometrie sind Beispiele über Bestimmung der Tangenten an ebenen Kurven, der Untersuchung besonders ausgezeichneter Punkte, der Krümmungshalbmesser und abgewickelten ebenen Kurven und Flächen aufgeführt.

Auf die Zusammenstellung dieser Aufgaben, die sich bis S. 43 erstreckt, folgen nun die Auflösungen derselben (S. 44—215), in denen alle einzelnen Aufgaben behandelt werden, so dass also für den, der das Buch zu eigener Uebung benutzen will, Alles gegeben ist, was er sich wünschen kann.

In der zweiten Abtheilung (S. 216—240) werden zuerst Beispiele für die Integration durch Substitution, dann durch theilweise Integration, Zerfällung in Einzelbrüche, Rationalmachen und nach einander folgende Reduktion gegeben. Auch für »Funktionen mehrerer Veränderlichen« finden sich (nach unserer Meinung überflüssige) Beispiele.

Darauf werden Kurven namhaft gemacht, die quadrirt und rektifizirt werden sollen, wobei einige besondere Theoreme aufgeführt werden. Für Körper- und Flächenberechnungen werden Beispiele ebenfalls vorgelegt und ebenso für Vertauschung der (Integrations-)Veränderlichen.

Eine Reihe schwieriger bestimmter Integrale sollen bestimmt werden, wobei die unzulässigen Integrale sorgfältig vermieden sind. Es findet sich dabei auch das bekannte Legendreschen Theorem über die Gammafunktionen.

Für Integration der Differentialgleichungen werden zuerst Beispiele linearer Differentialgleichungen mit konstanten und dann auch veränderlichen Koeffizienten und darauf nicht lineare Differentialgleichungen vorgelegt. Zur Ermittlung der besondern Auflösungen finden sich neun Beispiele und dann acht solcher für gleichzeitige Differentialgleichungen.

Die linearen partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung sind durch mehrere Beispiele bedacht und schliesslich werden einige Aufgaben aus der Variationsrechnung gegeben.

Alle diese Aufgaben werden nun wieder von S. 241—342 ausführlich aufgelöst, wodurch der Leser zugleich die wichtigsten Methoden der Integralrechnung kennen lernt.

Die dritte Abtheilung, die abermals in Aufgaben (S. 343—352) und Auflösungen (S. 353—394) zerfällt, behandelt nun »verschiedene Aufgaben«, die also der Differential- sowohl als der Integralrechnung zugehören. Die Auswahl dieser Aufgaben ist eine für den Studirenden der Mathematik sehr nützliche. Wir bezeichnen etwa folgende: Eine Funktion $\varphi(x)$ zu bestimmen aus der

Digitized by Google

Gleichung $\int_0^1 \varphi(\alpha x)\, d\alpha = n\varphi(x)$; zu beweisen, dass wenn für jeden Werth von n: $\int_a^b x^n \varphi(x)\, dx = 0$, nothwendig $\varphi(x) = 0$ sein muss; wie muss $\varphi(x)$ beschaffen sein, damit $\int_0^h (h-x)^n \varphi^1(x)\, dx$ von h unabhängig sei*); wenn man ein erstes Integral von $\frac{d^2y}{dx^2} = f(x, y)$ kennt, die Urintegralgleichung zu finden u. s. w Dabei sind auch mehrfach Aufgaben geometrischer Natur gegeben, die auf Differentialgleichungen, oder doch schwierigere Untersuchungen führen.

Das Buch hat sich in seiner ersten Auflage bereits viele Freunde erworben, und da die neue vielfache Erweiterungen erfahren, so wird dieselbe sicher in derselben Lage sein. Bei der Wichtigkeit von Uebungsbeispielen, die auch über den engen Rahmen der ersten Anfänge hinausgehen, wird das vorliegende Buch von grossem Nutzen sein und wir können es desshalb denen, die sich mit Handhabung der mathematischen Lehren gehörig vertraut machen wollen, nur bestens empfehlen. Da die Auflösungen überall beigegeben sind, so dient ihnen das Buch selbst auch als Wiederholung der eigentlichen Sätze und sie haben nicht nöthig, vielleicht mit grossem Zeitverluste sich in allerlei andern Werken Rathes zu erholen.

Summarium der Goniometrie en der regtlijnige of vlakke Trigonometrie, eene handleiding bij het volgen van academische lessen over deze onderwerpen der Meetkunde. Door G. J. Verdam, Hoogleeraar aan de Universiteit te Leiden. Derde, verbeterde en vermeerderde druk. Leiden, bij de Gebroeders van der Hoek. 1858. (256 S. in 8. mit 2 Tafeln).

Handboek der spherische Trigonometrie, ten gebruike bij hooger en bij middelbaar onderwijs, door G. J. Verdam, etc. Leiden. 1866. (XII u. 296 S. in 8 mit 4 Tafeln).

Die uns vorliegenden beiden Werke des um die mathematischen Wissenschaften hoch verdienten Verfassers gehören im Grunde zusammen, wenn sie gleich zu sehr verschiedenen Zeiten erschienen

*) Der Verf. schreibt $\int_0^h (h-x)^n ds$ und frägt, welche Funktion $\varphi(x)$ die Grösse s sein müsse. Die Bezeichnung ist aber entschieden unrichtig, da 0 und h die Gränzen von x und nicht von s sein sollen.

Digitized by Google

sind, wesshalb wir sie auch hier zusammenstellen und besprechen wollen. Ohnehin ist das erstere in diesen Blättern noch nicht erwähnt worden und uns thatsächlich auch jetzt erst durch freundliche Vermittlung zu Gesichte gekommen, was sich durch die eigenen buchhändlerischen Verhältnisse leicht erklären lässt.

Das »Summarium« zerfällt in zwei Theile, die von der Goniometrie und der ebenen Trigonometie handeln. Denselben ist ein Anhang beigegeben, der eine Reihe Aufgaben aus den Anwendungen der letztern (mit ihren Auflösungen) enthält.

Der Zweck des Summariums ist, wie sein Name wohl schon deutlich genug sagt, eine Zusammenstellung all der Formeln der betreffenden mathematischen Wissenszweige, denen Beweise und Ableitungen selten beigefügt sind. Nur hin und wieder sind Andeutungen in dieser Beziehung gegeben, während allerdings allgemeine Betrachtungen einen grossen Theil des Buches ausmachen, so dass dasselbe keineswegs als eine trockene Formelsammlung erscheint.

Der erste Theil handelt zuerst von allgemeinen Erklärungen, gibt sodann eine Reihe Zahlwerthe, die mit der Zahl π zusammenhängen und wendet sich dann zu den Verhältnissen der trigonometrischen Funktionen in den verschiedenen Quadranten und dem Zusammenhang dieser Funktionen unter einander. Aus den Formeln für die trigonometrischen Funktionen der Summe oder Differenz wird eine grosse Anzahl anderer, sowohl allgemeiner als besonderer (d. h. für besondere Werthe der Winkel) abgeleitet und dann die Funktionen des doppelten und halben Winkels näher untersucht, beziehungsweise eine grosse Anzahl hieher gehöriger Gleichungen aufgestellt.

Mit grosser Sorgfalt sind dann die verschiedenen Formeln für $\sin n a$, $\cos n a$ aufgeführt. Wenn (für ein gerades n) angegeben ist: $\sin n a = \sin a \cos a \left[n - \frac{n(n+2)(n-2)}{1.2.3} \sin^2 a + \frac{n(n+2)(n-2)(n+4)(n-4)}{1.2.3.4.5} \sin^4 a - \ldots \pm 2^{n-1} \sin^{n-2} a \right]$, so ist das allerdings richtig, aber es wäre doch wohl zweckmässiger gewesen, wenn das letzte Glied geheissen hätte

$\frac{n(n^2-2^2)(n^2-4^2)\ldots\ldots(n^2-(n-2)^2)}{1.2\ldots\ldots(n-1)}$, was allerdings 2^{n-1} ist, aber das Gesetz der Reihe klarer hätte hervortreten lassen. Auch die Ausdrücke für $\sin^n a$, $\cos^n a$ durch die Sinus und Cosinus der Vielfachen des Winkels a finden sich hier zusammengestellt.

Hierauf werden Formeln für die Summen oder Differenzen dreier Winkel gegeben und benützt und dann die umgekehrten trigonometrischen Funktionen behandelt. An Stelle des sonst gebräuchlichen arc(sin = x) oder arc sin x setzt der Verf. Bg sin x, was uns nicht ganz zweckmässig scheint gegenüber einer Bezeich-

Digitized by Google

nung, die sonst allerwärts angenommen ist. Auch erklärt er sich nicht bestimmt über die Art, wie er arc(sin = x) rechnet. Dadurch ist eine oder die andere seiner Formeln schwankend. So gleich (in seinen Zeichen) die Formel: $\mathrm{Bg}\sin x + \mathrm{Bg}\sin y = \mathrm{Bg}\sin [x\sqrt{1-y^2} + y\sqrt{1-x^2}]$ wird für $x = -1$, $y = -1$ geben: $\mathrm{Bg}\sin(-1) + \mathrm{Bg}\sin(-1) = \mathrm{Bg}\sin 0$. Das ist nun freilig nicht falsch; aber wie muss man $\mathrm{Bg}\sin 0$ nehmen?

Der nächste Abschnitt (§. X) theilt die unendlichen Reihen mit, welche für die trigonometrischen Funktionen aufgestellt wurden. Wir vermissen dabei durchweg die Angabe der Gränzen innerhalb welcher diese Reihen zulässig (konvergent) sind. Wenn etwa gesagt ist (S. 55), dass die Reihe $\mathrm{arc}(\mathrm{tg} = x) = x - \frac{1}{3}x^3 + \frac{1}{5}x^5 - \ldots$ vermieden werden müsse, wenn $x > 1 \cdot 5$, so ist das freilich wahr; aber die Reihe ist eben auch schon unzulässig, wenn $x > 1$. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der hier betrachtete Abschnitt zu verbessern.

Als »goniometrische Reihen« werden die Formeln für $\sum_0^r \sin(a + nb)$, $\sum_0^r \cos(a + nb)$ *) und was daraus folgt, angegeben und daraus dann die unendlichen Reihen dieser Art abgeleitet. Das Letzte nun ist unzulässig und die Formeln, welche für $\sum_0^\infty \sin(a+nb)$, $\sum_0^\infty \cos(a + nb)$, $\sum_0^\infty \sin(a + (2n+1)b)$, $\sum_0^\infty \cos(a + (2n+1)b)$ aufgeführt sind, müssen gestrichen werden. Denn z. B. die unendliche Reihe $\sin a + \sin(a + b) + \sin(a + 2b) + \ldots$ ist nicht konvergent schon desshalb, weil ihr allgemeines Glied $\sin(a + nb)$ mit unbegränzt wachsendem n nicht verschwindet. Von Summirung kann also keine Rede sein.

Auch von den übrigen unendlichen Reihen gelten viele nur unter Beschränkungen, die aber angegeben sein müssen, wenn eine Zusammenstellung einen wirklichen Werth haben soll. Endlich werden die unendlichen Produkte für die trigonometrischen Funktionen angegeben.

Nachdem kurz die (imaginären) Exponentialausdrücke berührt werden, sind in ausführlicher Weise die Formeln für Differenzen und Differentiale trigonometrischer Funktionen zusammen gestellt; dann der Gebrauch von Hilfswinkeln erläutert; die Gleichungen zweiten und dritten Grades trigonometrisch gelöst; die Werthe von $\sqrt[n]{(\cos\varphi + i\sin\varphi)}$ untersucht (der Verf. schreibt noch $\sqrt{-1}$, bedient sich also des Zeichens i nicht); und endlich die Zerfällungen von $x^n - a^n$, $x^n + a^n$, $x^{2n} - 2a^n x^n \cos\varphi + a^{2n}$, x^{2n} $x^{2n} + 2a^n x^n \cos\varphi + a^{2n}$

*) Der Verf. schreibt $\sum_r^0 \sin(a+nb)$ für $\sin a + \sin(a+b) + \ldots + \sin(a+rb)$, was ebenfalls dem sonst üblichen Gebrauche widerspricht.

in ihre reellen Faktoren des ersten oder zweiten Grades angegeben. Damit schliesst die erste Abtheilung.

Der zweite Theil behandelt die ebene Trigonometrie. Als Grundformeln werden die Gleichungen $a \sin B = b \sin A$, $a \sin C = c \sin A$, $b \sin C = c \sin B$ aufgeführt. Wir sind damit nur bedingt einverstanden. Da der Sinus den in einem Dreieck vorkommenden Winkel (der bis 180° gehen kann) möglicher Weise nicht völlig unzweideutig bestimmt, so scheint uns die Einführung des Cosinus in die »Grundformeln« nothwendig.

Aus diesen Grundformeln leitet der Verf. andere ab, worauf er (übrigens nicht aus jenen) die Formeln $a = b \cos C + c \cos B$ u. s. w. aufstellt. Eine ganze Schaar von Beziehungen zwischen den Seiten und Winkeln eines Dreiecks reiht sich hier an, worauf dann all die einzelnen Fälle der Auflösung des rechtwinkligen Dreiecks durchgegangen sind. Besondern Bedacht nimmt der Verf. jeweils auch darauf, wenn ein Winkel, oder eine Seite u. s. w. sehr klein ist, wobei die Näherungsformeln zur bequemern (und schärfern) Rechnung aufgeführt werden.

Die Auflösung der regelmässigen Vielecke reiht sich diesen Zusammenstellungen und Auseinandersetzungen an.

Die schiefwinkligen Dreiecke werden in derselben Weise behandelt, wobei je auch die Einführung von Hilfswinkeln berücksichtigt ist, welchen Untersuchungen sich solche anreihen, bei denen Verbindungen einzelner bestimmender Stücke des Dreiecks gegeben sind. Auch auf die Vierecke werden die Formeln für die Auflösung der Dreiecke angewendet.

Für die Berechnung des Flächeninhalts eines Dreiecks, Vierecks und Kreisabschnitts aus den bestimmenden Elementen, so wie für Berechnung der Halbmesser der mit einem Dreiecke in Verbindung stehenden Kreise und die Beziehungen derselben zu einander, werden die nöthigen Formeln aufgestellt, und sodann die Grundformeln der ebenen Polygonometrie abgeleitet, nachdem vorher in Kürze die Tetragonometrie behandelt worden.

Es scheint uns, dass bei den Formeln der Polygonometrie gleich anfänglich etwas allgemeiner hätte verfahren — bez. die allgemeinere Geltung der Formeln angegeben — werden dürfen, da es keineswegs nöthig ist, dass das Vieleck konvex sei, was allerdings der Verf. auch nicht geradezu fordert, aber doch stillschweigend anzunehmen scheint »einfachheitshalber«. Auch die Formeln zur Berechnung des Flächeninhalts finden sich hier.

Für die Veränderungen (Differenzen und Differentiale) der Stücke eines Dreiecks in Folge der Aenderungen der bestimmenden Stücke desselben werden schliesslich die nöthigen Formeln aufgeführt, ohne dass übrigens eigentliche Anwendungen davon gemacht werden.

Der Anhang enthält (von S. 194—250) eine Reihe Anwendungen der ebenen Trigonometrie auf praktische Messkunde. Diese

Digitized by Google

betreffen die Bestimmung von unbekannten Längen in den verschiedensten Weisen; Höhenmessungen; Pothenotsche Aufgabe (Problem von Snellius); Reduktion auf den Horizont; Zentriren der Winkel; Höhenunterschied zweier Punkte mit Berücksichtigung der Erdkrümmung u. s. w. — Alles in erschöpfendster Weise durchgeführt, wobei wir besonders bemerken, dass es sich nicht blos um Zusammenstellung der Formeln handelt, sondern dass dieselben vollständig hergeleitet sind.

Aus dieser Uebersicht geht wohl der reiche Inhalt des Summariums klar genug hervor und es empfiehlt sich dasselbe eben dadurch von selbst. Bei der Seltenheit solcher vollständiger und mit wissenschaftlichem Geiste geordneter Sammlungen wird die vorliegende, trotz der fremden, übrigens bald verständlichen Sprache, auch vielen unserer Landsleute willkommen sein, denen wir sie hiemit recht sehr anrathen wollen.

Das zweite der hier zu besprechenden Werke ist ein sehr ausführliches und gründliches Handbuch der sphärischen Trigonometrie. Dasselbe zerfällt in vier Abtheilungen, deren Inhalt wir im Folgenden übersichtlich angeben wollen.

Die erste Abtheilung handelt von den allgemeinen Eigenschaften der Kugel, der Kreise auf derselben und den sphärischen Dreiecken. Die Darstellung erinnert zuweilen an das »Summarium«, da Manches ohne eigentlichen Beweis angeführt wird, bei Anderm der Beweis mehr angedeutet ist. Es ist diese Eigenthümlichkeit — bemerken wir hier sogleich — auch in den übrigen Theilen des Buches hin und wieder vorhanden, da mehrfach die Beweise mehr skizzirt als vollständig ausgeführt sind. Doch thut das der Deutlichkeit keinen Abtrag.

Die zweite Abtheilung behandelt die eigentliche sphärische Trigonometrie, da hier die Formeln, welche zwischen den (sechs) Stücken des sphärischen Dreiecks bestehen, abgeleitet werden. Der Verf. stellt die Sinusregel voran, was wir — wie bereits oben für die ebene Trigonometrie angemerkt — nicht ganz billigen. Er macht übrigens in einer Anmerkung auf diesen Umstand selbst aufmerksam. Sodann stellt er die Formeln auf, welche einen Winkel aus den drei Seiten, und eine Seite aus den drei Winkeln geben; die letztern werden mittelst des Polardreiecks aus der ersten abgeleitet, während diese selbst unmittelbar erwiesen sind. Natürlich tritt dabei der eigentliche innere Zusammenhang nicht klar genug hervor, d. h. man übersieht nicht sofort, dass alle diese Formeln nur analytische Folgerungen aus einander sind.

Ausführlich wird nun das rechtwinklige sphärische Dreieck untersucht und all die einzelnen Fälle der Auflösung durchgegangen, wobei auf alle etwa eintretenden Besonderheiten (kleine Seiten u. s. w.) Rücksicht genommen, und die in solchen Lagen eintretenden Auflösungen durch Reihen aufgeführt werden. Diese Formeln

Digitized by Google

werden dann auf Aufgaben aus der Stereometrie, mathematischen Geographie, sphärischen Astronomie angewendet.

Die dritte Abtheilung behandelt die Auflösung der schiefwinkligen sphärischen Dreiecke, wobei all' die einzelnen Formeln, die dazu nöthig sind, sammt einer grossen Anzahl anderer, die sich daraus ergeben, abgeleitet und bei den einzelnen Fällen der Auflösung sphärischer Dreiecke verwendet werden. Auch diese Formeln werden — wie oben bei den rechtwinkligen Dreiecken — auf die dort genannten Wissenschaften angewendet. In letzter Beziehung bezieht sich der Verf. auf die in zweiter Auflage 1856 »Handleiding bij de beoefening der spherische Trigonometrie, met betrekking tot hare toepassing of de mathematische Geographie en op de spherische Astronomie«.

Die vierte Abtheilung stellt zuerst die Formeln zur Berechnung des sphärischen Exzesses (Fläche des sphärischen Dreiecks) in erschöpfender Weise auf; behandelt dann die Kreise auf einer Kugel, die mit dem sphärischen Dreieck in Verbindung gebracht werden können; und stellt endlich die Ausdrücke für die Differenzen und Differentiale der einzelnen Stücke, die sich in Folge der Aenderungen anderer ergeben, auf, die dann für die einzelnen Fälle des sphärischen Dreiecks zurecht gelegt und auf Aufgaben der sphärischen Astronomie angewendet werden.

Den Schluss des Werkes bilden einige Noten, welche die Ableitung der Grundformeln aus einander betreffen.

Aus dieser kurzen Uebersicht lässt sich auf den reichen Inhalt des Werkes wohl klar genug schliessen, und wir können dasselbe zum Schlusse nur nochmals als ein gründliches und sehr vollständiges Handbuch der sphärischen Trigonometrie bezeichnen, indem nicht leicht Etwas ausgelassen ist, das von wissenschaftlichem Werthe ist, so dass man sich in demselben in jeder Hinsicht wird Rath holen können.

Stereometrische Aufgaben nebst ihren Auflösungen, für den Gebrauch in höhern Lehranstalten bearbeitet von Dr. Carl Hechel, Verlag von Franz Kluge in Reval. 1866. (248 S. in 8.).

Dass Aufgabensammlungen für den Unterricht von grossem Werthe sind, wird von Jedermann gern zugegeben; dass aber nicht jede Zusnmmenstellung von Aufgaben, die irgend etwas von der Stereometrie an sich tragen, in dieser Lage sind, wird ebenso angenommen werden müssen. Soll der Werth ein nachhaltiger sein, so müssen die Aufgaben einerseits dem Bedürfnisse der Wissenschaft an sich und anderseits dem der Anwendung der Wissenschaft genügen — eine Doppelforderung die nicht durch die nächste beste Ansammlung befriedigt werden kann.

Digitized by Google

Die uns vorliegende Sammlung entspricht nun aber beiden Anforderungen und kann also unbedenklich als eine der zweckmässigsten und empfehlenswerthesten bezeichnet werden. Die Aufgaben sind aus allen Theilen der (elementaren) Stereometrie in mannigfaltigster Weise gewählt, und zwar in Formen, wie sie in der Anwendung auftreten, wo eben gar häufig nicht blos die einfache Formel ausreicht, man vielmehr durch Verbindung einer Reihe bekannter Sätze die Aufgabe lösen muss. Es finden sich desshalb in dem (in zwei zusammen gehörigen Heften herausgegebenen) Buche eine grosse Anzahl sehr zusammen gesetzter, also für Theorie und Praxis wichtiger Aufgaben.

Dabei müssen wir besonders bemerken, dass es sich ausschliesslich um Berechnung von Körper- und Flächeninhalten in dieser Sammlung handelt, und dass die Auflösung (d. h. das Resultat) jeweils in allgemeinen Zeichen und für das besondere Zahlenbeispiel zugefügt ist.

Die Sammlung zerfällt in zwölf Abschnitte, welche 1020 Aufgaben enthalten. Sie betreffen: Würfel, Parallepiped, Prisma, Pyramide, abgestumpfte Pyramide, pyramidale und prismatische Kugelhaufen, prismatische Abschnitte und Obelisken (Prismatoide), Zylinder, Kegel, abgestumpfter Kegel, Rotationskörper, Kugel.

Der letzte Abschnitt ist der am zahlreichsten vertretene (Aufgabe 737—1020) und zerfällt der Natur der Sache nach, selbst wieder in einzelne, welche u. a. namentlich auch die sphärischen Figuren behandeln.

Man sieht aus der obigen Aufzählung der einzelnen Abschnitte, dass nicht nur die in den gebräuchlichen Lehrbüchern vorkommenden Körperformen behandelt werden, sondern dass auch die neuerdings eingeführten (Obelisk oder Prismatoid), und ebenso die Rotationskörper (Aufgabe 659—736) vorkommen. Ueber letztere namentlich sind die Aufgaben sehr zahlreich und zum Theil auch recht schwierig gewählt, so dass Stoff zur Uebung in dieser für einen elementaren Kursus gewiss weit gehenden Problemen genug vorhanden ist.

Da die Auflösung jeweils beigegeben ist, so empfehlen sich diese Aufgaben eben so wohl für den Unterricht, als für Selbstübung, und sie werden namentlich für den letztern Zweck gewiss sehr willkommen sein.

Es liegt in der Natur der Sache, dass wir auf die Einzelheiten des Buches nicht weiter eingehen können, eben so wenig, als man von uns verlangen wird, dass wir jede einzelne Auflösung verifizirt haben. Der Verf. hat, nach seiner Angabe jede einzelne Rechnung wiederholt geprüft und etwa noch vorkommende (Druck- oder Rechen-)Fehler, bittet er, ihm behufs Verbesserung anzeigen zu wollen. Bei der, aus dem verhältnissmässig kleinen Umfange des Buches kaum recht zu ermessenden Mühe und Arbeit, die ganz offenbar verwendet werden musste, um eine solche Sammlung zu

Digitized by Google

Tage fördern zu können, ist ihm der Unterricht und die Anwendung der Wissenschaft sehr zu Dank verpflichtet und wir können nur wünschen, dass sein Buch überall die verdiente Anerkennung finde und in vielen fleissigen Händen Nutzen bringe.

Fünfstellige Logarithmen der Zahlen und der trigonometrischen Funktionen nebst den Logarithmen für Summe und Differenz zweier Zahlen, deren Logarithmen gegeben sind, sowie einigen andern Tafeln, mit einer neuen, die Rechnung erleichternden Anordnung der Proportionaltheile von Dr. G. M. Nell, Lehrer der darstellenden und praktischen Geometrie an der technischen Schule zu Darmstadt. Darmstadt 1866. Verlag von J. P. Diehl. (XX u. 104 S. in kl. 4)

Diese neuen logarithmisch-trigonometrischen Tafeln bestehen — ausser der selbstverständlich beigegebenen Gebrauchsanleitung — aus folgenden Abtheilungen.

Die erste Tafel enthält die fünfstelligen Logarithmen aller ganzen Zahlen von 1—10,000. Gegenüber der herkömmlichen Anordnung sind hier folgende Aenderungen getroffen. Die Seite enthält, wie gebräuchlich, 50 (bez. 51) Zahlen, denen die Kolonnen-Ueberschriften oben und unten beigesetzt sind; diese Ueberschriften sind aber in der Mitte der Seite nochmals gegeben, was allerdings für das Auge erleichternd wirkt, indem das Hinauf- oder Herabsehen auf einer langen Seite sehr ermüdet. Die Proportionaltheile sind jeweils in derselben Zeile, in der sie vorkommen, auf dem Rande berechnet, so dass sie sich natürlich auf derselben Seite vielfach wiederholen. Es hat das allerdings die Bequemlichkeit, dass man die auf einander folgenden Logarithmen im Allgemeinen nicht von einander abzuziehen braucht. Ob aber durch das vollständige Erfüllen der Seite mit verschiedenartig geformten Ziffern nicht eine Ermüdung des Auges eintritt? Es will uns fast bedünken, als flimmerten diese Regimenter von Ziffern vor dem Auge; doch lässt sich erst durch den Gebrauch darüber entscheiden. Immerhin ist — wir wissen das durch vielen Gebrauch von Logarithmentafeln — eine Abtrennung der einzelnen Ziffernreihen von einander dem Auge sehr wohlthätig.

Daneben sind die Verwandlungen von Graden, Minuten und Sekunden in Eingangsspalten angegeben in zweckmässigerer Weise, als in den seitherigen Tafeln.

Eine kleine Hilfstafel zur Verwandlung gewöhnlicher Logarithmen in natürliche und umgekehrt ist dieser ersten Haupttafel angehängt.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Nell: Fünfstellige Logarithmen der Zahlen.

(Schluss.)

Die zweite Tafel enthält die trigonometrischen Funktionen. Bis zu 2^0 sind log sin x, log tg x, log cotg x nach den Formeln: log sin x = log x″ + S u. s. w. berechnet, wo nun die Hilfsgrössen S u. s. w. angegeben sind. Wir finden es sehr zweckmässig, dass die Formeln selbst auf jeder Seite wiederholt sind; ebenso ist es zweckmässig, dass die Anzahl Sekunden angegeben ist, die in jedem der hier betrachteten Winkel (die von Minute zu Minute gehen) enthalten ist. Für diese Winkel ist natürlich der log sin x u. s. w. gegeben; für zwischen liegende wird log x aus der ersten Tafel genommen.

Von 2' an erscheint die mehr herkömmliche Einrichtung. Hier ist aber wieder ein Theil der Ueberschriften in der Mitte wiederholt und die Proportionaltheile sind für 6, 7, 8, 9, 10, 20, 30, 40, 50 Sekunden je in derselben Zeile mit dem Logarithmus berechnet. Auch das ist nicht unbequem; nur haben wir wieder das Bedenken der übermässigen Häufung der Ziffernreihen auf einander. Für den Cosinus von 0 bis 45^0 (Sinus von 45^0 bis 90^0) sind übrigens die Proportionaltheile nur für 10, 20, 30, 40, 50 Sekunden berechnet, so dass hier eine nicht ganz bequeme Zwischenrechnung nothwendig wird.

Dieser Tafel ist dann diejenige angehängt, welche die Länge der Kreisbögen für den Halbmesser 1 mit sieben Dezimalen gibt, so wie eine zur Verwandlung der alten und neuen Theilung des Kreises in einander.

Die dritte Haupttafel enthält die Gaussischen Logarithmen. Die Einrichtung ist im Wesentlichen die der kleinen August'schen Tafeln, mit derselben Behandlung der Proportionaltheile, die wir in den zwei ersten Haupttafeln gesehen. Die Formeln $\log\frac{a}{b} = A$, $\log(a+b) = \log b + B$, $\log\frac{a}{b} = B$, $\log(a-b) = \log b + A$ finden sich — wie ganz zweckmässig — auf jeder Seite wiederholt (A und B sind, ersteres mit 3, letzteres mit 5 Dezimalen, gegeben). Natürlich sind alle diese Tafeln Abdrücke der ursprünglichen Gaussischen Tafel (»Monatliche Correspondenz« XXVI, S. 502—528), die allerdings anders eingerichtet ist.

Digitized by Google

Ist $\log \frac{a}{b}$ sehr klein, so findet sich log (a—b) aus log (a—b) = log b + A nicht gauz genau; desshalb ist eine kleine Hilfstafel angehängt, die aus $\log \frac{a}{b} = B$, log (a — b) = log b + log B + P diese Grösse finden lehrt, wo P mit 5 Dezimalen berechnet ist.

Die vierte Tafel ist eine sehr gedrängte (2 Seiten) für dreistellige Logarithmen, der dann eine Tabelle der Werthe von Sinus, Cosinus, Tangentn auf drei Dezimalen angehängt ist.

Eine fünfte Tafel enthält: die mittlere Refraktion; Verwandlung der Aequatorbogen in Zeit und umgekehrt; Verwandlung der Stunden und Minuten in Dezimaltheile der Tage; Deklination der Sonne und Zeitgleichung im wahren Berliner Mittag für 1864 und 1866, nebst einer Anleitung die Angaben auch für andere Zeiten gebrauchen zu können; geographische Breite und Länge von 180 Städten, und endlich eine Gebrauchsanleitung.

Die Logarithmen einer Reihe vielfach vorkommender Zahlen beschliessen das Buch, dem als Anhang eine Zusammenstellung von Formeln aus der Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie beigefügt ist. Da die Tafeln naturgemäss die Hauptsache sind, so wollen wir etwaige Bemerkungen hinsichtlich dieses Anhanges hier unterdrücken.

Im Allgemeinen scheint uns die Einrichtung und Anordnung dieser Tafeln sehr zweckmässig, wie denn auch die äussere Ausstattung ganz schön ist. Einige Bedenken haben wir bereits ausgesprochen, die wesentlich den Gebrauch, bezüglich Ermüdung des Auges betreffen. Dass man darauf aber gar sehr Rücksicht nehmen muss, wird wohl nicht bestritten werden, und wir wünschen, dass sich der Herausgeber in dieser Beziehung seine Tafeln noch recht aufmerksam betrachte. Trotzdem dass eine ganz erkleckliche Anzahl füufstelliger Logarithmentafeln besteht, werden die vorliegenden bei ihrer im Ganzen gewiss zweckmässigen Einrichtung sich Geltung verschaffen.

Supplément aux Tables d'Intégrales définies, qui forment le tome IV des Mémoires de l'Académie. Par D. Bierens de Haan. Publié par l'Académie Royale des Sciences à Amsterdam. Amsterdam, C. G. van der Post. 1864. (92 S. in 4.)

Wir haben im Jahrgange 1861 dieser Blätter das verdienstvolle Werk des Verfassers: »Tables d'Intégrales définies« angezeigt und es erübrigt uns nur noch, den obigen Nachtrag zu demselben zur Kenntniss der Leser zu bringen. Derselbe enthält eine Bibliographie, welche jedoch nur Anführung von Abhandlungen der gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlichen Zeitschriften bringt

Digitized by Google

mit Ausschluss der Lehrbücher oder Monographieen. Sie ist nach den Gegenständen und chronologisch geordnet und zwar so, dass je der Name des Autors, der betreffende Band und Jahrgang der Zeitschrift und die Ausdehnung der Arbeit (Angabe der Seitenzahl) in erster Zeile, die Ueberschrift (also Inhaltsangabe) der Abhandlung selbst in zweiter Zeile gegeben werden.

Die einzelnen Abtheilungen betreffen: Theorie der bestimmten Integrale; Auswerthung solcher Integrale; vielfache bestimmte Integrale; näherungsweise Auswerthung bestimmter Integrale; Restrechnung; Euler'sche Funktionen; elliptische Funktionen; ultraelliptische Funktionen und endlich Integral-Logarithmus, Integral-Sinus u. s. w.

Ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss der Autoren mit Angabe der Stellen, an denen sie angeführt sind, beschliesst den vorliegenden Anhang.

Es ist ganz selbstverständlich, dass eine Arbeit, wie sie in diesem Supplemente vorliegt, nur mit Dank aufgenommen werden kann, und ebenso, dass sie einer besondern Empfehlung nicht bedarf. Es genügt, den Inhalt kurz zu charakterisiren, um sofort die Wichtigkeit für Jeden, der sich um die Literatur der mathematischen Wissenschaften auch nur entfernt interessirt, in die Augen springend zu machen. Wer weiss, wie schwer es ist, aus dem ungeheuern Material, das in den gelehrten Zeitschriften zerstreut liegt, das gerade Geeignete heraus zu finden, wird mit der dankbarsten Anerkennung für den gelehrten und unermüdlichen Verf. nach der ihm hier gebotenen wesentlichen Erleichterung greifen.

Dr. J. Dienger.

Decem Sendavestae excerpta, latine vertit sententiarum explicationem et criticos commentarios adjecit textum archetypi ad Westergaardii Spiegelii aliorumque lucubrationes recensuit Dr. Cajetanus Kossowicz. Parisiis 1865. XIII und 250 S. 8.

Bereits im Jahre 1861 hat Herr Kossowicz, der als Professor der Sanskritliteratur an der Petersburger Universität auch das Altbaktrische zu vertreten hat, eine kleine Chrestomathie für seine Zuhörer drucken lassen, welche in einer längern russisch geschriebenen Einleitung Herrn Kossowicz's Ansichten über die altbaktrische Sprache und Literatur entwickelte, dann einige Originaltexte in altbaktrischer Schrift und russischer Umschreibung veröffentlichte, daneben auch eine russische und lateinische Uebersetzung und endlich ein altbaktrisch-russisches Glossar enthielt. Der Beifall, welchen das kleine Buch auch ausser Russland erndete, hat Herrn K. ermuthigt die vorliegende grössere Sammlung zu veröffentlichen, welche ausser den früher schon von ihm herausgegebenen Stücken

Digitized by Google

noch mehrere andere ziemlich umfangreiche, diessmal nur im altbaktrischen Grundtexte mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen enthält; da das Buch aus der kaiserlichen Druckerei zu Paris hervorgegangen ist, so brauchen wir kaum zu sagen, dass die äussere Ausstattung eine glänzende genannt werden muss. Die Zahl der Gelehrten, welche dem Avesta ein eingehendes Studium widmen, ist noch immer sehr klein und steht im umgekehrten Verhältniss zu der Wichtigkeit der Sache und der Schwierigkeit des Buches; neue Beiträge, namentlich wenn sie mit solcher Gewissenhaftigkeit gearbeitet sind wie die vorliegenden, sind daher höchst willkommen. Herr K. gibt uns Proben aus allen Theilen des Avesta, der lateinischen Uebersetzung ist nicht selten, wenn die blosse Wiedergabe des Textes für den mit dem Parsismus nicht näher Vertrauten dunkel bleibt, eine ausführliche Paraphrase beigegeben. Weder die Wahl noch die Ordnung der gegebenen Stücke will Herr K. als eine zufällige betrachtet wissen, doch ist Ref. der Gedanke der ihn geleitet hat nicht immer recht deutlich, wohl weil ihm die oben erwähnte russische Abhandlung unzugänglich ist. Die erste Stelle nehmen zwei Texte ein, welche sich im Avesta auf das Leben des Zoroastor, des Stifters der altbaktrischen Religion beziehen, nämlich Yasna 8, 1—29 und Vendîdâd 19, 1—19, nach Westergaards Zählung. Weiter folgen zwei Abschnitte, die sich auf den Zustand der menchlichen Seele nach dem Tode beziehen: Vd. 19, 27—34 und das Fragment des Yasht 22; daran reihen sich kurze Bruchstücke des Zemyâd-yasht (Ys. 19, 1—18 und 88—96) über die Beschaffenheit der Amesha-spentas, der dem obersten Gotte am nächsten stehenden Genien, und über ihre Natur und Wirksamkeit zur Zeit der Auferstehung. Es folgen nun zwei Stücke aus den sogenannten Gâthâs, den metrischen Theilen des Avesta (Ys. cp. 28 und 30), von denen das erste eine Anrufung des Ahura Mazda ist, das zweite den Beginn des Kampfes beschreibt, der sich am Anfange der Welt zwischen dem guten und dem bösen Principe entspinnt und bis an das Ende der Tage fortdauert. Weiter folgen zwei umfangreiche Stücke aus den sogenannten Yashts (Yt. 10 u. 6), von denen der erste das Lob des Mithra der zweite den Preis der Sonne enthält. Den Schluss machen Bruchstücke aus dem zweiten Capitel des Vendîdâd, in welchem Herr K. nach dem Vorgange Windischmans, Spuren einer eranischen Sündfluthsage zu finden glaubt.

Was nun zuerst den Text der genannten Stücke betrifft, so hat Herr K. denselben nach den beiden vorhandenen Ausgaben mit Benützung der diesen beigegebenen Varianten selbständig hergestellt und wir müssen denselben im Ganzen als correct bezeichnen. In der Orthographie richtet sich der Herr Verf. so ziemlich nach den Grundsätzen, welche Lepsius in seiner Besprechung des Zendalphabets aufgestellt hat und welche mit den Ansichten des Ref. nicht durchgängig übereinstimmen, wie wir diess an einem andern

Digitized by Google

Orte ausführlicher dargelegt haben. Die Punkte, welche in den altbaktrischen Handschriften die einzelnen Wörter von einander trennen, sind als unwesentlich ganz weggelassen, die Präpositionen zum Verbum, die Composita zusammen gerückt. Es entstehen dadurch zuweilen unangenehme, zum Theil sogar unerlaubte Buchstabenverbindungen, zu den erstern rechnen wir Fälle wie 161, 7 paitiaokhta, 188, 13 paitiusehistann, zu letztern Schreibungen wie 161, 2 pairiyaozhdathentem, 162, 11 pasuvîra oder die öfter vorkommenden Formen uszayata, uszayanta, wofür, in dieser Art geschrieben, usazayata oder usezayata u. s. w. stehen müsste. Wollte Herr K. zur Erleichterung für die Leser das Zusammengehörende zusammen drucken, so würde er besser gethan haben, nach Westergaards Vorgang den Verbindungsstrich zu wählen und pairiyaozhdathentem, pasu-vîra, us-zayata etc. zu schreiben. Dem Verf. eigenthümlich ist auch die Schreibung viti statt uiti (p. 168, 4. 261, pen. 264, 12). Nicht ganz consequent verfährt Herr K. in der Scheidung des g und g, so schreibt er p. 166, 3 v. u. aghê 266, 5 v. u. aêtaghâo 268, 1 aghâo, es doch überall g zu wählen gewesen wäre. — Ueber die Wahl der Lesarten im Einzelnen findet Ref. wenig zu bemerken, dieselbe hängt natürlich auf das Engste mit der Auffassung des Textes zusammen. Aufgefallen ist uns p. 267. 269. die Lesart aiwi-khshôithrê, die meines Wissens von keiner Handschrift bestätigt wird, beide Ausgaben haben aiwi-khshôithnê. p. 189, 13 hat Herr K. die mir richtig scheinende Conjectur Westergaards mithô-vaojâoghô nicht angenommen, sondern die Lesart der Handschriften mithrô-vaojâoghô beibehalten, er übersetzt demnach auch nicht »Lügner« wie wir thun, sondern Mithrae violatores. In dem p. 161—167 mitgetheilten Texte hätten wir gewünscht die trefflichen metrischen Bemerkungen Westphals (in Kuhns Zeitschrift für Sprachwissenschaft IX, 446 ff.) benützt zu sehen.

Die Uebersetzung zeichnet sich durch ihre grosse Genauigkeit aus, dass wir in allen Einzelnheiten Herrn K. beistimmen sollten kann bei dem jetzigen Stande dieser Studien von uns ebensowenig erwartet werden, als wir unsererseits dem Verf. zumuthen mit uns in allen Punkten einig zu sein. Eine vollständige Besprechung aller der Stellen, wo wir mit Herrn K. nicht übereinstimmen, würde natürlich die Gränze dieser Anzeige weit überschreiten, wir beschränken uns daher auf einige Bemerkungen. P. 4 scheint mir Herr K. mit Unrecht der Uebersetzung des Ref. gefolgt zu sein, wenn er übersetzt: sicut me alii quilibet salutis hominum celebraverunt. Justi setzt stavann richtiger ins Futurum: preisen werden. Der Conjunctiv des Imperfect drückt, wie das semitische Imperfectum, das Unvollendete der Handlung aus, es ist allerdings auch von den Rettern des Menschengeschlechtes die Rede, welche schon gelebt haben, zunächst aber denkt der Text doch wohl an diejenigen, welche nach Zarathustra kommen werden. — P. 11

Digitized by Google

denkt Herr K. bei dem nur ein einziges Mal vorkommenden Dämon Bûiti wohl mit Recht an skr. bhûta, das auch die Bedeutung Dämon hat. P. 13. In vaênât sehe ich trotz des â keinen Conjunctiv, sondern den Indicativ des Imperfectums, ich glaube dass die Wurzel vaên auch im Indicativ den Bindevokal mehrfach verlängert. — P. 14 hat Herr K. zu den vielen Deutungsversuchen einer schwierigen Stelle, welche Ref. in seinem Commentare (p. 419) gesammelt hat, noch einen neuen gefügt, doch können wir nicht sagen, dass wir denselben billigen; die Einschaltung der Worte dixit Agro-mainyus scheint mir dem Zusammenhange der Stelle nach kaum erlaubt zu sein. P. 23 das nur hier vorkommende yâtem übersetzt Herr K., wie früher auch Ref., mit res gestae, es dürfte wohl »Erinnerung« am passendsten und das neupersische yâd zu vergleichen sein. P. 24. Die alten Uebersetzer haben gewiss Recht, wenn sie nivavaiti durch »mit Entscheidung begabt »übersetzen, ebenso heisst auch Ys. 10, 51 (nach der Ausgabe des Ref.) nivâiti die Entscheidung, das Wort ist von van und ni abzuleiten, und scheint das partic. praes. der reduplicirten Wurzel zu sein. P. 64. Meine Uebersetzung des Wortes yémâ durch »Zwillinge« hat allgemeinen Beifall gefunden, auch Herr K. übersetzt so, mir ist hingegen die Richtigkeit dieser Uebertragung jetzt zweifelhaft geworden. Die Tradition bestätigt diese Uebersetzung durchaus nicht, sie übersetzt vielmehr yémâ mit: auf der Erde, und da auch sonst Beispiele in den Gâthas vorkommen, wo y einem j oder z entspricht, so glaube ich, dass yémâ eine dialektische Nebenform statt zemâ sei. P. 65 hält Herr K. seine früher schon gegebene Uebersetzung: qui firmissimum coelum habitat fest, wie es Ref. scheint mit Unrecht, denn vagh nach cl. 2. conjugirt heisst nur »bekleiden« und so übertragen das Wort auch die einheimischen Uebersetzer. P. 143 hat Herr K. in Uebereinstimmung mit Ref. den §. 7 bei Westergaard aus dem Texte und der Uebersetzung weggelassen, dasselbe hätte nach unserer Ueberzeugung auch mit §. 20 geschehen müssen, der nur den Zusammenhang unterbricht und nirgends einen rechten Sinn gibt. P. 149 scheint dem Ref. die Anschauung in der Note verfehlt zu sein, wir bezweifeln, dass Ahura im Avesta als ein strafender Gott erscheinen kann, die Strafe, welche den Menschen für seine Uebelthaten erreicht, ist die, dass er dem bösen Principe verfällt und diese ist hart genug.

Sollten wir noch einen Wunsch hinzufügen, so wäre es der gewesen, dass Herr K. auch dieser neuen Sammlung ein kurzes Glossar hinzugefügt hätte, selbst wenn das eine oder andere Textstück hätte wegbleiben müssen, um das Buch nicht zu sehr zu vertheuern. Der Zweck einer Chrestomathie ist doch der, dass der Lernende in den Stand gesetzt werde, eine Anzahl von Stücken zu lesen, selbst ohne Beihülfe eines Lehrers. Für diesen Zweck ist nun zwar die Beigabe einer Uebersetzung sehr fördernd, doch zweifeln wir, dass die Leser die rechte Selbständigkeit gewinnen kön-

Digitized by Google

nen, wenn sie nicht in den Stand gesetzt werden, die Wörter aus dem der Text besteht selbst nachzuschlagen. — Druckfehler haben wir im Texte hie und da bemerkt p. 169 pen. lg. zasta, 177, 3 v. u. asnô statt asné, ib. pen. ustavaitîm p. 188, 12 yavaêjûm, Mehreres Andere hat Herr K. bereits selbst in den Addenda bemerkt. Wir schliessen diese Anzeige mit unserm Danke an den Herrn Verf. für den schönen Beitrag zur Erklärung des Avesta, den er uns hier geliefert hat. **F. Spiegel.**

Ueber die jüdische Angelologie und Daemonologie in ihrer Abhängigkeit vom Parsismus. Von Dr. Alexander Kohut. Leipzig 1866. 105 S. 8.

Die Weltstellung des persischen Volkes ist eine ganz andere als die des indischen; während das letztere, von allen Culturvölkern des Alterthums entfernt, eigentlich eine Welt für sich bildete, ist dagegen Persien von allen Seiten mehrfachen Berührungen ausgesetzt gewesen und hat ebensogut wieder einen Einfluss nach aussen ausgeübt als es ihn von dort empfing. Bekannt ist vor Allem der freundliche Verkehr, in welchem die Perser zu den Juden traten. Als Cyrus das babylonische Reich zerstörte, traf er dort grosse Theile dieses Volkes, das mit Gewalt aus seiner Heimath entführt worden war, aber auch in der Fremde nicht aufgehört hatte diese zu lieben und sich nach den heimischen Satzungen zu richten. Während der babylonischen Herrschaft haben die mit Gewalt nach Babylon verpflanzten Juden dort gewiss keine angenehme Stellung gehabt und sind als Unzufriedene stets mit argwöhnischen Augen betrachtet worden, und hieraus erklärt es sich, dass sie die Perser als ihre Retter empfingen und diese vergalten das ihnen bewiesene Vertrauen mit Wohlthaten. Die Gründe, welche die Babylonier bewogen hatten, die Juden in Masse aus ihrem Geburtslande zu vertreiben, waren für die Perser nicht mehr vorhanden und sie gaben ihnen daher ohne grosse Schwierigkeit die Erlaubniss in ihr Vaterland zurückzukehren und dort ihrem Gotte nach ihrer Weise zu dienen. Allein nur ein kleiner Theil der Juden machte von dieser Erlaubniss Gebrauch, die meisten hielten gewinnreiche Unternehmungen an den Ufern des Euphrats fest und sie verbreiteten sich von da weiter bis nach Persien hinein. In Babylon und den umliegenden babylonischen Städten erblühte die spätere jüdische Bildung und erhielt sich dort Jahrhunderte lang, natürlich konnte es nicht fehlen, dass die Juden in Persien sowohl als auch in Babylon, wo sie ja fast stets unter persischer Herrschaft standen, bei aller Wahrung ihrer Eigenthümlichkeit manche der Ansichten ihrer Beherrscher lernen konnten und annahmen.

Einen Beitrag nun zur Geschichte des geistigen Verkehrs zwi-

Digitized by Google

schen den Juden und Persern sucht auch die oben genannte kleine Schrift zu geben und zwar will dieselbe nachweisen, dass die Juden auf dem Gebiete der Engellehre ganz vom Parsismus abhängig seien. Der Herr Verf. zeigt zuerst in Kurzem, wie äusserst schwach die Anfänge zu einer selbständigen Ausbildung der Engellehre bei den Juden noch in der Zeit vor dem Exile gewesen seien, die Engel erscheinen gewöhnlich nur als Boten Gottes ohne jedwede Selbstständigkeit, nur dass Gott bereits von den himmlischen Heerschaaren umgeben ist und dass sein Thron von den Cherubim getragen wird lässt sich allenfalls hieher ziehen. Dieser enge Rahmen, in welchen wir die Engellehre vor dem Exile zusammenfassen können, erweitert sich indess bedeutend in der Zeit nach dem Exile. Herr K. gibt p. 2 ff. eine Uebersicht der Verhältnisse, welche den Verkehr der Juden mit den Persern besonders begünstigten und kommt zu dem Schlusse, dass die ganze jüdische Engellehre, namentlich die dem ursprünglichen Judenthum so widerstrebende Unterscheidung zwischen guten und bösen Engeln aus dem Parsismus stamme (p. 15), sowie, dass sich die Halacha noch ziemlich frei von diesem Einflusse gehalten habe, um so weniger aber die Haggada. Von p. 17 an behandelt Herr K. zuerst die Lehre von den Engeln im Allgemeinen und bemerkt mit Recht, dass Gott und die Engel von den spätern Juden nach Art eines orientalischen Hofstaates vorgestellt würden, Gott, als der oberste Herrscher, entzieht sich ziemlich den Blicken der Menge, die grossen Schaaren der Engel bilden seinen Hofstaat und widmen sich ganz seinem Dienste, diese dienenden Engel nehmen Theil an den Vorgängen in der Welt, die sie beobachten, sie sind die Schutzengel der Menschen, zwei derselben begleiten jeden von ihnen auf jedem Schritt und Tritt. Wenn ein Frommer diese Welt verlässt, gehen ihm bei seiner Ankunft im Paradiese Schaaren dieser dienstthuenden Engel entgegen. Alle diese Züge finden sich im Parsismus wieder, es entspricht dort die Classe göttlicher Wesen, welche Fravashis genannt und welche als die menschlichen Seelen gedacht werden, die zum Theil noch in die Welt gesandt werden sollen, zum Theil schon dort gewesen sind, namentlich diese letztern sorgen noch immer für die Familien, unter denen sie auf Erden gelebt haben und legen am Throne Gottes für sie Fürbitte ein. Dagegen scheint Ref. die versuchte Gleichsetzung der dienstthuenden Engel mit den parsischen Yazatas durchaus abzuweisen zu sein. Aus der grossen Zahl der dienstthuenden Engel werden nun von den Juden selbst sieben Engelfürsten als weit über die übrigen Engelschaaren hervorragend ausgeschieden, ganz ebenso wie auch bei den Parsen die Ameshaspentas unter allen Geschöpfen der geistigen Welt eine hervorragende Stellung einnehmen. Man sollte nun glauben, dass sich diese Klasse von Wesen in beiden Religionen auch im Einzelnen entsprechen würde, diess ist aber nicht der Fall, Herr K. glaubt nun, dass die sieben jüdischen Engelfürsten desswegen auf andere

Genien der Parsen zurückgehen, weil die Amesha-spentas schon allzusehr verblasst waren, als die Juden die parsische Mythologie kennen lernten. Dass nun die Amesha-spentas sehr wenig greifbare Gestalt haben (man hat sie öfter mit den christlichen Erzengeln verglichen) ist gewiss, doch fragt es sich ob wir mit unserm Verf. (p. 22) annehmen dürfen, sie seien nach und nach aus dem Bewusstsein des Volks verschwunden, es ist ebenso möglich, dass sie nie mehr Gehalt hatten als jetzt und dass sie vorzüglich dem Priesterkreise angehören, der stets eine von den übrigen eranischen Stämmen abgeschiedene Stellung hatte, während die Laien sich an die von ihnen selbst gebildeten Genien und Dämonen hielten, welche in der von den Priestern festgestellten himmlischen Hierarchie einen niederen Rang einnehmen. Von den vier obersten Engeln der Juden hat nun Michael die Gnadenwaltung, Gabriel die strafende Macht, Uriel ist der König in seinem strahlenden Glanze, Rafael die Providenz Gottes (p. 25), unter ihnen sind namentlich die beiden ersten die am meisten genannten. Den Michael vergleicht nun Herr K. mit dem parsischen Vôhu-manô, der gleichfalls als Engel des Friedens gilt, den Gabriel will er mit Çraosha vergleichen, den Uriel aber in Qarenô wiederfinden, was die Majestät bezeichnet, welche nach Ansicht der Parsen sowohl den Königen als auch besonders frommen Priestern inwohnt. Rafael, der auch als Genius der Heilung geschildert wird, tritt nur wenig hervor und bietet keine Vergleichungspunkte. An ihn schliesst sich als fünfter Engel Mittron an, der dem mit parsischen Mithra verglichen wird, mit dem er auch wesentliche Berührungspunkte hat, indem auch der jüdische Mittron als Vermittler, andererseits aber auch als Rächer hingestellt wird, wie sein parsisches Gegenbild (p. 40. 41). Schwierig sind nur die beiden letzten der genannten Engel, nämlich Sandalfon der bei den Juden nur wenig genannt wird und sich durch seine Länge auszeichnen soll, Herr K. will den Namen aus dem Persischen erklären: sardâr, im Huzvâresch sandâr, Herr und pehan, breit, also: Herr der Breite, eine Etymologie welche uns äusserst gewagt erscheint. Endlich wird Rediyâo mit Ardvî-sûra verglichen, die genannte Gottheit ist der Genius des Regens und soll in Kalbsgestalt gedacht werden.

Schwieriger als für die Engel lassen sich Vergleichungspunkte für die jüdischen Dämonen in der parsischen Mythologie auffinden. Diess kommt daher, dass das Avesta mit nähern Beschreibungen der Dämonen äusserst karg ist, während gerade die dunkle Seite der Geisterwelt von den Juden vorzugsweise erwähnt wird. Es ist indessen gewiss, dass es auch dem parsischen Volksglauben an Dämonen und Gespenstern nicht mangelte, wenn auch in den Büchern weniger davon die Rede ist. Ein Hauptunterschied in dieser Beziehung zwischen beiden Religionen bleibt es immer, dass das Judenthum streng monotheistisch ist, also den bösen Geistern nur eine untergeordnete Rolle zu spielen erlaubt, indem sie nur soweit

Digitized by Google

wirken können als Gott ihnen zu gehen gestattet, wogegen der Parsismus das dualistische Princip von zwei vom Anfange an gleichberechtigten Grundwesen kennt, deren jedes selbständig und mit dem ausdrücklichen Vorsatze schafft, dem andern zu schaden. Indessen hat Herr K. doch auch hier einige unzweifelhafte Berührungspunkte aufgefunden; ein solcher ist es, wenn beide Religionen den Sitz der Dämonen nach Norden verlegen (p. 56—58), von wo sie in die übrige Welt hereinstürzen, dass beide Religionen die Entstehung der Krankheiten mit der Wirksamkeit der bösen Geister in Verbindung setzen (p. 59) und in beiden Tag- nnd Nachtgespenster unterschieden werden (p. 61). Trotz des geringen Materials, das uns zu Gebote steht, versucht Herr K. dennoch einige Dämonen der Juden und Parsen mit einander zu vermitteln, nämlich den Satan und Ahriman (p. 62 ff.), doch tritt auch hier der bedeutende Wesensunterschied hervor, dass Agrô-mainyus ein selbstständiges Princip ist, das seine Geltung bis zum Ende der Tage behält, während dagegen Satan nach Ansicht der Juden ein gefallener Engel ist, der nichts von der Macht des Agrô-mainyus besitzt und seine Thätigkeit hauptsächlich als Ankläger und Verführer der Menschen entwickelt, der zweite der verglichenen Dämonen ist Eschmadai (Asmodaeus), den man schon längst mit dem Aêshma der Parsen zusammen gestellt hat. Leider wissen wir von dem zuletzt genannten Dämonen nicht viel mehr als dass er der Dämon des Zornes war. Was nun namentlich für die schon länger ausgesprochene Gleichsetzung spricht, ist, dass auch Eschmadai als überaus zornig geschildert wird. Den Schluss der Vergleichung bildet die Gleichsetzung des parsischen Bushyansta, des Dämons des Schlafes, mit der jüdischen Lilith.

Wir haben absichtlich einen vollständigen Ueberblick über die Ansichten des Herrn Verf. gegeben, ohne diese durch unsere Bemerkungen zu unterbrechen. Was nun den Inhalt der vorliegenden Schrift betrifft, so müssen wir es andern überlassen zu entscheiden, ob Herr K. die zu benützenden jüdischen Quellen mit Umsicht gewählt und mit Sachkenntniss ausgezogen hat. Soweit die Schriften der Parsen in Betracht kommen, wird man ihm die Anerkennung nicht versagen können, dass er diese mit vieler Liebe studirt und auch selbständige sprachliche Studien gemacht haben muss. Die genaue Verwandtschaft der jüdischen und parsischen Engel- und Dämonenlehre im Allgemeinen wird nach den sich so sehr entsprechenden Aeusserungen beider Religionen nicht leicht mehr in Zweifel gezogen werden, nur das scheint Ref. noch einer weiteren Untersuchung werth, ob die Entlehnung direkt aus dem Parsismus geschöpft sei, oder ob nicht Judenthum und Parsismus gemeinschaftlich Entlehnungen aus einer dritten Religion, etwa der babylonischen gemacht haben. Leider mangeln bis jetzt für eine solche Untersuchung die nöthigen Hülfsmittel und die Vergleichung wird um so schwieriger, als sowohl die jüdischen als parsischen Geister-

Digitized by Google

gestalten nichts weniger als deutlich ausgeprägte Individualitäten sind. Am gelungensten erscheint uns die Vergleichung des Michael mit Vohu-mano, des Uriel mit Qareno, endlich des Mittron mit Mithra, von den Dämonen aber die des Eschmadai mit Aêshma und der Lilith mit Buschyansta. Fraglich erscheint es dagegen dem Ref., ob Gabriel mit dem parsischen Çraosha zu vergleichen sei, da der erstere unter dem Bilde des Feuers dargestellt wird (p. 32), was unseres Wissens bei Çraosha nicht der Fall ist, es dürfte daher wohl eher an den parsischen Asha-vahista zu denken sein, der zugleich Genius des Feuers und der Gerechtigkeit ist, oder auch an Nairya-sungha, der als Götterbote aber auch als Feuer gedacht wird (vgl. meine Avestaübersetzung III, 199). Die Fassung der von Herrn K. p. 33 aus jüdischen Quellen angeführten Stelle über das Feuer ist ganz parsisch, noch genauer als die angezogene Stelle des Bundehesch stimmt damit die Fassung, welche Ref. in seiner Avestaübersetzung (I, 158) mitgetheilt hat. Dass uns Sandalfon und seine von Herrn K. aus dem Parsischen gesuchte Etymologie zweifelhaft erscheint, ist schon oben gesagt worden, dasselbe ist der Fall mit der Vergleichung von Ardvi-sura und (A)rediyâo, denn so liest Herr K. die Zeichen רְדְיָיאָ. Wir geben hier zuerst zu bedenken, dass der Name der parsischen Wassergöttin, unter dem sie in weiteren Kreisen bekannt wurde, nicht Ardvi-sûra, sondern Anâhita ist, auch die Parsen selbst, wenn sie den erstern Namen gebrauchen, nehmen denselben wenigstens vollständig, dass man die Göttin auch Ardvi hiess, ist bis jetzt wenigstens zweifelhaft, auch scheint uns der Name Rediyâo sich befriedigend aus dem Semitischen deuten zu lassen. Ferner ist Ardvi-sûra der Genius des befruchtenden Wassers im Allgemeinen, Rediyâo aber der Genius des Regens, er würde sich also seinen Funktionen nach besser mit den parsischen Tistrya vergleichen. Endlich stimmt auch die äussere Gestalt beider Genien nicht zusammen, Ardvi-sûra wird als Mädchen dargestellt mit starken Brüsten, dagegen erscheint Rediyâo in Kalbsgestalt, auch dieser letztere Zug erinnert an den parsischen Tistrya, der nach Yt. 8, 16 und andern Stellen als ein Stier mit goldenen Klauen (oder Hörnern) erscheint. So bedarf es der künstlichen Mittel nicht um die Kalbsgestalt des Rediyâo zu erklären, wie sie Herr K. p 47 zu Hülfe nimmt. — Am wenigsten können wir uns mit verschiedenen Etymologien des Herrn Verf. einverstanden erklären. Die Bopp'sche Erklärung von amesha spenta als non connivens sanctus, welche sich Herr K. (p. 6) aneignet, wird heut zu Tage wohl Niemand mehr theilen, amesha in der Bedeutung unsterblich ist sehr gut beglaubigt und die spätere indische Ansicht von Göttern, welche nicht blinzeln, wird sich schwerlich in den Vedas, geschweige im Avesta nachweisen lassen. Das talmudische Fargaud, Vorhang, ist nicht mit Herrn K. aus Fargard, Abschnitt zu erklären, — dieses Wort müsste im Altpersischen frakarti heissen — sondern es hat wohl gewiss fragauda gelautet, von

Digitized by Google

der parsischen Wurzel gud verbergen, die sich auch in den Keilinschriften angewendet findet. Den Çraosha mit Pârsi zoras zu vergleichen scheint Ref. unstatthaft, es steht kaum eine Lautregel fester als die, dass der altbaktrische Anlaut in den neuern Sprachen unverschoben bleibt, welches auch immer die Veränderungen sein mögen, welche im Innern des Wortes vor sich gehen. Auch die Schlusssilbe von Eschmadai scheint uns Herr K. sowenig befriedigend erklärt zu haben als seine Vorgänger, doch sind auch wir nicht im Stande, etwas Besseres beizubringen.

Fassen wir zum Schlusse unser Urtheil über Herrn K.'s Arbeit zusammen, so werden wir sagen müssen, dass Herr K. eine durchaus wissenschaftliche und dankenswerthe Arbeit geliefert habe, derer Resultate im Allgemeinen vollkommen befriedigen, wenn wir sie uns auch im Einzelnen nicht überall anzueignen vermögen.

Fr. Spiegel.

Aufsätze über Shakespeare von C. Hebler, Professor an der Universität Bern. Bern. Verlag der J. Dalp'schen Buchhandlung. 1865. X und 199 S. 8.

Mit Recht bezeichnet es der gelehrte Herr Verf. als die »gerechteste Forderung«, dass specifisch-ästhetische Arbeiten über Shakespeare sich auf die geschichtsforschenden über denselben Gegenstand stützen und sich in ihrer Weise auch der Genauigkeit, die man von diesen erwartet, befleissen sollen. Eben so richtig ist es, dass man die Shakespeare-Aesthetik nicht als abgeschlossen betrachten kann, da ja auch die geschichtsforschende Seite über diesen Dichter immer neue Nahrung und Anregung erhält. So ist also wohl auch der Herr Verf. in seinem Rechte, wenn er in der vorliegenden Schrift seine Shakespeare-Aufsätze veröffentlicht. In dem engen Raume derselben wird Vieles und zum Theile eingehend mit Fleiss und Sachkenntniss und in fliessender, eindringlicher Form besprochen. Die Schrift umfasst fünf Hauptabtheilungen nach fünf Abhandlungen, welche in ihr mitgetheilt werden, 1) Shakespeare in seinen Werken (S. 1—24), 2) Othello, den Mohren von Venedig (S. 24—83), 3) Hamlet, Prinzen von Dänemark (S. 83—149), 4) zwei Komödien (S. 149—177), 5) Miscellen (S. 177—199).

Nr. 1 (Shakespeare in seinen Werken) erschien zur Shakespearefeier und war ursprünglich zum Vortrage in der Aula der Hochschule in Bern bestimmt. Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem allgemeinen Theile des Gegenstandes und kann als Einleitung zu den ins Einzelne eingehenden Aufsätzen betrachtet werden. Es werden hier nach einer guten Charakteristik Shakespeares im Vergleiche mit unsern beiden grössten dramatischen Dichtern Göthe und Schiller einige sich auf das Leben des britischen Genius beziehende, in dessen Werken enthaltene Winke gegeben. Bei

Digitized by Google

der nähern Motivirung wird zugleich auf die Sonette, auf Venus und Adonis und Hamlet hingewiesen. Das Ganze bedarf einer genaueren Ausführung, welche wohl, weil der Gegenstand zu einer öffentlichen Rede und nicht zu einer streng wissenschaftlichen Erörterung bestimmt war, unterblieb.

Der zweite Aufsatz Othello zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste, schon im Jahrgange 1863 des neuen schweizerischen Museums erschienen, die Charaktere, der zweite den Gang der Handlung behandelt. Was die Charaktere betrifft, werden Othello, Desdemona und Brabantio, Jago, die übrigen Personen entwickelt und Analogien und Contraste beigefügt.

In dem dritten Aufsatze: Hamlet werden zuerst der Stoff und seine früheren Gestalten untersucht, entfernte Parallelen gegeben und die Stellung des Saxo Grammaticus, des Belleforest und des englischen Uebersetzers des letzteren zu Shakespeare dargestellt. Immer noch herrscht Dunkelheit über das Verhältniss der vorshakespeareschen Hamlettragödie zu der Tragödie unseres Shakespeare selbst. Die Existenz eines ältern Hamletdramas und zwar schon zu Ende der achtziger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts steht fest (vergleiche Delius, Einleitung zu seiner Ausgabe des Hamlet, 2. Aufl. 1859). Nur möchte Ref. nicht mit dem Herrn Verf. zweifeln, dass die verschiedenen Anspielungen sich auf das gleiche Stück beziehen und ebensowenig glauben, dass das ältere Hamletdrama »vielleicht eine Jugendarbeit Shakespeare's« sei. Allerdings ist durch den Verlust dieses alten Hamletdrama's eine bedeutende und bedauerliche Lücke in unsere Untersuchung über das Entstehen des Shakespeare'schen Hamlet gekommen; aber wir dürfen so viel als feststehend annehmen, dass die Erwähnung des Hamlet und seiner tragischen Gespräche durch Thomas Nash im Jahre 1587, des längst bekannten und aufgeführten Hamletstückes in Henslows Tagebüchern 1594 und des Geistes, »der auf dem Theater so kläglich ruft: Hamlet, räche mich« von Thomas Lodge 1596 gewiss auf das alte Hamletdrama Bezug nehmen, weil Meres' Schatzkästlein noch 1598 keinen Shakespearehamlet aufführt, und die erste Erwähnung desselben im Londoner Buchhändlerverzeichniss erst im Juli des Jahres 1602 stattfindet. Man sieht aber auch aus dem erwähnten Zeugnisse von Lodge, dass Shakespeare zunächst die Quelle des alten Hamletdramas benutzte, da der Geist des alten Hamlet weder bei Saxo Grammaticus, noch bei Belleforest auftritt, sondern sich vor Shakespeare nur in dem alten Hamletdrama zeigt. So ist die älteste Quelle der Hamletsage Saxo Grammaticus, für Shakespeare die nähere die englische Uebersetzung der Belleforest'schen histoires prodigieuses, aber die allernächste Quelle gewiss das alte, nicht von ihm stammende Hamletdrama. Wie sich der Hamlet der Sage nach und nach unter des grossen Dichters Händen zum Hamlet seines Dramas umgestaltete, zeigt eine sorgfältige Vergleichung der ersten Aus-

Digitized by Google

gabe des Shakespeare'schen Hamlet von 1603 mit der zweiten von 1604. Die erste hat folgende Aufschrift: The tragical historie of Hamlet, prince of Denmarke by William Shakespeare, as it hath been diverse times acted by his highness servants in the city of London as also in the two universities of Cambridge and Oxford and else where. At London printed for L. N, and John Trundell. 1603. 8. Sie war in England nur noch in zwei Exemplaren aufzutreiben. Das eine war im Besitze des Herzogs von Devonshire. Nach beiden liess der Herzog ein Facsimile der ersten Ausgabe unter der Aufsicht seines Bibliothekars John Payne Collier in 40 Exemplaren veranstalten. Von diesen wurden zwei nach Deutschland gesendet. Sie befinden sich in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek und in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Referent hat das Münchnerexemplar eingesehen. Es findet sich in dieser Ausgabe weder ein Personenverzeichniss, noch eine Angabe der Acte, Scenen, Seiten oder Blätter. Das Ganze umfasst 30 Blätter und $^{3}/_{4}$ Seiten, weit gedruckt, in Grossoktav. Offenbar ist die Ausgabe wider Willen und Wissen des Verfassers erschienen. Sie hat Schreibfehler in den Personennamen, wie Cornelia für Cornelius, Barnardo für Bernardo, Leartes für Laërtes, Voltemar für Voltimand u. s. w. Manche Personennamen lauten anders, als in den spätern Ausgaben, so heisst Polonius Corambis, Reinhold Montano, Rosenkranz und Güldenstern Rossencraft und Gilderstone. In den Theaterhäusern Londons waren Handschriften der Theaterstücke im Umlaufe und es war kein Gewinn für die Theilhaber (sharers) oder den Direktor, wenn gute Stücke gleich im Drucke erschienen, weil gedruckte Stücke auch auf andern Schaubühnen dargestellt werden konnten. Solche Ausgaben erschienen darum oft verstümmelt und ohne Durchsicht durch den Verfasser, ja sie gingen, wenn sie vom Repertoire kamen, oft ganz verloren. Das war wohl das Schicksal des alten Hamletdramas vor Shakespeare. So ist auch diese erste Ausgabe nicht nur ungenau, sondern auch verstümmelt. Wichtige Scenen fehlen in ihr, wie das Gespräch Hamlet's und Horatio's und des ersteren Monolog vor dem Besuche der Mutter (Act III, Scene 2), wie das Zusammentreffen des Fortinbras'schen Corps und Hamlet's und des letzteren Monolog vor der Abreise nach England (Act IV, Scene 4). Die Reden sind häufig ohne Ausführung und, wie das Gebet des Königs, ohne die bezeichnenden Antithesen. Die darauf folgende Ausgabe (1604) ist sichtlich von Shakespeare selbst veranstaltet. Sie erschien in 4., ist beinahe um die Hälfte vermehrt und, wie es auf dem Titelblatte heisst, nach einer wahren und vollkommenen Abschrift herausgegeben. Wenn auch der Herr Verf. S. 102 bemerkt, dass »die beiden Texte, worin uns das Shakespeare'sche Stück erhalten ist, (1603 u. 1604) mit einander zu vergleichen«, ausser seiner »diesmaligen Absicht und Aufgabe liege« und darum davon nichts er-

Digitized by Google

wähnt, so gehört doch eine solche Erwähnung offenbar an die Stelle, wo man, wie der Herr Verf. S. 84—102, vom »Stoffe und den früheren Gestalten desselben« handelt. Ref. hat darum eine kurze Vergleichung derselben für passend gehalten; denn die Ausgabe von 1603 ist ja die früheste, noch vorhandene, dramatische Gestalt der Hamletsage und weist uns in ihrer mangelhaften Durchführung am Meisten auf das leider verloren gegangene alte Hamletdrama zurück.

Der Herr Verf. geht sodann zur Hamlettragödie selbst über. Er unterscheidet hier das Ganze und das Einzelne. Von dem Letztern werden Hamlets Missgeschick (S. 124), Wittenberg (S. 124—133), der Geist (S. 133—135), die Schreibtafel (S. 135—137), Ophelia (S. 137—139), die Spione (S. 139—142), Sein oder Nichtsein (S. 142—143) behandelt. Es folgen nun zwei Komödien (Maass für Maass und ein Sommernachtstraum, S. 149—177), endlich Miscellen. Die letzteren haben drei Ueberschriften: Troilus und Cressida, Zum Othello und Macbeth und die vierzehn Komödien (S. 177—199). Die abweichenden Ansichten des Verfassers von den anonymen »Shakespearestudien eines Realisten« im Morgenblatte sind treffend und gut motivirt (S. V—X). Die vorliegende Schrift, welche ein besonderes Gewicht auf die Quellen der Shakespearestücke, auf ihre geschichtliche Grundlage mit Recht legt, verdient von jedem Freunde der Shakespeareliteratur gelesen zu werden und man wird sie ihres eingehend und in anziehender Form behandelten Stoffes wegen wohl schwerlich ohne Anregung und Belehrung und in manchen Theilen auch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. **v. Reichlin-Meldegg.**

Der weisse Jura im Klettgau und angrenzenden Randen-Gebirge. Von Franz Joseph Würtenberger und Leopold Würtenberger in Dettighofen. (Abdruck aus den Verhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins zu Karlsruhe II.) Karlsruhe. 4. S. 60.

Der unter dem Namen Klettgau bekannte Landstrich breitet sich von der Mündung der Wutach in den Rhein, zwischen diesen beiden Flüssen bis zum Randen-Gebirge aus und wird also im Süd und Ost von unterhalb Zurzach bis Schaffhausen vom Rhein und nordwestlich von Thiengen bis Stühlingen von der Wutach begrenzt. Das genannte Gebiet fällt zum grossen Theil mit der Section Stühlingen der topographischen Karte des Grossherzogthums Baden zusammen. In geologischer Beziehung ist dasselbe von besonderem Interesse wegen der ausgezeichneten Entwickelung der Flötzformationen. Namentlich sind es die Schichten des oberen oder weissen Jura zu dessen Kenntniss in Nachfolgendem ein Beitrag geliefert wird.

Digitized by Google

Eine Untersuchung der Schichten-Folge des weissen Jura in ansteigender Ordnung — wozu die mannigfachen Aufschlüsse gute Gelegenheit bieten — zeigt, wie gewisse Formen von Schalthieren, die man in älteren Schichten oft trifft, in jüngeren Ablagerungen nicht mehr vorkommen, um anderen, noch nicht dagewesenen Arten Platz zu machen, während ein grosser Theil ihrer Begleiter, wenn sie auch plötzlich ausgestorben zu sein scheinen, von Zeit zu Zeit in jüngeren Schichten wieder schaarenweise in fast unveränderter oder gleicher Gestalt wieder auftauchen. Dies gilt insbesondere von dem Arten-reichen Geschlecht der *Ammoniten*.

Der weisse Jura des Klettgaues lässt sich in verschiedene Glieder zerlegen, deren jedes gewöhnlich durch eine Anzahl ihm eigenthümlicher Arten charakterisirt wird. Bei dem Versuch einer Eintheilung kann man sich aber auf die petrographische Beschaffenheit der Schichten nicht verlassen, und andererseits muss man sich vor Irrthümern wegen der verschiedenen Facies-Bildungen bewahren.

Allenthalben im Klettgau wo sich nur der Uebergang vom braunen zum weissen Jura verfolgen lässt, zeigen sich als oberste Schichten des ersteren gelbe, thonige Ablagerungen mit verkiesten Conchylien, welche den »Ornaten-Thon« oder Oppels Zonen des *Ammonites anceps* und *athleta* repräsentiren. Auf ihnen ruhen nun die untersten Schichten des weissen Jura.

1) Schichten des *Ammonites Oegir*. Sie bestehen aus hellgrauen, leicht verwitternden an Spongiten reichen Bänken von Thonkalk. Es enthält diese Abtheilung viele Petrefacten, wie ja gewöhnlich die Spongiten von einer grossen Zahl anderer organischen Reste begleitet werden. Namentlich sind die Cephalopoden und Brachiopoden vertreten, weniger die Pelecypoden und Gasteropoden, hingegen Echinodermen reichlich vorhanden. Am bezeichnendsten sind folgende Arten, welche sich bis jetzt im Klettgau ausschliesslich auf diese Stufe des weissen Jura beschränken: *Ammonites Arolicus* Opp., *A. stenorhynchus* Opp., *A. canaliculatus* Buch, *A. hispidus* Opp., *A. crenatus* Brug., *A. lophotus* Opp., *A. subclausus* Opp., *A. Anar* Opp, *A. Bachianus* Opp., *A. callicerus* Opp., *A. Oegir* Opp., *A. Rotari* Opp., *Belemnites hastatus* Blainv., *B. pressulus* Quenst., *Terebratula Birmensdorfensis* Escher, *Cidaris laeviuscula* und *Scyphia bipartita* Quenst. Nachdem in der ersten Abtheilung des weissen Jura im Klettgau häufigen *Ammonites Oegir* wurde die Benennung »Schichten des *Ammonites Oegir*« gewählt. Dieselben erreichen eine durchschnittliche Mächtigkeit von 15 bis 28 Fuss und finden sich in den Umgebungen von Bechtersbohl, am Bachtobel bei Weisweil, bei Osterfingen und bei Siblingen am Randen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Würtenberger: Der Jura im Klettgau u. Randen.

(Schluss.)

2) Heidenloch-Schichten. Blaulichgraue, weiche, bröckelige dünngeschichtete Thonmergel mit einzelnen Bänken festeren Thonkalkes; sie haben dem Namen nach ihrem Vorkommen am Heidenloch bei der Stützenmühle erhalten. Sie enthalten nur sehr spärlich Petrefacten, zumal keine Spongiten und unterscheiden sich hiedurch sehr scharf von den sie unterteufenden Schichten. Von einigermassen häufigeren organischen Resten sind nur zu nennen *Nulliporites Hechingensis* Quenst. und *Aargoviensis* Mösch. Die Mächtigkeit beträgt 180 bis 200 Fuss, steigt am Küssenberg bis zu 300 Fuss an; Verbreitung: am Heidenloch, Bachtobel bei Weisweil, am Küssenberg, am Randen.

3) Hornbuck-Schichten. Weisslichgraue bis gelbe, oft gefleckte, 1 bis 2 Fuss mächtige Bänke von thonigem Kalkstein, nicht selten durch mergelige Zwischenlager getrennt; die meisten Schichten sind von Spongiten durchzogen. Ausser diesen sind organische Reste in grosser Zahl vorhanden, es erscheinen zuweilen wahre Muschel-Conglomerate. Obschon die Cephalopoden in Ammoniten einige gute Anhaltspunkte liefern sind bezeichnende Arten doch seltener als in der Zone des *A. Oegir.* Dagegen treten Gasteropoden und besonders Pelecypoden zahlreich auf, ebenso die Brachiopoden und zu ihnen gesellt sich ein Heer zierlicher Echinodermen und zweifelhafter Spongiten-Formen, welche nicht selten von zierlichen Bryozoen und von Serpulen bedeckt werden. Als Leitfossilien können gelten: *Ammonites virgulatus* Quenst., *A. microdomus* Opp., *Trochus impressae* Quenst., *T. speciosus* Quenst., *Pleurotomaria alba* Quenst., *Terebratula impressae* Bronn, *Pecten subarmatus* Goldf., *Isocardia impressae* Quenst., *Cardita tetragona* Quenst. und *Ceriopora striata* Goldf. Diese dritte Stufe des weissen Jura, deren Mächtigkeit 40 bis 50 Fuss nicht übersteigt, findet sich am Hornbuck bei Riedern, Bachtobel bei Weisweil, Heidenloch, Osterfingen, Wangenthal, bei Siblingen u. a. O. am Randen.

4) Küssaburg-Schichten. In sehr verschiedener Entwickelung erscheint diese Stufe. Am häufigsten als mächtige, an Petrefacten arme Kalk-Ablagerung, seltener als eine ausgezeichnete Spongiten-Facies und manchmal als eine vorzugsweise Cephalopoden führende Masse von Kalkschichten. Als Leitfossilien können

Digitized by Google

gelten: *Ammonites trimarginatus* Opp., *A. semifalcatus* Opp. und *A. Pichleri* Opp. Die Mächtigkeit der ganzen Zone beträgt 100 bis 150 Fuss; sie findet sich bei Küssaburg unfern Bechtersbohl, Heidenstatt bei Geislingen, Umgebung von Riedern, am Randen u. a. O.

5) Wangenthal-Schichten. Regelmässig geschichtete hellfarbige Kalkbänke in einer Mächtigkeit von 80 bis 100 Fuss. Unter den organischen Resten walten Ammoniten vor und unter diesen besonders *Ammonites Hebelianus* Würtenb., *A. Ausfeldi* Würtenb., *A. Tisiani* Opp., *A. Balderus* Opp., *Cidaris suevica* Quenst. und *Cidaris cylindrica* Quenst. Es ist diese Schichtengruppe am Roggenloch bei Geislingen, bei Griessen, am Hornbuck bei Riedern, am Schwarzbach bei Bühl, Bachtobel, in den Seitenschluchten des Wangenthales hauptsächlich entwickelt.

6) Schwarzbach-Schichten oder Schichten des *Ammonites platynotus* und *polyplocus*. Während in den drei vorhergenannten Abtheilungen der Kalkgehalt vorherrscht, erscheinen hier thonreiche, leichter verwitternde Ablagerungen. Auch paläontologisch ist diese Zone scharf characterisirt. Denn von den Ammoniten-Arten, die durch die vorhergehenden Ablagerungen fortsetzen und solche gleichsam zu einem Ganzen verbinden, trifft man hier kaum eine Ammoniten-Species, die schon aus einer früheren Schrift bekannt wäre. Im Allgemeinen schliessen die Schwarzbach-Schichten eine grosse Menge fossiler Reste ein, unter denen die Ammoniten die Hauptrolle spielen. Als Leitmuscheln können folgende gelten: *Ammonites tenuilobatus* Opp., *A. Frotho* Opp., *A. Gümbeli* Opp., *A. nimbatus* Opp., *A. falcula* Quenst., *A. circumspinosus* Opp., *A. Uhlandi* Opp., *A. platynotus* Rein., *A. involutus* Quenst., *A. Güntheri* Opp., *A. polyplocus* Rein., *A. Lothari* Opp. und *Terebratula nucleata juvenis* Quenst. Verbreitung: Schwarzbach bei Bühl, Geisslingen, Griessen, Riedern, Osterfingen, Randenplateau u. a. O.

7) Schichten der *Monotis similis*. Auf die genannten Ablagerungen mit *Ammonites polyplocus* und *platynotus* folgen 22 bis 30 Fuss mächtige Niederschläge, die sich petrographisch wenig, mehr aber paläontologisch von jenen unterscheiden. Dieselben werden in ihren unteren Lagen aus hellgrauem Mergelkalk, in ihren oberen aus weichen Thonmergeln zusammengesetzt. Unter den Leitfossilien sind nur: *Ammonites Bühlensis* Würtenb., *A. trachinotus* Opp. und *Monotis similis* Goldf. zu nennen. Am Schwarzbach bei Bühl, Lochmühlethal bei Baltersweil, am Wirbelberg bei Schaffhausen ist diese Zone entwickelt.

8) Schichten des *Ammonites mutabilis*. Sie werden aus 30 bis 40 Fuss mächtige Bänken eines hellfarbigen, festen Kalkes gebildet, der vielfache Anwendung als Baustein findet. Als sehr charakteristische organische Reste können die Ammoniten, besonders die Gruppe der *Flexuosen* gelten; am häufigsten sind:

Digitized by Google

A. Klettgovianus Würtenb., *A. Hector* d'Orb. und *A mutabilis* Sow. Vorkommen: am Schwarzbach bei Bühl, im Bachtobel, Lochmühlethal bei Baltersweil u. a. O.

9) Nappberg-Schichten. Ungeschichtete, massige, fast thonfreie Kalkablagerungen, entweder als Petrefacten reiche Scyphien-Facies entwickelt, oder als krystallinisch-körnige, marmorartige, an Petrefacten leere Kalke ausgebildet sind. Kieselknollen stellen sich in diesen Kalken häufig ein. Mächtigkeit 40 bis 90 Fuss. Die Fauna der Scyphien-Kalke ist eine sehr mannigfache, besonders hervorzuheben der Reichthum an Amorphozoen. Als bezeichnende Fossilien können gelten: *A. canaliferus* Opp., *A. Pipini* Opp., *A. decipiens* Opp., *Aptychus latus* Mey., *Scyphia radiciformis* Goldf., *Scyphia milleporata* Goldf., *Spongites ramosus* Quenst., *Sp. articulatus* Quenst., *Sp. clathratus* Goldf., *Sp. lamellosus* Quenst., *Sp. obliquatus* Quenst., *Cnemidinm Goldfussi* Quenst., *Cnemidium rimulosum* Goldf., *Cnemidium corallinum* Quenst., *Tragos acetabulum* Goldf., *Tragos patella* Goldf. und *Siphonia radiata* Quenst. Die Verbreitung dieser Schichten, welche fast allenthalben den Schluss der jurassischen Ablagerungen bilden, ist eine beträchtliche, zumal in den Umgebungen von Nappberg, Baltersweil und Schaffhausen.

10) Wirbelberg-Schichten. Am Schlusse des Klettgauer Jura stellt sich Thon wieder reichlicher ein und bildet mit Kalk dünne, plattenförmige weissliche Thonkalke, denen zuweilen dickere Kalkschichten eingelagert. Dünne Lagen schieferiger Mergel sind nicht selten; ebenso Kiesel-Knollen. Die Wirbelberg-Schichten, die ein geschätztes Baumaterial liefern, enthalten nur wenige Petrefacten unter welchen *Terebratula pentagonalis* Bronn, *Astarte supracorallina* d'Orb. und *Tellina zeta* Quenst. die wichtigeren. Die Verbreitung dieser Schichten-Gruppe, welche bis zu 110 F. Mächtigkeit ansteigt, ist auf den östlichen Theil des Klettgauer Jura beschränkt, in den Umgebungen von Schaffhausen, Wirbelberg u. a. O.

An die sorgfältige Schilderung der verschiedenen Schichten-Gruppen reihen die Verfasser nun eine Vergleichung des Klettgauer weissen Jura mit den oberjurassischen Ablagerungen anderer Länder und versuchen insbesondere die von ihnen aufgestellte Eintheilung mit Oppels neuem System für die oberjurassischen Ablagerungen zu parallelisiren. Die Ergebnisse dieser Betrachtungen sind auf einer grossen, »tabellarischen Uebersicht des Klettgauer weissen Jura mit Angabe der Parallelen für die Nachbarländer« zusammengestellt, und sind auf solcher ausser den von Oppel aufgestellten Zonen insbesondere die gleichzeitigen Bildungen in den übrigen südöstlichen Theilen von Baden, von Württemberg und Bayern, so wie im Kanton Aargau berücksichtigt. Wir können hier nur die Hauptresultate hervorheben, nämlich: es entsprechen der I. Etage von Oppel, der Zone des *Ammonites transversarius* die

Digitized by Google

Schichten des *Ammonites Oegir* und die Heidenloch-Schichten. II. Etage Oppels, Zone des *Ammonites bimammatus*; ihr fallen zu die: Hornbuck-, Küssaburg- und Wangenthal-Schichten. III. Etage Oppels, Zone des *Ammonites tenuilobatus*; sie umfasst die Schichten des *Ammonites platynotus*, so wie der *Monotis similis*. Endlich: IV. Etage Oppels, Zone des *Ammonites steraspis;* zu ihr gehören die Schichten des *Ammonites mutabilis*, die Nappberg- und Wirbelberg-Schichten.

Es ist wahrscheinlich, dass die untere Hauptabtheilung der von Würtenberger aufgestellten Schichten-Gruppe des Klettgauer weissen Jura die Oxford-Gruppe, die obere aber die Kimmeridge-Gruppe repräsentiren. **G. Leonhard**.

Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von Dr. C. Böttger etc. II. Serie von 12 Vorlesungen. Mit 31 Holzschnitten. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, G. Mayer 1865 f.

Diese zweite Serie der Vorlesungen des berühmten Sprachforschers erschien in zwei Hälften, die erste im vorigen Jahre, die zweite in diesem, und wurden sie bereits im Jahr 1863 gehalten. Noch frisch von dem Eindrucke, den der erste Cursus von neun im Jahr 1861 gehaltenen Vorlesungen (erschienen aus der Feder desselben deutschen Bearbeiters, 1863) auf uns machte*), gehen wir nunmehr zur Besprechung dieser zweiten Serie über. Während die erste mehr für Solche berechnet war, die sich historisch aufzuklären und Rechenschaft über den Standpunkt der Sprachwissenschaft zu geben wünschten, also für Dilettanten in der letzteren, mögen sie sonst auch Meister in ihren Fächern sein, ist diese zweite eigentlich fachmännischer Natur, und ihr originaler Verfasser zugleich Auctorität für die Philosophen. Dies zeigt er z. B. gegen den Schluss der zwölften Vorlesung an den Wörtern Kennen und Kenntniss S. 524.

Im Bewusstsein dieses fachmännischen Zweckes sammelt er alle bisherigen Resultate in der sprachlischen Forschung und fasst sie, unter Begründung derselben mittelst physiologischer Vorgänge zu einer abschliessenden Uebersicht zusammen. Obwohl es nun den Anschein hat, dass er hauptsächlich Sammler von Materialien ist, und diese mit praktischer Nüchternheit unter den Brennpunkt einer Wissenschaft vereinigt, so ist er nichtsdestoweniger selbstständig, schon weil unter diesen Materialien auch seine eigenen Beiträge sind, und es ist nicht übertrieben, wenn man ihm für die sprach-

*) Vgl. unsere Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern 1864. Nr. 29 und 30 (S. 449—474).

Digitized by Google

wissenschaftlichen Studien dieselbe geschichtliche Bedeutung dereinst beilegt, wie Alexander v. Humboldt für die naturwissenschaftlichen.

M. Müller sieht in der Sprachwissenschaft eine Fackel für die Mythologie, ohne damit anzudeuten, dass sie blos ein Mittel für diesen Zweck ist, wie denn auch der Kaiser Napoleon, indem er eine Geschichte Jul. Cäsars schreibt, seine Geschichte der Republik nicht als pure Staffage geschrieben haben wird. Obwohl nun die Methode Müller's, gemäss welcher die Mythologie in der Sprachwissenschaft ihre sichere Führerin hat, sehr verdienstlich ist, so wäre jedenfalls passend diese zweite Reihe in zwei grosse Abtheilungen zerlegt worden. Die Mythologie hätte die zweite gebildet, und die Vorlesung über die Metaphern (S. 317 ff.) wäre dazu die Einleitung gewesen.

Hiemit wird von uns keineswegs die Berechtigung bestritten, die Metapher nach wie vor für das Medium anzusehen, wodurch sich die Mythologie mit der Sprachwissenschaft berührt. War die erste Serie der Commentar zu dem Ausspruche des Verfassers, dass wir dem Strome der sprachlichen Wissenschaft von den Bramanen bis auf unsere Zeit in der Aufeinanderfolge der Völker und umgekehrt bis zu seinen Quellörtern nachspüren können, so ist diese zweite Reihe sainer Vorlesungen ein Commentar zu der Wahrheit, dass wir dem Strome des religiös-dogmatischen Wissens bis zu den Höhen der mythologischen Hypostasen in älterer und jüngerer Zeit in ebenso ununterbrochener Folge nachspüren können. Auf diesem Standpunkt der äusserlichen Betrachtung befindet sich die sechste Vorlesung, die vorletzte in der von uns befürworteten ersten Abtheilung. Daher werden wir mit dieser beginnen und so im wörtlichsten Sinne *in medias res* gehen müssen. Um diese Vorlesung drehen sich die übrigen aus derselben (ersten) Abtheilung, wie um ihren geistigen Mittelpunkt. Sie ist ein kostbarer Auszug, wie wir finden werden, aus einer Fülle einschlägiger Materialien, den wir dankbar dem Sammelfleiss seines Verfassers nachrühmen.

Er leitet sie, die überschrieben ist: »Ueber die Grundsätze etymologischer Forschung« (S. 225—281), wie mit einer Art Vorgeschichte, mit einer Aufzählung der früheren Standpunkte ein, und zwar theilt er sie, indem er an Voltaire anknüpft, in die Forschung vor ihm, welche die neulateinischen oder romanischen Mundarten betraf, und in die Forschung nach ihm. Die erstere (durch Perion's Dialogi de linguae Gallicae origine (1557) und Guichard's Harmonie étymologique etc. (1606) vertreten) war im Ableiten sehr unzuverlässig, weil sie noch eine Idee von einer Probe hatte, mittelst derer eine richtige Ableitung von einer falchen unterschieden werden könnte, die Aehnlichkeit des Klanges und der Bedeutung etwa ausgenommen (S. 227). Um einen kleinen Begriff von der Methodik etymologischer Prüfungen zu geben, gibt der Verfasser aus Guichard's Harmonie etymologique eine Stelle im Auszuge (S. 228),

Digitized by Google

aus der hervorgeht, dass es eben an einem Princip fehlte, und die Forschung willkürlich betrieben wurde. Wie sollte eine Wissenschaft des Wahren, Echten (Etymon) möglich sein? Den Probirstein, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, zu finden, blieb dem jetzigen Jahrhundert vorbehalten, welches zugleich der Etymologie ihren Platz und Rang als Wissenschaft verschaffte. Da eine Ableitung, so richtig sie sein mag, von keinem wirklichen Werthe ist, wenn sie nicht bewiesen werden kann, so ist es klar, dass die Etymologie, wenn sie eine Wissenschaft sein will, nicht blos zu zeigen hat, dass ein Wort überhaupt von einem andern abgeleitet ist; sie hat auch Schritt für Schritt zu beweisen, wie ein Wort regelmässig und nothwendig in ein anderes verwandelt wurde.

Vorab ist vorauszusetzen, dass in der Etymologie die Identität oder selbst Aehnlichkeit, sei es des Klanges oder der Bedeutung von gar keiner Bedeutung ist, da es feststeht, dass oft Wörter, die keinen einzigen Buchstaben mit einander gemein haben, und dabei in der Bedeutung so verschieden sind, wie schwarz und weiss, desselben Ursprungs sind. Um das Bedürfniss jener Voraussetzung zu erweisen, muss man über vier Punkte im Klaren sein (S. 230):

1) Dass dasselbe Wort in verschiedenen Sprachen verschiedene Formen annimmt;

2) Dass dasselbe Wort in einer und derselben Sprache verschiedene Formen annimmt;

3) Dass verschiedene Wörter in verschiedenen Sprachen dieselbe Form annehmen;

4) Dass verschiedene Wörter in ein und derselben Sprache dieselbe Form annehmen.

Die nächsten zehn und mehr Seiten verfolgen den Zweck, die romanischen Sprachen für etymologische Forschung fruchtbar zu machen, und, indem er so einen Rath des Leibniz, dass die Sprachwissenschaft auf das Studium der neueren Mundarten basirt werden müsse, befolgt, vermeidet er die Gefahren, welche aus der Vernachlässigung der letzteren der vergleichenden Philologie erwuchsen. Vor dem Richterstuhl der Sprachwissenschaft verschwindet ihm der Unterschied zwischen alten und neuen Sprachen, weil, wenn die alten Sprachen auf den Ursprung der neueren Mundarten Licht werfen, doch wieder viele Geheimnisse in der Natur der todten Sprachen nur durch die Zeugenaussagen der lebenden erklärt werden können. Die Beweisführung des Verfassers zu Gunsten der romanischen Sprachen für etymologische Forschung, welche er durch Beispiele vollzieht, stützt sich auf zwei historische Beweise, 1) dass wir darin ein vollständigeres und deutlicheres Bild (gewissermassen eine Wiederholung des Ursprungs und Wachsthums der Sprache) vor Augen haben, als irgendwo sonst in der gesammten Geschichte der menschlichen Sprache, und 2) dass wir nirgends weiter als hier das verborgene Heranwachsen neuer Fvrmen beobachten, und

Digitized by Google

so die Hülfsquellen auffinden lernen können, welche sich zur Bildung der grammatischen Articulation der Sprache darbieten. Hören wir den Verfasser einmal selbst. »Alles, sagt er S. 237, was gegenwärtig im grammatischen System des Französichen rein formell erscheint, ist, wie sich leicht beweisen lässt, ursprünglich substantiell gewesen, und wenn wir uns diese Thatsache erst gehörig eingeprägt haben, werden wir uns auch weniger dagegen sträuben, denselben Grundsatz in Bezug auf das grammatische System älterer Sprachen anzuerkennen. Wenn wir gelernt haben, dass das französische Futurum j'aimerai eine zusammengesetzte Zeit ist, welche aus dem Infinitiv und dem Hülfsverb avoir besteht, werden wir uns auch bereitwilliger zu der Zulassung derselben Erklärung des lateinischen bo und des griechischen $\bar{so}$ entschliessen. Die neueren Mundarten, schliesst der Verf., verrathen so zu sagen, die Geheimnisse der Sprache. Sie überraschen uns oft durch die wunderbare Einfachheit des Materials, womit der ganze Sprachbau aufgeführt wird, und sie wiederholen oft in ihren neuen Bildungen genau dasselbe Verfahren, welches ältere Formen hat entstehen lassen.« Und nun prüft der Verfasser diesen Ausbau an Beispielen, und sein Beweis gelingt sowohl in Bezug auf die Form der Wörter (S. 234 z. B. entzwei) als in Bezug auf die Bedeutung (S. 235 z. B. ever und age sind von demselben Namen). Im Anschluss hieran, widmet er dem Ausbau des Lateins, das im achten Jahrhundert vor Chr. noch auf ein kleines Gebiet beschränkt war, und seiner Ausbreitung durch das römische Reich und über das ganze Europa eine kurze Betrachtung, die mit der erschütternden Thatsache schliesst, dass »Wörter, welche zuerst im Munde italischer Schäfer erklangen, jetzt von den Staatsmännern Englands, den Dichtern Frankreichs, den Philosophen Deutschlands gebraucht werden, und das schwache Echo ihrer Schäfergespräche im Senate zu Washington, in der Kathedrale von Calcutta, und in den Ansiedlungen von Neu-Seeland gehört werden kann« (S. 237). Hierauf verfolgt er die Laufbahn von einigen dieser altrömischen Wörter, um zu zeigen, wie sich Wörter umändern und wie sie sich den wechselnden Bedürfnissen jeder einzelnen Generation anschmiegen können (z. B. Palast — Palais; Palais aber auch »Gaumen« vom lat. palatum. Court-cour von cohors). Während Wörter, wie Palast (von Pales), wie das engl. court u. v. a. auf Hirtenzustände der menschlichen Gesellschaft zurückweisen und nur unter Schäfern und Landwirthen entstanden sein können*), gibt es wieder andere von uns noch heute gebrauchte, welche ursprünglich nur bei einem seefahrenden Volke entstanden sein können (gouvernement, governement, to govern) S. 239. Hierauf werden Wörter besprochen, wie Minister, Lord,

*) Wenn schon cohors Hühnerhof (bei Ovid) bedeutet, so ist das bei cors (überhaupt Viehhof) nicht auffallend. Dazu kommt noch die Form chors (vgl. Vopisc. Aurelian. 5). —

Digitized by Google

Lady, Earl u. s. w. Die Erklärung des Wortes Graf, wobei er die Grimm'sche Etymologie (von girâvjo) bestreitet, indem er, Müller, es von grâwer ableitet, bringt ihn auf den Schluss, dass den germanischen Grafen eine ähnliche an ihr Altér erinuernde Bedeutung zu Grunde liegt, wie den römischen Senatoren. S. 244. An die Spitze solcher Senate stellten aber die germanischen Nationen schon in frühen Zeiten einen König oder King, und dies entspricht dem sanskritischen janaka. Was bedeutete dies Wort? Einfach Vater, Familienvater, Vater eines clan. Nachdem er sich dann noch an die Bedeutung des englischen queen gemacht, schliesst er diese Zwischenerörterung folgendermassen ab: »Wir erkennen so, wie die Sprachen die Geschichte der Nationen abspiegeln und wie fast jedes Wort, gehörig zergliedert, uns von vielen wechselvollen Schicksalen erzählen kann, welche es auf seinem Wege von Mittelasien nach Indien oder nach Persien, nach Kleinasien, u. s. w. zurückführen u. s. w.« (S. 245).

Nun erst geht er daran, jene vier Fundamentalsätze, welche er die Magna charta der Sprachwissenschaft nennt, zu beweisen und festzustellen. S. 246 ff. Dass dasselbe Wort in verschiedenen Sprachen verschiedene Formen annimmt, — der erste Satz! — ist eine Folge ihrer Ursache, des Hervorgehens selbstständiger Sprachen aus Mundarten einer einheitlichen Sprache, und scheint an sich klar. Und es bleibt nur in gewissen Fällen dunkel, wie dies oder jenes romanische Wort von einem lateinischen gekommen ist, z. B. même von ipse S. 247. Hier geht der Sprachforscher erfahrungsgemäss das Inventar der Formen desselben Wortes in früheren Sprachperioden durch (meïsme altfr. = medesme prov.; smetessme altprov.) und gelangt durch Vergleichung ebenbürtiger Formen auf das richtige lateinische Wort (semetipsissimum): die Form même ist also aus einer pronuntiatio compendiosa (sĕmetissĭmum entstanden*)! — Das Wie der Herleitung wird noch durch andere Beispiele belegt: das englische beam sei i. q. Baum, tear (taeher = dákry) i. q. Zähre, larme (lacruma), avant (abante; vgl. devant u. s. w.). Dass wir die Wörter so von Jahrhundert zu Jahrhundert bis zu ihrer ältesten Form verfolgen, hat darin seinen Grund, dass die hier erwähnten Sprachen eine alte Literatur besitzen.

Wir kommen zum zweiten Satze, dass dasselbe Wort in derselben Sprache verschiedene Formen annimmt. S. 251. Den Beweis hiefür führt er durch die Erinnerung, dass viele Wörter derselben Art zweimal zu einer und derselben Sprache Zutritt erlangt haben, z. B. zu der Sprache Englands, zuerst in ihrer rein sächsischen Form und dann wieder in ihrer romanischen Verkleidung S. 254, ein Umstand, der der Kraft und Mannigfaltig-

*) Wie sehr die Erinnerung an die dritte Person hier verloren ging, zeigt die Verbindung von moi-même u. s. w.

Digitized by Google

keit des Englichen sehr förderlich gewesen ist. S. 256. So wie germanische Elemente, deren der Verf. eine Menge namhaft macht, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Formen in die englische Sprache eindrangen, so auch lateinische in vier verschiedenen Perioden, und durch vier verschiedene Canäle (durch die römischen Legionen, durch die christlichen Missionare und Priester unter der Leitung des hl. Augustin, durch die normännischen Geistlichen und Rechtsgelehrten, durch die Studien der classischen Literatur zur Zeit drs Wiederauflebens) S. 257 ff. Auf die Thatsache dieser wiederholten Einführungen gründet der Verf. die Erklärung, wie im Englichen Ausdrücke doppelt vorkommen. Er bleibt aber nicht beim Englischen stehen. Er erwähnt auch des Französischen, um zu zeigen, wie vielfach entstellt und verkleidet einzelne Wörter sich auch hier immer wieder in das Gebiet der Sprache eingeschlichen haben. »Ereignisse«, so will ich den Verf. selbst jetzt mit überzeugender Divination reden lassen, »Ereignisse, wie die bisher betrachteten, sind ohne Zweifel in der neueren Geschichte der Sprache häufiger, weil vermöge der Völkerwanderungen und politischen Stürme die Mundarten benachbarter und entfernter Volksstämme mit jedem Jahrhundert, das über die ethnologische Oberfläche Europa's dahin gegangen ist, mehr und mehr unter einander gemengt worden sind. Aber in alten Zeiten hatten auch Wanderungen stattgefunden, und Kriege und Colonisationen, welche eine Verschiebung und Vermischung der verschiedenen Schichten der menschlichen Sprache veranlassten, und wie gleichförmig uns auch die Literatursprachen Griechenlands und Roms in ihren classischen Schriften erscheinen mögen, sie waren doch, wie die französische und englische, durch einen stetigen Process der Absorption und Aneignung, dem die verschiedenen Mundarten Italiens und Griechenlands unterworfen wurden, emporgewachsen. Was im Französischen eintrat, war auch ins Lateinische eingetreten. Wie die Französischen es nicht mehr herausfühlen, dass ihr paysan Bauer, Landmann, und païen, Heide, ursprünglich nur wenig verschiedene mundartliche Formen desselben lateinischen Grundwortes paganus, Landmann waren, so gebrauchte der Bürger Roms die beiden Wörter luna Mond, und Lucina, Geburtsgöttin, ohne sich der Ableitung derselben von derselben Wurzel bewusst zu sein.« S. 263 ff. Wie luna für lucna stehe, so lumen f. lucmen, flamma f. flagma, lanio f. lacnio, contamino f. contagmino u. s. w. u. s. w. So wie der Verf. nun das Aeolische, Dorische, Jonische und Attische als Mundarten ein und derselben Sprache ansieht, so wie er in den romanischen Sprachen blose Abarten des Lateinischen und in dem Scandinavischen, Hochdeutschen und Niederdeutschen blos drei Zweige eines und desselben Hauptstammes entdeckt hat, so nöthigt er. auch das Griechische und Lateinische, das Germanische und Celtische, das Slavische und Altpersische, wie eben so viele Abarten eines und desselben Sprachtypus ansehen zu lernen, welche

Digitized by Google

sich endlich als die classischen Organe der Weltliteratur festsetzten.

Nachdem er so den zweiten Fundamentalsatz geprüft hat, kommt er zum dritten seiner vier Sätze, welche zum Beweise dienen sollen, dass bei der wissenschaftlichen Etymologie die Identität des Ursprungs keineswegs von der Identität des Klanges oder der Bedeutung abhängig ist. Dieser dritte Satz behauptet, dass verschiedene Wörter in verschiedenen Sprachen dieselbe Form annehmen.« S. 267. Der Beweis wendet sich zunächst gegen die Sprachforscher, welche durch die Gleichheit des Klanges oder der Bedeutung sich zu Schlüssen auf Ableitung des einen Wortes von dem andern verleiten liessen, z. B. bei isolirten Fällen genauesten Zusammentreffens mitten zwischen der allgemeinen Ungleichheit in der Grammatik und in den Wörterverrath der arischen und semitischen Sprachfamilien. »Diese Wörter, sagt der Verf., werden gegenwärtig mit wohlbegründetem Misstrauen betrachtet«, S. 268, weil es zu natürlich ist, dass bei der ungeheuren Menge von Wörtern, welche durch beliebige Versetzungen der fünfundzwanzig Buchstaben unseres Alphabets gebildet werden könnten, in Sprachen, welche gänzlich verschiedenen Familien angehören, dieselben Begriffe bisweilen mit denselben oder sehr ähnlichen Worten ausgedrückt werden. Was aber von Sprachen gilt, sagt er, welche in dem gewöhnlichen Sinne des Worts gar nicht verwandt sind, wie Hebräisch und Englisch u. s. w., das hat für verwandte Sprache gleiche Gültigkeit. Auch hier ist ihm eine vollkommene Gleichheit des Klanges bei Wortformen verschiedener Mundarten stets verdächtig. Man wird daher nicht to look mit dem skr. lokayati, to spead mit dem gr. speúdō, to call mit kaleîn, care mit dem latein. cura vergleichen. Nach vielem Andern kommt er bei der Etymologie an, auf die allgemein eingegangen wird, und welche Gott von gut, engl. God von good ableitet. S. 271. Ausser Stande, selber eine genügende Etymologie von God oder good geben zu können, geht er davon aus, dass god höchst wahrscheinlich ein altheidnischer Name der Gottheit war, für den die angenommene etymologische Bedeutung gut ihm viel zu modern, zu abstrakt und zu christlich ist.

Nach dieser Untersuchung von Wörtern, welche, wenn auch anfänglich ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung nach verschieden, im Laufe der Zeit im Klange einander gleich geworden oder fast gleich geworden sind, endigt er seine Prüfung mit dem Beweise für die Wahrheit des vierten Satzes, dass verschiedene Wörter in einer und derselben Sprache dieselbe Form annehmen können. S. 273. Auf Beispiele braucht man hier nicht lange zu warten. Die lateinischen Wörter novus und novem treten im Französischen in derselben Form neuf auf; suus und sonus, tuus und tonus sind je beide son und ton geworden; focus

Digitized by Google

und fuitus*) zu feu. Diese Zahl von doppelsinnigen Wörtern würde, wenn nicht die Orthographie vorgebeugt hätte, viel grösser sein (vgl. la mer, le maire, la mère). Aber nicht blos zwei Wörter lateinischen Ursprungs sind zu einem einzigen französischen Ausdruck zusammengeschmolzen, sondern es gibt Fälle mit vier und selbst fünf Wörtern. S. 275. Der Verf. citirt: ver (vermis), vers (versus), verre (vitrum) vert (viridis, vair (varius) — ferner mai (maius), mais (magis), mes (mei), maie (magis, idis). Die Zahl liesse sich noch vermehren (vgl. met = mittis, und mets, Speise)**). Auch im Englischen findet der Verf. romanische Wörter, welche in ihrem Ursprung verschieden sind, und in ihrer Form identisch werden, sondern in gleicher Weise auch sächsische; und demgemäss gibt er ein Dutzend Beispiele!

Die hier gefundene Wahrnehmung nimmt er alsbald auch für die alten Sprachen in Anspruch. S. 278. Im lateinischen, Griechischen und selbst im Sanskrit ist ihm diese lautliche Corruption thätig gewesen, indem sie die ursprüngliche Rauhheit und Härte der Sprache milderte, und hie und da genau dieselben Leistungen hervorbrachte, welche wir eben im Französischen und Englischen beobachtet haben. Er weist nach, dass z. B. das gr. Wort iós, welches sowohl Pfeil wie Gift bedeutet, als zwei Wörter eine secundäre Modification zweier ursprünglich verschiedenen Wörter ist. Dieses lasse sich erkennen, wenn man auf das Sanskrit Bezug nehme, wo der Pfeil ishu, dagegen das Gift visha (lat. virus) heisst. Ein zweites Beispiel ist die gr. Form νέω (dreideutig, indem es drei Wurzel im Sanskritischen gibt: 1) nah binden, 2) snu fliessen, 3) nas kommen).

Mit diesem Beweise für den vierten Fundamentalsatz ist der Verf. am Ende seiner Prüfung. Da eine gesunde Etymologie mit dem Wortklange nichts zu thun hat, so übrigt es, um nicht in den Veränderungen der Sprache das Walten des Zufalls zu sehen, die Gesetze zu erforschen, welche die Lautveränderuagen regeln.

Seinerseits thut der Verfasser dies in der folgenden Vorlesung, der siebenten in seiner Reihe. Um über das Wachsthum der Wurzeln, wovon sie handelt, das richtige Urtheil abzugeben, nimmt er das Wort historically und verfolgt dieses durch seine einzelnen Stadien (historical, historic-us, histori-a, histor) bis zu seinem radicalen Reste is (nhd. wiss —), worin das s nur eine Modifikation des d ist. So gelangt er zur Wurzel id (vid). Darüber könne man nicht hinaus, sowenig, wie man angeben könne, warum vid sehen oder finden oder wissen bedeute. Abgesehen davon, Alles was wir in Bezug auf das Wesen der arischen Wurzeln, sagt

*) So Max Müller. Vielleicht liegt dem feu (verstorben) aber fovitus zu Grunde! Schon Virgil hat die Redensart: fovere larem sub terra.

**) S. die Homöophonik oder Sammlung etc. von Wersaint (in Ollendorfs II. Cursus. Frankf 1851). Max Müller citirt Zlatagorskoi's Essai d'un Dictionnaire des Homonymes de la l. fr. (Leipzig 1862).

Digitized by Google

er, mit Sicherheit behaupten können, beschränkt sich darauf, dass wir ihnen eine bestimmte Form und eine bestimmte Bedeutung beilegen. S. 283. Er verlangt eine Linie, welche das Chaos vom Kosmos trennt. »Als die arischen Sprachen, so fährt er fort, sich individuell zu gestalten anfingen, hatten ihre Wurzeln, sowohl in Form als in Bedeutung, einen bestimmten Typus angenommen.« Es gilt hier, Müller's Ansicht vollständig zu kennen; daher lass ich ihn fortfahren sich zu äussern. »Sie waren nicht mehr blosse Interjektionen mit wechselnden und unbestimmten Vocalen, mit Consonanten, die zwischen gutturaler und labialer Berührung hin und her schwankten, und sich für eine stumme, tönende oder aspirirte Aussprache noch nicht entschieden hatten. Auch waren sie nicht Ausdrücke für Eindrücke des Augenblicks, für plötzlich eintretende Gefühlszustände, welche zu anderen Empfindungen von ähnlichem oder unähnlichem Charakter in keiner Beziehung gestanden hätten.« Der Verf. entzieht sich nicht der Vermuthung, dass die Sprache einmal in einem solchen chaotischen Zustande gewesen sein mag, in welchem sie freilich kaum den Namen verdiente, wie denn die Empfindungslaute, obwohl sie nicht als Redetheile behandelt werden können, dennoch Bestandtheile unserer Umgangssprache sind. Er zieht auch Wörter — wenn wir nämlich sie so nennen dürfen — welche aus blossen Nachahmungen des Thiergeschreis oder der Töne in der Natur bestehen, und zum Theil von der Strömung der Sprache dem Flussbett der Nomina und Verba zugeführt worden sind, in seine Erörterung herein, die Classe der sogenannten Onomatopoeia. S. 284. Wenn es heute so schwer ist, den Schlüssel zu den Geheimnissen der Sprache zu erlangen, so kann man sich trösten. Denn selbst die ältesten griechischen Philosophen, deren geistiges Auge von dem in den Wörterkämpfen, welche seitdem geführt worden sind, aufgewirbelten Staub nicht getrübt war, beweisen durch ihre Losung, ob die Sprache *φύσει* oder *θέσει* (d. h. natürlich geworden oder künstlich, etwa durch Einigung gemacht) sei, dass sie wussten, wie schwer dazu zu gelangen ist*).

---

*) Heraklit war der Ansicht, dass die Wörter von Natur vorhanden sind, wo es sich nun fragt, was er unter Natur verstand. Dies bleibt uns dunkel. Klar ist nur daran, was er nicht darunter verstand, nämlich, dass der Mensch den ihn umgebenden Gegenständen beliebige Namen gegeben hätte. Die Ansicht vertrat Demokrit, der die Sprache aus einer satzungsmässigen Einrichtung hervorgegangen darstellte. (Vgl. Herrmann, das Problem der Sprache, Dresden 1865. Die Physiker und Thetiker des Alterthums, S. 5ff.). Max Müller warnt davor, die Lesung *θέσει* (künstlich) mit willkürlich zu übersetzen, oder *νόμῳ* (conventionell), einen anderen Ausdruck, mit zufällig. S. 287. Um darzuthun, dass das Geschrei *φύσει* oder *θέσει*, das durch die ganze Geschichte der alten Gedankenkämpfe sich zieht, nicht nur philosophische Interessen betraf, sondern auch politische, ethische und religiöse, zeigt er an einer Aeusserung des Philosophen Philolaos, der behauptete, dass die Tugend von Natur, nicht durch Satzung existire. „Was

Digitized by Google

Als eine blosse Onomatopoeia sahen die Griechen die Sprache an, obgleich dieses Wort eigentlich das Machen oder Erfinden eines Wortes bedeutet. »Ich mag, sagt er S 289, keine Erklärung dessen versuchen, was Pythagoras mit seinem Ausspruche »das weiseste aller Dinge ist die Zahl und nächst der Zahl das, was Namen gibt«, eigentlich sagen wollte; aber davon fühle ich mich überzeugt, dass Pythagoras unter jenem Zweiten an Weisheit im Weltall, wenn er dasselbe auch exoterisch als ein menschliches Wesen, als den ältesten und weisesten der Menschen darstellte, nicht den Menschen verstand, welcher, als er eine Kuh brüllen hörte, den Laut nur glücklich nachahmte, und als Namen des Thieres fixirte. Was Plato und Aristoteles anbetrifft, so ist es kaum nöthig, sie gegen die Zumuthung zu vertheidigen, dass sie die Sprache auf eine Lautnachahmung zurückgeführt hätten. Selbst Epicur, welcher, wie berichtet wird, gesagt haben soll, dass die Menschen bei der ersten Bildung der Sprache, von der Natur getrieben, unbewusst zu Werke gingen, selbst Epicur gab zu, dass dies nur die eine Hälfte der Sprache erklären würde, und dass irgend eine Uebereinkunft stattgefunden haben musste, ehe man wissen konnte, was ein Jeder unter diesen roh hervorgebrachten Lauten verstand.« Man muss sich entschliessen, meint der Verf., an die Stelle einer solchen Uebereinkunft eine natürliche Auswahl, oder eine natürliche Elimination zu setzen; man wird dann, wie er glaubt, zu einer Verständigung mit Epicur und selbst mit einigen seiner Anhänger aus der Neuzeit gelangen. S. 290. Indem er mit diesem Vorschlage das Gebiet der Metaphysik der Vorstellungen betritt, und ferner den Empfindungslaut einen Theil des Sinneneindrucks nennt, lässt er eine Anzahl solcher lautlichen Ausdrücke in einen allgemeinen Ausdruck aufgehen, und gelangt so zu der »Wurzel«,

---

wollte er hiemit sagen", fragt unser Verfasser „Er meinte das, was wir meinen, wenn wir sagen, dass die Tugend nicht eine Erfindung der Menschen war, welche darüber einig wurden, gewisse Dinge gut und andere schlecht zu nennen, sondern dass eine Stimme des Gewissens in uns wach ist. eine von menschlichen Verordnungen und Ueberlieferungen unabhängige an sich klare, und unwiderlegliche Kundgebung eines göttlichen Gesetzes." S. 288 Hiernach würde φύσις mit der göttlichen Ordnung zusammenfallen. Demokrit, dem die Natur nur eine Vielheit, eine Zusammenstellung von Atomen war, konnte dieser die Sprache nicht zuschreiben, weil er sich damit die Einsicht in den Ursprung der Sprache und in das sie durchdringende Gesetz verdunkelt hätte. Die Sprache bestand ihm daher durch Satzung. Wie dieses zu verstehen, folgert M. Müller aus dem dem Demokrit von einem späteren Scholiasten zugeschriebenen Ausdruck, nämlich, dass die Worte Lautbildsäulen seien, aber nicht von Menschenhänden, sondern von den Göttern selbst geformte Bildsäulen (Olympiodorus ad Plat. Philebum p. 242). Hieraus geht hervor, dass θέσις nur ein anderer, durch den Standpunkt gebotener, Ausdruck für eine und dieselbe Grundanschauung gewesen ist. Hiernach hätte in des Verf Deutung, die, wie er S. 289 gesteht, eigentlich ausser seinem Zwecke lag und eine Ehrenrettung des Andenkens jener alten Philosophen war, diese Streitfrage, die bis auf unsere Zeit herab, wiederholt durch den Rückgang auf sie, erneuert hatte, ihren Abschluss erhalten,

Digitized by Google

welche ihm so viel ist als »das zu einem allgemeinen Begriff gehörige Zeichen!« »Aber so wie, fährt er fort, im Menschen eine Fähigkeit der Vernunft liegt, welche die Weiterbildung der Sinneseindrücke zu Apperceptionen und dieser zu allgemeinen Vorstellungen leitet und beherrscht, so findet die allmählige Herausbildung der Wurzeln aus dem blossen Naturgeschrei und der Schallnachahmung ebenfalls nur unter der Leitung und Aufsicht der Vernunft statt.« Ich habe ihn selbst reden lassen, der Wichtigkeit wegen, den diese Worte haben. Den Schlüssel für das Geheimniss der Bildung von Allgemeinbegriffen, welche ein weiteres Stadium in der Herausbildung der Wurzeln sind, enthält die Vernunft, ihr Gesetz »welche der Vernunft in der Aussenwelt — sozusagen der Vernunft der Natur entspricht.« Vorstellungen, die einen besondern Namen empfangen, und für eine Species gelten sollen, müssen allgemein beobachtet werden, oder nützlich genug sein, um allgemeine Beachtung zu verdienen. Ohne letztere Bedingung bleiben sie unbenannt, bis neue Combinationen auftauchen, und ihre unabhängige Existenz wiederholt geltend machen. S. 292. Mit Recht nennt der Verf. den Zeitpunkt ein Ereigniss in der Geschichte der Menschheit, als die Begriffe Weib, Vater und Mutter, Bruder, Schwester, Gatte, zuerst aufgefasst und in Worten ausgesprochen wurden. Er spricht ferner ebenso von einer neuen Epoche, als die Zahlwörter von eins bis zehn gebildet und als Wörter, wie Liebe, Recht, Pflicht, Tugend, Gesetz dem Wörterschatze der Menschheit einverleibt wurden. Es war eine Offenbarung, sagt er, — die grösste aller Offenbarungen, als der Begriff eines Schöpfers, eines Herrschers, eines Allvaters, als der Name Gottes zum ersten Male in dieser Welt ausgesprochen wurde! »Wer hat an die Veränderungen, fragt er, gedacht, welche durch die Bemühungen einzelner Menschen bewirkt worden sind, zu deren Durchführung aber dennoch individuelle Bemühungen ganz unzulänglich erscheinen dürften, ohne den Mangel eines Wortes, d. h. thatsächlich einer Idee, zu empfinden, um den Einfluss der Individuen auf die Welt im Grossen zu umfassen?« Weiter fragt er: »Wie geschieht es, dass ein neues oder wenigstens ein eingeführtes Wort ...... bisweiweilen angenommen wird, während zu anderen Zeiten die besten vollkommen ignorirt werden und wieder absterben?« Die Antwort ist diese: »Wir brauchen dazu einen Begriff, der ebenso die Laune wie die Nothwendigkeit ausschliessen — der die Anstrengung des Individuums ebenso wie die allgemeine Mitwirkung einschliessen muss ...... es ist der Begriff der natürlichen Auswahl!« S. 297*).

Es gibt Sprachen, wo die Wahl bald stehen blieb, z. B. wo die Zählung nicht über vier hinausgeht, und alles darüber als vieles bezeichnet wird. Es gibt Dialekte, wo, wie z. B. im

*) Diesen Ausdruck hat er Darwin entlehnt.

Digitized by Google

Hawaianischen, Farbennüancen nicht unterschieden werden. Die Ursache hiervon ist die geistige Trägheit. Um Gegenstände der äusseren Erfahrung zu bezeichnen, z. B. um Thiere zu benennen, dazu waren allgemeine Vorstellungen nöthig, die zuvor im Geiste gebildet wurden und zugleich in der Sprache ihren Ausdruck (durch Wurzeln) fanden, die einfacheren und ursprünglichere durch einfachere und primitivere Wurzeln, die zusammengesetzten Vorstellungen durch secundäre Radicalen. Mit der Idee bildeten sich die Wurzeln fort. Bei Gruppen von Wurzeln, die eine gemeinsame Idee ausdrücken, unterscheidet die eine von der andern sich nur durch einen oder zwei am Ende oder Anfang zugefügte Buchstaben. Dor Verf. verweist auf die Wurzeln sar (gehen) und sarp (kriechen). Chronologisch betrachtet, sagt er, ist die Frage, ob sarp vor sar existirte oder umgekehrt, nicht zu beantworten, aber logisch kommt ohne Zweifel sar zuerst. S. 297. Was das Gutdünken der Sprache erzeugt, entspricht nicht immer den Gesetzen der Logik. Als den eigentlichen Mittelpunkt der Sprache bezeichnet er die lautlichen Typen d. h. die Wurzeln, welche jetzt so heissen, nämlich Wurzeln, und die fruchtbaren Keime jeder einzelnen Sprache. S. 298. Für den ferneren Inhalt dieser (siebenten) Vorlesung sind wir auf eine gründliche Verdeutlichung durch Beispiele beschäftigt (bis S. 314). Dabei verfolgt er die Schicksale einer arischen Wurzel (MAR = zerreiben) durch die ganze Sprachgeschichte, wobei seine Vorsicht anzuerkennen ist, mit der er, trotz der Zugeständnisse an dichterisches Modeln, etymologische Präcedentien fernhält. Sein Hauptzweck ist dabei, dem allmähligen Heranwachsen der Ideen, dem langsamen Fortschreiten der Geister vom Einzelnen zum Allgemeinen nachzuspüren.

Die dichterische Anschauung, welcher er hierbei begegnet ist, führt ihn zur Metapher, deren Einfluss auf die Entwicklung neuer Ideen nicht mehr bewiesen zu werden braucht. Bevor wir aber hier zur achten Vorlesung übergehen, ist es nöthig, mindestens einige von den früheren vorher durchzunehmen, zunächst die zweite, dritte und vierte. Wir werden finden, dass die fünfte eine Ergänzung der vierten ist.

Nachdem wir Müller's Standpunkt aus den bereits erörterten Vorlesungen kennen, haben wir den Vortheil, um so kürzer hierüber zu sein, um dann zu den letzten Vorlesungen überzugehen, und mit der Prüfung der ersten unsere Anzeige und Beurtheilung zu schliessen.

Die zweite Vorlesung, S. 38 ff., ist, obwohl sie von dem Verhältnisse von Sprache und Vernunft handeln soll, zum Theil der Auseinandersetzung alles Dessen gewidmet, was bei der Bildung einer philosophischen und universellen Sprache geleistet worden ist. In Bezug auf die Aussicht einer Universalsprache sagt er selbst, dass es schwer zu begreifen ist, »dass eine solche Sprache je zu einer praktischen Verwerthung gelangen, oder dass die ganze Erde

auf diese Weise je wieder eine Sprache und Rede gebrauchen werde.« S. 39. Aber Leibnitz sprach sich (nach dem Verf.*) in einem zwei Jahre vor seinem Tode an Remond de Montmort gerichteten Briefe mit der grössten Zuversicht über den Werth seiner sogenannten Spécieuse générale aus, und wir können kaum daran zweifeln, dass er damals eine vollkommene klare Einsicht von seinem Ideal einer Universalsprache gewonnen hatte. Er starb, bevor er die Umrisse derselben der Welt vorlegen konnte. M. Müller vermuthet, dass Leibnitz auf ein Werk von dem englischen Bischof (The Essay towards a Real Character and a Philosophical Language**) hiebei zurückging, welches, indem der darin entworfene Plan noch weit grössere Vervollkommnung fähig war, Leibnitz dazu führte, seine Spécieuse générale zu entwerfen. Indem er Letzteren vor den Zweifeln seiner Bewunderer bewahrt, besitzt er zugleich Takt genug, Wilkins und seine Universalsprache, deren Zweck war, ein System der Schrift zu sein, das allgemein verständlich sein könnte, gegen die zur Mode gewordene Spöttelei in Schutz zu nehmen. So sehr die vom Bischofe Wilkins aufgestellte Classification im Zusammenhange mit dieser Vorlesung bedingt ist, so können wir, deren Zweck Müller's Arbeit ist, darüber hingehen, weil die Darstellung über Verhältniss ausführlich gehalten, und für die Engländer berechnet ist.***) »Ich weiss«, so schliesst er selbst ab, »ob die hier gegebene Darstellung der vom Bischofe Wilkins erfundenen künstlichen Sprache ganz verständlich sein wird, denn trotzdem, dass sie sich zu einer ziemlichen Länge ausgedehnt hat, mussten doch noch viele Punkte weggelassen werden, welche die geistreichen Ideen in ein noch helleres Licht gestellt haben würden. Meine Absicht war hauptsächlich zu zeigen, dass für Menschen, welche mit einer künstlichen Sprache bekannt sind, die Erfindung einer künstlichen keineswegs eine Unmöglichkeit ist, ja dass eine solche künstliche Sprache sogar weit vollkommener, regelmässiger und leichter zu erlernen sein könnte, als irgend eine der von Menschen gesprochene Sprache.« S. 55.

---

*) Er citirt: Guhrauer, G. W. Freiherr v. Leibnitz, 1846. Bd. I. S. 328.
**) London 1668.
***) S. 42—55.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Müller: Ueber die Wissenschaft der Sprache.

(Schluss.)

Obwohl er da, wo er den Faden der Beweisführung wieder aufnimmt, dass keine wirkliche Sprache in der Weise gebaut worden ist, dass schon vorhandene Vorstellungen auf ihren Ausdruck durch artikulirte Laute gewartet haben, kurz und bündig lehrt, dass wir »niemals anders auf artikulirte Laute treffen, als insofern sie sich mit bestimmten Ideen verbunden und vermählt haben, und ebenso nie anders auf bestimmte Ideen treffen, als insofern sie in artikulirten Lauten sich verkörpert haben«, gibt er doch zu, dass der Mensch, um einem Gegenstande, wofür er sich interessirte, einen Namen geben zu können, einer allgemeinen Qualität bedurfte, welche ihm zu der Zeit seiner Beobachtung als das auffälligste Merkmal des zu benennenden Gegenstandes erschien. S. 58. Vielmehr als die Urtheilskraft, hat Antheil an der Namengebung (Onomatopoeia) der Scharfsinn (Witz); es ist eines ihrer Geheimnisse, dass jeder Name nicht die wichtigste oder specifische, sondern diejenige Qualität ausdrücken soll, welche unsere Einbildungskraft vor Allem beschäftigt. S. 59. Eine Reihe von Beispielen muss ihm dazu dienen, dieses zu veranschaulichen. Alle diese Etymologien, meint er, mögen sehr ungenügend erscheinen, doch wenn wir nur einen Augenblick nachdenken, so werden wir einsehen, dass die sammelnde Denkkraft des Menschen (der Geist) die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur auf keinem andern Wege als diesem unter einer beschränkten Zahl von Namen oder Kategorien zusammenfassen und begreifen konnte. Dieser ersten Philosophie, sagt er schliesslich, in ihrer ganzen kindlichen Einfalt ist nur der Mensch fähig, weil er das Einzelne unter das Allgemeine begreifen kann, und weil er das Vermögen der Sprache besitzt, summa summarum, weil er Mensch ist. S. 62.

Ohne Sprache keine Vernunft; ohne Vernunft keine Sprache — lautet das Ergebniss der ersten Hälfte dieser Vorlesung. Es ist in der Hauptsache das Ergebniss der ganzen Vorlesung.

Es entsteht und wird bedingt bejaht die Frage, ob die Vernunft arbeiten kann ohne die Sprache; indem man genöthigt ist, an die Taubstummen zu denken, wird man diese Frage bejahen, wenn jene Unterricht erhalten haben, indem sie dann zugleich im Besitze allgemeiner Begriffe sind. S. 64 ff. Paradox scheint es zu

Digitized by Google

klingen, im Vergleiche hiezu, dass es keine Vernunft ohne Sprache gibt. Natürlich gelten die Taubstummen als unglückliche Ausnahmen. S. 68 ff. Diese Ueberzeugung ist mithin nicht paradoxer, als die vorher geäusserte, dass es ohne Worte keine Vorstellung gebe. S. 66 ff. »Obgleich ich«, so leitet er zur Betrachtung der Elemente hinüber, »die Identität der Sprache und Vernunft für eines der Fundamentalprincipien unserer Wissenschaft ansehe, so glaube ich doch, dass es äusserst nützlich sein wird, gleichsam mit einer Sektion des todten Körpers der Sprache, mit einer Anatomie ihres phonetischen Bau's *) zu beginnen, ohne auf ihre Functionen irgend Rücksicht zu nehmen, und darnach weiter zu der Betrachtung der Sprache in ihrer Lebensfülle überzugehen und die ihr innwohnenden Kräfte sowohl in ihrem sogenannten Wachsthum, als auch in ihrem Verfall zu beobachten.« S. 69.

Seine Ueberzeugung von der Nützlichkeit folgend, lässt er sich in eine Erörterung über die Buchstaben, als die Grundbestandtheile des Sprach l a u t e s ein. Er findet die Bezeichnung derselben als Elemente der Sprache falsch, tadelt wegen einer Stelle (weil φωνή hier nur Sprache bedeuten kann, statt Sprachlaut, Stimme) den Aristoteles, S. 70, untersucht etymologisch die Worte *elementum* und στοιχειὸν S. 71 ff., statt derer man ῥίζωμα und *alimentum* sagen sollte, im Sinne der physischen Elemente, was mit Müller's Grundanschauung von der Sprachwissenschaft, wie wir weiter unten sehen werden, als einer Naturwissenschaft, stimmt, Ausdrücke, die die ältern griechischen Philosophen auch gebrauchten, wenigstens den Ausdruck. S. 73 ff. Historisch betrachtet, lässt er die Buchstaben nicht als die στοιχεῖα oder ῥιζώματα der Sprache gelten, sondern die Wurzeln. Hierüber macht er interessante Mittheilungen. Ohne dem Psychologen und Physiologen die Frage zu verwehren, inwiefern möglicherweise die fünf Organe der sinnlichen Wahrnehmung auf die bewegenden Muskeln der Sprachorgane sympathisch oder reflexiv wirken, betrachtet er die Wurzeln als Ultimata. Er leugnet nicht gerade zu, dass von e i n e m Standpunkte aus, die Wurzel als eine blosse Abstraktion angesehen werden kann. »Die Wurzel«, das ist seine Definition, »ist eine Ursache, und jede Ursache ist in der logischen Auffassung des Wortes eine Abstraktion.« Daraus folgert er weiter: »als eine Ursache kann sie keine Realität, keine gemeine Realität beanspruchen, wenn wir real nur das nennen, was das Objekt sinnlicher Wahrnehmung werden kann.« Beweis: »In der wirklichen Sprache hören wir nie eine Wurzel; wir begegnen nur ihren Wirkungen, nämlich den Wörtern, mögen es Nomina, Verba oder Partikeln sein.« S. 75. Diese Ansicht, welche die eingeborenen Grammatiker Indiens über die Sans-

*) Das Bild ist hergenommen von der Vorstellung, die sich die Bramanen von der Sprache machten, die sie zum Range einer Gottheit erhoben, deren heiligen Leib sie später ...... secirten. S. I Serie, 3. Vorlesung.

Digitized by Google

kritwurzeln aufgestellt haben, hat der Verf. sich von ihnen entlehnt. Sie ist ihm der Ausgang für die fernere Erörterung. Denn was jetzt nachfolgt, dreht sich um die Wurzel. Das Wichtigste auf den folgenden Seiten, wenn wir seine Parallele zwischen dem Chinesischen und der Sprache eines Kindes ausnehmen, S. 78, die er nur in Absicht der Schwierigkeit vergleicht, auf die eine oder andere unsere Gedankencategorien zu übertragen, ist vorzugsweise seine Erörterung über die Sprache in ihrer Beziehung zum Gehörssinn, S. 80 ff., wo er nochmals auf die Onomatopoeia zu reden kommt, oder die onomatopoeische Theorie*), im Gegensatz zur interjektionalen. Er ist ein Gegner des onomatopöischen Systems, weil es einer Gesetzlosigkeit Vorschub leistet, und der wissenschaftlichen Etymologie höchst nachtheilig ist. Seine Theorie ist die interjektionale, welche die Wörter nicht von der Nachahmung der Laute (Interjektionen) Anderer (ob der Thiere oder der Natur im Allgemeinen), sondern von den Interjektionen selbst, insofern sie von den Bildnern der Sprache fast gegen ihren Willen ausgestossen werden, herleitet. »Die onomatopöische Theorie«, sagt der Verf., »hat einen recht bequemen, glatten Fortgang, so lange sie mit gackernden Hühnern und quakenden Enten zu thun hat; aber diesen Hühnerhof übergibt eine schwer übersteigliche Mauer, und wir finden bald, dass erst hinter dieser Mauer die Sprache wirklich anfängt.«

Ueber das physiologische Alphabet, dessen Darstellung den Inhalt der dritten Vorlesung bildet, S. 88 ff., können wir für unseren Zweck lang und kurz sein, lang, wenn wir uns die Ambition nachreden lassen wollten, in einer Wissenschaft mitzusprechen, wo M. Müller selbst sich bescheidet, Auctoritäten zu folgen, kurz, wenn wir es vorziehen, den Inhalt in der Hauptsache zu referieren.

Der Verf. nennt diese Vorlesung eine anatomische Sektion des Sprachkörpers. Es geht also mit dem alten Satze: Wer was Lebendiges will erkennen, sucht erst u. s. w. und behandelt die Sprache wie einen Leichnam, den der Sprachforscher unter sein Messer zu nehmen hat. Keine Rede mehr davon, ob je irgend ein Leben in ihr pulsirte, ob eine Bedeutung ihr inne wohnte. Die Darstellung, welche er dann gibt, die Betrachtung von Schall, Klang, Ton und Tonfarbe, speciell der Töne, welche in der Musik die Harmonie bedingen, der sogenannten harmonischen Töne, beruht auf den Ergebnissen dreier Wissenschaften, der Physiologie, der Akustik und der Philologie und zeigt uns mit überzeugenden Resultaten, wie die beiden erstgenannten Wissenschaften**) ganz andere Anschau-

*) Wofür ihre Vertheidiger den Namen Imsonik vorgeschlagen. S. 81 (von im-itari und son-us.) Man hatte Müller die Namen Bau-wau- und Pah-pah-Theorie verwiesen!

**) M. Müller citirt unter den physiologischen Werken, welche er dem sich diesen Studien nicht ganz speciell widmenden Lehrer als sehr

Digitized by Google

ungen zu Wege gebracht haben, dass M. Müller, als Dritter im Bunde, und Vertreter der Philologie, aufs Neue habe seine Stimme in dieser wichtigen Frage nach dem menschlichen Alphabet abzugeben. In der That, wir müssen sagen, dass hier die Philologie es zu realeren Resultaten bringen wird, als die früheren, welche wir aus den griechischen und lateinischen Grammatikern entlehnten, und die mit letzteren verglichen, nur Namen waren, wenn wir jenen auch nicht das Verdienst ihrer originalen Begründung absprechen, weshalb auch der Verf. einige Worte denselben widmet. Noch sind die in den Untersuchungen liegenden Schwierigkeiten nicht beseitigt. Die Beschreibung, welche er selbst gibt, führt er auf die Belehrungen zurück, welche er bei Dr. Rolleston, Professor der Physiologie in Oxford, sammelte, der ihm durch wirkliche Sektion und mit Hülfe des neu erfundenen Laryngoskops den Blick in den Zusammenhang des Apparats erschloss, womit wir unsere Worte und Gedanken hervorbringen. Der Erklärung der Funktionen der einzelnen Organe schickt er Zeichnungen voraus (des Thorax, S. 102, der Luftröhre, S. 103, Seitenansicht, S. 104 u. s. w.).

Für die Entstehung der Vocallaute bezieht er sich vorzugsweise auf die Forschungen von Helmholtz. S. 109. Der Vocal gibt es nach ihm thatsächlich, wenn man auf die grosse Mannigfaltigkeit ihrer Laute achtet, unendlich viele. Dennoch sind für praktische Zwecke gewisse Grundvocale in allen Sprachen aufgestellt worden, zu deren näherer Prüfung er dann S. 112 übergeht, zwei Extreme (u und i) und einen Mittler (a). Dem u enspricht (nach Helmholtz) in der Musik F, dem i das viergestrichene d ($\overline{\overline{\overline{\overline{d}}}}$), dem a die Tonhöhe $\overline{\overline{b}}$ (moll). Zwischen u und a liegt o, dem Helmholtz die Höhe $\overline{b}$ (moll) gibt, und zwischen i und a liegt e = $\overline{\overline{\overline{e}}}$ (moll). Dann erwähnt der Verf. des neutralen Vocals, den wir im Deutschen in der oft unrein gesprochenen Endung *er* hören, der aber eigentlich der englischen Sprache eigen ist, wo er sich als unreines ö hörbar macht. Mit diesem will Herschel sammt und sonders folgenden Formen hören: opurt, assert, bird, virtue, dove, oven, double, blood.

Der Verfasser geht dann zu den Nasenvocalen über, S. 117 ff., die im Französischen eine so grosse Rolle spielen. Nur wenige Zeilen reichen hin, und wie zu einem wichtigeren Capitel, wendet

---

brauchbar und verständlich empfiehlt, namentlich Müller's Handbuch der Physiologie, Brücke's Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute (Wien 1856), Funke's Lehrbuch der Physiologie und Czermak's Artikel in dem Sitzungsbericht der K. K. Akademie der Wissensch. in Wien; unter den Mathematischen John Herschel's Treatise on sound etc., Willis' Schrift: In the vowel sounds and on Reed Organ. Pipes etc., mit umständlicher Belobung zuletzt des Professor Helmholtz classisches Werk: Die Lehre von den Tonempfindungen (Braunschweig 1863).

Digitized by Google

er sich schon S. 118 zu den Consonanten, die alle zur Kategorie eines blossen Geräusches rechnet. Sie sind ihm ein noch nicht zum Ton geregelter Schall. Er kommt später, (S. 137) nochmals auf die Nasenlaute zurück, aber unter verändertem Gesichtspunkte. Im Eingange seiner Erörterung über die Consonanten begegnen wir dem Spiritus. »Es ist gebräuchlich gewesen«, sagt er, »das h oder den spiritus asper einen nicht-tönenden, den spiritus lenis einen tönenden Buchstaben zu nennen, und es liegt auch einige Wahrheit in dieser Unterscheidung, wenn wir uns klar bewusst sind was unter diesen Ausdrücken zu verstehen ist.« S. 120. In der ersten Hälfte spricht sich die Tradition der Philologen aus. Der Unterschied liegt aber tiefer, und diesen nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst der von der Physiologie bedienten Philologie. »Nun aber ist«, fährt der Verfasser fort, »sobald von geflüsterten Sprachen die Rede ist, so viel klar, dass die Stimmbänder in ihrer musikalischen Qualität auf diese Unterscheidung keinen Einfluss haben können. ....« S. 121. Den Unterschied, welcher in Bezug auf den ersten Hauch oder Spiritus, gewöhnlich mit den Ausdrücken asper und lenis, bezeichnet wird, betrachtet er den Unterschied, welcher bei andern Lauten (Lautern) unter den Namen hart und weich, stumm oder tönend, tenuis oder media bekannt ist. Auf diesem Standpunkte lässt er den einfachsten Hauch des Athems in seinem doppelten Charakter als asper und lenis sich auf acht verschiedene Weise modificiren, dadurch, dass man gewisse durch die Zunge, den Gaumen, die Zähne und die Lippen gebildete Schranken der Thore auf seinem Wege aufbaut. S. 122 ff.

So gewinnt er 1) ʽh als ch z. B. Loch und ʼh als g z. B. Tage. 2) ʽj = ch z. B. ich, und ʼj = j z. B. ja. 3) ss z. B. reissen, und s (engl. z) z. B. zeal; 5) ṣ = sch z. B. scharf und ẓ (weiches sch) z. B. engl. azure; th z. B. breath und dh z. B. to breathe; 6) f z. B. reif, engl. life; 7) einen Sprachlaut, der dem beim Ausblasen gehörten ähnelt*), aber in Cultursprachen nicht beliebt ist. Dagegen ist der spiritus lenis bei dieser Stellung sehr gewöhnlich; es ist das w im deutschen, z. B. Quelle etc. Wind etc. 8) w (wh) z. B. wheel, whet; der spiritus lenis gibt das gewöhnliche englische Doppel-u z. B. weal, were. Bei dieser Begründung, die augenscheinlich die Empirie der traditionellen Auffassung des Griechischen übertrifft, ist eine wissenschaftliche Lautlehre erreichbar. Alles hing dabei von der Betrachtung der Glottis ab, und wunderbar ist es, dass das, was durch den Laryngoskopen aufgeklärt wird, dass nämlich bei der Aussprache der tenues, der harten oder tonlosen Laute, die Glottis weit offen steht, während sie bei der Aus-

*) Nach der Definition des Digammas gab es im alten Latein diesen Hemmlaut.

Digitized by Google

sprache der mediae, der weichen oder tönenden Laute, geschlossen bleibt, den Verfassern der Prâtis'âkhyas*) bekannt war. Ist also der sogen. Spiritus ein Geräusch des Athems, so ist der Consonant eine Hemmung dieses Geräusches. Dies ist die Bedeutung der dritten Classe von Lauten, die den dritten Abschnitt unserer dritten Vorlesung bilden. S. 130 ff. Sie wird aus drei Lauten gebildet, k, t, p. Diese repräsentiren aber nicht blos eine Wirkung auf unser Ohr, sondern zwei verschiedene Wirkungen, wovon man sich überzeugen kann, wenn man z. B. ka und ak physiologisch vergleicht.

Indem aber die in k, t, p bemerkbaren Stimmeneinhalte gewisser Modificationen fähig sind, kommt er zuletzt auf die mediae oder weichen Schlusslaute zu reden. Dieser Betrachtung, welche wieder zeigt, dass er den Standpunkt der früheren Unterscheidung (tenuis, mediae und aspiratae) verlassen hat, ist die Antwort auf die Frage vorbehalten, was k zu g und ng umgestaltet hat, t zu d und n, und p zu b und m? S. 135 ff.

Für die meisten Sprachen würden die bisher beschriebenen Laute reichlich genügen, aber in die fein organisirten Formen der Sprache wurden noch neue Unterscheide eingeführt und durch Zeichen versinnlicht. Der Verfasser denkt an sanskritische und griechische Lautzeichen. Hier sind seine eigenen Worte und hiermit die Definition der ersteren. »Anstatt eine tenuis auszusprechen«, sagt er, »wie sie ausgesprochen werden sollte, indem man die Strömung des Athems oder Tones, welche von dem Kehlkopf ausgeht, scharf durchschneidet, ist es möglich, den Athem zu sammeln und ihn hörbar hervorbrechen zu lassen, sobald die consonantische Berührung zurückgezogen ist.« ...... Das sind die (harten oder dumpfen und tonlosen) Aspiraten, kh, th, ph ...... »Wenn man dagegen g, d, b ausspricht, und den sanften, weichen Hauch gleich nach der Berührung hören lässt, so erhält man die weichen Aspiraten gh, dh und bh, welche sich im Sanskritischen häufig finden.« S. 138 ff. Da bei einer noch so ausführlichen Besprechung Einiges dem Verf. bleiben muss, so verweise ich einfach auf den Schluss der Vorlesung, welche eine Erklärung des Wesens dieser Aspirata gibt, S. 140 ff., und zuletzt eine Tafel bringt, das physiologische Alphabet enthaltend, ein Spiegel, worin sich z. B. die griechisch-römischen Philologen spiegeln mögen.

Ich übergehe den kurzen Anhang, welcher über Transliteration handelt, d. h. über die Versuche, ein allgemeines Alphabet durch Uebertragung und Darstellung fremder Lautzeichen in lateinischen Lettern zu erzielen, wie sie Lepsius, W. Jones und Max Müller selbst angestellt haben, S. 145 ff. und wende mich zur vierten Vorlesung, S. 152 ff.

---

*) S. unsere Anzeige der I. Serie, Heidelberger Jahrbb. 1864. S. 453.

Digitized by Google

Der Lautwechsel ist der Inhalt. In Anerkennung der Wichtigkeit des Gegenstandes, des Standpunktes Müller's und seiner Vorbedingungen, bin ich doch ausführlicher über die dritte Vorlesung gewesen als ich es wollte. Hier ist nun die Auffindung der Ursachen, welche den Lautwechsel bedingen, das Wichtigste. Nachdem der Verf. eingangs der Verschiedenheit der Alphabete erwähnt hat, in Bezug auf die Zahl der Lautzeichen*) S. 153 ff. des Mangels gewisser Lautcategorien, S. 155 ff., und die Thatsache des Lautwechsels constatirt hat (besonders bei l und r), S. 159 ff. kommt er S. 166 auf die Ursachen. Er führt vornehmlich deren zwei an, nämlich 1) Verminderung der Thätigkeit der Muskeln, 2) dialektisches Wachsthum. Die infolge der ersteren stattgefundenen phonetischen Veränderungen nennt er einfach ein Resultat der Faulheit. S. 166. Wo nicht nachzuweisen ist, dass die Menschen sich vor der zur richtigen Articulation jedes Consonanten und Vocals erforderlichen Anstrengung scheuen (wie der Provinciale Galliens leichter père als pater sprach, das engl. night leichter als Nacht zu sprechen ist), da hat man nach einer anderen Ursache für eine gegebene Consonantenvertauschung sich umzusehen. Das Sanskritische gharma (Hitze) zeigt die gutturale Aspirata, das griechische θερμός die dentale, das lateinische formus (s. Festus s. v. forcipes), so ist diese Vertauschung aus einer anderen Quelle hervorgegangen: Er nennt sie dialektisches Wachsthum, und schreibt sie einem Vorzustande der Sprache zu, wo die zwei oder drei Punkte consonantischer Berührung noch nicht für das Gefühl sich gesondert hatten. S. 170 ff. Dass der eine Volksstamm sich für l entschieden, der andere für r, geht auf eine Eigenthümlichkeit der Lautempfindung zurück (phonetische Idiosynkrasie) S. 174 ff.

Die Ursache des Verfalls oder der phonetischen Corruption ist entweder die Häufung von Consonanten, besonders im Beginn der Wörter, wegen der Anstrengung, zwei o und drei Consonanten zu Anfang ohne Vermittlung eines Vocals auszusprechen, oder die Abneigung gegen Consonanten im Beginn der Wörter, z. B. bei den Celten, die das s zu Anfang scheinen nicht haben sprechen zu können. »Die Spanier in Peru, sagt der Verf., sprechen, selbst wenn sie Latein lesen, estudium statt studium, eschola statt schola.« S. 185. So sind die Franzosen zu ihren état (aus status), établir (aus stabilire) u. a. gekommen.**)

Das schwierigste Problem in der Sprachwissenschaft ist das, den Moment anzugeben, wo bei einer lebenden Sprache das Wachsthum aufhört und der Verfall beginnt, eben so schwierig, wie bei

*) Die im Hindustani am grössten, ist, welches 48 Consonanten besitzt, während das Sanskrit deren 37 hat, Griechisch und Latein aber nur je 17!

**) Inschriften des vierten Jahrhunderts v. Chr. zeigen häufig ein i vorgeschrieben: istatuam (bei Orelli I, 120), ispiritus u. a.

Digitized by Google

lebenden Organismen. »Wir besitzen aber«, sagt unser Sprachforscher, »die Probe, dass die durch lautlichen Verfall hervorgebrachten Aenderungen eine einfache physiologische Erklärung zulassen müssen — sie müssen auf eine Erschlaffung der Muskelenergie in den Sprachorganen bezogen werden können, was sich bei den dialektischen Varietäten ganz anders verhält.« S. 186. Die specielle Natur dieser Ursachen vereiteln in vielen Fällen jedoch jeden Versuch physiologischer Begründung und Erläuterung.

Schon oben habe ich angedeutet, dass die fünfte Vorlesung eigentlich mehr eine Fortsetzung der vierten ist. Man wird bei näherer Bekanntschaft mit dem Inhalt finden, dass diese Auffassung die richtige ist Der Inhalt ist ein Gesetz, welches fast dem gesammten consonantischen Bau der arischen Sprache zum Grunde liegt, und dessen Formulirung das Verdienst Grimm's ist; daher: Grimm's Gesetz, S. 187ff. Hören wir den Verfasser! »Es gibt, sagt er, in den arischen Sprachen drei Hauptpunkte der consonantischen Berührung, den gutturalen, dentalen und labialen, also k, t und p. Bei jedem dieser drei Punkte gibt es zwei Aussprachweisen, eine harte und eine weiche; jede ist ihrerseits wieder der Aspiration unterworfen, freilich nur in gewissen Sprachen. Im Sanskritischen ist das System vollständig vorhanden; man hat die harten Verschlusslaute k, t, p, die weichen g, d, b; die harten aspirirten Verschlusslaute kh, th, ph, und die weichen aspirirten Verschlusslaute gh, dh, bh. .... Im Griechischen findet man ausser den gewöhnlichen und weichen Verschlusslauten eine Gruppe von Aspiraten χ, ϑ, φ, welche hart sind und in der späteren griechischen Sprache sich zu den entsprechenden Hauchlauten verdünnen.« Er zeigt, dass, da im Lateinischen die Stelle der Aspirata von den entsprechenden Hauchlauten eingenommen wurde, im Gothischen die eigentlichen Aspirata fehlen, indem man nur den Spiranten h und f begegne, und im Slavischen, mit Einschluss des Lithauischen, die Aspiraten ursprünglich fehlen, die aspirirten Buchstaben nur im Sanskritischen und Griechischen vorhanden sind, dass sie ferner in der ersteren Sprache hauptsächlich weich, in der letzteren durchaus hart sind. Daran knüpft er seine Betrachtung über das Grimm'sche Gesetz.

Zunächst seinen Wortlaut: »Wenn im Sanskritischen, Griechischen, Lateinischen, Celtischen, Slavischen, Lithauischen, Gothischen und Hochdeutschen dieselben Wurzeln oder dieselben Wörter vorhanden sind, so sprechen da, wo die Hindu und Griechen eine Aspirate sprechen, die Gothen und die Niederdeutschen im Allgemeinen, ferner die Sachsen, Angelsachsen, Friesen u. s. w. die entsprechende weiche Muta (media), die Althochdeutschen die entsprechende harte Muta (tenuis). In dieser ersten Lautverschiebung stimmen die lithauischen, slavischen und celtischen Sprachfamilien mit der Gothischen überein.« S. 188. In einer Formel dargestellt, heisst dies, wo das Griechische und Sanskritische kh, th, ph, hat

Digitized by Google

das Gothische u. s. w. G, D, B, und das Hochdeutsche K, T, P. Hierzu kommt eine zweite Formel: »Wenn man im Griechischen, Lateinischen, Sanskritischen, Litthauischen, Slavischen und Celtischen einer media begegnet, so findet man die entsprechende tenuis im Gothischen, die entsprechende Spirans im Althochdeutschen.« Also, wo das Griechische u. s. w. G, D, B, hat das Gothische K, T, P und das Althochdeutsche Ch, Z, F (Ph). Drittens, »wenn die sechs zuerst genannten Sprachen einen harten Consonanten zeigen, so zeigt das Gothische die entsprechende Spirante, das Althochdeutsche die entsprechende Media.« Jedoch behält das Gesetz im Althochdeutschen nur in Bezug auf die dentale Lautreihe seine Gültigkeit, während in den gutturalen und labialen Reihen die althochdeutschen Sprachdenkmäler im Allgemeinen h und f statt der entsprechenden media g und b aufweisen. Unter Berücksichtigung dieser Einschränkung erhalten wir die dritte Formel: Wo das Griechische u. s. w. K, T, P, hat das Gothische H (H, F), Th (D), F (B), und das Althochdeutsche H (H, K), D, F (B, V). S. 189.

Die Erörterungen, die sich hieran schliessen, haben den Zweck, durch Beispiele darzuthun, dass diese Lautveränderungen sich nicht als das Resultat einer phonetischen Corruption betrachten lassen, weshalb er, um mit seinen Beispielen den Beweis des Gegentheils darzuthun, zuvor daran erinnert, nicht die Unterschiede zwischen zwei Sprachen zu einander in Beziehung zu stellen, sondern die Spur beider bis zu einer gemeinschaftlichen Quelle hin zu verfolgen, aus welcher jede mit ihrem eigenthümlichen consonantischen Bau hervorgegangen sein mag. Damit verbindet er die Verweisung auf das physiologische Alphabet, aus dessen Analyse hervorging, »dass für jede der drei consonantischen Berührungen drei oder bisher vier verschiedene Arten der Aussprachen existiren.« Wir können p als einen harten Laut aussprechen oder als einen weichen, oder als Aspirata, jenen wie diesen, je unter bestimmenden Umständen. Dadurch erhalten wir, wie für p, so für t, und k, je vier Unterarten z. B. p, ph, b, bh, u. s. w. Diese reiche Mannigfaltigkeit der consonantischen Berührung ist jedoch nur in sehr fein entwickelten Sprachen, z. B. im Sanskritischen zu finden. Es muss eine Zeit oder vielmehr eine Urzeit gegeben haben, wo die arischen Völker keine Aspiraten besassen, und bei ihrer niedrigen Stufe des Gedankens und der Rede auch ohne sie ausreichten. Bei und nach ihrer Trennung musste sich durch Annahme der Aspiration eine einfache Wurzel modificiren, und mehrfach darstellen. S. 192. Auf die dreifache Modification einer Wurzelform folgten dreifache Wurzeln. S. 194. Der Verfasser geht auf den phonetischen Process, welcher so die Hindu, Griechen, Gothen und Deutschen zu einer Feststellung ihrer respectiven Consonantensysteme hinführte, ausführlich ein, S. 196 ff. »Im ganzen Verlaufe dieses Processes«, sagt er zuletzt, »kam kein einziger Uebergang eines Lau-

Digitized by Google

tes in einen anderen vor; keine allmähliche Verstärkung, kein allmählicher phonetischer Verfall. Es war einfach und durchaus nur ein Verschieben der drei Haupt- und Cardinalpunkte des gemeinsamen phonetischen Horizontes der arischen Nationen.« S. 200. Darum heisst auch Lautverschiebung das Geheimniss des Grimm'schen Gesetzes. S. 189.*)

Die folgenden Seiten, S. 201 ff, sind der Untersuchung einiger Wörter gewidmet, welche den arischen Nationen gemeinschaftlich angehören, und in einer oder der anderen Form schon vorhanden waren, ehe Sanskrit Sanskrit, wie der Verf. sagt, Griechisch Griechisch und Gothisch Gothisch war, zuerst solcher, die mit einem K-Laut beginnen, S. 203, dann solcher, welche mit einem T-Laut beginnen, S. 204, und drittens solcher, die P anlauten. Diese bilden ihm die erste Classe. Das Englische ist sein Ausgangsgebiet. Zu dieser ersten Classe rechnet er die Wörter, welche im Englischen und Angelsächsischen mit g, d, b beginnen; zur zweiten, die im Gothischen und Angelsächsischen mit g, d, b; zur dritten, die im Englischen und Gothischen mit Hauchlauten beginnen. Man erlasse dem Referenten die Beispiele. Den Schluss bildet eine allgemeine Uebersichtstafel des Grimm'schen Gesetzes, S. 210.

Ein sehr gründlicher Anhang handelt über Föhre, Eiche und Buche, S. 211 ff., hervorgegangen aus einer Bemerkung über den eigenthümlichen Bedeutungswechsel in dem lateinischen fagus, dem griechischen φηγός und dem Gothischen bôka. Φηγός bedeute Eiche (nicht Buche). Vgl Theophr. De historia plantarum. III. 8, 2; im Lateinischen und Gothischen bedeuten fagus und bôka Buche und nichts weiter. Nun versucht Müller, zu erklären, wie derselbe Name Bäumen, die in ihrer äusseren Erscheinung so ganz verschieden sind, beigelegt werden konnte, und zwar (äusserlich geleitet durch eine Stelle in Sir Ch. Lyell's neuestem Werke**) durch den Wechsel der Vegetation! Durch Untersuchung der geschichtlichen Entwicklung der Metallnamen, also analytisch gelangt er zu der Hypothese, wie er nichtsdestoweniger bescheiden sein wichtiges Ergebniss nennt, »dass teutonische und italische Arier Zeugen des Uebergangs der Eichenperiode in die Buchenperiode, des bronzenen Zeitalters in das eiserne, waren, und dass, während die Griechen ihr φηγός in der ursprünglichen Bedeutung beibehielten, die teutonischen und italischen Colonisten den Namen als ein allgemeines Appellativum auf die neuen Waldungen übertrugen, welche in ihrer heimathlichen Wildniss emporwuchsen.« S. 223.

Dem Plane meiner Anzeige gemäss, den ich mir Eingangs vorgezeichnet hatte, würde ich nun zum zweiten Hauptheil des Müller'schen Werkes kommen, welcher die Vorlesungen 8—12 enthält, und der Reihe nach von den Metaphern, von der Mythologie

*) S. Geschichte d. deut. Sprache I. cap. XVII. S. 392—434.
**) The Antiquity of Man, S. 8 ff.

Digitized by Google

der Griechen, von Juppiter, dem höchsten arischen Gotte, von den Mythen der Morgenröthe, und zuletzt von der neueren Mythologie handelt. S. 315 ff. Man erkennt schon hieraus, dass er von seinen formellen Forschungen zu diesen realen durch das Medium der Metaphern gelangt, und wird aus dieser bedeutungsvollen Einschiebung der letzteren die Wichtigkeit der sie behandelnden Vorlesung leicht begreifen. Der Verf. behandelt den einschlägigen Stoff mit eingehender Ausführlichkeit. Ich darf hierüber noch etwas ausführlicher sein, um die übrigen Vorlesungen desto kürzer zu behandeln.

Man erwartet, dass er voranschickt, was das Wort Metapher bedeutet, und worin ihr Wesen besteht, und wie vielerlei sie ist. Statt dessen geht er von der Lehre Locke's aus, dass die Abstrakta ursprünglich concrete Bedeutung gehabt hatten, S. 330 ff., was man nicht mit seinen Anhängern, z. B. Horne Tooke, dahin auslegen darf, dass all unser Wissen auf sinnliches Erkennen beschränkt sei, denn das ist eine unberechtigte materialistische Folgerung. Die Locke'sche Behauptung will nur sagen, dass die abstrakten Wörter jedesmal von andern abgeleitet sind, welche ihrer ursprünglichen Bedeutung nach Objekte der sinnlichen Wahrnehmung ausdrücken sollten. S. 322*). Beispiele aus dem Sanskrit, Griechischen, Latein müssen ihm behülflich sein. Von den Metaphern aus der Kafirsprache, womit er den Anfang macht, S. 323, abgesehen, weist er die Wahrheit der Locke'schen Behauptung bei tribulatio (Noth, Trübsal) nach (von tribulum Dreschmaschine), bei penser (denken) von pensare (wägen), bei truth (Wahrheit) von true (= skr. dhruva fest) u. s. w. Für meine Deutung, dass die Metapher das Medium sei, durch das hindurch die Forschungen über die Elemente zu den Forschungen über die Sprache selbst gelangen, spricht folgende Aeusserung des Verfassers: »Die Metapher ist einer der mächtigsten Tragepfeiler in dem Gebäude der menschlichen Sprache und wir können uns kaum denken, wie irgend eine Sprache ohne sie die einfachsten Elemente hinaus hätte überschreiten können.« S. 331. Diese Aeusserung ist aber keine Definition. Letztere wird mit folgenden Worten gegeben: »Metapher heisst im Allgemeinen das Uebertragen eines Namens von dem Gegenstande, dem derselbe eigentlich zukommt, auf andere Gegenstände, welche auf unseren Geist den Eindruck machen, als ob sie an den Eigenthümlichkeiten des ersten Gegenstandes auf irgend eine Weise Theil hätten.« Es fehlt ihm nicht an Beispielen aus allen Sprachen, um es unzweifelhaft zu machen, was Metapher ist. Wenn wir von einem Krahn oder Kranich sprechen, wenden wir den Namen eines Vogels auf eine Maschine an. Es fiel den Leuten eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem langbeinigen Vogel, der sein Futter mit seinem langen Schnabel aufpickt und ihren Maschinen zum Heben der Lasten

*) Vgl. die Cousin'sche Ableitung der Metapher aus der Analogie S. 331.

Digitized by Google

auf. Im Griechischen hat γέρανος ebenfalls beide Bedeutungen. Darin besteht die Metapher. Der Verfasser unterscheidet zwei Arten der Metapher, die radicale und die poetische, S. 337, die radicale, wenn eine Wurzel, welche scheinen bedeutet, zur Bildung von Benennungen nicht blos für Feuer oder Sonne, sondern auch für den Frühling, das Morgenlicht, Klarheit des Gedankens gebraucht wird; die poetische, wenn ein Namen oder Verbum, das für ein bestimmtes Objekt, oder eine bestimmte Handlung fertig gemacht und festgesetzt ist, in dichterischer Weise auf ein anderes Objekt oder eine andere Handlung übertragen wird, z. B. wenn die Sonnenstrahlen die Hände oder Finger der Sonne genannt werden. Der Kenner des Lateinischen und Griechischen weiss, mit einem wie zahlreichen Vocabular diese beiden Sprachen bei der radicalen Metapher betheiligt sind, und der Kenner des Sanskrit, mit welcher Zahl dieses ausserdem bei der poetischen. Durch die Metapher, die eine Richtung auf Vielnamigkeit hat, bezeichnet eine Entwicklungsphase, durch welche die Sprache und der Gedanke hindurch gehen mussten, wovon im Sanskritischen noch die Veda's und im Griechischen Homer Spuren zeigen. Diese Entwicklungsphase bildet methodisch ein unveräusserliches Mittel zum Verständnisse vieler sprachlichen Thatsachen, welche bisher z. B. in dem Ursprung und in der Verbreitung der Mythen räthselhaft geblieben sind. Der metaphorischen Anwendung eines Wortes gesellte sich bald eine mythologische bei. S. 337 ff. Ich sehe davon ab, seine Fälle von radicaler Metapher (anknüpfend an die Wurzeln arch und rich, S. 339, sowie an die Wurzeln ghar, harits, charis, S. 347 ff), und seine Bemerkungen über poetischen Metaphern, S. 355, sowie über die Grenzlinie zwischen radicaler und poetischer Metapher, S. 358, ausführlicher hier zu verwenden.

Befanden wir uns mit der zweiten Hälfte der achten Vorlesung schon auf der Schwelle der Mythologie, so führt uns die neunte mitten in dieselbe hinein, in eines der abgeschmaktesten zwar, aber zugleich bekanntesten Gebiete derselben, in die griechische. S. 362 ff. Ich will mich für diese Gelegenheit auf eine Uebersicht der Resultate beschränken. Dass ein Sprachforscher von einem so weitem Gesichtskreise, wie Max Müller, zu der griechischen Mythologie ganz anders stehen wird, wie Forscher, die sich bloss innerhalb des Reviers der Archäologie des griechisch-römischen Alterthums bewegen, ist schon zu vermuthen. Er gruppirt die Betrachtungen der alten Philosophen über ihre Götterreligion, die Anstrengungen ihrer frommen Gegner, die Skepsis gegen die Götter Homer's und Hesiod's, die Vermittler (Chrysipp), sowie endlich die vorsichtigen griechischen Protestationen der tragischen Dichter gegen die Mythologie für sich. S. 365 ff. Den zweiten Theil nimmt die Betrachtung über die Versuche ein, die Götterfragen zu lösen, die ethischen, welche die mythologische Form der Religion für eine Erfindung von Staatsmännern einerseits und albernen Dichtern

Digitized by Google

andererseits ausgeben, S. 368, die physischen, welche sie allegorisch auslegen, S. 369, wobei der Verf. die Ansichten der griechischen Naturphilosophen, des Sokrates, Plato, Aristoteles, S. 370, erwähnt*), endlich die historischen, welche die griechischen und deutschen Götter als vergötterte Menschen hinstellte. S. 373. Zum Schlusse wird neben diesem heidnischen Euchemerismus nicht der heilige eines Abbé Banier und G. J. Vossius, sowie Gladstone aus unseren Tagen vergessen. Nachdem sich keine dieser drei Auslegungssysteme als ausreichend erwiesen hatte, sollte die vergleichende Philologie sich in ergiebiger als nützlicher bewähren. Sie hatte den ersten Anstoss zu einer neuen Betrachtung des theologischen Problems gegeben, und wurde als die endgültige Richterin in diesen Fragen angerufen, um mit ihrer Lösung eine uralte Welt wieder zu erobern. Man fand, wie sehr man sich auch sträubte, die Erforschung des Sanskrit unumgänglich, nicht um dorther abzuleiten, denn Sanskrit, Griechisch und Latein sind Abarten eines und desselben Sprachtypus, sondern um zu vergleichen.

Der Veda bietet den Vortheil, dass viele Götternamen noch verständlich sind, dass sie thatsächlich nicht blos die Eigennamen, sondern auch als Appellativa gebraucht werden, und sein zweiter Vortheil, den er uns bietet, besteht darin, dass wir in seinen zahlreichen Hymnen noch das allmähliche Wachsthum der Götter, den langsamen Uebergang der Appellativa in Eigennamen die ersten Versuche einer Personification beobachten können.

Die zehnte Vorlesung beschäftigt sich in specie mit der höchsten Personification der griechischen Mythologie, mit Jupiter, dem höchsten arischen Gotte, oder vielmehr mit dem Versuche, zu beweisen, dass die Geschichte der Religion in gewisser Beziehung zugleich eine Geschichte der Sprache ist, wenigstens ein Bericht über die verschiedenen Versuche, das Unaussprechliche auszusprechen. Dies sucht sie durch den wichtigsten Namen in der Religion und Mythologie der arischen Völker klar zu machen Er geht davon aus, dass Zeus, der heiligste Name der griechischen Mythologie, dasselbe Wort ist, wie Dyaus im Sanskrit, wie Jov oder Ju (im Worte Jupiter) im Lateinischen, wie Tiu im Angelsächsischen, wie Zio im Althochdeutschen. In diesen Formen sucht er Spuren der ältesten religiösen Gedanken zu entdecken, was nämlich ja unter den einzelnen angedeutet wurde, und daraus auf die ersten Keime des Zeus- und Jupiterbegriffs zurückzuschliessen. S. 397 ff. Er ist bis zu dem Begriff des Lichtes als dem dem Namen Zeus ursprünglich eigenen zurückgelangt. Die Wurzel lautet in ihrer einfachsten Form *Dyu*. S. 416.

---

*) Noch vor einem halben Jahrhundert trat das grosse Werk Creuzers: „Symbolik und Mythologie der alten Völker“ (1816—1821) den Beweis an, dass die griechische Mythologie von Priestern, die im Orient geboren oder unterrichtet waren, mit dem Wunsche zusammengestellt worden sei, die griechischen Volksstämme zu civilisiren und reinere Gotteserkenntniss zu erzielen.

Digitized by Google

Dann geht er zu den Ableitungen hiervon über S. 417 ff. und gelangt erstens zu dem Sanskritverb Dyu springen, losbrechen, dem Nomen Diu (z. B. pl. *dyûn* in *anu dyûn* Tag für Tag), zweitens zu der Form Dyu (vgl. diu), drittens zu der Form Div, S. 419, wovon Diespiter, Diana etc. Nun sind wir auf dem Wege zu einer Erklärung für die Namen der glänzenden Mächte dss Tages (adruh = deva), und der finstern der Nacht (druh) S. 421. Der Tuisco der Germanen, bei Tacitus der Vater des Mannus (mennisc Mensch) ist ein arischer Lichtgott. S. 423 ff.

Die Mythen der Morgenröthe bilden den Inhalt der eilften Vorlesung. S. 428. War die zehnte der Untersuchung über die Bruchstücke des Cultus der ältesten und höchsten Gottheit, die nicht von allen Zweigen des arischen Volksstammes verehrt wurde, gewidmet, so betrachtet diese einige der unteren Gottheiten, und zwar beginnt sie mit dem Mythus des Hermes, dessen Namen man auf die vedische Saramâ zurückgeführt hat. Indem er die indische Saramâ und die griechische Helena zusammenstellt, kommt die Reihe an die Helenasage. S. 435 ff. Hermes erscheint als der Sohn der Morgenröthe. S. 438 ff. Die Sagenkreise des Hermes und der Sârameya werden in ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit berührt. S. 440 ff. Manches steht noch nicht fest. Im weiteren Verlaufe kommt er auf correlative Gottheiten S. 449 ff., dann auf Zwillingsgottheiten, S. 454 ff., Indra und Agni, Mitra und Varuna. Der Ort, wo sich die Zwillinge begegnen, und von dem sie zu ihrer täglichen Laufbahn auszugehen scheinen, ihre Mutter, die diesen Ort repräsentirt, ist die Morgenröthe, nur nicht als Abstraction, sondern als geheimnissvolles Leben, das Mysterium des Lebens. »Die Morgenröthe«, sagt der Verf. daher, »die uns nur als ein schönes Naturschauspiel erscheint, war dem Beobachter und Denker der ältesten Zeit das Problem aller Probleme. Sie war das unbekannte Land, aus dem alltäglich jene glänzenden Sinnbilder göttlicher Macht emporstiegen, welche in dem menschlichen Geiste den ersten Eindruck und Eingerzeig einer höhern Welt, einer obern Macht der Ordnung und der Weisheit zurückliessen.« S. 459. Es lässt sich nicht erschöpfen, die Fülle der Gedanken und Gefühle, welche den alten Dichtern durch den Sinn gingen.*) Die Morgenröthe oder vielmehr die Mutter der Morgenröthe, und aller der glanzvollen Erscheinungen, die gleichsam ihr Gefolge bilden, nahm natürlich einen weit hervoragendern Platz in den religiösen Vor-

*) Der Verf. theilt S. 461 mit, dass er in einem Essay on Comparative Mythology (in den Oxford's Essays 1856 erschienen) eine Anzahl Legenden gesammelt habe, welche ursprünglich von der Morgenröthe erzählt wurden, die seither durch keine neue Thatsachen widerlegt worden sind. Hier gibt er als Ergänzung die Zusammenstellung von Ἀθήνη mit dem skr. Ahânâ (Nebenform zu Ahanâ = Morgenröthe in den Veda) und die Deutung, wonach sie die Erweckerin des geistigen Lebens ist! — Aehnlich bringt er Minerva (Menerva) mit mane auf eine Wurzel zurück.

Digitized by Google

stellungen der noch jungen Welt ein, als die Abendröthe, die Abenddämmerung, das Nahen der Dunkelheit und der Kälte. Tag und Nacht werden als Zwillinge gefasst, ihre Mutter ist die Morgenröthe, welche stirbt, indem sie den Morgen und den Abend gebiert. S. 465 ff. Wie die Morgenröthe viele Namen führt, so sind auch ihre Kinder vielnamig, und wie ihr allgemeinster Name Yamasuh oder Zwillingsmutter ist, so ist auch der allgemeinste Name ihrer Kinder Yamau (der Tag Yama, die Nacht der Zwillingsschwester Yamî). S. 467 ff. Nachdem er den Mythus der Saranyû, ihres Vaters, ihres Gatten und ihrer Kinder erklärt hat, erklärt er zuletzt sich über die Ansichten anderer Gelehrten, welche denselben Mythus vorher analisirt haben, aher nicht in dem Sinne, wie er, besonders über die metereologischen Theorie des Prof. Kuhn, die von den Mythologen Deutschlands angenommen ist, S. 476, sowie über den Versuch Roth's, Yama und Yima in einen indischen und persischen Adam zu verwandeln, gegen den schon vor Müller sich Kuhn erklärt hatte. Die Theorie Müller's ist die solare. »Ich blicke hin«, sagt er, »auf den Sonnen-Aufgang und Untergang, auf die tägliche Wiederkehr des Tages und der Nacht, auf den Kampf zwischen Licht und Finsterniss u. s. w. S. 475.

Wir stehen bei der letzten Vorlesung, der zwölften, in welcher er Fälle sammelt, wo die Sprache eine unabhängige Kraft gewinnt und auf den Geist zurückwirft, in Zeiten, wo sie die blosse Verwirklichung und äusserliche Verkörperung des Geistes sein sollte, Fälle, wo dasselbe Wort in zwei von einander verschiedenen Bedeutungen gebraucht und dann die eine mit der andern verwechselt wird. Mit dieser Untersuchung tritt er den Beweis an, dass es ausser der Mythologie, welche aus der radicalen und poetischen Metapher fliesst, der Mythologie der Vorzeit der Sprache und Bildung noch eine gibt, die aus der popularen Etymologie entspringt. Er gibt daher dieser Vorlesung die Ueberschrift: Neuere Mythologie!

Diese Vorlesung sucht es in den Details ihren Vorgängerinnen zwar mächtig gleichzuthun; aber sie leidet an einem Fehler in der Anlage, der auf das Urtheil unangenehm einwirkt, obwohl sie gewiss nicht geringere Beachtung verdient, als jene. Der Fehler liegt darin, dass sie die beiden Gesichtspunkte: Quelle und Material nicht in gesonderten Vorlesungen bespricht. Es liegt ein Mangel an Sichtung vor, und dieses ist um so mehr zu bedauern, als sie die letzte Vorlesung ist, für die man daher eher eine Steigerung der Virtuosität, als eine Abnahme, oder wenigstens dieselbe Stärke des Verf. in der methodischen Verarbeitung seines Materials gewünscht hatte. Wie gesagt, einige Details, die er zusammenstellt, sind nicht werthlos, z. B. die Legende vom hl. Christoph, S. 506, von der hl. Ursula und den 11000 Jungfrauen*) S. 507, von Märtyrern mit einem

---

*) Wo übrigens der Anschluss an die Inschrift S. Ursulae et XI M(artyrum) V(irginum) ein richtigeres Verständniss erzielt hätte. Vgl. die

Digitized by Google

Kopf in den Händen. S. 509. Aber eigentliche Beachtung verdient er, wo er das Wort Natur und seine Herleitung mit der Bemerkung einleitet, dass wir oft Ausdrücke gebrauchen, welche, wenn man sie streng zergliedern wollte, sich als jeder substantiellen Basis ermangelnd erweisen würden. S. 515 ff.*). Drum wird er paränetisch, indem er dem Sprachforscher seine Aufgabe stellt, S. 519, und sich für den Einfluss, welchen die Sprache auf unsere Gedanken übt, auf Stellen aus Philosophen (Bacon, Locke, Wilkins, Brown) beruft. Damit man die Art und Weise erkenne, auf welche, wie der Verf. glaubt, die Sprachwissenschaft von Nutzen sein dürfte, gibt er zum Schluss noch einige Beispiele, welche zugleich geeignet sind, sie geradezu zu empfehlen. S. 523 (Kennen und Kenntniss; Glauben und Glauben; die Begriffe des Unendlichen und Endlichen.)

Es leidet nach allem Diesem und nachdem der Verf. durch ein Dutzend so gründlicher Vorlesungen den Grund gelegt hat, keinen Zweifel, dass es eine Wissenschaft der Sprache geben wird. Lange einem Materialiendepot ähnlich, wurde sie mit Glück methodisch zum Verständniss gebracht. Sprachen, die vorher für die Forschung eine Wüste waren, sind durch neuere Forscher in den Bereich und unter den Einfluss methodischer Bearbeitung gebracht worden. Aus dieser Methode erblüht der Hoffnung auf Bereicherung der Gesichtspunkte neues Leben, das diesem jungfräulichen Boden berufene Arbeiten gewinnen wird. Wichtige Streitfragen erwarten noch ihre Lösung, und werden sie finden, da sie zu einer sorgfältigen Durchforschung des Grundes und Bodens führen.

Diese Bemerkungen, welche wir so spät machen, sind die ersten des Verf.; denn hiemit leitet er seine erste Vorlesung ein, die den Zweck hat, über das Wesen der Sprachwissenschaft zu orientiren, im Gegensatz zu der Sprachengeographie, wofür er seine erste Serie gehalten und angesehen haben will. S. 7. »In meinen früheren Vorlesungen bestand Alles, was ich zu erreichen suchen konnte, darin, auf die Hauptziele der Sprachwissenschaft hinzuweisen, ihre Grenzen zu bestimmen und gleichsam eine Uebersichtskarte der während der letzten fünfzig Jahre mit mehr oder weniger Erfolg durchforschten Gebiete vorzulegen.« So der Verf. In seiner zweiten Serie beabsichtigt er, die Umrisse der ersten mit Detail auszufüllen.

Literatur der Meinungen bei: Kessel, St. Ursula und ihre Gesellschaft (Köln 1863) S. 121.

*) Selbst die Naturwissenschaften, welche sich doch mit ihrer exacten Sprache brüsten, sind nicht von Wörtern frei, welche, haarscharf zergliedert, ihre Substantialität einbüssen, S. 529, z. B. man nehme das Wort Aether —?

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 25. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Müller: Ueber die Wissenschaft der Sprache.

(Schluss.)

Es wird interessiren, sich zu überzeugen, dass die zweite Serie in ihrer zweiten Abtheilung nur die weitere Ausführung einer die Stellung der Sprachwissenschaft betreffenden Vorlesung aus der ersten Serie ist. Vgl. diese (deutsche Bearb.) S. 9 ff. Man hat dort das Thema dreier Vorlesungen aus der zweiten Serie (Metapher, Jupiter, Morgenröthe)!

Was die Stellung der Sprachwissenschaft betrifft, so stellt er sie an die Spitze der Naturwissenschaften. S. 8. Er berücksichtigt im Vorbeigehen einige Theorien z. B. diejenige, welche die polynesische Sprache zur Ursprache des Menschengeschlechtes machen möchte, was jedenfalls den Verehrern Homers einiges Gliederzucken verursachen könnte. Müller bleibt bei bekannteren Gebieten, wie er denn erklärt, dass die Principien der vergleichenden Philologie auf dem zum Beweise dienenden Zeugnisse der am besten bekannten und am besten analysirten Mundarten beruhen müssen. S. 11. Er vergleicht sie mit Principien, wie die, welche dem Studium der Geologie zu Grunde liegen, nicht ohne sich durch Beispiele klarer zu machen. S. 13 ff. (A — going u. s. w.) Man darf die gesetzmässigen Schranken induktiver Schlüsse nicht überschreiten S. 18, und nicht seine Zeit an Ableitungen der einen Sprache aus der anderen verschwenden, wo heterogene Sprachen eine heterogene Behandlung verlangen. S. 20 ff.

Der Verfasser hat seine zweite Serie hauptsächlich auf das Griechische und Lateinische mit seinen romanischen Schösslingen, auf das Englische mit seiner Sippe, und Verwandtschaft auf dem Continente, und auf das arg gescholtene, aber doch unumgänglich nöthige Sanskritische beschränkt. Was er hier für die Erkenntniss der Gesetze der Sprache nicht bloss, sondern für das rechte Verständniss der Sprache überhaupt geleistet, sowie endlich für die Kenntniss des menschlichen Geistes vorgearbeitet hat, geht weit über die Ahnungen eines Maittaire, Giese und Ahrens u. A., weiter noch aber über die Kritiker gewöhnlichen und ungewöhnlichen Schlages hinaus. Die Letzteren mögen sich trösten. Das geht so auf und ab in der Geschichte. Als die griechisch-römische Philologie im achtzehnten Jahrhundert sich von der Bibelexegese losmachte, träumte es ihren muthigen Vertretern nicht, dass ihre Wissenschaft nur die Herrin wechsele, und dass ihre Epigonen im XIX. Jahr-

Digitized by Google

hundert aufs Neue die Schürze ihr umbinden würden, damit sie die Geschichte, und ausserdem, wie sich herausstellt, in ihren Forschungen über Dialekte die Sprachwissenschaft bediene, gleich der Philosophie, die, schon viel früher der Theologie entronnen, gleichfalls der Geschichte u. s. w. gedient hat und dienen wird!

Wenn auch bis zu dem Ausbau der Sprachwissenschaft, wie Müller selbst einräumt, noch Viel fehlt, und auch diese zweite Serie in Vielem dem unbekleideten Zimmerwerke gleicht, so lässt sich doch das Ziel nicht verkennen, welches durch sie signalisirt werden soll!

Heidelberg, im Mai. **Dr. H. Doergens.**

Geschichte des ehemaligen Klosters Lorsch an der Bergstrasse. Nach den Quellen und mit besonderer Hervorhebung der Thätigkeit des Klosters auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft dargestellt von Val. Al. Franz Falk. Mainz 1866. Verlag von Joseph August Giani. VI und 218 S. in gr. 8.

Der Gegenstand dieser Schrift ist eine der ältesten und bedeutendsten Stätten christlicher Sittigung und Cultur, wie christlicher Wissenschaft und Bildung in unseren heimischen Gegenden: und verdiente dieselbe wohl, auch nach der gelehrten Forschung Dahl's, von neuem aufgenommen, in einer eigenen monographischen Darstellung auch weiteren Kreisen zugeführt zu werden. Denn von dem Kloster Lorsch ist in grauer Vorzeit die ganze Cultur unserer Gegend ausgegangen: noch ehe Heidelberg angelegt war, finden wir schon in dessen nächsten Umgebungen Anlagen dieses Klosters, und Kirchen von ihm gestiftet: die schon im neunten Jahrhundert auf dem Abrahamsberg, oder wie er später in Folge dessen genannt ward, auf dem heiligen Berg angelegte Kirche, und das bald darauf mit derselben verbundene und von Lorsch aus bevölkerte Kloster, das zu so grossem Ansehen sich erhob, gibt davon ein sprechendes Zeugniss: eben so die bedeutenden, in dieser ganzen Gegend dem Kloster Lorsch gemachten Schenkungen, die bis in dieselbe Zeit zurückgehen und im Laufe der darauf folgenden Jahrhunderte immer mehr zunahmen. Bei dieser grossen Bedeutung, die Lorsch alsbald gewann, und weithin auf seine nahen und ferneren Umgebungen ausübte, ist es um so mehr zu beklagen, dass die Quellen, welche über die Schicksale dieses Klosters nähere Auskunft geben könnten, so spärlich im Ganzen fliessen: in den Stürmen, von welchen Lorsch später betroffen ward, wurden die ohne Zweifel reichlich vorhandenen Quellen, welche über die Geschichte des Klosters, seine Gründung, wie seine späteren Schicksale näheren Aufschluss zu bringen hätten, zerstreut oder gingen völlig zu Grunde: was jetzt noch vorhanden ist, muss spärlich an den ver-

Digitized by Google

schiedenen Orten, wo es jetzt zerstreut ist, aufgesucht und benutzt werden. Diess war daher auch vor Allem die Aufgabe des Verfassers, der ausser Dahl's Schrift keine weiteren Hülfsmittel vorfand, die ihn bei der eigenen, weiter gehenden Forschung hätten unterstützen können. So, auf die eigene Forschung beschränkt, ist es seiner unausgesetzten auf diesen Gegenstand gerichteten Bemühung doch gelungen, Manches an das Tageslicht zu ziehen, was bisher verborgen war, Manches aufzuklären, und eine, soweit wenigstens die vorhandenen Quellen reichen, zusammenhängende vollständige Darstellung des Ganzen zu geben. Wie Manches freilich noch weiterer Erörterung bedarf, was aus Mangel an Quellen noch unerklärt geblieben ist, wird Niemand, am Wenigsten der Verfasser, sich verhehlen wollen. Nehmen wir daher das, was uns hier geboten wird, die Frucht eines mehrjährigen und gründlichen, blos der Sache selbst gewidmeten und eingehenden Studiums, mit allem Danke an, um so mehr, als der Verfasser bei seiner Darstellung nicht blos den Gelehrten, sondern auch ein grösseres gebildetes Publikum berücksichtigt hat, welchem die Ergebnisse der gelehrten Forschung hier zugänglich gemacht werden sollen: zu diesem Zweck ist auch passend die ganze gelehrte Beweisführung, welche das in der Darstellung Gesagte stützen und begründen soll, in den Anmerkungen, die am Schluss folgen, zusammengestellt und eben so der ganze, der strengen Fachwissenschaft angehörige Stoff in einen eigenen Anhang verwiesen. Denn und gewiss mit Recht, betrachtete es der Verfasser als einen wesentlichen Theil seiner Aufgabe, neben der geschichtlichen Darstellung insbesondere auch auf die grossen Verdienste, welche dieses Kloster um Cultur, Wissenschaft und Kunst sich erworben, hinzuweisen und damit eine bisher fühlbare Lücke auszufüllen.

Die eine Hälfte des Ganzen (S. 1—116) ist der geschichtlichen Erzählung gewidmet und führt die Schicksale des Klosters von seiner ersten Gründung an bis zu dem Anfange dieses Jahrhunderts vor, wo Lorsch sammt der Bergstrasse dem damaligen Landgrafen, jetzt Grossherzog von Hessen zufiel. Es geht aber die erste Anlage des Klosters (wie diess auch durch die in der Anmerkung 5. S. 138 angeführten Zeugnisse ausser Zweifel gestellt ist) zurück, bis in das Jahr 764, wo der in dieser Gegend angesessene Graf Cancor auf seinem Gute Laurissa, eine Kirche und ein Kloster auf einer von der Weschnitz gebildeten, jetzt verschwundenen Insel, eine gute halbe Stunde von dem heutigen Lorsch nach Weinheim zu, entfernt, aufführen und durch den Bischof Chrodegang zu Metz dem heiligen Petrus weihen liess. Als aber die Gebeine des heiligen Nazarius von Rom in das Kloster gebracht worden, und für die zahlreich von allen Orten zuströmenden Pilger der Raum zu enge war, erfolgte die Anlage eines neuen Klosters an einer höher gelegenen weitaus sichtbaren Stelle, und wurde »als passender Ort der Hügel vor Lorsch, links zur Seite der Heer-

Digitized by Google

strasse gewählt, wo gegenwärtig der sogenannte Klostergarten mit Umfassungsmauer und die Klosterscheuer liegt. Ein schönerer Platz war schwerlich in der Sandebene zu finden. Nahe vorbei fliesst ein Bach, die Weschnitz; rechts und links erstreckten sich damals dichte Waldungen weithin; dem Auge des Beschauers nach Osten boten sich in der Ferne die lieblichen Berge des Odenwaldes dar, bis gegen den Norden hin. An dem Orte, wo man die zweite Kirche bauen wollte, standen bereits Wohnungen; sie wuchsen bald zu einem grösseren Dorfe heran« (S. 7). Die Einweihung des neuen Gotteshauses erfolgte unter Gegenwart Karl's des Grossen, seiner Gemahlin Hildegard, seines Sohnes Karl und vieler Edlen — ein Beweis, zu welchem Ansehen bereits damals schon die noch junge Stiftung gelangt war — und unter gewaltigem Zusammenströmen des Volkes am 1. Sept. des Jahres 774. (Dass dieses Datum bei verschiedenen Angaben, das allein richtige ist, wird in der Anmerkung 17, Seite 142 gezeigt.) Es fehlte nicht an Stiftungen jeder Art in der zunächst folgenden Zeit: auch der Eintritt des Bayernherzogs Tassilo, des letzten Sprösslings aus dem Stamme der Agilolfinger, in das Kloster und sein dort erfolgter Tod bildet ein für die Bedeutung des Kloster's schon so bald, nach einem noch nicht einmal halbhundertjährigen Bestande, gewiss wichtiges Ereigniss. In der weiteren Erzählung von den Schicksalen des Klosters im neunten und den folgenden Jahrhunderten versäumt der Verf. es auch nicht, auf die schon frühe dort gestiftete Klosterschule und die wissenschaftlichen Bestrebungen der Mönche hinzuweisen (S. 33 ff.), die eben so sehr auf die Gegenwart wie auf die nächste Vergangenheit in Aufzeichnung der geschichtlichen Ereignisse, dann aber auch auf die Studien der classischen römischen Literatur gerichtet waren, welche hier, wie aus manchen Einzelheiten hervorgeht, sich einer besonderen Pflege erfreuten und frühe schon die Anlage einer Büchersammlung hervorriefen, welche die wichtigsten Schätze der römischen Literatur in sich vereinigte. Wir kommen darauf noch weiter unten zurück. Bedeutende Schenkungen vermehrten den Besitz des Klosters, von dem aber auch vielfach neue Stiftungen, zumal von Kirchen, nach verschiedenen Orten ausgingen, was hier im Einzelnen sorgfältig bei der Amtsführung eines jeden Abts angeführt wird: wir sehen aber auch, und erblicken darin einen weiteren Beweis für das Ansehen und die Bedeutung des Klosters, wie so manche seiner Aebte zu den höchsten Würden, zu den Bischofssitzen zu Worms, Speyer, Minden u. a. emporstiegen. Mit dem Tode Heinrich's, eines der ausgezeichnetsten Aebte im Jahr 1167 beginnt der Verfall dieses Klosters, in Folge dessen in dem nächsten Jahrhundert (1232) Lorsch dem Erzbischof vom Mainz übergeben und später, an die Stelle der Benediktiner, Prämonstratenser eingeführt und auch vom Papste bestätigt wurden (1248). Lorsch hatte damit seine Selbständigkeit und seine Bedeutung verloren: und diese schwand noch mehr, als im Jahre 1462 der Erz-

Digitized by Google

bischof und Kurfürst von Mainz, Diether von Isenburg, die Besitzungen des Erzstiftes an der Bergstrasse, zu welchen auch Lorsch gehörte, an den Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz um 100,000 Gulden verpfändete. So erfolgte später mit der Reformation der Pfalz, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Aufhebung des Klosters unter der Regierung des Pfalzgrafen Otto Heinrich und seines Nachfolgers Friedrich III. Im Jahr 1566 war schon ein reformirter Pfarrer zu Lorsch angestellt. Nähere Nachrichten über die nächste Zeit fehlen uns gänzlich, bis in dem nächsten Jahrhundert die Schrecknisse des Kriegs auch über Lorsch sich verbreiteten. In Folge des zum König von Böhmen erwählten und dahin abgezogenen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz drang ein spanisches Heer in die Pfalz ein und besetzte auch Lorsch: bei dieser Gelegenheit, man weiss nicht ob aus Unvorsichtigkeit oder aus Bosheit, brach in dem Kloster ein Brand aus, welcher alle Gebäulichkeiten sammt der Kirche verzehrte und Alles in eine Ruine verwandelte. Und seit dieser Zeit (1621) blieb die Kirche in Trümmern liegen, ohne je wieder aus der Asche zu erstehen! Zwar nahm Mainz, in Folge der gegen den Kurfürsten von der Pfalz ausgesprochenen Reichsacht, wieder Besitz von den verpfändeten Landstrichen, namentlich auch von Lorsch 1623, und wusste sich auch später in dem 1650 abgeschlossenen sogenannten Bergsträsser Vertrag gegen Erlegung des oben erwähnten Pfandschillings das Eigenthum zu erhalten. Aber das Kloster ward nicht wieder hergestellt, und die nach der Beendigung des dreissigjährigen Krieges von Neuem eingetretenen, für die Bergstrasse so unheilvollen Kriegsbedrängnisse waren noch weniger geeignet, eine Wiederherstellung des Ganzen herbeizuführen, das, wie schon oben bemerkt, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts an Hessen-Darmstadt fiel. So ist die Geschichte von Lorsch mit dem sechzehnten Jahrhundert abgeschlossen und eigentlich seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo es seine Selbstständigkeit und seine frühere Bedeutung verlor, kaum noch Bemerkenswerthes in Bezug auf Wissenschaft u. dgl. zu melden. Um so grösser aber ist seine Bedeutung in der vorausgehenden Zeit: diess tritt vor Allen in dem hervor, was in der zweiten Abtheilung dieser Schrift: »Unedirtes und Anmerkungen« geboten wird.

Als Ineditum erscheint zuerst aus einer Würzburger Handschrift ein Catalogus Abbatum Laureshamensium, und aus derselben Handschrift Einiges E Kalendario Laureshamensi und E Martyrologio Laureshamensi, sowie noch weiter eine Uebereinkunft zwischen dem Kloster Lorsch und Hermann Kalberdot von Worms, wonach demselben sowie seinen Erben der Wein in der Villa henschuhesheim (Handschuchsheim bei Heidelberg) überlassen wird; sie fällt in die Zeit, wo bereits Prämonstratenser an die Stelle der Söhne des hl. Benedikt im Kloster getreten waren. Darauf folgen noch aus einer Frankfurter Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts

Digitized by Google

Miracula beati Nazarii, die Aufzeichnung selbst muss aber in einer sehr frühen Zeit erfolgt sein, da sie auf die Wunder bei der 774 erfolgten Einweihung des zweiten Klosters sich bezieht, und somit einen Ersatz bieten muss für die verlorenen Aufzeichnungen, welche damals in Prosa und in Versen ein Presbyter Adalherus gemacht hatte. Ein genaues Verzeichniss der Lorscher Abte und Pröbste, mit Angabe der Regierungs- und Amtszeit, wie des Todestages reiht sich daran, so wie ein Verzeichniss der von dem Verf. benutzten Werke der Literatur. Die Anmerkungen, welche S. 135 bis zum Schluss gehen, beziehen sich auf einzelne Punkte der geschichtlichen Darstellung, und liefern dazu die nöthigen Belege aus den Quellen oder gehen in weitere gelehrte Erörterungen über eben diese Gegenstände ein, wie z. B. gleich die erste Note über die verschiedenen Namen des Klosters in den lateinischen Quellen, die wahrscheinliche Bedeutung des Wortes (von Laura, einsame Hütte), und die verschiedenen Siegel des Klosters; Anmerkung 3 verbreitet sich über das Cancor'sche Grafengeschlecht, und gibt eine Stammtafel desselben, Anmerkung 8 betrifft den von andern Blutzeugen desselben Namens wohl zu unterscheidenden Nazarius zu Rom, dessen Gebeine nach Lorsch gebracht wurden und die erste Veranlassung zu dem Aufschwung des Klosters gaben. Ueber die in liturgischer Hinsicht wichtige Aufstellung dieser Reliquien verbreitet sich eine andere Anmerkung (33, S. 146 ff.) des Näheren: wie es mit diesen Reliquien ergangen, lässt sich jetzt nicht mehr nachweisen, wahrscheinlich sind sie am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Folge der durch den Pfalzgrafen Otto Heinrich eingeführten Reformation verschwunden oder damals irgend wo anders hingebracht worden und dann nicht wieder zum Vorschein gekommen. Eine ausführliche geschichtliche Erörterung ist in der 39. Anmerkung (S. 149—158) dem zu Lorsch gestorbenen Bayernherzog Thassilo gewidmet, in welcher insbesondere Lorsch als letzter Verbannungsort und zugleich als Begräbnissort mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen wird: die Forscher bayrischer Geschichte werden diesen Aufsatz wohl zu berücksichtigen haben. Nicht minder interessant ist Anmerkung 41 S. 158 ff.: das Nibelungenlied und seine Beziehung zu Lorsch. Das in diesem Liede oftmals genannte Lorse ist eben nichts anderes als Lorsch: der Dichter selbst bekundet, wie aus Mehrerem, was hier angeführt wird, erhellt, eine genaue Ortskenntniss. Nahe liegt desshalb der Schluss, dass er in der Wormser Gegend gelebt und zum Kloster Lorsch in sehr naher Beziehung gestanden habe. War er vielleicht ein Conventuale desselben? (Also der Verfasser S. 160). Einen der umfangreichsten und wichtigsten Abschnitte des Ganzen bildet aber die in der Anmerkung 49 S. 163—181 enthaltene Erörterung über die wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen des Klosters. Zuerst werden die Geschichtswerke, welche von hier ausgegangen sind, besprochen, die verschiedenen noch vorhandenen Annales, wie

Digitized by Google

sie jetzt durch die Fürsorge von Pertz in einer ihrer ursprünglichen Fassung entsprechenden Gestalt in den Monumm. Germaniae abgedruckt sind, dann ader eine eingehende Untersuchung dem Chronicon Laureshamense und dem Codex traditionum Laureshamensium, diesen so höchst wichtigen Urkunden, deren Original im Reichsarchiv zu München sich befindet, gewidmet, und werden die Schicksale der Handschrift, wie die verschiedenen Editionen auf das genaueste besprochen. Darauf folgt die Angabe der verschiedenen Lorscher Nekrologe, und des Lorscher Briefbuches. Ein zweiter Abschnitt beschäftigt sich mit der Klosterbibliothek, über welche wir noch ein durch Angelo Mai aus einer ehedem Pfälzischen (Heidelberger, ursprünglich Lorscher) Handschrift des eilften Jahrhunderts edirtes Bücherverzeichniss besitzen, das immerhin als ein Zeugniss des in diesem Kloster herrschenden wissenschaftlichen Geistes auch dann unsere volle Beachtung verdienen würde, wenn nicht eine Reihe der wichtigsten, freilich jetzt an den verschiedensten Orten zerstreuten Handschriften aus dem Gebiete der classischen Literatur diess bezeugen könnte. Aus Lorsch stammt, wie unser Verf. ganz richtig bemerkt, die, jetzt zu Wien befindliche Handschrift, welche allein die fünf letzten der noch vorhandenen Bücher des Livius enthält. Es ist diese Handschrift unter allen noch vorhandenen Handschriften dieses Autors die älteste, sie gehört in das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung (wie Endlicher annimmt), oder doch jedenfalls in den Anfang des siebenten, kann demnach gar nicht in Lorsch geschrieben worden sein, sondern stammt aus Irland, von wo sie durch Suitbert, den Apostel der Friesen nach dem Continent gebracht wurde: wie sie nun nach Lorsch gekommen, wissen wir eben so wenig, als wie sie von da weg in die Ambraser-Sammlung bei Inspruck (und von da nach Wien) gekommen: jedenfalls kann sie aber als ein Zeugniss des frühe in dem Kloster erwachten Studiums der classisch-römischen Literatur gelten, das durch die aus Irland und England in jener Zeit eingeführten Schriften der Classiker auch an andern Orten, wie wir aus Alcuin wissen, genährt und gefördert ward. Und wenn die Handschrift unter der Karolingischen Zeit schon, wie wir glauben, nach Lorsch kam, so lässt sich wohl daran auch die weitere Frage knüpfen, ob nicht auch andere Theile des Livius, die jetzt gar nicht mehr existiren, in der Klosterbibliothek zu Lorsch vorhanden gewesen sind. Noch einige andere Handschriften gleichen Werthes und gleicher Bedeutung führt der Verfasser an, so die beiden jetzt zu Heidelberg befindlichen Handschriften des Florus und des Gregorius von Tours, so die in einer Vatikanischen, ehedem pfälzischen und ursprünglich Lorscher Handschrift enthaltene Sammlung christlicher Inschriften aus dem neunten Jahrhundert. Wir reihen hier noch an die werthvollste Handschrift des auch in der karolingischen Zeit viel gelesenen Juvenalis, den Codex Pithoeanus, der früher zu Ofen in der Bibliothek des Königs Mat-

Digitized by Google

thias Corvinus war, dann in Pithou's Hände fiel, und, nachdem er lange für verloren gegolten, jetzt zu Montpellier wieder aufgefunden worden ist. Und wie man auch mit grammatischen Studien sich beschäftigte, zeigen die beiden, ebenfalls jetzt zu Rom befindlichen, ehedem Pfälzisch-Heidelbergischen Handschriften des zehnten Jahrhunderts Nr. 1719—1754, welche nach Lorsch gehörten, wie darauf bemerkt ist (S. Keil Analectt. Gramm. p. 19. 21). Und vielleicht gehörte auch die Handschrift, aus welcher Mai die Ars des Bonifacius veröffentlicht hat, nach Lorsch, da Mai dieselbe als eine bezeichnet, welche »ex Germania rhenana« in den Vatican gekommen sei. Schon aus diesen Notizen ergibt sich, wie wünschenswerth für uns eine nähere Nachricht über diesen werthollen Bücherschatz, der in so früher Zeit zu Lorsch gesammelt war, wäre: allein, ausser jenem von Mai edirten Verzeichniss fehlen alle weiteren Angaben; schon frühe, im zwölften Jahrhundert mag mit dem um diese Zeit eingetretenen Verfall des Klosters auch die Sorge um seine literarischen Schätze abgenommen haben, und Einzelnes ab Handen gekommen sein: wahrscheinlich, wenn auch nicht völlig sicher und ausgemacht, ist es allerdings, dass im fünfzehnten Jahrhundert, als der kurpfälzische Kanzler und 1483 zum Bischof von Worms ernannte Johann von Dalberg seine Residenz zu Ladenburg aufgeschlagen, dorthin, wo ein Kreis von Gelehrten um diesen Förderer aller geistigen Bestrebungen sich versammelt hatte, dieser Bücherschatz gekommen, und von hier aus später etwa zu den Zeiten des Otto Heinrich's, der auf Handschriftensammlung so grossen Werth legte, in dessen Sammlung nach Heidelberg gebracht worden, bis mit der Entführung dieser Sammlung nach Rom im Jahr 1623 dieselbe dort ihre letzte Stätte erhalten haben mag.

Aber auch nach andern Seiten hin hat der Verf. seine schwierige Aufgabe zu lösen gesucht; wir erinnern an die Anmerkung 81, S. 184 ff., in welcher zwei schwierige antiquarisch-archäologische Punkte behandelt werden, die Frage nach der sogenannten bunten Kirche, die jetzt völlig verschwunden ist, und wahrscheinlich in dem Theile des Klostergartens gestanden, welcher an die südliche Seite des Querschiffes der Hauptkirche stiess, wo noch im Jahr 1800 ein schöner steinerner Sarg ausgegraben wurde, der jetzt in der gleich zu besprechenden Michaelskapelle sich befindet. Es ist dem Verfasser gelungen, aus einer Zusammenstellung aller der hier in Betracht kommenden Stellen zu ermitteln, dass Ludwig der Jüngere der Erbauer dieser Kirche war, und dass die Zeit der Erbauung zwischen 876—882 fällt, eben so auch, dass der Bau eine Grabkirche sein sollte. Die andere Untersuchung betrifft die St. Michaelskapelle, oder den einzigen, noch von den Resten der alten Klosterkirche erhaltenen Bau, dessen Anlage jedenfalls in die karolingische Zeit fällt, und nicht, wie unlängst behauptet worden, in das zwölfte Jahrhundert: der Verfasser zeigt, dass dieser Bau ur-

Digitized by Google

sprünglich als Thor oder Durchgangshalle diente, später in eine Kapelle umgewandelt und der umliegende heilig gehaltene Platz vielleicht als Friedhof und die Kapelle als Friedhofkapelle benutzt ward, worauf der Name des Erzengels Michael hindeute, der mit den Todten, der Auferstehung und dem jüngsten Gericht in engem Zusammenhang steht (S. 188). Wir glauben nicht, dass dieser Ansicht irgendwie erhebliche Gründe entgegenstehen, den vom Verf. nahmhaft gemachten Abbildungen fügen wir noch bei die nette Zeichnung des Herrn L. von Babo in Leonhards Fremdenbuch von Heidelberg und seiner Umgebung, II. S. 251. Auch von einigen andern Alterthümern, die an der Stelle des alten Klosters gefunden wurden, ist noch die Rede: bedeutend sind sie im Ganzen nicht, und auch die 1753 und 1800 veranstalteten Nachgrabungen, von welchen hier die Rede ist, haben zu keinen nahmhaften Ergebnissen geführt. Wünschen wir, dass erneuerte Versuche der Art besser ausfallen möchten, wiewohl die Hoffnung eine im Ganzen geringe ist, da schon im dreissigjährigen Kriege und in den zu Ende desselben siebenzehnten Jahrhunderts erfolgten Verheerungen des französischen Krieges, dem Worms, Speier, Heidelberg und die ganze Bergstrasse unterlag, fast Alles, was von dem alten Bau etwa noch vorhanden war, zu Grunde gegangen sein mag. Und in diesen Zeiten der Gräuel und der Zerstörung mögen auch die Grabmonumente der Könige und Fürsten, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten, verschwunden sein, so gut wie die oben erwähnten Reliquien des heiligen Nazarius; von ersteren spricht noch der zu Anfang desselben Jahrhunderts (1614) gestorbene Freher. Und jetzt ist Nichts davon mehr sichtbar: bei dem Mangel aller schriftlichen Aufzeichnung in dieser und der nachfolgenden Zeit werden wir auch schwerlich nähere Aufschlüsse noch zu erwarten haben. Selbst die hinterlassenen Papiere des Professors Krick zu Bensheim, auf welche Dahl sich einmal beruft, sind verschwunden, obwohl derselbe, da er 1767 geboren war, doch wahrscheinlich noch in unser Jahrhundert fällt; alle Nachforschungen des Verfassers waren ohne Erfolg (S. 217); wie wir denn überhaupt für die Zeit, welche mit der um die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erfolgten Uebergabe des Klosters an die Prämonstratenser eintritt, nach der richtigen Bemerkung des Verfassers S. 211, fast einzig und allein auf die Nachrichten in der Geschichte dieses Ordens (Annales ordinis Praemonstratensium II. p. 23 ff.) hingewiesen sind, die übrigens doch nur Wenig im Ganzen bieten und sich zunächst nur auf die vergeblichen Bemühungen des Ordens, eine Wiederherstellung des Klosters zu erwirken, beziehen.

Mit Vorstehendem schliessen wir unsern Bericht und haben wir nur noch den Wunsch beizufügen, dass dem Verfasser, welcher den schwierigen Gegenstand mit aller Gründlichkeit, Umsicht und Klarheit behandelt, Nichts, was auf denselben sich bezieht, ausser

Digitized by Google

Acht gelassen, aber auch zu keinen kühnen und unsichern Hypothesen, welche die in der geschichtlichen Erzählung vorhandenen Lücken ausfüllen sollen, sich hat verleiten lassen, die gebührende Anerkennung nicht ausbleiben, und seine Schrift, als ein neuer Beitrag zu unserer vaterländischen Geschichte auch dazu dienen möge, Anregung zur Behandlung ähnlicher Stoffe, wie sie unsere vaterländische Geschichte noch mehrfach bietet, in gleich gründlicher Weise zu geben. **Chr. Bähr.**

M. Tullii Ciceronis Epistolae selectae, temporum ordine compositae. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Karl Friedrich Süpfle. Sechste verbesserte Auflage. Karlsruhe. Druck und Verlag von Christian Theodor Groos. 1866. X und 405 S. in gr. 8.

Nach Verlauf von wenigen Jahren ist auf die fünfte Auflage, welche 1861 erschien, jetzt schon eine sechste gefolgt, welche einer gleich günstigen Aufnahme, wie sie den Vorgängerinnen zu Theil geworden ist, um so mehr entgegensehen darf, als auch sie von der rastlosen Thätigkeit des Herausgebers in sorgsamer Nachbesserung alles Einzelnen, was zur Vervollkommnung des Ganzen dienen und seinen Gebrauch auf der Schule immer nützlicher machen kann, überall Zeugniss ablegt. Seit dem ersten Erscheinen dieser Auswahl Ciceronischer Briefe im Jahre 1836 sind mehrere ähnliche Ausgaben der Art, für den Bedarf der Schule zunächst bestimmt, erschienen, zum Theil auch in diesen Jahrbüchern erwähnt worden, und doch haben sie die vorstehende Bearbeitung nicht zu verdrängen vermocht, deren Werth vielmehr in den meist in kurzen Zeitfristen auf einander folgenden Auflagen immer mehr anerkannt worden und ihre weitere Verbreitung gefördert hat. Und gewiss mit gutem Grunde. Denn der praktische Blick des Verfassers hat vor Allem richtig erkannt, was eben das Bedürfniss der Schule erheischt, und was in einer für den Schüler veranstalteten Ausgabe dieser Briefe vor Allem geschehen muss, um diesen weiter zu fördern, seiner Thätigkeit nachzuhelfen, ohne dieselbe aufzuheben, und auf diese Weise ihm wahrhaft nützlich zu werden. Diesem Umstande verdankt die vorstehende Auswahl auch ihre günstige Aufnahme und ihre ausgedehnte Verbreitung, welche durch die neue Ausgabe noch mehr gefördert wird: wir haben daher auch hier nicht sowohl eine in alle Einzelheiten eingehende Kritik eines bekannten und verbreiteten Schulbuches zu geben, als ein sattsam bewährtes Werk der Art in seiner neuen, mehrfach verbesserten Gestalt zur Kunde unserer Leser zu bringen. Es erstreckt sich aber diese Verbesserung eben so sehr auf die

Digitized by Google

äussere Form, wie auf den Inhalt. Ein reiner und durchweg correct gehaltener Druck, gutes Papier und deutliche Lettern empfehlen die Ausgabe in ihrer neuen Gestalt, in welcher für die Augen der Schüler bestens gesorgt ist. Und was den Charakter der neuen Auflage betrifft, so wird man es nicht zu tadeln haben, dass in der Auswahl der Briefe, eben weil sie sich im Gebrauche des Buches bewährt hat, keine Aenderung vorgenommen ward, mithin auch da, wo theilweise eine frühere Auflage, zunächst die fünfte noch im Gebrauch ist, diese sechste füglich daneben gebraucht werden kann. Was der Verf. darüber zu seiner Rechtfertigung in der Vorrede bemerkt, wird Jeder unbefangene Leser nur billigen können. Eben so wenig ist in der Ordnung und Reihenfolge der Briefe eine Aenderung vorgenommen: die einzige Ausnahme macht der Brief an Pompejus (ad Famill. V, 7), welcher bisher die erste Stelle einnahm, und nun die dritte erhalten hat, da er, wenn auch in dasselbe Jahr (692 u. c.), wie die beiden vorausgehenden, fallend, doch immerhin von späterem Datum zu sein scheint, als diese beiden, der Brief des Metellus an Cicero, und des Cicero an diesen (ad Famill. V, 1. 2), welche dem an Pompejus jetzt vorangestellt sind. Ueber alle die in diese Auswahl aufgenommenen Briefe ist nun ein eigenes Verzeichniss gegeben, welches auf die Vorrede unmittelbar folgt, und die einzelnen aus den beiden vorhandenen Briefsammlungen aufgenommenen Briefe nebst Angabe der Nummer, die sie in der vorliegenden Auswahl erhalten haben, verzeichnet: es ist damit für die Bequemlichkeit des Nachschlagens ganz gut gesorgt. Die daran sich anschliessende »Allgemeine Einleitung zu Cicero's Briefen«, welche in acht Abschnitten über den Bildungsgang des Cicero und seine staatsmännische Laufbahn während und nach seiner consularischen Amtsführung bis zu seinem Tod sich verbreitet, ist eine in ihrer Art vorzügliche Darstellung, vollkommen geeignet, den Schüler in die Lectüre der Briefe einzuführen und deren richtige Auffassung, vom historischen Standpunkt aus, zu veranlassen: und dasselbe gilt auch von dem, was dieser historischen Erörterung noch weiter unter der Aufschrift: Cicero's Briefe, beigefügt ist, und eben so wohl über die briefliche Aufzeichnung im Allgemeinen, als über Cicero's Briefe im Besonderen sich verbreitet. Wenn in Beidem die Anlage und auch die Ausführung im Ganzen sich gleich gebieben, so fehlt es doch nicht im Einzelnen an beachtenswerthen Nachträgen, Zusätzen oder Aenderungen, welche auf den Inhalt, wie die Form sich beziehen. Man ersieht daraus bald, dass auch die neuesten auf diese Briefe bezüglichen Forschungen von dem Verfasser nicht übersehen, sondern in der für seine Zwecke entsprechenden Weise benutzt worden sind, namentlich auch bei den besondern Einleitungen, welche zu jedem einzelnen Briefe in den Anmerkungen unter dem Texte gegeben werden, und den Schüler vollständig über die

Digitized by Google

geschichtlichen Beziehungen und über die Verhältnisse orientiren, unter welchen der Brief geschrieben ward. Eben diese Rücksicht war auch bei den Anmerkungen selbst im Ganzen, wie früher, die vorherrschende: dieselben sind vorzugsweise sachlicher Art, ohne jedoch so manche schöne sprachliche und grammatische Erörterung, wozu in dem Text eine nähere Veranlassung gegeben war, auszuschliessen, wofür man dem Verfasser nur dankbar sein kann. Verweisungen auf andere Werke u. dgl. sind in der Regel vermieden, und mit Grund: nur auf die unlängst erschienene, auch in diesen Blättern besprochene (Jhrgg. 1865. S. 744) Anleitung zum Lateinschreiben ist hier und dort, des Näheren wegen verwiesen. Und können wir nur wünschen, dass alle Schüler und Lehrer sich mit dieser Anleitung näher bekannt machen möchten, da sie zum Lehren wie zum Lernen eine gleiche Bedeutung anspricht, dem Lehrer wie dem Schüler nur wahrhaft nützen kann, besser als so Manches, was unsere heutigen Notenschreiber der Bequemlichkeit der Schüler zu bieten pflegen. Dass endlich auch die Sorge für den Text selbst nicht ausser Acht geblieben, konnte man allerdings erwarten. Man wird auch die Folgen dieser Revision bei näherer Vergleichung des gegebenen Textes und Prüfung in so manchen strittigen Stellen bald wahrzunehmen im Stande sein. So z. B. kann Ref. es nur billigen, wenn Ep. V (ad Att. I, 17) §. 4: »de sermonibus — ecquid tantum causae sit, ignoro« tantum mit Orelli belassen ist, was, nach dessen Stillschweigen zu schliessen, auch die Mediceische Handschrift hat, statt des von Ernesti vorgeschlagenen und von Schütz aufgenommenen, von Boot aber mit Recht wieder verlassenen tandem. Mit dem zuletzt genannten, neuesten Herausgeber der Briefe an Atticus übereinstimmend, hat der Verf. Ep. VII (ad Att. II, 18) die von Orelli als einen Vers — als Hexameter — im Druck hervorgehobenen Worte: »Displiceo mihi nec sine summo scribo dolore« im Zusammenhang mit den übrigen Worten belassen, da diese Worte schwerlich von einem alten Satirendichter herrühren, wohl aber »auch so Cicero's Feder entschlüpft sein können«, so gut wie ja auch an andern Stellen unwillkührlich der rednerische Ausdruck ihn zu ganzen und halben Hexametern geführt hat. Auch würde der Schüler durch den als Vers hervorgehobenen Druck dieser Worte leicht irre geführt worden sein. In den bald darauf folgenden Worten derselben Epistel: »A Caesare valde liberaliter invitor in legationem illam« hat sich der Verf. eben so wenig durch Schütz verleiten lassen, die Worte »in legationem illam« die auch in der Mediceischen Handschrift stehen, zu streichen, obwohl Boot sie wieder als verdächtig in eckige Klammern gesetzt hat. Eher könnte man dem Letzteren beipflichten, wenn er am Schluss schreibt »Tu vellem ego vel cuperem adesses«, statt des gewöhnlichen et cuperem«, da in der Mediceischen Handschrift steht egove cuperem, und eine andere

Digitized by Google

Stelle ad Attic. X, 16, 1 dafür zu sprechen scheint, wo es heisst: »ego volebam autem vel cupiebam potius esse cum nobiscum«, wo freilich das beigefügte potius die Sache Etwas verändert. Aber Ep. XIII (ad Attic. III, 13) billigen wir es, dass Ernesti's und Orelli's auch von Klotz beibehaltene Lesart: »neque me temporis non longinqui spe ductum esse moleste feram« beibehalten worden, zumal selbst die Mediceische Handschriit meque temporis bringt und me nach unserer Ueberzeugung von Cicero's Sprachgebrauch hier nicht fehlen durfte; die von unserm Verfasser in seiner praktischen Anleitung II. S. 278 angeführten Fälle, wo das Pronomen wegfallen kann, leiden hier keine Anwendung und sind wir überhaupt mit der von dem Verfasser dort für solche Eälle empfohlenen »grossen Vorsicht« ganz einverstanden. Es würde dem Schüler gewiss auffallen, wenn er in dieser Stelle kein me fände, und der Lehrer, der ihm die Stellung dieses Pronomen's in ähnlichen Fällen zur Vorschrift macht, würde in Verlegenheit kommen, hier den Wegfall befriedigend zu erklären. Um so auffallender war es uns, dass Boot dieses me im Texte gestrichen hat. Eben so auffallend war es uns stets in der Ep. XIV. (ad Attic. III, 19) bei Orelli die Aufnahme von in, einer Conjectur von Ernesti, im Widerspruch mit der Autorität der Mediceischen Handschrift und zweier Edd. principes, welches dieses Wörtchen weglassen, in den Worten zu finden: »me tuae literae nunquam in tantam spem adduxerunt, in quantam aliorum.« Dieses zweite in ist aber nicht nothwendig, und unser Verfasser wurde dadurch wohl veranlasst, über den Wegfall der Präposition in derartigen Fällen eine recht gute und beachtenswerthe Bemerkung in der Note beizufügen. Auch Boot hat Einiges darüber in seiner Anmerkung angeführt. Wenn in demselben Briefe etwas weiter unten vor der Anrede an Atticus »T. Pomponi« Boot das Pränomen weggelassen, das allerdings in der Mediceischen Handschrift fehlt, so möchte sich doch die Beibehaltung durch ähnliche Stellen in diesen Briefen empfehlen, und hat daher der Verf. wohl gethan, das Pränomen in Uebereinstimmung mit Orelli und Klotz in seiner Stelle zu belassen. Dasselbe ist der Fall ad Att. IV, 2, in dieser Sammlung Ep. XVIII, wo der Verf. auch in einer andern Stelle es vorgezogen hat, im Ganzen bei der von Orelli und Klotz gegebenen Lesart zu bleiben: »Ego me a Pompejo legari ita sum passus ut nulla re impedirer, quin, si vellem, mihi esset integrum, aut, si comitia censorum proximi consules haberent, petere [posse], aut votivam legationem suscipere prope omnium fanorum, lucorum: sic enim nostrae rationes postulabant«; nur darin weicht unser Verf. ab, dass er a vor Pompejo, das Orelli nach Madvig's Vorgang und Klotz für verdächtig halten, nicht weggeworfen oder in eckige Klammern eingeschlossen hat, und wie wir glauben mit Recht; auch hat er quin beibehalten, wofür Klotz quo minus gesetzt hat, während in der Mediceischen

Digitized by Google

Handschrift quod nisi steht, welches letztere Boot wieder aufgenommen, indem er schreibt: »Ego me Pompejo legari ita sum passus, ut nulla re impedirer. Quod nisi vellem mihi esset integrum, ut, si c. c. p. c. haberent, petere possem, votivam legationem sumpsissem [prope omnium fanorum, lacorum]. Sic enim nostrae rationes utilitates meae postulabant.« Man traut hier nicht recht seinen Augen, und wird sich am wenigsten von der Unächtheit der Worte »prope omnium fanorum, lucorum«, die, wie unser Verf. gezeigt hat, zum Verständniss nothwendig sind, überzeugen wollen. Die Lesart: »nostrae rationes, utilitates meae« entspricht allerdings der Mediceischen Handschrift, wir können aber beides so neben einandergestellt, nicht für richtig halten, sondern müssen entweder (und das erscheint allerdings das Kürzere) utilitates meae für ein Glossem ansehen, als eine zu nostrae rationes hinzugefügte Erklärung, oder, was allerdings auf der Hand liegt und auch von Boot vorgeschlagen ist, lesen: rationes utilitatis meae«, wiewohl die ganze Redensart uns etwas sonderbar vorkommt, da das utilitatis meae gewissermassen in nostrae rationes eingeschlossen ist oder darin liegt. Am Schluss derselben Epistel in den Worten: »quod sensisti tu absens; quorum studiis ego et copiis — facile essem omnia consecutus« hat unser Verfasser das vor quorum in der Mediceischen Handschrift stehende praesentes nach Ernesti's Vorgang ganz weggelassen, Orelli und Klotz haben es beibehalten, und Boot hat daraus ein praesens gemacht, das er mit absens verbunden hat, was nach unserer Ansicht gar nicht zulässig ist, wir halten viel mehr praesentes mit unserm Verf. für einen störenden Zusatz und für ein Einschiebsel, gemacht, um zu absens einen Gegensatz zu bilden, der dann zu einer gewiss harten und kaum in dieser Weise zulässigen Ellipse (senserunt ii) nöthigt.

In der Epist. XXI (ad Famill. VII, 1 §. 2) ist in den Worten: »Quid enim delectationis habent sexcenti muli in Clytaemnestra? aut in Equo Trojano craterarum tria milia« die Form craterarum, die auch Orelli gibt, beibehalten; die Mediceische Handschrift hat creterrarum (nicht creterarrum, wie hier durch einen Druckfehler steht), was Klotz hier sowohl wie De Nat. Deorr. II, 44 aufgenommen wissen will. Wir würden indess in beiden Stellen für die Beibehaltung der Form craterarum stimmen, namentlich in der Stelle des Briefes, weil wir der Form creterra (für cratera) nicht die gleiche Bedeutung in der Schriftsprache zuzuerkennen vermögen, und hier sogar leicht der Schüler in einen Irrthum hätte geführt werden können, was doch vor Allem zu vermeiden war.

Wir wollen indess diese Prüfung einzelner Stellen nicht weiter fortsetzen, so mancher Anlass dazu auch vorhanden sein mag; was wir durchgangen, kann nur als Beleg des oben ausgesproche-

Digitized by Google

nen Urtheils dienen und jedem Leser zeigen, mit welcher Umsicht auch von dieser Seite aus der Verfasser in Allem verfahren ist. Und darum unterlassen wir es auch, noch weiter in den Inhalt der Anmerkungen einzugehen, deren Charakter im Ganzen aus den fünf vorausgegangenen Auflagen zur Genüge ersichtlich ist. Ihren grossen Werth in sprachlicher wie grammatischer Hinsicht haben wir schon hervorgehoben, und was die sachlichen Bemerkungen betrifft, so wird man in der klaren Erörterung der betreffenden Punkte Nichts vermissen, was für den, der diese Ausgabe gebrauchen soll, nothwendig ist. Eine alphabetische Zusammenstellung der Eigennamen, welche in der Einleitung wie in den Anmerkungen besprochen sind, so wie ein Register zu den Anmerkungen, d. h. zu den sprachlichen und grammatischen Gegenständen, welche in denselben sich erörtert finden, fehlt am Schluss nicht.

Chr. Bähr.

Schacht, Theod., Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte. Siebente Auflage, vermehrt und grösstentheils umgearbeitet nebst vier Karten und drei Figurentafeln. In zehn Lieferungen. Mainz 1866. gr. 8.

Dieses Lehrbuch der Geographie, welches schon vor 35 Jahren bei seiner ersten Erscheinung wegen seines ganz besonderen Planes und einer neuen Einrichtung Aufsehen erregte, hat den Beifall, der ihm zugleich damals gezollt wurde, fortwährend bewahrt, was schon die sieben sehr starken Auflagen darthun. Der frühere Plan, der sich als bewährt bewiesen hat, ist daher grösstentheils beibehalten worden; wiewohl der Verfasser zu vorliegender Ausgabe bemerkt: »In dieser neuen Auflage wird man wahrscheinlich die Schranken eines Lehrbuchs überschritten finden. Ich will das nicht bestreiten, muss es aber erklären. Als ich an das Berichtigen zahlreicher einzelner Angaben ging und so den ganzen Erdball wieder umwanderte, fanden sich so manche Mängel und Lücken vor, dass ein blosses Berichtigen nicht ausreichte; es mussten ganze Partien geändert und neue eingefügt, es musste eine wahre Umarbeitung vorgenommen werden, um dem neuesten Bestande der geographischen Wissenschaft möglichst zu genügen und überhaupt das Buch vollständiger und wirksamer zu machen. Dies war, ernst angefasst, kein kurzathmiges Geschäft, wobei denn das Manuscript sich unter der Hand beträchtlich und mehr erweiterte, als vorauszusehen war.« Das reichlichere Material, das hiedurch gegeben wurde, begrüssen wir mit Freuden. Der pädagogische Plan ist nicht geändert; bei der Behandlung Deutschlands suchte der Verfasser nämlich überall den deutsch vaterländischen Sinn zu kräftigen: dieses sieht man

Digitized by Google

noch mehr in der neuen Ausgabe, indem auf grossartige historische Erscheinungen ein besonderes Gewicht gelegt und auf die Verfassungen und die Kulturgeschichte gehörige Rücksicht genommen wurde. Wir brauchen den Plan des Lehrbuches nicht ausführlich anzugeben und bemerken nur, dass der Verfasser zuerst von dem geographischen Vorbegriffe handelt, wozu er auch das geographische Zeichnen rechnet, das hier auf recht anschauliche wir möchten sagen praktische Weise gelehrt wird. Der folgende Abschnitt behandelt Mittel-Europa oder Deutschland und die Nachbarstaaten; hier werden Flüsse, Gebirge und was dazu gehört ausführlich besprochen und durch schöne Karten dargestellt. Hierauf kommt erst die physische und mathematische Geographie ebenfalls mit Abbildungen verdeutlicht; dass hier von den Meinungen der Alten über den Erdkörper ausgegangen wird und die Ansichten und Systeme bis auf die neueste Zeit beigefügt werden, würden wir nicht erwähnen, wenn wir nicht wüssten, dass viele auch ausführliche Geographieen, besonders solche, welche älter als die vorliegende sind, wenige Rücksicht darauf nahmen. Der letzte Theil, der Haupttheil, gibt die Länder und Staaten der Erde überall mit historischen, statistischen, ethnographischen und ähnlichen Einleitungen und Bemerkungen; jedem Lande ist zuletzt die politische Eintheilung mit den bekannteren Städten und Orten u. s. w. beigefügt. Hieraus ergibt sich zwar, dass dies Lehrbuch kein Handbuch der Geographie ist, d. h. man kann in ihm nur die besonders bekannten Orte finden, nicht eine möglichst grosse Anzahl von Namen, wie in den Werken von Kannabich, Ungewitter, Hoffmann, Daniel u. a. m. gegeben wird. Dagegen heisst es mit Recht Lehrbuch d. h. jeder Lehrer der Geographie wird grossen Nutzen aus ihm schöpfen und zu vielem angeregt werden, was in der Schule brauchbar ist. Für die Schüler hat derselbe Verf. eine »Kleine Schulgeographie« geschrieben, von der schon die 10. Auflage nöthig war. Noch müssen wir lobend bemerken, dass die neue Verlagsbuchhandlung in Mainz, das ist Kunze's Nachfolger, diese siebente Auflage in Heften erscheinen lässt, damit die Anschaffung etwas erleichtert werde; das Werk wird aber in diesem Jahre noch vollendet.

Klein.

Digitized by Google

Nr. 26. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur griechischen Historiographie. I.

Γενικὴ ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως ὑπὸ Λάμπρου Κουτσονίκα. Ἀθ. 1864.

Nicht ohne Grund beklagte sich Graf Kapodistrias, dass die Griechen, ehe sie das Alphabet kennen, den Plato studiren wollen. Der Sinn des Volks geht mehr in's Weite, als in die Tiefe; seine Lernbegier ist mit einer Ungeduld gepaart, die alle Etappen der Gründlichkeit zu überspringen trachtet. Gegen diese Richtung des griechischen Volksgeistes wird die Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit; die Historiographie ein vortreffliches Korrektiv abgeben. Denn der Historiker pflegt kläglich zu scheitern, der es nur so obenhin abmachen, und sich mit dem historischen Stoff spielend auseinandersetzen will. Publicistische Leichtfertigkeit und echtes historisches Studium sind unvereinbar.

Den Griechen, die sich von der Arena der Tageskämpfe wegwenden um in der Wissenschaft Klarheit und Trost über die Verkümmerung der Gegenwart zu suchen, bieten die Ereignisse des Freiheitskampfes wider die Türken einen würdigen und fesselnden Stoff dar. In dieser Richtung haben sich Philimon und Trikupis mit vielem Glück versucht. Namentlich Trikupis hat in seiner Geschichte des griechischen Aufstandes die Klippen geschickt vermieden an denen so manche seiner Vorgänger wie Soutzos und Rhizo Neroulos gescheitert sind. Unbeirrt von den heftigen Parteileidenschaften der Gegenwart, frei von dem Hang zum Wunderbaren, der gewöhnlichen Räuberzügen die Bedeutung grossartiger Freiheitsschlachten beilegt, und frei von der unerschöpflichen Fabellust seines Volkes, berichtet er das Geschehene mit besonnenem Maasshalten und mit einer wahrhaft genialen Nüchternheit. Indem wir diesem Führer folgen, haben wir das beruhigende Bewusstsein, dass wir langsam weiter kommen; mitunter denselben Weg zweimal unternehmen müssen, aber niemals den Faden des Ganzen verlieren oder in einem Gestrüpp von Einzelnheiten uns verirren werden. Schwerer zu bewältigen ist selten ein historischer Stoff als der, welcher den Vorwurf des Trikupis'schen Werkes bildet. Dem Zikzak des Blitzes vergleichbar lief der Aufstand über das ganze illyrische Dreieck, flackerte bald auf jener Insel, leuchtete bald auf dieser Bergspitze empor, ward bald gelöscht, bald verband er sich mit der Gluth des benachbarten Ländchens um zur gewal-

Digitized by Google

tigen Flamme zu wachsen. Diesen zerstreuten Erscheinungen nachzugehen, eine jede zu würdigen und nöthigenfalls den Nimbus abstreifen, den Uebertreibungssucht und Winkelpatriotismus ihr geliehen haben; den Bestrebungen der kleinsten Cyklade gerecht zu werden, und uns von der asiatischen Küste bis zu den jonischen Inseln über Land und Meer mit stets ruhiger und fester Hand zu führen: dazu war Trikupis der rechte Mann. Grosse Gesichtspunkte dürfen wir ebenso wenig erwarten wie allgemeine Betrachtungen; das subjektive Urtheil des Verfassers tritt fast überall zurück; und wir gestehen, dass uns dies nicht allzusehr Wunder nimmt. Trikupis ist kein räsonnirender Kopf; er greift die Thatsachen eine nach der anderen auf und stellt sie in schönster Ordnung neben und nach einander hin; der innere Zusammenhang, die tieferen Beziehungen der Theile und des Ganzen, die geistigen Faktoren der Revolution bleiben uns verborgen. Wir hören wohl, dass gekämpft worden ist, aber keiner von den Kämpfern steht als ein scharfausgeprägtes Lebensbild vor unserer Seele. Wir erfahren, dass eine politische Verbindung sich gebildet hat, nicht wie sie sich bildete; wir können das Sein, nicht das Werden der Begebenheit verfolgen. Anschaulichkeit und Lokalfarbe fehlen. Besässen wir nicht die diktirten Memoiren von Kolokotronis, eins der merkwürdigsten Denkmäler des griechischen Freiheitskampfes, so würde uns der Einblick in das ureigene Leben der Nation versagt bleiben. Ein solches Leben besteht aber in voller Eigenthümlichkeit, und gerade in der Schilderung dieser Eigenthümlichkeit suchen wir den Historiker. Auch Trikupis hat hervorragenden Antheil an den Ereignissen genommen, über die er selbst berichtet; aber er gehört zu den Gebildeten, die dem Volke und dessen Freuden und Leiden ferner stehen, er hat die Fustanella mit dem europäischen Frack vertauscht. Der Wunsch, dass die Geschichte des griechischen Aufstandes von einer frischen und echt nationalen Feder geschrieben werde, von einem Mann den des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelt hat, ist nun durch das 1864 erschienene Werk des Oberst Kutsonikas in erfreulichster Weise erfüllt worden. Hier begegnen wir der lebendigen Auffassung, der Unmittelbarkeit und Reflexionslosigkeit, die in den Memoiren von Kolokotronis hervortreten. Der Verfasser unterscheidet sich sofort in seiner Darstellung der Gründe des griechischen Aufstandes von den meisten Vorgängern. Anstatt das Loblied der Bildung zu singen, die von den Türken befreit habe, anstatt die geistige Ueberlegenheit der Griechen über ihre türkischen Unterdrücker zu einem wesentlichen Moment der Erhebung zu machen, begnügt Kutsonikas sich damit, die physische Verjüngung des griechischen Volkes zu betonen. Er entwirft uns ein Bild von der Militärkraft und der Marine Griechenlands zu Beginn des Jahrhunderts. Er zeigt uns wie sich auf dem Festland der Kern eines militärischen Widerstandes gegen die Türken herausbildete. Die ersten türkischen Sultane, die Griechenland unter-

Digitized by Google

worfen hatten, verpflanzten, um das Land völlig darniederzuhalten, 400,000 Türken aus Iconium in die Ebenen von Makedonien, Thrakien und Thessalien. Es waren dies die von den Griechen »Koniaren« genannten Ἰβλιάτι φατιχὰν; oder Kinder der Eroberer. Vor ihnen flüchteten die Einwohner in die höher gelegenen Distrikte; die Muthigeren griffen zu den Waffen und führten, dem Gesetz im eigenen Busen treu, vor der menschlischen Satzung als Verbrecher verfallen, ein Räuberleben in den Bergen. Manchmal stiegen diese Klephten herab und erhoben eine Kriegssteuer von ihren friedlicheren Landsleuten, λουφὲς τῶν παληκαρίων; oder sie fielen über die Türken her, und verwüsteten deren Besitzungen mit Feuer und Schwert. Es zeugte für die Hülflosigkeit der türkischen Verwaltung, dass man auf den Ausweg verfiel, die Ungesetzlichkeit selbst zur Dienerin des Gesetzes zu machen, die Klephten zu Wächtern der öffentlichen Ordnung einzusetzen. Wer von den Klephten Häuptlingen, den Kapitanys eine ehrwürdige Abstammung nachweisen konnte, oder einen Wettlauf mit den Ottomanen bestand und so vor der Regierung seine Kraft und Gewandtheit bewährte, der erhielt seine Bestattung, den μουρασελὶν, und ward als Armatole oder Pandure des Distrikts, als Oberaufsichtsbehörde seiner eigenen Landsleute in Dienst und Pflicht genommen. Er theilte seine Soldaten in mehrere Züge, an deren Spitze ein Offizier, Koltsi, stand. Er behielt aber stets einen Kern von Truppen um sich, an den sich im Falle eines Zusammenstosses jene vereinzelten Züge anschliessen mussten. Das Misstrauen zwischen einem solchen »zahmen« Klephten und seinen türkischen Auftraggebern erlosch nie ganz. Der Armatole musste jeden Augenblick einen Angriff seitens der türkischen Miliz, der Infanterie der Derwenagas oder der Kavallerie der Kirsetaren erwarten. Er selbst war jeden Augenblick bereit »wilder« Klephte zu werden und den legitimen Zügel, den man ihm angelegt, abzuschütteln. In diesem Wildlingsleben schlug die Idee der Freiheit zuerst Wurzel; oder vielmehr hier erlosch sie niemals ganz. Durch blutige Kämpfe bewiesen diese Klephten, dass noch altes Hellenenblut in ihren Adern walle. Auf zwei Hochburgen: in der Mani und in Suli hielt selbst in den dunkelsten Zeiten der Knechtschaft ein Haufe unerschrockener Krieger trotzig Stand. So erschienen zu der Zeit als Alles zum Aufstand reif war und der Zusammenstoss der beiden gefährlichsten Gegner Griechenlands, Ali Pascha's und des Sultans die beste Gelegenheit zum Losbruch darbot, die militärischen Kräfte des Landes: zügellos, anarchisch, aber hasserfüllt und kriegstüchtig, in jahrhundertlangen Kämpfen gestählt. Auch die Marine hatte sich mit Beginn des Jahrhunderts zu plötzlicher Blüthe emporgeschwungen. Die Napeleonischen Wirren kamen dem griechischen Handel zu Gute. Da die Pforte von der Festlandssperre nicht berührt ward, so nahmen die englischen Waaren ihren Weg über die Türkei und Ungarn in's Herz von Europa. Die intelligenten Kräfte des tür-

Digitized by Google

kischen Reichs beuteten diese günstige Conjunktur thunlichst aus Vor Allem hob sich der Seehandel der drei Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara, deren Bewohner, unternehmender als die anderen Inselgriechen, Schnellsegler ausrüsteten die das russische Getraide aus dem schwarzen Meer nach den Häfen des Festlandes schafften und als Blokadebrecher fungirten. Die Gefahren mit denen dieser Erwerb verknüpft war, sollten eine gute Schule für die künftige Marine Griechenlands sein. Aus Handelsschiffen wurden mit leichter Mühe Kriegsschiffe; mussten doch die kühnen Seeleute der drei Inseln gefasst sein, sei es den Schiffen der blokirenden Flotte, sei es den Barbaresken gewaffneten Widerstand zu leisten. Momentan schien zwar durch den Frieden von 1815 die Thätigkeit der Griechen zur See ohne Objekt zu werden, aber gerade der Verdruss über die nun eintretende Stockung in den Geschäften, über die gewaltige Konkurrenz der man sich mit einem Schlage ausgesetzt sah, wirkte befruchtend auf den Patriotismus der Insulaner. Auch zu Lande schien durch das Emporkommen Ali's und dessen erbitterte Verfolgung aller nationalen Regungen unter den Klephten, durch die Art wie der Pascha von Epirus auf den Eigennutz und die Schwäche der Griechen spekulirte, wie er in die sogar von den Türken geachtete Municipalverfassung der Griechen eingriff, Vorsteher nach Gutdünken einsetzte und absetzte, das Land mit unerschwinglichen zahlreichen Steuern belastete, die Hoffnung auf nationale Erhebung in weite Ferne gerückt. Aber es schien nur so. Gerade da der Bogen zu straff gespannt war, sollte er reissen; und Ali's Intriguen und Ränke sollten ein von ihm selbst nicht gewünschtes und von den Griechen kaum erwartetes Resultat herbeiführen.

Die Hetärie, welche gewöhnlich in erster Linie unter den vorbereitenden Faktoren des griechischen Aufstandes genannt wird, tritt bei Kutsonikas sehr in den Hintergrund. Offenbar ist er hier nur oberflächlich unterrichtet, und hat die einschlagenden Quellenschriften von Xanthos und Philimon nicht benutzt. Sonst würde er uns nicht in unbestimmter Weise von »einem um das Jahr 1815 gegründeten Geheimbund sprechen, der blitzähnlich die Idee des Aufstandes nach Klein-Asien, Dakien, und der europäischen Türkei getragen habe.« Er würde vielmehr den Dualismus in der Geschichte der Hetäre berücksichtigt haben, der auf der einen Seite zögernde thatenscheue aber gebildete und wohlhabende, auf der anderen Seite ungebildete, arme, aber thatenfrohe Elemente aufweist. Jenen entspricht die Gründung des »Philomusen Hetärie« zu Athen im Jahre 1812, diesen die Gründung der »Hetärie der Philiker« zu Odessa gegen Ende des Jahres 1814, wie wir an anderer Stelle ausführlich darzuthun hoffen. Die Hetärie der Philiker war es, die überall den Boden unter den Türken durchwühlte, durch feste Parteidisciplin im Inneren den Mitgliedern wie dem Aussenstehenden zu imponiren wusste und schliesslich in Verbindung mit der durch Ali Pascha's Rebellion bewirkten allgemeinen Gährung

Digitized by Google

den Losbruch wider den Divan entschied. Allenthalben waren die politischen und bürgerlichen Beziehungen verwirrt, es waren Beamte von Ali ein- und von dem Sultan wiederab-gesetzt, es war schliesslich an das Recht des Stärkeren und an die Waffen appellirt worden. Das Evangelium der Faust und des Erfolges predigt man nicht ungestraft. Aus dem Ringen zweier eigennützigen Gegner, die auf die gemeinen Triebfedern in der menschlichen Brust rechneten, zog schliesslich eine dritte Macht allen Vortheil, die sich auf höhere intellektuelle Faktoren stützte. Aus Kutsonikas entnehmen wir die höchst bedeutsame Thatsache, dass nicht, wie man bisher angenommen hat, und wie auch Gervinus in seiner Geschichte des griechischen Aufstandes (p. 185 ff.) den früheren Quellen nacherzählt, in Kalawryta der erste Zunder fiel, dass nicht in Patras am 4. April 1821, wie man gewöhnlich meint und auch jetzt noch in Griechenland durch förmliche Festfeier Kund gibt, der Kampf für Religion und Vaterland zuerst verkündigt worden ist. Nein! wir erfassen die erste That der griechischen Erhebung in unmittelbarem Zusammenhang mit den Ereignissen von Janina. Der Aufstand begann, wie wir sehen werden, am 6. Dez. 1820 a. St. in Suli. Dann folgten die Donaufürstenthümer. Am 17. Februar 1821 proklamirte Wladimiresko die Insurrektion, am 22. ging Alexander Ipsilantis über den Pruth. Zwist zwischen den Anführern, Unfähigkeit des Fürsten die Bojaren zu gewinnen, Stumpfheit des Volkes, führten ein rasches Ende dieses, durch russische Agenten und russisches Geld in Skene gesetzten Vorspiels der griechischen Revolution herbei. Auch nachdem durch den ersten keck unternommenen Putsch die Aufregung und Spannung in der Hämushalbinsel den höchsten Grad erreicht hatten, sollte der Konflikt zwischen dem Sultan und Ali sich für die Griechen als vortheilhafteste Conjunktur erweisen. Denn nun wies der Divan die Denunciation Ali's zurück, der die ganze Hetärie und die Verschwörung des griechischen Volkes in die er eingeweiht war, um sich zu retten und dem Sultan zu empfehlen, verrieth. Man schenkte den augenfälligen Indicien die Ali beibrachte keinen Glauben, man sah die Denunciation als eine der traditionellen Intriguen des epirotischen Vesir's an. Die schlaffen türkischen Paschas die den Aufstand stets wachsen und bedenklichere Dimensionen annehmen sahen, wussten sich nicht anders zu helfen, als indem sie das Ganze ihrem gefürchteten Gegner zu Janina in die Schuhe schoben; sie bezeichneten die griechische Erhebung in allen Berichten nach Konstantinopel als eine »Alipaschistische« Bewegung. Inzwischen loderte der alte muselmännische Fanatismus empor, als von allen Seiten das Fortschreiten des Aufstandes gemeldet wurde. Der Patriarch erhielt Befehl eine Bannbulle gegen die Abtrünnigen zu erlassen. Am 8. März 1821 erfolgte die Bewaffnung aller Muselmänner und am 9. die Verhaftung der griechischen Erzbischöfe. Ein eilig zusammenberufener Ministerrath be-

Digitized by Google

schloss Gewalt gegen die griechische Geistlichkeit und deren Vorsteher zu gebrauchen. Nachdem einmal das Signal von Oben gegeben war, begannen die aus Klein-Asien herbeigezogenen rohen und fanatischen Truppen in Konstantinopel einen furchtbaren Terrorismus auszuüben. Vom 20. März bis zum 10. April glich die Hauptstadt einem durch Sturm genommenen Platze; Griechen und Christen überhaupt wurden ohne Unterschied niedergemetzelt, Weiber aus ihren Häusern gerissen und entehrt, was nicht niet und nagelfest war als gute Beute davongetragen. Am 10. April nach der Feier der Osternachtmesse ergriff man den Patriarchen Gregor, band ihm die Hände auf den Rücken und hing ihn an dem Thore der Patriarchenkirche auf, während die drei Metropolitane von Ephesos, Nikomedien und Anchialos in anderen Stadttheilen das gleiche Schicksal erlitten. Das System blutiger Verfolgung verbreitete sich von der Hauptstadt nach den Provinzen; und nahm solche Dimensionen an, dass alle fremden Gesandten, nicht blos wie Kutsonikas (p. 12) angibt, der russische, Vorstellungen über den ensetzlichen Unfug einreichten. — Freilich war für Russland nun der beste Vorwand gegeben, auf das Schutzrecht über die Glaubensgenossen im türkischen Reich zu pochen und indem es eine heftige Discussion mit der Pforte über diesen heiklen Punkt begann, das eigene Unrecht, die Wühlereien in den Donaufürstenthümern mit dem Mantel christlicher Liebe zu bedecken. In der That war dies die beste Art, um die stille Untergrabung der türkischen Herrschaft auf einem andern günstigen Terrain fortzusetzen. Kutsonikas bemerkt, dass Russland seine Pflicht getreulichst in diesen orientalischen Dingen erfüllt, dass es durch die diplomatische Befehdung der Pforte den Griechen bessere Dienste geleistet habe, als wenn es ihnen materielle Hülfe geschickt hätte. Ein einziger Unteroffizier mit zehn Mann würde, nach Griechenland gesandt, sofort die Eifersucht der europäischen Mächte erweckt haben. Die russische Neutralität sei der beste Ableiter der allgemeinen Furcht gewesen. — Wir gestehen, dass wir unseren ehrlichen griechischen Historiker lieber nicht auf dem glatten Parquetboden der diplomatischen Welt erblickt hätten. Im Wald und auf den Bergen weiss er besser Bescheid. Um die russische Politik im Orient zu verstehen, darf man die von Kaiser Nikolaus gemachten Enthüllungen niemals aus den Augen verlieren. Man darf nicht glauben, dass Russland irgend Etwas für Andere gethan, dass es aus blossem Edelmuth und aus Interesse an der lebhaften, geistreichen griechischen Nation sich mit dem Divan brouillirt habe. Vielmehr weist Alles auf jenen grossartigen Egoismus, der in seiner Schonungslosigkeit und Unerbittlichkeit Etwas Antikes, Cäsarisches hat. Was Russland im Orient gethan hat, das hat es für sich gethan; kalt, ohne Leidenschaft und ohne Begeisterung, mit langsamem oft verzögertem aber stets wiederkehrendem Erfolge. Wie viel Mühe, wie viel peinliche Unterhandlungen kostete es einem Peter dem Grossen, ehe er in dem

Digitized by Google

erneuerten »ewigen Frieden« nur erst das Recht erlangte in Konstantinopel einen Gesandten oder Residenten mit den anderen Nationen zugesicherten Privilegien zu erhalten. Und als die Eroberungspläne des russischen Monarchen nach seinem Tode Erbtheil und Tradition der russischen Politik wurden, wie viel Hindernisse hatte man noch zu überwinden, wie viel Enttäuschungen und Niederlagen zu erfahren, ehe man ruhig und fest dem Ziele gegenüberstand! Das erste Glied in der langen Reihe von Experimenten, die man an dem Körper des kranken Mannes anstellte, der Handstreich gegen die Krimm im Jahre 1735 misslang vollständig. Der aufstrebende russische Ehrgeiz erhielt schon damals eine derbe Mahnung, dass Grosses nicht im ersten Anlauf erreicht wird. Selbst die späteren Erfolge, die Erstürmung von Perekop, die Siege Münnich's blieben resultatlos. Was durch den Frieden von Belgrad gewonnen ward, stand weit unter dem Niveau der Erwartungen, womit der Krieg begonnen war. Die Moldau musste geräumt, die Hoffnung eine russische Flotte im schwarzen Meer zu gründen auf bessere Zeit vertagt werden. Die Anerkennung des russischen Kaisertitels im Jahr 1741 durfte neben den reellen Einbussen des vierjährigen Feldzugs nur als dürftiger Ersatz bezeichnet werden. Doch mit der Thronbesteigung Katharina's begann die neue Aera in der orientalischen Politik, welche für die Pforte verhängnissvoll geworden ist. Die polnischen Händel gaben den äusseren Anlass; die Pforte erschien als Vorkämpferin der polnischen Freiheit, des liberum veto gegen den Despotismus. Im Grunde aber stand diese äussere Verwicklung dem inneren Grund des Konflikts ebenso fern wie in neuester Zeit die griechische Freiheit für den nordischen Eroberer nur den schönklingenden Vorwand abgab. Katharina II. wies dem Kampfe höhere Ziele, sie verhiess in dem Manifest an die Christen des türkischen Reiches die Vertreibung der Türken aus Europa und die Wiederaufrichtung des byzantinischen Kaiserthrons. Als aber die Ereignisse den hochfliegenden Plänen der Kaiserin nicht entsprachen, da liess sie bedeutungsvoll genug ihren Aerger an den armen Griechen aus, deren Aufwiegelung sie unternommen; da verrieth sie, dass in den Augen der hohen Politik die Freiheit Anderer nur ein Mittel, nur eine Staffel der eigenen Herrschaft ist. »Wenn Ihr theures Griechenland, schrieb sie an Voltaire, welches nicht über blosse Wünsche hinauskommen kann, mit ebenso viel Kraft handelte, als der Herr der Pyramiden (Mamlukenchef Ali-Beg), so würde das Theater von Athen bald aufhören ein Gemüsegarten zu sein und das Lyceum nicht mehr lange als Pferdestall dienen.« Der geheime Sinn dieser Worte ist klar. Die Kaiserin klagte über die Stumpfheit der Griechen, sie wünschte ihnen mehr politische Thatkraft, damit sie für die Wohlthaten moskowitischer Beherrschung empfänglicher, und brauchbarere Diener des russischen Ehrgeizes würden. So erklärt sich, dass man, nachdem selbst die Katastrophe von Tschesme in ihren

Digitized by Google

Folgen den Erwartungen nicht entsprochen hatte, Griechenland zunächst aufgab, um vorerst nur in der Krimm uud an der Donau festen Fuss zu fassen. Der Friede von Kutschuk Kainardsche muss als ein Meisterstück jener diplomatischen Siege angesehen werden, durch die man erlittene Enttäuschungen und Niederlagen bemäntelt. Ausser der Unabhängigkeit der Tataren, der freien Schifffahrt auf dem schwarzen Meer und dem politischen Patronat über die Donaufürstenthümer ward hier zum ersten Mal der so unendlich bedeutungsvolle Anspruch Russlands auf die religiöse Schutzherrschaft der griechisch-katholischen Kirche in der Türkei vertragsmässig sanktionirt. In jedem einzelnen dieser Hauptpunkte lag die Möglichkeit kriegerischer Verwickelungen verborgen. Das lange Sträuben der Pforte, die erst am 24. Januar 1775 den Frieden ratificirte, war wohl gerechtfertigt. Die Wirren in der Krimm, wo sich in Folge der Unabhängigkeitserklärung die russische und türkische Partei schroff gegenüberstanden, die Besetzung von Perekop durch die Russen, der Aufstand der Tataren in Koslidsche riefen abermals eine bedrohliche Spannung zwischen Russland und der Pforte hervor. Durch die Unterzeichnung der erläuternden Konvention vom 21. März 1779 wurde der Riss nur nothdürftig wieder geflickt. Bald genug zeigte die russische Politik Farbe, zeigte sie, wie sie die Unabhängigkeit der von der Pforte losgerissenen Nationalitäten auffasste. Mit der Entschuldigung, dass es nicht möglich sei die Ruhe des Landes auf andere Weise zu erhalten, erklärte die Kaiserin im April 1783 die ganze Krimm ohne Weiteres zu russischem Besitzthum, und die Pforte war so schwach, am 8. Januar 1784 zu Konstantinopel einen neuen Friedensvertrag einzugehen, der die Herrschaft Russlands in der Krimm als rechtlich begründet anerkannte. Die Unterstützung der übrigen europäischen Mächte, die der Pforte mit den schönsten Verheissungen zur Seite standen, erwies sich im Augenblick der Gefahr jedesmal als illusorisch, und die Offensiv-Allianz, die der preussische Geschäftsträger von Dietz mit der Pforte geplant hatte, kam durch die Unfähigkeit und Schwäche der preussischen Staatskunst nicht zu Stande. Man versäumte den günstigen Moment zur Stärkung der Pforte, die seit 1787 mit zwei überlegenen Gegnern in hartnäckigem Kampfe begriffen war und gegen die russisch-österreichischen Heere nicht unbedeutende Vortheile errungen hatte. Man liess Oesterreich Gelegenheit den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und durch die Verständigung von Reichenbach am 27. Juli 1790 einen ehrenvollen Rückzug anzutreten. Und wie es Oesterreich gelang sich mit der Pforte auf Grundlage des status quo zu einigen, so setzte auch Katharina, trotz der geringen Erfolge der russischen Waffen zu Jassy am 9. Januar 1792 wenigtens durch, dass sie die Krimm behielt, dass die Rechte der Donaufürstenthümer dem Schutz Russlands und dem Wohlwollen der Pforte anheimgegeben wurden, ja dass Russland den Landstrich zwischen Dniepr und Dniestr und Oczakow als Neu-

Digitized by Google

Erwerb davon trug. Die Griechen und die christlichen Unterthanen des Sultans die man zur Empörung verleitet hatte, wurden skrupellos ihrem Geschick überlassen. Auch die Napoleonische Eroberungsperiode änderte in den durch den Frieden von Kutschuk Kainardsche geschaffenen politischen Verhältnissen Nichts. |Der Friede von Bukarest, der am 28. Mai 1812 unterzeichnet ward, bestätigte nur die früheren russischen Errungenschaften.

So ist die Geschichte der diplomatischen Beziehungen Russlands und der Pforte eine fortlaufende Kette von offenen oder versteckten Erfolgen auf der einen, von nothwendigen oder nutzlosen Demüthigungen auf der anderen Seite. Mochte die russische Diplomatie äusserlich zum Rückzug blasen, mochte sie äusserlich sogar die Pforte durch freundschaftliche Behandlung und durch eine staunenswerthe Siegergrossmuth kirren: ihr traditionelles Ziel behielt sie unverrückt im Auge und ihre Meisterschaft bestand gerade darin, gelegentlich kleine Opfer zu bringen, um schliesslich Grosses erlangen zu können. So muss man auch die späteren Friedensschlüsse, den Frieden den Diebitsch mit seiner durch Hunger und Seuche gelichteten Armee zu Adrianopel dictirte, sowie den Schutzvertrag gegen Mehmet Ali auffassen, den Vertrag von Ungiar-Skelessi (8. Juli 1833) durch dessen geheime Artikel Russland die Schliessung der Dardanellen und des Bosporus für Kriegsschiffe durchsetzte. Zu den kleinen Opfern die man dem grossen Ziel gelegentlich darbrachte, gehören in erster Linie die christlichen Nationalitäten des türkischen Reichs; vor Allem die Griechen, die ihre Hoffnungen auf den nordischen Beistand gesetzt haben. Es kann wohl vorkommen, dass sie sich, wie Kutsonikus, schmeicheln, die ganze orientalische Frage drehe sich nur um Griechenland, und Russland habe in weiser wohlthätiger Absicht den griechischen Aufstand unterstützt: aber ein tieferer Einblick in die Triebfedern der russischen Politik zeigt uns das Gegentheil. Die Griechen die sich Baumeister zu sein dünken, sind nur die Kelle. Aus der Geschichte ihres Aufstandes sollten sie vorzüglich dies Eine lernen: dass es gilt den verdächtigen auswärtigen Beistand, mag er ihnen unter dem Vorwand religiöser Sympathieen noch so nahe gelegt werden, als auswärtigen Egoismus zu entlarven und auf eigenen Füssen zu stehen. Dass die russische Agitation, welche durch Ipsilantis ins Werk gesetzt wurde, kläglich in den Sand verlief, während der Aufstand im Süden in der eigentlichen Heimath des griechischen Namens mit Erfolg gekrönt ward, konnte schon als beherzigenswerther Fingerzeig gelten. Die reine Begeisterung für die vaterländische Sache brachte Grosses zu Wege, während die erheuchelten nordischen Sympathieen sich bald genug verloren und erloschen, nachdem sie der gemeinsamen Sache nur geschadet hatten. Wie wenig man zur Zeit der Erhebung selbst an das persönliche Wohl dachte, wie rasch man alle egoistischen Bedenklichkeiten überwand, dafür spricht das Benehmen der Hydrio-

Digitized by Google

ten und Spezzioten im Augenblick der Krisis deutlich genug. Die Insulaner hatten an sich wenig Grund sich gegen die bestehende Ordnung zu erheben, und Alles Erworbene wieder auf's Spiel zu setzen. Eine Oligarchie von 24 Vorstehern, die aus der Mitte der reichen Schiffsherrn, der *οἰκοκυραῖοι* gewählt wurden stand an der Spitze von Hydra. Auch Spezzia hatte eine aristokratische Verfassung, und in beiden Inseln lief das Interesse der herrschenden Klasse auf die Erhaltung des Bestehenden, des Status quo unter türkischer Herrschaft hinaus. Dennoch pflanzte Spezzia schon am 26. März 1821 die Fahne des Aufstands auf; Psara folgte trotz seiner exponirten Lage nachdem einmal der Anstoss gegeben war, und in Hydra brach um die Mitte April eine demokratische Bewegung gegen die *οἰκοκυραῖοι* aus und riss auch die Widerstrebenden mit sich fort. Die Gemeinden der drei Inseln stellten sofort ein kleines Geschwader auf; das unter Tombasis' Leitung nicht ohne Glück gegen die schwerfälligen türkischen Schiffe operirte. Die Brander, die man auf den Rath des Pargioten Patatukos anfangs in roher Weise konstruirte, sollten bald vervollkommnet werden, sich trefflich bewähren und Schrecken unter den türkischen Seeleuten verbreiten. — Durch die Mittheilungen von Kutsonikas fällt auf die Anfangsgeschichte des Aufstandes ein ganz neues Licht. Die Initiative der Nationalbewegung gebührt den Sulioten. Doch Kutsonikas ist weit entfernt davon das Verdienst der übrigen Freiheitskämpfer schmälern zu wollen. Die Erhebung von Morea im März des Jahres 1821 schildert er übereinstimmend mit Trikupis als eine von geringfügigen Ursachen plötzlich zur Lawine heranwachsende Bewegung. Ein Raubanfall, den einige Kleften bei Kalawryta gegen einen vorüberziehenden laliotischen Spahi unternahmen, wird allgemein als der erste Anstoss angesehen; ohne dass noch ein Angriff von Seiten der Griechen erfolgt wäre, handelten die Türken, als ob sie von der Revolution überrascht seien, und flüchteten entweder nach der Küste oder nach der Festung Tripolitza dem Nabel des Peloponneses. Ihre Kopflosigkeit trug zum Mindesten ebenso viel zum Gelingen der Bewegung bei, wie die Elasticität der Griechen. Am 22. März begannen die Ottomanen von Patras, Weib, Kind und Habe nach der Acropolis in Sicherheit zu bringen. Die Vorsteher der Griechen traten zu einem Ausschuss zusammen, trafen militärische Vorkehrungen und bald begannen die Feindseligkeiten in den Strassen und die Beschiessung des Kastells. Dem Pascha von Euböa Jussuf, der rechtzeitig von Rhium herbeieilte, gelang es diese militärischen Neulinge zu zersprengen und die Belagerung aufzuheben. Die Akropolis blieb bis zur Ankunft des französischen Hülfscorps unter Maison in den Händen der Türken. Auch gelang es Jussuf die Lalioten, die auf ihrer Bergfeste den belagernden Griechen viel zu schaffen machten, und durch Streifzüge lästig fielen, zu entsetzen. Der Aufstand, dessen Wogen nun durch ganz Morea brandeten,

Digitized by Google

staute sich nur an den äussersten Küstenplätzen: Patras, Modon, Koron, Korinth, Nauplia und an dem Centrum, in Karytäna und Tripolizza. Mauromichalis fiel mit 2500 Manioten in Messenien ein, besetzte Kalamata und erliess eine Proklamation an Europa, worin er für die Reinheit des griechischen Aufstandes plaidirte und denselben lediglich als die Reaktion eines unterdrückten christlichen Stammes wider die türkische Tyrannei darstellte. Nachdem er eine Gerusia als höchste Verwaltungsbehörde eingesetzt, konnte man den Augenblick, wo eine Revolution legitim wird, wo sie die naturalistischen Anfänge abstreift und sich mit den Formen der Gesetzlichkeit bekleidet, als eingetreten ansehen. Die kriegerischen Operationen waren allerdings noch weit entfernt davon das Vertrauen auf den günstigen Ausgang der Erhebung zu rechtfertigen. Den in Karytäma belagerten Türken gelang es trotz der Austrengungen des griechischen Parteigängers Kolokotronis sich zu halten bis Ersatz aus Tripolizza heranrückte; nachdem sie die an Zahl weit überlegenen Griechen wie Spreu zerstreut und die Stadt selbst verwüstet und eingeäschert hatten, zogen sie unangefochten nach Tripolizza. Es wies sich aber im Verlauf des Krieges als ein verhängnissvoller Fehler aus, dass die Türken von allen Theilen der Halbinsel nach dem einen Tripolizza zueilten. In Karytäna, in den Bardunochoria hätte man den Griechen noch harten Widerstand leisten, ihre Operationen gegen die Hauptstadt selbst behindern können; statt dessen häufte man Menschenmassen an einem Punkte auf, der schwer gehalten und verproviantirt werden konnte, man setzte Alles auf eine einzige Karte. Allmählig zog sich der Ring der griechischen Schaaren immer enger um Tripolizza zusammen. Die Belagerer wichen oft weit zurück, sie waren namentlich im Anfang den 12000 in der Hauptstadt eingeschlossenen Türken an Kriegserfahrung und Zuversicht nicht gewachsen; und eine Weile konnte man sagen, dass nicht blos die Stadt, sondern auch die ganze Hochebene ringsum in den Händen der Türken war. Seit aber die Griechen sich südwestlich von Tripolizza in Valtetsi dauernd festsetzten und zugleich Piana und die Derwenochoria besetzten, fing die Noth in der blokirten Stadt an, sich äusserst fühlbar zu machen. Ein verzweifelter Ausfall gegen die Linien von Valtetsi am 12. und 13. Mai missglückte, und führte nur zu glänzendem Sieg der Griechen. Die glücklichen Gefechte bei Doliana und Verwena unter Nikitas schnellten den Muth der Griechen zu Keckheit ja bis zur Verachtung ihrer noch vor Kurzem gefürchteten Gegner empor. Man wagte nun bis auf Schussweite von Tripolizza nach Trikorfa vorzurücken und besetzte auf Kolokotronis' Rath die Schlucht St. Theodor und den Berg Chondros.

Noch streiften die türkischen Reiter ungehindert durch die Ebene um Fourage und Lebensmittel zu erbeuten. Auf Kolokotronis' Rath lauerte man ihnen in einer Schlucht Grana östlich von der Stadt auf. Gegen Ende Juli kam es hier zu einem heftigen und

Digitized by Google

blutigen Zusammenstoss. Die Türken kehrten, dreitausend an der Zahl, gerade von einem Beutezug zurück, da sprangen die Griechen aus den Hecken, Weinbergen und aus der Schlucht hervor, warfen die Reiter in die Flucht, stiessen aber bei den Transport- und Fourage-Wagen auf lebhaften Widerstand. Die Reiter die, schon an den Thoren Tripolizza's, wieder umkehrten und den Ihrigen zu Hülfe eilten, wurden durch ein allgemeines Vorrücken des griechischen Heeres eingeschüchtert, und wagten nicht an dem Kampfe weiter Theil zu nehmen, der mit dem Verlust von sämmtlicher Bagage und 300 Todten für die Türken endete. Seit diesem Kampf bei Grana wagten die Belagerten sich nicht mehr aus der Stadt; die Lebensmittel gingen ihnen aus, Hader und Streitigkeiten entspannen sich, wie sie einer Katastrophe vorherzugehen pflegen. Am 23. September berief der Kaimakam alle türkischen Offiziere und die Häupter der Albanesen zu einem Kriegsrath nach seinem Pallast. Die Albanesen hatten bereits mit den Griechen unter der Hand kapitulirt, ihre Sachen in das Zelt Kolokotronis' geschickt und Alles zum Abzug in Bereitschaft gesetzt. Während die Einen abziehen wollten, die Anderen beriethen, waren verschiedene wichtige Positionen unbesetzt geblieben, besonders die Batterie am Nauplia-Thore. Zwei oder drei Griechen von Agios Petros, des Skipi kundig, näherten sich um Trauben zu verkaufen der Mauer und fragten die Wache ob sie heraufkommen und mit ihr plaudern dürften. Da dieselbe einwilligte kletterten sie an einem Seil, das aus der Kanone heraushing, gebunden hinauf, riefen ihre Landsleute von Oben zum Sukkurs, öffneten die Thore; an anderen Punkten folgte man dem gegebenen Beispiel, erstieg die Mauern, sprengte die Thore, pflanzte die griechische Fahne auf. Auch Kutsonikas vermag die Greuel, die diesen ersten Triumph der Freiheit schändeten, nicht zu rechtfertigen. »Das seit vier Jahrhunderten unter dem schweren Joch der Knechtschaft seufzende Volk, so entschuldigt er, das in Waffen stand und keine Regierung, keine Satzung hatte, die es zurückhielt, ward unbezähmbar; der Tag der Einnahme von Tripolizza ward ein Tag der Vernichtung.« Drei Tage aber hat das Brennen, Plündern und Morden gedauert; die Stadt war eine Hölle von Blut und Gluth, in das Gekrach der stürzenden Häuser, des Artillerie- und Gewehrfeuers mischte sich das Geschrei der Sterbenden und Mordenden schauerlich hinein. Die Leichen lagen so gehäuft, dass Kolokotronis' Pferd »von den Mauern bis zu den Pallästen nicht den Boden betrat.« Als in Folge der zahlreichen unbegrabenen Leichen Seuchen ausbrachen, sah man darin einen Fingerzeig Gottes. »Der Mond hat sie verschlungen« meint Kolokotronis von den Gestorbenen. Der moralische Eindruck des Falls von Tripolizza war ein unermesslicher. Nun hatte der griechische Aufstand die Bluttaufe des Erfolgs erhalten. Man konnte, nachdem die Waffen in so gewaltigem Zusammenstoss zu Gunsten der Unterdrückten entschieden hatten, ernstlich daran

Digitized by Google

denken, auch innerlich eine Festigung der neuaufstrebenden Nationalität zu erwirken. Rasch hatten sich, als der Aufstand losbrach, allenthalben Ephorieen improvisirt; Ausschüsse der militärischen und bürgerlichen Obrigkeiten, welche das zum Krieg Nothwendige beschafften; zunächst die Zehnten der türkischen Güter einzogen und sich im Uebrigen auf freiwillige Beiträge stützten. Von Haus zu Haus sammelte man; nirgends verläugnete sich der Patriotismus und die Opferfreudigkeit der Bevölkerung. Für die Dauer der Belagerung hatte sich eine Gerusia in Kaltetsi gebildet; die ihr Ansehn gegenüber den unbefugten Souveränetätsansprüchen von Demetrius Ipsilantis muthig wahrte. Jetzt beschlossen die Vorsteher eine allgemeine Nationalversammlung zu berufen. Im Dezember kamen die Bevollmächtigten in Argos zusammen, und begaben sich dann nach Epidauros, wo das griechische Verfassungswerk von der ersten Nationalversammlung in Angriff genommen ward. Der politische Mittelpunkt des Kampfes sollte gefunden werden, nachdem man militärische Sicherung erreicht hatte. Auch auf dem »Festlande« hatte der Aufstand sich rasch verbreitet. Diakos, eine der reinsten und edelsten Persönlichkeiten und einer der frühesten Märtyrer des griechischen Freiheiskampfes, stand an der Spitze der Bewegung in Livadhia. Am 30. März bemächtigte er sich der Stadt, und sandte nun Streifkorps nach Theben und Atalanta um das Land gegen die Türken zu insurgiren. Salona, Lidhorikhi, Mendenitsa standen bald in Waffen. Attika folgte am 25. April. Dagegen in Zituni und Hypati stiess die Volksbewegung auf beträchtliche Hindernsse. Churchit Pascha, der vor Janina die Kunde der Vorfälle in Ost-Hellas erhielt, warf sofort zwei starke Heeresabtheilungen in die bedrohten Provinzen um den Aufwand in den Windeln zu ersticken. Diakos erlag der feindlichen Uebermacht an den Thermopylen. Er ward lebend gefangen und gepfählt, um, wie Kiosé Mehmet Pascha äusserte den Ungläubigen Ἰμπρέτι Schrecken einzujagen. Als er zur Richtstätte geführt ward, ruhten seine Augen auf den Fluren die in Frühlingspracht lachten, er sprach das Distichon: O seht die Zeit, die Charos sich erkor mir zu erscheinen! Nun sprosst das Grün der Erde auf, nun blüht es in den Hainen! Seinem Gefährten Odysseus war es vorbehalten durch die staunenswerthe Vertheidigung des Chan von Grawia die Scharte die man bei den Thermopylen erlitten, auszuwetzen. Mit 100 Freiwilligen trotzte der kühne Klephtenhäuptling einen Tag lang in diesem Wirthshaus der ganzen türkischen Armee. Sein muthiger Widerstand schlug die Türken dergestalt mit Bestürtzung, dass sie 8 Tage lang auf dem Platze blieben, und nicht nach Salona vorzurücken wagten. Sie wandten sich schliesslich nach Livadhia, nahmen die Stadt, zogen, nachdem sie einige Erfolge über die aus dem Peloponnes geschickten Hülfstruppen erlangt hatten nach Theben und theilten sich dort: Omer Vrioni marschirte mit 3000 Albanesen nach Euböa, Mehmet Pascha blieb in Theben und operirte

Digitized by Google

von da mit so vielem Erfolg, dass die Peloponnesischen Hülfstruppen sämmtlich über den Isthmus heimkehrten. Omer Vrionis mühte sich inzwischen vergebens ab die Position der aufständischen Euböer bei Vrysakia zu nehmen. Dafür gelang es ihm in Gemeinschaft mit Omer Bey die hartbedrängte Akropolis von Athen zu entsetzen. Weiter vorzudringen und den Aufstand an seinem Heerd zu unterdrücken wagten die beiden Paschas nicht; da sie nicht mit einem Feind im Rücken operiren wollten. Hinter ihnen wuchsen aber stets neue Streiter für die griechische Sache hervor; eine neue Truppe von 7000 Mann die Churchit Pascha aus Janina abgeschickt hatte, ward bei Vasilika von Guras, Dyowiniotis und Anderen ostgriechischen Kapitanys am 26. August 1821 aufs Haupt geschlagen. Der Kampf ward mit äusserster Erbitterung geführt, das Schlachtfeld bot einen grauenhaften Anblick und war weithin mit Leichen von Menschen und Pferden bedeckt. Odysseus der nicht an allzu starker Sentimentalität litt sagte im Ton des Vorwurfs zu Guras: Bruder was für eine Schlächterei; du beklagst sie wohl? »Anders erringt sich die Freiheit nicht« erwiederte Guras. Kutsonikas führt uns die Geschichte des Aufstandes von Euböa bis zum Tod des Angelis, die Einnahme von Vrysakia und die Verwüstung durch die Janitschaaren Berkoftsali's, die Kämpfe in Karystos und in Attika bis zur Kapitulation der Akropolis am 10. Juni 1823 und die späteren Thaten Fabvier's vielleicht allzu ausführlich vor, wie er denn von den Gesetzen der historischen Prospektion nur wenig zu verstehen scheint. Gerade bei einer sich in zahlreiche Einzelnheiten auflösenden Geschichte, wie die Griechenlands zu alter und neuer Zeit gewesen ist, muss verständige Uebersichtlichkeit als der höchste Preis eines historischen Meisters erkannt werden. Wen möchte es sonst nicht ermüden, nachdem Peloponnes und Ost-Hellas gemustert ist, von jedem Distrikt und jeder Stadt in West-Hellas eine eingehende Freiheitsgeschichte zu vernehmen? Die Kämpfe in Vrachori und Zapanti, und weiterhin in Thessalien, Agrafa, Aspropotamos, Thessalo-Magnesia und Makedonien? Zumal da in dem ersten Kriegsjahr die Türken völlig überrascht wurden, und planlos wo sie in Uebermacht waren sich schlugen oder zurückgingen, so dass das Ganze den Charakter zahlreicher vereinzelter Operationen trägt, die ohne inneren Zusammenhang nur dem augenblicklichen Bedürfniss entsprungen sind. Noch richteten sich ja aller Augen nach Norden, wo Ali in seinem Wasserschloss dem türkischen Feldherrn Churchit trotzte. Noch sah man den griechischen Aufstand nur als eine künstliche Erregung an, als eine Frucht der Intriguen des zur Verzweiflung getriebenen abtrünnigen Vasallen. Desshalb bot die türkische Regierung alle Kräfte auf, um mit einem entscheidenden Schlage im Norden gegen Ali zugleich den griechischen Aufstand zu treffen.

Die Bewohner von Epirus waren sämmtlich zu den Waffen gerufen worden. Alle von Ali vertriebenen Flüchtlinge forderte

Digitized by Google

man auf in ihre Heimath zurückzukehren und sich wieder ihres Besitzthums zu bemächtigen. So gedachte man vor Allem die Tsamen und die Sulioten gegen Ali zu bewaffnen. Ein eigenthümliches Verhältniss hatte sich zwischen den von Korfu zurückkehrenden Sulioten und den türkischen Paschas entsponnen. Man gab den Sulioten die unter Botsaris bei Rapsista Posto gefasst hatten, die besten Worte um sie zum Kampf gegen Ali aufzustacheln. Auf der anderen Seite kamen die von Ali abtrünnigen Albanesen da das Corps der Sulioten zufällig nahe bei ihnen stand, in die Lage vor den christlichen Ungläubigen ihre Unterwerfung zu leisten, und waren sehr überrascht von diesen zu hören, dass die Knechtschaft vorüber sei und dass sie in Zukunft ihren Nacken vor dem freien Griechen zu beugen hätten. Als Omer Bey der Führer der Aga's die Sache zu drehen suchte; und bemerkte: ihre Huldigung gelte nicht den Sulioten, sondern dem Sultan, sagte ihm N. Botsaris: Genire dich nicht, Bey, weil Gott die Dinge der Welt der Reihe nach so vollendet; und bald der Romäer dem Türken, bald der Türke dem Romäer huldigt.« So wunderbar waren durch Ali's Rebellion die Rollen verschoben. Den Sulioten, die in ihre Heimath zurückkehren wollten, redete man zu im Kampfe gegen Ali auszuharren; wenn Ali besiegt sei, werde man ihnen gern die Rückkehr gestatten. Insgeheim aber war beschlossen dies unter keiner Bedingung zu gestatten. Die Sulioten machten sich keine Illusionen über den Werth der türkischen Verheissungen. Sie benutzten den Umstand, dass Ismael der Führer des Belagerungsheeres ihnen einen vorgeschobenen Posten hinter dem See angewiesen hatte um mit dem eingeschlossenen Pascha in Verbindung zu treten. Marco Botsaris übernahm das preküre Geschäft der Unterhandlung. Er begab sich auf einem Kahn in das Wasserschloss, wo ihn Ali mit der äussersten Zuvorkommenheit empfing und ihn seinen theuern Sohn nannte, weil der Feind ihm den eigenen Sohn geraubt habe. Botsaris liess sich jedoch durch honigsüsse Worte nicht fangen. »Deine Kinder, deine Freunde und die ganze Welt haben dich verläugnet, nur wir, die von dir bis zum Tode verfolgten Sulioten reichen dir in dieser deiner Hoffnungslosigkeit die Hand zum Beistand; hoffentlich wirst auch du die Umstände würdigen und unserem Uebereinkommen treu bleiben.« Ali entschuldigte nun seine früheren Verfolgungen mit den Befehlen des Divan. Botsaris sah wohl ein, dass man von dem gebrochenen Mann erpressen könne, was man wolle. Gleichwohl enthüllte er ihm den Plan einer griechischen Nationalerhebung nicht. Er stellte nur eine Vereinigung des Festlandes und Moreas wider die Türken in Aussicht, um unter Ali's väterliches Regiment zurückzukehren. Es sei die Absicht der Sulioten sich sofort gegen die Türken in Bewegung zu setzen und Ali durch ihre Diversion Ruhe zu schaffen. Man schloss nun einen feierlichen Vertrag ab, stellte Geisseln aus und am 6. Dezember 1820, *ἡμέραν ἔνδοξον καὶ ἀξιομνημόνευτον διὰ τὸ Ἑλληνικὸν*

Digitized by Google

ἔθνος, verliessen dreihundert Sulioten das türkische Lager von 50,000 Mann und kehrten in ihr Vaterland zurück um ganz Griechenland zu den Waffen zu rufen. Nachdem sie die Nacht hindurch marschirt, erreichten sie am 7. Variadhes, wo ein fester »Pyrgos« und ein kleines Kastell von einem Pascha mit 50—60 Soldaten besetzt war. »Das Kastell, Kinder, müssen wir stürmen, rief der greise Botsaris seinen Sulioten zu, um dort unsere Munition und andere Kriegsbedürfnisse aufzubewahren.« Man bemerkte ihm, es sei nur mit Kanonen zu nehmen. Er blieb dabei: »das Kastell müssen wir haben.« Er liess den Ortsvorstand kommen und schickte ihn an den Kommandanten mit der Botschaft, dass die Sulioten von den türkischen Vesieren zur Belagerung Kiafa's und Vertreibung des dortigen Befehlshabers ausgeschickt seien, der Ali Pascha gehorche und nun zum Gehorsam gebracht werden sollte. Sie wünschten deshalb eine Unterredung mit dem Pascha zu haben. Dieser aber ging auf die Falle nicht ein, liess zurückmelden, wenn die Sulioten im Auftrag der Türken handelten, so mögten sie nur ihres Wegs ziehen, er verlange nach keiner Zusammenkunft mit ihnen. Notis Botsaris liess sich durch dies Scheitern des ersten Versuchs nicht schrecken Er erklärte dem Ortsvorstand: »Du musst mir das Kastell überliefern.« Wie soll ich das? Du weisst ja wohl wie stark es befestigt ist.« »Das ist Alles ganz schön. Aber ich kenne auch die Gewandtheit und die Kunstgriffe der Bauern bei derartigen Unternehmungen.« »Nun, so sieh' was ich thun kann«, sagte der Bauer als er die Entschlossenheit des Botsaris erkannte. »Lass all deine Bewaffneten in den Ort rücken, Lebensmittel verlangen und sich anstellen als schlügen sie die Bauern, die Bauern werden sich stellen als würden sie misshandelt, werden nach dem Kastell laufen um sich heilen zu lassen, oder um Lebensmittel zu entlehnen. Unter den Bauern in Bauernkleidung sollen die Sulioten mit kurzen Waffen unter dem Gewand zugleich hineindringen, und so euer Werk vollbringen.« Wie gesagt, so gethan. Man wählte vierzig Männer aus, die unter die Bauern gemischt das Kastell betraten, von da in den Pyrgos hineinsprangen, die Türken angriffen, den Pascha fingen, sich des Pyrgos und des Kastells bemächtigten. Diese erste ebenso gewandte wie glänzende Waffenthat der Griechen findet sich in keinem Geschichtswerk erwähnt.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 27. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur griechischen Historiographie. I.

(Schluss.)

Variadhes ward zunächst der Stützpunkt der Sulioten. Sie bildeten eine provisorische Ortsbehörde, jeder Phar wählte nach altem Brauch seinen Anführer, die Umwohner wurden aufgefordert sich gegen den Diwan zu waffnen und unter die Botmässigkeit der einzelnen Phar-Anführer zu stellen. Verwunderung und Furcht entstanden nun aller Orts, wo man den heldenmüthigen Entschluss der Sulioten nicht begriff oder vom Standpunkt hoher politischer Weisheit bekrittelte. Landleute strömten herbei um die kühnen Rebellen von ihrem Entschluss abzubringen. Aber diese blieben unerschüterlich.

Als die Kunde des Vorgefallenen sich am 7. Dezember im türkischen Lager verbreitete, geriethen die Albanesen, die die Tapferkeit der Sulioten selbst oft erfahren, in Bestürzung. Sie konnten den Spott und den Hohn der Türken nicht theilen, liefen voller Sorge von einem Zelt zum anderen, redeten den Paschas zu, den Gegner, über dessen Flucht man lachte, nicht zu unterschätzen. In einem Kriegsrath der acht Tage später gehalten ward, beschloss man denn auch zwei starke Abtheilungen, eine zu 8000, die andere zu 7000 Mann gegen die Aufständischen zu senden, sie in die Mitte zu nehmen und zu vernichten. Den Sulioten war es inzwischen gelungen ihre von den Liapiden besetzte alte Heimath Suli, nachdem sie einen Entsatzversuch der Tsamen zurückgeschlagen, mit stürmender Hand zu nehmen. Durch einen listigen Handstreich bemächtigten sie sich der Hochfeste Kiafa. Sie stellten N. Botsaris an die Spitze einer Regierung, die aus acht ihrer vornehmsten Männer bestand, und den Marcos Botsaris an der Spitze des Heeres. Sie schickten den K. und G. Tsawellas nach Pisa an den Erzbischof Ignatios, und erhielten von diesem eifrigen Hetäristen Munition wie Kriegsbedarf. Sie verkehrten heimlich mit den Hetäristen in Korfu um es weder mit Ali noch mit den Albanesen jetzt schon zu verderben. Von ihrer natürlich festen Position, von dieser Hochwart der Freiheit sahen sie unverzagt mit an, wie die Türken Truppenmassen in dem ganzen Halbkreis von Janina bis Arta und Prevesa aufhäuften; ja allmählig Suli von allen Seiten einschlossen. Die strengsten Befehle waren von Konstantinopel eingelaufen: man erwarte in kürzester Frist zu hören, dass die rebellischen Ungläubigen nicht mehr existirten. Kutsonikas beschreibt höchst anschau-

Digitized by Google

lich die nun beginnenden Kämpfe, in denen die Sulioten die Bluttaufe der griechischen Freiheit erhielten. Ali Pascha der von seinem Wasserschloss mit dem Teleskop oft genug beobachten konnte wie die Türken von den Sulioten verfolgt, spornstreichs den bergenden Schutz des Lagers zu erreichen suchten, schöpfte neuen Muth. Er beschloss einen allgemeinen Ausfall zu wagen, den die unzufriedenen Albanesen im türkischen Heer, und im Rücken desselben die Sulioten unterstützen sollten. Er schrieb einen Brief voll Schmeicheleien an seine geliebten Kinder von Suli, und bat sie, wenn er durch Raketen das Signal gäbe, die Türken zu überfallen. Das Schicksal der Belagerung lag in den Händen der Sulioten. In dem Kriegsrath den man in Suli abhielt, handelte es sich in der That um die schwierigsten Fragen politisch-militärischen Interesses. Sollte man den alten Feind, den in der Noth bekehrten Freund retten? Sollte man ihn seinem Schicksale überlassen und die nationale Sache von dem Schmutz der ihr durch die Verbindung mit einem Tyrannen anklebte, reinigen? Der gesunde Instinkt des Volkes entschied. Man bedachte, dass die Versprechungen eines von der Nemesis ereilten politischen Abenteuerers leer seien, dass Ali's Bekehrung zum Liberalismus eine unsichere sei; dass er seine Rettung nur benutzen würde um sich die Amnestie des Sultans durch doppelt eifrige Dienste gegen die national-hellenische Sache zu erkaufen. Man beschloss ihn fahren zu lassen, und der Entschluss war um so grossartiger als dadurch nicht allein Ali's, sondern auch Suli's Schicksal entschieden, die eigene Heimath aufgeopfert werden sollte, um die Sache Griechenlands zu retten. Man bat Ali um einen Aufschub; liess aber den Boten, der den Brief überbrachte, erst als dieser Termin vorüber war, nach Janina gelangen. Als Ali am 16. Jan. 1821 voller Zuversicht den grossen Ausfall unternahm, wurden seine Truppen mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Das Glück wandte sich von dem Tyrannen, dem es so lange hold gewesen war. Der Sultan stellte einen energischen zuverlässigen Mann an die Spitze des Belagerungsheeres; Churchit Pascha, der die Operationen gegen Janina mit der grössten Energie aufnahm. Freilich musste Churchit seine Kräfte bald zersplittern, da im März die allgemeine Schilderhebung der Griechen Statt fand. Auch in nächster Nähe machte ihm Suli viel zu schaffen; Markos Botsaris erwarb sich in manchem heissen Strauss, besonders bei dem Sturm auf Arta (Nov. 1821) unvergänglichen Ruhm. Als Churchit seinen Albanesen vorwarf sie seien Feiglinge, die nicht verdienten das Brot des Königs zu essen, erwiederte ihm Chasan Arunis ein alter Krieger: Nein, nein, Herr, die Albanesen haben stets gezeigt, dass es ihnen an Tapferkeit nicht mangelt, und dass sie das Brot des Königs verdient haben, aber wir müssen der Wahrheit zu Ehren eingestehen, dass diese Leute zu den ausserordentlichen Pallikaren gehören, und Markos zumal einer der unbesiegbaren Pallikaren

Digitized by Google

unserer Zeit ist. Wäre dieser Mensch Muselmann wir würden zweifellos geglaubt haben, dass Asret Ali (der Profet Ali) auf Erden zurückgekehrt sei.« Die Sulioten dachten sogar an einen gemeinsamen Offensivstoss aller in Morea, dem Festland und Epirus vereinigten griechischen Truppen gegen Janina; Ali Pascha lebend zu ergreifen, nachdem man die Belagerungsarmee zerstreut hatte, und in Morea gefangen zu halten, eventuell zu tödten, dann Thessalien zu erobern, sich mit Serben, Bulgaren, Bosniaken zu vereinigen und die Türken nach Asien zurück zu werfen. Das war der Plan des Markos Botsaris. Er begab sich nach Korinth und suchte die griechischen Regierung dafür zu erwärmen, scheiterte aber an dem Indidifferentismus und der Unfähigkeit der damaligen Machthaber. Das Einzige was geschah war, dass man durch Beschluss vom 16. Mai eine Verständigung mit den Albanesen festsetzte, und dem Markos die besten Worte gab. Allein die Verständigung mit den Albanesen erwies sich bald als unmöglich; der Anblick der Greuel die von Seiten der Griechen gegen die Türken verübt worden waren, fachte in dem mit Marko Botsaris gereisten Albanesen den heftigsten Religionshass und Feindschaft gegen die Sulioten an. Churchit Pascha, der von der drohenden Gefahr Kunde erhalten, berief Omer Vrioni und Mehmet Pascha zurück, und concentrirte seine ganze Macht bei Janina. Im Februar 1822 unterlag Ali, und nun hatte der türkische Feldherr freie Hand. Noch einmal bot er den Sulioten Frieden und Amnestie an; sie aber verlangten Amnestie für Griechenland. Im höchsten Zorn beschloss Churchit den Rebellenstaat, dessen energischer Widerstand bisher ganz Westhellas vor den Türken geschützt hatte, zu vernichten. Mit 15,000 Mann warf er die Sulioten aus all' ihren Bergpositionen bis in die Feste Kiafa zurück. Hier aber stiess er auf so verzweifelten Widerstand, dass er es aufgab die Sulioten mit offener Gewalt zu zwingen, und beschloss desshalb sie auszuhungern. Die Blokade von Kiafa übertrug er dem Omer Vrioni. Die Sulioten sollten für die Initiative die sie in den griechischen Dingen ergriffen, und für den staatsmännischen Takt, den sie Ali gegenüber bewährt hatten, schlecht belohnt werden. Denn die Expedition, welche durch die griechische Regierung unter Maurocordatos zum Entsatz geschickt wurde, nahm ein trauriges Ende. In der Schlacht bei Peta vermochte die staunenswerthe Bravour der Philhellenen nichts gegen die türkische Uebermacht. Auf's Haupt geschlagen musste Maurocordatos froh sein in Mesolonghi eine erste feste Stütze und einen Mittelpunkt des Widerstandes zu finden. Ganz Westhellas ward von den Türken überschwemmt; die Sulioten selbst sahen sich genöthigt am 28. Juli 1822 zu kapituliren. Eine vortrefflich ausgerüstete, aus Elitetruppen bestehende Armee von 36,000 Mann unter dem Kommando Dramalis' ward um Larissa concentrirt, und setzte sich am 25. Juni gegen Osthellas in Marsch. An der Sperchiusbrücke musterte und zählte Churchit diese Truppen,

Digitized by Google

hier erfolgte ein feierliches Gebet für das Glück des Sultans, den Sieg seiner Waffen und die Verblendung der Ungläubigen. Als Osthellas besetzt, Akrokorinth durch Feigheit verloren war und Dramalis auf dem Isthmus Kriegsrath hielt, ob man Korinth zur Operationsbasis machen solle, stand das Glück der Türken auf dem Zenith. Mit dem verhängnissvollen Entschluss weiter vorzurücken, mit dem Zug nach Argos erfolgte der Wendepunkt. Kolokotronis betrieb die Besatzung der Derwennenpässe im Rücken, die Vertheidigung der Mühlen in der Front des türkischen Heeres. Die türkische Flotte versäumte es mit dem Landheer zu kooperiren. Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten, Meuterei zwangen zum Rückzug. Dramalis brachte, nachdem er in den Derwennen schwere Verluste erlitten, nur die Trümmer seines Heeres nach Korinth zurück, wo ihn Gemüthserschütterung und Aerger im November 1822 dahinrafften. Inzwischen waren die äussersten Anstrengungen der Türken im Westen vor den Erdwällen und Lagunen von Mesolonghi und dem Todesmuth seiner Bewohner gescheitert. Die Paschas, Omer Vrioni und Kiutagi, mussten die Belagerung nach schweren Verlusten aufgeben, und ihre stark gelichteten Truppen wurden, als sie sich durch die Alpen von Agrapha durchschlagen wollten am 15. Jan. 1823 von Karaiskakis zurückgeworfen und zersprengt. Regengüsse und Ueberschwemmungen traten hinzu; der griechische Historiker sieht in der Katastrophe nur die göttliche Vergeltung. »Der schöne Himmel Griechenlands zürnte über die Barbaren, die den heiligen Boden von Hellas besudelt hatten; das echte Kind dieser Mutter, der Achelous durchbrach sein Bett und begann die Söhne der Hagar in den Tartaros zu senden.« Markos Botsaris bebetrieb die Verfolgung mit rastlosem Eifer; was sein Schwert nicht frass, das verschlangen die Wellen des Achelous. Churchit Pascha, kurz zuvor der gefürchtetste Satrap der Pforte, dem sie den Titel Gasi-Chan (Held, Königssohn) gegeben, fiel wegen dieser gehäuften Unfälle in Ungnade, ein Blutsturz machte, da er ärztliche Hülfe verschmähte, seinem Leben ein Ende. — Es war das Verhängniss der Griechen, dass sie, sobald sie sich vom äusseren Feind befreit hatten, in Streitigkeiten und kleinliche Eifersüchteleien verfielen. Auf die glänzenden Erfolge mit denen das Kriegsjahr 1822 abschloss, Erfolge die selbst den Metternich und Gentz unwillkürlich Achtung abnöthigten, folgte eine Periode innerer Kämpfe der unerquicklichsten Art. Bei der zweiten Nationalversammlung in Astros stellte sich eine tiefe Kluft zwischen den bürgerlichen Vorständen und den militärischen Führern heraus. Es kam zum Bürgerkrieg; die schmutzigsten Beweggründe, der Wunsch sich der philhellenischen Hülfsgelder zu bemächtigen, gesellten sich bei einem Kapitany wie Kolokotronis zu dem berechtigten Selbstgefühl des Thatmenschen, des Soldaten gegenüber den Schreibern und Kaufherrn. Kutsonikas fehlte es begreiflicherweise an Lust diese trostlosen Händel eingehend zu behandeln; oder man kann von ihm

Digitized by Google

wie von Trikupis sagen, dass ein anerkennenswerther Patriotismus ihnen Stillschweigen gebot. Die Parteischattirungen genau darzustellen, das ganze Treiben, welches den Keim der späteren und gegenwärtigen Verwicklungen geschaffen hat, bis in's Einzelne psychologisch zu verfolgen und das rasche Heranwachsen des griechischen Partikularismus, das Ueberwuchern der griechischen Freiheit zu erklären, wäre eine wichtige, wenn auch schwierige Aufgabe für den ausländischen Historiker. Die nothdürftig errungenen äusseren Güter drohten im Bürgerkrieg verloren zu gehen. Noch war die Pforte nicht besiegt, nicht einmal von der Lust zur Offensive gründlich geheilt. Noch standen ihr mächtige Vasallen zur Verfügung, deren egoistische Dienstleistungen sie, wenn auch theuer, erkaufen konnte. Sie rief den Pascha von Skodra, sie rief, so viel Ueberwindung es ihr auch kostete, ihren geheimen und gefährlichen Gegner Mehmet Ali von Egypten wider die Griechen in Waffen. Ibrahim's im Bajonettangriff erprobte Araber wurden rasch mit der Guerillabanden des Peloponneses fertig. Die Regierung Conduriottis' hatte zwar im Bürgerkrieg triumphirt und die Antarten zu Paaren getrieben; nun aber mochte sie derselben Männer, die als Staatsverbrecher auf Hydra gefangen gehalten wurden, wohl bedürfen. Ibrahim Pascha schuf aus dem Peloponnes eine Wüste, sein Plan war die Bewohner nach Egypten schaffen und das Land selbst durch Egypter und Araber kolonisiren zu lassen. Die Pforte musste sich tief unter den stolzen Diener beugen; sie musste ihn bittweise darum angehen, dass er die Operationen ihrer Generäle, dass er Kiutagi bei der Belagerung von Mesolonghi unterstütze. Den gemeinsamen Anstrengungen, dem Wetteifer der beiden Feldherrn gelang es über den heroischen Widerstand von Mesolonghi zu triumphiren. Nach hartnäckigen Kämpfen, in denen Karaïskakis sich mit Ruhm bedeckte und den Heldentod fand, fiel im Mai 1827, auch die Akropolis von Athen: die griechische Volkskraft war erschöpft. Die Wahl von Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands und die Kanonen von Navarin bezeichnen eine neue Periode in der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes. Griechenland gehört nicht mehr sich selbst; sein Schicksal ruht in den Händen der europäischen Diplomatie. Schon vorher hatte es die Hülfe der Völker in Anspruch genommen, dem Philhellenismus dankte es Geldmittel, Hülfstruppen und Belebung des Nationalgefühls. So selbstlos wie die Völker, handelten aber die Kabinette nicht. Griechenland musste ihre interessirte und nur wider Willen gegebene Unterstützung theuer erkaufen. Die Verkümmerung des territorialen Bestands, die Massregelung des Volkslebens, die Verewigung des auswärtigen Einflusses und der auswärtigen Einmischung waren die traurigen Folgen. Ueber das Regiment von Kapodistrias urtheilt Kutsonikas vorurtheilsfrei. Die geheimen Beziehungen des Präsidenten zum russischen Hofe, die ich in dem Leben von Kapodistrias offen dargelegt habe, sind ihm jedoch entgangen.

Digitized by Google

Er erwähnt der Konferenzen von Poros, kennt aber die nebenher gepflogenen Berathungen, vor allem das Intriguenspiel des russischen Residenten nicht. Er schliesst mit einem Schmerzensschrei nach den »natürlichen Grenzen« Griechenlands, und verlangt ein Napoleonisches Dekret von Seiten Europa's: »die türkische Dynastie die so viele Jahrhunderte die Christenheit geisselte, hat aufgehört zu regieren.«

Die Kampflust des griechischen Volks wird sich im gegenwärtigen Moment am besten nach Innen: gegen die Türken in der Verwaltung, gegen die baierische Hinterlassenschaft der Büreaukratie und des Schreiberunfugs kehren. Dass ein alter Militär dem Programm von Eisen und Blut auch in den orientalischen Dingen huldigt, erscheint jedoch nur natürlich und verzeihlich. Eine hastige und gewaltsame Entwicklung wird den Männern des Schwerts stets als der beste Ausweg aus unbefriedigender Lage erscheinen; die Predigt des ruhigen und organischen Fortschritts dünkt ihnen Feigheit zu sein. Was aber 1821 am Platze war, kann 1866 nur schaden. Möge die gegenwärtige Solidarität der griechischen und italienischen Interessen sich nicht als eine verhängnissvolle bewähren! — Wir haben das Werk von Kutsonikas als eine wichtige und erfreuliche Leistung auf dem Gebiet der griechischen Historiographie begrüsst; in späterer Zeit wird es uns hoffentlich vergönnt sein einige frühere Schriften desselben Verfassers über Ali Pascha und Suli, sowie andere bedeutende Werke der neugriechischen Literatur eingehend zu besprechen.

C. Mendelssohn-Bartholdy.

Die Hyperboreer und die alten Schinesen. Eine historische Untersuchung von August Gladisch, Director des k. Wilhelmsgymnasiums zu Krotoschin. Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1866. 32 S. in 4.

Der Verf., indem er die vielbesprochene Sage von den Hyperboreern einer neuen Untersuchung unterwirft, geht dabei von der Ansicht aus, dass diese Sage keineswegs »eine reine Erfindung der Phantasie« sei, sondern dass ihr Etwas Reelles zu Grunde liege, mithin an ein wirkliches Volk zu denken sei, das entweder wirklich über dem Boreas hinaus gewohnt oder doch dort wohnend gedacht werden konnte, und dasjenige besass, woraus das Bild, in welchem es in der hellenischen Sage gestaltet erscheint, erklärlich wird. Und von diesem Grundsatz ausgehend, findet er die Hyperboreer, als ein wirkliches Volk, in den alten Schinesen wieder, und versucht in dieser Schrift diess näher zu begründen, oder wie er sich ausspricht, »es ausser Zweifel zu stellen, dass eben die alten Schinesen die wirklichen Hyperboreer der hellenischen Dich-

Digitized by Google

tung sind.« Zunächst weist der Verf. auf die in den ältesten und sichersten Urkunden, die uns vorliegen, beglaubigte Thatsache (?) hin, dass die Schinesen allein unter allen Völkern des grauen Alterthums in Wirklichkeit gerade eine solche eigenthümliebe religiöse Weltanschauung und sittliche Lebensordnung entwickelt, welche den Hellenen als die Hyperboreische Gottesverehrung und Glückseligkeit habe erscheinen müssen. Als weiterer Beweis für seine Behauptung soll dann der Nachweis gelten, dass die alten Schinesen wirklich da gewohnt, wohin im Wesentlichen die Nachrichten über den Wohnsitz der Hyperboreer uns führen. Innerhalb dieser beiden Punkte bewegt sich der Inhalt der gelehrten, mit allen Nachweisen reichlich ausgestatteten Untersuchung.

Die religiöse Weltansicht der Schinesen hat der Verf. schon in einer früheren Schrift in Verbindung mit der Pythagoreischen Anschauung gebracht, und als eine mathematisch-musikalische darzustellen gesucht, wie solche in der heiligen Urkunde der Schinesen, in der Tafel Ho-ton, sich findet, welche der vermeintliche Urheber der Schinesischen Staatsordnung, der Himmelssohn Fow-ki, als göttliche Offenbarung empfangen haben soll. Ueber den Inhalt dieser Urkunde, und über die Bedeutung, welche daher auch der Musik von den alten Schinesen beigelegt ward, verbreitet sich der Verf. näher S. 2—12. Schliesslich wird noch hinzugefügt, wie mit der musikalischen Weltansicht der alten Schinesen, welche im Jahrsprocess das geheimnissvolle Wirken der Weltharmonie erblickte, und mit der sittlichen Lebensordnung, welche Frieden und Eintracht zu ihrem höchsten Ziel hatte, auch die hohe Bedeutung, ja Heiligung, welche dem friedlichen Ackerbau beigelegt wird, im Einklange steht: und mit diesen Anschauungen findet dann der Verf. das Bild, das uns von den Hyperboreern, abgesehen von der rein dichterischen Ausschmückung, gegeben wird, in Allem übereineinstimmend: zu welchem Zweck die einzelnen Züge, welche, zunächst bei den griechischen Dichtern, von dem Volke der Hyperboreer erwähnt werden, hier näher zusammengestellt werden. Zuletzt wird auch noch der Gott, mit dessen Cult die Hyperboreer in Beziehung gebracht sind, und das diesem Gotte zugewiesene musikalische Instrument, die Lyra herangezogen und erscheint der Hyperboreische Apollo, ausgestattet mit seinem heiligen Saiteninstrument, um Recht und Gesetz den Hellenen zu verkünden, gerade so, »wie das Buch Che-pen dem Himmelssohn Fouhi mit dem Saiteninstrument Kin als ersten Gesetzgeber und Begründer der Sittlichkeit des Schinesischen Volkes darstellt« (S. 18), ja es will dem Verf. nicht als blosser Zufall erscheinen, dass die Lyra gerade sieben Saiten hat, wie das heilige Kin des Fou-hi, nach Tsai-yu ein siebensaitiges Instrument ist (S. 18). Als das allermerkwürdigste und überzeugendste gilt aber dem Verfasser die gleichzeitige enge Verbindung des Pythagoras mit dem Apollinischen Kultus und mit den Hyperboreern, und diese wird in der Sage von Abaris, dem Priester

Digitized by Google

des Hyperboreischen Apollo gefunden, der aus dem Hyperboreerlande nach Hellas geflogen, und hier mit Pythagoras verkehrt. Bei Pythagoras aber findet der Verf., wie er des Näheren schon in einer früher erschienenen Schrift nachgewiesen zu haben glaubt, »nicht blos dieselbe Auffassung und Anwendung der Musik, wie bei den alten Schinesen, sondern auch dieselbe Zahlenphilosophie, dieselbe Begründung der Musikbildung durch den Gegensatz und die Verbindung der geraden und ungeraden Zahlen; eine wirkliche Weltmusik, welche sich nicht im Wesen, sondern nur in der Form von der vorgelegten Schinesischen unterscheidet, ja sogar dieselbe Grundlage des sittlichen Lebens, sogar dieselbe Metrik (Li) des geselligen Verkehrs« (S. 21).

Somit geht die Beweisführung des ersten Theiles: wir haben die Hauptpunkte mit den eigenen Wortes des Verf. möglichst treu angegeben ohne in das Detail weiter uns einzulassen, zu dessen näherer Besprechung der Raum allerdings gebricht. Dass manchen unserer Leser noch nicht Alles so sicher und ausgemacht oder über allen Zweifel erhoben erscheinen wird, bedarf wohl kaum einer besondern Bemerkung, auch wenn wir das Scharfsinnige in der Zusammenstellung und die gelehrte Behandlung des Gegenstandes keineswegs verkennen wollen. Ref. ist zu wenig in der Sprache und Literatur der Schinesen bewandert, um bemessen zu können, welcher Werth auf die hier beigebrachten, den Schinesischen Quellen entnommenen Angaben zu legen ist, welcher Zeit sie angehören, und welche Bedeutung sie überhaupt anzusprechen haben. Wir haben hier nur aufmerksam machen wollen auf die gewiss beachtenswerthe Ausführung, welche früheren Versuchen des Verf. ähnlicher Art sich anschliesst, insofern auch darin eine Beziehung der griechischen Wissenschaft und des griechischen Cultus auf den Orient und eine Ableitung daher nachzuweisen versucht wird.

Gehen wir zu dem andern, mehr geographischen Theile der Schrift über, welcher die Wohnsitze der Hyperboreer in den Sitzen der alten Schinesen nachweisen soll (S 22 ff.). Nach Anleitung der Delischen Sage, wie sie Herodotus IV, 33 mittheilt, glaubt der Verf., müsse man, um zu den Hyperboreern zu gelangen, von Hellas aus zuerst nordwärts sich wenden zu den Skythen d. i. in den Norden des schwarzen und kaspischen Meeres, und von dem Gebiete der Skythen, das sich tief in das östliche Asien hinein erstrecke, dann in gerader östlicher Richtung sich wenden in die auf das Hinter-Asiatische Hochland führende Sungarei, um sodann über das Hinter-Asiatische Hochland zuletzt südwärts hinab zu steigen in das Land der wirklichen Hyperboreer, welches demnach am äussersten Rande des Festlandes liege am gelben und blauen Strome, geschützt gegen die kalten Nordwinde durch das vorliegende Hochland und dessen Randgebirge, freundlich, in milder Temperatur und fruchtbar. Eine Bestätigung dieser Angabe wird in der auch von Herodot IV, 13 mitgetheilten Sage von Aristeas gefunden,

Digitized by Google

welcher bis in das Innere Asiens zu den Issedonen — in den Ebenen ostwärts vom kaspischen Meere, oder in die Sungarei — gekommen, und in seinem Gedicht der Arimaspen gedacht, die über den Issedonen wohnten, über welchen sich die das Gold hütenden Greifen befinden, und dann die Hyperboreer, die bis an das Meer sich hinziehen. Hiernach meint der Verf. könne bei den Hyperboreern nur an das Land der alten Schinesen gedacht werden. Bei den goldhütenden Greifen will der Verf. an das auf den Fahnen der Schinesischen Krieger befindliche, dem Greif ähnliche Thier denken — eine allerdings neue Vermuthung, an die wir aber noch nicht recht glauben können, da es doch näher zu liegen scheint, an die von Menschen wie Thieren, überhaupt von der Natur der Wegnahme des Goldes in den Steppen Asiens gelegten Hindernisse und Schwierigkeiten zu denken, welche die Phantasie der Hellenen, die Alles zu lebenden Wesen zu gestalten suchte, in furchtbare Thiergebilde, die das Gold bewachen, verwandelt hat.

In solcher Weise glaubt nun der Verf. eine Verbindung des äussersten Hinterasiens mit Hellas in den Hyperboreern erkannt zu haben. Wir können auch hier nicht in eine nähere Prüfung dieser Behauptung eingehen, da uns, wie bemerkt, dazu der Raum fehlt; aber unwillkürlich wird sich der Gedanke aufdrängen, warum wir denn so weit ostwärts bis zu dem Atlantischen Ocean, bis zu China zurückgehen sollen, um dort die wirklichen Sitze der Hyperboreer, (angenommen, dass sie ein wirkliches Volk sind) zu finden; und führen uns nicht die Nachrichten, wie wir sie bei Herodotus u. A. finden, darauf, etwas näher und nicht in allzu weiter Entfernung von Hellas die Sitze der Hyperboreer zu suchen, ohne dass wir bis an den äussersten Ostrand von Asien bis zu dem den Hellenen in jener Zeit noch gar nicht bekannten China zurückgehen? Der Verf. scheint sich selbst diess nicht verhehlt zu haben, da er S. 28 ff. aufmerksam macht, wie mit dieser Lösung der Frage nach den Hyperboreern ein neues Problem uns entgegentrete, insofern ein uraltes, grosses, nach der bisherigen Ansicht dem ganzen grossen Process des weltgeschichtlichen Lebens der Menschheit völlig fern gebliebenes Volk, wie das der Schinesen, nun plötzlich mit den tiefsten und edelsten Elementen der geistigen Entwickelung des hellenischen Volkes sich verflochten zeige, und hier die natürliche Frage sich aufdränge, auf welchem Wege und in welcher Weise diess geschehen sei. Sollte es nun, so fragt er, nicht mehr möglich sein, über die Verbindung des äussersten Hinter-Asiens mit Hellas eine nähere Aufklärung zu gewinnen? Nach unserer Ansicht liegt es, schon bei dem gänzlichen Mangel an allen Nachrichten darüber, gewiss näher disse Frage zu verneinen, als zu bejahen, wenn wir uns nicht in Vermuthungen, die mehr oder minder unsicher sind, einlassen wollen, da, wo alle geschichtlich beglaubigte Ueberlieferung abgeht. Damit zusammen hängt allerdings auch der andere vom Verf. ausgesprochene

Digitized by Google

Wunsch, über den Kultus des Hyperboreischen Apollo, insofern er noch eine grössere Gemeinschaft einerseits mit den so eben entdeckten Hyperboreern (also mit den Schinesen) und andererseits mit der Lehre des Pythagoras biete, als bis jetzt aufgedeckt worden, ein noch helleres Licht zu gewinnen. Einen Beleg dazu glaubt der Verf. in dem Hyporchem, dieser dem Apollinischen Kultus eigenthümlichen Art von Gesängen, welche mit Musik und Tanz verbunden waren, gefunden zu haben, indem hier sich eine auffallende Gemeinschaft mit den alten Schinesen zeige: was er aber nach Amiot darüber aus der Sitte der alten Schinesen anführt, scheint, bei etwas kühlerer Betrachtung, doch kaum von der Art zu sein, um eine solche auffallende Gemeinschaft zu bekunden. Näher schon mag das liegen, was über die Beziehung dieses apollinischen Kultus zu Pythagoras, in der gleichen Auffassung und Anwendung der Musik, wie selbst in der Zahlenlehre bemerkt wird: der Verf. erinnert an die geheimnissvolle Delphische Inschrift E, welche nichts anders als der Ausdruck der Zahl 5 sei, welche Zahl den Kern der ganzen Pythagoreischen und Hyperboreischen Zahlenphilosophie bilde, da die Zahl 5 als Vereinigung der 2 und 3, die aus der Verbindung des Geraden und Ungeraden oder des Unvollkommeneren und Vollkommeneren hervorragende Harmonie der Musik und des Weltalls verbildliche, weshalb sie auch auf den beiden die Weltharmonie darstellenden kosmologischen Tafeln der Hyperboreer, dem Ho-tou und Lo-chou, auf der einen ganz allein, auf der andern zusammen mit der Alles umfassenden 10 sich im Centrum befinde.

Wir glauben im Vorstehenden den Inhalt der kleinen, aber in jeder Beziehung interessanten Schrift dargelegt zu haben, ohne die Bedenken zu verhehlen, die uns bei Manchem, ja selbst in Bezug auf den Hauptpunkt — die Identität der Hyperboreer und der Schinesen — unwillkürlich aufgestossen sind. Jedenfalls bietet die anregende und gelehrte Darstellung reichen Stoff des Nachdenkens und weiterer Forschung zur Aufklärung eines so dunkeln und schwierigen Gegenstandes.

Madiis, de, H., Recherches sur le Plan de la Création et la structure de l'âme. Paris et Strasbourg 1864 et 1865.

Das 19. Jahrhundert mit seinen grossen Errungenschaften in dem exacten Wissen ist so indispensabel dass die Philosophie von Früher fast ein überwundener Boden geworden ist, geschweige dass sie es wagen dürfte, sich zu erneuern, es sei denn, dass sie sich durch diese nüchternen Prüfungen, wie sie heute erwartet werden, auf das Niveau ebenbürtiger Berücksichtigung zu erheben verstehe. Der Versuch, welchen der Verf. in den oben erwähnten Forschungen macht, und der diese Pflicht nicht verleugnet, verdient Be-

Digitized by Google

rücksichtigung, weil er besonders das Verdienst der Zellenhypothese für sich hat, in das er sich mit Virchow theilt, und die ihn, wie Referent sich hat mittheilen lassen, über ein Decenium vor deren Veröffentlichung durch den genannten berühmten Mediciner beschäftigt hat. Bevor wir seine Resultate prüfen, wollen wir, wie billig, die Untersuchungen zergliedern, die ihn dahin geführt haben, und dann sehen, ob es uns möglich sein wird, unser Votum darüber abzugeben, oder aber es zu suspendiren bis spätere Forschungen nachfolgen würden.

Sein Zweck ist, zweierlei zu beweisen, 1) dass der Mensch unfähig ist, aus sich selbst irgend eine Idee der geistigen Welt zu ziehen, 2) dass der Mensch die Idee von etwas Geistigem nur haben kann, wenn er das Bild davon in der materiellen Welt findet. Da unsere Idee von einer unsichtbaren Welt sich nach der sichtbaren Welt bilden muss, müssen, so folgert er S. 22, die Gesetze der Analogie die Quelle jeder geistigen Kenntniss sein. Um dieses Gesetz anzuwenden, gilt es, das Material zu schaffen. Dies wird durch die Zergliederung des Erschaffenen gewonnen. Er definirt S. 24 verständigerweise in einem besonderen Excurs seine Kunstausdrücke (Thierseele, Menschenseele, Archäus, Kosmogonie, Oekonomie, Geist, Metaphysik, Molecüle, Welt, Reich, Leben) und spricht sich in einer Anmerkung S. 27 über seine Ansicht von der Menschenseele aus, die in der Folge von grossem Einfluss auf seine ganze Darstellung bleibt, und darauf hinausläuft, den Zwiespalt zwischen der gegenwärtigen christlichen Psychologie und der wörtlichen Auffassung des Bibeltextes zu versöhnen.

Mit S. 33 beginnt seine Zergliederung Ernst zu werden, deren Bedürfniss er vorher signalisirt hatte. Die Materie ist Inhalt des zweiten Capitels, und »die« Leben der Inhalt des dritten in diesem zweiten Theile. Er betrachtet sie als zwei einander ergänzende Klassen von Elementarprincipien, die zugleich das einzige Materielle seien, was Gott geschaffen habe, und deren verschiedene Verbindungen zur Construction der Astralwelt gedient haben. Die Abtheilung, welche sich mit dem Plane zur letzteren befasst, eröffnet ein Capitel über die Gesetze der Analogie d. h. der Aehnlichkeit, wie er sie erklärt, oder der Uniformität in der Construction. Er findet darin den Schlüssel zu dem Geheimniss der Relativität alles Existirenden. Er behauptet eine vollkommene Analogie zwischen der materialen und geistigen Welt. Die Identität oder die mehr oder weniger grosse Einförmigkeit in der Natur, die Aehnlichkeit, Symmetrie, Typen sind ihm nur untergeordnete Details oder Ringe in der grossen Kette der Analogie. Er meint, mit der Zunahme unserer Naturerkenntniss stelle sich die Ueberzeugung von der Wichtigkeit und Kraft der Gesetze der Analogie in uns ein. Alle unsere Handlungen und Urtheile gründen sich auf die Analogie, S. 49 ff. Die daran geknüpften Erörterungen und Erweise führen ihn zu dem Schlusse, S. 52, die Gesetze der Analogie seien

Digitized by Google

die Gesetze des Urtheils oder die Analogie sei die Basis der Vernunft.

Die Natur zerfällt ihn S. 53 in Reiche, Gebiete, und zwar in vier, in ein Gebiet des Ethischen, des Ponderablen, des Vegetabilischen und des Animalischen, deren Wachsthum und Entwicklung durch gewisse Gesetze geleitet wird. Für die Prüfung dieser Gesetze beginnt er mit dem Gebiete des Vegetabilischen, das er in einer Vielheit von Zellen anschaut. Die Zelle ist ihm eine Individualität oder Erstlingszustand; sie ist ihm ein Leben für sich, durch Association vieler Zellen oder Leben sind die Zustände im vegetabilischen Reiche bedingt. Das Gesetz des Wachsthums ist hier auf die Association der Zellen basirt. S. 60. Nach dem Masse, als man hinaufsteigt die Leiter der Entwicklungen, sagt er, verschwindet die Homogenietät in den Verrichtungen der Zellen allmählich, und mit ihr verliert sie die Beweise für Vielheit der Leben. Sie wird ein einziger thierischer Körper, S. 62.

Zuerst sehen wir, sagt er, gewisse Zellen besondere Verrichtungen üben, dann sich zu einer gemeinsamen Verrichtung vereinigen und so allmählich ein besonderes Organ werden. Je mehr Organe, um so vollkommener das Individuum. S 63 Die Specialität der Arbeit, welche jeder Zelle eigen ist, beruht auf der Theilung der Arbeit als Ganzen; eine weitere Folge der letzteren und jener zugleich die Abhängigkeit der Zellen von einander. Diese Abhängigkeit wird allmählig stärker, zuerst chemisch, dann organisch, dann nervös. Diese allmähliche Steigerung geschieht zwar stufenweise, aber die Bestimmung der Grenzen dieser Stufen entzieht sich unserer Möglichkeit. S. 65. Die Menschenseele ist wie die Thierseele eine organische Vielheit von kleinen Zellenleben. Mithin ist jede Zelle eine Monade oder kleine Seele, folglich ein Individuum, und jedes Thier eine Gemeinschaft oder ein Volk l. l.

Die Berührung zwischen Leibnitz'scher Monadenlehre und der M.'schen Zellentheorie liegt auf der Hand, und würde Herr M., wie er sich in guter Gesellschaft findet, noch überdies im Vortheil einer Bürgschaft sein, wäre nur die Zellentheorie unumstössliche Wahrheit. Jedenfalls kann er sich als einen geistigen Abkömmling Leibnitzens betrachten, ob aber mit demselben Erfolge oder gar mit besserem, das hängt von andern Ursachen ab.

Darauf gestützt, unterscheidet der Verf., S. 66, in dem animalischen und vegetabilischen Gebiete gleicherweise drei Zustände: 1) Individualität (das sind die Zellen im Zustande ihrer Isolirtheit — Monaden), 2) Dualität — das ist die Florescenz im Pflanzenreich (vgl. Zoophyten), 3) die Gemeinschaft, erzielt durch Vereinigung einer mehr oder weniger grossen Anzahl von Individuen in dem Zustande der Dualität. Die Erforschung der Gesetze für diese drei Zustände ist unterbrochen bei dem Verf. durch die Betrachtung des Gebietes der ponderablen Materie (nämlich der drei Zustände: 1) Gas, 2) Flüssigkeit, 3) Festes), welche er S. 66 ein-

Digitized by Google

schaltet, sowie durch die Erörterung des ätherischen Reiches, S. 68, bei dem er gleichfalls die Dreiheit der Zustände constatirt, nämlich: 1) Aether im Raume, dessen Existenz durch viele Phänomene wahrscheinlich gemacht sei, 2) flüssiger Aether, der an der Oberfläche zu haften scheine und der sich als Elektricität, Galvanismus und Magnetismus offenbare, 3) Aether im Zustande der Ruhe, worunter der Verf. ein Erzeugniss der vorigen durch Condensation versteht. S. 68. In einem besonderen Tableau veranschaulicht er den Plan im Bau der Natur, wie er ihn sich denkt, S. 69 ff. So Viel von dem ersten Zustande (der Individualität)!

Mit S. 78 im vierten Capitel geht er auf den zweiten Zustand (die Dualität) ein, und hier kommt er auf die Organisation der Zellen, so wie auf die Entwicklung der Geschlechter im Pflanzen- und Thierreich, welche den Zustand der Dualität bedingen, zu reden, eine Erörterung, die durch Figuren theoretisch veranschaulicht wird, obwohl die Natur unendlich complicirter in ihren Thatsachen ist. Der Verf. lässt die Association der Zellen von einer Mutterzelle ausgehen, und sich in rapidem Fortschritt fortsetzen, und wiederholen, wobei Unterbrechungen nicht ausgeschlossen seien. Dieser Unterbrechung sei es zuzuschreiben, dass der ganze weite Ocean noch nicht aus lauter Infusorien bestehe. S. 80. In Bezug auf die Eibildung hat der Verfasser eine entscheidende eigene Meinung nicht abzugeben gewagt, wenigstens nicht für den ersten Modus der Reproduction. Beim zweiten, er nimmt zwei Modi an, bilden sich Eierchen, welche, nachdem sie ein Lebens- oder Befruchtungsprincip erhalten haben, einem vegetabilischen oder animalischen Embryo je nach der Art, wozu er gehört, Entstehung geben. Genüge doch ein Blatt, um neues Leben zu erzeugen, woraus man auf die Vielheit der Leben schliessen könne. S. 82. In diesem Zusammenhang spricht der Verf. von Zeugungszellen. S. 83. Als Ursachen von Zellengenerationen betrachtet er Ernährung, Uebung, Uebermass und Krankheiten. S. 83. Zwischen der Einzelzelle und dem Thier ist nur ein Unterschied der Quantität. S. 84. Die Figuren *(diagrammes)*, welche, wie bemerkt, die Bestimmung haben, die Anschauung mit der Deduction zu verbinden, sind so eingerichtet, dass sie sectionenweise das Zellengewebe erkennbar machen. Der Verf. verbindet damit die Absicht, einleuchtender zu machen, dass ein Glied, abgetrennt von einem Körper, nur von der Bedingung abhängt, die zum Leben nöthigen Organe behalten zu haben, und so eine Erklärung für die Vorgänge Leben und Sterben zu gewinnen. S. 86 ff. Nachdem er noch seine Ansicht von der allgemeinen Entwicklung der Organe durch Beispiele erhärtet hat, kommt er S. 90 zur Entstehung und Entwicklung der Geschlechter in denselben, wobei er wieder seine Diagramme zu Hülfe nimmt, zuerst für die isolirte Zelle, dann für die Gemeinschaft und dann für eine Abtheilung von vitalen und materiellen Principien. Das Princip, welches einem animalischen Körper die Macht gibt,

Digitized by Google

ein verlorenes Glied zu ersetzen, einen Bruch zu heilen oder eine Wunde zu schliessen, ist dem Verf. vollständig dasselbe wie das Princip, welches diesen Körper mit der Macht begabt hat, zu wachsen.

Er kommt nun zu dem ponderablen Gebiete, und seine Elemente, welche sich unter einander durch die Kräfte unterscheiden, welche sie beleben, und nicht durch den Stoff, woraus sie bestehen. Er beweist dieses gleich am Diamant, dessen Bestandtheil Kohle sei, die eine so wichtige Rolle in den organischen Reichen spiele. S. 91. Sind die Kräfte, fragt er, des Diamanten materiell oder eine Qualität der Materie? Er behauptet das Letztere und nimmt als Quell nicht die Materie, sondern ein Princip ausser ihr, ein immaterielles Element an. S. 92. Dies verallgemeinert, führt zu dem Schlusse, dass die Kräfte, da sie immateriell sind, ebenso verschieden von allem Materiellen sein müssen. S. 93. Auf den Diamant angewendet, nöthigt dieser Schluss zu der weiteren Annahme, dass er zu den Wesen gehört, die mit Leben (= einem immateriellen Grunde) begabt sind. Mithin, da er so zusammengesetzt ist, kann er nicht ein einfacher Körper sein. S. 93. Die Molecülen, woraus das ponderable Gebiet besteht, leben durch ein minerales Leben, ganz ebensowohl wie die Zellen in den Pflanzen und Thieren von dem Leben ihrer Gebiete leben. Von besonderer Bedeutung ist hier die Frage, die auch der Verf., S. 94, aufwirft, wie das Princip der Wiedererzeugung sich offenbart? Er begegnet zwei Arten: 1) einer durch Theilung einer Eisenmolecüle in zwei von derselben Beschaffenheit wie die Muttermolecüle, 2) einer andern durch Loslösung eines kleinen Theils von einer Eisenmolecüle, welcher dann neue Molecülen bilden würde, entscheidet sich aber für keine von beiden, weil weder die eine noch die andere die Bildung neuer Stoffe wahrscheinlich machte, vielmehr nur auf eine beständige Bewegung in den festen Körpern hinauslaufen würde, sondern für die Wahlverwandtschaft (Affinität), welche ihm im Gebiete des Ponderabeln die einzige reproductive Kraft ist. Die chemische Zersetzung sind daher Aufhebung der intimen Verbindung zwischen verschiedene Elemente. S. 95. Wie beim ponderabeln Gebiet, so urtheilt der Verf. über das ätherische und über die Reproduction im ätherischen Gebiete, S. 95, nur dass hier das System der Analogie immateriell ist. Den Beweis entlehnt er von der Elektricität, deren Plus und Minus sich heftig anziehen, nach der Vereinigung verschwinden die Eigenschaften, welche sie unterscheiden, oder sie bilden sich in neue um, welche unsere Sinne nicht mehr erfassen. Er findet, dass es in dem ätherischen Gebiete, wie in dem ponderabeln, eine Reproduction neuer Eigenschaften und so eine wahrhafte Zeugung gibt. S. 97. In der Elektricität für sich, so wie dem Galvanismus und dem Magnetismus vermuthet er verschiedene Arten von Aether oder verschiedene Verbindungen von zwei verschiedenen Aethern. Noch einige Be-

Digitized by Google

trachtungen über den Charakter der Dualität, des zweiten Zustandes, schliessen sich S. 97 hieran an, sowie S. 99 von der Dualität speciell beim Menschen gehandelt wird. Der Vater, das Lebensprincip, erklärt er, ist der Erzeuger der psychischen oder thierischen Seele seines Kindes, gibt dem Körper das Leben; die Mutter, das Princip der Materie, liefert dagegen nur die Substanz des Körpers. Auch die Entwicklung des Geschlechts führt der Verf. auf eine Scheidung der Zellensectionen zurück. Eine gewisse Zellenmenge vereinige sich zu einer Gemeinschaft, die Principien scheiden ihre Verrichtungen, und bilden besondere Organe, und so erzeugt sich die hermaphroditische Gemeinschaft. Eine späte Theilung trenne diese in zwei etwas ungleiche Hälften, und geben einer männlichen und der anderen weiblichen Entstehung. S. 101. Endlich, S. 102, im fünften Capitel werden wir mit dem dritten Zustande oder der Gemeinschaft bekannt, deren Organisation, Alter, S. 106, (sofern von der menschlichen Gemeinschaft die Rede ist), Kampf und Entwicklung, S. 109, constitutionelle Gesetze, S. 102, nach einander in ebenso vielen Paragraphen mit argloser Einfachheit vorgetragen werden.

Ein ganz neues Capitel beginnt aber mit der Ernährung, S. 118. Wie immer, geben wir, ohne die Verbrämung zu berücksichtigen, nur die Resultate des Verfassers. Er sagt, wie das thierische Gebiet seine Substanz aus dem pflanzlichen, ebenso ziehe das pflanzliche seine Substanz aus dem mineralischen, und schliesst, der Unterschied zwischen diesen beiden Gebieten bestehe ebenso in den immateriellen Principien. Die Ernährung sei ein Gesetz für sich, und zwar ein allgemeines, weil es die ganze Natur betreffe. Der erste Akt der Ernährung erzeuge das erste Gebiet durch Verbindung der todten (?) Materie mit dem ätherischen Leben. Die Ernährung sei ein Act der Assimilation.

Wir müssen sagen, die ganze bisherige Darstellung des Verfassers lässt sich als eine Abtheilung für sich betrachten, die mit dem sechsten Capitel incl. endet. Im Allgemeinen ist darüber zu sagen, dass der Verf. sich selbstständig seine Anschauung gebildet, und sie, gestützt von dem allgemeinen wissenschaftlichen Standpunkt der Zeit, hier vorgetragen habe. Die Absicht, dem weniger Berufenen wenigstens den Genuss dieser Weltanschauung nicht zu verleiden, hat er in seiner Weise zu erreichen gesucht, und zugleich einer Seite des Publikums Rechnung getragen, die in der Regel Lesbarkeit möglichst stark zu betonen vorschlägt. Vieles ist Beschreibung, Verbrämung, so dass der erste Eindruck, den sein Buch macht, nicht der eines exacten Systems, sondern einer poetisch angehauchten Beschreibung ist. Augenscheinlich liegt dieser Thatsache die den Philosophen nicht häufig zu Gebot stehende Entschliessung zu Grunde, immer wieder die Aussenwelt zum Ausgangspunkte zu nehmen. Der Dogmatismus des Verfassers, welcher sichtbar nach einer Versöhnung mit dem Glauben der Bibel ringt,

Digitized by Google

möchte aber die Parole unserer Tage, welche schon nicht mehr: Glauben und Wissen lautet, sondern: Wissen, exaktes Wissen um seiner selbst willen, Untersuchung mit Scala und Retorte, wohl nicht beschwichtigen. Stellenweise mischt sich ausserdem zu viel Ethisches hinein, wie S. 101 beweist, wo der ersten Ehe als der wahren Ehe eine längere Bemerkung gewidmet wird.

Wir wollen nun noch kurz die kleinere mit dem siebenten Capitel beginnende Hälfte besprechen. War bisher der Verf. in der Hauptsache auf dem Wege der Erklärung, so kommen wir zu einer Reihe von Capiteln, wo manche Stellen statt Fragen zu lösen, neue aufwerfen. Man mag es dem Verf. nicht bestreiten, das Universum aus zwei Arten von Principien bestehen zu lassen, dem stofflichen und dem vitalen, und die Obergebiete Unorganisch, und Organisch je wieder sich in zwei Untergebiete sich theilen zu lassen, dort ätherisch und mineralisch, hier pflanzlich und animalisch, und mag er diese zugleich mit der todten Materie, von dieser beginnend, in der Succession des Sechstagewerks bis zum Menschen hinauf als Totalität sich vorstellen, S. 124 ff., es ist so auffallend aus des Verf. ganzer Deduction des folgenden achten Capitels, S. 137 ff., zu ersehen, dass es wunderbar gefunden werden müsste, wie seine Resultate mit den Daten der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, so stimmen, wenn der Verfasser, der bei der Erklärung des hebr. *Tohu va bohu*, S. 141—148, nicht ohne Gründlichkeit verweilt, eigentlich das Resultat, das sich ihm zur Vergleichung bieten soll, zum Verglichenen selber machte. Im Folgenden, S. 149 ff., dient Alles dem Zwecke der Erklärung des Sechstagewerks. Die charakteristischen Züge der Schöpfung, welche er, S. 155, in einem Tableau vereinigt, sind in ihrer Ausführung ein Beweis, dass die Resultate des Verfassers sowohl geologisch wie physikalisch tiefer gehen müssten. Und die Angabe auf Seite 126 (zum siebenten Tage) „*Quand ce septième jour sera écoulé, une nouvelle semaine commencera pour Dieu, dans laquelle il recommencera son oeuvre et créera de nouveaux cieux et une nouvelle terre qui ne passeront plus* — ist so auffallend, dass sie fast Geheimlehre scheint. Mässiger wäre es, bei der Vorstellung von einer Besserung diesseits stehen zu bleiben!

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Madiis: Le Plan de la Création etc.

(Schluss.)

Nicht überzeugend ist das Capitel über die psychische Seele, S. 156, trotzdem dass der Verf, mit unverkennbarer Geduld und Scharfsinn sich sein System mittelst der *Superposition des lois* aufgebaut hat. Es kommt nicht auf Namen an, auf Summen, sondern auf nachgewiesene Immanenz und Coorganismus. Die Scala, die der Verf. S. 161 aufstellt, und durch Figuren veranschaulicht, reicht nicht für das hin, was er fühlt und ausdrücken möchte. Die Zergliederung des christlichen Kosmus, wenn dieser Ausdruck wissenschaftliche Berechtigung hat, muss nicht mit der Zurückführung auf die todte (?) Materie beginnen, oder aber, wenn die Materie zur Grundlage dienen soll, dürfte die *Superposition etc.* nur bis zur vierten Figur fortgehen. Der christliche Kosmos, will der Verf. ihn zergliedern, müsste zum Unterbau die (semitische) Menschheit in ihrem Fall haben (das wäre I. Figur), dann käme die Menschheit unter dem Einflusse der Urväter (II), dann die Menschheit unter dem Einfluss der Patriarchen-Offenbarungen (III), die Menschheit unter dem Einfluss des Mosaismus (IV), endlich die Menschheit unter dem Einfluss der Christusreligion (V). So wären der physische Kosmos und der ethische — Pendants.

Der Irrthum des Herrn Verfassers besteht mithin darin, dass er etwas Unbeweisbares behauptet. Wäre die Aufpfropfung des Ethischen auf das Physische so leicht, so könnte es, davon wird auch der Herr Verf. sich bald überzeugen, unmöglich solange gedauert haben, bis die Wahrheit, d. h. der Schlüssel zu dem Rapport zwischen den genannten beiden Potenzen gefunden wurde, wie es wirklich gedauert. Philosophisch ist dieser Schlüssel noch nicht gefunden; man befrage die Geschichte der Philosophie und überzeuge sich, dass die Speculation vor dieser Frage stehen blieb, wie vor einem Hause ohne Fenster!

Wir haben uns hier auf den Standpunkt des Verfassers einen Augenblick eingelassen. Im Uebrigen scheint der Ausdruck *Superposition des lois* nicht treffend zu sein; vielleicht würde dafür *L o i d e l'a m a l g a m a t i o n s u c c e s s i v e d e s v i e s* od. ä, wenn auch immer nur ebenso prägnant, doch charakteristischer sein. Hoffentlich wird der Herr Verf. bei seiner Empfänglichkeit für grössere Klarheit diese zwar entschiedenen, aber mit aller Ehrerbietung vor diesen Studien ausgesprochenen Vorschläge nachsichtig entgegennehmen.

Digitized by Google

In den folgenden Paragraphen ist der Verfasser glücklicher in seinen Bemerkungen. Verrichtungen der verschiedenen Leben, die Verrichtungen der Thierseelen, die Anlage und Instincte bei den Menschen, die Paragraphen von den Leidenschaften und von dem Bewusstsein beruhen auf gründlichen Beobachtungen. Auf diesen letzten Seiten lernen wir zugleich des Verfassers tiefgegründeten Ernst in der Behandlung psychologischer Fragen erkennen.

Ob die beiden Hefte, welche diese Forschungen enthalten, Erfolg haben werden, das hängt von den Conjuncturen ab, denen die philosophischen Arbeiten mehr als andere Facharbeiten preisgegeben sind.

Es ist dem Verfasser zu wünschen, dass die Hülfsstudien, welcher der Philosoph nicht entrathen kann, ihm immer mehr Licht bringen, und er so aus diesem Streben sich die Freude an der vermehrten Gründlichkeit in der Darstellung des kosmischen Organismus erhalte und belebe!

Heidelberg, Juni 1866. **D.**

Martha, C., Les Moralistes sous l'Empire romain — Philosophes et Poëtes. — Paris 1865.

Das Bedürfniss, sich nicht blos selbst, sondern auch die Wissenschaft zu belehren, trieb schon manche Forscher und Kenner der Philosophen in der römischen Kaiserzeit seither zu Versuchen, philosophische Namen, deren es eine Reihe gibt, als Träger ihrer eigenen Tradition hinzustellen, und mit denselben eine Vorstellung zu verbinden, welche die Erinnerungen der Geschichte an ebensoviele philosophische Systeme stützen soll, waren es auch nur Modificationen ihrer griechischen Vorbilder oder Ausgänge. Referent selbst hat in jüngeren Jahren leider nicht anders gedacht und gearbeitet*), und er sieht es als eine dankbare Belehrung noch jetzt an, welche der obengenannte Franzose in seiner Schrift über die Moralisten unter dem römischen *Empire* gibt, indem er dem Standpunkte für die Beurtheilung der sogenannten römischen Philosophen eine veränderte und geradezu durch ihre Fruchtbarkeit neue Grundlage gibt. Er betrachtet die namhaftesten römischen Moralisten, Philosophen und Dichter, den Humoristen Lucian eingeschlossen, als Typen des öffentlichen Gewissens, als Organe, die unfreiwillig dazu beitrugen, den Zerfall der römischen Gesellschaft moralisch zu signalisiren, nachdem ihr politischer durch die Monarchie seit der Schlacht bei Aktium constatirt war. Handelt es sich nicht darum, in der republikanischen Institution das politische Ideal Roms festzuhalten, so wird man sich darauf beschränken, die

*) L. Annaei Senecae disciplinae moralis cum Antoniniana contentio et comparatio. Scr. Armin. Doergens. Lipsiae, Dyk. 1857. S. 119 ff.

Digitized by Google

Symptome des moralischen Zerfalls der Gesellschaft zu suchen, und diese findet man in den Schriftstellern, die Herr Martha unter dem Collectivnamen Moralisten zusammenfasst. Gesellschaft und Staat sind keine identischen Begriffe; aber das Steigen oder Fallen der gesellschaftlichen Zustände ist ein Massstab für die Beurtheilung der Dauer oder der Auflösung des Staates.

Prüfen wir kurz in der von dem Verfasser gewählten Reihenfolge die Philosophen und Dichter, um die es sich in seiner vorliegenden Schrift handelt. Die erste ist **Seneca**. Für seinen Zweck hat sich der Verfasser mit den Briefen des Genannten der Hauptsache nach beschäftigt. Klar wird eine Frage, wenn man sie in ihre Bestandtheile zerlegt, und diese einzeln untersucht. Das hat der Verf. hier gethan, und auf diese Weise hat Seneca eine Beurtheilung erfahren, wie sie bis auf Weniges richtiger nicht sein kann. Das zeigt sich in dem Abschnitte, wo er von dem Verhältniss Seneca's zu der christlichen Lehre handelt. S. 70—105. Durch seine Natur ist dieser Abschnitt besonders geeignet, als Massstab für ein Urtheil über die Reife eines Monographen zu dienen. Aber auch in den übrigen Abschnitten z. B. in dem fünften, von der stoischen Scholastik in den Briefen Seneca's S. 62 ff. zeigt sich das Studium des Verfassers. Da es besonders bei Seneca darauf ankommt den Standpunkt des Verfassers kennen zu lernen, so wollen wir mit dem Abschnitte beginnen, der davon handelt, dem dritten, S. 20 ff. Dieser Abschnitt ist überschrieben: Seneca ist das Ideal eines Erziehers *(directeur)* zur Tugend. Der Verf. nennt das die *Théorie de la direction* (S. 10 ff.), und Seneca den Schöpfer derselben. S. 19. Wenn man empfänglich für sittliche Anmuth und für jenes aufrichtige und ruhige Wohlgefallen ist, womit er sich ausdrückt, meint er, so kann man nicht leugnen, dass er über die Führung der Seelen tief nachgedacht und in jener dunkeln Beschäftigung das ernste Vergnügen gefunden hat, welches diese zarte Kunst den grossen Geistern verschafft. In dem genannten dritten Abschnitte zeigt er des Näheren, wie Seneca unter diesem Gesichtspunkte aufzufassen sei, dass seine meisten Schriften Gelegenheitsschriften *(des oeuvres de circonstance)* gewesen, dem moralischen Zustande der ihm ihre Zweifel, Unruhe, Schwachheiten anvertrauenden Personen angepasst, so dass man darin eine Umkehrung der Varronischen, Ciceronischen etc. Logistorici erkennen kann, dass er dem praktischen Lehramte zu Liebe die Forschungen der Wissenschaft vernachlässigt hat S. 25 ff., dass er in seinen philosophischen Bekehrungsversuchen Scharfsinn und Zartgefühl aufbietet, S. 27, dass er sich den Bedürfnissen der Leitung der Seelen anbequemen, und das Heilmittel je nach dem Temperament des Kranken wechseln kann. S. 28. Das ist der Standpunkt des Verf. in der Beurtheilung Seneca's und wir finden es begreiflich, dass er, statt Zeit an die Schmähungen auf ihn zu verschwenden, Bewunderung vor seiner Kenntniss des Menschenherzens und seiner tief-

Digitized by Google

sten Geheimnisse übrig hat. S. 30. Die Einförmigkeit des Lebens zu seiner Zeit hatte Erscheinungen zur Folge, welche man heute mit dem Ausdruck Spleen bezeichnet. »In jener gründlichen und ergreifenden Zergliederung des antiken Spleen's, so endet der Verf. S. 31 diesen Abschnitt, wie sehr fühlt man, dass Seneca keine phantastische Beschreibung liefert, und dass er mit der reelsten und undefinirbarsten moralischen Krankheit im Kampfe ist.«

Hiermit haben wir das Wesentliche über Seneca aus Martha's Arbeit erfahren. Die übrigen Abschnitte enthalten Details über seine Briefe, zunächst über Inhalt und Geist seiner moralischen Predigt, wie der vierte, S. 31 ff., dann über die stoische Scholastik in den Briefen Seneca's, S. 62 ff., dann über Seneca im Vergleich mit den christlichen Erziehern, wie der sechste, S. 70 ff., endlich über das sittliche Leben Seneca's, S. 105 ff., und zuletzt über den Stil Seneca's, S. 115 ff. Mit diesem Abschnitte, dem achten und letzten, schliesst die Studie über Seneca. Es wäre nicht gerecht gegen den Verfasser, der im Allgemeinen einen so glücklichen Gesichtspunkt gefunden hat, es für die übrigen Abschnitte bei einer Aufzählung ihrer Ueberschriften zu lassen. Seine Briefe sind an Lucilius gerichtet, einen Procurator auf Sicilien, den seine Talente und einflussreichen Freundschaften in den Ritterstand erhoben haben. Ursprünglich ein Epicuräer, hatte er an Seneca einen Lehrer strengerer Moral gefunden, S. 32, und, indem er Seneca's Mahnung, den Verkehr mit der Gesellschaft mehr und mehr fallen zu lassen, S. 37, sich empfehlen lässt, nöthigt er zugleich seinen Lehrer, in der umständlichsten Weise die Vortheile davon ihm zu schildern. Seneca schildert ihm den Gedanken an den Tod als das Nothwendigste, S. 46, an den natürlichen, dem man nicht aus Furcht vor den Leiden des Alters zuvorkommen dürfe. Nicht die Zeit wann, sondern die Art wie zu sterben, sei der Hauptpunkt. Er entschuldigt die, welche im Selbstmord eine Zuflucht gegen die Uebel des Lebens suchen; er verherrliche die, welche, durch einen freiwilligen Tod ihre Würde vor der Grausamkeit der Tyrannen retten. S. 49. Der Verfasser unterzieht die Idee einer Prüfung, S. 51 ff., zieht eine Parallele zwischen denselben und dem Christenthum, S. 55 ff., und findet, dass Seneca oft in der Tugend ein reelles Bild vor sich hat. S. 56 ff. Der Abschnitt über die stoische Scholastik etc. bestätigt, dass Seneca auf der einen Seite das übermenschliche und chimärische Ideal der Schule pries und an gewissen Dogmen zu sehr hing, und dennoch auf der andern wieder nicht blinder Anhänger der kindischen Irrthümer der Lehre war. Seine Meinung ist, man soll nicht die Erhabenheit der Philosophie durch würdelose und eines moralischen Zwecks entbehrende Streitreden, entweihen. S. 69. Von dem Verhältniss Seneca's zu christlichen Tugendlehrern, denkt Martha so wie viele Andere, z. B. Aubertin *(sur les rapports supposés de Sénèque et de Saint Paul),* nämlich, dass die Aehnlichkeiten, welche sich nachweisen lassen,

Digitized by Google

durchaus zufällig sind.*) Ebenso wenig dürfe man auf die Kirchenväter, die ihn den unsrigen nennen, rechnen. Im Grunde reproducire Seneca in den grossen religiösen und sittlichen Fragen die Ideen Plato's, welche Cicero schon popularisirt hatte, also durch ein Ciceronisches Filtrum. S. 71. Es ist getheilt zwischen stoischem Pantheismus und platonischer Philosophie. Aber er lässt dennoch einen einigen Gott zu, S. 74, spricht davon, dass man ihm suchen müsse ähnlich zu werden, und es könne, weil er mit, ja in uns lebe. S. 73. In Bezug auf die Unsterblichkeit ist er zu aufgeklärt, um an die Fabeln des Heidenthums zu glauben, aber nicht blasirt genug, um sie zu leugnen. Ohne sich entscheidend zu äussern, wirft er mit Worten um, die nur ein Bild geben, aber keine Erklärung. S. 75. Was das Sonderbarste sei, so sei dieses Glück eines jenseitigen Lebens nur den grossen Geistern vorbehalten; folgerichtig empfiehlt er oft alle politischen Tugenden und bisweilen erhebt er sich zu dem Begriff einer Art Liebe *(caritas)*. Trotzdem, dass er die Menschheit mit einem Gewölbe vergleicht, worin alle Steine sich stützen, mithin wir Alle Glieder eines einzigen Körpers sind, erkennt er doch nicht die Gleichheit aller Menschen an, in Praxi nicht, wohl vor der Philosophie, S. 77, und nur von diesem Standpunkt aus verurtheilt er, lange vor Augustin, die Gladiatorengefechte und die Sclavenmisshandlung. S. 78. Bei den Stoikern findet man auch eine Art von Demuth, aber nur den ewigen Gesetzen gegenüber. Gegen die Menschen sind sie stolz und steif, und ertragen sie auch ohne Klage die unveränderliche Nothwendigkeit, so sind sie gegen die Menschheit nicht geduldig. Seneca, der jene Demuth kennt, erhöht sie durch seine grössere Humanität, die er im Umgange mit der feinen Gesellschaft sich erworben hat, also durch sein *savoir faire,* worin er die theoretischen Vorgänger übertraf. „*Par ce qui précède,* sagt der Verf. S. 81, *on voit que les idées du philosophe sont quelquefois si pures*

---

*) Beziehungen zwischen Paulus z. B. und Seneca, dem Apostel und dem Philosophen sind eben so oft behauptet, und ebenso oft geleugnet worden. S. meine Schrift: L. Annaei Senecae etc. S. 105. Man entbehrte des Anhaltspunktes für den Nachweis des Vermittlers dieser Beziehungen. Diesen gibt der Bruder des Philosophen Jul. Annius Gallio, der Proconsul in Korinth war, und dem einst der Apostel Paulus auf Veranstaltung des Synagogenvorstandes daselbst (Sosthenes) vorgeführt wurde, unter der Anklage, eine religio illicita verbreitet zu haben, ganz ebenso, wie vor Jahren dem Pilatus — Jesus. Der Philosoph gibt ein Urtheil über seinen Bruder ab (in Praef. natur. quaest. I, 4): Nemo mortalium uni tam dulcis est, quam hic omnibus. Dieses bewährte er auch in dieser Sache, nur dass die römische Praxis dafür den Namen hergab Er lehnte kurz ab, sich in dogmatische Streitigkeiten einzumengen, und als die Juden sich nicht entfernen wollten, ergriff der griechische Pöbel den Synagogenvorsteher Sosthenes unter den Augen des Proconsuls und prügelten ihn durch. S. Hausrath, Apostel Paulus, S 77. — Dieser Bruder Seneca kam nach Claudius Tode — denn dieser Auftritt erfolgte noch vorher — nach Rom und musste später wie Seneca selbst den Herold Nero's machen. Dio. 61, 20. Man hat Grund zu vermuthen, dass dieser brüderliche Verkehr die auffallenden Anklänge aneinander zur Folge hatte, die bei Paulus und Seneca nachweisbar sind.

Digitized by Google

et si religieuses qu'elles semblent empruntées à quelque Père de l'Eglise. Mais, si nous entrons plus avant dans l'étude de ces lettres, nous trouverons encore des sentiments et des préscriptions qui nous permettent d'appeler Sénèque un directeur de conscience." Folglich ist es begreiflich, dass Seneca in seinen Briefen als der Urheber der Theorie der modernen Predigt *(du sermon moderne)* von Herrn M. angesehen wird. S. 82 ff. Wie theoretisch seine Vorschriften erscheinen, sie sind nicht weniger praktisch, S. 88, z. B. seine Vorschrift, sein Gewissen zu erforschen. S. 91. Uebrigens sei Seneca nicht der erste Urheber, sondern der Sammler der in allen Systemen zerstreuten Vorschriften, sowie der Interpret ihrer Anwendungen. S. 93. Es wird erörtert, dass die Uebereinstimmung zwischen stoischer Lehre und dem Christenthum nicht immer tief gehe, und man würde mit Unrecht staunen, dass Seneca den Christen in einigen Punkten *(points de direction)* zuvorgekommen sei. Sind es doch dieselben moralischen Gebrechen, die beide beschreiben und bekämpfen. S. 98 ff. Bisher war es die beredte Seite der moralischen Propaganda bei Seneca, die der Verf. behandelte; die Frage ist, ob sie auch aufrichtig gewesen sei. Und diese Erörterung, welche nicht ganz bejahende Ergebnisse liefert, bildet den Inhalt des siebenten Abschnitts. S. 105 ff. Er setzt den Anschwärzungen, deren Beute Seneca's Name und Andenken war, die Sympathieen entgegen, die dieser Philosoph beanspruchen könne. S. 170. Ohne die Vorwürfe zu widerlegen, welche sein Leben in politischer Hinsicht treffen mögen, wirft er einige Bemerkungen über sein Privatleben auf, welche den Zweck haben, uns zu überzeugen, dass er seine Maximen übt und würdig ist, die Seelen zur Tugend anzuleiten. S. 111 ff. Den Schluss der Abhandlung über ihn bildet, wie gesagt, der Abschnitt über den Stil Seneca's. S. 115. Der Verf. beobachtet das Verfahren, das Urtheil darüber wo möglich aus ihm selbst zu gewinnen.

Die folgende Abhandlung ist der dichterischen Vertretung der Stoa, nämlich **Persius** gewidmet. Gleich von vornherein nennt der Verf. ihn neben Seneca einen Adepten, an dem sich beispielsweise der wirksame Einfluss der stoischen Lehre auf die vornehmsten Familien Roms nachweisen lasse. S. 125. Seine Absicht ist nicht, wie er selbst sagt, „*de considérer Perse comme le rival d'Horace et de Juvenal; nous ne voulons étudier en lui que l'adepte du stoïcisme, le jeune enthousiaste patricien, mort à vingt-huit ans, qui a consumé sa courte vie à mettre en vers et à frapper laborieusement de fortes maximes, et qui, depuis son enfance jusqu'à sa mort, n'a fait que célébrer les rigueurs de la sagesse avec la candeur d'un lévite élevé et retenu dans le temple de la philosophie*", S. 127, sondern, *en essayant de peindre son éducation et sa vie, nous allons le voir maintenant au milieu de sa famille, dans cette société de sages ou de leurs disciples dont il fut l'écho.*" Das Resultat, was er beabsichtigt, wird sein: „*on pourra saisir les opinions et les sentiments d'une illustre maison patricienne sous le règne de Néron, et se*

Digitized by Google

faire une idée de ce qu'on nous permettra d'appeler un salon stoïcien." S. 129 ff. Der zweite Abschnitt, »eine patricische Familie unter dem Kaiserreich«, überschrieben, ist eine längere, durch Citate aus Seneca, Dio und Tacitus erweiterte Umschreibung der kürzeren Vita des Persius von Suetonius, dessen Auctorität ihm freilich nicht ganz gesichert scheint. S. 130 ff. Der dritte Abschnitt, welcher uns hier ausführlicher beschäftigen wird, ist den Satiren des Persius gewidmet. S. 153 ff. Ihr Inhalt sind die religiösen Ideen, die damals unter den Adepten des Stoicismus Curs hatten; die zweite Satire, welche ganz von Religion handelt, ist daher der natürlichste Ausgangspunkt, eine Aufzählung der Hauptthorheiten seiner Zeitgenossen. Da der Dichter gegen die thörichten Gebete und Gebetesopfer eifert, so könnte man, meint der Verf., S. 56, dieser Satire die Ueberschrift geben: das Gebet! „*Dans une religion formaliste*, womit der Verf. den römischen Ceremoniendienst meinte, *où la prière n'était pas une effusion du coeur, un hommage gratuit, mais une négociation de sordide intérêt, on priait en secret, non pour dérober humblement sa piété à tous les régards, mais pour cacher de honteuses sollicitations etc.*" Persius führt einen jener heuchlerischen Vornehmen vor. S. 158 ff. Das ist die Polemik der Philosophie gegen den Aberglauben. Der Verf. erklärt sie geradezu für eine Musterpredigt über das Gebet, und legt der Satire den Werth bei, als ein ausgezeichnetes Handbuch für heidnische Frömmigkeit zu gelten.

Die moralischen Ideen des Persius sind der Inhalt des vierten Abschnittes. S. 167. Durch alle seine Anklagen gegen die Leidenschaften jedweden Namens schlägt als Hauptgedanke das Bedürfniss nach Freiheit durch. Im übrigen bieten die Ideen Nichts, was selten wäre. Besonders hält sich der Verf. an die fünfte Satire, und zieht ergänzend einige Stellen aus der dritten heran.

In dem letzten Abschnitte, S. 176 ff., berührt der Verf. die Entwicklung der literarischen Verhältnisse Roms seit Augustus an Stelle des der Tribüne vorenthaltenen freien Wortes, um einen Ausgangspunkt für die literarischen Ideen des Persius zu gewinnen, zu denen die erste Satire mit ihren Versen beisteuert.

Die stoische Tugend feiert die dritte Abhandlung über **Epictet.** S. 191. Hier bietet sich dem Verf. der Vergleich mit Seneca und Marc. Aurel: die nämliche Moral bei allen Dreien, bei verschiedener Auctorität! Von Seneca, der die Armuth pries, ohne dazu ein Recht zu haben, weil er reich war, conträr verschieden war Epiktet, der, lange Zeit Sclave, immer arm war. S. 194. Des Verf.'s Lebensabriss ist ein Panegyricus auf Epiktet, an den angeschlossen ist eine Zergliederung seines bekannten Manuale, S. 199 ff., zu dem die von Arrian gesammelten Unterhaltungen reichhaltige Ergänzungen und Erklärungen enthalten. S. 200. Als Beleg für die philosophische Predigt, wie sie dieser edle Geist und tapfere Mann trieb, citirt nun der Verf., S. 202, einige Stellen, die, von der Form abgesehen, die erhabenste religiöse und moralische Mission

Digitized by Google

zeigen. Zum Schluss wird den Begriffen von menschlicher Brüderlichkeit, und einer Art Liebe bei Epiktet nicht ohne Erfolg nachgeforscht. S. 206 ff.

Die vierte Abhandlung beschäftigt sich mit **Marc-Aurel** und sieht in der Gewissenserforschung dieses römischen Kaisers die Selbstdarstellung der antiken Tugend in ihrem letzten und mildesten Glanze. S. 209 ff. Es sind wieder die sogenannten Selbstbetrachtungen (*Pensées* titulirt sie der Verf. S. 210)*), die unter diesem Gesichtspunkte einer Gewissensforschung am Massstabe nicht der stoischen Lehre, sondern des heidnischen Alterthums überhaupt durchgenommen werden. Man sollte sie das Andachtsbuch des Heidenthums nennen. Der Verf. fordert als Bedingung des Verständnisses dieses so einfachen Buches, dass man es mit Einfachheit lese, die philosophischen Erörterungen entfernen und nicht auf das System schaue, welches es einschliesst. S. 213. Dabei geräth der Verf. doch in die Biographie hinein, wenigstens soweit sie von der Erziehungsgeschichte gebildet wird. S. 214 ff. Ihm sind die *Pensées* nicht mehr ganz antik, zwar Stoicismus, aber ohne die Rauhheit, Steifheit, Zuspitzung seiner Principien, S. 220, ohne dass dieser gemilderte und milde Stoicismus ein Quietismus ist. S. 221. Er machte aufmerksam auf die Grundgedanken des Kaisers, S. 222, hebt mit Nachdruck die merkwürdige Thatsache hervor, dass Marc-Aurel, ungeachtet er Philosoph war, doch nicht die Autorität in seinen Händen verkümmern liess, und, fern von Utopien, mit den schrecklichsten Verlegenheiten der Macht im Kampfe lag. S. 226. Das hindert den Verf. nicht, ihm in seinen Klagen über die Menschen nachzuspüren. S. 230. Der Verf. kommt zum Schluss des ersten Abschnittes bei dem Ergebnisse an: *„La philosophie fut pour Marc-Aurèle ce que fut la religion pour saint Louis."* S. 233.

Der zweite Abschnitt ist dem Philosophen Marc-Aurel besonders gewidmet, dem letzten der grossen Moralisten des Heidenthums, dem Manne, der antikerseits die bürgerliche Thätigkeit als Hauptpflicht betrachtet, und modernerseits sich in sich selbst zurückziehen, Sorge für seine Seele zu tragen, und über die Nichtigkeit der Welt, sowie über das Gesetz Gottes nachzudenken liebt. Darum meint der Verf *„Son livre est plein non d'idées, mais de dispositions chrétiennes."* — *l. l.* Im Vordergrunde stehen die vielen bei Marc-Aurel vorkommenden Vorschriften der Liebe, S. 288 ff., des Strebens nach innerer Vollendung, S. 241, nach Frieden, wie ihn die vollkommene Ordnung der Seele schafft. S. 243. Bei alle dem sieht doch der Verf. nicht die Nothwendigkeit, sich für seine Abhandlung an den Gedanken eines Heiligencults zu klammern, obwohl derselbe nahe daran streift, wenn er, der Verf., das Bos-

*) Hier hätte Herr Martha die Arbeit eines ganz ausgezeichneten Vorgängers bezeichnen können: Noël des Vergers, Essai sur Marc-Aurèle 1860. S. 106 bis z. Schluss — Ein musterhaftes Kapitel über M. Aurel als Menschen und Philosophen enthält noch v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung. II. S. 17 – 29.

Digitized by Google

suet'sche Ideal des christlichen Lebens vergleicht. S. 245. Alles was dem Ruhme seinen Zauber nehmen kann, hat sich Marc-Aurel eine fromme Pflicht sein lassen, vorzustellen. S. 248. Wir sind bei den religiösen Ideen Marc-Aurels angelangt, S. 250, einem religiösen Optimismus, der sich in seinen Gedanken über den Tod gipfelt. S. 253. Wir wollen hier den Verf. selbst hören: *„Sa foi religieuse s'empresse de s'incliner devant la bonté souveraine qui sait bien ce qu'elle fait et qui ne doit être ni interrogée ni offensée par un doute. Jusque là les stoïciens aimaient à provoquer la mort avec emphase, avec une sorte de courage insolant; ils couraient au-devant d'elle, et même dans leur soumission aux décrets de la nature il entrait souvent de la jactance ou de l'indifférence théâtrale. Ils méprisaient la mort, ils l'acceptaient en personnages de tragédie. Marc-Aurèle ne se montre pas en héros, il ne témoigne à la vie ni attachement, ni répugnance; il ne parle jamais du moment suprême qu'avec une simplicité placide, il a même coutume de n'employer que les expressions les plus atténuantes qui assimilent la mort aux fonctions les plus simples et les plus ordinaires de la vie."* S. 254. Der Verf. bringt diesen Standpunkt Marc-Aurels mit dem Bedürfniss nach einer Erneuerung der Seelen, welches damals durch die römische Welt ging, und dem das Christenthum sich anschickte abzuhelfen, in Verbindung. S. 258 ff. Dann nimmt er, S. 260, mit folgenden Worten von seinem Gegenstande Abschied: *„Pour nous, qui ne croyons pas juste de demander à un sage païen des vérités qu'il ignore et qu'il ne peut donner, nous nous laissons simplement aller à la sympathie respectueuse que nous inspire un prince qui ne connut d'autre faiblesse que celle de la clémence, auquel on n'a pu reprocher que l'excès de la vertu dont le monde avait alors le plus besoin. .... Par lui, la philosophie profane fut conduite jusqu'aux confins du christianisme. Ce qui manquait encore à ces hommes de bonne volonté qui semblaient effleurés par la grâce, c'est un dogme religieux que le panthéisme stoïcien ne donnait pas. Ils avaient des désirs pieux et confus qui ne savaient où se prendre, et qui ne rencontraient devant aux qu'un Dieu obscur et sourd et un avenir sans espérance. A ce mépris du monde il fallait un dédommagement, un objet à tant de vague amour, à cette tristesse un espoir consolateur."*

Wir kommen zum zweiten Haupttheile des Martha'schen Buches *(La prédication morale populaire)*, der in zwei Abtheilungen zerfällt, nämlich: die griechischen Sophisten unter dem Kaiserreich, und die römische Gesellschaft. Wir wollen uns zuerst mit den griechischen Sophisten beschäftigen.

Der Verfasser leitet seine Darstellung mit einer Betrachtung der griechischen Renaissance nach den zwölf Cäsaren ein, aber eigentlich zu sagen, von Hadrian bis zu den Antoninen, einer zu Detailstudien äusserst fruchtbaren Periode, als deren Hauptrepräsentanten er in der Folge **Dio Chrysostomus** behandelt. Nachdem er die Ursachen des Wiederaufblühens der griechischen Beredsamkeit

Digitized by Google

begreiflich gemacht, S. 267 ff., kommt er in einem besonderen Abschnitte zu den Sophisten als Rhetoren, S. 270, und drittens zu den Sophisten als Philosophen. S. 289 ff. Dort eröffnet er die Untersuchung mit den Thatsachen, welche den Untergang der Beredsamkeit der alten Zeiten trotz des Vorhandenseins aller Kenntnisse des Stils und der Diction erklären, S. 171 ff., und verweilt dann bei der Beschreibung von oratorischen Uebungen, in allen Redegattungen, Panegyriken, S. 273, bei der Aufnahme, die das Publikum denselben widmete, S. 278. Die Details sind theils Philostratus, theils Eunapius, sowie den Schriftstellern der bewussten Epoche entlehnt. S. 287. Hier, in dem Abschnitte von den Sophisten als Philosophen nimmt er Veranlassung bei der Schilderung des verfallenen Zustandes des philosophischen Unterrichts zu verweilen, zu Gunsten der Erklärung, dass die Philosophie ihre Ideen nicht mehr zu schöpfen hatte, um verstanden und angenommen zu werden, *„à la source élevée du dogme, mais dans le réservoir commun qu'on appelle le bon sens public.“* Die Zeit hatte die Kluft zwischen Theorie und Praxis verengert, und der Philosophie die genügsamere, aber lohnendere Aufgabe gesichert, *„de donner des préscriptions salutaires et incontestables, qu'elle rédige en maximes et qu'elle décore d'ornements littéraires.“* Daraus resultirte eine neue Gattung von Beredsamkeit, *„qui n'est pas sans portée ni sans mérite, celle de ces orateurs philosophes qu'on appelle aussi des sophistes et qui seraient dignes d'un nom plus honorable.“* S. 292. Um ihren Charakter, ihre Gesetze *(moeurs)* und ihre Aufgabe zu zeigen, wählt er als Beispiel den Rhetor Dio Chrysostomus aus der Zeit der Antonine, der die Aufmerksamkeit mehr als Andere durch die Sonderbarkeit seines Lebens, durch seine Talente und seine Tugend in Anspruch nimmt. l. l. Zu Prusa in Bithynien geboren, zuerst Sophist, dann Philosoph, infolge einer ruhmseligen Unklugheit unter Domitian flüchtig und beklagenswerth, später Freund zweier Kaiser, verleugnete er sich weder in guten noch in bösen Tagen; überall auf seinen Wegen hielt er Vorlesungen, vor Einzelnen, in Städten, vor Souveränen. Der Verf. gibt eingehende Notizen über sein Leben, S. 294 ff., unter denen hervorzuheben ist, wie er den Uebergang vom Sophisten zum Philosophen in Dio darstellt, eine Art von Bekehrung, die Dio selbst mit einer reizenden Offenherzigkeit erzählt habe. S. 297. Offenbar war sie die Folge der Prüfungen, die das Leben ihm bereitet hatte! Für Dio ist die Moral ein Ensemble von Vorschriften, die nur in der Praxis Werth haben. S. 299. Am Faden seines Lebens fährt der Verf. fort seine Thätigkeit als öffentlicher Prediger zu zergliedern. In wie weit er als Typus seiner Gattung zugleich das Vorbild für christliche Predigt und Prediger sein könnte, zeigt eine historische Anmerkung, S. 302, und eine zweite S. 304. Seines Aufenthalts in Alexandrien wird eingehend gedacht. S. 307 ff. Gegen den Schluss hin, S. 311, wird der Thatsache das Wort geredet, dass die profane Freiheit der Rhetorik dem christlichen Apostolat die Bahn geöffnet haben. In

Digitized by Google

den Augen der Athener, die Dio bei den Olympien gehört hatten, war der hl. Paulus nur ein wandernder Sophist, von allen Sophisten der sonderbarste! S. 312. „*L'histoire des sophistes,* so schliesst der Verf. S. 314, *nous a montré déjà quelle était la frivolité des exercices et des plaisirs littéraires; Juvenal nous fera voir la hideuse décadence des moeurs publiques et privées, tandis que Lucien nous peindra l'état des esprits. La philosophie, qui recrute les âmes une à une, ne pouvait relever le monde de cette universelle decheance. Pour purifier cette vaste et profonde corruption, il fallait un souffle plus puissant et comme une tempête relicieuse et morale* “

So kommen wir also zur Abhandlung über die römische Gesellschaft, die ihr Organ an dem Satiriker **Juvenal** hat. S. 315. Unter sieben Gesichtspunkten, in ebenso vielen Abschnitten handelt der Verf. von dem Charakter der Juvenal'schen Satiren, von den Cäsaren, S. 329, von den Patriciern, S. 338, von den Freigelassenen, S. 361, von den Fremden (den Griechen), S. 373, von den orientalichen Religionen, S. 386, und zuletzt von den Armen, S. 398, in allen diesen Abschnitten mit einem durch sachkundige Interpretation unterstützten Verständnisse des Dichters im Rahmen seiner Zeit, und nicht ohne von der Schwierigkeit durchdrungen zu sein, über Juvenal zu reden, weniger unter dem Gesichtspunkte der Moral, als der Literatur. In letzterer Beziehung sei durch übertriebenes Lob gegen die Wahrheit gefehlt worden. Er bittet um die Erlaubniss, „*de parler avec simplicité et modération d'un poëte qui n'est pas toujours simple et modéré.*“ S. 317. „*Essayons,* so leitet er seine Abhandlung ein, *sans vouloir ni déprécier ni surfaire Juvénal, de le dégager de ces fastidieuses et fausses louanges sous lesquelles on opprime sa véritable gloire, et, sans préoccupation étrangère à la poésie, dans tout le désintéressement de la critique, tâchons de rendre une exacte justice à un poëte qui est assez grand pour se passer des vains honneurs et des pompes de la rhétorique.*“ Von der Ueberzeugung geleitet, dass man zuerst müsse des Dichters Leben, Meinungen, Lehre und Sitten kennen, gibt er der Reihe nach einen Abriss seines Lebens (nach Sueton), S. 318, und eine Zergliederung solcher Stellen, welcher über die übrigen Punkte, Meinungen etc. Aufschluss zu geben vermögen. S. 322.

Seine Meinung ist, dass Juvenal nicht seine Gegenwart geisssele, sondern die Vergangenheit schildere, S. 327, und schliesst hierauf aus gewissen Vorsichtigkeiten, die ihm in Juvenal's erster Satire aufgestossen sind. „*Ces prudentes déclarations du poëte promettant d'épargner les vivants et de ne dire la vérité qu'aux morts, peuvent nous servir, du reste, à saisir le véritable caractère de ses ouvrages. La satire de Juvenal ne s'attache qu'au passé, ne raconte le plus souvent que des faits depuis longtemps accomplis. Ce sont des discours sur les moeurs générales de Rome, disons en deux mots que c'est de la peinture historique et de la satire rétrospective.*“ Auf diesem Standpunkte fand der Verfasser sein methodisches Eintheilungsmittel für seine Erörterungen, nämlich

Digitized by Google

das Tableau, wie es durch die Geschichte geboten wird. „*En lisant ce rhéteur poëte, accoutumé à n'exprimer que des pensées connues et courantes, on apprend à connaître non-seulement ce qu'on faisait à Rome, mais encore ce qu'on y disait. Nous allons parcourir quelques-uns de ces tableaux d'histoire qui nous retracent avec de si fortes couleurs la vie et les sentiments de la société romaine, les princes, les patriciens, les affranchis, les étrangers, les riches et les pauvres, et nous tâcherons d'expliquer en passant les colères du satirique, ses préventions surannées, ses sentiments traditionnels de vieux quirite irrité non-seulement contre le corruption mais aussi contre le changement des moeurs, ne comprenant pas toujours les idées nouvelles de l'époque ni les innovations salutaires, mais presque toujours respectable, jusque dans ses erreurs, ses violences, et même, si on ose le lire, jusque dans l'impudeur de son honnêteté antique.*“ S. 328 ff.*)

So beginnt er die beabsichtigte Reihe der Tableaux und eröffnet sie mit den Cäsaren, einem schon viel und unter vielen Gesichtspunkten besprochenen Gegenstande. Dass es dem Verfasser nur darauf ankam, zu ermitteln, ob Juvenal nur ein indifferenter Politiker war und ein einfacher Declamator oder etwas mehr, zeigt sich von S. 336 ab. Seine Porträts der Cäsaren findet der Verf. wahr und in Uebereinstimmung mit den Berichten Suetons *(avec les simples procès-verbaux de l'impassible Suétone)*. Namentlich sind es zwei Stellen, die er der Hervorhebung für werth hält, das Gemälde in Sat. X, 56—89, was man »der Schrecken« unter Tiberius nennen könne, und die Parodie einer Senatssitzung im Sat. IV. Dann schliesst er: „*En retranchant à Juvénal le courage politique, il est juste de lui laisser la haute valeur d'un poëte historien.*“ S. 337.

Wie bei diesem Tableau, so verfährt nun der Verf. auch bei den fünf übrigen, indem er allemal die Anschauungen des Dichters in Berührung mit seinen Themen bringt, wodurch er natürlich vor der Versuchung bewahrt bleibt, über die letzteren im Excurse zu verfallen. In dieser Beziehung ist die Abhandlung über Juvenal mit einer für den Verf. rühmlichen Sparsamkeit geschrieben, welche jedoch nicht hindert, das Urtheil über den Dichter zu erlangen, welches der Verfasser erzielen will. Zu dem Abschnitte über »die Patricier« gibt dem Verf. die Satire vom Adel Anhaltspunkte; er hält mit seinem Urtheile nicht zurück, dass der Verfall des Patriciats von dem Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla datire, S. 346, und zieht eine Parallele zwischen der von Juvenal geschilderten Zeit und dem achtzehnten Jahrhundert der französischen und englischen Gesellschaft, worüber Gilbert, der französische Juvenal, gerichtet habe. S. 351.

Was für eine Ansicht Juvenal von der unter den Kaisern so

*) Der Verf. erwähnt französischerseits die Uebersetzung Juvenal's durch H. Despois; wir Deutsche würden an Siebold's Arbeit ein Aequivalent haben (die Satiren Juvenals. Leipzig. Engelmann, 1858).

Digitized by Google

mächtigen Menschenklasse der Freigelassenen hatte, will der vierte Abschnitt zeigen. S. 361. Der Verf. stellt das Resultat seiner Nachforschungen dieses Mal summarisch in den Eingang: *„En se rangeant contre les nobles du côté du peuple, en préférant au patricial avili le mérite plébéien, Juvenal conserve le préjugé antique contre la classe des affranchis.“* Und dieses Vorurtheil ist in Hass getaucht: *„S'il respecte le citoyen, quelque pauvre qu'il soit, le Quirite proprement dit, ima plebe Quiritem, il déteste les parvenus échappés à la servitude qui renouvellent la population romaine appauvrie et qui s'élèvent à la richesse, aux honneurs.“* Der Verf. beurtheilt dies ganz richtig, wenn er an den Gesichtspunkt des menschlichen und socialen Fortschritts sich hält, und kurz erklärt: *„Nous n'avons pas à partager le chagrin du satirique, et nous regardons comme une révolution salutaire cette émancipation tant maudite par les Romains.“* *) Nachdem die Darstellung bei den hervorragendsten Stellen aus Juvenal verweilt, kommt der Verf. noch einmal entschieden mit seinem Urtheil hervor. S. 372. Er gibt zu, dass viele Freigelassene durch Verbrechen gestiegen waren. *„Mais, nous ne devons par oblier,* sagt er, *non plus que cette transformation de la société romaine fut un bienfait pour le monde; que les empereurs, favorables à cette émancipation des affranchis, tout en agissant dans l'intérêt de leur despotisme ou en obéissant à des caprices, étaient les instruments aveugles d'un progrès moral; qu'en admettant la race servile aux honneurs, en lui ouvrant l'ordre équestre et le sénat, ils effaçaient la distinction des classes et préparaient l'avenir.“*

Einen Schritt weiter, und wir befinden uns bei der Frage nach der Stellung Juvenals zu den fremden Provincialen **) in Rom, speciell zu den Griechen. Mehrere Satiren müssen beitragen, das Auftreten der letzteren zu illustriren, die halb Figaro, halb Tartüffe, sich in die Familien einzuführen und dort zu bleiben, ja vermöge der Angenehmheit und der Geduld ihrer Eingriffe ihren Beschützern zu imponiren wussten. Sie kamen von überall her, von Sikyon, Andros, Samos, Alabanda etc., um sich auf dem Esquilin oder Viminal anzusiedeln. S. 380. Sie waren überall nothwendig, machen aller Welt den Hof, sogar der Grossmama S. 385. Auf Griechisch tragen sie ihre Artigkeiten vor; auf Griechisch üben sie die Liebe. *„Non-seulement les moeurs sont dévenues grecques, la littérature elle-même va le devenir. Après Juvénal on ne saura plus parler latin.“*

»Die orientalischen Religionen« bilden einen wesentlichen Faktor unter den das Urtheil über Juvenal's sittliche Weltanschauung bedingenden Begriffen, S. 386, die orientalischen Religionen, soweit sie in Rom Cultusfreiheit hatten. Besonders da, wo die Griechen ihren Einfluss übten, bedrohte diese Fremdeninvasion das kosmo-

*) Es hat ehemals auch Parteien, wie Abolitionisten und das Gegentheil gegeben.

**) Die Römer in Rom waren, die Gallier seit Claudius, die Spanier seit Nerva.

Digitized by Google

politisch gewordene Rom. Phrygier und Inder ertheilen Orakel in den reichen Familien für — Geld (VI, 553—591), und die Propaganda des Mosaismus machte Eroberungen unter dem Pöbel. Auch die Juden verkaufen ihre Visionen (VI, 592—547). Was war die Folge? „*Le vieil esprit romain de toutes parts débordé, en est réduit à se défendre par des cris d'alarmes; il voudrait repousser ces moeurs et ces doctrines étrangères qui le dénaturent; il sent confusément que l'art grec dans les classes élevés de la société, la superstition orientale dans les rangs inférieurs du peuple, transforment le monde.*“ S. 397.

Wer heute auf dem Pont Neuf in Paris oder auf den Quais an der Themse spazieren geht, wird mitunter Auftritte erleben, die auf die Verse Juvenal's passen würden, wie sie der Verf. im letzten Abschnitte über »die Armen« auszüglich verarbeitet. Der Dichter, der, selbst vermögend, doch seiner ärmeren Collegen unter dem Proletariat, das auf dem Pflaster Roms täglich an ihm vorbeischlich, sich schämt, wirft ein Streiflicht auf den Umschlag in dem Begriff eines Mäcen der Literatur von ehmals. Wenigstens ist es dem Dichter abgelauscht, was der Verf. S. 402 sagt: „*Les Mécènes nouveaux aimaient mieux entretenir à grands frais des bouffons, des jongleurs, des magiciens, des lions apprivoisés etc. etc.* Ein trauriges Beispiel eines solchen Proletariers der Literatur war — Martial, der zu seinem Glück bei Zeiten die Klugheit hatte, mit seinen Erwartungen in Rom abzurechnen.*) Ich will mit Vermeidung eingehenderer Nachlese den Verfasser mit seinen eigenen Worten die Anzeige dieser Abhandlung schliessen lassen. Nachdem er den Inhalt sämmtlicher Tableaus noch einmal *en raccourci* uns vor Augen geführt hat, schliesss er: „*Il se fait partout un sourd et vaste travail de lente transformation. L'institution politique seule demeure, mais sous ce solide édifice qui abrite tant de pensées hétérogènes et d'éléments disparates, tout se mêle, se confond, aspire à l'unité, se nourrit d'inquiètes espérances. Même en lisant le satirique Juvénal, on sent que le monde ancien troublé éprouve de vagues tressaillements et qu'il porte dans ses flancs les germes d'une doctrine et d'une société nouvelles.*“ S. 411.

Die Schlussabhandlung des Buches hat der Verf. dem religiösen und philosophischen Skepticismus gewidmet, und durch Eingehen auf den Satiriker in Prosa, **Lucian**, gezeigt, wie schon damals dieses Gebiet literarischer Produktion mit grossem Erfolg angebaut wurde. Lucian, der unter den Antoninen lebte, war in seinem Fache ein literarisches Licht ersten Ranges, und unter dem Gesichtspunkt des Verf. der letzte grosse Moralist der Zeit des Verfalls.**) In drei Abschnitten bezweckt der Verf. über die Erbärmlichkeit

*) S. Jul Janin, La Poésie et l'éloquence à Rome. Dazu vergl. unsere Anzeige, Heidelb. Jahrbb 1865. S. 458.

**) Französischerseits gilt die Uebersetzung Lucian's von Talbot für die beste; wir Deutsche halten uns an Wieland. Der Originaltext wird von Dindorf (bei Bernh. T.) besorgt.

Digitized by Google

jener altgewordenen und kranken Gesellschaft, welche sich selbst nicht kannte und so wenig ihren eigenen Untergang ahnte, Aufklärungen zu geben. Im ersten charakterisirt er die Werke Lucian's, und das Lob, was er seinem Scharfblicke und seiner geweckten Darstellung zollt, ist ebenso begründet, wie die Parallele zwischen Plutarch und Lucian, und diese Parallele endet mit der Rückkehr zu seinem Urtheile über Lucian, der auf eigene Rechnung Krieg gegen Alles führt, was die Vernunft und seinen gesunden Menschenverstand beleidigt. S. 416 ff. *„Ses ouvrages, courts, légers, d'un style preste et agile, semblent faits pour courir, pour passer de main en main, et, par leur forme variée, leur brièveté amusante, rappellent le talent de nos pamphlétaires et de nos journalistes. Si Plutarque doit être regardé comme le dernier des anciens, Lucien peut être appelé le premier des modernes.“* S. 419. Eine kurze Uebersicht über das Leben Lucians, seine Jugend, seinen Beruf, seine Reisen durch Asien, Griechenland, Gallien, Italien, seinen Aufenthalt in Rom, S. 419 ff., lassen wohl begreifen, woher dieser Frondeur im Namen der Vernunft seine Pointen hatte. Er gelangt dann schliesslich*) zu einem öffentlichen Amte mit der Aussicht auf die Präfektur Aegyptens**), schon ein Mann von über sechszig Jahren, was allerdings, wie der Verf. bemerkt, beweist, *„qu'à cette époque l'opinion des grands et du souverain tolérait toutes les licences de la pensée, et pardonnait même au sacrilége, pourvu que la politique fût respectée.“* S. 423. Er soll noch achtzig Jahre alt geworden sein. Eine Tradition, betreffs seines Todes, wird bezweifelt. S. 424.

Der Verf. geht die Geschichte der Angriffe auf die heidnische Religion durch, und sieht in den Dichtern und Philosophen die Vorgänger Lucian's. S. 424 ff. Was die Lucianische Methode betrifft, so charakterisirt sie der Verf. so: *„Dans ses attaques contre les dieux, sa stratégie fut aussi neuve qu' habile. Il ne fit pas rire à leurs dépens par légèreté, ... il ne leur fit pas non plus la guerre au nom d'une métaphysique savante ou d'une morale épurée, comme Lucrèce ou Sénèque; il se proposa simplement, pour les faire juger et les couvrir de mépris, de l e s m o n t r e r t e l s q u ' i l s é t a i e n t. .... Il employa le procédé de ces politiques frondeurs qui, pour discréditer un gouvernement ou un monarque, recueillent la chronique scandaleuse des palais. Il fut, si l'on peut ainsi parler, le Brantôme, le Saint-Simon ou le Tallemant de la cour céleste.“* S. 427. Nun folgt zum Beweise eine Reihe von Proben aus den Götterdialogen, welche die Götter ihres Decorum's entkleiden, womit sie die Emphase der Superstition und die Etiquette und der ganze Ballast *(ce cortége de)* schöner Beiwörter und home-

---

*) Unter Commodus, nach 180.

**) Geboren war er zu Samosata (j. Schemisat) im Jahr 117 (nach La Croze und Dusoul), sollte Bildhauer werden, wählt aber das Rechtsstudium, und wird Advokat. Meist in Gallien, dann in Athen (von 154—165). Wohnt 165 an den Olympien der Selbstverbrennung des Peregrinus bei.

Digitized by Google

rischer Ausdrücke begabt hatte, ohne jedoch in Parodie auszuarten. Man hat Lucian mit Voltaire verglichen, und der Verf. ist so wenig geneigt, die Aehnlichkeiten zu bestreiten, dass er es für überflüssig hält, ein Wort darüber zu verlieren, S. 437, nur dass Voltäre nicht Mass kennt, wie Lucian, sondern sogar die rührendsten Geschichten, die der Schonung bedurften, travestirt, und dadurch die Poesie verhöhnte.*) Dass das Heidenthum trotz der Philosophie und trotz dieser unerhörten Geissel Lucians noch fortbestand, bewies nur das tiefe Bedürfniss desselben in Ermangelung von etwas Besseren. Zuletzt warnt der Verf. noch davor, Lucian uns als einen Ungläubigen vorzustellen, der sich begnügt, die Kindereien des Cultus und die Anstössigkeiten der Göttergeschichte zu enthüllen. Demgemäss unterscheidet er zwei Arten von Pamphlets, nämlich persiflirende und phantastische. Zu den letzteren gehören Icaromenippus und Timon. Im zweiten Abschnitt schildert der Verf. Lucian als Feind der Philosophen, S. 449, weil sie anders reden als sie lehren, und weil sie Alle einander widersprechen, und der Philosophie selber wegen ihrer Abentheuerlichkeiten. S. 458. Es fehlt noch, Lucian in seinem Verhältniss zu dem Christenthum zu kennen, und diesem Zwecke dient der dritte Abschnitt. S. 463. Das Christenthum musste er durch die gegen dasselbe seit einem Jahrhundert befohlenen Verfolgungen in und ausser Rom und auch durch Umgang kennen. Davon handelt dieser Abschnitt; keine Citate, alles Mosaik. „*Ainsi, grâce à Lucien,* so sagt der Verf., *nous connassisons l'état de la société antique au deuxième siècle de l'ère chrétienne. Le paganisme, envahi de tous côtés, est transformé par des superstitions étrangèrs, déshonoré par des pratiques occultes et surtout miné, ici par l'incrédulité là p a r l a r e l i g i o n n o u v e l l e.* ...... und diese? .... sie fährt fort *à recruter dans l'ombre les paisibles ennemis de ce vieil établissement qui semble tomber de lui-même.*“ S. 473. Er schliesst mit dem sehr bedeutenden Ausdruck: „*Le monde ancien n'a plus de génie que pour se condamner ou pour se moquer de lui-même*, um damit auf Juvenal und Lucian hinzuweisen. S. 476. Ohne die nicht ganz verhehlte Hinbiegung auf die französische Moralistik, wie Bossuet und Fenelon sie begründet haben, zu Gunsten der Originalität der Letzteren übersehen zu wollen, müssen wir doch sagen, dass der Verf. die Objectivität der e x a c t e n Darstellung sich bewahrt hat. Wenn er seine Fähigkeit, die Logistorici des Alterthums à la Varro und Cicero wieder zu erwecken und anzubauen, hat in diesem Buche an den Tag legen wollen, so ist ihm dies mit Erfolg gelungen!

---

*) Daher ist es sehr richtig, was der Verf. sagt: „*Après Voltaire, il a fallu rétablir ce qu'on appelle les beautés du christianisme; il n'était pas besoin, après Lucien, qu'un Chateaubriand païen vînt restituer à la fable sa vérité poétique*“ S. 438.

Heidelberg, im Juni 1866. **Dr. H. Doergens.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Gott und der Mensch. Leib und Seele. Grundzüge einer Psychologie des Menschen. Leipzig, T. O. Weigel. 1866. XXIV und 725 S. gr. 8.

Von allen Theilen der Philosophie ist in unserer Zeit keiner so oft und von so verschiedenen Standpunkten ausgehend bearbeitet worden, als die Psychologie. Bald war es ein realistischer, bald ein idealistischer, bald ein vermittelnder Standpunkt, von welchem man das Räthsel vom Wesen der Seele und ihrem Verhältnisse zum leiblichen und geistigen Dasein zu lösen versuchte. Vor Allem ist nach des Referenten Ansicht festzuhalten, dass, wenn auch ein Parallelismus zwischen dem leiblichen und geistigen Dasein unleugbar existirt und dieser bis in die kleinsten Einzelnheiten verfolgt werden kann, doch von vornherein beide sich in einer Person vereinigt darstellende Charaktere des Lebens so verschieden sind, als die Sprache selbst und der durch sie sich offenbarende Begriff den Stoff und die Kraft, die Ausdehnung und das Denken, die Bewusstlosigkeit und das Bewusstsein, Nothwendigkeit und Freiheit, Geist und Materie unterscheiden. So verschieden aber die beiden Charaktere des menschlichen Lebens, Animalität und Vernunftanlage, sind, so sind sie doch in einer Person und für dieses Dasein zu einem Leben geeinigt. Es ist der Mensch weder Leib ohne Geist, noch Geist ohne Leib; ja in dem Begriffe: Mensch liegt schon nothwendig die innere, lebendige Geschlossenheit des Leibes und Geistes, wenn auch das Bewusstsein beide deutlich unterscheidet. Die Charaktere des Leiblichen und Geistigen im Menschen zeigen sich, so lange Leben da ist, in unaufhörlicher Entwickelung, in unaufhörlichem Werden. Wo nichts ist, kann nichts werden, nichts sich entwickeln. Das Werden ist nicht ein Bewegen vom Nichtsein zum Sein als Entstehen oder vom Nichtsein zum Sein als Vergehen, sondern ein Uebergehen von einem Sein in ein anderes Sein. Der Mensch, der Leib, der Geist sind ein Werdendes. Werden, Sein sind abstracte Begriffe, sie verwirklichen sich erst in dem Werdenden, Seienden, also in dem Individuellen. Jeder Mensch, jeder Leib, jeder Geist ist dieser und kein anderer. Es muss also der bestimmten einzelnen Erscheinung oder Wirkung, dem bestimmten, einzelnen Werdenden ein bestimmtes Etwas zu Grunde liegen, als individuell Seiendes, welches die Ursache dieses individuell Werdenden ist. Dieses Etwas ist die Seele, sie ist ein Thätiges, thätig im Leibe und Geiste. Geist und Leib sind erscheinende Thätigkeiten, Producte der Thätigkeit der Seele.

Digitized by Google

Die Seele bildet sich den Körper aus dem organischen Stoffe, sie entwickelt sich zum selbstbewussten Geiste. Sie ist das individuelle Sein, welches dem leiblichen und geistigen individuellen Werden zu Grunde liegt. Da ihre Entwickelung nach einer doppelten Seite, nach der realen und idealen, stattfindet, so muss auch in der Seele eine doppelte Grundkraft liegen, die organische Bildungskraft (in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit — Temperament) und die geistige oder Vernunftentwickelungsfähigkeit (Talent im weitesten Sinne). So ist die Seele die Einheit und der Grund des leiblichen und geistigen Daseins und Werdens. Von diesem Standpunkte aus hat der Unterzeichnete schon früher in seinem Lehrbuche der Psychologie, die leiblichen und geistigen Entwickelungen des Lebens zu erklären, versucht, indem er den Parallelismus aus einer Einheit, dem individuellen einheitlichen Lebensgrunde der Seele, welche den organischen Stoff zu ihrer Bethätigung vorfindet, abzuleiten bemüht war.

Das vorliegende Werk des um die Entwickelung unserer neueren Philosophie, Aesthetik und Literärgeschichte hoch verdienten Herren Verf. gehört zu den vorzüglichsten psychologischen Lehrbüchern der Gegenwart; es gründet sich durchaus auf selbstständige, von Geist und Gelehrsamkeit gleich sehr zeugende Forschungen und spricht sich mit derselben Entschiedenheit gegen die Herbart'sche, wie gegen die materialistische Seelenlehre aus. Mit schlagenden Gründen wird die Unhaltbarkeit dieser Ansichten erwiesen und von dem Herrn Verf. der Weg eingeschlagen, welcher in unserer Zeit der allein richtige sein kann, die naturwissenschaftlichen Leistungen und Erfolge für die Philosophie nicht zu ignoriren, sondern im Gegentheile den Leser auf's Genaueste damit bekannt zu machen und auf ihrer Grundlage die Seelenlehre in derselben bewährten Weise aufzubauen, wie er früher in seinem gediegenen Werke: Gott und die Natur, an welches sich das vorstehende Buch würdigst anreiht, durch die Naturwissenschaft die Gottesidee und das göttliche Leben begründete. Mit Freuden begrüssen wir darum diese neue treffliche Leistung des ebenso unermüdet als erfolgreich thätigen Herrn Verfassers.

Mit Recht wird von demselben in der Einleitung der Materialismus, wie der Spiritualismus, als eine »blosse Hypothese« bezeichnet. Diese Behauptung wird in »dem Sinne« genommen, in welchem »alle Erklärungen der gegebenen Erscheinungen mehr oder minder begründete Hypothesen sind.« Eben so wahr ist es, dass der Materialismus mit der Entscheidung »der Frage nach dem Sein und Wesen der Seele steht oder fällt.« Diese Frage aber hat die Psychologie zn beantworten. Mit vielem Scharfsinn wird gezeigt, dass der Materialismus in seinen Consequenzen sich als wissenschaftliche Theorie selbst vernichtet, dass er aber erst dann als widerlegt betrachtet werden kann, wenn seine Gründe widerlegt sind. Diese aber werden von den neueren Materialisten aus den

Digitized by Google

Ergebnissen der physiologischen Forschung hervorgeholt. Darum hat die psychologische Forschung mit der Kritik der physiologischen Forschung zu beginnen.

Auf diesem Wege, welcher von der Grundlage der Ergebnisse der Naturwissenschaften ausgeht, will der Herr Verf. eine idealistische Lebens- und Weltanschauung aufbauen, d. h. »darthun, dass der Seele gegenüber dem Leibe, dem Geiste gegenüber der Natur nicht nur ein selbständiges Dasein, sondern auch die Herrschaft nicht blos gebühre, sondern auch thatsächlich zustehe.« Gegen den Vorwurf des Dualismus, den man dieser Unterscheidung machen könnte, wird richtig bemerkt: »Wäre der Dualismus das Resultat streng wissenschaftlicher Forschung, so müssten wir ihn, wenn er uns auch noch so unbequem wäre, doch gelten lassen und zusehen, wie wir mit ihm auskommen. Ihn völlig zu beseitigen ist ohnehin unmöglich; vielmehr involvirt ihn im Grunde jeder Unterschied und dass die so genannten psychischen Erscheinungen von den organischen, die geistigen von den natürlichen unterschieden sind, ist eine unleugbare Thatsache. Es handelt sich mithin nur darum, ob der Unterschied zwischen Leib und Seele, Geist und Natur, Gott und Welt zum negativen Gegensatze, zu einer Zerklüftung in ein unvereinbares Hüben und Drüben ausschlägt, oder ob er nur Unterschied ist und bleibt, der die immanente lebendige Beziehung des Unterschiedenen in sich trägt. Es handelt sich um den Begriff des Unterschiedes selber, um die Frage, ob nicht der Unterschied und damit eine unterscheidende Urkraft eine ebenso nothwendige, ursprüngliche, ewige Bedingung alles Seins ist, wie die Einheit.«

Mit derselben Ruhe, mit welcher der Herr Verf. durch seine den Ergebnissen der Naturwissenschaft selbst entnommenen Gründe das Unhaltbare des Materialismus darthut, nach welchem, wie Vogt sagt, der Gedanke von dem Hirne ausgeschieden wird, wie die Galle von der Leber und der Urin von den Nieren, oder nach L. Feuerbach der Mensch ist, was er isst, oder der Gedanke nach Moleschott als Umsetzung des Hirnstoffes angesehen werden muss, spricht sich der Herr Verf. auch gegen jene einseitig idealistische Speculation aus, welche mit dem Zauberworte des reinen Gedankens allen Thatsachen der Erfahrung entgegen die Räthsel der Wissenschaft auflösen und Wunder durch neue Wunder erklären will. Es giebt und gab allerdings im Gebiete der Philosophie Leute genug, welche aus sich heraus die Welt construiren wollen, anstatt die Macht der Thatsachen anzuerkennen und für diese durch besonnene Forschung auf dem Wege der Erfahrung die wissenschaftliche Begründung aufzusuchen. Solche idealistische Phantasten, deren Gottlob jetzt immer eine kleinere Zahl wird, betrachten Alles, was von der Erfahrung ausgeht, als einseitigen Realismus, gemeinen Empirismus, überwundenen Standpunkt, während die materialistischen »jüngsten Hypopheten der Philosophie«, Alles »alten abgestandenen

Digitized by Google

Kohl nennen, was nicht dem fortgeschrittenen Zeitalter, d. h. ihrer eigenen materialistischen Ansicht entspricht.« Mit Recht gelten dem Herrn Verf. Thatsachen und logisch stringente Folgerungen mehr, als alle Machtsprüche der hoch fliegenden Speculation und eines gewissen materialisirenden Zeitgeistes. Jenes Streben, die einseitigen Anschauungen des Realismus und Idealismus zu überwinden, die relative Wahrheit des einen mit der relativen Wahrheit des andern zu einer höhern die Gegensätze vereinigenden und dennoch nicht vernichtenden Einheit zu verbinden, zieht sich als Grundgedanke durch alle philosophischen Arbeiten des Herrn Verf. hindurch. Wie in seinem ersten Hauptwerke: Gott und die Natur, hat er auch in diesem zweiten, dem ersten völlig ebenbürtigen mit der gleichen Vorurtheilslosigkeit, dem gleichen wissenschaftlichen Ernste der Forschung und der gleichen Gründlichkeit den Realismus als den Träger und das Organ des Idealismus, den Leib als den Träger und das Organ der Seele nachgewiesen.

Nach einer kurzen Einleitung über das Verhältniss des Materialismus und Spiritualismus, so wie des modernen Materialismus zum französischen des 18. Jahrhunderts und über die Art der Widerlegung desselben sowohl als die Nothwendigkeit einer Kritik der Ergebnisse der neuesten physiologischen Forschungen in Bezug auf eine unbefangene Seelenlehre (S 1—14) theilt der Herr Verf. das vorliegende Werk in zwei Theile, den physiologischen (S. 15—273) und den psychologischen (S. 274—725).

Gegen die Annahme eines seelischen Wesens wird der doppelte Zweifel erhoben, ob der Seele eine »selbstständige reelle Existenz dem Leibe gegenüber zukomme« und ob nicht »die psychischen Erscheinungen nur physische« seien. Diese Zweifel werden durch die Resultate der Naturwissenschaft nach der Meinung der Materialisten verstärkt. Die Psychologie, welche mit diesen Zweifeln und ihrer angeblichen naturwissenschaftlichen Begründung zu beginnen hat, muss zweierlei Fragen genügend beantworten, 1) was die Naturwissenschaft unter »reellem Dasein« verstehe und 2) worin die »Kräfte und Funktionen des Organismus bestehen«, welche nach den naturwissenschaftlichen Ergebnissen die so genannten »psychischen Erscheinungen« hervorbringen sollen. Da die Beantwortung dieser Fragen ins Gebiet der Physiologie fällt, so muss darum der physiologische Theil dem psychologischen vorausgehen. Zudem kann weder der Streit des Materialismus und Spiritualismus ohne Begründung durch jenen ersten Theil entschieden, noch die in so enger Wechselwirkung mit dem Leibe stehende Seele ohne Kenntniss der physiologischen, Grund legenden Ergebnisse und eine richtige Beurtheilung derselben irgendwie erkannt werden.

Der erste oder physiologische Theil zerfällt in vier Abschnitte.

Der erste Abschnitt dieses Theiles behandelt das Wesen des Stoffes und den Begriff des Organismus und zwar:

Digitized by Google

1) Stoff und Kraft (S. 15—39), 2) den Begriff des Organismus (S. 40—65), der zweite Abschnitt den menschlichen Leib in seiner Beziehung zu den psychischen Erscheinungen (S. 66—92), der dritte das Nervensystem und die Seele (S. 93—153), der vierte die Sinnesorgane und deren Funktionen in ihrer psychologischen Bedeutung (S. 154—273).

Unter den allgemeinen Begriff des Stoffes werden die Materie als handgreifliche Masse, die Molecüle und Atome gefasst. Die Atome sind die »letzten, schlechthin unwahrnehmbaren, elementaren, mechanisch und chemisch untheilbaren Grundtheilchen«. Sie sind wägbar und unwägbar. Ist die Materie das Substrat der Dinge, so sind die Atome das Substrat dieses Substrates. Das Palpable in der Natur ist also aus Unpalpabelm bestehend, da die Materie aus Atomen zusammengesetzt ist. Dem Wahrnehmbaren liegt ein Unwahrnehmbares, dem Sinnlichen ein Un- oder Uebersinnliches zu Grunde. Es kann also für immateriell nicht mehr das gelten, was sinnlich unwahrnehmbar ist, weil sich auch das Materielle als ein in seinen letzten Elementen sinnlich Unwahrnehmbares darstellt. Der Widerspruch, der in der Verbindung eines sinnlich Unwahrnehmbaren zu einem sinnlichen Wahrnehmbaren liegt, wird durch die Kraft gehoben. Der Satz, dass keine Kraft ohne Stoff ist, wird widerlegt, da der Stoff selbst Kraftäusserung ist. Der Stoff ist die Widerstandskraft oder vis inertiae. Sie ist die erste fundamentale Bestimmung alles Seienden (S. 37), dieses selbst aber ein Centrum von Kräften, zusammengehalten durch eine Kraft der Einigung, die Widerstandskraft (S. 38). Der Stoff ist also nichts an sich von der Kraft Verschiedenes (S. 39). Er ist nur die mit irgend einer Kraft geeinigte Widerstandskraft. Die Seele braucht also nur mit einer ihr inhärirenden Widerstandskraft verbunden zu sein. Sie hat nicht nöthig, sich dem Tastgefühl bemerklich zu machen, da weder die Molecüle noch die Atome, aus denen die Materie besteht, noch die Imponderabilien handgreiflich erscheinen. Die Seele kann, als ein Centrum von Kräften, eben so unzusammengesetzt oder einfach, wie alle Atome, sein. Freilich ist einstweilen die Möglichkeit einer solchen Beschaffenheit der Seele nicht die Wirklichkeit (S. 40). Nach einem der grössten Chemiker unserer Zeit, Liebig, herrscht im Organismus eine besondere Kraft, die Lebenskraft. Schon die Begriffsbestimmung und die Kriterien für den Unterschied des Organischen und Unorganischen von Seite der Gegner der Lebenskraft involviren die letztere. Gestaltung und Bewegung sprechen für die Lebenskraft. Sie entspringt zuletzt aus einem innern spontanen Antriebe (S. 50). Es zeigt sich in Bewegung, Bildung und Entwickelung der Organismen, wie in ihrer Reaction auf äussere Reize Planmässigkeit. Im Organismus liegt ein Gesetz der Entwickelungsstufen und ein innerer Antrieb zu ihrer Verwirklichung (S. 53). Das Planmässige wird im Process des Wachsthums, der Ernährung, der Fortpflanzung, so wie in der

Digitized by Google

innern und äussern Beschaffenheit der organischen Gebilde nachgewiesen. Der Organismus ist sich selbst Zweck.

Der Herr Verf. geht im zweiten Abschnitt, in welchem er vom menschlichen Leibe in seiner Beziehung zu den psychischen Erscheinungen handelt, zum Nachweise der Verwandtschaft des menschlichen und thierischen Organismus über und weist den durch die verschiedene Ausbildung des Gehirns bedingten Unterschied des Menschen vom Thiere nach (S. 69), er deutet die verschiedene Grösse und Structur des Gehirns, die Differenz der Gehirnwindungen, die verschiedene Thätigkeit des menschlichen und thierischen Gehirns, die Kreuzung der Körpernerven beim Eintritt ins menschliche Gehirn, die grössere Weite des Camper'schen Gesichtswinkels und die intensivere Wechselwirkung mit der Aussenwelt beim menschlichen Gehirne an. Es wird ferner auf die Sprache und den aufrechten Gang hingewiesen. Mit vollem Rechte wird hervorgehoben, dass die Physiologie selbst ihre Unfähigkeit einer Erklärung oder Definition der psychischen Erscheinungen eingesteht, in gleicher Weise, dass keine Analogie zwischen einem organischen Vorgange und der Thätigkeit des Bewusstseins besteht (S. 79). Die Kraftäusserungen der Natur oder die Bewegungen sind den Thätigkeiten des Bewusstseins diametral entgegengesetzt. Es zeigt sich bei letzterem spontane Selbstthätigkeit im Gegensatze zu äusserm Anstoss. Selbst die berühmten Forschungen Du Bois-Reymonds hinsichtlich der Nerventhätigkeit nennt Ludwig nur »Anfänge und Bruchstücke zu einer Theorie der Nerven« (S. 83). Die Physiologie ist bis zum gegenwärtigen Augenblicke nicht im Stande, den Ursprung der auf die Nervenreizung folgenden Empfindung und eben so wenig die Nervenreizung selbst zu erklären. Ton, Farbe, Geruch, Geschmack sind an sich ein Anderes, als das ist, als was sie empfunden werden. Die Empfindung ist nach dem Geständnisse der berühmtesten Physiologen physiologisch unerklärbar. Darum sieht sich selbst die Physiologie zur Annahme eines unbekannten Etwas, das als Agens zum physiologischen Vorgang hinzukommen und die Empfindung veranlassen muss, genöthigt (S. 91).

Im dritten Abschnitte (vom Nervensystem und der Seele) werden die verschiedenen Medien der Nervenreizung, die Gliederung des Nervensystems, die verschiedene Bestimmung des sympathischen Rückenmarks- und Hirnnervenreviers, das Gehirn als nächstbetheiligtes Organ der psychischen Kraft, der Unterschied der Nervenzellen und Nervenfasern, der sensibeln und motorischen Nerven, die centripetale und centrifugale Bewegung des Nervenreizes und deren Geschwindigkeit behandelt (S. 93—98). Es wird auf naturwissenschaftlicher Grundlage bewiesen, dass die Nervenreizung als solche und die Empfindung keineswegs zusammenfallen (S. 99). Das Gehirn ist κατ' ἐξοχήν das Centralorgan des gesammten Nervensystems (S. 101). Es wird sodann gezeigt, dass

Digitized by Google

Empfindung und willkürliche Bewegung nur im Gehirne zu Stande kommen, das kleine Gehirn wird als motorisches, das grosse Gehirn als Medium der intellectuellen Functionen der Seele, einzelne Theile des letzteren als Medien der Sprache und des Gedächtnisses dargestellt (S. 107—110). Die angeführten naturwissenschaftlichen Ergebnisse zeigen zur Evidenz, dass die Annahme einer Aequivalenz und Vertauschbarkeit der psychischen und organischen Kräfte als eben so unhaltbar erscheinen muss, als es sich mit den Thätigkeiten der einen psychischen Kraft einerseits, wie mit den Wirkungen der psysikalischen und chemischen Kräfte anderseits in gleicher Weise verhält (S. 111—114). Wie es nämlich verschiedene Thätigkeitsweisen derselben psysikalischen und chemischen Kräfte giebt, so sind auch verschiedene psychische Thätigkeitsweisen anzunehmen, welche zwar »auf verschiedene Impulse durch verschiedene Organe vollzogen werden, aber nichts desto weniger von Einer Kraft ausgehen, von Einer Kraft beherrscht, gelenkt, disponirt und combinirt werden« (S. 114). Diese eine Kraft ist die psychische. Diese Einheit wird nicht nur aus dem Verhalten der psychischen Thätigkeiten, sondern auch aus der Beschaffenheit des Gehirns (S. 119) und aus der Einheit des Bewusstseins (S. 120) nachgewiesen. Der Stoff, dem die psychische Kraft inhärirt, ist kein einzelnes Atom (S. 121), kein s. g. atomistisches (materielles) Fluidum (S. 124. 130). Die Seele wird eine »einige continuirliche, nicht atomistisch zusammengesetzte, Fluidum ähnliche Substanz« genannt (S. 131). Das Atom wird als ein Centralpunkt von Kräften gefasst, das Centrum ist die Widerstandskraft. Da die Widerstandskraft eine bestimmte extensive Grösse haben muss, so muss jedem Atom eine bestimmte, wenn auch noch so kleine Ausdehnung zukommen. Dieses Centrum ist das Stoffliche am Atom, der Träger seiner übrigen Kräfte. Der Herr Verf. denkt sich nun im Gegensatze zu den materiellen Atomen ein Centrum von Kräften, das nur dadurch eine Kraft des Widerstandes übt, dass es als Kraft der Ausdehnung (Expansion) erscheint und mittelst dieser Kraft ihm nahe kommende Atome, statt ihnen zu weichen, vielmehr sie umfasst, ihre Molecüle durchdringt und dadurch bestimmte Wirkungen auf sie ausübt. Diess ist die »Substanz der Seele«, »eine Art Fluidum«, insofern stofflicher Art, als sie in ihrer Ausdehnung an ein bestimmtes Maass gebunden und nach der Erfüllung dieses Maasses durch die Aufnahme einer Anzahl von Atomen nicht mehr fähig ist, sich weiter auszudehnen und demgemäss der Aufnahme noch anderer materieller Stoffe Widerstand entgegensetzt, aber auf der andern Seite auch immateriell zu nennen, als die Seele in ihrer Thätigkeit als eine continuirliche, in sich einige, nicht atomistisch getheilte Substanz gefasst werden muss (S. 131 u. 132). Hieraus wird die Einheit des Bewusstseins erklärt, eben so auch der Generationsprocess, zugleich das Zusammenwirken der psychischen mit der Lebenskraft nachgewiesen

Digitized by Google

S. 148), auch die Möglichkeit der Einheit der psychischen Kraft und der Lebenskraft angedeutet (S. 149). Hervorzuheben ist die in der Anmerkung zu S. 149 geltend gemachte Andeutung, dass Naturwissenschaft und Physiologie nach ihren eigenen Forschungen die Unsterblichkeit der Seele nicht nur als möglich, sondern als wahrscheinlich erachten und den Glauben an dieselbe anerkennen müssen.

Die psychische Kraft ist nicht nur von ihrer physiologischen Seite im Allgemeinen, sondern auch von Seite ihrer specifisch psychologischen Thätigkeiten zu betrachten. Den natürlichen Uebergang dazu bilden die Ergebnisse der physiologischen Forschung über die Sinne, ihre Wirkungsweise und deren Bedingungen, so weit sie für die Psychologie Bedeutung haben; denn die Sinne liefern das Material für unsere specifisch psychischen Thätigkeiten.

Der vierte Abschnitt behandelt nun die Sinnesorgane und deren Functionen in ihrer psychologischen Bedeutung und zwar das Auge (154—192), das Ohr (S. 193—214), den Tastsinn, die Schmerz- und Muskelgefühle, die Druck- und Wärmeempfindungen (S. 215—240), den Geruch und Geschmack (S. 241—247), das Gemeingefühl, Stimmung, Trieb und Instinct (S. 248—271).

Von den Schlussfolgerungen des ersten oder physiologischen Theiles heben wir hervor, dass die Empfindung, die Perception, das Bewusstsein nicht nur nicht aus organischen Vorgängen zu erklären sind, sondern dass sich die Physiologie selbst zur Annahme eines Etwas genöthigt sieht, das ihrer Forschung sich entzieht, eines nicht physiologischen, nicht organischen Etwas. Die Kraft, welche diese genannten psychischen Erscheinungen hervorruft, ist eine von allen andern Naturkräften in ihrer Wirkungsweise verschiedene. Da aber keine Kraft ohne ein Substantielles bestehen kann, so muss auch für die specifisch psychische Kraft ein Substantielles angenommen werden; die Seele muss eine vom Organismus verschiedene Existenz und Qualität haben (S. 271). Seele und Leib sind nicht identisch und verhalten sich nicht, wie Kraft und Stoff, Function und Organ, zu einander (S. 273).

Der zweite oder psychologische Theil zerfällt in fünf Abschnitte.

Der erste handelt vom Bewusstsein in seinem Grund und Ursprung als Ausgangs- und Mittelpunkt der Psychologie (S. 274—362), der zweite von der bewussten Seele in ihrem Verhalten zu ihrem Körper und zu andern Körpern (S. 363—432), der dritte von der bewussten Seele in ihren Beziehungen zu sich selbst (S. 434—612), der vierte von der bewussten Seele in ihrer Beziehung zu andern Seelen (S. 614—687), der fünfte von der Seele in ihrem Verhältnisse zu Gott (S. 688—725).

Mit Recht wird im ersten Abschnitte das Bewusstsein als das »fundamentale Kriterium specifisch seelischen Lebens« bezeich-

Digitized by Google

net und jeder apriorische Inhalt des Bewusstseins verworfen. Die Empfindung ist ein Product und Leiden der Seele; sie ist von einem Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen begleitet. Durch dieses Gefühl wird die Empfindung Selbstempfindung. Das Selbstgefühl ist wohl eine Bedingung des Selbstbewusstseins, aber noch nicht das Selbstbewusstsein selber.

Das Bewusstwerden und Bewusstsein ist ein Erfolg der unterscheidenden Thätigkeit oder des Sich- in sich- Unterscheidens der Seele (S. 293). Dies wird aus physiologischen und psychologischen Thatsachen bewiesen. Beobachten und Vergleichen beruht auf dem Unterscheiden. Das Bestimmte erhält seine Bestimmtheit (Vorstellbarkeit) nur durch die unterscheidende Thätigkeit. Die Einheit des Bewusstseins ist eine unleugbare Thatsache. Die Einheit des Bewusstseins setzt die Einheit der Kraft voraus, durch die jenes entsteht, und diese Kraft ist das Unterscheidungsvermögen. Durch das Bewusstsein wird uns Etwas immanent gegenständlich; dies geschieht durch das Sich- in sich - Unterscheiden der Seele. Das Bewusstsein involvirt das Selbstbewusstsein. Das Vermögen des Sichunterscheidens ist der Kern der geistigen Wesenheit der Seele.

Im zweiten Abschnitte wird gezeigt, dass die Seele zum Bewusstsein ihrer Leiblichkeit wieder nur durch die unterscheidende Thätigkeit gelangt (S. 370). Es werden in der Auseinandersetzung des Verhältnisses der bewussten Seele zu ihrem Körper und andern Körpern 1) Wachen, Schlafen und Träumen (S. 374—388), 2) die Erscheinungen des Somnambulismus (S. 390—392), 3) die Geistesstörungen und Gemüthskrankheiten (S. 395—401), 4) die Temperamente (S. 402—408), 5) die Lebensalter und Lebensstufen (S. 409—411), 6) Mann und Weib in ihrem Charakter und Verhältnisse (S. 412—418), 7) Raçe und Nationalität (S. 419—432) entwickelt.

Der dritte Abschnitt stellt die bewusste Seele in ihren Beziehungen zu sich selbst dar.

Der Herr Verf. weist hier auf die Analogie und den Unterschied des seelischen und leiblichen Lebens hin. Empfindung und Gefühl, Trieb und Strebung, Vorstellung und Bewusstsein werden unterschieden. Es sind drei Grundelemente des Seelenlebens, Gefühls-, Vorstellungs- und Triebleben; auf diesen beruhen die besondern Vermögen der Seele. Zuerst wird das Gefühlsleben der Seele (S. 437—471), dann das Vorstellungsleben (S. 472—568), endlich das Triebleben (S. 569—612) im Einzelnen behandelt. Das Gefühl ist von der Empfindung verschieden. Jenes ist ein Afficirtwerden der Seele durch ihre eigenen Zustände und Thätigkeiten, Vorstellungen, Triebe und Strebungen (S. 438). Es ist der Erfolg des Zusammentreffens verschiedener Bewegungen und Thätigkeiten der Seele (S. 440), Lust und Unlust in Folge bestimmter Nervenreizungen sind Empfindungen (S. 441).

Digitized by Google

In der Darstellung des Vorstellungslebens der Seele werden das Erinnerungsvermögen (S. 482—496), die so genannte Ideenassociation (S. 497—536), die Einbildungskraft und die Phantasie (S. 537—568) unterschieden. Es wird jene verkehrte Ansicht der Herbart'schen Schule widerlegt, nach welcher die Vorstellungen als selbstständige Elemente betrachtet werden, welche, nachdem sie einmal entstanden, unabhängig von der Seele und ihrer Thätigkeit nach eigenen Normen und Gesetzen sich vereinigen, verschmelzen, in Reihen sich gliedern, in Complexe zusammengehen, aber auch sich scheiden, einander gegenüber treten, sich gegenseitig zu verdrängen suchen. Mit Recht wird diese von Herbart aufgestellte, von Beneke, Fortlage u. A. angenommene Lehre von den Vorstellungen eine blosse Hypothese genannt. Mit gleichem Rechte wird dieser willkürlichen und wissenschaftlich unbegründbaren Theorie, welche das Vorstellungsleben in die Vorstellungen anstatt in das Vorstellende verlegt, die wissenschaftliche Berechtigung durch ein genaues Eingehen in die von den Anhängern jener Lehre aufgestellten Gründe abgesprochen. Die Erinnerung ist bei der ersten Bildung unserer Vorstellungen mitwirksam, sie ist eine Fähigkeit des Bewusstseins. Nicht auf der Selbstbewegung unserer Vorstellungen, sondern auf einem Verhalten und Thun der Seele beruht das Wiedereintreten der Vorstellungen. Die Thatsachen selbst, auf welche sich die Herbartianer berufen, beweisen das Gegentheil der Theorie von der Selbstbewegung der Vorstellungen (S. 481). Wenn man von der »Schwelle« des Bewusstseins spricht, so ist kein Ort oder Raum da, welchen die Vorstellungen betreten oder wieder verlassen, so dass die Seele bei dem Kommen oder Gehen derselben den müssigen Zuschauer spielte. Die Selbstbeobachtung des wechselnden Inhalts der Vorstellungen unseres Bewusstseins zeigt auch nicht die geringste Spur von dem »Sichverdrängen«, Ringen und Streiten der Vorstellungen um den Eintritt in das Bewusstsein. Aeussere Einflüsse, Nervenreize, Sinnesempfindungen, Affectionen der Seele vermitteln den Inhalt und Wechsel des Bewusstseins. Das Interesse, das Streben, der Wille der Seele wendet sich diesen oder jenen Vorstellungen zu. Der Erinnerung fähig ist diejenige Vorstellung, von der wir bei ihrer ersten Entstehung zugleich das Bewusstsein gewonnen, dass sie Inhalt unseres Bewusstseins geworden ist (S. 486). Selbst ein unklares und unbestimmtes Bewusstsein genügt dabei. Dagegen sind alle Vorstellungen der Erinnerung unfähig, deren Dasein im Bewusstsein bei ihrem ursprünglichen Entstehen uns nicht zum Bewusstsein kam (S. 487). Der Unterschied zwischen Erinnerungsvermögen und Gedächtniss ist nur ein quantitativer. Durchaus unhaltbar ist die Hypothese von den »Resten«, »Residuen«, »Spuren« der Vorstellungen, welche eine Mitbedingung zu ihrer erneuerten Selbstbewegung abgeben sollen. Ref. stimmt vollkommen dem bei, was der Herr Verf. S. 496 sagt: »Die Annahme (dieser Spuren)

Digitized by Google

ist zu deutlich nach der Analogie eines Vorrathskastens gebildet, als dass sie auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen könnte. Sind wir uns bewusst, dass wir jetzt eine Vorstellung von diesem oder jenem bestimmten Inhalt haben, sind wir uns ebenso bewusst, dass sie jetzt verschwindet und eine andere eintritt, so haben wir eben damit auch das Bewusstsein, dass wir die Vorstellung gehabt haben. Dies Bewusstsein bleibt in demselben Sinne, in welchem das Bewusstsein überhaupt bleibt. Nur so fern es den vergangenen Vorstellungen gilt, die wir gehabt haben, gehört es ebenfalls der Vergangenheit an und ist in sofern von dem gegenwärtigen Bewusstsein oder dem Bewusstsein der gegenwärtigen Vorstellungen zu unterscheiden. Aber nicht es selbst als Bewusstsein, sondern nur seinem Inhalte nach gehört es der Vergangenheit an: es selbst als Bewusstsein, nur eben als Bewusstsein eines nicht gegenwärtigen Inhaltes, bleibt bestehen und tritt daher unmittelbar hervor, sobald der gegenwärtige Inhalt schwindet oder den vergangenen selbst herbeizieht (und damit vergegenwärtigt). Will man dieses Bleiben, diese Dauer Gedächtniss nennen, so haben wir wiederum nichts dagegen. Nur muss man dabei festhalten, dass dies Gedächtniss nicht nur kein Aufbewahrungsraum, sondern auch nicht einmal ein besonderes Vermögen der Seele ist, dass es vielmehr dasselbe Bewusstsein ist, welches als Gedächtniss die Vorstellungen behält, sie als Erinnerungsvermögen sich wieder vergegenwärtigt, d. h. dass es die bewusste Seele selbst ist, welche sich bewusst ist, Vorstellungen gehabt zu haben und welche unter Umständen, Bedingungen sich dieselben wieder vergegenwärtigt. Nur, weil diese Bedingungen nicht bei allen Vorstellungen, die wir gehabt haben, zutreffen, und, weil sie, obwohl an sich vorhanden, in vielen Fällen durch besondere Umstände am Eintreten verhindert werden, vermögen wir uns nicht aller Vorstellungen zu allen Zeiten zu erinnern.«

So leben die Vorstellungen nicht in der Seele, sondern die Seele lebt in ihren Vorstellungen. Das Bewusstsein ist nie ohne Vorstellungen. Die Ideenassociation beruht nicht auf der Selbstthätigkeit der sich an einander nach ihrer Aehnlichkeit reihenden Vorstellungen, sondern kommt von der Thätigkeit der Seele selbst, welche diese Vorstellungen aneinander knüpft. Die Seele übt nach dem Interesse, das sie dieser oder jener Vorstellung zuwendet, jene Thätigkeit, welche die Vorstellungen verbindet, verschmilzt, scheidet, löst, schwächt, hemmt oder verdrängt. Allerdings liegt der Anlass zur Bildung unserer dinglichen Anschauungen in der constanten Gleichzeitigkeit bestimmter Sinnesperceptionen. Nur kann man daraus das nicht folgern, was die Herbart'sche Psychologie will, dass sich diese stets gleichzeitigen Perceptionen oder Einzelvorstellungen von selbst, durch die eigene ihnen innewohnende Kraft zu einer Gesammtvorstellung verschmelzen. Die Seele selbst bemerkt, dass gewisse Perceptionen stets zusammen

Digitized by Google

auftreten und in ihrer Beziehung nach Aussen auf einen und denselben Ort hinweisen und sie selbst verbindet nun durch ihre eigene Thätigkeit diese Perceptionen zu einer Gesammtanschauung. Die Vorstellungen werden nach der Herbart'schen Theorie hypostasirt, wie die Ideen der Platonischen Philosophie. Man macht ohne Grund, ja gegen das eigene Bewusstsein, gegen Selbstbeobachtung und Beobachtung anderer Producte zu Producenten, Wirkungen zu Ursachen. Vorstellungen können nur auf der einen Seite hinsichtlich ihres letzten Materials von dem kommen, was vorgestellt wird, hinsichtlich der Verbindung, Verschmelzung, Trennung, Lösung kommen sie von dem, was vorstellt, also verbindet, verschmelzt, trennt, löst. Die gegen die Herbart'sche Theorie vorgebrachten Widerlegungsgründe (S. 517 ff.) sind schlagend. Selbst die dem Anscheine nach zufälligen Ideenassociationen oder so genannten Einfälle lassen sich als Producte der Seelenthätigkeit nachweisen und entstehen in keiner Weise durch die Selbstthätigkeit der Vorstellungen. Die Gesetze der Ideenassociation sind nicht auf die Selbstthätigkeit der Vorstellungen, sondern auf die Selbstthätigkeit der Seele zurückzuführen. Die Seele hat den natürlichen Trieb, das Gleiche und Aehnliche aufzusuchen und zu verbinden (S. 528). Einfälle und Ideenassociation, Erinnerungsvermögen und Gedächtniss, Forschen und Untersuchen, Urtheilen, Begreifen und Verstehen, Reflectiren und Nachdenken sind nur verschiedene Arten der Ausübung der Herrschaft der Seele über ihre Vorstellungen. Sie sind nur Bethätigungen derselben Kraft, des Vorstellungsvermögens. Auch die Einbildungskraft gehört zu den Bethätigungen des Vorstellungsvermögens. Sie ist diejenige Seite desselben, »kraft deren die Seele eine bestimmende, leitende, modificirende Macht über alle ihre einzelnen Vorstellungen besitzt und diese Macht je nach ihren eigenen Zuständen, Verhältnissen, Interessen auszuüben vermag« (S. 536—537). Sie schafft keine neuen Elemente. Sie wirkt bestimmend, ausscheidend, vereinigend und frei combinirend. Die Thätigkeit ist nicht absolut frei, sondern motivirt und geleitet von Trieben, Strebungen, Gefühlen, von den Interessen des Menschen. Die Einbildungkraft heisst »Phantasie«, wenn sie als productiv von ethischen Interessen, ethischen Gefühlen und Strebungen, ethischen Begriffen und Ideen geleitet und bestimmt wird (S. 557). Den Ursprung derselben hat die ethische Wissenschaft nachzuweisen. Die ethischen Vorstellungen sind das Material der Phantasie, den Antrieb und die Richtung der Thätigkeit erhält diese von den Trieben, der Lust am Ausserordentlichen und der Freude am wohlgegliederten Ganzen. Die Einbildungskraft ist mit der den Leib gestaltenden Kraft der Seele Eins.

Im Triebleben der Seele werden die verschiedenen Triebe (S. 569—592) und das Streben, Begehren, Wollen (S. 592—612) behandelt. Der Trieb führt auf Kraft und Bedürfniss zurück und geht auf Selbsterhaltung. Es giebt so viele

Digitized by Google

Triebe, als es Kräfte oder Vermögen giebt. Es werden 1) die sinnlichen oder Empfindungstriebe (Trieb nach Bewegung, Ruhe, nach Regelmässigkeit des Wechsels, Wiederholung der Zustände, nach Selbsterhaltung im engern Sinne, nach Genuss), 2) Gefühlstriebe (Geschlechtsliebe), 3) Vorstellungstriebe (Neu- und Wissbegierde, Spieltrieb, Vorstellungstrieb und die Freiheit) unterschieden.

Ref. ist hier nicht der Ansicht, dass es einen »Trieb und ein Bedürfniss nach Unlustempfindungen« giebt (S. 579). So scharfsinnig die dafür angeführten Gründe sind, so erscheinen sie doch Ref. nicht überzeugend, und es bleibt der alte Satz der Cyrenaiker stehen, der in dem Wesen der menschlichen Natur begründet ist, dass der Mensch nach nichts mehr als nach Lust strebt, und nichts mehr flieht, als die Unlust. Dass Wechsel von Lust und Unlust zum Leben gehört, wenn dieses in Kraft bleiben und Interesse behalten soll, dass continuirliche Lust oder Unlust alles und jedes Interesse verlieren muss, ist gewiss. Aber es ist deshalb doch nicht die Unlust, die wir wollen, die der Trieb erstrebt, es ist nicht das Bedürfniss der Unlust, welches wir empfinden; sondern es ist der Uebergang aus einer Art von Lust in eine andere, wornach wir streben. Der Wechsel der Lust und Unlust ist wohl in der Organisation der endlichen Wesen und der äussern Welt begründet, und kommt von selbst, ohne dass wir nöthig haben, darnach zu streben. Jeder Mensch wird es für unmöglich halten, dass er ein Bedürfniss nach Unlust fühlen könne, wohl aber das Bedürfniss der Beseitigung einer bestimmten, monotonen Lust durch ein anderes Lustgefühl. Darauf aber, was dem menschlichen Bewusstsein als Bedürfniss unmöglich scheint, kann der Trieb, wenigstens der bewusste Trieb, nicht gehen. Sprechen aber können wir doch nur kaum von Trieben, deren wir bewusst werden. Man wird wohl schwerlich einen Trieb, nach Krankheit, unangenehmen Empfindungen, Unglück u. s. w. im Menschen annehmen können, da sein Streben nicht nur mit freiem Willen, sondern selbst unwillkürlich auf die Verwirklichung des Gegentheils geht.

Vortrefflich ist die psychologische Entwickelung der Freiheit des Willens aus dem Bewusstsein (S. 601 ff.).

Der vierte Abschnitt (von der bewussten Seele in ihren Beziehungen zu andern Seelen) enthält 1) die natürlich socialen Triebe und Gefühle (S. 614—625), 2) die ethischen Gefühle, Vorstellungen und Strebungen (S. 625—658), 3) Erziehung und Bildung des Menschen (Erziehung des Kindes, des Erwachsenen, (S. 661 bis 687).

Der Herr Verf. geht von dem Nachweise aus, dass alle socialen Verhältnisse auf primitiven, natürlichen und ethischen Trieben und Gefühlen beruhen. Als solche werden der Geschlechtstrieb und die Geschlechtsliebe, der Geselligkeitstrieb, der Trieb, das eigene Selbst als solches geltend zu machen, bezeichnet. Mit dem Ge-

Digitized by Google

schlechtstriebe und der Geschlechtsliebe hängt das ursprüngliche menschliche Bedürfniss der Ehe und des Familienverbandes zusammen, das in der erweiterten Familienliebe als Stammsympathie, Nationalgefühl, Patriotismus, allgemeine Menschenliebe erscheint. Der Geselligkeitstrieb ist allen psychischen und physischen Trieben beigemischt. Er offenbart sich im Wissens-, Freiheits-, Thaten-, Nachahmungs- Genusstrieb und den selbstischen Trieben. Der Trieb, das Selbst als solches geltend zu machen, begründet das Gemeinleben. Die sociale Seite unseres Vorstellungslebens ist die Bedingung der Sprache, der Entwickelungsgrund der Wissenschaft, so wie der Grund der öffentlichen Meinung und ihrer Macht. Die sociale Seite des Darstellungstriebes zeigt sich als Quelle der Kunst.

Was die ethischen Gefühle, Vorstellungen und Strebungen betrifft, so beruht der Ursprung von Recht, Gesetz, Sitte zunächst auf einer ursprünglichen, wenn auch beschränkten Allgemeinheit (Gemeinschaft) des Willens. Das Motiv desselben ist im Gefühl des Seinsollenden, einer der Seele inhärirenden Bestimmung, entsprungen. Die Ursprünglichkeit dieses Gefühls beweisen die Thatsachen der Reue und des Pflichtgefühls. Das Gefühl des Seinsollenden ist die Grundlage des Gewissens, aller ethischen Gefühle, des Rechts- und sittlichen Gefühls, des Gefallens und Missfallens sittlicher oder unsittlicher Handlungen, des sittlichen Selbstgefühls und des Tactes, des Schönheitsgefühles, es ist Motiv für Berechtigung und Fortbildung, wie Bedingung für die Entstehung unserer ethischen Vorstellungen. Als doppelte Aufgabe der Erziehung wird die Entwickelung des Geistes und die Bildung des Charakters bezeichnet. Das Ziel der geistigen Erziehung ist die Ausbildung der ethischen Begriffe. Alle Erziehung soll Anleitung zur Selbsterziehung sein (S. 676). An die Erziehung des Kindes reiht sich die Selbsterziehung des Erwachsenen. Hier wird auf die äusseren Umstände oder Schicksale, die Wahl des Berufes und Berufsarbeit, Ehe und Familienleben, Freundschaft und Geselligkeit, Gemeindeverband, Volks- und Staatsleben aufmerksam gemacht und gezeigt, dass der Kern der menschlichen Persönlichkeit durch den Willen bestimmt und bedingt ist.

Der fünfte und letzte Abschnitt handelt vom Verhältniss der Seele zu Gott. Es handelt sich hier nur um die psychologische Seite der Religion in ihren Grundelementen. Unverkennbar zeigt sich eine Analogie und Beziehung zwischen den ethischen Ideen und den religiösen Vorstellungen. Die religiöse Vorstellung ist in ihrer Ausbildung die höchste ethische Idee. Der Gottesbegriff bezeichnet das Ideal der höchsten Vollkommenheit. Die Idee der Vollhommenheit ist die »ethische Fundamentalkategorie« (S. 689). Der Unterschied der religiösen Vorstellung von der ethischen besteht darin, dass in jener das Ideal, welches sie Gott nennt, in einem »höchsten Wesen verwirklicht ist, das nicht

Digitized by Google

nur zur Welt und Menschheit in Beziehung steht und über Wohl und Wehe des Menschen Macht hat, sondern auf dessen reellem Dasein die gegebene Wirklichkeit, Beschaffenheit, Ordnung der Welt selbst beruht« (S. 688 u. 690). Das Gefühl des Seinsollens involvirt die Gefühlsperception des Daseins Gottes. Das religiöse Bewusstsein ist ein allgemeines geistiges Eigenthum der Menschheit, und nicht die äussere Natur, sondern der im Menschen liegende und in seinem Wesen begründete Gottglaube ist die Quelle der Religion. Die letzte Quelle des Gottglaubens ist die Einwirkung des göttlichen Lebens auf die Seele. Dargestellt werden die ob- und subjective Seite des religiösen Gefühles, die Verwandtschaft zwischen Kunst und Religion, das Wesen der Andacht, Verhältniss zwischen dem religiösen und ethischen Gefühle und ihre Ergänzung. Der Widerspruch zwischen dem religiösen und sittlichen Bewusstsein liegt nicht im Gefühle, sondern nur in den religiösen und sittlichen Vorstellungen des Menschen. Durch die von der »Natürlichkeit« oder »Sinnlichkeit« desselben ausgehenden »mächtigeren Affectionen der Seele« wird die Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen getrübter und unvollkommener. Nur durch das ethische und religiöse Gefühl können irrige ethische und religiöse Vorstellungen berichtigt werden. Mit vollem Rechte wird das religiöse und ethische Gefühl, die unmittelbare Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste, auch als die nothwendige Grundlage und Bedingung jeder anderweitigen (mittelbaren) Offenbarung betrachtet. Wer könnte ohne diese Grundlegung die Wahrheit von Täuschung und Irrthum unterscheiden? Ein solcher Nachweis gehört aber, wie richtig angedeutet wird, nicht mehr in's Gebiet der Psychologie, sondern der Religionsphilosophie und der Ethik, inwiefern jene mit diesen zusammenhängt. So wird der Mensch in dem vorliegenden zweiten Hauptwerke des Herrn Verf. in derselben Weise auf Gott zurückgeführt, wie die Natur nach dem ersten Hauptwerke ihre letzte Begründung in Gott findet. Beide sich so eng an einander anschliessende und wechselseitig ergänzende Werke erhalten zum Ausgangspunkte die Forschungen der neuern Naturwissenschaft und zum Zielpunkte die geläuterte, wissenschaftliche Auffassung und Begründung der Gottesidee.

Die Form ist einfach und möglichst präcis, wie dieses mit Recht von wissenschaftlichen Werken gewünscht wird; dennoch wird die vorliegende Arbeit auch dem »nicht philosophisch geschulten«, gebildeten Leser nicht nur keine Schwierigkeiten bieten, sondern das Interesse desselben in hohem Grade anregen und den Denker zu weiterem Forschen über die hier mit so glücklichem Erfolge behandelten hochwichtigen Gegenstände veranlassen.

Wir wünschen diesem trefflichen Buche, das die wichtigsten Resultate auf der Grundlage der neuesten Naturwissenschaft gleich ferne von einem oberflächlichen Materialismus wie von den Träumereien eines einseitigen phantastischen Idealismus gewonnen hat, die grösst-

Digitized by Google

möglichste Verbreitung unter allen Freunden der Wissenschaft und wissenschaftlichen Bildung. **v. Reichlin-Meldegg.**

Literaturberichte aus Belgien.

Neutralité de la Belgique par Ferd. Eeners. Brüsselles 1864. Chez tous les libraires im Selbstverlage.

Herr Eeners, ein in Brüssel für die Wissenschaft und den Fortschritt der Menschheit lebender unabhängiger Gelehrter zeigt hier die Unzweckmässigkeit der Belgischen Neutralität, welche durch den Tractat der Grossmächte vom 15. November 1831 festgestellt worden, welche der Herr Verfasser für durchaus illusorisch erklärt, wobei aber dennoch im Budget jährlich über 40 Millionen auf die Landes-Vertheidigung und das Heer verwandt worden sind; so dass bei aller Neutralität von 1839 bis 1864 gegen 900 Mill. Franken auf das Departement des Krieges aufgewendet worden sind. Der Herr Verf. hat Recht, denn die Geschichte der Niederlande seit dem Wiener Congresse spricht nicht für die Klugheit mancher Diplomaten, welche lange das Schicksal Europas leiteten, da im Jahr 1830 die Losreissung Belgiens mit seinen Festungen von Holland stattfand, mit dem es verbunden, ein Bollwerk gegen Frankreich bilden sollte. Herr Eeners hat daher Recht, die Neutralität Belgiens für illusorisch zu erklären, auch hat derselbe geistreiche Schriftsteller schon in früheren Schriften sich auf dem Gebiete der Politik bewegt, und führen wir nur an:

La politique d'equilibre par F. Eeners. Brusselles 1863.

indem er die Politik des Gleichgewichts in einem Briefe an den König der Belgier beleuchtet. Vorher hatte er »Le ministère de 1857 et la France« herausgegeben, und »Le Paradis terrestre.« Seine früheren ein nicht unbedeutendes Aufsehen machenden Schriften betreffen meist kirchliche mit vielem Geist behandelte Gegenstände. **Neigebaur.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueber das Vorkommen von phosphorsaurem Kalk in der Lahn- und Dillgegend, mit besonderer Berücksichtigung des Vorkommens bei Staffel, Amts Limburg. Von C. A. Stein, Bergmeister in Diez. Mit einer lithographirten Tafel. (Aus den Jahrbüchern des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau, Heft XIX und XX). Wiesbaden, Julius Niedner, Verlagshandlung. 1865. 8. S. 46.

Bekanntlich gewinnt der phosphorsaure Kalk, wo er in derben Massen (als sog. Phosphorit) reichlich vorkommt eine hohe technische Bedeutung, da das Mineral mit vielem Erfolg zur Verbesserung des Bodens dient. Aber es gibt nur wenige Gegenden wo dies der Fall. Beispiele bieten Krageroe in Norwegen, wo man im Jahre 1855 an 6 Millionen Pfund Phosphorit gewonnen und nach England verschifft hat, ferner die gewaltigen Lagerstätten des Minerals bei Caceres und Montanchez in Spanien. Namentlich fehlte es bis jetzt in Deutschland an bauwürdigen Vorkommnissen des Phosphorit; um so grössere Bedeutung erlangen daher die im Sommer 1864 in den Lahn-Gegenden durch den Grubenbesitzer Meyer in Limburg beim Schürfen auf Braunstein entdeckten und bereits in ansehnlicher Verbreitung nachgewiesenen Lagerstätten von Phosphorit. Das Vorkommen des Minerals beschränkt sich nicht auf die Umgebung von Staffel, sondern dehnt sich weiter an der Lahn aus, in den Gemarkungen Steeten, Niedertiefenbach, Diez, Dehren bis in die Dill-Gegenden bei Medenbach.

Der Phosphorit findet sich bei Staffel in dichten Massen, in nieren- nnd traubenförmigen Partien, so wie als Ueberzug auf dolomitischem Kalk und Dolomit, endlich in bis zu einem Zoll dicken Lagen zwischen den Gesteins-Schichten. Die Farbe ist sehr verschieden, am häufigsten gelbbraun. Besonders merkwürdig ist aber ein grünes, durchscheinendes Mineral, welches in schönen traubigen oder stalactitischen Gebilden, als rindenförmiger Ueberzug auf dem gelbbraunen, gemeinen Phosphorit sich einstellt. Wenn schon die physikalischen Eigenschaften dieser Substanz es wahrscheinlich machen, dass es eine besondere Species, so wird durch die chemische Untersuchung solches bestätigt. Nach einer im Laboratorium des Geh. Hofrath Fresenius durch Forster angestellten Analyse besteht das Mineral aus: 85,10 basisch phosphorsaurem Kalk, 0,07 phosphorsaurem Eisenoxyd, 0,6 phosphorsaure Thonerde, 7,25 kohlensaurer Kalkerde, 6,26 Fluorcalcium und 1,40 Wasser. Da das Mineral hauptsächlich bei Staffel vorkommt,

Digitized by Google

so hat der Verf. vorliegender Schrift den Namen **Staffelit** dafür vorgeschlagen.

Ueber das Vorkommen des Phosphorits gibt **Stein** — der als wohlerfahrener Bergmann bekannt — eine ausführliche, auf eigener Anschauung gegründete Beschreibung, von mehreren Profilen begleitet. Der Phosphorit bildet, gewöhnlich von Schichten eines tertiären, plastischen Thons bedeckt, Ablagerungen über dolomitischem Stringocephalen-Kalk oder Dolomit. Diese Ablagerungen besitzen die Form sehr ausgedehnter und lang gestreckter Nester und sind meist nur durch kurze, taube Zwischenmittel oder Lettenbestege von einander getrennt. Die Lagermasse zeigt sich dicht und fest, so dass zur Gewinnung des in grossen Wänden brechenden Minerals Sprengarbeit erforderlich ist. Zuweilen stellen sich drusenartige Hohlräume in den Phosphorit-Massen ein die mit dem traubigen Staffelit ausgekleidet sind. — An den meisten der übrigen vom Verf. aufgezählten Orten tritt der Phosphorit unter ähnlichen geologischen Verhältnissen, in der mittlen Abtheilung des devonischen Systemes, an Kalksteine und Dolomite gebunden auf.

Was die Bildungsweise der Phosphorit-Lager betrifft, so lassen sich hierüber verschiedene Ansichten aufstellen. Am wahrscheinlichsten ist, dass der Phosphorit, analog manchen Eisen- und Manganerz-Lagerstätten, seine Entstehung einer Auslaugung des Nebengesteins verdankt.

Für die nassauische Industrie ist jedenfalls die Entdeckung dieser ausgedehnten Ablagerungen des Phosphorit von grosser Bedeutung. Bereits sind innerhalb eines Jahres auf den Gruben von Staffel 50,000 Centner gezogen worden. **G. Leonhard.**

Tabellen zur Bestimmung der Mineralien nach äusseren Kennzeichen Herausgegeben von Albin Weisbach, Professor an der Bergakademie zu Freiberg. Leipzig, Verlag von Arthur Felix. 1866. 8. S. 113.

Wir besitzen bereits mehrere Schriften, in welchen eine Anleitung zum Bestimmen der Mineralien gegeben ist und zwar theils nach krystallographischen, theils nach chemischen Eigenschaften. Der Verfasser hat nun in vorliegendem Werke einen anderen Weg eingeschlagen: die physikalischen Eigenschaften als Grundlage zur Bestimmung zu benutzen. Zu diesem Behufe sind die Mineralien in drei grössere Tabellen gebracht, deren erste (S. 1—26) die metallisch glänzenden umfasst, die zweite (S. 26—54) die Mineralien halbmetallischen und gemeinen Glanzes, welche farbiges Streifpulver geben, endlich die dritte (S. 54—96) alle gemeinglänzenden Mineralien vom farblosem Strich enthält. Es zerfallen die drei Haupttabellen wieder in einzelne, in welchen die einzelnen Mine-

Digitized by Google

ralien nach der Härte geordnet sind, indem die weichsten den Anfang, die härtesten den Schluss machen.

Ein vorgelegtes Handstück wird nun in folgender Weise vermittelst der Weisbach'schen Tabellen bestimmt: zuerst hat man die Art des Glanzes, den Grad der Härte, den Strich und bei metallischem Habitus auch die Farbe zu ermitteln; sobald diese Kennzeichen aufgefunden wird man durch die Tabellen in der Wahl auf eine geringere Anzahl von Mineralien beschränkt, aus denen das Richtige nun meist ohne Schwierigkeit zu bestimmen, besonders wenn die Krystall-Form deutlich. Fehlt dieser Anhaltspunkt ist die Erkennung misslicher, hauptsächlich dann, wenn das Mineral zu denen von gemeinem Glanze und farblosem Strich gehört. Wegen der grossen Zahl solcher Mineralien hat der Verf. noch Anhangs-Tabellen zu Hülte genommen (S. 98—109), in welchen man das Verhalten der Mineralien beim Erhitzen im Glaskolben, gegen Wasser und Salzsäure und den Grad ber Schmelzbarkeit angegeben findet.

In Weisbachs Tabellen sind fast nur solche Mineralien aufgeführt, die in Deutschland und den angrenzenden Staaten vorkommen, mit Ausschuss aller ganz seltenen. Sehr zweckmässig ist es, dass die häufigsten Mineralien durch grossen Druck, die weniger häufigen durch mittleren vor den selteneren, klein gedruckten unterschieden sind. **G. Leonhard.**

Das Berg- und Hüttenwesen im Herzogthum Nassau. Statistische Nachrichten, geognostische, mineralogische und technische Beschreibungen des Vorkommens nutzbarer Mineralien, des Bergbaues und des Hüttenbetriebes. Herausgegeben von F. Odernheimer, herzoglich nassauischem Oberbergrath. Drittes Heft. Mit einem Plane. Wiesbaden. C. W. Kreidels Verlag. 8. 1865. S. 305—474.

Von der Tendenz und dem ganzen Plane dieser Zeitschrift, so wie von dem Inhalt der beiden ersten Hefte haben wir bereits Bericht erstattet. Das vorliegende dritte bildet den Schluss des ersten Bandes und bringt eine Anzahl interessanter Mittheilungen.

Im ersten Abschnitt (Statistik), folgen zunächst Uebersichts-Tabellen über die Production der Bergwerke und Hütten vom Jahre 1864. Es ergibt sich aus solchen für das Jahr 1864 gegen das Vorjahr abermals eine erhebliche Steigerung des Geldwerthes der Gesammt-Production in Nassau um nahezu eine halbe Million Gulden. Daran reihen sich — als weitere Belege — Specialberichte über die Ergebnisse der Bergwerks- und Hütten-Industrie; ferner Tabellen über die Verunglückungen bei dem Bergwerksbetrieb vom Jahre 1828 bis einschliesslich 1864, von Giebeler zusammenge-

Digitized by Google

stellt, woraus hervorgeht, dass bei der dreissigjährigen Durchschnitts-Berechnung von 1831 bis 1860 einschliesslich 0,869 oder für ein Jahr ein Unglücksfall auf 1150 Mann Belegschaft kommt. Es ist hiebei allerdings zu berücksichtigen, dass in Nassau kein Bergbau auf Steinkohlen besteht, welcher bekanntlich die meisten Opfer mit sich bringt.

Der zweite Abschnitt, »geognostische und technische, allgemeine und specielle Beschreibungen der Mineral-Vorkommen und der Bergwerke« enthält: 1) Stippler, Beschreibung des Braunstein-Vorkommens im Bergmeisterei-Bezirk Diez, ein Aufsatz der sich an einen früheren über den nämlichen Gegenstand im zweiten Hefte reiht. 2) Höchst, über das Vorkommen von plastischem Thon in der Gegend von Diez. Im Gebiet des älteren rheinischen Schiefergebirges, meist Thonschiefer mit Bänken von Sandstein, finden sich mehrere bauwürdige Thonlager. Gewöhnlich liegt unter der Dammerde eine Schicht unreinen, eisenhaltigen Thones, die eine Mächtigkeit von einigen Fussen bis zu mehreren Lachtern erreichen kann, der zuweilen eine Sandschicht von 5 bis 20 Fuss folgt. Unter dieser erscheint alsdann der brauchbare Thon, und zwar zuerst rother Thon, sodann der edle weisse Thon. Beide Ablagerungen können eine Mächtigkeit von 2 bis 4 Lachtern erreichen und sind oft durch Sandschichten getrennt. Der Verf. theilt einige Analysen des Thons mit und gibt alsdann eine specielle Beschreibung der einzelnen Mulden. 3) Wenckenbach, das Braunkohlen-Vorkommen im Bergmeisterei-Bezirk Diez.

Am Schlusse des dritten Heftes erstattet der Herausgeber, Oberbergrath Odernheimer den Mitarbeitern seinen Dank für die kräftige Unterstützung der Zeitschrift und stellt das baldige Erscheinen neuer Hefte in Aussicht. **G. Leonhard.**

Albius Tibullus, im Versmaasse der Urschrift übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Anton Eberz, Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M. Frankfurt am Main. J. D. Sauerländer's Verlag. 1865. VIII und 173 S. in 8.

Der Verfasser, der schon früher einige Proben einer Uebersetzung Tibullischer Elegien veröffentlicht hatte, lässt hier eine Uebersetzung des Ganzen folgen; er hat dabei zunächst Gebildete im Auge gehabt, welche nicht in der Lage sind, das lateinische Original zu lesen, und doch Tibull's Elegien näher kennen lernen wollen, und für diese sind die am Schlusse der Uebersetzung beigefügten Anmerkungen, wie die vorausgeschickte Einleitung berechnet, welche Fragen berührt, deren Erörterung auch für den Philologen von Interesse sein dürfte. Bei der Uebersetzung selbst,

Digitized by Google

welcher die Ausgabe von Dissen unter Berücksichtigung der neueren Ausgaben von Haupt und Rossbach zu Grunde gelegt ist, war das Streben dahin gerichtet, »dass die Uebersetzung treu, aber zugleich deutsch werde«: in wie weit es gelungen, die hier entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, wird sich aus den weiter unten vorzulegenden Proben am besten ergeben: dass »noch immer Viel zu thun bleibt, wenn jene Weichheit und Zartheit der Färbung, jener Schmelz der Töne, jenes Empfindungsvolle, was Tibull so sehr auszeichnet, auch in unserer Sprache erreicht werden soll«, glauben wir dem Verfasser gern, der durch fortgesetzte Bemühungen diesem Ziele näher zu kommen hofft.

Die Einleitung (S. 1—66) hat es zunächst mit dem Leben des Tibullus und all' den daran sich knüpfenden Fragen zu thun, die in neuerer Zeit Gegenstand vielfacher Besprechung geworden sind, um so mehr als die Erörterung dieser Fragen mit der richtigen Bestimmung und Auffassung so mancher dieser Lieder zusammenhängt. Zuerst verbreitet sich der Verf. über das Wenige, das uns aus Tibull's Leben bekannt ist: in der vielbestrittenen Frage über das Geburtsjahr des Dichters entscheidet sich der Verf. dahin, das Jahr 700 u. c. (54 vor Chr.) als »ungefähres Geburtsjahr« anzunehmen, ohne damit unbedingt die Ansicht von Voss, welche bis auf 695 u. c. (59 v. Chr.) zurückgeht, verwerfen zu wollen (S. 6).

Der zweite Abschnitt verbreitet sich über »die dichterischen Productionen Tibull's«: ein Gegenstand, der mit der Frage nach den unter verschiedenen Namen in diesen Gedichten erwähnten und besungenen geliebten Gegenständen des Dichters innig zusammenhängt. Nach dem Verf. hätte der Dichter zuerst seine Liebe dem Marathus, einem schönen Jüngling zugewendet, auf welchen bekanntlich drei Elegien des ersten Buches (4. 9. 8) sich beziehen: dann lässt der Verf. die Liebe zur Delia (Plania) folgen, und unterwirft die darauf bezüglichen Elegien des ersten Buches einer näheren Betrachtung: es folgen die des zweiten Buches an Nemesis, welche in die letzte Lebensperiode des Dichters verlegt werden, da Nemesis, auch nach dem Zeugniss des Ovidius die letzte Liebe des Dichters gewesen; diese Nemesis mit der von Horaz genannten Glycera zu identificiren, ist der Verf. nicht geneigt: er schliesst sich lieber denjenigen neuern Gelehrten an, welche ein vor der Nemesis gepflogenes Verhältniss annehmen, also eine dritte, dazwischen fallende Liebe, auf welche vielleicht die beiden Elegien des vierten Buches (13. 14) zu beziehen seien (S. 39). Die Elegien des vierten Buches hält der Verf. (mit Ausnahme des ersten auf Massala bezüglichen Gedichtes, das mit andern unzweifelhaft unächten in die Sammlung der Gedichte Tibull's gekommen; s. S. 8) für ächt, und verlegt ihre Abfassung unmittelbar nach dem Ende der Liebe zu Delia und den darauf bezüglichen Elegien des ersten Buches. Was nun aber das dritte Buch betrifft (S. 50 ff. 57 ff.), so schliesst sich der Verf. denjenigen Gelehrten an, welchen in den

Digitized by Google

Elegien dieses Buches keine Producte der Muse Tibull's erkennen; er nimmt daher einen andern Verfasser an, und zwar einen Römer (nach III, 1, 2), welcher 711 geboren worden: ob er wirklich Lygdamus geheissen, oder ein anderer Name hinter diesem, blos fingirten, stecke, will er nicht entscheiden, wohl aber der Ansicht von Haase beipflichten, welche die ganze jetzt unter Tibull's Namen vorhandene Lieder-Sammlung im Hause des Messala entstehen lässt, wo den von Tibull wirklich gedichteten und von Messala gesammelten Liedern auch andere Lieder ähnlicher Art aus dem Dichterkreise, der in diesem Hause sich sammelte, unwillkürlich beigefügt worden. Die unter Tibull's Namen gehenden priapischen Gedichte hält der Verfasser nicht für ächt und hat sie daher auch von seiner Uebersetzung ausgeschlossen.

Wenden wir uns nun zur Uebersetzung, so wählen wir als Probe die dritte Elegie des ersten Buches aus, »ein Gedicht von bewundernswürdiger Schönheit, in welchem sich die ganze Kunst Tibull's in ihrem glänzendsten Lichte offenbart«, wie der Verf. S. 20 ganz richtig urtheilt. Sie ist gedichtet von Corcyra aus, wo der Dichter, nachdem er den dringenden Wünschen Messala's, ihn auf seinem Zug nach Asien zu begleiten, nachgegeben, erkrankt liegen geblieben war, und von der Besorgniss ergriffen ist, in fremdem Lande sterben zu müssen:

Ohne mich werdet ihr ziehn durch Aegäische Fluthen, Messala;
O bleib' meiner gedenk, du mit der kriegrischen Schaar!
Mich hält krank in der Fremde gefesselt Phäacia's Eiland:
Halte die gierige Hand finsterer Tod doch zurück!
Halt' sie zurück, o du finsterer Tod! fern weilet die Mutter,
Die das verbrannte Gebein sammelt ins Trauergewand;
Fern ist die Schwester, Assyrische Düfte der Asche zu spenden
Und mit entfaltetem Haar Thränen dem Grabe zu weihn.
Nicht ist Delia hier, von d e r man sagt, dass sie vorher
Alle die Götter befragt, eh' sie von Rom mich entliess u. s. w.

Dann aber folgt Vs. 35 ff. die Schilderung des goldenen Zeitalters, des Elysium's und des Tartarus, die wir hier beifügen wollen:

Unter Saturnus Regierung, wie lebten die Menschen so glücklich,
Als man die Erde noch nicht weitem Verkehre gebahnt!
Damals wagten sich nicht in die bläulichen Wogen die Schiffe,
Und nicht boten sie dar schwellende Segel dem Wind;
Unstät suchte noch nicht den Gewinn in der Ferne der Kaufmann,
Und ausländische Fracht drückte die Kiele noch nicht.
Damals beugten ins Joch nicht kräftige Stiere den Nacken,
Nicht mit gebändigtem Maul knirschte das Ross in den Zaum;
Thüren verschlossen die Häuser noch nicht, und mit sicheren Grenzen
Schied der errichtete Stein nicht von dem Felde das Feld.

Digitized by Google

Sorglos lebte man da; denn Honig entquoll von den Eichen,
Euter, die strotzten von Milch, brachten die Schafe von selbst.
Schlachten und Zorn und Krieg, — man kannte sie nicht, und die Schmiede
Fertigten grausam nicht Schwerter mit schädlicher Kunst.
Jetzt, da Jupiter herrscht, sind Mord und Wunden beständig,
Meeresgefahr droht jetzt, Tod in unzähliger Art.
Schone mich Vater! Es setzt mich in Angst nicht irgend ein Meineid,
Auch kein lästerndes Wort, welches die Götter verletzt.
Hab' ich jedoch schon jetzt die beschiedenen Jahre vollendet,
Dann soll tragen ein Stein über der Asche die Schrift:
»Hier ruht, unbarmherzig entrafft vom Tode, Tibullus,
Als er zu Land und zu Meer seinem Messala gefolgt.«
Aber dieweil ich stets mich dem zärtlichen Amor geweihet,
Führt mich Cypria selbst hin in Elysiums Flur.
Dort herrscht Reigen und Sang, allüberall schallen die Vögel
Liebliche Lieder im Chor zart mit melodischem Ton;
Casia trägt dort selber das Feld, und in ganzen Gefilden
Spriessen aus üppigem Grund duftende Rosen empor;
Unter den blühenden Mädchen gemischt spielt heiter der Jüngling,
Und Gott Amor erregt immerfort neckenden Streit.
Dort weilt, wen nur räubrisch der Tod als Liebenden wegrafft,
Ihm schmückt Myrtengezweig stattlich das glänzende Haar.
Doch der Vorworfenen Sitz liegt tief in dem Dunkel verborgen,
Rauschend umströmt von der Fluth schwarzer Gewässer im Kreis.
Und Tisiphone wüthet von grausigen Nattern umstarret,
Allwärtshin stiebt weg ängstlich der Freveler Schwarm.
Dort zischt Ceberus laut aus Mäulern von Schlangen am Eingang,
Und an dem ehernen Thor hält er beständige Wacht.
Dort dreht rollend das Rad Ixions schuldige Glieder,
Weil er auf Juno gewagt frevelnd zu richten den Sinn.
Tityus auch liegt da, neun Hufen des Bodens bedeckend,
Der mit dem schwarzen Gedärm immer die Vögel ernährt.
Dort steht Tantalus mitten im Wasser; er meinet die Welle
Eben zu haschen, — da flieht schnell sie des Dürstenden Mund.
Danaus' Töchter daneben, sie füllen in löchrige Fässer
Stets die Lethäische Fluth, weil sie die Liebe verletzt.
Kämen doch dorthin alle, die meine Geliebte beleidigt,
Die lang dauernden Dienst mir in dem Kriege gewünscht!
Bleib' mir, ich bitte dich, treu! u. s. w.

Oder wir nehmen eine andere Probe aus der zehnten Elegie der ersten Buches, in welcher der Dichter seine Sehnsucht nach dem Frieden ausgesprochen hat:

Wer war's, welcher zuerst die entsetzlichen Schwerter erfunden?
Wahrlich, ein eisernes Herz hatte der grausame Mann!

Digitized by Google

Daher kamen die Schlachten dem Menschengeschlecht und das Morden,
Und zu dem schaurigen Tod bahnte man kürzeren Weg.
Aber der Arme verschuldete nichts; wir selber verwandten
Uns zum Leid, was er gegen die Thiere verlieh.
Nur das bereichernde Gold ist schuld! Nicht hörte man Kriegslärm,
Als noch ein buch'ner Pokal stand bei dem festlichen Mahl.
Nicht gab's Schanzen und Burgen; es konnte der Hirte noch sorglos
Hin sich strecken zur Ruh unter dem scheckigen Vieh.
Lebt' ich doch da! nicht kennt' ich die traurigen Waffen des Pöbels,
Hätte das Schlachthorn nicht pochenden Herzens gehört!
Hin in den Krieg werd' jetzt ich geschleppt, und es führet ein Feind wohl
Schon in der Hand das Geschoss, das mir die Seite durchbohrt!
Aber, o Laren der Väter, beschirmt mich! Pflegtet ihr doch mich,
Als ich, ein schwächliches Kind, euch vor den Füssen gespielt.
Seid nicht böse, dass alt ihr seid und vom Holze gefertigt;
Habt ihr so doch den Sitz unseres Ahnen bewohnt!
Damals wahrte man besser die Treu, als ärmlich und einfach
Noch aus Holze der Gott stand in dem niederen Haus! u. s. w.

Worauf Vs. 33 ff. es heisst:

Ueber die Wuth durch Kriege den finsteren Tod beeilen!
Droht er doch immer und naht leise mit schleichendem Fuss.
Unten, da gibt's nicht Saaten und Weinberg, sondern der dreiste
Ceberus haust und der Styx hässlicher Schiffer daselbst.
Bleichen Gesichts und die Wangen gefurcht und verbrannt an den Haaren
Irren an düsteren See'n unter die Schatten umher.
Wie viel mehr ist zu preisen der Mann, den im Kreise der Seinen
Unter dem dürftigen Dach lässiges Alter beschleicht!
Er folgt selber den Schafen, den Lämmern der Sohn auf die Weide,
Und ein erquickendes Bad rüstet dem Müden die Frau.
Wäre doch so mir zu leben vergönnt bis zum bleichenden Alter,
Könnt' ich erzählen als Greis Thaten vergangener Zeit!
Baue der Frieden indessen die Flur! Der beglückende Frieden
War's, der Stiere zuerst beugte zum Pflügen ins Joch.
Reben erzeugte der Frieden, er wahrte die Säfte der Trauben,
Dass noch labe den Sohn Wein von dem Vater verwahrt.

Diese wenigen Proben mögen genügen, um die Art und Weise zu zeigen, wie der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat, und da der gleiche Ton und die gleiche Behandlungsweise auch durchweg in andern Liedern sich kund gibt, so wird man zu keinem ungünstigen Urtheil über diesen Versuch, Tibull's Dichtungen in entsprechender Weise auch einem deutschen Publikum zugänglich zu machen, gelangen. Die von S. 135 an folgenden Anmerkungen ent-

Digitized by Google

halten theils sachliche Erklärungen, theils geben sie Rechenschaft über die von dem Verf. in seiner Uebersetzung in streitigen Fällen befolgte Lesart. Druck und Papier ist sehr befriedigend.

Marcus Porcius Cato der Jüngere. Ein biographischer Versuch von Fr. Dor. Gerlach. Basel. Bahnmaier's Verlag (C. Detloff) 1866. 46 S. in 8.

Bei der verschiedenen Auffassung, die auch in unsern Tagen der Mann, welcher den Gegenstand dieses biographischen Versuches bildet, erfahren hat, mag eine Darstellung, die sich rein an das Thatsächliche hält, wie es sich aus den Quellen ergibt, um so wünschenswerther erscheinen, als die moderne Geschichtschreibung, vielfach von der unbefangenen Prüfung und Benutzung der alten Quellen absehend, nach modernen Anschauungen die altrömische Geschichte und damit auch die in ihr hervortretenden Persönlichkeiten aufzufassen und darzustellen beflissen ist. Wenn auf diese Weise die alte Geschichte uns näher gerückt, im Bilde der Gegenwart aufgefasst und dadurch besser verstanden werden soll, so fehlt doch einer solchen Darstellungsweise gerade das, was bei jeder geschichtlichen Darstellung der Vergangenheit die Hauptsache sein soll, nämlich die Wahrheit (Vgl. p. 43). Der Verf. dieses Versuches ist auch in andern Schriften mehrfach gegen diese Richtung aufgetreten und hat sie mit den Waffen gründlicher Gelehrsamkeit bekämpft: auch die vorliegende Schrift kann davon Zeugniss ablegen, so wenig sie sonst in eine direkte Polemik divergirender Ansichten eingeht, wohl aber bemüht ist, in einer fliessenden, aber darum doch von aller Uebertreibung freien Sprache ein Lebensbild des Mannes zu zeichnen, der als einer der edelsten Repräsentanten des alten freien Römerthums in der Zeit seines Unterganges erscheint; und wie der Verf. ohne die Schwächen des von ihm gezeichneten Mannes zu verhehlen, im Ganzen über ihn denkt und urtheilt, mag schon aus dem schönen Urtheil des Sallustius und der von ihm angestellten Vergleichung mit Cäsar hervorgehen, mit welcher unser Verfasser sein Lebensbild beschlossen hat. Und wir glauben auch, man wird sich bei diesem Urtheil eines Zeitgenossen Cato's um so eher beruhigen können, als in dem Leben Cato's, wenn wir uns genau an das Thatsächliche der Ueberliefung halten, wie es die Grundlage der vorliegenden Darstellung ausmacht, Nichts vorkommt, was mit dieser Auffassung im Widerstreit steht. Und wie der Verf. selbst über Cato denkt, das hat er S. 12, wo er Cato's Benehmen bei Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung schildert, in folgenden Worten ausgesprochen: »Dieser Erfolg (den er nämlich durch sein im Senat abgegebenes und durch eine Rede trefflich unterstütztes Votum über

Digitized by Google

die unverweilte Bestrafung oder vielmehr Hinrichtung der Verschworenen errang) wurde für Cato entscheidend. Wie er damals seine innersten Gedanken offenbart, so wurden sie ihm der Leitstern für sein Leben. Im festen Glauben an die Heiligkeit des Rechts, im treuen Festhalten an der Verfassung mit dem Muthe des guten Gewissens und redlicher Willenskraft fühlte er sich jedem Sturm gewachsen und da der erste Erfolg seinen Erwartungen entsprochen hatte, war das Vertrauen auf die gute Sache in ihm befestigt worden. Auf der Macht der Wahrheit ruhte seine Zuversicht, oder wie Plutarchus sagt, seine Staatsgrundsätze bestanden in der Schmärmerei der Tugend im Kampfe für Recht und Gerechtigkeit.«

Unter dem Text sind die Stellen der Alten, auf welche die Darstellung basirt ist, aufgeführt, am Schluss eine Stammtafel der Gens Porcia, von dem älteren Cato an bis auf den bei Philippi gefallenen Sohn des jüngeren Cato, beigefügt, und dann folgen noch (S. 35 ff.) fünf Beilagen, die als besondere Excurse über einzelne in der Darstellung berührte Gegenstände gelten können. So verbreitet sich die erste über die verschiedenen Schriften des Alterthums, deren Gegenstand eine Lebenschilderung Cato's oder eine Rechtfertigung seines Charakters gewesen war, wobei insbesondere auf Plutarch's Biographie Rücksicht genommen wird; die zweite bezieht sich auf einige Schattenseiten im Leben des Mannes u. s. w., während die folgenden dazu dienen sollen, ungerechte Urtheile, wie sie in neuester Zeit über Cato gefallen sind, auf ihr richtiges Maass zurückzuführen. Und diess dürfte dem Verf wohl gelungen sein.

Das altgriechische Theater von Julius Sommerbrodt. Mit Abbildungen in Holzschnitt. Stuttgart, Krais et Hoffmann 1865. (Classiker Nr. 212). 80 S. in 12

Der Verfasser dieser kleinen Schrift ist der gelehrten Welt wohl bekannt durch seine gelehrten und gründlichen Studien über das althellenische Theater und die äusseren Verhältnisse desselben: in vorliegender Schrift, welche zunächst für gebildete Laien bestimmt ist, welche an den Meisterwerken des hellenischen Drama's, die auch jetzt theilweise auf unserer Bühne wiederkehren, Interesse nehmen, und auch die äussere Gestaltung der alten Bühne und Alles, was auf die Aufführung selbst Bezug hat, kennen lernen wollen, gibt er daher eine Gesammtdarstellung des griechischen Theaters in klarer und bündiger Weise, und ohne in die gewagten Vermuthungen sich einzulassen, welche auch hier mehrfach sich geltend zu machen gesucht haben: denn nur sichere Thatsachen glaubte er zur Orientirung auf diesem Gebiete geben zu dürfen. »Eine vollständige und erschöpfende Darstellung, schreibt er S. 5,

Digitized by Google

war nicht beabsichtigt; es sollte nur der Entwickelungsgang des altgriechischen Theaters in kurzen Umrissen gezeichnet und aus jeder Periode wenigstens ein charakteristischer Zug hervorgehoben werden. So ist im ersten Abschnitte der Chortanz, im zweiten die Schauspielkunst, im dritten die Pantomimik in grösserer Ausdehnung behandelt worden. Einzelne Andeutungen des Textes finden ausserdem in den nachfolgenden Anmerkungen Erklärung und nähere Begründung.« Im ersten Abschnitt schildert der Verf. den Ursprung des altgriechischen Theaters, im zweiten die Blüthezeit, im dritten den Verfall, und war diese Eintheilung schon durch die verschiedene Art der Aufführung und den Bau der Theater nöthig. Durchgeht man das Einzelne, so wird man sich bald überzeugen, dass hier die Ergebnisse vieljähriger mühevoller Forschung vorliegen, und Alles Einzelne in einer klaren und auch dem Laien verständlichen Weise behandelt ist, weshalb wir diese Schrift für die Zwecke, für welche sie bestimmt ist, mit gutem Grunde zu empfehlen vermögen. Einige Notizen über das römische Theater am Schluss des Ganzen, wären wohl nicht unerwünscht gewesen. Der gelehrte Forscher, der bei einzelnen Angaben auch die Quelle zu erfahren wünscht, findet dieselben in den Anmerkungen verzeichnet, und am Schluss derselben (S. 78) noch ein Verzeichniss aller der hier in Betracht kommenden Werke, welche in den letzten fünfzig Jahren erschienen sind. Die beigefügten Holzschnitte sind gut ausgefallen und fördern das Verständniss der in dem Werke selbst enthaltenen Angaben.

Anonymi Orestis Tragoedia. Emendatiorem edidit Jacobus Maehly. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVI. XL und 48 S. in 12.

Das lateinische, aus nicht ganz tausend Hexametern bestehende Gedicht, von welchem hier ein erneuerter Abdruck in einer äusserst netten und selbst zierlichen Form gegeben ist, war, nachdem A. Mai im Spicileg. Rom. I. p. XXXVI ff. darauf aufmerksam gemacht und die ersten fünfzig Verse mitgetheilt hatte, vollständig zuerst von C. W. Müller aus einer Berner Handschrift, angeblich des zehnten Jahrhunderts, unter Benutzung einer andern jüngeren Mailänder Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts — den beiden einzigen, bis jetzt bekannten — hervorgezogen und veröffentlicht worden: durch den Wiederabdruck soll dasselbe in einer vielfach verbesserten Gestalt einem weiteren Leserkreise zugeführt werden, der auch diesen letzten Ausläufern altrömischer Poesie das gebührende Interesse zuwendet. Das Gedicht selbst, das in der Aufschrift der Berner Handschrift als Orestis tragoedia bezeichnet ist, wahrscheinlich wegen seines tragischen, der alten Tragödie entnommenen Inhalts, erscheint als ein kleines Epos oder vielmehr

Digitized by Google

als eine epische Erzählung, welche mit der Rückkehr des Agamemnon von Troja beginnt und mit der Freisprechung des Orestes schliesst, mithin das, was Gegenstand so vieler Dramen der hellenischen Welt war, in einer erzählenden Form bietet, wie diess in den Zeiten, in welche dieses poetische Produkt fällt, kaum anders möglich war. Mag man es für eine Schularbeit oder für ein aus der Schule hervorgegangenes Muster- oder Uebungsstück halten, immerhin wird es Berücksichtigung verdienen, da die Sprache im Ganzen noch ziemlich rein gehalten ist und auch der Versbau an die Nachbildung der besten Muster früherer Zeit erinnert, wenn er auch gleich nicht frei ist von einzelnen Abweichungen und Verstössen in dem, was die Prosodie und Metrik der früheren Zeit festgestellt hatte. Der Herausgeber hat S. XXVII ff. der Praefatio darauf im Einzelnen hingewiesen und ebenso auch Abweichungen im Sprachgebrauch, in der Syntax, in einzelnen Formen u. dgl. S. XI ff. S. XIX ff. in gebührender Weise berücksichtigt, um so mehr, als darin allein ein sicherer Grund liegt, bei dem gänzlichen Mangel aller andern Spuren, die Zeit der Abfassung dieses dichterischen Products einigermassen zu bestimmen: sie würde nach des Herausgebers Ansicht (S. XXXIX) nicht vor dem Ausgang des fünften oder Anfang des sechsten zu verlegen sein, ja vielleicht selbst noch später. Die verhältnissmässig noch ziemlich reine Sprache, die von schwerfälligen und gesuchten Wendungen sich freier zu erhalten gewusst hat, möchte allerdings uns nicht über das sechste Jahrhundert hinausführen, am wenigsten aber in dem Ganzen ein Product der karolingischen Poesie erkennen lassen: denn es entfernt sich in seiner ganzen Auffassung und Haltung zu sehr von dem, was die unter Karl dem Grossen und seinen nächsten Nachfolgern wieder aufblühende römische Poesie hervorgebracht hat. Das Gedicht ist zwar noch ganz in heidnischem Sinn und Geist geschrieben, und lässt keine Spuren, die auf eine Abfassung durch einen christlichen Dichter mit einiger Bestimmtheit führen könnten, ersehen: allein daraus allein wird kaum ein bestimmter Schluss zu ziehen sein, da so manche christliche Dichter jener Zeit, wir erinnern nur an Ausonius, und selbst noch an den frommen Paulinus von Nola in ihren Poesien ganz die antikheidnische Form beibehalten, und der Verfasser dieses poetischen Stückes offenbar auch seine Bekanntschaft mit der griechischen Mythenwelt und seine Gelehrsamkeit kundgeben wollte. Wir haben alle Ursache, dem Herausgeber für seine Bemühungen zu danken, welche insbesondere auf die Herstellung eines richtigen und lesbaren Textes gerichtet, diesen von manchen Verderbnissen befreit haben, die wir hier nicht alle nahmhaft machen können. Zur Beurtheilung seines kritischen Verfahrens dient die am Schluss S. 36 ff. in der »Adnotatio« gegebene Zusammenstellung des kritischen Apparats, wie er aus den beiden oben genannten Handschriften und der Vergleichung mit dem früheren Abdruck von Müller sich ergibt. Merkwürdig

Digitized by Google

ist die Aufschrift der Mailänder Handschrift: »Horestis fabula ab enoch asculano reperta incipit«; so nach wäre zu vermuthen, dass derselbe Gelehrte, der von dem Pabst Nicolaus V. im 15. Jahrh. nach Frankreich und Deutschland geschickt worden war, um Nachforschung nach alten Classikern anzustellen und diese an sich zu bringen, auch das Manuscript dieses Gedichtes (so gut wie das Manuscript der Germania des Tacitus) nach Italien zurückgebracht, und dass von diesem Manuscript, das demnach in Rom wohl noch zu suchen wäre, die Mailänder Handschrift eine Copie bildet: denn eine Copie der Berner Handschrift kann sie nicht sein. Wir unterlassen es näher in eine Kritik der einzelnen, von dem Herausgeber theils nach Massgabe der beiden Handschriften, theils nach eigenem Ermessen veränderten Stellen einzugehen, weil wir dazu keinen Raum haben, und ein solches specielles Eingehen dem Zwecke dieser Anzeige fern liegt, die auf die neue Erscheinung, so wie sie es verdient, aufmerksam machen soll: dass aber der Text ein berichtigter und dadurch lesbarer geworden ist, können wir wohl versichern, auch wenn wir nicht in Allem Einzelnen einverstanden sind.

Varronische Studien von H. Kettner. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1863. 78 S. in gr. 8.

Zwei Gegenstände sind es, welche den Inhalt dieser Studien bilden: im ersten Abschnitt verbreitet sich der Verf. über die bei Isidor vorkommenden Stellen aus Varro's Schriften, und zeigt, dass bei weitem die Mehrzahl dieser Varronischen Citate gar nicht aus Varro selbst, sondern aus einer abgeleiteten Quelle stammen und überhaupt Varro gar nicht zu den Schriftstellern gehört, aus welchen Isidor seine Werke compilirt hat (S. 36 ff.). Der andere Abschnitt hat die verlorene Schrift Varro's De gente populi Romani libri IV zum Gegenstand, deren Abfassung der Verf. mit Andern früher um 711 u. c. ansetzte, jetzt aber lieber später, kurz vor 715, also 714 u. c. verlegen möchte, und eine äussere Veranlassung zur Abfassung der Schrift darin vermuthet, dass um 715 eine neue Säcularfeier hätte stattfinden sollen, (die aber wirklich erst 737 stattfand) und bei dem Streit darüber Varro durch seine Schrift zur Aufklärung des Sachverhaltes hätte beitragen wollen. Der Verf. geht dann weiter in eine Untersuchung über den Inhalt des Buches ein, und sucht diesen, so weit als nur immer möglich insbesondere nach Augustinus, welcher im achtzehnten Buche De Civitate Dei dieser Schrift vorzugsweise folgt und daher auch die meisten Fragmente derselben bringt, festzustellen. Die Anordnung war eine chronologische, aber der Inhalt und die Darstellung darum noch nicht ausschliesslich chronologisch (S. 40. 56): während in den zwei ersten Büchern die Begebenheiten bis zur Zerstörung

Digitized by Google

Troja's erzählt waren, ging das dritte dann über zu den Latinern und den Anhängern Rom's, das vierte enthielt die Geschichte der Könige. Wir beschränken uns auf diese allgemeine Angabe, das Nähere muss in der gründlichen Untersuchung selbst nachgelesen werden, die, indem sie von S. 63 ff. an auch eine Zusammenstellung der zu dieser Schrift gehörigen Fragmente Varro's liefert, einen sehr dankenswerthen Beitrag für die richtige und vollständige Kenntniss der gelehrten Thätigkeit Varro's liefert, und sich würdig anreiht an die der andern Schrift Varro's De vita populi Romani gewidmete gelehrte Untersuchung, die kurz zuvor, im Jahr 1863, erschienen ist. Möchte der Verf. nicht müde werden, und seine Studien über andere, verlorene Schriften Varro's in gleicher Weise fortsetzen.

Das Grossherzogthum Hessen, historisch und geographisch für Schule und Haus dargestellt von Karl Klein, Professor am Grossh. Gymnasium zu Mainz. Mainz. Druck und Verlag der Johann Wirth'schen Hof-Buchdruckerei. VIII und 114 S. in gr. 8.

Die vorstehende Schrift kann einem Jeden, der das jetzige Grossherzogthum Hessen, nach seiner Vorzeit, wie nach seinem dermaligen Bestand näher kennen lernen will, bestens empfohlen werden: denn sie gibt über beides eine so gute Uebersicht, sie vereinigt auf einem verhältnissmässig geringen Raume so Vieles, und beruht durchweg auf gründlichen Studien, oder, was den zweiten Theil betrifft, auf sicheren officiellen Daten. Es zerfällt nämlich die Schrift in zwei Theile, einen geschichtlichen und einen geographischen, der erste wiederum in zwei Abschnitte, von welchen der eine das Land rechts vom Rhein, oder die althessischen Landestheile mit den dazu geschlagenen Erwerbungen, der andere das Land links vom Rhein oder das erst seit dem Wiener Congress (1816) mit den alten Landestheilen vereinigte Rheinhessen befasst: beide Theile mussten in der geschichtlichen Darstellung nothwendig auseinander gehalten werden. Während der erste Abschnitt mit der römischen Zeit, mit Chatten und Franken beginnt, um dann zu den Hessen überzugehen und die Geschichte der Landgrafen von Hessen das ganze Mittelalter hindurch fortführt bis zu den Grossherzogen von Hessen und damit bis auf unsere Zeit, und diese ganze geschichtliche Uebersicht, in welcher Nichts Wesentliches übergangen, und Alles wohl geordnet und klar vorliegt, passend mit einer Stammtafel des Grossherzoglichen Hauses abschliesst, ist in dem andern Abschnitt insbesondere Mainz berücksichtigt, was bei der grossen Bedeutung, die diese Stadt für ganz Deutschland in früheren Jahrhunderten einnahm, wohl keiner besondern Rechtfertigung bedarf. Von der ersten Anlage der Stadt durch die

Digitized by Google

Römer nimmt die Darstellung ihren Ausgang, sie geht dann über zu der Gründung des Erzbisthums durch den heiligen Bonifacius im achten christlichen Jahrhundert, und berichtet über die weiteren Schicksale der Stadt, deren Geschichte mit der seiner Erzbischöfe so innig verbunden ist, bis auf die Zeit, wo Mainz unter französische Herrschaft kam und darauf wieder durch Einverleibung in das Grossherzogthum Hessen Deutschland zufiel. Eine Tabelle der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz macht den Beschluss dieses lehrreichen und anziehend geschriebenen Abschnittes.

In dem andern Theil der Schrift, dem geographischen, unterscheiden wir ebenfalls in zweifacher Weise einen allgemeinen und besonderen Theil. Während der erstere sich im Allgemeinen über das Land selbst und seine Beschaffenheit, Gebirge, Flüsse, Producte u. dgl. verbreitet, dann über die Bevölkerung und zuletzt über den Staat, dessen Verfassung und Einrichtung das Nöthige mittheilt, bringt der andere Theil eine eigentliche Topographie des Landes, indem nach den drei Provinzen, in welche das ganze Land eingetheilt ist, die einzelnen Kreise des Landes aufgeführt, und bei jedem derselben alle dazu gehörigen Ortschaften, Marktflecken und Städte, mit Angabe der Bevölkerung, kurzen historischen Notizen über ihre Vorzeit, Hinweisung auf alle Merkwürdigkeiten der Natur wie der Kunst u. dgl. aufgeführt werden, so dass ein vollständiges historisch-statistisches Gemälde des ganzen Landes vorliegt, welches hinreichende Belehrung gewähren kann: und wird die Einführung dieser Schrift auf Schulen gewiss von Nutzen sein, da dieselbe durch die klare Uebersicht, die sie von Allem gibt, sich dazu insbesondere eignet.

Bei dieser Gelegenheit mag es erlaubt sein, noch einer kleinen Schrift des Verfassers zu gedenken, deren Gegenstand eines der wichtigsten Baudenkmale der Stadt Mainz ist:

Die Kirche St. Stephan in Mainz. Beschrieben von Karl Klein, Prof. am Grossh. Gymnasium zu Mainz. Mainz. Druck und Verlag von G. Passet. 1866. 36 S. 8.

Das Jubelfest, das ein seit fünfzig Jahren in der Pfarrei wirkender Seelsorger feierte, gab die nächste Veranlassung zur Abfassung dieses Schriftchens, worin eine genaue Beschreibung dieser nach dem Dom jedenfalls bedeutendsten Kirche in dem jetzigen Mainz gegeben wird, deren erste Anlage bis in das zehnte Jahrhundert zurückgeht, der jetzige Bau aber dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert angehört, mithin in die frühgothische Zeit noch fällt. Und hat der ehrwürdige Bau alle Stürme der Zeiten überdauert, er ist mehrfacher Beschiessung bei den Belagerungen der Jahre 1689 und 1793, und zuletzt noch der furchtbaren Pulverexplosion im Jahre 1857 widerstanden, bei diesem Ereigniss freilich nicht ohne nahmhafte Beschädigung, die aber die erfreuliche

Digitized by Google

Veranlassung gab, das Ganze in der alten, einfachen und würdigen Weise wiederherzustellen: wodurch der Eindruck, den die Kirche in ihrem Innern macht, nicht wenig erhöht worden ist, während auch von Aussen diese Kirche schon durch ihre Lage auf einer Anhöhe, die einen weiten Ueberblick über die ganze Stadt gewährt, imponirt. Der Verf. gibt eine genaue Beschreibung der Aussenseite des Baues, wie auch des Inneren, mit allen seinen Merkwürdigkeiten, er hat namentlich auch auf die Inschriften, welche in dieser Kirche sich noch vorfinden, ein besonderes Augenmerk gerichtet und dieselben in seine Darstellung aufgenommen. So bietet die kleine Schrift auch ein weiteres Interesse für die kunstgeschichtliche Forschung überhaupt, und kann darum auch weiteren Kreisen zur Beachtung empfohlen werden.

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern dargestellt von H. A. Berlepsch. Dritte Auflage. Für den Reisegebrauch redigirt. Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. Jena. Hermann Costenoble 1866. 286 S. in 12.

Wir können bei dieser neuen Auflage füglich auf unsere Anzeige der beiden früheren (in diesen Blättern Jhrg. 1860. S. 865 ff. und 1862. S. 461) verweisen, indem Inhalt und Charakter des Buches darin dargelegt ist, und auch im Einzelnen die schönen Bilder der Alpenwelt, welche in dieser Schrift in eben so einfacher als anziehender Weise uns vorgeführt werden, nahmhaft gemacht sind. Die vorliegende neue Auflage in kleinerem Format und weniger luxuriösem Druck ist geeignet, diese schönen Schilderungen auch einem grössern Publikum zugänglich zu machen und dessen Interesse für die grossen Naturwunder des Alpenlandes in noch höherem Grade zu erregen. Da die neue Ausgabe »für den Reisegebrauch« bestimmt ist, so sind daher einige kürzere Abschnitte weggefallen, welche für diesen Zweck minder entsprechend erschienen, wie z. B. der Abschnitt: Kastanienwald, eine Nebel-Novelle, Rother Schnee, Holzschläger und Flösser, und eben so ist auch hier und dort bei den einzelnen Abschnitten Einiges weggefallen, was auch füglich wegfallen konnte, und von keiner wesentlichen Bedeutung ist. Das Uebrige findet sich mit einigen stylischen Aenderungen in diesem Wiederabdruck zusammen, dem wir, gleich den früheren Abdrücken, recht viele Leser wünschen, die ergriffen von diesen Schilderungen sich dann lieber selbst zur Betrachtung dieser Naturwunder, wie sie die Alpenwelt bietet, wenden, oder sich an der Erinnerung laben, welche diese Schilderungen unwillkürlich hervorrufen. Niemand wird, ohne befriedigt zu sein, von der Lectüre der Schrift scheiden.

Digitized by Google

HEIDELBERGER
JAHRBÜCHER
DER
LITERATUR.

Neun und fünfzigster Jahrgang.

Zweite Hälfte.

Juli bis December.

Heidelberg.
Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1866.

Digitized by Google

Nr. 31 HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Besserung auf dem Wege der Individualisirung. Erfahrungen eines Praktikers über den Strafvollzug in der Gegenwart — von ***Eugen d'Alinge.*** *Leipzig. 1865. Verlag von J. A. Barth. X und 115 S. kl. 8.*

Wenn wir an diese Schrift einige Betrachtungen anknüpfen und zugleich die sehr eingehende Beurtheilung derselben durch einen Berufgenossen ihres Verf., den Strafanstaltdirektor von Valentini zu Delitzsch, (die 46 Spalten der »Strafrechtzeitung« 1865. Heft 8 und 9 füllt) überall berücksichtigen, so bestimmt uns dazu unter Anderm auch die Hoffnung, vielleicht Einiges dazu beitragen zu können, dass zwei anerkannt tüchtige Männer auf die schwachen Seiten ihrer Ansichten und Bestrebungen aufmerksam werden, sei es, dass sie darin von Einander abweichen oder übereinstimmen. In einer grundwichtigen Ueberzeugung wenigstens stimmen Beide — zum Unterschied von der grossen Mehrzahl der Juristen — mit fast sämmtlichen Strafanstaltbeamten und mit uns überein: darin, dass das Ziel jeder Strafe vor Allem in der Besserung der Sträflinge zu suchen sei! Das Leben selbst hat sehr natürlich jene Männer, denen der Strafvollzug anvertraut ist, von den Fesseln der Schule und ihren überlieferten falschen Lehren eher befreit als Diess bei Jenen zu hoffen war, die nur mit der Fällung gesetzmässiger Strafurtheile zu thun hatten und nur ausnahmweise in den Fall kamen, die Früchte der Gesetze und Urtheile im Leben kennen zu lernen, — Früchte die um so schlimmer waren und sein mussten, je strenger die Verwaltung einer Strafanstalt am Buchstaben festhalten zu müssen glaubte. Und, wenn es trotz Alledem, trotz allen vorgeschriebenen Massregeln der Unmenschlichkeit und des Unrechts, z. B. den im Urtheil zuerkannten gesetzmässigen Strafschärfungen, doch nach und nach besser geworden ist, wenn die Menschlichkeit und das wahre Recht wenigstens einigermassen beim Strafvollzug zur Geltung gelangt sind, dann ist Das wahrlich nicht das Verdienst der noch im Argen liegenden Gesetze und Urtheile, sondern der Verwaltung der Strafanstalten, die sich dem Einfluss der fortgeschrittenen Bildung und Rechtseinsicht unsrer Zeit nicht in gleichem Masse verschlossen hatte, wie die zünftige Rechtsgelehrsamkeit. Diese und nicht jene machen wir daher vor Allem verantwortlich für so vielen schreienden Unfug, dem wir noch immer in zahlreichen Strafanstalten begegnen. Wie der Verf. diese unsre so überaus deutlich zu erkennen gegebene Meinung so missdeuten konnte, wie er es S. 7 gethan hat, um uns sogar zum

Digitized by Google

»Vertreter« der herrschenden Ansichten von Recht und Strafrecht zu stempeln, bleibt uns ein ebenso grosses Räthsel als dass er später glauben konnte, wir wollten den gebührenden Einfluss der Strafanstaltverwaltung beschränken (S. 112), da wir doch der Sache nach die Dauer der Freiheitstrafen entschieden von dem Gutachten derselben abhängig machen, obwohl der Form nach (die hier, wie immer, das Recht gegen Willkür zu wahren hat) durch ein zweites Urtheil die nothwendige Abkürzung oder Verlängerung der Strafe ausgesprochen wissen wollen. Selbstverständlich muss Beides, ebenso wie das erste richterliche Urtheil, dem damit die erforderliche Nachbesserung gegeben wird — sei es auch nur in Gestalt der Gnade und »aus Gründen, die vom sogenannten (Ref.) Rechtsstandpunkt keine Bedeutung haben« (S. 91 ff.) — sich lediglich richten nach dem individuellen Zustand der krankhaften d. h. rechtswidrigen Gesinnung; denn, wie der Verf. selbst vortrefflich gesagt hat (S. 18): »Das Verbrechen ist nur die Form, unter welcher das psychische Gebrechen zur Erscheinung gekommen ist.« Auf Erkenntniss dieses »Gebrechens, welches dem Verbrechen zum Grunde liegt«, kömmt mithin hier wie dort Alles an; nur stehen für dessen Beurtheilung weit reichere Mittel zu Gebot, nachdem der Verbrecher Jahre lang in einer Strafanstalt beobachtet werden konnte als vorher.

Der Verf. (S. 19 f.) und sein Kritiker (am a. O. S. 403) erklären, wie gesagt: »die Strafe solle Besserung wirken, darin sei man (unter den Leuten vom Fach) einig, nur nicht über das Wie, und Diess sollen nun (!) Versuche lehren.« Dieser Versuche hat man indess seit vielen Jahrzehnten bereits eine so grosse Anzahl angestellt, dass wir doch wohl vor Allem aus ihnen, wie die Geschichte der Gefängnisswissenschaft sie uns kennen lehrt, zu lernen suchen sollten, anstatt dass jeder Schriftsteller oder Strafanstaltbeamte immer wieder mit sich die Welt gewissermassen von Vorn anfangen lässt. Als die beiden Wege, auf denen man es bisher mit der Besserung versucht hat, bezeichnet d'Alinge das Beisammensein und die Absonderung der Sträflinge, und er fügt sehr richtig bei, dass Keines von Beiden für sich allein hierfür genüge, dass vielmehr, um »den Verbrecher im Gefangenen zu ertödten, das in der Erziehung Versäumte nachzuholen, das Misslungene zu verbessern«, die vormundschaftliche Thätigkeit des Staats auf Beschaffung sämmtlicher der alleineignen Art der Gefangenen entsprechenden Mittel der Erziehung und des Unterrichts sich richten müsse.

So gewiss hiernach, wie wir anderswo näher gezeigt haben, auch die Zellenhaft nur als ein Glied des Ganzen der Nacherziehungsmittel aufgefasst und angewandt werden darf und in diesem Sinn noch gar mancher Vervollkommnung fähig ist, so ist sie doch in der Hauptsache längst über die Stufe des Versuchs hinaus und ist jedenfalls die einzige Haftweise, die der Forderung völlig gerecht

Digitized by Google

wird, deren Erfüllung Valentini ebenso wie d'Alinge mit Recht als Vorbeding jeder Besserung ansieht: der Individualisirung, während diese bei jeder andern Haftweise, gleichviel mit welchen Mitteln (wie Schweigzwang und Klasseneintheilung) man derselben auch nachzuhelfen sucht, ein leeres Wort bleiben muss. Darum finden wir nicht, wie Val., einen Grund des Tadels darin, dass das Buch von d'Al. »Besserung auf dem Wege der Individualisirung« auf seinem Titel führt, sondern nur darin, dass dessen Inhalt dem Titel nicht entspricht insofern es einen Weg angibt, der eine wahrhafte Individualisirung geradezu unmöglich macht. Ebendarum ist es um so auffallender, dass die offenen oder versteckten Gegner der Einzelhaft sich gegen dieselbe gerade auf die Nothwendigkeit der Individualisirung zu berufen pflegen! So auch von Zahn und mit ihm d'Al. Schon die dabei übliche Bezugnahme auf die Unstatthaftigkeit von »Universalmitteln« und wohl gar auf den Gemeinplatz: »Eines schickt sich nicht für Alle« (für den ja doch selbst allgemeine Geltung in Anspruch genommen wird, ebenso wie z. B. für die Individualisirung!) bezeugt abermals deutlich, Was unsere eigene Erfahrung durchaus bestätigt, dass Keiner jener Gegner die Einzelhaft aus eigener längerer Beobachtung gründlich kennt, sondern bloss aus Büchern oder flüchtigen Besuchen oder endlich aus blossen Wahrnehmungen an Gefangenen in etlichen (Ordnung-) Strafzellen; dass sie grösstentheils durch langjährige Berufübung sich dermassen an das Zusammen-Leben und -Arbeiten der Sträflinge gewöhnt haben, dass sie sich eine Strafanstalt ohne dasselbe gar nicht mehr denken können und, in Folge dieser schweren Selbsttäuschung, dem Grundübel immer wieder nur mit eben jenen halben Massregeln in etwas veränderter Form Abhülfe schaffen zu können wähnen, deren Wirkungslosigkeit zahllose Erfahrungen in aller Welt seit Jahrhunderten zum Ueberfluss dargethan haben. Keiner von allen diesen Männern hat offenbar auch nur eine Ahnung von der wunderbar tiefen und verschiedenen Wirkung derselben vier Wände, zumal als Gewissenswecker, auf den Insassen, je nachdem Dieser eine mehr oder minder schwere Schuld auf sich geladen hat, mehr oder minder verdorben, starrköpfig, leichtsinnig, reumüthig u. s w. ist. Sie würden sonst nicht im Stande sein zu verkennen, dass die äussere Gleichmässigkeit der einem Jeden zugestandenen eignen Wohnung und Wohnungseinrichtung ebensowenig den Schluss auf eine gleichmässige Wirkung auf die verschiedenartigste Individualität der Bewohner rechtfertigen kann, als die äusserlich gleiche Gestalt der Arzneigläser den Schluss auf die Gleichheit ihres Inhalts und seiner Heilkraft rechtfertigt! — Die Zelle lässt sich vielmehr gewissermassen einem Kautschukkleide vergleichen, das sich jeder Individualität merkwürdig anschmiegt. Unstreitig trägt der Schuldigere schwerer an den Vorwürfen seines Gewissens, das sich in der Stille der Zelle unabweislich meldet, während der Bessere oder Ge-

Digitized by Google

besserte sich weit leichter in das Alleinsein findet. In der That ist es also die Einrichtung der menschlichen Natur selbst, wodurch die Zellenhaft jene unvergleichbare innere Gerechtigkeit, d. h. jenes genaueste Verhältniss zur Schuld, erhält, das man durch keinerlei sonstige Strafmittel und Einrichtungen — am Wenigsten durch bloss äusserliche Unterschiede der Kost, Kleidung, Arbeit etc. (mit Einschluss der Klassenzutheilung) — jemals zu erreichen hoffen darf. Wir bitten die redlichen Gegner der Einzelhaft, doch einmal nachzudenken über die tiefe Bedeutung der Aeusserung, die einst ein Zellensträfling zu Bruchsal gegen Hoyer gethan hat: »Diese Zelle ist mein zweiter Geburtsort«! Wir bitten sie, wenn es ihnen Ernst ist ihre Vorurtheile los zu werden, sobald als möglich eine Reise, etwa nach Belgien und Holland, zu machen, wenn ihnen z. B. Bruchsal nicht genügen sollte, damit sie Gelegenheit erhalten sich eines Besseren zu belehren nicht nur durch Selbstbeobachtung, sondern auch durch nähere Bekanntschaft mit Männern, die ein langes Leben hindurch alle Arten von Gefängnisseinrichtungen gründlich beobachtet haben. Wie unendlich segenreich könnten doch so manche Strafanstaltbeamte von Einsicht, gutem Willen und Thatkraft, wie der Verf. und sein Kritiker, wirken, wenn ihnen die unerlässlichen äusseren Bedingungen dafür gegeben wären, d. h. wenn sie an der Spitze von Zellengefängnissen ständen, während sie jetzt (wie einstens Obermaier) so oder anders durch Herumflicken an dem alten grund- und haltlosen Bau nur Zeit und Mühe verschwenden um endlich, zu spät, mit Suringar zu der traurigen Ueberzeugung zu kommen, dass sie damit nur vergeblich gegen den Strom des sittlichen Wechselverderbs gekämpft und im besten Fall einige Tropfen ins Meer getragen haben. Jahrelang ward mit Hitze für das sogen. Obermaier'sche, dann für das sogen. Wentzel'sche System gestritten, jahrelang ward planmässig (in der »Allg. Zeitg.«) von den unerhörten Erfolgen in Kaisheim posaunt, kaum minder als neuerdings von denen des sogen. Crofton'schen Systems, an das sich heute noch die letzten Mohikaner der Gesammthaft ebenso krampfhaft anklammern wie ihre Vorgänger an die früheren Variationen desselben Thema. Die Geschichte wird aber unerbittlich über diese, wie über alle andern schlechten Früchte falscher Grundgedanken richten, mit so grossem Geräusch, mit so zahlreichen Helfern und so gewaltiger Selbstüberschätzung auch diese neueste Ausgabe überlebter Irrlehren auf die Bühne gebracht worden ist.

Wer vom Gefängnisswesen und der Gefängnisswissenschaft etwas mehr weiss als der Verfasser des Aufsatzes in der Strafrechtzeitung 1865. S. 430—440, Wer die schlagenden Thatsachen erwägt, die wir im §. 38 unsrer Schrift »Besserungstrafe und Besserungstrafanstalten« verzeichnet haben, Der kann nur staunen über die Dreistigkeit, mit der noch immerfort den Unkundigen die Unwahrheit gesagt wird, und nur die Achseln zucken über

Digitized by Google

die vornehme Miene, mit der von dem heute »überwundenen Standpunkt« der Einzelhaft geredet wird — auf dem freilich neben so vielen Andern noch immer die Suringar und Ducpétiaux, Varrentrapp und David, Füesslin*) und Diez, Schück und Görtz stehen — um daran die Behauptung zu knüpfen: mit dem Wahn, dass das irische System lediglich Schwindel sei, sei nur noch Einer behaftet, den — »man nicht zu nennen braucht.« Dieser »Eine«, der ebenso entschieden gegen diesen trostlosen Mischmasch ist als für eine nicht verballhornisirte Einzelhaft, ist aber jedenfalls kein Einzeler, sondern eine moralische Person von einigem Gewicht, da zu deren zahlreichen Gliedern auch die oben genannten Männer gehören, ausserdem aber in und ausser Deutschland eine überaus grosse Anzahl ehrlicher und von Selbsttäuschungen freier Beamten von Strafanstalten auf dem Gemeinschaftfuss. Diess hat sich noch im vorigen Jahr auf der Versammlung zu Bruchsal aus der Abstimmung zu Gunsten der Einzelhaft**) so deutlich ergeben, dass in der That ein eigenthümlich beschaffenes schriftstellerisches Gewissen dazu gehört, dem es nicht widerstrebt, dergleichen bedeutsame Vorgänge bloss desshalb zu verschweigen, weil sie so gar nicht in den eigenen Kram passen und weil sie augenscheinlich darthun, falls es erlaubt ist ein übliches, wenn auch nicht gerade feines, Bild zu gebrauchen, dass die Ratten allerseits das sinkende Schiff verlassen.

Nach unserer Ueberzeugung hat Valentini unwidersprechlich erwiesen, dass die von d'Al. geschilderten Zwickauer Einrichtungen — nach Abzug des falschen Scheins — nicht besser, sondern in mancher Beziehung weniger gut sind als hundert andere Einrichtungen in Deutschland und anderwärts; dass sie ganz ungeeignet sind »zur Durchführung des Prinzips der Besserungstrafe« und nicht minder dringend der Verbesserung bedürftig; dass die dortigen drei »Disciplinarklassen« auf ein ganz werthloses »Schablonenwesen« hinauslaufen, das nur in der Einbildung des Urhebers und auf dem Papier bestehe, in der Wirklichkeit aber nicht mehr als in jedem andern Gefängniss mit gemeinsamer Haft, welches zugleich eine Anzahl Zellen enthält; dass endlich der Versuch mit einem solchen »Besserungsapparat« misslingen muss, obwohl der gute Wille alle Anerkennung verdiene. Wir beschränken uns darum hier darauf, Einzeles herauszuheben, worin die Kritik uns besonders treffend oder aber worin sie uns verfehlt erscheint.

Wir theilen die Ansicht des Kritikers, dass in Folge des zugestandenen Mangels an einem »System« in Zwickau im Grunde

*) Auch er, der treue redliche Kämpfer für die Einzelhaft, die er 10 Jahre lang gewissenhaft beobachtet und erprobt, der er recht eigentlich sein Leben geweiht und geopfert hatte, ist, seitdem das Obige geschrieben ward, leider der guten Sache und seinen Freunden zu früh entrissen worden.

**) S. Blätter für Gefängnisskunde I, 1. Heft.

Digitized by Google

Alles der Autokratie des Direktors preisgegeben sei, der z. B. gleich anfangs schon zur zweiten Klasse befördern, somit des strengen in der dritten waltenden Zwangs entheben kann (warum, fragt Valentini mit Recht, nicht ebensogut auch der zweiten oder sogar der ersten?), der also in der That, sogar in einer Zeit wo ihm noch alle sichern Anhaltpunkte fehlen, das vom Richter gefällte Urtheil schelten und verbessern darf. Wenn also der Verf. (S. 85) sich darauf bezieht, dass auch wir für dieses erste Urtheil Verbesserung verlangten, so wollen wir diese doch nicht eher als bis man den Sträfling kennen lernen konnte. Da die sog. drei Klassen nicht einmal räumlich getrennt werden, ja sogar in dieser völligen altherkömmlicen Nichtsonderuug Aller (ob mit oder ohne Schweigen wird nicht gesagt!) noch gar ein Hebel der Erziehung gesucht wird — vermuthlich weil man sich einen wohlthätigen Einfluss der wenigen Besseren auf die vielen Schlechten, aller Erfahrung zuwider, verspricht — so muss allerdings mit Valentini gefragt werden: wo dabei die vom Verf. selbst für nothwendig erklärte Rücksicht auf die Individualität, wo das Recht und die Pädagogik, ja wo die Klasseneintheilung selbst bleibt? — In der untersten dritten Klasse solle durch Zwang gute Gewöhnung herbeigeführt werden — nämlich zunächst an die Hausordnung — ; Diess gelte aber offenbar ganz ebenso auch für die erste und zweite Klasse und werde ebenso in allen Strafanstalten erstrebt. Dass der blosse Zwang zur Arbeit zwar Gehorsam herbeiführen könne, sei klar; es sei Diess aber eine blosse Abrichtung, nicht Erziehung, zum Fleiss, falls nicht noch Anderes hinzukomme. In der That können wir uns nicht denken, dass der Verfasser oder irgend ein anderer deutscher Strafanstaltbeamte den, allen einfachsten Grundsätzen der Erziehung spottenden, Wahn englisch-irischer Routiniers nähre: dass durch das Aufzwingen auch der widerwärtigsten abtödtendsten Arbeit, die sich nur denken lässt, z. B. des Aufzupfens alter Taue, nachhaltige Arbeitlust in den Sträflingen geweckt werden könne! Umgekehrt versteht sich, wie Valentini richtig bemerkt, von selbst, dass ein Jeder sich, wie er immer könne, durch Lug und Trug, einer ihm lediglich aufgezwungenen Arbeit entziehen werde. Hingegen erwartet d'Al. sicher mit Recht, dass auch die anfangs nur aufgezwungene Arbeit dennoch mit der Zeit zur andern Natur werden könne; Diess ist aber freilich nur dann zu erwarten, wenn die Arbeit selbst eine passende sinnige ist, an der man Freude haben kann. Ohne Frage kann auch dem von je her an Müssiggang Gewöhnten die Rückkehr zu einem der Menschennatur, also auch seinem besseren Selbst, wahrhaft entsprechenden Verhalten: zur Arbeitlust — durch Zwang wesentlich erleichtert werden, obwohl es auch hier »der Zwang allein nicht thut« und Val. mit Grund fordert — Was in Zwickau nicht der Fall sei — dass gerade auf die Arbeitscheuen hauptsächlich der Zwang berechnet werde (S. 415). Mehr, als hier jemals durch blosse rohe

Digitized by Google

äusserliche Zwangmittel beim Sträfling zu erreichen ist, erreicht aber schon ganz von selbst die Zelle, und zwar vermittelst des nicht zu vertilgenden Beschäftigungstriebs der menschlichen Natur, durch blosse Fernhaltung jeder äusseren Zerstreuung und Unterhaltung; sie erzeugt nicht bloss Gewöhnung, sondern auch Liebe zur Arbeit. Nicht minder bezeugen alle Zellengefängnisse aufs Glänzendste, dass es nicht allein möglich, sondern überaus leicht ist, hier eine ernste und strenge Zucht auch ohne Eisen und Prügel zu üben. Ist Diess, wie Val. will, in der Gesammthaft unmöglich, so liegt eben darin ein neues schlagendes Zeugniss für die alte Erfahrung, dass ein Unrecht sich immer nur durch ein anderes Unrecht aufrechthalten lasse; so wie wir z. B. sehen, dass das erste Unrecht: das Zusammenpferchen Gefangener — zum Behuf der Erschwerung gegenseitiger Ansteckung — das weitere Unrecht des Schweiggebots, und dieses wieder die Handhabung der Peitsche oder kläglicher Ersatzmittel, nach sich gezogen hat. Hat man einen Sträfling vor sich, in dem, wie Val. sagt, »der letzte Funke von Ehrgefühl erloschen oder mindestens am Erlöschen ist«, so — wird er doch sicherlich nicht wieder angefacht werden durch eine rohe unwürdige Misshandlung. Unter allen Umständen aber bleibt das Prügeln eine solche und kann als ein menschliches gerechtes Mittel, auch nur den Trotz zu brechen, nie gelten, so sehr wir auch begreifen, dass gerade tüchtige und kräftige Männer besonders stark dem Irrthum ausgesetzt sind, dass nur eine schwächliche und ungesunde Denkart in Dergleichen eine Unmenschlichkeit finden könne. Immerhin sind Aeusserungen, wie man sie oft genug hören kann: Ei, den Kerl sollte man ja lahm prügeln« oder »in Oel sieden«! — Ausbrüche einer an sich gerechten Entrüstung, aber nicht mehr. Dass man freilich Gefangene, die sich wie wilde Thiere gebärden, solange es nöthig ist, durch Zwangjacke oder Ketten für sich und Andere unschädlich machen darf, versteht sich von selbst. Im Uebrigen sind hier, wie bei aller Erziehung, nur die selbstverschuldeten Entziehungen die richtigen Zwangmittel!

Herrscht in Zwickau das Schweiggebot nicht, so sieht es, nach Val., mit dem Besserungsprinzip dort sehr scheu aus und es ist dann um so weniger abzusehen, wie in der Vermischung aller Klassen noch gar »ein Mittel zur Erleichterung der Bemühungen und zur Vermehrung der Kraft« liegen soll! Herrsche es aber, so könne bei dieser Vermischung gar keine Rede mehr sein von Gerechtigkeit der Zucht und vollends von Individualisirung, und folgerecht würde der Sträfling erster Klasse bei jedem Bruch des Schweigens in die dritte zurückversetzt werden müssen. Dass in den Jahren 1862, 1863 und 1864 nur je 16—14—12 vom Hundert der Sträflinge Ordnungstrafen verdient haben sollten, erscheint dem erfahrenen Beamten einer Strafanstalt mit Gemeinschaft, wie Val., geradezu undenkbar; es ist jedenfalls ohne Bei-

Digitized by Google

spiel und um so räthselhafter als, nach Val., von den aus sächsischen Strafanstalten Entlassenen fast 17% rückfällig geworden sind, von den aus preussischen Zuchthäusern Hervorgegangenen aber kaum über 14%. Nun haben zwar auf dieses für Preussen scheinbar günstigere Ergebniss offenbar zwei von Val. nicht in Anschlag gebrachte Umstände grossen Einfluss geübt, nämlich: 1) dass Preussen wenigstens schon einige Zuchthäuser hat, wo ganz oder zum Theil Einzelhaft besteht, 2) dass bei jener Vergleichung für Preussen nur Züchtlinge — die in aller Welt seltner rückfällig werden — in Rechnung gebracht sind, für Sachsen aber auch die Korrektionäre. Nicht minder räthselhaft und bedenklich erscheinen nicht bloss uns, sondern auch sehr erfahrenen Strafanstaltbeamten, die sich darüber gegen uns ausgesprochen haben, die aus Sachsen mitgetheilten unglaublich günstigen Erfolge der dort gemachten Versuche mit bedingten Freilassungen; denn, so grosse Erfolge man sicher für die Zukunft von dieser Massregel erwarten darf, sofern dafür die Vorbedingungen gegeben sein werden, (unter denen die wichtigste ohne Zweifel die Einzelhaft ist) so sind wir doch mit Val. überzeugt, dass es daran bis heute in Sachsen ganz fehlt.

Sehr wahr findet es Val. (S. 472) so selbstverständlich, dass der Geistliche Einfluss haben müsse auf das Loos der Gefangenen (Klassenversetzung, Beurlaubung), dass es ihm eine eitle Forderung scheint, den Gefangenen an das Gegentheil glauben zu machen, — nur um nicht Heuchelei zu befördern: diese lasse sich doch nicht ganz abschneiden, auch wenn sie nur dem Direktor gegenüber Vortheil bringen sollte. Das Wirken des Geistlichen durch Predigt und besondere Einzelunterredungen sei hier kein anderes wie anderwärts, und zwar, ebenso wie der Beirath Seitens der Beamten, für alle Klassen nöthig, am Nöthigsten aber ohne Frage gerade bei der untersten; es könne also darin ebensowenig eine Eigenthümlichkeit für die zweite Klasse gefunden werden, wie in den Sonntags vor allen drei Klassen zusammen gehaltenen Vorträgen über lehrreiche Gegenstände. Wenn indess Val. es für besser hält aus bewährten Büchern vorzulesen, so ist Diess ein Misskennen des unendlichen Vorzugs der freien Rede für die Anregung der Zuhörer, vorausgesetzt dass den Beamten die Redegabe nicht ganz fehlt. Die einzigen noch übrig bleibenden Unterschiede: dass auch Sträflinge, aber nur der beiden höhern Klassen, den Mitgefangenen solche Vorträge sollen halten dürfen, selbst wenn gerade ein Sträfling dritter Klasse durch Sachkenntniss dazu am Fähigsten wäre, hält er mit Recht für ganz zweckwidrig, ebenso dass nicht Allen, die dessen bedürfen, der für ihr künftiges Fortkommen unentbehrliche Unterricht ertheilt, sondern dass derselbe nur Jenen vorbehalten werden soll die dessen würdig — scheinen, d. h. nicht der dritten Klasse angehören. Er verlangt mit Recht, dass Allen ohne Unterschied werde

Digitized by Google

Was ihnen Noth thut in Unterricht aller Art, Seelsorge und gesammter Behandlung! Nun aber thut den Verwahrlostesten, Verwildertesten die Einwirkung auf ihre Vermenschlichung und Sittigung, also Erziehung und Bildung, begreiflich am Meisten Noth. Soll sie ihnen etwa darum versagt werden, weil — man für gut fand sie in die unterste Klasse zu versetzen!? Dass der Verf. selbst weit entfernt war alles Ernstes die dritte Klasse peinlich von so Vielem, was für die Zweckerrreichung unerlässlich ist, auszuschliessen, nur weil darin Wohlthaten enthalten sind — bloss seinem Klassensystem zu Liebe — kann man nicht wohl bezweifeln (s. z. B. S. 73). Ein Rückfall in die Wick'sche Ansicht, wonach die Sträflinge sogar in der Theilnahme am Gottesdienst sehr beschränkt werden sollten, damit ihnen nur ja nie das angeblich bei der Strafe wesentliche Leidensgefühl abhanden komme oder abgeschwächt werde — ist heute wohl kaum mehr zu fürchten, am Wenigsten bei dem Verf. Wie könnte er auch z. B. seiner dritten Klasse folgerecht die »Berather« versagen wollen, da er nur vermittelst derselben das Kennenlernen der Einzelen und die Einwirkung auf sie je nach ihrer Eigenthümlichkeit für ausführbar hält (S. 71 ff.)

Offenbar ruht überhaupt um so grössere Verantwortung auf jeder Klasseneintheilung je mehr wirkliche Unterschiede der Bevorzugung oder Benachtheiligung sich an diese Klassen knüpfen und je offener es, wie Val. gleich d'Al. (S. 94) selbst zugibt, gegen alles Recht verstösst, wenn der Bessere, also auch der Gebesserte, nicht von den Schlechteren geschieden wird. Beide bemerken jedoch nicht, dass sie gerade durch die Forderung dieser Scheidung selber aller und jeder Klasseneintheilung den Stab brechen; denn — Welche sind gleich, Welche ungleich? Was für ein heilloses Scheinwesen und Farisäerthum wird nicht durch jedes solche Klassensystem künstlich gross gezogen! Welche Gefahren der Heuchelei werden dabei muthwillig durch Belohnungen heraufbeschworen, welche nutzlose und der Individualisirung offen widerstreitende Gleichmacherei wird dadurch angerichtet, welche Bitterkeit wird durch das Gefühl unverdienter Zurücksetzung hervorgerufen, welches Hohngelächter über die unvermeidlichen zahllosen Missgriffe der Beamten und welche Missachtung wegen der dabei bezeugten Kurzsichtigkeit bei allen Haftgenossen, die Einander selbst ungleich besser kennen, welches Geschrei jedenfalls über ungerechte Bevorzugung der Einen vor den Andern! — da doch diess Alles, nebst unendlich vielen andern Uebelständen, so überaus einfach zu beseitigen ist sobald man — aus jedem Gefangenen eine besondere Klasse macht m. a. W. wenn man ihm durchaus nie die gefährliche Gesellschaft Mitgefangener aufdringt, weder offenbar schlechter noch vermeintlich guter, überhaupt ihn nur als Das behandelt was er ist, als alleineigenthümlichen Menschen (als Individuum), durch die Einzelhaft.

Mit Recht tadelt Val. ferner, dass auch wahrscheinlich Gebesserten, wie die erste Klasse sie enthält, nicht die Achtung und

Digitized by Google

das Vertrauen zu Theil werde, die ihnen wahrlich in reichem Masse gebührten, sondern sie nach wie vor mitten unter den Schlechtesten und dem nur für Diese nöthigen Zwang gelassen würden — das Verkehrteste was man thun könne; denn es setze den Sträfling offenbar von Neuem der dringendsten Gefahr der Ansteckung aus, schaffe ihm stete Versuchungen, Was doch d'Al. selbst für um so mehr verwerflich erklärt, als es ihm erziehlich geboten scheint, den in der Genesung Begriffenen vor der sittlich rauhen Luft der Versuchungen zu bewahren. Einige geringfügigen Unterscheidungen zu seinen Gunsten in Kleidung, Verfügung über das Sondergut, Briefwechsel, freierer Bewegung bedeuteten sicherlich als Vertrauensbeweise Nichts, während der unerlässlichste von allen solchen Vertrauensbeweisen: die Trennung von den Schlechten — fehle. Solle nun hierzu noch gar eine Unterstützung bei der Aufsicht über Mitgefangene kommen (wie weiland bei Obermaier's »Aufpassern«) — während gegen die Verwendung zu blossen Hausdiensten Nichts einzuwenden sei —, wolle man sie vollends gar zur Belehrung der jüngeren Sträflinge benützen, so erklärt sich Val. mit allem Grunde gegen ein solches gefährliches »Danaergeschenk«, das der Stellung des Sträflings, gegenüber der des Beamten, durchaus widerspreche und mit seltnen Ausnahmen fast nothwendig zu Täuschung und Verderben führe. Den Uebergang in die Freiheit — der aus allen Klassen geschieht — auch Allen erleichtern zu helfen, wäre, nach Val., Pflicht, während auch Diess, mittels »eigens eingerichteter Fortbildungsstunden«, nach d'Al. der ersten Klasse vorbehalten bleiben soll. Val. findet es endlich höchst bedenklich, wenn d'Al. dem Sträfling der ersten Klasse besondere »Aussichten für die Zukunft« gewähren und gerade hierin sogar ein »sittlich besonders kräftigendes Element« zu sehen glaubt, ja er verkennt durchaus nicht (S. 487 ff.) eine sehr schwache Seite und schwere Gefahr bei dem ganzen sogen. »Progressivsystem«, von dem er doch selbst Alles hofft — und wovon er einräumt, dass die Trennungshaft davon frei sei — darin, dass man den Sträflingen hier für den Fall ihres Fortschreitens in Erkenntniss und sittlicher Ausbildung die Aussicht auf Besserung auch ihrer äusseren Lage, in Verbindung mit dem Aufsteigen zu einer höhern Klasse, vor Augen halte, also recht eigentlich »Lockspeisen«, »Zulagen an Comfort« (wie in den intermediate prisons Ref.) sammt äusserlichen Auszeichnungen, anstatt sich lediglich darauf zu beschränken ihnen jene gesunde geistig-sittliche Nahrung zu gewähren, die zu ihrer sittlichen Wiedergeburt unerlässlich sei. Er hat zwar ganz Recht wenn er fürchtet, dass durch jene Aussichten nur zu leicht das Gegentheil des Beabsichtigten, nämlich Heuchelei, herbeigeführt werde und wenn er dafür hält, dass der äussere Lohn für zunehmende Achtungs- und Vertrauenswürdigkeit der Sträflinge zumeist in der Zunahme der Achtung und des Vertrauens liegen müsse, die man ihnen erweist; allein

Digitized by Google

er geht doch sicher nach der entgegengesetzten Seite über das rechte Mass hinaus, obwohl in bester Absicht und mit einer jedenfalls höchst anerkennenswerthen Strenge der sittlichen Würdigung, wenn er gerade umgekehrt mit dem Aufsteigen in höhere Klassen z. B. die Verfügung über das Sondergut schmälern und das Mass der Tagarbeit steigern möchte. Ersteres wäre sicherlich ein äusserst schlechter Beweis höheren Vertrauens und Letzteres ist ebenso unzulässig, weil die Bestimmung von Art und Mass der Arbeit wie der Kost, Kleidung etc. lediglich nach dem individuellen geistigen und leiblichen Bedürfniss sich richten sollte. Nichts aber ist dagegen einzuwenden, dass Denjenigen, die sich wirklich Vertrauen erworben haben, und nur ihnen, die d'Al. zur ersten Klasse rechnet, die Abkürzung ihrer Strafhaft durch bedingte Freilassung vorbehalten bleibe. Nur begreift man dann nicht die Folgewidrigkeit, mit der auch Solche, die nicht einmal zu dieser Klasse, gleich als erster Prüfungstufe, sich emporarbeiten und dadurch zur zweiten: der bedingten Freilassung — sich befähigen konnten, dennoch sogar unbedingt — und ausnahmweise sogar mit einem Vertrauenszeugniss (S. 93) — sollen freigelassen werden können, falls man nicht offen den Besserungszweck aufgeben will, indem dieser es vielmehr mit sich bringen würde, dass jede durch die That erwiesene Nichtbesserung Strafverlängerung nach sich zöge. Wozu sonst überhaupt die erste Klasse da ist, ist geradesowenig abzusehen als wozu die irischen intermediate prisons dienen sollen, da sie auch nicht Jeder durchlaufen muss.

Wäre Valentini's Satz nicht falsch, wonach es zur wahren sittlichen Reinigung gehören soll, dass man »den Verbrecher lehre Unrecht zu dulden ohne zu murren«, so würde daraus sehr Vieles folgen, was Niemand weniger will und wollen kann als er selbst; es würde dann z. B. der wirklich gebesserte Sträfling ebensowenig auch darüber missstimmt werden dürfen, dass man ihn von Jenen nicht trennt, »mit denen er sich bewusst ist nicht mehr auf gleicher Stufe zu stehen« als darüber, dass man ihn nicht, sobald er es verdient hat — bedingt oder unbedingt — freilässt. Folgewidriger Weise hält aber Val. nur jenes Nichttrennen für höchst verkehrt und nothwendig Missstimmung hervorrufend, während er ohne Grund blosse Selbstüberschätzung in einer Missstimmung des Sträflings darüber sehen will, dass die Strafe, auch nachdem sie ihren Zweck an ihm vollständig erreicht hat, dennoch fortgesetzt, m. a. W. dass forthin Unrecht an ihm geübt wird. Wenn man es erreicht hat, Was man doch ohne Frage wünschen muss: dass überhaupt der schlafende Rechtsinn in dem Sträfling erwache — dann geräth man in den augenfälligsten Widerspruch mit sich selbst sobald man es beklagt und etwas Anderes als ein sehr natürliches und unausbleibliches Zeichen dieses Erwachens darin sieht, dass von nun an jedes Unrecht, auch das man ihn selbst erleiden lässt, ihm zum Bewusstsein kömmt, und sobald

Digitized by Google

man eine hieraus entspringende Missstimmung in irgend einem Falle ihm verübeln will. Man sollte doch wahrlich nie vergessen, dass ihm sein Recht, und nur sein Recht, in der Strafe widerfahren soll, demnach ihm durchweg nur eine solche Behandlung zu Theil werden lassen, bei der, je eher je lieber, die Ueberzeugung, dass Diess der Fall sei, sich seiner bemächtigen muss; je mehr man aber darauf hinwirkt diese Ueberzeugung geradezu unmöglich zu machen durch irgendwelche Unrechtübung an ihm, desto weniger darf man sich wundern, wenn bei ihm eine Bitterkeit überhand nimmt und die erreichte gute Stimmung in eben dem Masse wieder schwindet. Demungeachtet ist die Wahrnehmung Valentini's ganz richtig, mindestens weitaus in der Mehrzahl der Fälle, »dass gerade gebesserte Gefangene ihre Strafe mit der grössten Ergebung ertragen«. Der Grund dieser Erscheinung und des Umstands, dass es kaum ein sichreres Merkmal wahrhafter Besserung gibt, liegt darin, dass gerade die Gebesserten von dem Bewusstsein durchdrungen sind die Strafe verdient zu haben und dass sie in der wiedererlangten Gewissensruhe einen Balsam gefunden haben, der ihnen leicht hinaushilft auch über eine etwas länger, als das Bedürfniss es fordert, währende Dauer derselben. Ungesunder Quietismus, den Unerfahrene in einer solchen Gemüthstimmung immer haben erblicken wollen, wird höchstens dann vorhanden sein, wenn in dem Sträfling alle und jede Sehnsucht nach demnächstiger Bethätigung seiner sittlichen Wiedergeburt in der freien Gesellschaft erloschen ist, also auch jede Empfindung der durch fortwährende Entziehung der Gelegenheit dazu ihm widerfahrenden Ungebühr. Dass auch Diess öfter vorkömmt, namentlich in Folge schwerer Verbrechen, ist ebenso gewiss, als dass dann die Thäter im vollen Bewusstsein, etwas nicht wieder Gutmachendes gethan zu haben, mitunter sogar nach dem Tode sich sehnen, daher sich durch Selbstanzeige aufs Blutgerüst liefern. Erklärlich ist zwar die eine wie die andere Erscheinung, aber sie bleiben darum doch krankhaft und können es natürlich nicht rechtfertigen, wenn der Staat danach sein Verhalten bemisst, mithin hier den Verbrecher, seinem Wunsche gemäss, schlachtet, dort ihn auf Zeitlebens oder doch zweckwidrig lange eingesperrt lässt.

Wir wollen mit Val. nicht rechten über die schwer begreifliche Art, in der er — ein erklärter Feind jedes täuschenden Firnisses der Worte und Redensarten (jeder, wie er es ausdrückt, »Pseudonymität«), womit man uns Deutsche um so leichter ködert, wenn von ausserdeutschen Einrichtungen die Rede ist*) — dennoch sich selbst durch das tönende Wort »Progressivsystem« bestechen

*) Insofern ist mit Recht (S. 10) an Ristelhuber erinnert worden. Nur hätte zugleich gesagt werden sollen, dass auch er zuletzt alle seine Klassifikationspläne als verfehlt und die Einzelhaft als das einzig Richtige erkannt hat. S. unsern „Strafvollzug" S. 203ff.

Digitized by Google

lassen konnte. Eine unbefangene und genaue Prüfung Dessen, was wir in der vierten Abhandlung unseres »Strafvollzugs« über das sog. irische System ausgeführt haben, dessen Vorkämpfer unter uns sich hinter jenes gleissende Aushängschild zu verstecken pflegen, würde auch ihm gewiss den faulen Kern aufgedeckt haben. Wenn es ihm gelungen ist zu zeigen, dass die Zwickauer Klassen blosser Schein sind, so hätte ihm doch nicht entgehen sollen, dass dadurch die sog. Stufen und Klassen des irischen Systems um Nichts besser werden, dass alle die unwiderleglichen Gründe, die vor Allen Suringar gegen jede Klassifizirung geltend gemacht und von denen Val. selbst einen: die Gefahr, dass man die Verstellung belohne — als triftig bei dem sog. Progressivsystem anerkannt hat, auch bei der irländischen Stufe der Hafen- und Karrenarbeiten zutreffen. Die Zwickauer Einrichtungen sind wenigstens frei von jener irischen »Stufenfolge«, d. h. von jenem sinnlosen Zusammenwirren des Verkehrtesten, was sich nur denken lässt, mit einigem Guten, worin deutsche Fantasie unbegreiflicher Weise sogar etwas »Organisches« hat entdecken wollen, während wir uns vergeblich bemüht haben darin auch nur eine Spur von innerer pädagogischer Motivirung und stufenmässiger Entwickelung und Erziehung zur Freiheit zu finden. Wir fanden nur eine rein äusserliche Aneinanderreihung eines möglichst widersinnig eingerichteten, abtödtenden, auf Knickung der Willenskraft und Schrecken eingestandenermassen zielenden Zerrbilds von Einzelhaft, sodann einer unbehinderten Gemeinschaft bei, nach aller Erfahrung grundverderblichen, öffentlichen Zwangarbeiten im Bagno; hierauf, zum Schlussakt, eines — Was Val. doch sonst verwirft — möglichst behaglich und verführerisch eingerichteten fast unbeaufsichtigten Zusammenseins, sogar bei Nacht, mit freiester Bewegung bei zumeist landwirthschaftlichen Arbeiten, — woran sich dann die bedingte Freilassung anschliesst. Schwerlich soll doch jene in Irland vorausgehende, kläglich verunstaltete, sog. Einzelhaft oder das nachfolgende, behagliche Verbrecherkasino — dieser wo möglich noch verkehrtere gerade Gegensatz des vor Zeiten vielbeliebten »Verleidens des Zuchthauses« — einen Grund des Unterschiedes zu Gunsten der irländischen Einrichtungen abgeben, ebensowenig wie die Zwangarbeiten im Freien (über deren Ersatz im Winter noch immer die nöthige Auskunft nicht beigebracht ist), die gänzliche Vernachlässigung des Unterrichts während dieses bei Weitem langwierigsten zweiten Abschnitts des irischen Strafvollzugs u. A. m.! — Freilassung von Menschen, die keinesfalls in der rechten Weise zur Wiedererlangung der Freiheit vorbereitet sind, kann aber unmöglich zum Guten führen, in Irland so wenig wie in Sachsen, trotz der uns gemachten mehr wie naiven Zumuthung: die dort massenhaft Ausgewanderten aus der Zahl der Entlassenen ohne Weiteres für Gebesserte zu halten — und der, dort wie hier, bei Berechnung der Rückfallzahlen offenbar untergelaufenen groben

Digitized by Google

Täuschungen. So triftig demnach die meisten der von Val. gegen die Zwickauer Einrichtungen beigebrachten Einwendungen auch sind, so ganz misslungen ist jedenfalls seine Beweisführung zu Gunsten des zweiten Theils der Aufgabe, die er sich gestellt hat: darzuthun dass jene Einrichtungen »den irischen Gefängnisseinrichtungen sich nicht an die Seite stellen könnten«; denn, wenn diese auch Einzeles voraus haben mögen, so stehen sie doch in sehr vielem Andern weit zurück.

Das Bedeutendste und allgemein Beachtenswerthe in der Schrift von d'Al. enthält jedenfalls das 2. und 5. Kapitel, wo, mit einer heute noch seltnen Klarheit einige der wichtigsten Fragen besprochen sind, z. B. über die Aufgabe des Rechtstaats — die auch er in die Förderung sämmtlicher vom menschlichen Zuthun abhängigen Bedingungen der Erreichung der Zwecke eines menschenwürdigen Daseins setzt (S. 17) — über das Wesen des Verbrechens und die dadurch bestimmte Aufgabe der Strafe, die er: 1) in Unterbrechung der verbrecherischen Thätigkeit und 2) in Unmöglichmachung derselben für die Zukunft — findet, und nicht etwa darin, dass man dem Verbrecher die Ehre anthue seine Handlung zu wiederholen, so aber gleichsam zu einer gesetzmässigen zu erheben — durch Vergeltung d. h. Rache. Auch er erkennt an, dass eine Strafe wie sie sein soll »zuletzt immer für den Verbrecher zur Wohlthat, zum Gut werde, für das er nicht genug danken könne« (S. 16 u. 57). Uns ist aber nie, wie d'Al. meint, eingefallen zu fordern, dass der Sträfling »sie gleich anfangs als solche betrachte«; nach uns kömmt es überhaupt zunächst und hauptsächlich gar nicht darauf an, wie er sie je nach seiner Individualität zufällig betrachtet, sondern nur darauf, wie das Recht und der Staat dieselbe — ihrem Zweck nach und als Mittel für diesen Zweck — zu betrachten hat. In beider Rücksicht darf sie nie als Leiden, sondern nur als heilkräftige Arznei, als eignes Bestes des Sträflings, aufgefasst werden. Nur Diess, was geradezu entscheidend ist über die Rechtmässigkeit oder Unrechtmässigkeit der ganzen sogen. Strafsysteme unsrer Gesetzbücher, haben wir behauptet. Der Verf. betont mit Recht, dass es für die Lösung der wahren Aufgabe des Strafvollzugs: Verhütung der Wiederkehr der verbrecherischen Thätigkeit dadurch, dass man den Bestraften gründlich gebessert der Gesellschaft zurückgebe — vor Allem gelte zu untersuchen: woher die That gekommen, durch welche innere oder äussere Hindernisse die geistige Kraft in eine falsche Richtung gedrängt worden und in jener Missgestalt ihren Ausdruck gefunden habe. Eine Ahnung der wahren Aufgabe der Strafe zeige sich schon bei den alten Strafrechtslehrern in Anerkennung der Besserung wenigstens als »Nebenzweck« (S. 6. 19). Bis dahin nun dass — vielleicht erst nach manchem Jahrzehnt — Wissenschaft und Gesetzgebung ganz von der Wahrheit durchdrungen und zeitgemäss geändert seien, bis

Digitized by Google

man demnach aufhören werde auch über das Wielange der Freiheitentziehung die Richter (zum Voraus) entscheiden zu lassen, bis dahin sei nur unvollkommen zu helfen »durch weise Anwendung des Begnadigungsrechts, der bedingten Freilassung und zweckentsprechenden Organisation der Strafanstalten auf dem Wege der Verwaltung«.

Aus dem 3. Kapitel (S. 24—34) über die Vorbedingungen einer guten Einrichtung der Strafanstalten heben wir nur Folgendes hervor, mit Uebergehung alles Dessen was nur aus dem Verkennen der Nothwendigkeit durchgeführter Trennung aller Sträflinge herstammt. Auch d'Al. will nicht mehr als 300 bis 400 Gefangene für eine Anstalt, gehörige Abwechslung in der Kost, besondere Kleidung, aber ohne Hanswursterei, »möglichste« (!) Trennung beim Schlafen; er fordert, dass der Vorstand auch ein warmes Herz habe für seine Pflegbefohlenen, der Geistliche nicht pfäffische Zwecke, sondern die »wahre innere Mission« im Auge behalte, der Lehrer das nicht mehr kindliche Alter seiner Schüler, der Arzt auch die Gesunden und das Verhüten ihrer Erkrankung (wie Diess individualisirend bei Gesammthaft möglich sei, hat er freilich zu sagen vergessen); dass ferner der Vertreter des Arbeitwesens »nie halbe Direktorialgewalt beanspruchen und die Anstalt zu einer Fabrik umwandeln dürfe«, dass ihm namentlich »keinesfalls ein Einfluss auf die Entscheidung über die Zutheilung der Sträflinge zu Arbeit oder Unterricht einzuräumen sei« (S. 37), dass man von Oben Vertrauen zeige, anstatt die Verwaltung kleinlich zu behelligen und büreaukratisch zu bevormunden; dass man endlich die rechten Leute »als Kleinod schätze, an deren Erhaltung Alles gesetzt werden müsse«, umgekehrt aber solche Beamte beseitige, die nicht an Geist und Prinzip des Ganzen treu festhalten. Je gröber gegen diess Alles gefehlt worden ist, desto nöthiger ist es, darauf aufmerksam zu machen! —

Der Verf. sagt (im 4. Kapitel) zwar, dass alle Sträflinge, solange man noch kein klares Bild von ihrer Individualität habe (Was aber doch gewiss nicht bloss bei $1/3$ Derselben der Fall ist! Ref.), in die Zelle, gleich als »Beobachtungsstation oder psychische Quarantäne«, zu bringen seien; er erkennt also an, dass man nur hier, unter vier Augen, das Individuum vor sich hat, es zu erkennen und auf es zu wirken im Stande ist (wie Das vor Allen der Seelsorger gewahr wird); dennoch will er Zellenhaft nicht als Regel gelten lassen, wovon nur aus Gesundheitrücksichten Ausnahmen zu machen sind, sondern bezeichnet sie ohne allen Grund als für $1/3$ der Gesammtzahl genügend. Will er wirklich sicher gehen (S. 44), so müsste mindestens seine ganze dritte Klasse in die Zelle kommen, nach seinen Ansichten von Zellenhaft aber kaum je ein Sträfling erster Klasse. Wir begreifen nicht, wie er verkennen konnte (S. 49), dass in der Gesammthaft Muscheleien aller Art gar nicht zu verhindern sind, Unterstützung bei der

Digitized by Google

Arbeit ebensowenig wie Zustecken bezieh. Tausch von Esswaaren, Taback etc. — wie man des Näheren aus Hägele's »Erfahrungen« lernen kann. Wir hoffen, dass die »Glanzpunkte« der sächsischen Hauszucht (S. 52), wie sie Röckel näher geschildert hat: die Prügel, Klötze, Eisenstrafen aller Grade etc. — von »den Förderern eines gerechten Strafvollzugs«, denen das Buch gewidmet ist, als Schandflecke erkannt und unverweilt beseitigt werden.

Aller Beachtung werth sind noch die Bemerkungen des Verf., »dass Vergebung bisweilen viel wirksamer sei für die sittliche Erziehung (Zucht) als Strafe« (S. 54); »dass Bildung überhaupt, wenn sie mit der rechten sittlichen Grundlage in Verbindung steht, ein Hebel für die Moralität werde« (S. 62); »dass Nichts schneller das Vertrauen der Gefangenen wecke als die Ueberzeugung, der Beamte interessire sich so für sie, dass er sich alle ihre besondern Verhältnisse gemerkt hat« (S. 75); dass bei einer Zwangslage im Uebrigen auch »das kleinste Mass von Freiheit einen unendlich höhern Werth hat und sich aus der Art ihres Gebrauchs wohl ein Schluss ziehen lässt auf das Verhalten nach der Rückkehr ins bürgerliche Leben« (S. 79 f.). Wir bemerken endlich noch, dass der Verf. sich an die Zellenstühle der Bruchsaler Schule nicht mehr erinnert haben muss, als er die Theilnahme der Zellengefangenen an den Vorträgen für unausführbar erklärte (S. 70), und dass Beamtenzusammenkünfte, die nur allmonatlich stattfinden sollen, durchaus unzureichend erscheinen müssen.

Wenn die Dauer der Beurlaubung von irgend etwas Anderem als von der Aufführung in der Freiheit abhängig gemacht ist, wenn in Sachsen hier und bei Ertheilung der Vertrauenszeugnisse (S. 93) durchweg dem Verwaltungsbelieben Hinterthüren geöffnet sind, so erkennen wir darin noch grössere Missstände als wenn Jemand die bedingte Freilassung versagt werden sollte, weil nicht vorher eine Unterkunft für ihn hatte gefunden werden können, oder weil er das Unglück hatte ein — deutscher oder nichtdeutscher — Ausländer zu sein. Der Fluch der deutschen Kleinstaaterei tritt auch hier wieder recht deutlich zu Tage: sind wir doch versichert worden, in einer deutschen freien Stadt wolle man nur desshalb Nichts wissen von einer wahren Besserungstrafanstalt, weil man nicht Lust habe sich grosse Kosten zu machen und die vielen auswärts heimischen Verbrecher zu bessern! — Wären die Strafanstalten Was sie sein sollten, und wüsste man, dass Niemand daraus entlassen würde, den man nicht allen Grund hat als gebessert zu betrachten, so würde sich daran von selbst ein grösseres Vertrauen knüpfen als an die besondern, dann unnützen, sächsischen Vertrauenszeugnisse! —

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

d'Alinge: Besserung auf dem Wege der Individualisirung.

(Schluss.)

Im letzten (5.) Kapitel begegnen wir den richtigen Forderungen, die der Verf. im Anschluss an Suringar's Aufsatz (in unserm »Strafvollzug« Nr. 7) aufgestellt und seitdem in den »Blättern für Gefängnisskunde« II, 3 wiederholt hat: dass vor Allem die Untersuchungshaft besser einzurichten sei, indem man die in ihr Befindlichen nicht nur durchaus von allen Sträflingen durch Unterbringung in besondern Hafthäusern, sondern auch von Einander absondere — weil sie darauf ein Recht haben — endlich nicht minder im Uebrigen, auch von Seiten der Beschäftigung, für sie sorge (S. 96 ff.). Hieran schliessen sich (S. 104—114) einige Forderungen in Bezug auf die Zeit des Rücktritts ins bürgerliche Leben, dem der Verf. mit Recht eine nicht geringere Bedeutung beilegt als dem ersten Eintritt ins Gefängniss. Je nach seinen Klassen will d'Al. auch die Polizeiaufsicht über die Entlassenen bald milder, bald strenger, nie aber störend eingerichtet wissen; doch sollen auch Sträflinge dritter Klasse der milderen Art der Polizeiaufsicht theilhaft werden können! Auch andere Erleichterungen für Entlassene durch gute Bestimmungen über Heimatrecht, Passwesen etc. fordert d'Al., obwohl Sachsen hier Wenig zu wünschen übrig lasse, aber auch thätige Fürsorge für ihr Fortkommen durch Arbeitgelegenheit, Werkzeug, Kleidung, Vorschüsse, wozu der Vorstand unter Beihülfe von Vereinen in die Lage zu setzen sei, endlich gehörige Armenpflege sammt Arbeithäusern und Unterbringung Ungebesserter nach Ablauf der Strafzeit »auf unbestimmte Zeit« in eine »Korrektionsanstalt«, da diese Verlängerung aus eben dem Grunde nöthig sei, wie im entgegengesetzten Fall Verkürzung der Strafzeit. Wir haben eine kleine Meinungsverschiedenheit in dieser Hinsicht mit dem Verf. schon oben berührt und nehmen nun von ihm in der Ueberzeugung Abschied, dass er nicht auf halbem Wege zu einem Ziel stehen bleiben werde, das er so richtig mit den Worten bezeichnet: »Wir haben keinen Begriff von Strafe, die nicht auf Besserung und Erziehung berechnet ist.« —

K. Röder.

Digitized by Google

A. van der Does de Bije, De moderne beginselen van Strafrecht en hunne toepassing in het Jersche gevangenisstelsel — overgedrukt uit het regtskundig tydschrift „Het regt in Nederlandsch-Indie“ 1865. 92 S. gr. 8.

Diese uns aus Batavia zugesandte Schrift enthält so viel Bemerkenswerthes, dass wir uns um so mehr verpflichtet halten, Einiges aus ihr zu berichten, als sonst doch die wenigsten Deutschen Etwas von ihr erfahren würden. Ihr Verf. knüpft besonders an die (in diesen Jahrbb. 1865. Nr. 2) von uns besprochene Antrittsrede Modderman's »Straf — geen kwaad« (d. h. kein Uebel); mit ihr beginnt und schliesst er, da seine Ueberzeugungen in der Hauptsache dieselben sind, und er sagt uns von ihr, dass sie, wie in Holland, so auch in Niederl.-Indien grosses Aufsehen gemacht, ja hier (in Nr. 91 und 93 der obengenannten Zeitschrift, deren Herausgeber sich auf Modderman's Seite geschlagen) grossen Streit hervorgerufen habe. Müsse und werde von Rechtswegen die Todesstrafe wegfallen, so sei die Frage nicht abzuweisen, wie sie sich ersetzen lasse, besser als durch Haft auf Lebenszeit oder auf lange Jahre, vollends gar durch die ebenso gefährliche als entsittlichende gemeinschaftliche Haft. Diese Frage nun versucht er, da Modderman es nicht gethan, zu beantworten.

Zuvor hält er aber für nöthig nochmals die über Zweck und Recht der Strafe entscheidenden Grundsätze zu erörtern (S. 7 ff.). Er erinnert an den Ursprung alles Strafens aus Rache, die allmählich der Staat übernommen und auf das feste Mass gleicher Vergeltung zurückgeführt habe, so jedoch, dass diese um einen genau bestimmten Geldbetrag abgelöst werden konnte, später musste, und endlich die Zahlung dieser Busse nur noch an den Staat geschah. Nachdem lange genug dessen Alleinrecht zu den abscheulichsten Missbräuchen des bon plaisir geführt habe, seien zuletzt ihm gegenüber die Rechte des Menschen zur Sprache gekommen und damit die Frage nach Grund und Gränzen des Rechts der Strafe, nach ihrem Zweck und ihren Mitteln. Die Begründung der Strafe auf Sühne für die Sünde sei ebenso misslungen wie die Begründung auf Selbstvertheidigung und laufe wieder auf die alte Vergeltung hinaus; ein gerechtes Verhältniss zwischen sinnlichem und sittlichem Uebel sei überdiess undenkbar. Lange genug habe man es sodann, unter der Voraussetzung, dass im Augenblick der That an die Folgen ihrer Entdeckung gedacht werde und dass freier Wille vorhanden sei, auf Abschreckung, Warnung, psychischen Zwang abgesehen gehabt. Dabei habe man denn in neuerer Zeit, freilich offenbar auf Kosten der abschreckenden Kraft, ein voraus bestimmtes Verhältniss zwischen der That und Strafe festzuhalten und durch die eröffnete Aussicht darauf dem Verbrechen vorzubeugen gesucht. Allein diese Hoffnung sei nach aller Erfahrung ganz eitel. Noch Andere hätten den Verbrecher als einen der Heilung bedürf-

Digitized by Google

tigen Kranken behandelt wissen wollen, den man nicht unverantwortlicher Weise der salus publica hinopfern dürfe. Nach Modderman endlich sei die Rechtsgesellschaft dazu da um allen ihren Gliedern das Recht zu gewährleisten, d. h. sämmtliche Bedingungen der Erfüllung ihrer Bestimmung. Alle Handlungen, wodurch Diess unmöglich gemacht oder erschwert werde, seien unrecht und fielen, wenn ihre schlimme Wirkung gemeingefährlich und nicht wieder gut zu machen sei, unter das Strafgesetz. Rechtsgrund und Gränze der Strafe seien damit gegeben; der Staat dürfe demnach nicht in der Absicht, ein verübtes Unrecht zu strafen, seinerseits ebenso Unrecht üben am Verbrecher — der ja doch immer Mensch und Gesellschaftglied bleibe — d. h. er dürfe ihm nicht die Führung eines bestimmungstreuen Lebens erschweren oder unmöglich machen, nicht Böses mit Bösem vergelten. Der Verf. sucht nun zu zeigen, dass Modderman's Satz: nur Unrechtliches und Unsittliches könne Verbrechen, nur Rechtliches und Sittliches Strafe sein — nicht ganz richtig sei und wendet sich dann zu dessen Hauptsätzen: 1) die Strafe dürfe kein Uebel sein, sondern 2) sie müsse ein solches zu sein scheinen, um Eindruck zu machen; 3) sie müsse wesentlich ein Gut sein, insofern sie durch innere geistige Besserung — und einstweilen wenigstens äusserlich — den Verbrecher unschädlich mache. Dieser dritten Forderung, die sich an die erste anschliesst, und durch die unser Zeitalter sich auszeichne, stimmt nach dem Verf. heute Jedermann zu, so schwierig auch ihre Erfüllung sein mag. Er fährt nun wörtlich fort: »durch den Grundsatz, dass die Strafe kein wesentliches Uebel sein könne« (den Ref. nun schon mehr denn ein Vierteljahrhundert verficht) »ist ein ganz neues Leben für die Strafrechtswissenschaft angebrochen. Modderman sagt, dass er sich einigermassen anschliesst an die Theorie von Krause, näher entwickelt durch Röder und Ahrens. Ich habe die Werke von den Herren nicht gelesen und weiss nicht, wie viel er von ihnen angenommen hat, aber es hat mir zur wahren Genugthuung gereicht, dass er — — Diess zu seiner Losung gemacht — — hat.« Damit sei der ganzen früheren Strafweise, dem Hinrichten und Prügeln ebenso wie dem Viertheilen etc., das Urtheil gesprochen, weil dabei immer der Mensch als rechtlos galt und man ihn dem Vortheil Anderer opfern zu dürfen glaubte. Längst habe das Volk geahnt, dass Diess Unrecht und Misshandlung sei, es habe das wehrlose Schlachtopfer dieses Rechts des Stärkeren als Märtyrer bemitleidet und ihm auf jede Weise durchzuhelfen gesucht. Man begreift nach diesen Aeusserungen des Verf. kaum, wie er dessenungeachtet alsbald wieder zurückfällt in die von ihm selbst soeben erst in ihren schlechten Früchten gezeichnete klägliche Lehre: dass der Zweck der öffentlichen Sicherheit (salus publica) unter Umständen alle Mittel heilige; denn er beschränkt die von Modderman aufgestellte Forderung dahin, dass die Strafe ein wesentliches Gut sein müsse für

Digitized by Google

den Staat, nicht immer aber, sondern nur soweit es hiermit vereinbar sei, zugleich für den Sträfling. Dann würden für Diesen also keinerlei Rechtsansprüche gegen die Gesellschaft übrig bleiben, sondern nur noch gute Wünsche, und der unlösbare Zusammenhang des Wohls und Wehes des lebendigen Gliedes und des Ganzen ist damit völlig verkannt. Richtig hat der Verf. hingegen erkannt, dass Modderman's Behauptung: die Strafe müsse ein scheinbares Uebel sein — zu weit geht (S. 21). Obwohl sie gewöhnlich (da die Wenigsten gern ihre Freiheit verlieren) als Uebel erscheint und dieser Umstand mitunter von guter Wirkung ist, so bleibt er doch immer rein zufällig und veränderlich. Wäre er wesentlich, bemerkt der Verf. wahr, so würde er sehr leicht zum Rückfall in Abschreckerei verleiten, diese Todfeindin jedes Fortschritts des Strafrechts: man würde dann wieder darauf denken müssen, dass die Gefangenen in Nahrung, Kleidung, Wohnung es schlechter hätten als in der Freiheit, und wenn Das bei den Meisten kaum oder gar nicht möglich sei, so müsste man für sie zurückgreifen zu Peitsche, Brandmark, Hinrichtung etc. Obendrein bestätige die Erfahrung von der Wirkungslosigkeit der Abschreckungstrafen, wie scheu es aussehe mit der inneren Freiheit sittlich Kranker, und der Verf. verlangt daher mit vollem Recht (S. 23), dass die Strafe wenigstens in ihrer Vollziehung geeignet sei den Sträfling von der Gerechtigkeit und guten Absicht des Staats zu überzeugen, indem sie nur dann auch die Sicherheit und das Beste des Ganzen fördere. Am Seltensten werde jedenfalls Jemand abgeschreckt durch den Gedanken an eine bestimmte Strafart. Wessen Elend aber so gross sei, dass er den Freiheitverlust nicht fürchte, Den werde überhaupt schwerlich irgend Etwas schrecken, auch nicht das Unmenschlichste. Bessernde Einrichtung der Freiheitstrafen beuge am Besten Verbrechen vor ohne die Gefahr unersetzlicher Schädigung Geisteskranker oder Schuldloser durch Hinrichtung, oder auch Schuldiger, sei es auch nur dadurch, dass man in unbegreiflichem Unverstand mit schweren Kosten die entsittlichende Gesammthaft über sie verhänge (S. 26). Aus diesem Unsinn sei man in den entgegengesetzten »der hermetischen Abschliessung von andern Gefangenen und sogar von der Gesellschaft (!?)« gefallen — in die Zellenhaft. Aus Allem, was der Verf. nun hierüber Schwaches sagt, sieht man auf der Stelle, dass er zwar vielleicht einmal das Zellengefängniss zu Amsterdam oder Utrecht gesehen hat, nie aber ein — zumal in Hinsicht auf Kirche und Schule — zweckmässiger eingerichtetes, dass er keineswegs eigne Beobachtungen über die Wirkungen der Einzelhaft angestellt hat, ebensowenig wie weiland van der Brugghen oder alle übrigen Gegner dieser Haftweise. Bis auf diesen Tag haben wir wenigstens noch keine Ausnahme hiervon kennen gelernt! Denn die an ein Paar Dutzend Strafzellengefangenen in einem Gefängniss auf Gemeinschaftfuss gemachten Wahrnehmungen können nicht als

Digitized by Google

Ausnahme gelten und entbehren jeder Beweiskraft. Sonderbar genug fallen bei dem Verf. die Urtheile seiner eigenen vielerfahrenen Landsleute, obgleich die reichen Erfahrungen Deutschlands und Belgiens damit ganz übereinstimmen, gar nicht ins Gewicht, sondern nur die zumeist ganz unzuverlässigen Zeugnisse von Engländern, die von englischen Vorurtheilen gefärbt und von einer ganz verfehlten, ja in Irland geradezu unsinnigen, Durchführungsweise der Einzelhaft abgenommen sind! Dem Verf. reicht die blosse Möglichkeit geistiger Erkrankung schon hin, um sich gegen die Zelle zu erklären, von der er sich einbildet (S. 34 ff.), aller Erfahrung zum Trotz, dass sie »die Meisten, ja mit der Zeit Jeden geisteskrank machen müsse (!)«, dass sie Alle »menschenscheu« und »ungeschickt« mache und besten Falls gute Vorsätze erzeuge etc. Sicher wird der Verf., gleich so vielen Andern vor ihm, bei der kürzesten eignen Prüfung sich überzeugen, dass alle diese und manche andern Fabeln auf Rechnung der Einzelhaft lediglich Erzeugnisse einer lebhaften Einbildungskraft sind und durch die Wirklichkeit überall widerlegt werden.

Der Verf. wendet sich nun zu der Frage: wie jener Theil der Strafzeit auszufüllen sei, der nach Ablauf der für die Zellenhaft gesetzlich bestimmten Zeit übrig bleibe? Er antwortet: Nicht durch Rückkehr zur Gesammthaft, wenn anders nicht im Umsehen alle sittlichen Früchte wieder verloren gehen sollen, wie sich an den furchtbaren Aufständen zu Chatham und Portland gezeigt habe; ebensowenig durch Verbringung in Pflanzländer. Obgleich diese letztere vorzüglich aus der Selbstsucht des Mutterlandes entsprungen sei, habe sie doch die gute Seite, mitunter den Entlassenen die Wiedererlangung eines Wirkungskreises zu erleichtern; überwiegend seien aber ihre Nachtheile, theils wegen grosser Gefährdung der Ansiedler durch die Verbrachten, vollends bei vorhergegangener gemeinsamen Haft, ja schon zufolge der gemeinschaftlichen Ueberfahrt, theils, wenigstens in den Ansiedlungen Hollands, wegen der Unmöglichkeit für Europäer, in der heissen Zone Feldarbeit zu thun, abgesehen davon, dass dort alle möglichen kleinlichen Hindernisse dem Landwirthschaft- und Gewerbbetrieb sogar der unbescholtenen Leute im Wege ständen, die man doch nicht bloss für die Bescholtenen (gleichsam zum Lohn) werde aus dem Wege räumen sollen. Leicht werde die Verbringung dorthin (wie nach Cayenne Ref.) auf die Todesstrafe hinauslaufen.

Einen Schritt auf dem guten Wege habe in der Verlegenheit England gethan mit seinen Beurlaubungen, aber einen ungenügenden, weil man vorher zu wenig auf die Sittlichkeit und nachher zu wenig auf die Ueberwachung bedacht gewesen sei, sowie auf Wiedererweckung des Vertrauens der Mitbürger. Der Verf. bildet sich nun ein, dass diese Fehler in dem sog. irischen System Crofton's vermieden seien; er vergisst, dass dasselbe Nichts weiter ist als eine neue Art der alten Gesammthaft, zu deren Lob-

Digitized by Google

rednern er doch sonst nicht gehört, dass die Behauptung (S. 43): »hier seien die Mitgefangenen soviel von Einander abgesondert als nöthig« (wieviel ist denn nöthig?), um den Nachtheilen des Beisammenseins zu begegnen, geradeso unerwiesen und unerweislich ist wie Alles was weiter daraus gefolgert wird und was an sich entweder sehr unwahrscheinlich oder sogar ganz unmöglich ist, also auf blosse Redensarten hinausläuft, wie z. B. die vermeintliche »Individualisirung«, die man als Kennzeichen des »irischen« (freilich auch des Zwickauer) Systems und so vieler andern sog. Systeme zu preisen pflegt. Wir haben Diess anderwärts*) bereits so eingehend gezeigt, ohne bis jetzt widerlegt zu werden, dass eine Wiederholung müssig wäre. Hätte der Verf. die Wirkungen der Zellenhaft selbst genau beobachtet, so würde er z. B. unmöglich in den schweren Irrthum gefallen sein, dass hier Scheinheiligkeit weniger zu erkennen und mehr zu fürchten sei als bei einem Zusammenleben, wobei es in die Hand der Sträflinge gegeben ist sich namhafte äusseren Vortheile durch sie zu sichern. Sein Aufsatz würde ebenso wie Abhandlungen Anderer in gleichem Sinn, und wie das Buch van der Brugghen's, gewiss anders ausgefallen sein, wenn die Verfasser die Einzelhaft nicht bloss aus Büchern und aus der Vogelschau gekannt hätten oder im besten Fall durch einen oder ein Paar flüchtige Besuche. Diess ist auch bei Holtzendorff, nicht aber bei Modderman der Fall, und desshalb, nicht aber bloss aus Gründen der Logik, mussten und müssen wir bei Diesem voraussetzen, dass er, der alle Gesammthaft entschieden verwirft, nicht bei jener species des genus eine Ausnahme machen wolle, die neuerlich mit so beispiellosem Lärm unter dem Namen des »irischen Systems« auf die Bühne gebracht worden ist, und zwar unter uns mit der unerhörten Anmassung, alle die reichen Erfahrungen, alle die sorgfältigen und gewissenhaften Beobachtungen, die seit Jahrzehnten auf dem Felde der Gefängnisskunde gemacht worden sind, kurzweg unbeachtet zur Seite zu werfen und deren, durchaus zu Gunsten der Einzelhaft sprechendes, Ergebniss mit einer Leichtfertigkeit ohne Gleichen als einen »überwundenen Standpunkt« zu bezeichnen. Uebrigens begeht der Verf. selbst einen Anachronismus in demselben Athem, in dem er einen solchen dem Herrn Ploos van Amstel vorwirft; denn die Hauptschrift v. Holtzendorff's über das sog. irische System ist 1859 erschienen, also vor seinem Besuch Irlands, obwohl er jetzt — doch wohl nur für Jene, die nicht schon anderswo Bagnos, nämlich Hafenarbeiten von Sträflingen, oder sonstige öffentlichen z. B. Feldarbeiten Solcher gesehen haben — das Reisen nach Irland für die Vorbedingung jedes gründlichen Urtheils erklärt! —

Weit entfernt, mit dem Verf. die Hauptschwäche des Buchs van der Brugghen's auf dessen pietistische Richtung zurück-

*) Besonders in der 4. Abhandlung unserer Schrift „Der Strafvollzug."

Digitized by Google

führen zu wollen, glaubten wir erwarten zu dürfen, dass Jeder, der unsere Beurtheilung desselben aufmerksam gelesen hat, anerkennen werde, dass wir mit grösster Gewissenhaftigkeit durchweg alles Lobenswerthe ebenso wie das Tadelnswerthe, sammt den Gründen unseres Urtheils, angegeben haben. Wir müssen dem Verf. anheim geben, ob er bei nochmaliger reiflicher Prüfung nicht selbst einsehen wird, wie unhaltbar das Alles ist was er zur Empfehlung seines falschen Wegs zum rechten Ziel beigebracht hat; wir beschränken uns lieber darauf, noch auf einige bemerkenswerthen Stellen seiner Ausführung zu verweisen. Seine guten Gründe gegen die unverständige Auffassung der Rechtskraft der Strafurtheile (S. 67 f.) als einer, um der Abschreckung willen nöthigen, starren Unabänderlichkeit, also auch Unverkürzbarkeit, stimmen ganz mit Dem überein was wir darüber ausgeführt hatten*). Auch er will die Strafe nicht länger dauern lassen als es zur Besserung (und Sicherung der Gesellschaft) nöthig ist, jedoch, gleich d'Alinge, lediglich die Verwaltung zur Entscheidung über die Strafdauer berufen, Was zwar in der Sache, nicht aber in der Form richtig ist. Wäre der Verf. in der Lage nach eigner Erfahrung über die Zellenhaft zu urtheilen und sie mit dem Zusammensein der Sträflinge zu vergleichen, so würde es ihm nicht haben entgehen können, dass es dort ebenso leicht wie hier schwer, ja unmöglich, ist die Individualität kennen zu lernen, während er jetzt im umgekehrten Wahn befangen ist (S. 71). Sehr richtig bemerkt er (S. 73 f.), dass man irrt, wenn man Sträflinge gleichsam als eine von allen andern Menschen grundverschiedene Klasse behandelt. Zum Schluss theilt er noch fast Unglaubliches mit über den empörenden Zustand der Gefängnisse von Niederländisch-Indien, nicht bloss von Batavia (S. 80 ff.). Es fehle an allen einfachsten Bedingungen der leiblichen und vollends der geistigen Gesundheit: an Raum, Licht, Luft, Aufsicht, Scheidung Verurtheilter von Angeschuldigten etc., abgesehen von dem höchst absonderlichen Gerichtsverfahren, womit die Sachen »abgethan« würden. Auf der Insel Madura verwahre man 360 Gefangene in einem Raum, der nur für 50 zureiche! In Folge dieser Zustände sei unter jenem Himmelstrich die Sterblichkeit ungeheuer; sie betrage auf dem »Wasserplatz« zu Batavia monatlich 10% (d. h. mehr als in Cayenne). Die einzig mögliche Wirkung dieser schauerlichen Behandlung auf den Gefangenen sei, dass ihn der Gedanke an die Unmenschlichkeit seiner Peiniger erfülle und der Durst nach Rache. Dessenungeachtet gelte noch immer eine solche Einsperrung nicht für abschreckend genug, um daneben des Stocks entbehren zu können!

*) In der Schrift „Besserungstrafe und Besserungstrafanstalten."

K. Röder.

Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

C. Plini Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit atque indicibus instruxit Ludovicus Janus. Vol. VI. Indices. Lipsiae. Sumptibus et typis B. G. Teubneri MDCCCLXV. IV und 462 S. 8.

Metrologicorum Scriptorum Reliquiae. Collegit recensuit partim nunc primum edidit Fridericus Hultsch. Volumen II quo scriptores Romani et indices continentur. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVI. XXXI und 264 S. 8.

Martianus Capella. Franciscus Eyssenhardt recensuit. Accedunt Scholia in Caesaris Germanici Aratea. Lipsiae etc. LXVI und 490 S. 8.

Claudii Aeliani Varia Historia Epistolae Fragmenta ex recognitione Rudolphi Hercheri. Accedunt rei accipitrariae scriptores Demetrii Pepagomeni Cynosophium Georgii Pisidae Hexaëmeron Fragmentum Herculanense. Lipsiae etc. LXIX u. 665 S. 8. (auch als Volumen II der Werke des Aelianus.)

Themistii Paraphrases Aristotelis librorum quae supersunt. Edidit Leonardus Spengel. Lipsiae etc. Vol. I. X und 449 S. Vol. II. 309 S. 8.

Es ist schon früher mehrfach in diesen Blättern das Verdienst hervorgehoben worden, welches sich die Verlagshandlung im Sinn und Geist ihres unvergesslichen Gründers, um die Alterthumsstudien dadurch erwirbt, dass sie in ihrem Bemühen, die Texte der alten Schriftsteller in möglichst berichtigter und treuer Gestalt zu liefern, sich nicht blos auf die in Schulen gelesenen Autoren beschränkt, sondern auch die übrigen Schriftsteller, die mehr dem gelehrten Gebrauch dienen und für unsere Kenntniss des Alterthums keinen geringeren Werth oder Bedeutung ansprechen, in ihren Bereich zieht und durch berichtigte, auf die älteste handschriftliche Ueberlieferung zurückgeführte Texte zu sorgen sucht, dass auch diese Schriftsteller der gelehrten Benutzung diejenige sichere Grundlage gewähren, die allein vor jedem Missbrauch oder falscher Anwendung bewahren kann. Auch die oben aufgeführten Theile der Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana liefern davon einen neuen und gewiss dankbar anzuerkennenden Beweis, theils als Fortsetzungen begonnener Werke, theils als neue Ausgaben, bei denen der oben bemerkte Zweck des Ganzen nicht aus den Augen verloren ist, so dass die hier gelieferten Texte als massgebend für den Gebrauch anzusehen sind.

Der sechste Band der Ausgabe der Historia Naturalis des Plinius liefert die für dieses Werk allerdings nothwendigen und unentbehrlichen Indices, die hier einen Umfang von nicht ganz

Digitized by Google

fünfhundert Seiten bei doppelten Columnen und einem kleinen, aber doch äusserst deutlichen Druck einnehmen, und zwar an erster Stelle ein Index Auctorum von vierzehn Seiten, welcher auch den Vortheil bietet, dass bei den noch vorhandenen Autoren, aus welchen Plinius Stellen citirt, diese letztern selbst in eckigen Klammern dem Citate des Plinius beigefügt sind; an zweiter Stelle folgt der Index Rerum et Verborum, dessen grosse Ausdehnung schon die angegebene Seitenzahl (von S. 15—462) erkennen lässt, wobei neben den doppelten Columnen jeder Seite auch die vielen, der Raumersparniss wegen in Anwendung gebrachten Abbreviaturen, die übrigens in keiner Weise die leichte Uebersicht oder das Nachschlagen stören, in Betracht kommen. Wer die unendlichen Schwierigkeiten und Mühen einer solchen Arbeit kennt, wird das hier gebotene, schon um seiner Vollständigkeit und Genauigkeit willen, mit allem Danke annehmen. Es fehlte zwar nicht an Vorarbeiten, wie sie zuletzt noch der zu Sillig's Ausgabe von O. Schneider gefertigte Index bietet, der bei all dem, was er für den vorliegenden Zweck bot, doch darum keineswegs der eigenen Mühe überhob. Schon die mannichfachen Aenderungen des Textes erforderten eine Berücksichtigung, eben so die Zwecke des Gebrauchs, und die Rücksicht auf die Leichtigkeit und Bequemlichkeit bei dem Finden und Nachschlagen; daher z. B. bei überaus reichhaltigen Artikeln eine Trennung und Sonderung des Stoffes, so dass, um ein Beispiel anzuführen, Roma, Romana arma u. dgl., Romani von einander getrennt sind, eben so Indi, India, Indica etc.: diese und andere Rücksichten nahmen in nicht geringem Grade die eigene Mühe in Anspruch, haben aber die Brauchbarkeit des Ganzen nicht wenig gefördert.

Die Sammlung der metrologischen Schriftsteller ist mit diesem Bande, welcher ausser einigen Nachträgen zu dem ersten (S. 147 ff.) die römischen in dieses Gebiet einschlägigen Schriftsteller und die zu beiden Bänden gehörigen Indices enthält, abgeschlossen und damit ein äusserst mühevolles, aber verdienstliches Unternehmen zu Ende geführt. Dieselbe Sorgfalt, welche der Herausgeber den griechischen, im ersten Bande veröffentlichten Stücken hat angedeihen lassen, ist in nicht geringerem Grade auch den römischen Schriftstücken zu Theil geworden, welche in diesem Bande in chronologischer Reihenfolge von Varro an bis auf Isidorus herab enthalten sind, und sich der gleichen Behandlung im Einzelnen, was den Text derselben betrifft, erfreuen, eben so aber auch mit den nöthigen allgemeinen Einleitungen versehen sind, welche über die Verfasser dieser Schriftstücke, die Quellen des Ganzen und den Werth desselben weiter sich verbreiten. Ueber die zur Herstellung des Textes selbst benutzten Hülfsmittel verbreitet sich mit gleicher Genauigkeit in allen einzelnen Angaben die Präfatio. Wir verfehlen nicht, die einzelnen, hier zusammengestellten römischen Schriftstücke, unter Bezugnahme auf das in der Präfatio, wie

Digitized by Google

in den Prolegomenen bemerkte, in ihrer Reihenfolge hier aufzuführen.

Den Anfang machen drei Stücke aus den Schriften des M. Terentius Varro, und zwar zwei aus den Büchern De lingua Latina, eines aus der Schrift De re rustica, welche auf das geprägte Geld und Ackermaass sich beziehen: es wurden dabei die für diese beiden Schriften Varro's jetzt massgebenden Handschriften, die Florentiner des elften Jahrhunderts für die erstgenannte, und die andere Florentiner (Laurentianus) des fünfzehnten Jahrhunderts für die andere Schrift benutzt, indem der Herausgeber sich deren Collation zu verschaffen wusste. Dann folgt aus Columella's fünftem Buch das betreffende Stück über die Feldmaasse (tabula agrestium mensurarum e Columellae libro V), und wird S. 4 der Prolegomena nachgewiesen, wie die hier gemachten Angaben auf Hero und dessen im ersten Bande abgedruckte Geometria zurückgehen und aus dieser Quelle stammen. Der Text hat durch die Benutzung einer alten Handschrift von St. Germain, jetzt zu Petersburg nicht weniges gewonnen und unterscheidet sich von dem geläufigen Texte, wie er noch in Schneider's Scriptt. rei rust. sich findet, wesentlich zu seinem Vortheil.

Nun folgen drei Stücke aus den Gromatischen Schriftstellern, die ebenfalls auf die Maasse der Felder sich ihrem Inhalt nach beziehen: E Frontini libro II de Limitibus; E Balbi ad Celsum expositione et ratione mensurarum; Ex Hygini libro de condicionibus agrorum. Der Text, der hier gegeben wird, stützt sich mit einigen Abweichungen, wo nämlich der Herausgeber (und meist mit gutem Grunde) die handschriftliche Lesart nicht verlassen zu dürfen glaubte, auf die Lachmann'sche Recension. Ueber die hier genannten drei Schriftsteller verbreitet sich der Verf. S. 5 ff. der Prolegomenen mit grosser Genauigkeit: dass er den Julius Frontinus an die Spitze dieser Autoren stellt, und in ihm auch den durch seine andern Schriften über Kriegwesen und Wasserleitung uns näher bekannten, tüchtigen Schriftsteller erkennt, wird ihm wohl Niemand bestreiten. Auch das, was über die beiden andern, Balbus und Hyginus, Zeitgenossen des Frontinus, und im Anfang der Regierung des Trajan's schreibend, bemerkt wird, verdient alle Beachtung, insbesondere die Untersuchung über die Quellen, aus welchen die Bestimmungen hervorgegangen sind, die wir bei diesen römischen Schriftstellern finden: auf Hero und Euklid wird es hier in letzter Instanz zurückgeführt: die Schrift De asse aber dem Balbus abgesprochen (S. 14 ff), und ihre Abfassung ins dritte Jahrhundert verlegt, da im vierten eine Aenderung durch Constantin eintrat, durch welche die hier gegebenen Bestimmungen wegfielen.

Es folgt nun Volusii Maeciani distributio, die auch Huschke unlängst in seine Jurisprudentia Antejustiniana mit Recht aufgenommen hat, mit näheren Erörterungen über den Verfasser wie über die Schrift selbst und ihren Werth (S. 17 ff.): im Text

Digitized by Google

folgt der Herausgeber meistens Mommsen's Recension. Daran schliesst sich die, wie eben bemerkt, mit Unrecht dem Balbus beigelegte Schrift De asse, und darauf folgt eine Zusammenstellung von einzelnen auf Maasse bezüglichen Erörterungen, welche bei Festus und in des Paulus Auszug sich noch vorfinden; dann aus des Priscianus Schrift De figuris numerorum ein über Gewichte und Münzen sich erstreckender Abschnitt, mit Rücksicht auf Keils neue Recension in Prisciani Opera minora (Grammatt. Latt. III, 2. p. 407 ff.), und ein kleines Stück aus des Victorius argumentum calculandi nach Christ. Die nächste Stelle nimmt ein das unter des Priscianus Namen lange Zeit gehende Gedicht De ponderibus mit dem Anhang De librae sive assis partibus. Der Herausgeber, der auch dieser Schrift eine eingehende Untersuchung in den Prolegomenen S. 24 ff. gewidmet hat, erkennt gleich den Gelehrten, die zuletzt noch diesen Gegenstand in Untersuchung genommen haben, wie Keil, Schenkl, Christ, Priscian nicht für den Verfasser dieser Schrift an, was auch wir für völlig gesichert halten: in Vermuthungen über den wirklichen Verfasser hat er sich klüglich nicht eingelassen, da eine sichere Grundlage dazu fehlt, und was das Zeitalter betrifft, in welches die Abfassung zu verlegen ist, möchten auch wir der Ansicht sein, der sich auch der Herausgeber anzuschliessen geneigt ist, dass dieselbe eher in das Ende des vierten oder fünften Jahrhunderts, als in das dritte, unter Diocletian zu verlegen ist. Der Wiederstellung des Textes hat der Herausgeber, wie wir auch aus dem ersehen, was in der Praefatio pag. IX ff. darüber bemerkt wird, alle Sorgfalt zugewendet; die Grundlage bildet nach seiner Ueberzeugung die Bobbienser, jetzt Wiener Handschrift, zumal sie auch in ihren offenbaren Fehlern die Mittel bietet, leicht das Richtige heraus zu finden und zu ermitteln. Es folgt dann weiter die alte Uebersetzung der Schrift des Epiphanius über Maasse und Gewichte, der von Le Moyne gelieferte Text erscheint hier in vielfacher Berichtigung durch die Benutzung einer Vatikanischen Handschrift Nr. 3852, auf welche der Herausgeber besonderen Werth mit Recht gelegt hat. Bei den nun folgenden Excerpten aus Isidor, welche eine gute Zusammenstellung Alles dessen bringen, was bei diesem Schriftsteller, aus älteren Quellen entnommen, über Maasse und Gewichte vorkommt, hat der Verf. zur Herstellung des Textes drei eben so alte als werthvolle Handschriften, eine Wolfenbüttler des achten und zwei Münchner (Nr. 6250 und 4541) des neunten und zehnten Jahrhunderts benutzt, und es wird darum kaum einer besondern Erwähnung bedürfen, wie Viel dadurch der Text dieser Stücke gewonnen hat. Ausser andern Fragmenten, die wir nicht alle hier nahmhaft machen können, führen wir noch an das den Schluss des Ganzen bildende Stück, dem der Herausgeber die Aufschrift gegeben: Calvi versio tabularum Alexandrinarum: es ist nemlich die unter dem Titel: Aphricanus de medelarum ponderibus

Digitized by Google

mensurisque von Calvus, der zuerst (1525) die Schriften des Hippocrates in einer Lateinischen Uebersetzung herausgab, dieser Uebersetzung beigefügte Abhandlung, welche, wie der Verfasser vermuthet, eine von Calvus gemachte Uebersetzung eines in Griechischer Sprache ihm vorgelegenen Stückes ist: was dann den Herausgeber zu einer weiteren Untersuchung über diess muthmassliche Original veranlasst hat; s. S. 39 ff. Noch haben wir zu bemerken, dass bei allen den hier gegebenen Stücken die Varia Lectio unter dem Text mit Sorgfalt zusammengestellt und dadurch für den kritischen Gebrauch gut gesorgt ist. Denn der Gelehrte, welcher von diesen Texten Gebrauch macht, kann bei den vielen streitigen Fragen, die hier in Betracht kommen, einer solchen Zusammenstellung nicht entbehren, wenn er selbst in Allem sicher gehen will. Eine verdienstliche Arbeit bilden die beigefügten Indices, ein Index Graecus, welcher alle beachtenswerthen Griechischen Worte, mit genauer Anführung der Stelle selbst, befasst und eben so ein Index Latinus gleicher Art: alle Eigennamen, also auch die der in diesen Schriften citirten Autoren sind in beide Indices aufgenommen, ein dritter Index, Conspectus auctorum, gibt eine nochmalige alphabetische Zusammenstellung derselben. Schon der grosse Umfang der Indices S. 159—262 mag für ihre Vollständigkeit wie für ihre Brauchbarkeit Zeugniss ablegen.

Es sind jetzt gerade dreissig Jahre verflossen, seit die letzte und grössere Aufgabe des Martianus Capella erschienen ist, mit einem bedeutenden Apparat, kritischen wie exegetischen ausgestattet, die vieljährige Frucht der Studien eines Mannes, der erst in späteren Jahren, aber mit seltener Ausdauer und Kraft diesen Studien sich hingegeben hatte, und über der Bearbeitung dieses Autors selbst gestorben ist. Bei aller Anerkennung des Geleisteten wird man doch darum das Bedürfniss einer Recognition des Textes nicht in Abrede stellen können: und der von dem fünften Buch (De Rhetorica) in der neuen Ausgabe der Rhetores Latini von Halm gelieferte Abdruck konnte selbst von der Nothwendigkeit einer solchen neuen und durchgreifenden Revision des Textes wohl überzeugen. Eine solche hat nun der Herausgeber hier zu liefern unternommen, und diese durch eine Praefatio eingeleitet, auf die wir zuvörderst hinzuweisen haben. Das erste Capitel derselben beschäftigt sich mit dem Autor selbst, seinen Lebensverhältnissen und insbesondere seiner Lebenszeit. In Bezug auf die letztere wird man dem Herausgeber wohl beizustimmen haben, wenn er die frühere Annahme, dass Martianus Proconsul in Afrika gewesen, verwirft, da aus dem im Schlussgedicht des Ganzen vorkommenden Worte proconsulari — wenn es anders richtig ist — diess nicht gefolgert werden kann, und aus der ganzen verdorbenen Stelle höchstens entnommen werden kann, dass Martianus, der aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sachwalter war, vor einem Proconsul Afrika's plädirt habe. Dann aber, so argumentirt der

Digitized by Google

Verf. weiter, kann Martianus nicht um 470 p. Chr. wie man vielfach angenommen hat, gelebt haben, indem 439 Carthago erobert und Afrika fünf und neunzig Jahre im Besitz der Vandalen war; er müsste also, da er nicht nach dieser Zeit, also nach Vertreibung der Vandalen gelebt haben kann, vor der Eroberung Afrika's durch die Vandalen gelebt haben. So viel wäre also sicher: eine genauere Bestimmung der Zeit ist kaum möglich. Ob die Erwähnung von Byzanz in einer Stelle des sechsten Buches §. 657 (»illic promuntorium Ceras Chryseon Byzantio oppido celebratum, quod a Dyrrachio septingentis undecim milibus distat«) genügen kann, um daraus die Folgerung abzuleiten, dass Martianus vor dem Jahre 330 p. Chr. in welchem Byzanz, als Sitz des Reiches, den Namen Constantinopolis annahm, gelebt und geschrieben, wagen wir nicht zu behaupten; der Verfasser selbst, der in einer früheren Abhandlung (Comment. critica de Martiano. Berlin 1861. p. 11—15) die Lebenszeit des Martianus demzufolge zwischen 284—330 u. c angenommen hatte, hat sich hier, und man wird die grössere Vorsicht nicht tadeln, minder bestimmt ausgelassen, obwohl er immerhin der Ansicht ist, dass Martianus vor die Zeit der Verlegung des Reichssitzes von Rom nach dem Orient falle. Und allerdings wird die gewöhnliche Annahme, welche diesen Schriftsteller in die zweite Hälfte des fünften Jahrhundert verlegt, kaum noch haltbar sein, wenn der Rhetor Felix, welcher nach der am Schlusse des ersten Buches befindlichen Subscription die höchst fehlerhaften Exemplare des Textes berichtigte, derselbe ist, der auch mit Mavortius den Horatius revidirte, und mit diesem in die ersten Decennien des sechsten Jahrhunderts gehört: wie hätte er aber sagen können: »ex mendosissimis exemplaribus emendabam«, wenn des Martianus Werk erst kurz zuvor der Oeffentlichkeit wäre übergeben worden; wir werden also wohl immerhin eine geraume Zeit annehmen müssen, welche zwischen dieser Durchsicht und der Veröffentlichung des Werkes, die nicht in die letzten Decennien des fünften Jahrhunderts fallen kann, verstrichen ist. Die merkwürdige Subscription, die aus andern Quellen früher schon bekannt war, und hiernach von O. Jahn behandelt worden ist, findet sich übrigens auch in der Bamberger Handschrift wie in den beiden andern Handschriften und wird hier genau mitgetheilt in der Note S. 27.

In dem zweiten Kapitel werden die Handschriften besprochen, zunächst die von dem Herausgeber benutzten, die Bamberger Handschrift aus dem Anfang des zehnten Jahrhunderts, die Reichenauer (jetzt Carlsruher), die an das Ende dieses Jahrhunderts oder an den Anfang des folgenden Jahrhunderts gehört, und die in eine gleiche Zeit fallende Darmstädter; von welchen die beiden letzten (s. C. Hermann's Praefat. zu Kopp's Ausg. p. VIII ff.) auch von Kopp als besonders werthvoll erachtet worden waren, während die Bamberger Handschrift entschieden vor den andern Handschriften den Vorzug verdient, und in Verbindung mit den beiden genann-

ten die sichersten Mittel zur Wiederherstellung des Textes bietet: dieser Handschrift ist daher auch der Herausgeber vorzugsweise gefolgt, wie diess schon Halm in der erwähnten Ausgabe des fünften Buches gethan hatte. Uebrigens hat der Herausgeber nicht versäumt, auch über die andern zahlreichen Handschriften des Martianus, die freilich an Werth der oben genannten nicht gleich kommen, zu berichten und eine Zusammenstellung derselben zu geben. Im dritten Kapitel folgt eine eingehende Untersuchung über die von Martianus benutzten Quellen oder vielmehr die von ihm ausgeschriebenen Schriftsteller. Es wird hier gezeigt, wie das, was im ersten Buch über die Götterlehre vorkommt, auf Varro zurückzuführen ist, und eben so auch Manches im zweiten Buch und selbst im dritten, selbst das vierte (De arte dialectica) führt in seinem Inhalt auf Varro, mag es direct aus dessen Schriften oder aus einem spätern Schriftsteller, was vielleicht wahrscheinlicher, entnommen sein; das fünfte über die Rhetorik, fällt zu einem grossen Theil dem Aquila zu, eben so das sechste dem Plinius, und zwar einem aus dessen grossem Werke gemachten Auszug, das siebente führt uns wahrscheinlich wieder auf Varro zurück, auch wohl das achte, das neunte auf Aristides Quintilianus. Die ganze, mit vieler Umsicht geführte Untersuchung ist ein neuer Beweis für die Bedeutung und den Einfluss der uns leider nicht mehr zugänglichen Werke des gelehrten Varro und wird von Allen denen zu berücksichtigen sein, die es sich jetzt in anerkennenswerther Weise angelegen sein lassen, die gelehrte Thätigkeit Varro's im Einzelnen zu verfolgen, um, was nur auf diesem Wege möglich ist, ein Gesammtbild seiner umfassenden Thätigkeit zu gewinnen.

Was den Text betrifft, und dessen Wiederherstellung, so bot, wie bemerkt, die Bamberger Handschrift vorzugsweise dazu die Mittel, und ist darum der Herausgeber dieser von ihm mit aller Genauigkeit verglichenen Handschrift meistens gefolgt; es lässt sich auch nicht leugnen, dass an nicht wenigen Stellen der Text eine ganz andere und bessere Gestalt erhalten hat. Die Abweichungen dieser Handschrift, so wie in den meisten Orten auch die der beiden andern eben erwähnten Handschriften sind unter dem Text aufgeführt, und damit auch die Angabe anderer Lesarten bei Kopp u. A. verbunden, so dass dem Kritiker zur Beurtheilung des kritischen Verfahrens, so wie des daraus hervorgegangenen Textes das nöthige Material vorliegt. Während auf dem Generaltitel des Werkes die Bezeichnung »De nuptiis philologiae et Mercurii« weggelassen ist, findet sich dieselbe als ein sogenannter Schmutztitel vor dem Beginn des Textes; eine handschriftliche Beglaubigung erscheint ausser der am Schluss des zweiten Buches befindlichen Subscription der Bamberger Handschrift kaum vorhanden. Die folgenden Bücher haben ihre besondere, durch den Inhalt bestimmten Aufschriften, die auch durch die Bamberger Handschrift, so wie meistens auch durch die beiden andern be-

Digitized by Google

stätigt sind; bei dem neunten Buch ist die herkömmliche Aufschrift De Musica beibehalten, die Bamberger Handschrift hat De Armonia, demgemäss sollte, bemerkt der Herausgeber nachträglich p. LXVI, die Aufschrift lauten: De Harmonia. Was in andern Handschriften steht, wissen wir nicht, oder vielmehr es liegt keine Angabe darüber vor. Die Paragraphen-Abtheilung von Kopp, nach der auch jetzt gewöhnlich citirt wird, ist am Rande beigefügt, eben so auch die Seitenzahlen der Ausgabe des Hugo Grotius.

Eine brauchbare Zugabe bilden die nach dem Schluss des Ganzen von S. 377 ff. an beigefügten Scholien zu der Uebersetzung des Aratus von Germanicus: der Herausgeber war zunächst durch die Inhaltsähnlichkeit, welche diese sogenannten Scholien — denn eigentlich sind sie diess gar nicht — in ihren mythologisch-astronomischen Ausführungen mit den Angaben des Martianus bieten, zu diesem Abdruck veranlasst, welchem zwei Handschriften, eine Pariser (Cod. Puteanus 7886) und eine Basler, beide des neunten Jahrhunderts zu Grunde gelegt sind, in Folge dessen nun ein ganz anderer, eben so sehr vervollständigter als berichtigter Text dieser alten Reste, die hinsichtlich ihres Verf. in neuester Zeit vielfach besprochen worden sind, vorliegt, so dass die aus der Aldiner Ausgabe des Jahres 1499 hervorgegangenen Abdrücke jetzt wohl kaum mehr zu gebrauchen sind. Auch hier ist unter dem Text der Nachweis der handschriftlichen Lesarten in einer übersichtlichen Zusammenstellung gegeben und auf diese Weise dem kritischen Bedürfniss genügt; am Rande sind die Seitenzahlen der Buhle'schen Ausgabe beigefügt.

Endlich haben wir noch der umfassenden Indices zu gedenken, in denen wir eine freilich für den Gebrauch nothwendige, immerhin aber sehr dankenswerthe Gabe erkennen, zuerst ein Index Rerum et Nominum, in welchem alle bei Martianus vorkommenden Gegenstände, Personen und Namen aufgeführt sind, in doppelten Columnen von S. 423—473, dann ein Index Graecus, welcher die Griechischen bei Martianus vorkommenden Wörter enthält, und drittens ein Index Auctorum über die von Martianus angeführten Schriftsteller, deren Stellen ebenfalls beigesetzt sind. Zu den Scholien des Germanicus ist von S. 480 ff. an ein ähnlicher, Sachen, Namen und Worte betreffender Index gegeben, welchem eine Tabula auctorum a Scholiasta excerptorum folgt: so dass auf diese Weise dem Bedürfniss gewiss entsprochen ist.

Die Einrichtung des zweiten Bandes der Schriften des Aelianus ist ganz gleich der des ersten 1864 erschienenen Bandes gehalten, in welchem die Thiergeschichte Aelian's enthalten ist. Der vorliegende Band enthält die übrigen auf dem Titel angegebenen Schriften Aelian's, wie sie auch der Herausgeber in der grösseren Pariser Ausgabe des Jahres 1858 geliefert hatte, nicht ohne sorgsame Revision des Textes, wie man diess aus der Zusammenstellung ersieht, welche demselben vorausgeht und eine gute Ueber-

Digitized by Google

sicht über alle die einzelnen, von dem Herausgeber vorgenommenen Aenderungen bietet. Insbesondere ist diess bei den Fragmenten Aelian's der Fall, wobei der Herausgeber die Mitwirkung eines Freundes (Ed. Rasmus) dankbar hervorhebt. Man braucht blos einen Blick auf die hinter diesem Fragmente gelieferte Tafel, die eine Zusammenstellung der einzelnen Fragmente nach den beiden Ausgaben, der Pariser und der jetzigen, bringt, zu werfen, um sich von der diesen Fragmenten gewidmeten Sorgfalt und der ungleich besseren Anordnung, welche dieselbe jetzt erhalten haben, zu überzeugen: es folgt noch weiter ein »Index glossarum, quibus Suidas fragmenta Aelianea apposuit« und dann ein sehr ausführlicher Index hominum, locorum et rerum memorabilium von S. 292—332 in doppelten Columnen, so wie noch ein Index der von Aelian angeführten Autoren.

Weiter angehängt sind diesem Bande die auf die Jagd, insbesondere die Falkenjagd bezüglichen drei Schriften, welche Rigaltius zu Paris 1612 veröffentlicht hatte in einem Abdruck, der allerdings Manches zu wünschen übrig liess, und dabei auch selten ist. Für die beiden ersten Schriften, das *ἱερακοσόφιον* (*περὶ τῆς τῶν ἱεράκων ἀνατροφῆς τε καὶ θεραπείας*, welcher Titel uns aus den Anfangsworten entnommen scheint) des Demetrius aus Konstantinopel, und das darauf folgende, schon von Rigaltius als jenem, auch in der ganzen Fassung nachstehend bezeichnete *Ὀρνεοσόφιον* (*ἀγροικότερον*) fand der Verf. von handschriftlichen Hülfsmitteln eine Bremer (ganz schlechte) Hanschrift des siebenzehnten und eine Münchner des sechszehnten Jahrhunderts (390), welche ihn in den Stand setzte, in der erstgenannten Schrift manche Verbesserung vorzunehmen und einige Lücken auszufüllen: für beide Schriften aber war eine andere Münchner Handschrift (135) von wesentlichem Nutzen: sie enthält nemlich beide Schriften in abgekürzter Fassung, wie ein Auszug und mit manchen stylistischen Aenderungen in einzelnen Worten und Ausdrücken: das Original, das diesem Auszug vorlag, erscheint nun dem Herausgeber besser, als die Handschrift, nach welcher Rigaltius den Text abdrucken liess. Der Herausgeber ist nun in der Weise verfahren, dass er den Auszug mit kleinerer Schrift einfügte und dadurch von dem Texte des Demetrius unterschied. Zahlreiche Aenderungen des vielfach verdorbenen und entstellten Textes haben hier stattfinden müssen: die meisten derselben sind in der Präfatio pag. XXIX ff. angegeben.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 33 HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

(Schluss.)

Dem Ὀρνεοσόφιον ist auch das andere kleinere Ὀρνεοσόφιον κελεύσει γεγονὸς τοῦ ἀοιδίμου βασιλέως κυρίου Μιχαήλ und dann noch mit der besondern Aufschrift περὶ γένους ὀρνέων καὶ κοπῆς καὶ χρωμάτων, wie es auch Rigaltius lieferte, beigefügt: dann folgt das ebenfalls von Rigaltius, der den Verf. ungewiss lässt, herausgegebene, hier demselben Demetrius von Constantinopel (der auf dem Titel des Ganzen als Pepagomenus bezeichnet ist, und für denselben gilt, der als Arzt des Kaiser Michel Paläologus 1261 ff. auch auf dem Gebiete der Medicin als Schriftsteller über die Gicht aufgetreten ist) beigelegte Büchlein über die Pflege der Jagdhunde, oder Κυνοσόφιον. So sind jetzt drei wenig zugängliche Schriften Byzantinischer Gelehrsamkeit, welche nicht Weniges bieten, was für die Natur- und Thiergeschichte überhaupt von Belang ist, auch einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht. Vielleicht hätte noch, der Vollständigkeit halber, auch das in v. Hammer-Purgstall's Falknerklee zu Wien 1840 abgedruckte ἱερακοσόφιον beigefügt werden können, obwohl dasselbe untergeordneten Werthes und aus Demetrius u. A. zusammengetragen ist. Den Beschluss des Bandes macht ein erneuerter Abdruck des von F. Morell erstmals im Jahre 1595 herausgegebenen Gedichts des Georgius Pisides: Ἑξαήμερον ἢ κοσμουργία in nicht ganz neunzehnhundert Versen, welche sich über die Schöpfung der Welt verbreiten: für die Verbesserung des Textes wurden zwei Münchner Handschriften 189 und 200 benutzt, insbesondere die letztere, deren Abweichungen vollständig verzeichnet sind Präfat. p. LVIII sq.

Den Freunden Aristotelischer Philosophie in deren weiteren Entwicklung wird der Abdruck der Paraphrasen des Themistius um so erwünschter sein, als dieselbe bisher nur in dem Aldiner Druck des Jahres 1534 zugänglich waren, dieser Druck des griechischen Textes aber im Ganzen selten zu finden ist, abgesehen von Manchem Andern, was uns im Lesen dieses Textes oftmal stört und unterbricht. Durch die vorliegende Ausgabe ist diesem Bedürfniss abgeholfen, und ein lesbarer, in Vielem auch durch Zuziehung der von Victorius an dem Rand bemerkten handschriftlichen Lesearten, verbesserter Text in einer auch äusserlich sehr befriedigenden,

Digitized by Google

correcten Form gegeben, durch den die Benutzung dieser Paraphrasen nicht wenig erleichtert ist. Im ersten Band ist enthalten die *Παράφρασις τῶν Ἀναλυτικῶν ὑστέρων* und *τῆς φυσικῆς ἀκροάσεως* im andern Bande stehen die Paraphrasen *τῶν περὶ ψυχῆς*, *εἰς τὸ περὶ μνήμης καὶ ἀναμνήσεως*, *εἰς τὸ περὶ ὕπνου καὶ ἐγρηγόρσεως*, *εἰς τὸ περὶ ἐνυπνίων* und *εἰς τὸ περὶ τῆς καθ' ὕπνον μαντικῆς*. Ein griechisches Wortregister ist diesem Bande beigefügt.

Chr. Bähr.

Bastian, Ad., Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen. Erster und zweiter Band. Leipzig 1866.

Von dem hier angezeigten Werke des berühmten wissenschaftlichen Reisenden enthält der erste Band die Studien und der zweite die Reisen. Der erste enthält die Reiseergebnisse wissenschaftlich verwerthet aber nur zum Theil. Ein dritter Band, der noch erscheinen wird, wird die Reisedarstellung fortsetzen. Seiner Vorrede zum ersten Bande zufolge soll sogar ein vierter Band folgen, der das Werk beschliesst. Ausser der Aufmerksamkeit, welche die hinterindischen Länder infolge der jüngsten Kriegsereignisse auf sich gezogen haben, wird dieses Werk auch dem Bedürfnisse wissenschaftlicher Fragen entgegenkommen, besonders den Fachmännern der Flora, der vergleichenden Psychologie und der Sagengeschichte, mithin der Geschichte selher. Ja fast vorzugsweise für diese hat der Verf. aus seinen Materialien diese Studien zusammengestellt, die ihre feinere Ausarbeitung von andern Händen noch erwarten dürfen. »Sorgsames Studium der Specialitäten«, gesteht er bescheiden im Vorwort (S. VIII), »musste vorläufig zur Seite gelassen werden, denn ich glaubte es der europäischen Wissenschaft schuldig zu sein, zunächst im Grossen und Ganzen, wenn auch nur noch in rohen Umrissen, die unverantwortliche Lücke auszufüllen, die unsere literarische Kenntniss über jenen Theil der Welt bisher entstellte. Eingehendere Erforschung der Einzelheiten darf gewiss bald von den Regierungsbeamten und Missionären erwartet werden, die oft ebenso viele Jahre im Lande zubringen, wie es mir nur vergönnt war, Monate zu bleiben, und unter denen es genug gibt, denen es weder an Lust und Liebe, noch an Musse oder Sachkenntniss fehlt.«

Wenn wir an die Kritik unserer Tage denken, besonders an die religiös dogmatische, und in Erwägung ziehen, wie die letzten Ziele derselben dahin gehen, die verschiedenen Fachwerke des Religionsbewusstseins auf eine gemeinsame Quelle hin zu betrachten, so muss uns ein Werk, wie das vorliegende ganz anders vorkommen, als ein Reisewerk, das die Interessen der Kaufleute zu unterrichten bestimmt ist, oder gar nur die Neugierde müssiger Leser im Schlafrock und Pantoffeln. Wenn überhaupt die Meinung

Digitized by Google

von Reisewerken nicht höher geht, so liegt die Schuld davon entweder an den Verfassern, denen der höhere Geist nicht gegeben ist, von dem die Werke zeugen müssen, oder an dem zurückgebliebenen Vorurtheil vergangener Decennien, denen die Ahnung der bedeutsamen Rolle, die Reisewerke für die Wissenschaft zu verrichten haben würden, noch nicht aufgegangen war. Werke, wie das von Bastian, tragen unverkennbar die Absicht an der Stirne, Beiträge zur Lösung jener Fragen zu liefern, wovon oben die Rede war.

Zu dem Aufschluss über die bewusste gemeinsame Werkstätte des Menschengeistes, also über das Humanitätsbewusstsein, worin wie in einem Centrum alle getrennten Gottesideen Radien gleich zusammenlaufen, kann nur die historische Forschung führen. Aber man muss bedenken, dass diese dabei Gebieten nahe kommt, wo man nur mit unbekannten Grössen rechnen kann, die wissenschaftlich nicht mehr acceptirt werden dürfen. Es gibt Grenzen, wo exacte Forschung aufhört, und man die Sage als Auctorität zugeben muss.*)

Auf diesen Grenzen begegnen sich Vertauschungen von Schauplätzen, wo die forschende Thätigkeit der Geologie in ihr Amt eintritt, wie dies z. B. für Griechenland wegen der Deukalionischen Fluth gilt, die eine Folge von Erdbeben war, und den Hauran gegen den Archipel hob, dessen Inseln die Spitzen der Berge sein mögen, wovon die Genesis an ihrer Stelle spricht.

Gelänge es, hinter der Grenze dieser Ergebnisse der Geologie wieder weiter geschichtliche Forschungen, die aber, wenn sie nicht pure sprachwissenschaftlicher Natur wären**), mit abstrakter Construction zusammenfallen würden, zu verfolgen, so würde man allerdings das grosse Problem aller Forschung ermitteln, die Vorgeschichte der europäischen Menschheit auf dem ihr damals eigenen nun nicht mehr vorhandenen Boden.

Diese kennen zu lernen, ist ein wohl mehr als billiges Erwarten. Aber mit ihr z. B. mit der Vorgeschichte Griechenlands parallel gehende Ideenkreise mögen die altindischen Sagen und Mythen darstellen. Und vielleicht — denn Bastian lässt diese Frage der Specialforschung offen — liegt in Bastian's erstem Bande ein reiches Depot von Materialien für Forschungen dazu vor.

»Hinterindien«, so sagt der Verfasser, »gehört ohne Zweifel zu den geographisch jungen Bildungen der Erdoberfläche und eben desshalb tritt in seiner ethnologischen Erscheinung eines der älte-

---

*) Grenze der Forschungen der Einzelphilologie (Geschichtsphilologie)!

**) Das Gebiet für die Forschungen der allgemeinen Sprachphilologie! Vgl. M. Müller, Sprachwissenschaft II. Serie. Hier wird zur fünften Vorlesung ein Anhang über Wörter für Föhre, Eiche und Buche gegeben, S. 211, der unsern Standpunkt verdeutlicht S. übrigens unsere Anzeige von diesem Werke, Heidelb. Jahrbb. d. Lit. 1866. Nr. 23ff.

Digitized by Google

ren Geschiebe mythologischer und religiöser Gestaltung zu Tage, da es noch keine Zeit hatte, sich dort mit tertiären und alluvialen Niederschlägen zu bedecken. Der primäre Anschauungskreis des Buddhismus, der sonst immer rasch im lebendigen Treiben der Völkerbewegungen zerbrochen und auseinandergerissen wird, waltet dort noch ungestört in der ganzen Majestät seiner apathischen Ruhe, und die Colosse der Sphinx, die riesenhaften Memnone, die am Nil einer schon längst verschwundenen Vergangenheit angehören, blicken auch am Irawaddi und Meuam von den Tempeltreppen auf die vorbeifahrenden Böte herab, um noch heute ihre Opfergaben in Empfang zu nehmen. Der Boden, auf dem sie stehen, ist neu und scheint erst seit kurzem aus dem Meere hervorgestiegen. .... Ohne auf die einheimischen Sagen Rücksicht zu nehmen, ... hat der Reisende noch jetzt den lebendigen Beweis der unfertigen Niveauverhältnisse, wenn er für Tage, für Wochen, für Monate durch Gegenden reist, in denen die Eingebornen oft selbst nicht wissen, ob sie ein Boot oder einen Wagen zum Fahrzeuge wählen können. Der Boden ist noch nicht sicher unter den Füssen, und um ihn zu festigen, fliesst auch in den einheimischen Traditionen das Opferblut, mit dem die von Herkules geführten Tyrier ihre neu entdeckte Insel tränkten.« S. 2 ff.

Wie die Bewohner dieser Halbinsel und ihre heutige Einrichtungen sich im Lauf der Zeit entwickelt haben, ihre Geschichte, welche der erste Band enthält, ist offenbar seiner Entstehung nach später, als der zweite, und dieser verdient, indem er das Prius ist, mithin zuerst besprochen zu werden.*)

---

*) Schon von dem Secretär des englischen Gesandten Major Phayre, nämlich dem Capitän Henry Yule, erschien vor acht Jahren ein Werk über Birma unter folgendem Titel:

A Narrative of the Mission sent by the Governor-general of India to the Court of Ava in 1855, with notices of the country, governement, and people. By Captain Henry Yule, etc. with numerous illustrations. London, Smith, Elder and Co. 65 Cornhill, 1858.

Da ich vermuthen muss, dass dieses Werk nicht so viel verbreitet ist, wie es zu sein verdient, so habe ich seinen Titel vollständig citirt. Seinen reichhaltigen Inhalt anlangend, erwähne ich, dass es mit unserem zu besprechenden Werke von Bastian insofern Aehnlichkeit hat, als auch es sich an den Faden einer Reisebeschreibung von der Britischen Grenze bis zur Hauptstadt (Chapt. I bis VI, S. 1—192) und zurück (Chapt. VII, S. 192—203), hält, und ausserdem Notizen über Birmanische Gebietseintheilung bis zum Frieden von Yandabo (1826), S. 204 ff., sowie Notizen über Geschichte, Religion, Innere Angelegenheiten des gegenwärtigen Birma's enthält. S. 220 bringt die Genealogie der 1853 erloschenen Regenten von Birma, von Alompra bis Pagán-men. 1853 folgte der jetzt noch regierende König Mendoon-Men. Ein Appendix ist beigegeben, in 13 Abschnitte zerfallend, mit eben so vielen Documenten und Einzelheiten. S. 309—381. Hier werden u. A. die geologischen Schicksale der Irawaddibanken erzählt, birmanische Hymnen, Briefe, Import nnd Export, Specimina, königl. Edikte etc., architektonische Nachträge sowie zum Schluss Uebersichten über die Sprachen von Birma und den Nachbarländern mitgetheilt.

Digitized by Google

Aus diesem zweiten Bande, welcher, wie wir erklärt haben, des Verf.'s Reisen in dem Gebiete zwischen den Flüssen Sittang, dem westlichsten Nebenflusse des Irawaddi und dem Saluin beschreibt, ermitteln wir, dass der Verfasser daraus erst die Hälfte des Stoffes gezogen hat, welcher den Inhalt des ersten Bandes bildet, nämlich Anhaltspunkte für die Geschichte von Birma und Pegu. Da erst der dritte Band die Reiseerlebnisse in Siam und Kambodja beschreibt, so werden wir für unsere Beleuchtung dieser beiden jetzt erschienenen Bände an seine Reisen in Birma und Pegu uns halten.

Nunmehr sei es uns gestattet, in der Kürze am Faden seiner Darstellung seine Reisen zu überblicken! Er hat das einschlägige Material unter folgende (sechs) Gesichtspunkte vertheilt: die Bergfahrt auf dem Irawaddi, S. 85 ff., das Zwischenfluss-Gebiet, S. 261 ff., Thalfahrt auf dem Sittang-Fluss, S. 333 ff., die Niederungen, S. 429 ff. und Bis zur siamesischen Grenze, S. 475 ff.

Er hatte sich von Madras aus an die Küste von Pegu begeben, und war, nachdem das Dampfboot das Cap Negrais, welches sich hinter gefürchteten Klippen erhebt, sowie die gefährliche Mündung des Sittang mit seiner Alles vernichtenden Bore passirt hatte, nach mehrtägigem Kreuzen mit Unterstützung von Lootsen der Mündung des Irawaddi entgegengeführt worden. Die Fahrt dauerte noch einen Tag, bis sie in den Hafen van Rangun einlaufen konnten. Einer seiner Freunde, die daselbst wohnten*), holte ihn in einem Boote ab, und nachdem sie noch einen langen Plankenweg — eine der Ufermoräste wegen nothwendige Einrichtung — zurückgelegt hatten, kam er endlich auf festen Boden.

Wir befinden uns mit unserem Reisenden also in der Hauptstadt des Landes (Pegu), das wir in seiner Gesellschaft nun kennen lernen werden. Die Fahrt geht auf einem Arme des Irawaddi aufwärts in einem Borte, das Bastian sich gemiethet und auf seine Weise ausgerüstet hat. Der Contract lautet bis Mandalay, dem neuen Ava am oberen Irawaddi.

Das nächste Ziel ist Prome. Zwei Tage hatte die Fahrt auf dem Nebenarme gedauert. Am Morgen des dritten, sagt er, »fuhren wir in den Irawaddi ein und sahen den majestätischen Strom in der ganzen Breite seiner Wasser vor uns, ehe er dieselben in die Mündungen des Delta zertheilt.« S. 19. Wenn er »wir« sagt, so meint er seine Begleiter und sich. Die Beschreibung der Fahrt

---

Eine sehr werthvolle Beigabe dieses belehrenden Werkes sind die colorirten Bilder und die architektonischen Vignetten, welche die Leser einen Blick in die grossartige Natur einerseits, sowie in die originale von keiner andern Cultur beeinflusste birmanische Entwicklung thun lassen.

*) Bremer Kaufleute haben in Rangun Faktoreien. Reis und Teakholz sind Hauptartikel. Die Bedeutung Rangun's liegt noch in der Zukunft, wenn der Handelsweg zu Lande nach China wieder hergestellt ist.

Digitized by Google

von hier bis Prome bietet interessante Details über Beschäftigungen, Dämonenglauben, Lieblingsspeisen, Mönchsleben bei den Birmanen, über den Civildienst der englischen Offiziere, die in der Provinz Administratoren und Richter zugleich sind. Die erste grössere Stadt am Flusse ist Henzadah mis 5600 Häusern und 11,000 Einwohnern. S. 21. Durch einen englischen Kapitän bekam er hier manche Aufschlüsse. Was er von einer Prophetin von der Morley-Sekte erzählt, S. 19, lässt den Leser in das religiöse Leben der christlichen Birmanesen blicken.

Einige Tage hatte der Aufenthalt in Henzadah gedauert, als er wieder sein Boot bestieg. S. 22. Die Abzweigung des Basseinflusses passirte er noch an demselben Tage, legte Abends gewöhnlich an, mochte es ein Dorf sein oder nicht. Im Dorfe Kaunagyi war man mit Vorbereitungen zu einem Feste beschäftigt. Hier schaltet er Angaben über den Bildungsgang der Birmanesen ein, die ich nicht unterlassen will hier wiederzugeben. »Jeder Birmane«, sagt er, muss einmal im Leben das gelbe Kleid des Pungyi *) getragen haben, ob für Tage, Wochen oder Jahre. Gewöhnlich werden die Knaben von 6—13 Jahre in die Schule (im Kyaung oder Kloster) geschickt, um lesen und schreiben zu lernen, und während dieser Zeit begleiten sie die Pungyi beim Almosensammeln nach den Häusern ihrer Verwandten. Später verweilt der Schüler noch einige Wochen, um Paligebete zu lernen und bleibt dann entweder dauernd im Kloster oder kehrt ins bürgerliche Leben zurück. Verheirathete, die, obwohl sie nicht mehr Pungyi werden können, sich dem Mönchsstande widmen wollen, tragen statt des gelben ein weisses Gewand, ebenso wie die Nonnen, meistens alte Frauen oder Wittwen ohne Beziehungen in der Welt. Manche sind zwei oder drei Mal in den Mönchsstand ein- und wieder zurückgetreten, bis sie sich zuletzt verheirathet haben.« S. 25. Wir kommen nach Myanoung, einer englichen Station, wo Bastian bei dem Deputy-Commissionär, Capitän Hildebrand, wohnte. Wir erfahren gelegentlich, dass man die Leichen hoher Herrn ein Jahr lang präservirt, da das Begräbniss viele Vorbereitungen erfordert, und, um sie frisch zu erhalten in Honig steckt, der nachher wieder verkauft werde. S. 27. In ihren Klagen um Verstorbene verrathen die Birmanesen das tiefste Gefühl. S. 28. Mancherlei Dörfer, deren Namen wir übergehen, werden da genannt, zuletzt Schuedaunnaiya, wo des bevorstehenden Festes wegen kein Markt abgehalten wurde und das Gebäude des Bazaars geschlossen war Maskirte Tänze wurden auf den Strassen aufgeführt. Frauen sassen dort mit zierlich ausgelegten Esswaaren in lackirten Töpfen und luden die Vorbeigehenden ein, ihnen die Ehre anzuthun und davon zu kosten. Ein Paar Mönche wanderten dazwischen umher und schauten lüstern zu, aber ihre Essenszeit war vorbei. »Ich fragte sie«, schreibt er,

*) Mönch's.

Digitized by Google

»wie sie an bewölkten Tagen wissen könnten, ob es Mittag sei, oder nicht, und erhielt die Belehrung, dass die birmanischen Hühner vier Mal krähten, Morgens, Mittags, Abends und um Mitternacht. In Mandalay sah ich ein Instrument, um die Sonne zu messen, und meistens verstehen es die Birmanen, nach ihrem eigenen Schatten zu beurtheilen, ob der Zenith passirt sei oder nicht.« S. 30. Endlich kommen wir in Prome an, das unter dem Namen Tiji-kittya eine so bedeutungsvolle Rolle in der birmanischen Geschichte spielt.

Er verweilte bei der Beschreibung dieser Stadt, und dessen, was die Umgegend ihm geboten, der Pagoden mit und ohne Spitze, bei seinen Unterhaltungen mit einem alten Sikay (Richter) über die Vorgeschichte Prome's, und den historischen Mittheilungen eines angesehenen Einwohners aus Prome, den er bei dem Abte eines Waldklosters auf einem Ausfluge angetroffen hatte. Zwischen Waldwegen, Landstrasse und Bergfahrt zu Wasser wechselte die Weiterreise, die an Pagoden und immer wieder an Pagoden vorüberführt. In Thayetmyo blieb er bei dem englischen Capitän. Hier war die faktische Grenze zwischen dem englischen Gebiete und Birma.*) Er sah bei dem Capitän Briefe von den birmanischen Gouverneuren aus der Nachbarschaft, »mit Seifenstein beschriebene Tafeln, die in einen hohlen Bambu gesteckt und nach dem Umwinden mit Zeug durch einen Pfau versiegelt sind.« S. 50. Die Grenze ist, wie er beschreibt,. mit einer doppelten Linie von Polizeistationen bewacht, aber dennoch finden (nämlich, während er dort war) beständige Räubereien auf dem zweifelhaften Gebiete zwischen den beiden Ländern statt, und die Thäter flüchten immer von einem Territorium aufs andere. Thayetmyo gegenüber liegt Meaday, wo früher das Zollhaus placirt war. Als mit dem Ende des letzten birmanischen Krieges den vorrückenden Truppen Halt geboten wurde, waren die Engländer gerade bis Meaday vorgerückt. Admiral Seymour wurde ersucht, die Grenze zu ziehen, und er entschied sie, indem er einen Kanonenschuss oder $1^1/_2$ Seemeile auf drei Meilen zu Land bestimmte, und dies zu Gunsten Meaday's, das eingeschlossen werden sollte, auf sechs verdoppelte. S. 53 ff.

An seiner Bergfahrt auf dem Irawaddi fehlt noch die Stecke von Meaday bis Mandalay (Ava). S. 55. In Menhla wohnt der birmanische Gouverneur. Bastian besuchte wieder die Pagoden, und ging in den Klostergebäuden umher, die mit bunter Stuccatur überklebt waren. »Die Thüren liefen meistens auf Rädern, sowie Sessel zum Niederlegen. Mein Koch konnte auf dem Markte noch mit englischen Rupien und Anna's einkaufen, aber man sah vielfach das birmanische Geld gebraucht, an das ich mich für später auch zu gewöhnen hatte. Eine Münze besteht nicht in Birma.

*) Erst nachdem Bastian Birma schon verlassen hatte, soll es dem Oberst Phayre gelungen sein den Frieden durchzusetzen, also nach 1861.

Digitized by Google

Der frühere König liess einige Rupien mit seinem Pfau prägen, aber sie sind ganz verschwunden. Das Bullion, das den Birmanen im Handel dient, besteht aus drei oder vier verschiedenen Alloys von Silber mit Kupfer, das beste, fast reines Silber, heisst Bau, das nächste Dain oder in anderen Verhältnissen Youetni und das geringste, aber am gewöhnlichsten im kleinen Handel gebrauchte Azekiay.« S. 57. Wir erfahren Einiges über den Geldgebrauch im Verkehr, S. 58, lesen dann von seiner Vorstellung beim Gouverneur, und begleiten ihn nach Malun, wo er in der Pagode verschiedene Inschriften fand. Da er Papier vergessen hatte, musste er eine schwarze Tafel (Parabeik) mit einem Griffel aus Speckstein nehmen. Dann ging es nach Magweh, berühmt durch seinen Tempel Mya Salwon (das Smaragd-Bett), der über Reliquien Gautama's gebaut ist und seine liegende Figur als Schinbindjetlekdon enthält. S. 62. Pfauen und Hasen spielen als Symbole eine Rolle in den Verzierungen. Inschriften fehlen nicht, die Geschichte des Gebäudes, die Menge der verbrauchten Materialien, sowie die den Arbeitern bezahlten Geldsummen angebend, wie es Herodot auf den Pyramiden gelesen. Bald werden die Ufer des Irawaddi einsam und menschenleer; Dörfer und Felder sieht man keine, und nur zuweilen haben Verkäufer in der Wüste eine kleine Scheuer aufgeschlagen, um den vorüberfahrenden Schiffen zu verkaufen. Flösse gehen stromabwärts, mit Hütten darauf. In Sillemyoh gewähren Tempel wieder Stoff zum Studium. Der Verf. äussert sich vergleichend über Aegypter und Buddhisten. S. 69. Auf der Weiterfahrt erscheinen Pagan's Pagoden schon früh in der Entfernung, S. 72, deren Kuppeln durch ihre unzählige Menge das birmanische Sprichwort erklären: zahllos wie die Tempel Pagan's! Die Lage der Pagoden hier reizend; viele Ruinen. Seine Boote legten oberhalb der Stadt an; Bastian trifft am Abend dort ein. Am nächsten Morgen wird dem Pilgerort Schwedzidong ein Besuch gemacht, der durch den Reichthum seiner Weihgeschenke dort einen Ruf hat. Eine zweite Excursion führt nach der Ruinenstätte Pagan's. Drei Tage nach der Abreise von hier passiren wir den breiten Einfluss des Kyendwen. In Yandabon, berühmt durch seine Töpfereien und den dort abgeschlossenen Frieden, sieht er Schnitzereien an der Thüre eines Götzenhauses, mit grellen Farben bemalt, in bunter Verschiedenheit. Abends hält er beim Dorfe Sameikun. Von einem der Dorfbewohner erfährt er, »dass die Pagoden gebaut würden, um zum Himmel zu gehen, und die davor gestellten Löwen an Bereuung der Sünden ermahnen sollten.« S. 79. Zwei Tage darauf sehen sie längs des Flusses hingestreckt die mit dichten und dunkelm Pflanzenwuchs umhüllten Stadtmauern des einst hochberühmten Ava, einst Ratamapura oder Stadt der Kleinodien und Juwelen — jetzt in einsamer Verödung trauernd. Die Lage Ava's muss nach seiner Beschreibung prächtig gewesen sein. »Vom andern Ufer glänzen die Pagoden Sagain's zu

Digitized by Google

ihm hierüber, Pongsajac auf hoher Bergspitze, und Schinbingangaidae mit schroffem Felsabhange in den Fluss vorspringend, während daneben die weisse Pagode Schwesetjade aus den Bäumen hervorscheint, von einem Kranze geschmükter Tempel umkrönt.« S. 80 ff. Die Pagoden sind hier so zahlreich wie die Ritterburgen am Rhein und Oder. Breite und hohe Treppen führen zu ihnen hinauf, und für den europäischen Reisenden ist die herrliche Aussicht, die sich von ihren Terrassen bietet, das Beste. Nach einer Windung des Stromes zeigen sich ihm seitabwärts die breiten Pagoden Amarapura's und in der Ferne zwei kegelige Hügel, die Lage der jetzigen Hauptstadt Mandalay andeutend.

Mandalay ist landeinwärts gelegen, und eine Schöpfung des Eigenwillens. Der König mochte die Engländer in der Gesandschaft nicht mit den Dampfschiffen bis an seinen Pallast zu Amarapura kommen sehen. Bis man Mandalay erreicht, muss man noch eine brennende Ebene passiren. Diese neue Hauptstadt ist eine erzwungene Schöpfung. Sie besteht in drei in einander geschobenen Vierecken, von denen aber nur die zwei inneren mit Mauern umschlossen sind. Aus der Beschreibung, die der Verf. gibt, erhellt, dass der Eindruck ihn nicht befriedigte, weil Alles noch unfertig dastand. S. 85 ff. Nachdem er unter unausbleiblichen Mühseligkeiten hingelangt war, sah er sich von einem Hügel die Stadt an, aus deren Mitte der über den Thronsitz des Königs, als das Centrum, gestellte Spiralthurm mit sieben Windungen in goldenen Verzierungen emporsteigt. S. 90. Er beschreibt den Verkehr in den Strassen, die Thore der Stadt, die Pagoden von Mandalay und Amarapura, erzählt zuletzt von der grössten Pagode Birma's, die auf dem Mandalay gegenüberliegenden Ufer erbaut, aber nicht vollendet sei, S. 98, von den colossalen Glocken, zieht dann Staatsrechtliches herein. »Die birmanischen Prinzen«, heisst es, »werden nach der Provinz genannt, mit der sie belehnt sind. Der jetzige König ist meist noch als der Mendun-Min (der Prinz von Mendun) bekannt, abgesehen von seinen hochtrabenden Titeln. Auch die Minister sind so gestellt. Der erste Minister heisst der Magweh-Akwin, weil er seine Einkünfte aus Magweh zieht.« S. 99. Dann kommt er auf ein Poeh (Schauspiel) zu reden, wie es auf einem freien Platze durch einen Vater gegeben wurde, um das Ohrdurchbohrungsfest seiner Tochter zu begehen. Erst wurde die Nationalhymne vom Orchester gespielt, dann kam ein Marionettentanz, durch ein über die Bühne galoppirendes Pferd eingeleitet, endlich folgt ein Feenballet, aus dem der Verfasser etwas zum Besten gibt. Man unterscheidet unter den Schauspielen Maskeraden (Jan Masat), Marionetten (Jophsoma), Ballet-Opera (Anindema), Possen (Sattama) u. s. w. S. 101 ff. Bei Nacht muss Jeder in den Strassen von Mandalay nach Gesetzesvorschrift eine Laterne tragen, oder wenn er dazu zu arm ist, eine Trommel schlagen, sonst greifen ihn die Wächter auf. Der Verfasser erwähnt des Verbotes

Digitized by Google

berauschender Getränke, sowie ihrer Verfertigung aus Palmsaft. Länger verweilt er bei seinen Vermittlungen über die Hexen, und bei den Proceduren, die angewendet werden, um sie auszutreiben, und die den Ordalien ähnlich sind. S. 103 ff. Feierlich geht es bei den Einkleidungen für's Kloster vor sich, bei Leichenbegängnissen, Heirathen. Von den Opfergaben, die in den Pangati-Früchten bestehen, handelt der Verfasser allgemein, S. 105, von der Abhaltung des Gottesdienstes, S. 106, von den Doctoren der Vedas (Bedin-Zea), die ihre magischen Bücher vor sich aufgeschlagen, an belebten Strassenplätzen sitzen besonders vor den Thoren, und dort Anlage von Geldcapital, Freundschaft und Feindschaft, Ehen und Scheidungen bestimmen. S. 106. Den Schluss dieser Episode macht die Bestimmung der Constellation, unter der ein Geschäft prosperire, durch Bedin-Zea's. »Je nach den Tagen der Woche präsidirt der Nat (Dämon) in einem verschiedenen Punkte des Compass und der Bedin-Zea kann daraus berechnen, welche Art des Geschäftes an einem bestimmten Wochentage sicher wäre zu prosperiren. S. 108.

Kehren wir nach dieser Episode zu der Beschreibung der Ebene Mandalay's zurück, an der eigentlich nicht Viel zu beschreiben ist. Aber der Verfasser hat diesen Weg eingeschlagen, um noch Einiges über Dämonentempel und Dämonenkäfige, S. 110, mitzutheilen, und zu berichten, wie die Birmanen beten, S. 111, was sie thun, ehe sie in den Krieg ausmarschiren. S. 112. Hier kommt er auf eine weise Frau zu reden (Nakadau, Dämonen-Frau), die mit den Nats in Rapport stand. »Die in den Teufelstempeln administrirenden Nakkadau werden ausser bei Krankheiten auch bei noch vielen andern Gelegenheiten um Rath gefragt und ziehen selbst mit in den Krieg, wie die heiligen Jungfrauen der alten Germanen.« S. 113. Für diese Tour befindet sich der Verf. an der Grenze, und wurde nunmehr über die zwischen der alten und neuen Hauptstadt gezogene Grenzlinie, an den Ueberbleibseln von Amarapura's Stadtmauern vorbei der Rückweg angetreten. l. l. Gegen den Schluss hin trägt er noch Einiges über das sogenannte Pona-Kyaung, über die Art wie die Zeit in Mandalay regulirt wird, und zuletzt über die armenische Gemeinde daselbst mit.

Bastian hatte gedacht, in Mandalay ruhig für einige Zeit zu verweilen, bis er der Sprache völlig mächtig wäre, und dann unerkannt, oder wenigstens unauffällig, weiter zu reisen, nämlich höher den Strom hinauf. Um nicht in der Stadt zu sehr bekannt zu werden, hatte er sich in der Umgegend nach einer Wohnung umgesehen, und eine solche in Kabein, einem Dorfe, gefunden, wo die Nähe eines Klosters ihm wegen seines Abtes, der im Rufe eines sehr unterrichteten Gelehrten stand, von grossem Werthe war. S. 129. Lange sollte seines Bleibens nicht dort sein. S. 133. Der König verlangte, dass Bastian Kabein verlies und in Mandalay wieder seinen Wohnsitz nähme. »Ich hatte einen Augenblick geschwankt«, schreibt er, »ob ich nicht in das Kloster gehen, wo ich

Digitized by Google

gute Gelegenheit zum Studium gefunden hätte, und bei dem dortigen Abt ein Asyl suchen sollte, hörte aber, dass derselbe ohne Erlaubniss des Thugyi selbst keine eingeborenen Novizen ordiniren dürfe, und um so weniger Fremde beherbergen könne.« S. 135.

Wieder in Mandalay, hatte er unfreiwillig Gelegenheit, sich den königlichen Pallast anzusehen, da er nämlich sich beeilte eine Audienz zu erhalten. Der König machte ihm das Anerbieten, in seinem Pallast dem Studium des Buddhismus, das er als Zweck seiner Reise angegeben hatte S. 138, obzuliegen, was er annahm. S. 141 ff. In seinen Pavillon eingezogen, erhielt er durch einen Professor den vom Könige entworfenen Studienplan mitgetheilt, S. 144, an den sich aber Bastian nicht halten konnte. Er erzählt von der Verehrung der Birmanen gegen Bücher, S. 150, von dem dem Birmanen unentbehrlichen Betel, S. 151, von der Schwierigkeit der Hofsprache, S. 153, von der birmanischen Weise des Schachspiels, das ein Vezir Nushirwan's von Indien eingeführt hatte, S. 155, von einer neuen Audienz beim Könige, die sich um Religion drehte. S. 157 ff. Die häufigen Besuche des Prinzen, dessen Wohnungsnachbar er war, waren keine geringere Schule, um Birma's Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen, als seine Studien bei dem bewussten Gelehrten. Dazwischen kommt wieder eine Audienz beim Könige vor, der sich nach den Fortschritten der Studien erkundigte und nach den Staatsverhältnissen Europa's fragte, aber nur schwer die des Bundestags verstehen konnte. S. 170. Da wir keinen Auszug aus dem Reisewerk zu geben beabsichtigen, müssen wir des Inhalts in ausgeführter Weise entrathen. Wir können daher von der Malerei, S. 173, vom Klosterunterricht, S. 181, den priesterlichen Vorschriften, S. 185, der Buddha-Reihe, S. 188, den Berichterstattern aus dem Jenseits, S. 193, den Beamtenstand in Stadt und Dorf, S. 197, den Gesetzbüchern, S. 198, den Abgaben, S. 201, der Literatur, S. 203, nicht einmal näher erwähnen. Ebenso glauben wir, es reicht hin, auch aus seinem ferneren Aufenthalte in Mandalay nur mit Ueberschriften zu dienen, und so sei denn seines Rufes in der Ohrenheilpraxis, über den er sich selbst vergnügt, S. 207 ff., seines Zerwürfnisses mit dem Prinzen, als er sich geweigert hatte, Medicin zu geben, S. 214 ff., der Schwierigkeit, die er hatte, die wünschenswerthen Bücher, trotzdem, dass der Prinz sie ihm versprochen hatte, zur Benutzung zu erhalten, S. 217,*) seiner Begegnung mit der Antipathie der Birmanen, Hühner zu schlachten, S. 223, eines Festes, das der König der Pungyi gab, und wozu in der Strasse vor dem Pallaste grosse Vorbereitungen getroffen waren, S. 227, der weisen Sprüche über Regierungskunst und Menschenkenntniss von einem

*) Bastian hofft, Ersatz dafür in den Geschenken aus den Staatsarchiven zu finden, die die englischen Beamten in ihren officiellen Verhandlungen mit dem Könige zu erhalten.

Digitized by Google

alten Minister Aporapa, S. 230, der Hofanekdoten, und der Geschichten, die ihm einer der jüngern Prinzen, ein zartgebildeter Knabe, aber mit etwas abschreckend Heimtückischen schon in dem jungen Auge, bei seinen Besuchen erzählte, S. 232, zuletzt eines Einbruchs bei ihm nebenan, während dieser Prinz bei ihm war, S. 273, kurz Erwähnung gethan. Er hatte es mittlerweile so weit gebracht, dass er eine vollständige Copistenstube hielt, die birmanische oder Palitexte auf Palmblätter niederschrieben. S. 244. Noch kurz vor seinem Aufbruch bekam er von dem König persönlich den Auftrag, einen in der französischen Mission erzogenen Birmanen, der schon einige medicinische Kenntnisse hatte, weiter auszubilden. S. 245.

Die Tages- und Jahreseintheilung, S. 248, ominöse Sprüche, worauf die Buddhisten grossen Werth legen, S. 250, Schutzformeln, S. 253, Neujahrsscherze, S. 255, bilden den Schluss dieses in manchen seiner Details interessanten und auch interessant dargestellten Theils seiner Reisen.

Bastian hatte eine Reise nach Tongu vor, und, um nicht die Regenzeit herankommen zu lassen, beeilte er sich, in einer Audienz vom Könige unter Austausch von Geschenken zwischen ihm und den Hofpersonen Abschied zu nehmen. Mit einem Pass auf einem langen Palmblatte geschrieben, versehen, machte er sich auf den Weg nach Tongu, der bei Mikoungyay von Irawaddi abzweigt. Hier beginnt seine Reise in das Zwischenfluss-Gebiet oder das hinterindische Mesopotamien wie wir in des Wortes wörtlicher Bedeutung auch dieses Gebiet nennen können. Bei Myit-ngay, wo die Fähre lag, setzte er nach dem alten Ava über, und dann ging es zunächst direkt nach Maithila, einer Stadt auf der halben Entfernung nach Tongu, dem Ziel seiner Reise. Die Reise ging zu Karren vor sich, und einer davon war nur als Retourgelegenheit bis Maithila gemiethet. Was passirt wird, sind nur Dörfer, deren Grösse nach der Zahl der Häuser und der Ochsen beurtheilt wird. Einsame Pagoden werden auch hier angetroffen*), Klöster, die mehr Schulen als Kirchen sind, wie denn auch die Mönche in der Regel als Lehrer, und nur ausnahmsweise als Geistliche wirken. S. 276. »Dem Buddhismus fehlt ganz die priesterliche Vermittlung, und somit ein eigentlicher Gottesdienst.« ...... Das Herleiern von Paliformeln in dem der Pagode angebauten Tempel geschieht von den Klosterbrüdern nur zu ihrem eigenen Besten ohne Rücksicht auf

*) Gelegentlich einer weissen Pagode, an der er vorüber kam, die ein Ayoh-Oh oder Ayoh-Dzedi (Knochentempel) genannt wurde, weil über den Gebeinen eines verstorbenen Pungyi erbaut, nennt er die vier Arten von Cetih, welche die Birmanen unterscheiden, nämlich 1) die Catu-cetih, worin Reliquien eines Buddha oder eines Heiligen niedergelegt sind, 2) die Dhamma-cetih, zur Aufbewahrung heiliger Schriften, 3) die Paribhoga-cetih, die eine der acht geweihten Geräthschaften enthält, und 4) die Uddhisa-cetih, die Weihgegenstände aufbewahrt. S. 278.

Digitized by Google

eine Gemeinde. »Auch der Laie hat beim Besuche der Pagode selbst sein eigenes Seelenheil zu besorgen« .... obwohl er einen der Mönche zu seinem Gewissensrath auswählen mag, kann er ihn doch nicht, wie der Indier den Brahmanen, mit Aufträgen an den Himmel betrauen. Nach dieser Bemerkung kehren wir zum Reisebericht zurück. Der Weg geht durch Sandebenen, von der sich seitwärts die zu dem Tafellande der Schan aufsteigende Gebirgsmauer abhebte. Er langte in der Stadt Piobaeh an, wo ihm eine Deputation der Behörden entgegen kam, und er nach dem Hause des Myothougyi geführt wurde. Sein Interesse war immer auf die Klöster gerichtet, wo er für seine Zwecke sammelte. »Durch die Combination des Aufenthaltes im Pallast mit meinem Charakter als Arzt, sagt er, war mir unterwegs der Ruf vorhergegangen, dass der Leibarzt des Königs die Strasse ziehe, und auch bis hieher gedrungen.« S. 281. So wurde natürlich seine Medicinkiste bedeutend in Anspruch genommen. Aber bald brach er wieder auf*), man kam nach Yemethen, S. 284, und weiter nach Niengjen, S. 297, und endlich an die Grenze, die damals von Räuberbanden unsicher gemacht wurde. S. 298. Die Reise wurde auf dem Sittang, der hier aus den Bergen der Schan hervortritt, fortgesetzt. S. 299. Dieser Fluss kommt aus einem Kuhmaule (in der Nähe Monay's) hervorgeflossen, S. 304. Das Grenzdorf war Mayho, und die erste englische Grenzwache in Myolah, wo der eingeborne Sergeant (Bo — ein Talein seiner Abstammung nach) ihm in dem Fort das Haus des englischen Offiziers, der in Tongu abwesend war, zur Verfügung stellte. S. 313. Von diesem Sergeanten erhielt er einen Bericht über die alte Geschichte Pegu's, die erste Entdeckung durch die fremden Seefahrer u. s. w. Den nächsten Tag brachte er in einem Kloster neben dem Fort zu. Es setzte wieder Erzählungen ab. Das Gespräch kam auch auf die Sekte der Paramatta, auf priesterliche Entsagungen, böswillige Nat**) u. s. w. Auf der Reise, die dann wieder aufgenommen wird, mehren sich die Dörfer am Ufer. S. 324.

Endlich kam man nach Tongu, mit dessen Beschreibung Bastian seine Darstellung der Thalfahrt auf dem Sittangfluss eigentlich beginnt, S. 333, die sich besonders an seinen Aufenthalt in den Städten Tongu, Schwegyin und Sittang-myo knüpft. Wir wollen, um uns kürzer zu fassen als vorher, uns im Wesentlichen auf ihre Beschreibung beschränken.

Tongu liegt auf hohen Ufern etwas zurück vom Flusse, noch mit ihren alten Mauern umgeben, während sich die europäischen

---

*) Man erfährt S. 282 Details über die Beamtenhierarchie, vom Thougyi aufwärts bis zum Prinzen (Ming-tha).

**) Im Ganzen gibt es 37 Arten von Nats. Wir sehen keinen Anlass, unsere Leser zum Lachen zu reizen, und verweisen, was den Hauptnat, die nicht ausgewachsene Nats, und die Natbesessenen betrifft, auf S. 306 ff.

Digitized by Google

Residenten sowie die Missionsgebäude näher am Flusse angesiedelt haben. Das Cantonnement liegt an der anderen Seite der Stadt. Von den Stadtwällen, noch von den Eckpagoden flankirt, blickt man über ein mit Wald bekleidetes Land, das Hügel durchschneiden. S. 333. Aus der Umgegend erwähnt er eines See's, der vier Inseln einschliesst, um dessen Ufer die Reste eines Pflasterwegs, noch aus der birmanischen Zeit stammend, hinlaufen. S. 352. Gelegentlich ist vom Buddha der Zukunft, vom Terrassenhimmel, von der Eintheilung der Armee in vier Glieder (Inga), nämlich die Elephantenreiter, Cavalleristen, Wagenkämpfer und Infanteristen, von der Erlaubtheit, Medicin zu üben, von dem Verbot der Magie, von den Schlangenkünstlern die Rede; dieses, sowie die religiösen Controversen u. v. A. können wir dem inhaltreichen Buche lassen. Hier, sowie im Vorhergehenden, und auch im Nachfolgenden ist Alles dem Zwecke untergeordnet, die Reise für die religiöse Literatur Birma's auszubeuten, daher die vielen Auszüge aus Schriften der Buddhisten, Erzählungen der Priester und der eingebornen Beamten.

Hören wir noch die Mittheilungen unseres modernen Herodot über die flussabwärts gelegenen Städte.

Nach Schwegyin (Berghaus schreibt: Schun-Giaen) führt der Weg durch Waldungen, ein Revier für wilde Thiere, besonders für Tiger und Elephanten. S 383 ff. Diese Stadt liegt am Fusse malerischer Hügel, die ein fruchtbares Kesselthal (sic)*) in ihren bewaldeten Armen umfingen. »Wir glaubten schon angekommen, aber der Fluss ist dort so gewunden, dass er mit Recht den Convulsionen einer sich krümmenden Schlange verglichen ist. Da blieb stets neue Ecke zu umfahren ......« S. 391. In einem der Kyaug schenkte ihm der Abt (Kyaung-nepuggol) das Paramatta Miaezu, einen compendiösen Auszug des Abhiphamma. Ein gelehrter Zea, der aus Ava nach Schwegyin gekommen war, verschaffte ihm noch verschiedene Bücher besonders historischen Inhalts**), besuchte, begleitet von dem Regimentsarzt, die Hospitäler. Jener meinte, dass der in Pegu viel verschrieene Gesundheitszustand Schwegyin's so arg nicht sei. Die Cantonnements liegen freilich auf Hügeln,

---

*) Soll wohl heissen: Thalkessel.

**) Hier wird wieder Viel aus den Religionssystemen mitgetheilt, zuletzt auch über das Nirwana, das Bastian mit Umgehung der Erklärungen, welche er durch Gespräche mit Aebten birmanischer und siamesischer Klöster, mit japanesischen Mönchen und mongolischen Lama's erhielt, als „die völlig neue Existenz des Jenseits“ definirt, „die in keiner Weise mit der vorigen verglichen, in keiner Weise aus ihr begriffen werden kann.“ „Die Brücke des Zusammenhangs ist abgebrochen“, fügt er noch hinzu, „und was ausgeblasen wird ist eben die Verknüpfung. Alles stirbt im Dunkel der Sunya hin, aber es erscheint nur dunkel und schwarz dem irdischen Auge, dessen eigenes schwaches Licht vor dem blenden Weiss jenes Glanzes in Blindheit erlischt.“ S. 407. Bastian findet in der Vermeidung jeder greifbaren Vorstellungsweise in diesem Ausdrucke das Resultat ihres psychologischen Systems.

Digitized by Google

bemerkt B. nun dazu; aber die eigentliche Stadt war in der Jahreszeit seiner Anwesenheit überschwemmt, und stand so tief im Wasser, dass man einen grossen Theil der Strassen mit Boten befuhr, die neben den Häusern angebunden lagen, und sonst nicht hätte vorwärts kommen können. Er erzählt dann die vorwaltenden Krankheiten vor (intermittirende Fieber, Dysenterie, Ulcer). Eingeweidewürmer (besonders die runden Lumbricoiden) sind häufig, und das Leiden nimmt oft ein plötzliches Ende, indem mit Verschlingung der Eingeweide Kothbrechen und Tod eintritt Pocken (infolge Inoculation), Syphilis (seit der Etablirung der Regimenter), Lepra (unter den Aermeren) fand er auch vor. S. 416.*)

Eine Tagreise war es bis Sittang, »dessen Pagode auf ihrem pittoresken Hügel eben noch durch die Dunkelheit zu erkennen war.« S. 424. Er stieg bei dem englischen Kapitän ab, bei dem er einige Curiosa aus seiner Correspondenz copirte.

Am Ende dieses vierten Hauptabschnittes in diesem Bande, und bevor wir uns zu dem Abschnitte »die Niederungen wenden, möchte ich Etwas aus der Statistik des Distrikts von Tongu nachholen, S. 376, sowohl was die Gerichtspraxis betrifft als die Revenüe-Liste, will aber auch hiefür lieber auf das Werk selbst verweisen.

Wir kommen in die Niederungen am Sittang; speciell sollen wir zunächst Pegu in der Ueberschwemmung kennen lernen, S. 429; später Molmein und Amherst. S. 441 ff.

In dem Dorf Wimbedoh verliess sein Weg den Sittang; in der Nähe zweigt sich nämlich am anderen Ufer eine Wasserverbindung des Sittangflusses mit Rangun ab, die über Pegu führt, indess nur in der Regenzeit fahrbar ist. S. 429. Ueberall standen die Dörfer tief im Wasser, das gerade bis in das Stockwerk der auf hohen Pfählen stehenden Häuser reichte, so dass man beim Vorbeifahren mit dem Boot in die Fenster blickte. S. 431. Er landete bei dem Dorfe Youngkani, dessen Bauern vom Reisbau leben, ihre Produkte in Molmein oder Rangun verkaufend. Es ist eine Aggregat von 30 Häusern. Taleinbücher waren nicht aufzutreiben. Alles war durch den birmanischen Unterricht absorbirt. S. 433. Man musste nun eine durch die Ueberschwemmung in eine unabsehbare See verwandelte Ebene überfahren, durch Wälder schiffen. Zuletzt sahen sie den offenen Baling-Fluss vor sich, »der mit milchig weissem Wasser zwischen dunkelgrünen Waldbänken seine breite Furche zog.« S. 435. Die ganze Umgebung machte den Eindruck, dass sie sich auf offener See befanden, bis Thatung, wo das Land sich zu heben anfängt und die Creeks schwer zugänglich sind. S. 436. In Thatung erkrankte Bastian schwer und

*) Es wäre am Platze, seine Angaben über die englische Regierungsweise, ihre Abhaltung der Gerichtshöfe auszuziehen, doch würde dies Nebensache hier sein, daher ich auf das Werk verweise. S. 420.

Digitized by Google

musste Blutegel ansetzen, die die Krisis überstehen halfen. S. 437. Bis hieher wird die Reise von Tongu auf 15 Tage berechnet. Thatung ist von den aus dem Norden eingewanderten Tongthu an der Stelle des zerstörten Wethali erbaut, S. 439, und ist eine Stadt von 6000 Häusern; sie wird von einem Tsoboa regiert, die dem Könige Birma's einen Tribut zahlt. Hier interessirten unseren Reisenden Tongthu-Bücher. Doch aus Furcht, dass ein Rückfall drohte, musste er auf Copiren verzichten, und seine Abreise beeilen. Die Bemannung bestand aus Toungthu; das Schiff war grösser und bequemer als das bisherige. Man befand sich nach einiger Zeit wieder im Bereich des Meeres. Am dritte Tage nach der Abfahrt, zwei bis drei Dörfer waren passirt, landeten sie neben der vergoldeten Pagode Martaban's, bei den Mangroe des Salwehn. S. 341. Schon am nächsten Morgen fuhr er nach Molmein hinüber, und, da ärztliche Berathung einen Besuch in Amherst für eine Seebade-Cur am passendsten fand, so brachte ihn eine Nachtfahrt zu Boot nach Amherst, an der Mündung des Salwehn.*) Diese Stadt wurde 1826 gegründet; einen verhältnissmässig lebhaften Bazar fand er dort, Europäer keine, einen Capitän ausgenommen. Nach einigen Wochen kehrte er mit dem Postschiff zurück. S. 447. Ausserdem, was er über die Pagoden, Reliquienbehälter, schiefen Thürme, die auch in Siam bekannt sind, über den Grund der Verschiedenheit in der Form der Pagoden, über die Naturgötter der Talein, über Talein-Bezeichnungen verglichen mit birmanischen Ausdrücken, über die Schöpfungslehre der Talein, S. 458, über buddhistische Weltsysteme u. s. w. beibringt, kann hier übergangen werden. Wichtig scheint mir nur auf das, was er über die Sprache des Landes bemerkt, hier ausführlicher einzugehen. S. 443 ff. Er macht darauf aufmerksam, dass das Meiste auf den Accent im Birmanischen ankomme, und dass es eine Menge fast gleichlautender Silben gebe, in denen nur geringe Unterschiede der Aussprache die Veränderung des Sinns anzeigen. Eine Aushülfe biete sich in der Reduplication des Wortes der Anhängung von Synonymen, z. B. wenn die Frage, die bei dortigen Reisen je nach der Jahreszeit wichtig ist, erörtert ist, ob man mit einem Boot (hle) oder mit einem Karren (hlae') fahren solle. S. 476.

---

*) Hiernach ist Berghaus zu corrigiren. (S. d. grossen Atlas v. Stieler, No. XLIX).

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 34. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bastian: Die Völker des östlichen Asien.

(Schluss.)

Die buddhistischen Mönche fand er ungeachtet ihrer Bewandertheit in ihren heiligen Schriften, und in religiösen Erörterungen bei aufgeworfenen Streitfragen frei von Intoleranz, S. 466. Aus dem Bericht des Oberst Fytche über die Bevölkerung in den Hauptstädten der Provinzen Tenasserim und Martaban für 1860, S. 470, ergibt sich u. A. für Amherst eine Bevölkerung von 130,953 Einwohnern*).

Der letzte kurze Abschnitt ist überschrieben: »Bis zur siamesischen Grenze«, und enthält die Darstellung seiner Reise auf dem Gyne-Fluss. Am 29. Oct. fuhr er auf dem Salwehn von Obo mit zwei Böten ab. Man war bald bei Gyne. Anfangs geneigt, zeigten sich die Ufer mit der Zeit höher. In der Entfernung wurden endlich Gebirge sichtbar. S. 479. Wo ein Dorf war, und unser Reisender ausstieg, war immer das Kloster sein Aufenthalt. Im Dorfe Kaukarit verlangten vier Siamesen sich ihm anzuschliessen. Mehrere Tage musste man an einem Orte liegen bleiben, dessen Name B. nicht nennt, in einiger Entfernung vom Thougyen-Flusse. S. 485. Ein englischer Forstbeamter, der hier eintraf, brachte Abwechlung in die Langweile. Durch die Wälder war der Weg in der Bahn, welche der Transport der Teakstämme bezeichnet, die von Elephanten bis zum nächsten Creek geschleppt und dann weiter geschwemmt werden. »Um Mittag kamen wir, schreibt er zum Schluss, an der siamesischen Grenzstation Maetata an, ein mit Anpflanzungen umgebenes Walddorf am Mailmount-Flusse, das von dem Gouverneur und seinen Beamten, sowie den Bearbeitern der Teakholzungen bewohnt ist.« S. 488.

Für diesen Band sind wir mit der Darstellung der Reisen in Birma Pegu, Martaban und Tenasserim zu Ende. Von seinen Reisen und Studien in Siam wird der folgende (dritte) Band handeln. Indem wir also mit dem Verse: *Brundisium longae finis chartaeque viaeque est* —! von diesem Bande, in dem die Beilagen mit ihren Auszügen, Liedern und Städtelegenden nicht zu übersehen sind, Abschied nehmen, wenden wir uns zu dem ersten Bande zurück.

---

*) Darunter er 81,801 Birmanen und Taleies, 9,425 Siamesen (Schans), 26,699 Karen, 9,758 in Indien geboren. Der Rest sind Europäer (1762), Chinesen (1822) und Juden (27)

Digitized by Google

Der erste Band ist in seiner ersten Hälfte eine Ausbeute seiner Reisen, wie wir sie nach dem besprochenen Bande verfolgt haben. Denn diese erste Hälfte beschäftigt sich mit Birma und Pegu. Man wird den Gesichtspunkt leicht errathen, wovon wir uns leiten liessen, den ersten Band erst nach dem zweiten vorzunehmen, daher wir, ohne viel darüber zu reden, nun zum ersten Bande zurückgehen oder vielmehr übergehen.

Birma betreffend, so dreht sich seine älteste Geschichte besonders um die Städte Tagoung am oberen Laufe des Irawaddi, und Pagan und Prome am mittleren Irawaddi. Ava gehört nach seiner Aeusserung einer viel späteren Zeit an. Der Verfasser beginnt mit dem Inhalt der Chronik von Tagoung, S. 9 ff., gibt dann eine Uebersicht über »die mythisch-historische Vorgeschichte« des für die nationale Tradition besonders wichtigen Prome vom 5. Jahrh. a. Chr. bis zum J. 100 p. Chr. S. 14 ff. Daran schliesst sich die Geschichte des zweimal zuletzt durch die Chinesen zerstörten Pagan, S. 31 ff. Hierzu bildet die »Heldensage des letzten Pagan«, S. 43, dass eine Ergänzung das Ergebniss des Abschnitts über »das Zwischenreich der Theilfürsten« ist, dass Yahula, der Sohn des Königs von Sagain, und anfangs Lehnsfürst von Tagoung, aber nach der Vertreibung der Sehan (Siamesen), die Alles verwüstet hatten, selbst König von Sagain, Ava erbaute, im J. 725 der birmanischen Aera (1364 p. Chr.). Nach zweihundert Jahren noch einmal erobert, wurde es bald wieder hergestellt. Dann — nach 970 (1609) — concentrirte sich, trotz der verschiedenen Wechselfälle des Glücks, die es noch in den Kriegen mit Pegu, China, Aracan und Tongu zu bestehen hatte, die eigentliche Geschichte der Birmanen, deren Name seit der Regierung ihrer die Brahmanen begünstigenden Könige von Tongu der vorwaltende wurde. S. 55. ...... Tagoung war ein armes Dorf, Pagan lag in Ruinen und Prome blieb der Jehangir eines der Prinzen. Ein besonderer Abschnitt erzählt die Geschichte Ava's von seiner Gründung (1364) bis auf den Waffenstillstand zwischen dem Könige von Birma und den Engländern, unter dessen Schutz Bastian seine Reise machte. S. 57 ff.

Soweit von Birma zu beiden Seiten des mittleren Irawaddi! Nun folgt die Geschichte von Aracan. S. 71 ff. Sie reicht weit hinter unsere Zeitrechnung hinauf, wo als König Radzagyi genannt wird. Einen festen Anhaltspunkt bietet die Einführung der Religion des heiligen Gesetzes im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, das überhaupt einen Wendepunkt in der Staatengeschichte aller hinterindischen Länder bedeutet, indem er mit der bedeutungsvollen Epoche der Thang-Dynastie in China zusammenfällt, und unmittelbar auf die Vernichtung der Ephthaliten durch Perser und Türken folgte (VI. Jahrhundert). S. 75. Das erste Datum giebt die Geschichte mit Mahasainhakhandra (Vater der Thuriya-Taing-Tsandaya) im Jahr 151 (789 p. Chr.). In diesem

Digitized by Google

Jahre wurde die Residenz von Dhanjavati nach Vaiçali oder Aracan verlegt. Der Rest der Darstellung ist eine Aufzählung der wechselnden Geschicke dieses Landes bis zu seiner Einverleibung in die Zahl der englischen Provinzen (1825).

Im Norden, durch die Gebiete Tipperah und Manipur von Birma getrennt, und nur ganz nördlich sich mit Letzterem berührend, liegt das Flussthal des Bramaputra. Assam, das Reich der Ahom, aus deren Chroniken der Verf., S. 83, einen Auszug folgen lässt. Wir lassen diese Sagen der Ahom und der Singpho, weil ihr Gebiet nicht zur Reisedarstellung gehörte, und wenden uns zu den nationalen Traditionen der Volksstämme in Birma, die sich in bedeutungsvollen Phasen mit den officiellen Chroniken immer verknüpfen. S. 96 ff. Die ältesten Ereignisse werden in das obere Becken des Irawaddi verlegt, und die Erzählung steigt den Lauf dieses Flusses hinab, von Thigayn, der Hauptstadt der Kados, nach Tagoung, von da nach Pagan und Prome. Noch höher aufwärts, an einem Nebenflusse, liegt in der Nähe der Rubin-Minen Mweyen oder Maurya, und weiter, jenseits des chinesischen Emporium von Bhamo, an einem andern, der von der rechten Seite zuströmt, Mogoung, wo der geschätzte Serpentinstein gebrochen wird. Maurya, dem in Aracan Mru, in Birma Pru genannten Gebirgsstamme angehörig, gilt als der älteste Sitz der indischen Könige. So weit der Verfasser selbst. Ich fahre mit seinen Worten fort. Von der eigentlichen Urgeschichte des Landes, die sich in dem Abriss des Yasuen-kyap befindet, »konnte ich damals, wo meine Abreise nahe bevorstand, kein Exemplar zu Gesicht bekommen«, und ..... ich erfuhr nur so viel, dass die älteste Hauptstadt Birma's Halin gewesen sei, in der Nähe von Schwebohmioh und durch ihre Salzwerke wichtig.« Dann hätte eine Auswanderung stattgefunden, und erst während der Aera Gautama's wurde Tagoung Sitz der Regierung. S. 99. Wie es in der Natur der Sache liegt, stehen die Meinungen hier einander gegenüber. Ein gelehrter Birmane, mit dem er in Schwegyin zusammentraf, schien ihm Halin nicht als älteste Hauptstadt auszugeben, sondern sie für jünger als Pagan zu halten, und Tagoung bestand ihm schon, als eine indische Einwanderung erfolgte. Andere, sagt er, beginnen mit Pagan als dem Ursprung. Die Birmanen seien als eine der Raçen zu betrachten, in die sich die vom Himmel gekommenen Bhyammagyi getheilt hätten. Auf ihrer Wanderung zum Irawaddi gelangt, hätten die Birmanen Pagan erbaut. S. 100. Die Raçen, in die sich die Bhyammagyi, deren es neun gegeben, getheilt hätten, seien vier Paare gewesen, die Ahnherrn der Birmanen, Talein, Kalas, Tayop. S. 103. Von den Karen lässt die Sage sich die Khyens abtrennen.*) S. 114. Die gemeinsame Wurzel der Karen

*) Früher lebten die Khyens und Karen, erzählen die letzteren, als Brüder zusammen, aber als sie einst ein Stachelschwein erjagt hatten, ver-

Digitized by Google

und Khyen oder vielleicht ihren noch ungetheilten Stamm scheinen die Lava oder Loah zu bilden, das Volk der Tolteken in der hinterindischen Halbinsel. Der Verfasser soll hier selbst sprechen. »Von den Tempelruinen Java's liegen mehrere auf dem Berge Lawu, wo Ankavigaja mit der Dämonentochter seinen Heldensohn zeugte, den Eroberer Bali's. In Birma sind die Lava jetzt fast ganz verschwunden, bis auf einige Reste, die mit den Thoungthoos untermischt leben oder nach den Laosbergen von Zimmay hinaufgedrängt worden.« S. 119. Die Lava werden von den Siamesen als gewaltige Riesen beschrieben. Von ihnen trennten sich ihre Brüder, die Ravo, ab und zogen nach der Seeküste. Dort entarteten diese in dem heissen Klima durch Müssiggang, während die Lavo in ihren Bergwäldern durch den steten Kampf mit wilden Thieren gestählt, an Kraft und Tapferkeit wuchsen. S. 121. Die Karen ihrerseits wieder bildeten die rothen Karen mit Hülfe eines fliegenden Affen, die Abstammung der Menschen vom Affen. S. 123. Ein Pali-Gelehrter in Birma erklärte Bastian, dass alle die Kha-Völker, die nach dem ihnen einwohnenden Geschicke aus Blumen, Knollen, Wurzeln, Früchten oder aus Felsen und Steinen emporgewachsen, durch die Tandaedaza oder Zeugung durch feuchte Wärme entstanden seien und Waldmenschen wurden. S. 124.

Für einen Beleg, wie üppig die Sage mit den Thatsachen verfuhr, kann die Ableitung der Raja's von Hirumbha gelten, die als eine Produktion der Kunst der Bramanen ausgegeben werden, und aus einer Kuh hervorgekommen sein sollen, in deren Bild die beiden Brüder Krischna und Gobindschundra gesteckt wurden. Nämlich die Schöpfung von Rajputenstämmen war eine Nothwendigkeit geworden nach der Zerstörung der übermüthigen Kschatryas. Diese Schöpfung wollte den Bramanen indess nicht mehr aus dem Feuer gelingen, wie in der frommen Vorzeit. So mussten die in Puranas als unrein verabscheuten Khas oder anderer Auswurf der Mlechh das Material liefern. Als glänzende Krieger der Sonnenraçe waren sie den heiligen Bramanen rein. S. 125.

Der Schluss dieses Abschnittes handelt von der Haartracht, in der Birmanen und Siamesen auseinandergehen, indem Jene es lang, diese es kurz tragen. S. 127 ff.

Ein besonderer Abschnitt beschäftigt sich mit den Karen und ihren Ueberlieferungen, S. 131, dem seit kurzem häufigst genannten und am ausführlichsten behandelten Volk Hinterindiens. Von den Missionären für das Christenthum gewonnen, dem einheimische Traditionen Vorschub leisteten, sind sie (Toungu) der Mittelpunkt der Mission. Schon die Karte des Ptolemäos zeigt Karnoi und Marco Polo spricht von den Carains. Die Karen sind

---

zehrten die Karen das sämmtliche Fleisch und liessen den später nachkommenden Khyens nur die Stacheln. Darauf ärgerten sich diese und schieden sich ab.“ S. 114.

in viele Stämme getheilt. Eine allgemein geltende Eintheilung hat man noch nicht getroffen. Verwandt mit ihnen sind die Toungthoo, welche sich besonders zahlreich in Thatung finden. S. 137. Von ihrer früheren Verbindung mit den Khyens haben sich noch manche Traditionen unter den Karen erhalten, derentwegen ich auf Bastian vollständig verweise. S. 135—149. Die Messiaserwartungen bei den Karen, wovon Bastian zuletzt spricht, findet er durch die Lehre der Missionare ersetzt und zum Theil einheimisch amalgamirt. Die rothen Karen (Karennih) haben noch besondere Traditionen, die man l. l. finden wird.

Mit welcher Ausdauer der Verfasser seine Reise ausgebeutet hat, davon zeugt der folgende Abschnitt: »Das angrenzende Hochland und seine Bevölkerung«. S. 158. Die Schan, so nennt er die letztere, hatten früher 99 Könige, die aber jetzt alle Birma unterworfen sind. Wesentlich ist der Abschnitt Beschreibung nach eigenen und fremden Erfahrungen, und nur gelegentlich Studie. Für uns rangirt er einstweilen mit dem Abschnitt über Assam (siehe oben) aus denselben Gründen. Das gleiche gilt von dem folgenden: »Die Fürstenthümer der unteren Schan« behandelnden Abschnitte, obwohl er hier nach Chroniken erzählt, die er, wie er selbst sagt, in Birma sah, und die meistens schon von Richardson mitgetheilt sind. S. 184 ff. Es handelt sich zum Schluss um den Freiheitskampf gegen die Birmanen, unternommen von sieben Brüdern mit Hülfe Siam's. Später, um sich gegen Birma dauernd zu schützen, musste der Statthalter Zimmay's, einer der Städte, in ein Vasallenverhältniss zu den Königen Siam's treten.

Der letzte zu der ersten grossen von Birma handelnden Abtheilung gehörige Abschnitt betrifft: Tenasserim mit den südlichen Staaten. Zuerst wurde, wird hier erzählt, Tavoy durch Seefahrer aus Aracan erreicht; in Tanau und Mergui werden die Siamesen als erste Ansiedler genannt, wogegen in Tenasserim die Mon ihnen vorangegangen wären. Im Lande selbst gelten diese für die älteren Einwohner und schliessen sich an den Grundstock der Mantras auf der malayischen Halbinsel an. S. 190 ff. Neben manchem Eigenen wird aus den Berichten mittelalterlicher Geographen über Hinderindien hier vorgetragen. S. 194. In der Provinz Tenasserim überwiegt die Karen-Bevölkerung. Sie erzählen aus alten Traditionen, dass sie einst eine voluminöse Bibliothek besessen hätten, die, aus alter Zeit, auf Felle geschrieben war, aber eben desshalb das Unglück hatte, von einem hungrigen Hunde verzehrt zu werden. Die Religion Rajah Brahil's ging den Mantras auf ähnliche Weise verloren. S. 196.

Zu Ende ist die erste grosse Abtheilung über Birma. Wir kommen zu einer zweiten über **Pegu** (S. 205—285). Die Abschnitte, welche darin zusammengefasst werden, sind Ueberlieferungen ebenso vieler Städte (Thatungs, Rangun's, Tongu's, Martaban's, Hong-

Digitized by Google

sawaddi's), die theilweise als Hauptstädte die Geschichte ihrer Reiche vertreten.

Eröffnet wird diese Reihe mit den Ueberlieferungen Thatungs, welche zunächst über die religiöse Mission des Buddhismus Licht zu verbreiten suchen.

Mit der Legende Rangun's, S. 215, muss man die in den Beilagen zum zweiten Bande, S. 515 ff., befindliche Legende über die Gründung der Dagon-Pagode in Rangun zusammennehmen. Der Name Dagon wird verschiedentlich erklärt, soll aber aus dem Peguischen gegeben sein, wegen einer kreuzweisen Lage von Baumstämmen an dem Gründungsort. Es wird mit der Gründung Rangun's an den Untergang der Selbstständigkeit Twanteh's angeknüpft, und dieses als eine Colonie von Ausgewiesenen aus Kamtih-Myrh angegeben.

Der dritte Abschnitt schliesst sich insofern auch innerlich an den vorigen an, als er von den T'alein und ihren Königen handelt, an ihre eben erwähnte älteste Hauptstadt Twanteh anknüpft. S. 220 ff.

Der vierte behandelt das Königreich Tongu in Sage und Geschichte. S. 241. Tongu war auf die Bevorzugung stolz, Gautama's und seines Lieblingsschülers Ananda Reliquien zu besitzen, bis auswärtige Fürsten an der Spitze ihrer Heere erschienen und von Ajasatru die Auslieferung der Reliquien verlangten. Da diese verweigert wurde, stand ein blutiger Vernichtungskrieg bevor, als noch im letzten Augenblicke den Bramanen Dronah eine gütliche Vermittlung glückte, indem sich Alle mit seiner Vertheilung befriedigen zu wollen erklärten. Der Brahmane vertheilte die Reliquien nach Bechermass in acht Theile .....*). S. 242. Der Verf. gibt Auszüge aus den Chroniken Tongu's. In einem kurz nach seiner Erbauung ausgebrochenen Kriege mit Ava (1503 p. Chr.) ist der Sieg auf der Seite seines Königs. Nach einer zweiten Schlacht bewahrte die Hand einer Prinzessin Ava vor Untergang. S. 250. Seine Schwester wurde an den König von Ava verheirathet. Der Sohn seiner ersten Frau herrschte als König von Martaban, die übrigen in Sagain, Pagan, Ava und Prome. Die glorreiche Regierung dieses Königs ist durch vielfache Dichtungen ausgeschmückt,

---

*) Vergl. die Sieben von Theben! — Der birmanische Volkswitz hat sich dieses Ereignisses bemächtigt. Darnach sollen sie von dem Pona Dronah gesammelt sein, der damit eiligst nach dem Lande des Nagas gelaufen, und die ganze Nacht darauf sitzen geblieben wäre, aus Angst, dass sie gestohlen werden möchten. Am andern Morgen waren sie aber dennoch verschwunden, und an ihrer Stelle aus etwas dem Körper des Pona Entschlüpften die Pinseng-Pflanze aufgewachsen, die seitdem von den Bramanen angebetet wird. — B. citirt Plutarch. Nach diesem stritten die verschiedenen Staaten um die Asche des Menander Tyrannen von Nysa und Taxila (nach Cunningham, 161—140 a. Chr.) bis man sich über ihre Vertheilung vereinbarte und in jeder Stadt ein Monument über dem zugefallenen Antheil errichtete. S. 243. Dieser Vergleich kann für die sieben Städte Homers fruchtbar gemacht werden!

Digitized by Google

die von seiner Liebe zu der Tochter eines Thugyi der Danu erzählen, die später auch vom Sonnengotte besucht wurde. Aus der späteren Geschichte wird noch Manches mitgetheilt, z. B. der Wiedereroberung Hongsawaddi's durch den König von Tongu. S. 252. Die Portugiesen treten (seit 1544) mehrfach in der hinterindischen Geschichte auf, worüber Bastian zum Schluss einen Bericht wiedergibt, den er in einer Geschichte Tongu's vorgefunden hat.

Die Annalen Martaban's sind Gegenstand eines besonderen Abschnitts. S. 255. Martaban ist eine Gründung von Pagan, und diesem untergeben. Der von Pagan bestellte Gouverneur wurde aber rebellisch und fiel durch einen Abenteurer, der dann aus Martaban ein Königreich machte, und im Jahre 649 der vulgären Aera seinen Pallast baute. Dieses sind die Angaben der peguanischen Geschichte, die Bastian in Birma fand. Er führt fort mit Auszügen aus einer siamesischen Uebersetzung der Geschichtsbücher der Raman.

Den Schluss der Abtheilung über Pegu macht die Geschichte Hongsawaddi's. Wir erinnern uns der Vertreibung des Königs Phaya Xang Phuek (oder Pienjauh) aus Motama (716). Dieser schlug seine Residenz in Hongsawaddi auf, vergrösserte und verschönerte diese Stadt. S. 272. Später wurde Hongsawaddi der Name für Pegu. S. 275. Unter dem Könige Upareseah (832) wird, so vermuthet Bastian, Hongsawaddi an Tongu gefallen sein, und von da ab Pegu und Tongu ein vereinigtes Reich gebildet haben, regiert von denjenigen Königen Tongu's aus birmanischen Geschlechte, die in Pegu residiren, und bei den mittelalterlichen Reisenden die Brahmakönige heissen. S. 275. Unter erschöpfenden Kriegen mit Aracan, Siam, Ava ging Pegu zu Grunde. S. 278. Die klarste Uebersicht über diese in den einheimischen Geschichtsbüchern verworrene Periode, wo die Hegemonie zwischen den drei Rivalenstädten wechselte, empfiehlt der Verfasser aus den Darstellungen der damals in Hinterindien anwesenden Europäer zu gewinnen. Er selbst zieht sich in vergleichender Zusammenstellung der bei diesen unparteiischen Zuschauern zertreuten Andeutungen sein Resümé, wegen Dessen ich auf ihn verweise. S. 278 ff.

Hierbei wollen wir stehen bleiben. Die andere Hälfte dieses ersten Bandes, welche die Geschichte von Siam, von Kambodja, und von Anam (Tonquin und Cochinchina) enthält, behalten wir der Gelegenheit auf, wo der dritte Band uns erlauben wird, zuvor Herrn Bastian auf seiner Reise in diese Länder zu begleiten.

Wir erlauben uns nur, denjenigen, der Lust zur speciellen Beschäftigung mit hinterindischer Königsgeschichte verspüren sollte, auf die birmanischen Königslisten und die ceylonischen Dynastien in den Beilagen zu verweisen. S. 533 ff. S. 544 ff.

Zu der Abtheilung über Siam etc. gibt der Verfasser einen Anhang mit den Königen von Siam.

Wir glauben, mit diesen wenigen Seiten dem Leser überhaupt

Digitized by Google

eine genügende Vorstellung von diesem neuesten Werke Bastian's zugeben und den Freunden asiatischer Geschichten eine orientirende Einladung zu combinirenden Studien zukommen zu lassen. Wir glauben auch, dass die Parallele, die wir uns Eingangs zu ziehen erlaubten, zutrifft, und die Schlüsse, die uns die Kenntnisse dieser Ländergeschichten gibt, zu Ergebnissen selbst für unsere Kenntnisse der Urzustände der Halbinseln Italien und Helladien führen werden!

Heidelberg, im Juli 1866. **Dr. H. Doergens.**

Pasch, Ed., Prof. Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius mit besonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung desselben von Ad. Stahr. Altenburg, Pierer, 1866.

In diesem Buche haben wir eine Polemik gegen Stahr und seinen Versuch vor uns, Tiberius von den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen, gestützt auf das Zeugniss der Schriftsteller des Alterthums, 2) das des Augustus, 3) das der eigenen Worte des Tiberius, und 4) das seiner Thaten zu rechtfertigen.

Bekanntermassen ist das Urtheil der Geschichtschreibung über den Regentencharakter des Tiberius nicht mit sich einig; entweder folgten die Geschichtschreiber den militärischen Quellen oder anderen, deren Ausgangspunkt Valerius Maximus auf der einen Seite, und die jüngere Agrippina auf der anderen. Die militärische Quelle wäre Velleius Paterculus, der loyal genug war, das über seinen Kriegsherrn zu berichten, was lobenswerth war. Er wurde von der Nachwelt nur citirt, nicht befolgt. Massgebend für das Urtheil der letzteren über Tiberius wurde Agrippina durch ihren Einfluss auf Tacitus, der ihre Memoiren benutzt, und zuletzt auf Eutropius, der Tacitus excerpirte. Neuerdings haben Hoek (1842), Gregorovius (Wanderjahre 1861) und Weber in Heidelberg (1864) diesen Standpunkt zu dem ihrigen gemacht.

Hiegegen hat sich nun eine ehrenwerthe Richtung aufgemacht, welche durch Valerius Maximus, den Bewunderer der Weisheit des Tiberius, geweckt wurde, und u. a. Sievers (Progr. von Hamburg 1850 u. 1851) und Ihne (Ztschr. von Liverpool, 1856 und 1857), nach und neben denen v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung 1860. I. Bd. und Merivale (1862) zu nennen sind, als ihre Vertreter kennt. In Frankreich trat Dübois-G. (Tacite et son siècle. Paris 1861) für die Rechtfertigung des Tiberius auf. Eine Art von Abschluss brachte in das Streben dieser Richtung Adolf Stahr, der Sievers, Ihne und Merivale benutzt, durch seinen: Tiberius (1863). Vgl. Sybel's Histor. Ztschr. 1864. Heft 1. S 203.

Gegen letzteren ist nun das oben genannte Buch gerichtet, dessen Verfasser dem vorerwähnten Monographen die Stützen zu

Digitized by Google

entziehen sucht, welche derselbe für sich anführt, und zuletzt, S. 102 ff., mit eigenem Resultate schliesst.

Es muss interessiren, zu sehen, wie ihm diese Aufgabe, die durch die langen Debatten über dieses Thema immer brennender wurde, gelungen ist.

Zuerst, indem er das Zeugniss durchgeht, welches dem Tiberius von Schriftstellern des Alterthums ausdrücklich ausgestellt wird, S. 4, widerlegt er Stahr in seiner Bezugnahme auf Horaz, wobei er Bernhardy's Urtheil über des Horaz Unverlässlichkeit dem Zutrauen Stahr's entgegenhält. Dem Urtheile des Velleius, worauf Stahr ein so grosses Gewicht legt, dass er es für die Meinung einer überaus grossen Anzahl von Zeitgenossen repräsentire (S. 115 u. 155), entzieht er durch die Beobachtung seine Stütze, dass die Zeit, wo er schrieb, dazu angethan war, auch stärkeren Seelen die Lust zu nehmen, tadelnd, und noch dazu in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Schrift, über den Fürsten sich auszusprechen. Pasch findet nirgends bei Velleius ein zusammenfassendes Urtheil über Tiberius. Die Wahrheit und Aufrichtigkeit des Valerius Maximus, dessen *verba dictaque memorabilia* in den Jahren 28—32 p. Chr. geschrieben wurden, wird durch Berufung auf Kempf's Urtheil (S. die Einleitung zu seiner Ausgabe) in Zweifel gezogen. In den von Stahr citirten Stellen aus Seneca findet Pasch keine Nöthigung, sich zu überzeugen, dass Seneca den Tiberius für eine im tiefsten Innern gute und edle Natur gehalten habe. Noch fehlt der letzte der mit Tiber gleichzeitig lebende Schriftsteller des Alterthums, welche desselben urtheilend gedenken, Plinius der Naturerforscher! Die Zufälligkeit, dass dieser auf das Andenken an Kaiser reden kommt, hat ihm die Ehre verschafft, in der Biographie des Tiberius sich citiren zu lassen; aber was er über ihn weiss, das ist nicht gerade günstig: Wenn nun Pasch die drei ersten Schriftsteller für unglaubhafte Zeugen ausgibt, so findet er das Urtheil der beiden nicht so günstig, dass ein Vertheidiger wie Stahr auch nur entfernt sich darauf zu stützen vermöchte. S. 12.

Dann kommt er zu denen, die ein Urtheil über Tiberius gefällt haben, ohne dasselbe auf eigene Anschauung und Erfahrung zu gründen, auf Josephus, Tacitus, Sueton, Dio Cassius. Bei Josephus vermisst Pasch, trotzdem, dass er von Tiberius an einigen Stellen spricht, ein Urtheil über den — Charakter desselben, worauf es ja eigentlich ankommt, ganz, so dass es Stahr nichts nutzt, sich auf ihn zu berufen, obwohl er der älteste unter den Genannten ist. Das Urtheil des Dio, der 155 p. Chr. geboren war, liegt in einer Stelle, nämlich 57, 7—14. Aber diese Stelle lasse unentschieden, ob Tiberius von Natur gut gewesen sei oder nicht, d. h. ob er sich bis zu des Germanikus Tode nur verstellt habe. Dann ergebe sich aus 57, 1—7, dass Dio eine Verstellung Tiber's nicht nur nicht für unwahrscheinlich, sondern sogar für völlig ausge-

macht halte. Pasch fasst das Urtheil mit folgenden Worten zusammen: »Tiber ist von Haus aus so gewesen, wie er sich später zeigte, ein grausamer Wütherich; und wenn er sich im Anfang seiner Regierung den Anschein gab, als ob er anders sei, so hatte das seinen Grund darin, dass er, so lange er noch die Rivalität eines Anderen fürchten zu müssen glaubte, es für nöthig hielt, populär sich zu machen und zu erhalten.« (Verweist auf 57, 19). Dies ist ihm im Grunde auch das Urtheil des Sueton, von dessen Zuverlässigkeit Stahr in allen Tonarten spricht, trotzdem, dass er ihm starke Einsicht abspreche. Von einer im tiefsten Innern guten und edlen Natur Tiber's wisse auch Sueton Nichts. Endlich kommt Tacitus an die Reihe (54—115 p. Chr.), mit dem Pasch sich am ausführlichsten beschäftigt, weil Stahr die umständlichsten Angriffe gegen diesen Historiker gerichtet, indem er ihm Parteilichkeit, Böswilligkeit, Mangel an psychologischem Scharfblick, Mangel an guten Quellen, Mangel an selbstständigem Urtheil, Mangel an innerer Uebereinstimmung, und endlich Befangenheit in einer pfäffisch-supranaturalistischen Anschauung zum Vorwurfe macht, die ihn unfähig mache zu urtheilen. Pasch untersucht diese Anschuldigungen, und findet, dass, was die Parteinahme des Tacitus für den Adel betrifft, der Adel den Tiberius allerdings hasste, dass ihn aber das Volk auch nicht geliebt habe, und darum jener Hass nicht eine Folge der Beeinträchtigungen gewesen, welche dem Adel als solchem durch Tiberius widerfahren seien. Er gibt Stahr Recht, wenn er sagt (S. 75), »das Gemälde, welches Tacitus von ihr (der aristokratischen Gesellschaft Rom's auf allen Blättern seiner Annalen entworfen hat, ist das Schwärzeste, was sein Griffel gezeichnet.« Ist das aber der Fall, sagt er, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, dass er für jene Aristokratie zur Zeit des Tiberius nicht Partei genommen hat gegen diesen. S. 25. Was den Vorwurf der Böswilligkeit bei Tacitus betreffe, indem dieser aller bösen Gerüchte, die über Tiberius im Gange gewesen, und zwar, obschon er gewusst habe, dass sie auf einem soliden Grunde nicht ruhen, getreulich Erwähnung thue, so findet er es als von der Pflicht historischer Gewissenhaftigheit geboten, die Vorwürfe zurückzuweisen, S. 28, und hier beruft er sich auf Tacitus Absicht selber (Annal. I, 1): *Consilium mihi, — tradere mox Tiberii principatum et cetera; sine ira et studio, quorum causas procul habeo.*

Die Einwände gegen den Mangel an psychologischer Schärfe und an Gedankenreichthum sind Pasch nicht so schlagend gelungen, wie denn auch Stahr's Vorwurf in beiden Punkten nach Tendenz aussieht. Dass Tacitus schlechte Quellen, d. h. nur die dem Tiberius feindlich gesinnten Quellenschriftsteller benutzt habe, widerlegt er desto glücklicher. S. 33 ff. Den Vorwurf der Unselbstständigkeit weist er ebenso als irrig nach, wie den Vorwurf, dass Tacitus sich selber zuweilen widerspreche. S. 36. Nach allem sichert er dem Tacitus den Anspruch, wenigstens neben anderen Schrift-

Digitized by Google

stellern gehört zu werden, als gleichberechtigte Quelle. Er schliesst dann mit der Stelle Annal. VI, 51, ein Kapitel, das er mithin für echt hält, wir nicht, weil die Eintheilung, die sich hier vorfindet, zu sehr nach Schule riecht und zu bequem zurecht gemacht ist. Trotzdem hat aber Pasch Recht, den Vorwürfen Stahr's ebenso viele Einwände mit Evidenz entgegenzustellen.

Ebenso wenig lässt er der Behauptung Stahr's, dass das Urtheil, welches der Kaiser Augustus über den Charakter des Tiberius gefällt hat, günstig gelautet habe, Gerechtigkeit widerfahren. S. 40 ff

Auf des Tiberius eigene Worte Gewicht zu legen, wie Stahr thut, verbietet das Bedenken, dass alle die Worte, die ihm verschiedentlich (Tacit. Annal. III, 6. 66—69. IV, 30. III, 56, IV, 37. IV, 8—9, besonders IV, 38. und Suet. Tib. 28, u. a.) in den Mund und in die Feder gelegt werden, wirklich geradeso gesprochen oder geschrieben worden sind, und dass überdies manche Handlungen zu seinen Aeusserungen im Contrast stehen. S. 41 ff.

Sehen wir uns, sagt der Verf., auch von diesem, dem dritten Beweismittel, auf das Stahr sich beruft, im Stiche gelassen, so bleibt uns nur übrig, zu dem letzten unsere Zuflucht zu nehmen, zu den von glaubhaften Schriftstellern des Alterthums aus dem Leben des Tiberius berichteten Thatsachen. Verba docent, facta monent! Sie, meint er, müssen, selbst wenn man Alles Andere im Stiche lasse. im Stande sein, die verlangte Auskunft zu ertheilen. S. 48 ff. Aus allen angezogenen Fällen — es sind deren zwölf — geht hervor, dass er vor Verbrechen sich nicht gescheut hat, und dass ihm von Seiten des Volkes diese Bosheit zugetraut wurde, trotzdem, dass er sie nicht offen verübte, oder gar Andern überliess, das odium derselben auf sich zu nehmen. Es steigt in diesen Fällen ein ergreifendes Zeugenverhör aus der Erinnerung auf. Zuletzt wird noch besonders des Verhaltens des Tiberius in den letzten sechs Jahren seiner Regierung gedacht. S. 89. Dass diese Zeit eine Regierung des Schreckens war, räume selbst Stahr ein. (S. 237). Vgl. Dio, 57, 22—24. 58, 14—17. 24. 27. Annal. VI. 19 ff. Suet. Tib. 60—62. Juven. X, 84. Die Hauptaufgabe ist daher hier, die Ursache davon zu ermitteln. Stahr hat Wahnsinn bei Tiberius als erklärende Ursache angenommen (S. 235). Aus den dafür angezogenen Nachweisen kann Pasch keinen Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme ableiten, und erklärt Suet. 67 *semet ipse pertaesus* richtig damit, dass Tiberius sich in allen seinen Berechnungen wegen der Vererbung seiner Herrschaft getäuscht habe. Ebenso bestreitet Pasch die Voraussetzung, dass die Greuel aus des Tiberius letzten Lebensjahren in einer plötzlichen Charakterveränderung desselben ihren Grund gehabt hätten. S. 94. Die Charakterverwandlung soll 1) in der Entdeckung bei Tiber gelegen haben, Volksfreiheit und Absolutismus seien nun einmal unvereinbare Dinge, S. 94; 2) in schweren Schicksalsschlägen, die

Digitized by Google

ihn getroffen haben, S. 98; 3) vielleicht durch die Schlechtigkeit der Menschen, mit denen er während seiner ganzen Regierungszeit zu kämpfen gehabt habe, die Intriguen des Julischen Hauses, den Hass und die Umtriebe der leidenschaftlichen Agrippina, die verbrecherischen Anschläge ihrer beiden Söhne und endlich den schwarzen Verrath des Seian. S 99. Hinsichtlich des ersten erheblichen Antheils an der Charakterverwandlung bemerkt der Verfasser, dass Tiber nichts weniger als ein Freund der Volksfreiheit gewesen sei, mithin sich auch nicht habe enttäuschen können, S. 98 ob; hinsichtlich des zweiten, dass von wirklichen Lebensschicksalen nur zu geringem Masse die Rede sein könne, und er nicht darum über die Grenzen der Menschlichkeit habe hinausgetrieben werden können, S. 99; hinsichtlich des dritten, dass sie in der Einbildung Stahr's existiren, da die Quellen von den Intriguen des Julischen Hauses oder von verbrecherischen Anschlägen der Söhne der Agrippina Nichts berichten, S. 100 ob.

Man muss mit dem Verfasser, S. 102, zugeben, dass allerdings von einer Charakterverwandlung nicht die Rede sein kann. Obwohl wir nun nicht gerade bestreiten, dass Tiberius zuletzt den Verstand verloren habe, wenn es auch nur ein Marasmus war, so können wir doch nicht umhin einzuräumen, dass Stahr's Ansicht, Tiber sei von Haus aus eine gute und edle Natur gewesen, in allen Punkten widerlegt ist. »Allein, sagt der Verf., dabei dürfen wir nicht stehen bleiben; wie, fragen wir weiter, wollen wir selber das Räthsel lösen?« S. 102. Wir stehen hiemit beim fünften Kapitel, dem Resultate des Verfassers.

In diesem so überschriebenen Schlusskapitel ist es darum zu thun, zu ermitteln, was für eine Natur er denn eigentlich war?

Da ist denn für's Erste der Ausweg, dass der frühere Tiber ebenso menschenfeindlich gewesen, wie der spätere. Dieser Ansicht, die von Tacitus vertreten wird, mag der Verf. nicht unbedingt beitreten, ja er wagt sogar derselben entgegenzutreten, einmal, weil man, wie Tacitus thut, eine Heuchelei für sein ganzes Leben annehmen müsste, was Unwahrscheinlichkeit in sich schliesst. Dazu mochte es Tiber sowohl an Veranlassung, wie an Nöthigung fehlen; dann, weil er nicht Verbrecher aus Lust am Verbrechen, sondern darum war, um seinen Zweck, die Herrschaft, zu erlangen; drittens, weil er sich immer nur an Einzelnen vergriffen habe, und zwar an Solchen, »die entweder durch ihre Geduld, durch ihre Fähigkeiten, oder durch ihren Rang, oder durch ihr Verhältniss zum Volke, oder durch ihre Verwandtschaft mit Augustus und dem Kaiserhause, oder endlich durch ihre Neigungen und Bestrebungen ihm Verdacht einflössten, als könnten sie seiner Herrschaft oder der seiner unmittelbaren Nachkommen gefährlich werden, oder wenigstens Andern, die ihr gefährlich seien, Vorschub leisten.« S. 103.

Ein zweiter, wahrscheinlicherer Weg der Ermittlung, der sich dem Verf. bietet, ist der, dass aus dem früheren Tiberius

Digitized by Google

der spätere naturgemäss sich entwickelt habe, naturgemäss, d. h. infolge der immer geringer werdenden Achtung vor der Existenz der menschlichen Persönlichkeit, S. 105, die, das ist unsere Meinung, von vorneherein nur in der Theorie bei ihm anerkannt war. Es fehlte ihm wohl von vorneherein Alles, was einen Menschen wohlgefällig macht: Geduld oder Selbstbezähmung, Vertrauen, Gesellschaftlichkeit, Liebe zum Menschen als solchem. »Ist dies aber der Fall, meint der Verf. S. 106, so bedurfte es für ihn eines kleinen Anstosses, um weiter fortgetrieben zu werden«, — aus der Ungeduld ins Misstrauen, in den Trotz, in den Hass. »In diesem Falle wird, heisst es l. l., da jede andere Deutung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stösst, der spätere Tiber, wie er aus dem früheren sich erklärt, auf diesen selber wieder ein Licht zurückwerfen, den Beweis liefern, dass die bisher von uns aufgestellte Charakteristik desselben die richtige ist.«

Da der Verfasser die Möglichkeit in Betracht zieht, dass es Thatsachen gäbe, die mit seinem Resultate nicht nur nicht überstimmen, sondern ihm widersprechen, und er seitens der von Stahr zur Bestreitung der Taciteischen Ansicht aufgeführten, diesen Widerspruch befürchtet, so unterzieht er der Reihe nach die letzteren einer Prüfung, und zeigt, dass das Volk den Tiberius gehasst habe, S. 107, dass Tiberius, wenn er, solange Germanicus lebte, die Zügel der Regierung so wenig als möglich straff anzog, es um den politischen Schein zu thun war, und hier nur von einer durch die Politik angerathene Veränderung der Massregeln, nicht von einer Sinnesänderung die Rede sein kann, S. 108 ff., dass er bei der Wahl zu Aemtern nur auf Leistungsfähigkeit, nicht auf persönliche Empfehlung durch Edelsinn etc, sah, S. 111 ff. Er stützt sich auf eine Aeusserung von Tiberius, (Tacit. Annal. IV. 38), die Fürsten seien sterblich, nur der Staat sei ewig, und folgert mittelst der Erklärung dieser Stelle, dass er eigentlich sich für den Zweck gehalten habe, dem der Staat zu dienen hätte, — dass er nicht das Wohlbefinden der Menge wollte, noch das des Einzelnen, sondern nur das des Staates, aber dieses wiederum nicht um dessentwillen, sondern seiner (Tibers) wegen. »Er glaubte nämlich, sagt der Verf., an die Fortdauer der Persönlichkeit in der Geschichte, ja sie war ihm das wirklich einzige, das eigentliche Leben*); ein schönes Fortleben in ihr das alleinige Endziel, welches der Mensch zu erstreben habe, — das Herrschen das erste, das Wohlleben oder noch mehr der Glanz des Staates das zweite, ein grosser Name bei der Nachwelt das letzte. War dies aber der Fall, so musste er darauf bedacht sein, den Staat so zu regieren, dass sein Zustand als ein günstiger angesehen werden konnte, und er that dies. So spiegelt sich denn Tiber in dem Wohlbefinden seiner Unterthanen im Allgemeinen während gewisser Zeiten seiner Regierung —

*) Er verweist hierfür auf Annal. IV, 38.

Digitized by Google

allerdings nicht als eine gemeine, von Grund aus verderbte, aber auch nicht als eine sittlich grosse, und edle, sondern als eine auf Egoismus, wenn auch einen höheren, gestellte Natur.« S. 120 ff.

Fünftens zeigt der Verf., dass Tiberius zu Niemandem eine herzliche Zuneigung empfunden habe, und wenn der Schein Einzelnen gegenüber dafür spreche, der wahre Grund Eigennutz gewesen sei. S. 121. Die Vipsania mag er geliebt haben, aber nicht tief, meint Pasch. Ob man das so genau wissen kann, möchten wir nun doch gerade bezweifeln, vollends, wenn wir uns möglich denken, dass die gewaltsame Trennung dieser Verbindung ihn mit Gleichgültigkeit gegen Liebe und Edelmuth erfüllt habe. Wir halten das Letztere für möglicher.

Endlich habe sich Tiber nicht einmal bemüht, Andern, namentlich dem Senat, eine ehrenhafte Gesinnung einzuflössen, im Gegentheil habe er durch die Verlockung zum Denunciren die Ehrenhaftigkeit untergraben. S. 125 ff.

Hätte Stahr die Stelle bei Tacitus Annal. IV, 31: „*Solutius promptiusque eloquebatur, quotiens subveniret*" nicht blos auf die Rednergabe des Tiberius bezogen, meint zuletzt der Verf., so wäre noch sie ein Beweis, dass er Freude am Wohlthun, mithin Liebe zu den Menschen hatte, wenn auch vorübergehend. Der Sinn, den der Verf. der Stelle zugibt, zeugt von der Anstrengung, die er gemacht hat, sich zum Zweck seiner Erklärung in den Geist des Tiberischen Charakters hineinzuversetzen. Er bezieht die Stelle auf peinliche Verhöre; wo die Sache Jemandes gut stand, da brauchte er nicht die Worte abzuwägen. Er sprach dann — solutius promptiusque, weil ihm keine Gefahr drohte. S. 127.

Die Schrift mit ihrer sorgfältigen Redintegration des Charakterbildes wird geeignet sein, über diese Frage die Akten zu schliessen. Egoismus ist der Grundzug bei Tiberius gewesen, Egoismus selbst über die Grenze des Erlaubten hinaus, den zuletzt Menschenhass ablöste, als der Egoist nicht den Erfolg seiner Anstrengungen sah.

Es bleibt ein bedeutsames Zeichen unserer Zeit, Charakterstudien zu machen, und die Erinnerungen der Geschichte aufzuhellen. Aber wir kommen dadurch der Wahrheit nicht näher, dass die Typen des ethischen Hässlichen, wozu doch Tiberius längst nach dem Urtheile der Geschichte gehörte, in ihr Gegentheil zu verwandeln gesucht wird. Kein Wunder, dass auf der anderen Seite die Typen des ethisch Vortrefflichen nicht intact bleiben! Eines bedingt das Andere; und die Geschichte lässt sich nicht misshandeln!

Heidelberg, im Juli 1866. **Dr. H. Doergens.**

Digitized by Google

Literaturberichte aus Belgien.

Die germanische Bewegung in Belgien hat durch den Streit über die Befestigung von Antwerpen neue Nahrung erhalten, indem viele sich gegen diesen kostbaren Festungsbau bei der verbrieften Neutralität Belgiens erklären, und das sich jetzt durch wachsenden Verkehr mächtig entwickelnde Antwerpen sich dadurch beengt sieht, welche Stadt so wie Gent der Hauptsitz der germanischen gewöhnlich vlämischen Bewegung ist, worüber folgende Schrift erschien:

Le monument flamand par Fr. Oetker. Brüssel, chez Claassen. 1861.

Diese Arbeit hat sich eines sehr grossen Beifalls bei den Vlamingen zu erfreuen gehabt, und hängt gewissermassen mit der Bildung der vlämischen Gesellschaft zusammen, welche unter dem Namen de Maatschappij der Vlamingen, vooruit! bekannt ist, und einen Volks-Kalender für die Vlamingen herausgibt, welcher unter folgendem Titel jährlich erscheint:

Vlamingen, Vooruit! een Jaarboekje voor het Volk. Brüssel, bij Ferdinand Claassen. 1865.

Diese das germanische Princip in Belgien vertretende Gesellsellschaft ruft den Vlamingen zu: Vorwärts! und hat zu Mitarbeitern die meisten derjenigen Gelehrten und Dichter, mit denen uns die geistreiche und unermüdliche Baronin v. Reinsberg-Düringsfeld in ihrem trefflichen Werke »das geistige Leben der Vlamingen« bekannt gemacht hat, wir finden hier Aufsätze von den Herren de Cort, Hendrikssone, de Geyter u. a. m. Nach dem am 14. Oct 1859 erlassenen Manifeste der Gesellschaft Vlamingen, Vooruit! kommen in Belgien auf 2,700,000 Vlamingen nur 1,800,000 Wallonen, die ersten bestehen auf der Erhaltung ihrer germanischen Nationalität gegen das französische Wesen; darnach schliesst dies Manifest mit den Worten: Es lebe die brüderliche Vereinigung der Wallonen und der Vlamingen! Es lebe die belgische Nationalität! Die diesjährigen Jahrgänge enthalten sehr zweckmässig ausgewählte Aufsätze und Dichtungen, auch finden sich unter dem Titel: »Früchte von deutschem Grunde« passende Uebersetzungen aus dem Deutschen, z. B. das Gedicht von Herwegh »gegen Rom« und das von Schubert »an die Freiheit.« Die bei jedem Tag im Jahre in dem Kalender bemerkten Ereignisse haben in der Regel Beziehungen auf Belgien, und nur wo dergleichen nicht anzumerken waren, werden allgemeine Thatsachen angeführt.

Zu den diese Bewegung betreffenden Partei-Schriften gehört auch:

Digitized by Google

Les parties et le pays, par un Belge, qui tient à sa nationalité. Brüsselles, chez Claassen. 1863.

welche ziemlich unparteiisch gehalten ist.

Gervinus, introduction à l'histoire da 19. siècle, traduit de l'allemand. Brüsselles, chez Claassen. 1863.

Ausser dieser Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts erscheint jetzt auch in demselben Verlage das ganze Werk.

Von unserm deutschen Landsmanne ist hier in französischer Sprache folgendes Werk erschienen:

Calendrien Belge. Description des fêtes religieuses et civiles, usages, croyances et pratiques populaires des Belges anciens et modernes, par le Baron de Reinsberg-Düringsfeld. II Vol. Brüsselles, chez Claassen. 1863.

Mit ausserordentlichem Fleisse und wahrer Liebe bearbeitet der gründliche Herr Verfasser die in den verschiedensten Ländern stattfindenden Volksgebräuche und Volkssagen, Gewohnheiten und Feste, wobei ihn sein längerer Aufenthalt in verschiedenen Ländern und seine ausserordentliche Sprachkenntnisse unterstützen. In diesem Sinne hat derselbe bereits mehrere Länder in deutscher Sprache bearbeitet, und dürften wir noch mehrere solche Arbeiten zu erwarten haben. Zu diesen ethnographischen Beobachtungen hat er die auf alle Tage im Jahre fallenden kirchlichen Festen nach dem Kalender als Leitfaden gewählt, an welche diese verdienstvollen Arbeiten sehr zweckmässig angereiht werden, die sich nun an Ort und Stelle so durchgreifend ausführen lassen.

Monuments d'Architecture et de sculpture en Belgique, par Charles Muqurd. 1865. Brüsselles, chez Claassen. II Vol.

Dies Prachtwerk über das an Kunstwerken und Prachtbauten so reiche Belgien ist in der neuesten Auflage eben erschienen, und werden die hier gegebenen 60 Abbildungen durch den bedeutenden Maler Straband sehr geschätzt, so dass dies 200 Franken kostende Werk dennoch viele Abnehmer findet.

In derselben unternehmenden Buchhandlung ist auch erschienen:

Musée de la Hollande par Burger, Brüsselles 1860. II Vol. und

Tresors d'Art en Angleterre par Burgen. ib. 12. p. 500.

Neigebaur.

Nr. 35. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Literaturberichte aus Belgien.

Zu den vielen jetzt in Belgien herauskommenden Schriften gehört auch:

Lessons de l'alphabet. Brüsselles, chez Claassen. in 32.

eine Kinderschrift, Lieder mit Bildern erläuternd enthaltend.

Ferner die Zeitschrift:

Education de la femme, revue mensuelle par Gatti de Gamond, Brüsselles. 1865. 8.

Diese Monatschrift, die weibliche Erziehung betreffend, besteht bereits seit 4 Jahren.

L'education moderne, journal des parents ect. Brüsselles 1865. 4.

Diese ebenfalls der Erziehung gewidmete Monatschrift zeigt ebenfalls von dem Eifer, für die Ausbildung der Jugend zu sorgen, auch weiss hier die Jugend, dass sie nicht vergeblich gelernt hat, da in diesem constitutionellen Staate Jeder werden kann, wozu er sich fähig gemacht hat; auch gehen hier die ersten Stände in der Bildung voran, wie folgende Zeitschrift zeigt:

Causeries populaires, publiés sous la direction de Mad. la Baronne de Crombrugghe. Brüsselles. 1865. Chez Claassen.

In der Brüsseler Vorstadt Saint-Jose-ten-Noode werden Vorträge für das Volk gehalten, welche hier in alle Monate zweimal erscheinenden Heften von einer für Volks-Erziehung thätigen Frau herausgegeben werden, und nur 16 Silbergroschen im ganzen Jahre kosten. In dieser Vorstadt wirkt auch der thätige Pädagoge Professor Jakobs als Schul-Direktor.

Van Driessche, geschiedkundig oversicht der nederduitsche tael en letterkunde. Brussel. 1864. Claassen. gr. 8.

Diese Uebersicht der holländischen Literatur ist für den Gebrauch in den Schulen bestimmt.

Revue trimestrielle par Eugène van Bemmel. Brüsselles. 1865. 8.

Diese der französischen Revue de deux mondes nachgebildete Zeitschrift besteht bereits seit 12 Jahren und enthält Aufsätze namhafter Schriftsteller über Geschichte, Naturwissenschaft und

Digitized by Google

Politik, auch mitunter Romane. Der Herausgeber van Bemmel ist Professor an der Universität zu Brüssel für Geschichte, Politik und französische Literatur. Einer der bedeutendsten Mitarbeiter, besonders im Fache der Geologie, ist Herr Houzeau aus Brüssel, welcher jetzt in Amerika lebt.

Etudes du droit public par Verhaegen. Brüsselles, chez Claassen. 1862.

Hier gibt der Advokat Verhaegen seine Forschungen über Staatsrecht heraus.

Schreber, Opvoerdingsleer, naan het hoogduitsch door Frans de Cort.

Dies ist die freie Uebersetzung aus der deutschen Glückseligkeitslehre von dem Doctor M. Schreber durch Herrn de Cort, einer der jungen Gelehrten, welche Belgien zu grosser Ehre gereichen.

Les jumeaux de Hellas par P. Royer. Brüsselles 1865. Chez Verboeckhoven. II Vol.

Der Verfasser dieses Werkes Doctor P. Royer, Mitglied der orientalischen Gesellschaft zu Paris, gehört ebenfalls zu den jetzt am meisten geachteten Schriftstellern Belgiens, auch ist er Mitarbeiter an folgendem Werke gewesen:

Histoire de la revolution de la Belgique jusqu'à l'an 1860 par C. Gemelli et P. Royer. Brüsselles 1864. Chez Claassen. II. Edit. in gr. 8.

Diese Geschichte der Revolution, welche das Königreich Belgien geschaffen, wird für das beste Werk über dies bedeutende Ereigniss gehalten, welches das Werk von Diplomaten auf dem Wiener Congresse vernichtete und gewissermassen eine neue Nation in Europa ins Leben rief; denn seit den römischen Klassikern war eigentlich von Belgiern nicht mehr die Rede gewesen, da seitdem andere Namen an die Stelle traten, als Burgunder, Brabanter, Vlamländer, Niederländer u. a. m., bis dies Volk mit andern Nationalitäten gemischt in verschiedene französische Departements zerrissen ward. Der Name Belgier wurde gewissermassen zuerst im Jahr 1815 zum erstenmale in Belgien amtlich und öffentlich ausgesprochen, als Napoleon von der Insel Elba in Frankreich landete, während auf dem Wiener Congress verfügt ward, dass er und seine Familie nie wieder regieren sollten. Damals stand das Departement des Forets, wozu der bei Sedan an der französischen Grenze gelegene Kreis von Neufchateau in den Ardennen unter dem mittel- und niederrheinischen Gouverneur gehört, unter dem verdienstvollen Geheimenrathe Sack, welcher dessen provisorische Verwaltung für Preussen führte; dieser hatte eine Volksbewaffnung angeordnet und der damalige Unterpräfekt des Arrondissements Neufchateau, oder Kreisdirektor Dr. Neigebaur hatte 9 Bataillone National-

Digitized by Google

garden oder Bürgerwehr in diesem Kreise errichtet, und einen alten würdigen Krieger, den Baron d'Huart, welcher in österreichischem Dienste sich ausgezeichnet hatte, zum Inspector dieser bewaffneten Macht des Kreises ernannt. Bei der ersten in der Nähe der Kreisstadt von dem gedachten Kreisdirector angeordneten Zusammenziehung eines Theils dieser bewaffneten Macht, während Napoleon von Sedan aus Proclamationen an seine früheren hier jetzt in der Heimath lebenden Soldaten verbreitete, redete der Veteran d'Huart die aufgestellte Bürgerwehr an: Belges! u. s. w. indem er sie ermahnte sich als Belgier gegen die französischen Eroberungsgelüste tapfer zu vertheidigen. Die Anrede: »Belgier! Eure französischen Nachbaren bedrohen Euch! macht Euch bereit ihnen mannhaften Widerstand zu leisten u. s. w.!!« machte einen begeisterten Eindruck. Man hörte zum erstenmale: Belgier!

Raspael, Handboek der Gezondheid. Brüssel by Claassen. 1863.

Dies ist eine populäre Heilkunde zum Selbstunterricht des Bürgers und Landmanns.

Von deutschen Erscheinungen in Belgien muss noch erwähnt werden:

Ein Frühling, Original-Novelle von A. Heerklotz. Brüssel bei Claassen. 1863. und

Wallonisch- und Vlamische Schilderungen aus dem Belgischen Volks- und Gesellschaftsleben von Heerklotz. Ebendaselbst.

Beide Novellen haben sich bedeutenden Beifalls zu erfreuen gehabt. Der in Belgien sehr geachtete Herr Verfasser lebt jetzt in Dresden.

Das sehr besuchte Seebad in Ostende hat mehrere Schriften veranlasst, als:

Album d'Ostende, Vue de la ville ect. Brüsselles, chez Claassen. 1864. 4.

Diese Ansicht der Stadt und Umgegend, Bade-Scenen u. s. w. werden von den Badegästen sehr gekauft, da diese braven Kupferstiche auch in Farben ausgemalt für 20 Franken zu haben sind.

Album des costumes d'Ostende. ib.

Ist eine Darstellung der dortigen Nationaltrachten.

Cham, les bains d'Ostende en carricatures. ib. in 4.

Eine Sammlung von Carricaturen aus dem dortigen Badeleben.

Album de Blankenberghe. in 4. ib.

Dies Album betrifft den eine Stunde von Ostende gelegenen Bade-Ort Blankenberghe.

Digitized by Google

Cham les bains de Blankenberghe en carricatures, ib. in 4.

Ein in Farben ausgemaltes Album.

Der Bade-Arzt in Ostende, Herr Verhaeghe hat mehrere dieser Art befassende wissenschaftliche Werke herausgegeben, als:

Traité pratique de bains de mer, par le Docteur Verhaeghe. Ostende 1864. in 12.

Für den Gebrauch der Bade-Gäste bestimmt, auf 25jähriger Erfahrung beruhend.

Das Seebad Ostende, Anleitung zum Gebrauche der Seebäder, von dem Dr. Verhaeghe. Ostende 1864. Bei Claassen. 9. Auflage.

Auch über das Gesellschaftliche dieses Seebades hat der sehr beliebte Herr Verf. sich verbreitet.

Traité pratique des maladies nerveuses par le Docteur Verhaeghe. Ostende 1863.

Hier macht der Herr Verf. seine Erfahrungen über Nervenkrankheiten bekannt.

La Phosphorescence de la mer sur la côte d'Ostende par le Docteur Verhaeghe. Ostende 1864. 6. Auflage.

Der im adriatischen Meere vorkommende Wellenschlag mit Phosphor-Beleuchtung, kommt auch bisweilen an der Küste von Ostende vor, worüber der Herr Verf. hier seine Beobachtungen mittheilt.

Du flux et du reflux de la mer, par le Docteur Verhaeghe. Ostende 1864.

Von diesen Beobachtungen der Ebbe und Fluth ist bereits die 6. Auflage erschienen und werden die hier beigefügten Karten geachtet.

Greyson, sites ardennais. Le pasteur de Targnon. Brüsselles, chez Claassen. 1863.

Ein beliebter Roman.

Les ouvriers de Dieu, entretiens sur le travail, par la Baronne de Crombrugghe. Brüsselles 1863. Chez Claassen.

Diese mit der Wohlfahrt des Volkes thätig beschäftigte Frau beleuchtet hier die jetzt vielfach behandelte Arbeiterfrage im Sinne von Maurice de Guerin u. a. m.

Dauby, les ouvriers, episodes Bruxellois. Brüsselles, chez Claassen.

Ebenfalls.

Digitized by Google

Dr. Benekes nieuwe Zielleer von Raue aut het hoogduitsch vertaald door J. Blookhuys. Brüssel bei Claassen. 1864.

Eine Uebersetzung der Seelenlehre von Dr. Beneke aus dem Deutschen.

Geschiedenis van Hertog Jan den eersten van Brabant door Karl T. Stallaert. Brüssel bei Claassen.

Der Verf. dieser Geschichte Johannes von Brabant ist Professor am Atheneum zu Brüssel.

Der Germane, deutsch-belgisches Wochenblatt, herausgegeben von Sulsberger. Brüssel 1865. Bei Claassen.

Diese Zeitschrift beschäftigt sich mit Politik, Wissenschaft, Kunst und Literatur, und ist ebenfalls ein Beweis, dass das deutsche Element sich von dem Franzosenthum in Belgien nicht unterdrücken lässt.

Ville d'Anvers, Bulletin communal. Anvers 1864. 8.

Nach jeder Sitzung des Gemeinderathes — der Stadtverordneten — in Antwerpen erscheint eine Nummer dieser Zeitschrift, welche vom vergangenen Jahre 2 Bände füllen. Man sieht hier erfreuliche Beweise des regen Lebens der freien Gemeinde, ohne bezahlte Beamten.

Het Antwerpisch Archivenblatt van P. Gerard, Archiviste, Antwerpen 1864. 8.

Der rühmlichst bekannte Archivar Herr Gerard gibt hier Mittheilungen aus wichtigen Urkunden in dem von ihm trefflich geordneten grossartigen Stadt-Archive, welches den grössten Theil des stattlichen Rathhauses, 1564 erbaut, einnimmt, nachdem derselbe sich bereits früher durch bedeutende geschichtliche Werke ausgezeichnet hatte.

Ein besonders strebsamer Schriftsteller ist Herr C. J. Hansen, von ihm erschien zuletzt:

Studie over R. den Vos, van Karl Tannen (Hansen). Antwerpen 1864.

Diese geistreiche Arbeit nach unserm Reineke de Vos erfreut sich eines ausgezeichneten Beifalls, nachdem der geistreiche Herr Verf. schon durch seine vor ein paar Jahren erschienenen Reisbrieven in Dütschland en Denemark, sowie durch seine Nordsche Letteren, Gent 1860 sich einen bedeutenden sehr beliebten Namen gemacht hatte.

Neigebaur.

Digitized by Google

Ausgewählte Komödien des Plautus. Für den Schulgebrauch erklärt von Julius Brix. Drittes Bändchen. Menaechmi. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. 82 S. gr. 8.

M. Tullii Ciceronis Cato major de senectute. Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Lahmeyer. Zweite vielfach verbesserte Auflage. Leipzig u. s. w. 1866. VIII u. 64 S. gr. 8.

M. Tullii Ciceronis De officiis libri tres. Zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Johannes von Gruber, Professor am Gymnasium zu Stralsund. Zweite durchgehends verbesserte Auflage. Leipzig u. s. w. 1866. IV u. 183 S. gr. 8.

Cicero's Orator ad Marcum Brutum. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Wilhelm Piderit, Director des Gymnasiums zu Hanau. Leipzig u. s. w. 1865. IV u. 211 S. in gr. 8.

Ausgewählte Schriften des Lucian. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Jacobitz. Drittes Bändchen. Demonax, der Fischer, Anarcharsis. Leipzig u. s. w. 1865. 92 S. gr. 8.

Homer's Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Friedrich Ameis, Professor und Prorector am Gymnasium zu Mühlhausen. Erster Band. Zweites Heft. Gesang VII.—XII. Dritte vielfach berichtigte Auflage. Leipzig u. s. w. 1865. 162 S. gr. 8. und Anhang 2. Heft. Erläuterungen zu Gesang VII—XII. 84 S. gr. 8.

Demosthenes ausgewählte Reden erklärt von C. Rehdanz. Zweites Heft. V. Rede über den Frieden VI. Zweite Rede gegen Philippos VIII Rede über die Angelegenheiten im Cherrones IX. Dritte Rede gegen Philippos. Indices. Zweite Auflage. Leipzig u. s. w. 1866. 177 S. gr. 8.

Anthologie aus den Lyrikern der Griechen. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt und mit literarhistorischen Einleitungen versehen von Dr. E. Buchholz, Oberlehrer am Rathsgymnasium zu Osnabrück. Zweites Bändchen. Die melischen und chorischen Dichter und die Bukoliker enthaltend. Leipzig u. s. w. 1866. VI und 189 S. gr. 8.

Die hier aufgeführten, zunächst für die Zwecke der Schule, aber auch des Privatstudiums bearbeiteten, mit deutschen Einleitungen und Anmerkungen versehenen Ausgaben sind theils Fortsetzungen, theils neue Auflagen, hinsichtlich deren füglich auf die früheren Besprechungen verwiesen werden kann, indem darin über Plan und Anlage, wie über die Ausführung das Nöthige bemerkt worden ist, in Beidem aber keine Veränderung stattgefunden, und die erneuerte Durchsicht, welche diesen neuen Auflagen zu Theil geworden, sich mehr auf das Einzelne der Erklärung bezieht, um diese dem bemerkten Zweck entsprechender zu gestalten, sowohl in dem, was das Sachliche, als in dem was das Grammatisch-Sprachliche betrifft, und dann auch für den Text selber Gebrauch zu

Digitized by Google

machen von all' den Förderungen, welche inzwischen demselben in grösseren Ausgaben oder sonst wie in einzelnen kritischen Untersuchungen zu Gute gekommen sind.

Das dritte Bändchen des Plautus schliesst sich in der ganzen Einrichtung vollkommen den beiden ersten an, welche den Trinummus und die Captivi enthielten (s. diese Jahrbücher 1865. S. 857). Die auch hier vorausgeschickte Einleitung gibt einen Ueberblick über den Inhalt der Menaechmi und lässt uns ganz gut den Gang des Stückes nach seinen einzelnen Acten verfolgen; die Abfassung wird mit Bezug auf die Stelle Vs. 406—409 (und hier insbesondere die Worte nunc Hierost) vor das Jahr 215 v. Chr., in welchem Hiero starb, gesetzt, wodurch das Stück allerdings unter die wenigen Stücke des Plautus zählt, welche nicht in das letzte Decennium des Dichters fallen, und was das griechische Original betrifft, das dem Plautus vorlag, so wird die Vermuthung, welche ein Stück des Posidippus, etwa *Δίδυμοι* betitelt, annimmt, nicht geradezu, was ihre Möglichkeit betrifft, verworfen, mit Recht aber auch darauf hingewiesen, wie noch mehrere andere Dichter, es lassen sich mindestens sechs mit Namen nachweisen, den gleichen Stoff unter gleichem Namen behandelt haben, hier also mindestens die gleiche Möglichkeit der Benützung vorliegt. Was den Text selbst betrifft, so ist ist derselbe nach denselben Grundsätzen behandelt, die auch bei den beiden früheren Bändchen massgebend waren, und finden sich in einem Anhang die Abweichungen von Ritschl's Ausgabe, soweit dieselbe auf Vermuthung und nicht auf Handschriften beruhen, verzeichnet. Hauptsächlich kommt hier die Erklärung in Betracht, die, bei Plautus so lange Zeit vernachlässigt, hier in anerkennenswerther Weise berücksichtigt ist, wie diess schon früher bemerkt worden ist. Die Anmerkungen erörtern theils das, was zur richtigen Auffassung des Stückes nothwendig ist, theils und insbesondere gehen sie in die Erörterung des Sprachlichen ein und verbinden damit die nöthigen Aufschlüsse über das Metrisch-Prosodische, so dass kein Theil der Erklärung vernachlässigt erscheint. Um von dem letzteren ein Beispiel zu geben, erinnern wir an die auch auf andere Stellen anderer Dichter Bezug nehmende Bemerkung auf das nicht elidirte um in circum ire zu Vs. 231. zu Vs. 137 über den Wechsel der Trochäen und Jamben oder zu Vs. 388 über die Zulässigkeit eines Hiatus, nach tibi, sibi oder auf um ausgehende Wörter, so wie zu Vs. 678 über den Hiatus in der Cäsur, und noch Manches Aehnliche der Art, wobei noch anzuführen ist, dass am Schlusse des Ganzen die in diesem Stücke vorkommenden Metra, Vers um Vers angegeben sind, was wir namentlich für die Zwecke des Privatstudiums, dem ja auch diese Bearbeitung dienen soll, und wozu sie sich, wie früher schon bemerkt worden, insbesondere eignet, sehr zuträglich halten. Die Eigenthümlichkeiten des Plautinischen Sprachgebrauches, namentlich die ihm allein gebräuchlichen, archaistischen

Digitized by Google

Formen, werden mit gleicher Sorgfalt nachgewiesen, und was den Sprachgebrauch betrifft, derselbe auch mit dem, was andere lateinische Schriftsteller in dieser Beziehung bieten, in Verbindung gebracht. Wir wollen auch darüber einige Beispiele anführen. So zu Vs. 82 über die archaistische Form homoni für homini, oder zu Vs. 91 ad fatim, wie der Verfasser schreibt, getrennt, in dem Sinne: »bis zur Uebersättigung« wie usque ravim, statt der gewöhnlichen Verbindung affatim. (Sollte denn nicht auch in der von Paulus in den Excerpten des Festus aus Livius Andronicus angeführten Stelle: »affatim edi bibi lusi« zu schreiben sein ad fatim?) Oder zu Vs. 337 (»minume hercle mirum«) die schöne Erörterung über den Gebrauch dieser Formel und den Wegfall des est, in welchem der Gebrauch Cicero's mit dem des Plautus zusammentrifft, eben so wie zu Vs. 432 über den Gebrauch des »quantum potest« bei den Komikern wie bei Cicero. Gut ist auch die zu Vs. 370 (»neque id haud immerito tuo« gegebene Erörterung für die Fälle, wo eine zweite Verneinung die erste nicht aufhebt, sondern in kräftigerer Form wieder aufnimmt; zu dem Ausdruck flagitium hominis und ähnlichen Vs. 485; zu potis Vs. 622 in dem Sinn von posse; zu quemquem (für quemque) Vs. 714, zu aetatem Vs. 717 in dem Sinn von Lebenslang; zu Vs. 751, wo der Herausgeber aus metrischen Rücksichten die handschriftliche Lesart (progredi) verlassen und dafür progrediri gesetzt hat, auch diese Form des Infinitivs der vierten Conjugation bei diesem Verbum durch eine Reihe von Beispielen nachgewiesen hat; zu Vs. 793 über die Verbindung: si-sive, zu Vs. 849 über die Redensart in malam crucem und ähnliche, zu Vs. 1091 über crede mihi (nicht mihi crede), zu Vs. 922 über occidis oder enecas im bildlichen Sinn, einen durch sein Geschwätz umbringen: man kann dabei auch an Juven. VII, 154, 154: »occidit miseros crambe repetita magistros« denken; zu 1162 über quoque etiam, das als kein Pleonasmus zu nehmen ist. Auch die Bemerkung über Umbildung griechischer Wörter bei Plautus, zu Vs. 148 ist beachtenswerth, eben so was zu Vs. 410 über die hier erwähnten sicilischen Könige bemerkt ist u. dgl. m. Die Kritik ist nicht leer ausgegangen, insofern sie manche Interpolationen beseitigt hat, wie z. B. Vs. 718, der mit Unrecht angefochten worden, aber in andern Versen, wie z. B. 583 solche Interpolation erkennen will. In diesen und in den andern Stellen, in welchen die Kritik herbeigezogen ist, hängt sie stets mit der Erklärung selber zusammen.

Die neue Auflage des Cato Major de senectute kann sich mit Recht eine vielfach verbesserte nennen, indem der Herausgeber das Ganze einer sorgsamen Durchsicht unterworfen und dabei von Allem dem, was seit dem Erscheinen der ersten Auflage (s. diese Jahrbb. 1858. p. 387) in einzelnen Aufsätzen und

Digitized by Google

Artikeln oder in den inzwischen erschienenen Ausgaben für diese Schrift enthalten ist, denjenigen Gebrauch gemacht hat, der den Zwecken seiner Ausgabe entsprach. Daher sind es zunächst die Anmerkungen, welchen manche Verbesserung und selbst auch eine Erweiterung zu Theil geworden ist. Eben so hat der Text in Manchem eine andere Gestalt erhalten, da ihm die Halm'sche Ausgabe (2. Auflage der Orelli'schen) zu Grunde gelegt ward, deren Text allerdings auf die älteste Quelle des Textes, die Pariser Handschrift des zehnten Jahrhunderts basirt ist, dann aber auch noch weiter von den beiden seither bekannt gewordenen Handschriften, der Leydener aus derselben Zeit, und der etwas jüngeren zweiten Rheinauer, hier und dort Gebrauch gemacht worden ist. Zur bequemeren Uebersicht ist am Schluss ein Verzeichniss aller der Abweichungen von dem Halm'schen Texte beigefügt. Wenn nun z. B. I, 2 certo scio beibehalten ist, statt certe scio, so wird man dem Herausgeber gern beistimmen, da certe hierher nicht passt; wenn aber, um ein anderes Beispiel anzuführen, in der Stelle des Ennius §. 73: »Nemo me lacrumis decoret« die angeblich alterthümliche Form dacrumis (nach Bergk) aufgenommen ist, so erscheint dies mindestens als unnöthig, da Ennius an andern Stellen diese Form nicht angewendet hat, der auch in dieser Stelle alle Handschriften widersprechen. Dagegen cp. VI. §. 16 ist, wie wir glauben, mit Recht beibehalten: »et tamen ipsius Appii extat oratio«, wo Andere für et tamen setzen etiam, was schon wegen des folgenden ipsius hierher nicht passt. Wir wollen diese Durchsicht nicht weiter fortsetzen, indem sie nicht nothwendig erscheint zur Empfehlung des Ganzen in seiner neuen Gestalt, die, im Vergleich zur ersten Ausgabe eine Vermehrung von zehn Seiten nachweist, welche insbesondere durch die Ausdehnung, welche die erklärenden Anmerkungen erhalten haben, herbeigeführt worden ist.

Eine eben so sorgfältige Durchsicht des Ganzen lässt auch die neue Auflage der Officien erkennen, über deren erste Ausgabe in diesen Blättern, Jhrgg. 1857. S. 77, berichtet worden, worauf wir uns hier, was Anlage und Ausführung dieser Ausgabe betrifft, beziehen. Was den Text betrifft, so ist der Verf. von seiner früheren Ansicht, welche dem (jüngeren) Bernensis c den Vorzug vor den beiden andern Berner Handschriften des zehnten Jahrhunderts, a und b, namentlich dem b, zuerkannt hatte, nicht abgegangen: übrigens ist er überhaupt auf Kritik in den Anmerkungen nur da eingegangen, wo diess füglich nicht zu umgehen war und mit der zu gebenden Erklärung zusammenhängt, wie z. B. bei den beiden hier ebenfalls als Glossem angesehenen, längeren Stellen I, 3 §. 8 und I, 12 §. 36, die beide in eckige Klammern eingeschlossen sind. Oder, um ein Beispiel anzuführen, I, 26 §. 90: »qui monent ut, quanto superiores sumus, tanto nos geramus summissius«, wo bei Halm noch simus steht, während die Bamberger und erste

Digitized by Google

Berner Handschrift ist, welchen der Herausgeber folgte, sumus haben, was gewiss richtiger ist. Eben so richtig wird man II, 5, §. 16: »neminem neque ducem belli nec principem domi magnas res — gerere potuisse« finden, wo belli durch den Bernensis c und den Palatinus bezeugt ist, während die Mehrzahl der übrigen, selbst alten Handschriften bello hat. In einer andern Stelle II, 19 §. 66: »Atque huic arti finitima est dicendi [gravior] facultas et gratior et ornatior« wird gravior, das die besten Handschriften haben, zu vertheidigen gesucht, als ein nicht unpassender Zusatz: man kann indess zweifeln, ob diese Erklärung genügt, zumal bei den folgenden Comparativen, die schon eine Steigerung des vorausgegangenen grata und accommodata enthalten; dagegen II, 22 §. 74: »Ut earum rerum copia sit, quae sunt necessariae ad victum« ist ad victum, was nur im Bernensis c steht (und setzen wir hinzu, auch im Palatinus) beibehalten und als nothwendig für den richtigen Sinn des Ganzen nachgewiesen. Dem Bernensis c folgt der Herausgeber III, 11 §. 48 in den Worten: Cyrsilum quendam suadentem — lapidibus cooperuerunt«, wo Nonius, der die Stelle anführt und die andern alten Handschriften obruerunt haben, das Halm hiernach gegeben hat und das auch einfacher und natürlicher erscheint, als das, vielleicht zur Erklärung beigeschriebene, gesuchte cooperuerunt. Aber in den folgenden Worten: »Atque ille utilitatem sequi videbatur« ist die Beibehaltung von atque für atqui, gewiss nur zu billigen. In den Worten III, 23 §. 89: »Sed tamen ad extremum utilitate, ut putat, officium dirigit magis quam humanitate« hat der Herausgeber ut putat, was in allen Handschriften steht, ganz weggelassen, wie früher Orelli, während es Halm beibehalten hat, und wie wir es ansehen, mit Recht; denn dass die Erklärung: »vermeintlich« d. i. wie er meint, wie er es ansieht, unhaltbar sei, oder dass es dann nur quam putat hätte heissen können, will uns nicht einleuchten. Auch III, 28 §. 102: »nulla igitur vis fuit religionis, quae tantam utilitatem perverteret« ist die Lesart aller Handschriften perverteret verlassen, und dafür Orelli's praeverteret aufgenommen, was um so bedenklicher erscheinen mag, als praevertere in der hier anzunehmenden Bedeutung überwiegen sich sonst nicht findet. Wir wollen diese Bemerkungen nicht weiter fortsetzen, zumal, wie schon bemerkt worden, im Ganzen Kritik nur Nebensache und die Erklärung die Hauptsache ist, diese aber gleichmässig das Verständniss des Textes zu fördern beabsichtigt durch kurze dahin zielende Bemerkungen, wobei neben dem Sachlichen vorzüglich das Grammatisch-Sprachliche berücksichtigt erscheint. Es kann daher auch für das Privatstudium der Schüler höherer Classen oder angehender Philologen diese Ausgabe bestens empfohlen werden und unterschreiben wir mit voller Ueberzeugung die Worte des Herausgebers in dem Vorwort S. IV: »Ueberhaupt sollen die kurzen Bemerkungen dem Schüler auch zu Privatstudien, deren Bedeu-

Digitized by Google

tung in neuester Zeit wieder mit Recht hervorgehoben ist, Veranlassung und Anleitung geben; indem derselbe die zusammengehörigen und verwandten Regeln sich selbst zusammenstellt, und andere Schriftsteller, welche in der Classe gelesen werden, Belege oder Ausnahme-Stellen dazu sammelt und vor Allem auf das aufmerksam gemacht wird, was ihm wieder beim eigenen Lateinschreiben durch Umkehrung der verglichenen Ausdrucksformen nützlich sein kann.«

Die Bearbeitung von Cicero's Orator schliesst sich ganz den beiden vorausgegangenen Bearbeitungen der Bücher De oratore (s. diese Jahrbücher 1859. S. 249, über die zweite Auflage 1863. S. 154 ff.) und des Brutus (s diese Jahrbücher 1862. S. 844 ff.) an, und wird, was die Anlage, sowie die Einrichtung und Ausführung dieser Bearbeitung der dritten rhetorischen Schrift Cicero's betrifft, auf diese Anzeigen füglich verwiesen werden können. Der Orator hängt durch Inhalt und Tendenz mit den beiden genannten Schriften, namentlich mit den Büchern de oratore innig zusammen, er dient in Manchem sogar zu deren Ergänzung und Vervollständigung, er zeichnet sich durch eine gleiche sprachliche Vollendung aus, so dass er, wie der Verf. wünscht, auch wohl es verdient, in der obersten Klasse unserer Gymnasien hin und wieder gelesen und erklärt zu werden. Und wenn er, zunächst um diese Lectüre zu fördern und zu unterstützen, an die Bearbeitung geschritten ist, so wird dieselbe doch auch in gleichem Grade dem Privatstudium, nicht blos der Schüler der obersten Klasse, sondern insbesondere den Studirenden, und zwar angehenden Philologen wie Theologen, dienlich sein, und stehen wir nicht an, zu diesem Zweck insbesondere auf diese Bearbeitung aufmerksam zu machen, zumal der Herausgeber in den Anmerkungen neben der Erklärung des Einzelnen auch besondere Rücksicht auf den Nachweis des Gedankenganges, des inneren Zusammenhangs aller einzelnen Theile genommen hat, um so ein volles und richtiges Verständniss der Schrift nach allen Theilen und Seiten herbeizuführen. Eine umfassende Einleitung, in welcher alle allgemeinen Fragen über Inhalt und Charakter der Schrift eine nähere Erörterung finden und zwar in einer Weise, die selbst weitergehend erachtet werden mag, als zunächst das eigentliche Bedürfniss des Schülers erheischt, geht auch hier voraus S. 1—28, dann folgt eine genaue Uebersicht des Inhalts S. 29—32 und darauf der Text mit den umfassenden Anmerkungen, die gleichfalls Manches enthalten, was mehr für den Privatgebrauch und das Privatstudium als für den Schulgebrauch geeignet sein mag. Wir wollen hier, wo wir blos einen einfachen Bericht zu erstatten haben, nicht weiter in das Einzelne der verdienstlichen Arbeit eingehen, aus welcher ein angehender Philolog gewiss Viel lernen kann, und nur bemerken, wie es uns aufgefallen, hier und dort Worterklärungen oder vielmehr Uebersetzungen ein-

Digitized by Google

zelner Worte zu finden, wie sie der, welcher diese Ausgabe mit Vortheil gebrauchen soll, kaum nöthig haben wird, die wir desshalb lieber entfernt sehen möchten. Dahin rechnen wir Erklärungen, wie: »expolitum, fein gebildet«, »illigantur, angebracht werden, wie Blumen an einem Kranze« (S. 84), »praesertim cum, trotzdem dass« (S. 85), »avidae, unersättlich«, »capaces haben immer noch Raum«, »atque, nun aber« (S. 87), »jam, ferner, weiter« (S. 89), »efficiatur, als erwiesen sich ergibt« (S. 97), »harum rerum, der hier in Betracht kommenden Verhältnisse«, »regiones, Bezirk, Revier« (S. 109), »turpe, misstönend, hässlich«, »scite, artig, gefällig« (S. 120), »nuper, erst vor kurzem« (S. 127). Diese wenigen Anführungen mögen zur Bestätigung unserer Ansicht genügen. Die erklärenden Indices, welche von Seite 160 — 202 reichen mit doppelten Columnen, befassen nicht blos die Eigen- und Personennamen, welche in dem Orator vorkommen, und hier in einer Ausführlichkeit, die kaum in dem Zweck und der Tendenz dieser Ausgabe begründet erscheinen kann, besprochen werden, da, wie wir glauben, die derartige Erklärung sich auf das zum Verständniss der betreffenden Stelle durchaus Nothwendige zu beschränken hatte (wir erinnern, um nur Ein Beispiel anzuführen, an den Namen Ennius); sondern es sind auch andere Wörter aufgenommen, die eine bestimmte technische oder andere Bedeutung haben, wie cautiones, facetiae, ἠθικόν und παθητικόν, idea, interdictum, loci und besonders noch loci communes, lumina, poaescriptiones, quaestio, species, status causae u. s. w. Den Beschluss macht ein kritischer Anhang, in welchem diejenigen Stellen besprochen werden, in welchen die Lesart des Orelli-Baiter'schen Textes geändert ist.

Die drei kleineren Schriften des Lucianus, die in dem dritten Bändchen vereinigt sind, gehören zu den vorzüglichsten, die wir überhaupt von diesem Autor besitzen und eignen sich auch durch ihre reine Sprache und den guten Ausdruck für die Lectüre. Die Bearbeitung derselben ist durchaus gleichförmig den beiden ersten Bändchen, über welche in diesen Jahrbb. 1862. S. 671. 1863. S. 592 berichtet worden ist, worauf wir hiermit verweisen. Insbesondere ist dem Sprachlichen auch in diesem Bändchen alle Berücksichtigung zu Theil geworden.

Von der dritten Auflage der Homerischen Odyssee, welche sich mit Recht eine vielfach berichtigte, ja zum Theil umgearbeitete nennen kann, ist bei dem Erscheinen des ersten Heftes in diesen Jhrbb. 1765. S. 548 die theilweise Umgestaltung, welche diese Bearbeitung in ihrer dritten Auflage erlitten hat, näher bezeichnet worden. Durch die Absonderung des kritischen und mehr gelehrten Theiles der Erklärung von den übrigen, dem nächsten Zweck des Ganzen dienenden Anmerkungen, und Verweisung desselben in einen Anhang, welcher als ein besonderes Heft beigegeben

Digitized by Google

wird, ist für den Zweck der Schule und den Gebrauch der Schüler nicht minder wie für den Lehrer gesorgt worden, welcher in diesem Anhang nicht blos die Rechtfertigung des gegebenen Textes oder der in den Anmerkungen kurz gefassten Erklärung findet, sondern auch weitere, auf das gesammte Gebiet der homerischen Sprache bezügliche Erörterungen, mit Inbegriff des Metrischen und Prosodischen, und mit Berücksichtigung der sachlichen Gegenstände. Da an dem oben angeführten Ort nähere Belege über Alles diess gegeben sind, so bedarf es hier nur der Bemerkung, dass auch dieser Anhang seinem Inhalt und seiner ganzen Fassung nach gleichförmig dem des ersten Heftes gehalten ist, eben so wie in der äusseren Form des Ganzen, nach Druck und Papier keine Aenderung eingetreten ist.

Auch über die neue Auflage des zweiten Heftes Demosthenischer Reden können wir uns kurz fassen, nachdem über das erste in diesen Jahrbb. 1860. S. 467 näher berichtet worden. Die Einrichtung des zweiten Heftes, das die auf dem Titel angegebenen Reden enthält, ist eine durchaus gleiche, die unter dem Text stehenden Anmerkungen, meist und zunächst sprachlichen Inhalts, sind in ihrer Fassung gleich gehalten, dann folgt ein kritischer Anhang mit der Vergleichung des bekannten Pariser Codex Σ und des ihm zunächst stehenden, unlängst hervorgezogenen Florentiner (L), und dann Indices, in engerem Druck und ähnlichem Umfang und Inhalt, wie bei dem ersten Hefte (S. 109—177), zuerst ein rhetorischer und stylistischer Index, der Alles, was in dieser Hinsicht Beachtenswerthes in den hier ausgewählten Reden vorkommt, nach den betreffenden Punkten alphabetisch geordnet, vereinigt, wie z. B. unter Alliteration, Amphora, Anastrophe, Enthymem, Erweiterung (circa fünf Seiten engen Drucks), Parataxis u. dgl., und werden nicht blos die betreffenden Stellen aus den Reden des Demosthenes angeführt, sondern auch weitere Belege aus andern Schriftstellern angereiht, so wie nähere Erörterungen über das in jedem einzelnen Fall zu Berücksichtigende. Der andere Index ist grammatisch und lexicalisch, in ähnlicher Weise eingerichtet, indem auch hier Belegstellen aus andern Schriftstellern, und weitere Erklärungen einzelner Stellen eingereiht sind, die allerdings mehr für den Lehrer als für den Schüler bestimmt erscheinen.

Das erste Bändchen der Anthologie der griechischen Lyriker enthielt die Elegiker und Jambographen, s. diese Jahrbb. 1864. S. 871 ff.; das vorliegende zweite, das in der äusseren Form, wie in Einrichtung und Behandlung dem ersten sich ganz anschliesst, enthält im ersten, oder vielmehr dritten Abschnitte (metrische und chorische Dichter) theils Bruchstücke, theils vollständige Lieder von Alkman, Arion, Sappho, Alkäos, Stesichoros, Ibykos, Anakreon, Anacreontea, Simonides von Kos, Bakchylides,

Digitized by Google

Pindar, und ist auch hier, wie bei dem ersten Bändchen, ausser der allgemeinen Einleitung für jeden der genannten Dichter noch eine besondere Einleitung gegeben. Dass der Herausgeber lange schwankte, ob er aus Pindar Etwas aufnehmen sollte, begreifen wir wohl: denn dass die Pindarischen Gedichte, auch in einer Auswahl, sich nicht für die Lectüre der Schule eignen, mochte ihm wohl eben so klar sein, als diess uns insbesondere da geworden ist, wo Versuche der Art gemacht worden sind, die man später und mit Recht wieder fallen liess. Endlich entschloss er sich aber doch zur Annahme einiger Pindarischen Lieder, bestimmt durch die Erwägung, dass die hier gelieferte Bearbeitung nicht bloss für den Gebrauch der Schule, sondern auch für den Privatgebrauch bestimmt sei: und wenn man diesen Standpunkt in's Auge fasst, und er wird überhaupt bei der Beurtheilung des ganzen Unternehmens, das in diesen beiden Bändchen abgeschlossen vorliegt, sehr ins Gewicht fallen, so wird man auch gegen die Aufnahme Pindarischer Lieder Nichts einzuwenden haben; es sind aber aufgenommen, in Allem sechs: Olymp. 1. 6. Pyth. 1. 4. Nem. 2. Isthm. 1; die Behandlung ist, namentlich in den Anmerkungen, die gleiche. Eher könnte man fragen, ob in eine Anthologie der Lyriker, auch eine Auswahl bukolischer Dichtungen gehöre, wie sie der vierte Abschnitt bringt, welcher sieben Idyllen des Theokritos (1. 3. 5. 10. 11. 15. 19) eine Idylle von Bion (1), Moschos (3) und Meleager enthält, und mit einer besondern Einleitung versehen ist, welche über Natur und Wesen der bukolischen Poesie des Theokritos sich verbreitet, auch diese im Ganzen richtig charakterisirt. Sieht man von dieser allgemeinen Frage ab, so wird man von Seiten der Nützlichkeit gegen die Aufnahme derartiger Stücke in eine Anthologie oder Chrestomathie, welche die Absicht hat, auch mit den andern griechischen Dichtern, die neben Homer und den Tragikern meist weniger zur Lectüre kommen, durch ausgewählte Stücke bekannt zu machen, ihr Studium zu fördern und zu erleichtern, nicht wohl einen Einwand zu erheben vermögen. Dass der Verf. in seinen Anmerkungen das nächste Bedürfniss, namentlich in sprachlicher Hinsicht, zunächst zu befriedigen gesucht und dabei das, was in neuerer Zeit für die Erklärung der in Rede stehenden Dichter geleistet worden, beachtet hat, wird man bald wahrnehmen. Der Anhang (S. 160 ff.) ist mehr für den Lehrer und Gelehrten bestimmt, da er Einzelnes in kritischer oder exegetischer Hinsicht Beachtenswerthes oder auch Bestrittenes behandelt, Nachweisungen oder Erklärungen u. dgl. zu einzelnen Stellen gibt, und hier namentlich die aus Pindar ausgewählten Lieder berücksichtigt.

Digitized by Google

Nouvelle Biographie générale depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours avec les renseignement bibliographiques et l'indication des sources à consulter, publiée par MM. Firmin Didot frères sous la direction de M. le Dr. Hoefer. Paris Firmin Didot frères, fils et C. etc. rue Jacob. 56. Tom. quarante troisième. 1024 S. Tome quarante quatrième 1030 S. in gr. 8. mit doppelten Columnen.

Das grossariige Unternehmen, von dessen Beginn, wie von seinen weiteren Fortschritten mehrfach in diesen Blättern die Rede war, zuletzt noch Jahrgg. 1864. p. 373 ff., schreitet mit den beiden hier angezeigten Bänden, welche bis zu Testa reichen, seinem Ende zu, so dass zur Vollendung des ganzen im Jahr 1852 begonnenen Werkes nicht viel mehr fehlen wird. Die Grundsätze, nach welchen dasselbe damals unternommen ward, haben im Laufe der Zeit keine Aenderung erlitten, ihre gleichförmige Durchführung ist vielmehr eine Hauptaufgabe des Mannes gewesen, der die Leitung des Ganzen übernommen und unter manchen Schwierigkeiten und Hemmnissen es auch soweit geführt hat, dass an der baldigen Vollendung des Ganzen nicht mehr gezweifelt werden kann. Das günstige Urtheil, das über die Ausführung in den früheren Anzeigen wiederholt ausgesprochen worden, wird eine nähere Durchsicht dessen, was die beiden hier vorliegenden Bände bieten, nur bestätigen. Auch hier tritt das Bestreben nach einer gründlichen, alles Unnöthige vermeidenden Behandlungsweise, die in den einzelnen Artikeln ein gleiches Maass, so weit nur immer möglich, einzuhalten sucht, hervor, abgesehen dass einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten der alten und neuen Welt Artikel von grösserem Umfang gewidmet sind. Wir stehen nicht an, auch bei dieser Gelegenheit auf einige solcher Artikel aufmerksam zu machen, welche gleich eine gewisse Selbständigkeit in Anspruch nehmen, und daher selbst von dem Fachgelehrten zu beachten sind. Aus der alten Literatur nennen wir z. B. die ausführlichen Artikel über Sophocles (von Leo Joubert, der auch den Artikel Simonides und noch manche andere auf diesem Gebiete geliefert hat), Socrates von B. Aubé, Sextus Empiricus von C. Mallet, Strabo von Guigniaut, Solon von Foucart, aus der römischen Literatur Sallustius von Naudet, der auch Tacitus*) und Terentius geliefert hat, Suetonius von Charpentier, Seneca so wie Tertullianus von B. Aubé.

---

*) Auffallend könnte hier etwa das, was in der Aufzählung der Schrift des Tacitus über den (unbedingt hier als ein Werk des Tacitus angenommenen) Dialogus de oratoribus bemerkt ist: „Le dialogue sur les Orateurs, heureuse distraction au milieu de ses travaux plus graves, dut être une des productions de sa vieillesse, (?) car il sy représente lui même comme un très jeune homme à un époque, où il venait d'atteindre sa vingtcinquième année."

Nicht minder bedacht sind die weiter folgenden Jahrhunderte des Mittelalters: wir erinnern nur an den Artikel über Silvester II (Gerbert) von B. Hauréau, über Savonarola von Louis Gregoire, Tasso von Rathéry, Shakespeare, sehr ausführlich behandelt von Léo Joubert, (Rio's Schrift, die in demselben Jahr erschien, konnte dabei noch nicht benützt werden); Schöffer ein vorzüglicher Artikel von A. Firmin Didot; die beiden Scaliger, Cäsar und Joseph Justus, sind von E. Gregoire behandelt; dass Gottfried Heinrich Schäfer, der berühmte deutsche Philolog, keine Stelle gefunden, ist uns aufgefallen, bei der sonstigen Sorgfalt des Herausgebers, keine irgendwie bedeutende in der gelehrten Welt nahmhafte Persönlichkeit zu übergehen, und nennen wir deshalb nur die Artikel über die beiden andern berühmten Philologen Schneider und Schweighäuser, oder die Artikel über Sarpi, v. Savigny, die beiden Schlegel, August und Friedrich, Simonde de Sismondi und Andere der Art. Eine treffliche Charakteristik Schiller's hat Spach in dem diesen Dichter betreffenden Artikel gegeben, in welchem Schiller besonders als lyrischer und dramatischer Dichter von diesem Kenner der deutschen wie französischen Literatur in beredter Weise gezeichnet ist: wir möchten wohl wünschen, dass auch in andern deutschen Blättern diesem Artikel die verdiente Beachtung zufallen und derselbe in einer deutschen Uebertragung auch unter uns verbreitet würde. Auch der Artikel über die Frau von Stael-Holstein von Philarète Chasle, über Walter Scott von Rathéry, über die unter dem Namen Sand bekannte französische Schriftstellerin von A. Franklin, werden in gleicher Weise Beachtung verdienen, desgleichen Adam Smith von Mallet, Swift von William Hughes, Svedenborg von P. Louisy, Spohr von Denne-Baron u. s. w. Und diesen reihen wir noch einige andere Artikel an, die Personen gewidmet sind, welche in der neueren, wie in der vorhergehenden Zeit bis auf unsere herab, eine bedeutende Rolle gespielt haben, wie die über Moritz, Marschall von Sachsen von De Lescure oder über Bernhard von Sachsen-Weimar, den Helden des dreissigjährigen Krieges von E. Gregoire, über den Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, von dem Baron Ernouf, über Sully von Louis Gregoire, über Souvorof den Feldherrn und Speranski den Staatsmann von J. H. Schnitzler, über Sobieski, über Stanislas I. und II. von Leonard Chodzko, über Talleyrand von A. Boullée. Auch der in der Revolution berüchtigte Eulogius Schneider ist nicht übergangen, eben so wenig Sieyes, bearbeitet von Taillandier. Wir setzen dieses Verzeichniss nicht weiter fort, und können nur wünschen, dass es dem Herausgeber gelingen möge, das was zur Vollendung des Ganzen fehlt, in nicht allzu ferner Frist zu bringen und damit das grossartige Werk zu Ende zu führen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Cours d'Algèbre supérieure par J. A. Serret. Membre de l'Institut, Prof. au Collége de France et à la Faculté de Sciences de Paris. Troisième Edition. Tome premier. Paris. Gauthier-Villars. 1866 (XVI und 644 S. in 8).

Im Jahrgang 1850 dieser Blätter haben wir die erste Auflage des Werkes, von dem uns nun die dritte vorliegt, ausführlich besprochen. Jene erste Auflage enthielt Alles in Allem 400 Seiten, während der erste Band der neuen über 600 zählt, woraus sofort zu entnehmen ist, dass dieselbe sehr verändert, der frühern gegenüber, aussieht. So ist es denn auch nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach, dem Buche ergangen. Die zweite Auflage war im Wesentlichen mit der ersten gleichartig geblieben; die dritte aber ist ein ganz neues Werk, das mit den frühern Auflagen kaum viel mehr als den Titel gemeinschaftlich hat. Wir werden desshalb dieses Werk auch ausführlicher besprechen müssen, als wir es bei einer blosen weitern Auflage zu thun hätten. Dabei müssen wir uns natürlich zuerst auf den ersten Band einschränken, der uns allein vorliegt, vorbehaltlich der Anzeige des zweiten nach Erscheinen.

Der erste Band zerfällt in zwei Hauptabschnitte (sections), welche »von den allgemeinen Eigenschaften und der numerischen Auflösung der Gleichungen« und (zweiter Abschnitt) von den »symmetrischen Funktionen« handeln. Diese Abschnitte selbst zerfallen wieder in zwölf (sieben und fünf) einzelne Kapitel, deren Ueberschriften wir zur Charakterisirung des Inhalts beisetzen: Theorie der Kettenbrüche; von den periodischen Kettenbrüchen; allgemeine Eigenschaften der algebraischen Gleichungen; von den gleichzeitigen Gleichungen und der Elimination; Eigenschaften der Wurzeln der Einheit; von der Trennung der Wurzeln numerischer Gleichungen; von der Berechnung der Wurzeln numerischer Gleichungen. Sodann: Theorie der symmetrischen Funktionen; allgemeine Formeln, welche sich auf die Theorie der symmetrischen Funktionen beziehen; über die Zerfällung rationaler Brüche und über die rücklaufenden Reihen; von den alternirenden Funktionen und den Determinanten, Anwendung auf die Theorie der Gleichungen; Entwicklungen zur Theorie der Elimination.

Was nun zunächst die Kettenbrüche betrifft, so werden nur solche betrachtet, deren (positive) Zähler gleich 1 und deren (ebenfalls positive) Nenner ganze Zahlen sind. Die Herstellung der Theilwerthe eines solchen Kettenbruchs und die bekannten Eigenschaften

Digitized by Google

derselben werden erläutert und erwiesen; dann die Zwischenbrüche behandelt, ein Satz von Dirichlet angeführt und hierauf die Kettenbrüche zur Auflösung der unbestimmten Gleichung $Px + Qy = H$ verwendet. Sind $a, a_1, .., a_{n-1}$ die einzelnen Nenner (der erste ausserhalb der Bruchform); ferner $\frac{P_1}{Q_1}, .., \frac{P_n}{Q_n}$ die Theilwerthe des Kettenbruches (letzterer der eigentliche Werth): so gibt $\frac{P_n}{P_{n-1}}$ einen Kettenbruch mit den Nennern $a_{n-1}, a_{n-2}, \ldots, a$ (ersterer wieder ausserhalb der Bruchform), $\frac{Q_n}{Q_{n-1}}$ einen solchen mit den Nennern $a_{n-1}, a_{n-2}, .., a_1$. Daraus wird dann die Theorie reziproker Kettenbrüche gezogen und auf den Beweis des Satzes angewendet, dass jede ganze Zahl, welche in der Summe zweier Quadrate, die theilerfremd sind, enthalten ist, selbst eine solche Summe sein muss.

Bei der Entwicklung der Grösse $\frac{E + \sqrt{A}}{D}$, wo E und D ganze (positive oder negative) Zahlen und A eine ganze positive Zahl ist, aus der sich die Quadratwurzel nicht unmittelbar angeben lässt, in einen Kettenbruch ergibt sich bekanntlich ein periodischer Kettenbruch, d. h. die einzelnen Nenner wiederholen sich in einer gewissen Ordnung. Die Beweise der hieher gehörigen Sätze und die Folgerungen aus letztern bilden den Gegenstand des zweiten Kapitels. Ist der periodische Kettenbruch so beschaffen, dass gleich der erste Nenner sich wiederholt, so sind die zwei Wurzeln der quadratischen Gleichung, welcher er genügt, von verschiedenen Zeichen; sie sind gleichen Zeichens, wenn die Wiederholung nicht beim ersten Nenner beginnt u. s. w. Die Entwicklung von $\sqrt{A}$ für sich wird ebenfalls untersucht und eine Reihe Sätze, die mehr oder minder bekannt sind, nachgewiesen, worauf endlich die Anwendung auf die Auflösung der unbestimmten Gleichung des zweiten Grades folgt.

Im dritten Kapitel begegnen wir der Untersuchung über die allgemeinen Eigenschaften algebraischer Gleichungen. Zuerst behandelt das Buch die imaginären Ausdrücke, wobei das Zeichen i für $\sqrt{-1}$ gebraucht wird. $A + Bi$ und $A' + B'i$ »sind gleich, wenn $A = A'$, $B = B'$.« Nachdem die trigonometrische Form dieser Ausdrücke eingeführt, wird der Moivresche Satz erwiesen und gezeigt, dass der Modulus der Summe zweier imaginärer Ausdrücke zwischen der Summe und Differenz der Moduln der einzelnen Summanden enthalten ist. Zu den ganzen Funktionen übergehend erscheint zunächst als ein für das Folgende wesentlicher Satz: Ist $f(z)$ eine ganze Funktion und Null für $z = 0$, so kann man das positive r immer so wählen, dass für alle (reellen oder imaginären) Werthe von z, deren Modul zwischen 0 und r enthalten ist, der Modul von $f(z)$ unter einer gegebenen Grösse R sei. Unter andern Sätzen wird hieraus geschlossen, dass $f(z)$ eine stetige Funktion

Digitized by Google

sei und wenn für $z = \rho(\cos\omega + i\sin\omega)$: $f(z) = P + iQ$, keine der Grössen P, Q ihr Zeichen ändern kann, ohne durch Null zu gehen. Mittelst des binomischen Satzes wird der (Taylorsche) Satz für die Entwicklung von $f(z+h)$ nach steigenden Potenzen von h dargestellt und gezeigt, dass wenn in $\frac{f(z+h)-f(z)}{h}$ die Grösse h gegen Null geht, $f'(z)$ der (Gränz-)Werth des eben genannten Bruches sei.

Mit Beihülfe dieser Vorbereitungen wird zum Nachweis des eigentlichen Fundamentalsatzes der Theorie der Gleichungen (Bestehen einer Wurzel) übergegangen, der durch eine Spaltung in zwei Sätze allerdings an Uebersichtlichkeit gewonnen hat. Die Folgerungen hinsichtlich der Auflösbarkeit einer ganzen Funktion in Faktoren sind die bekannten.

Sollen zwei ganze Funktionen gleiche lineare Faktoren haben, so müssen sie einen gemeinschaftlichen Theiler besitzen, der nun hergestellt wird. Daran schliesst sich naturgemäss die Untersuchung gleicher Wurzeln einer algebraischen Gleichung, worauf dann das wichtige Theorem von Cauchy zur Bestimmung der Anzahl imaginärer Wurzeln einer Gleichung zwischen gegebenen Gränzen (nach Sturm und Liouville) in sehr einfacher Art erwiesen wird. Anwendungen werden davon noch keine gemacht.

Darstellungen über die Umbildung von Gleichungen und den Nutzen derselben beschliessen die Kapitel, worauf das nächste zur Elimination übergeht.

Das allgemeine Theorem von Bezout wird ausführlich erwiesen; Einiges in Bezug auf die Auflösung zweier gleichzeitiger Gleichungen angedeutet und dann die Euler'sche Methode mit der von Bezout verglichen. Ein Beispiel der Elimination für drei gleichzeitige Gleichungen des zweiten Grades (mit drei Unbekannten) wird vollständig durchgeführt. Der Fall, da zwei gleichzeitige Gleichungen mit zwei Unbekannten vielfache (gemeinschaftliche) Auflösungen haben, wird besonders untersucht und dann die Anwendung des grössten gemeinschaftlichen Theilens auf die Auffindung der gemeinschaftlichen Auflösungen (zweier Gleichungen) aus einander gesetzt. Wir begegnen hier dem Theoreme von Labatie, das wir, seiner Klarheit und Bestimmtheit wegen, vollständig wiedergeben wollen. Es heisst: »Sind V_1 und V_2 zwei ganze Funktionen von x und y, die keinen gemeinschaftlichen Theiler haben und eben so auch keinen von y unabhängigen Faktor, so wollen wir dieselben nach y ordnen und sie den nämlichen Operationen unterwerfen, die man vollzieht, wenn man den grössten gemeinschaftlichen Theiler sucht, wobei wir darauf achten, dass 1) jeder Dividendus mit einer ganzen Funktion von x multiplicirt werde so, dass Nenner vermieden werden, welche Funktionen dieser Grösse wären, 2) in jedem Reste die von y unabhängigen Faktoren auszuwerfen, ehe wir denselben als Divisor verwenden. Seien $u_1, u_2, .., u_n$ die angewendten Multiplikatoren;

Digitized by Google

$Q_1, Q_2, .., Q_n$ die Quotienten in den auf einander folgenden Divisionen; $V_3 v_1, V_4 v_2, .., V_{n+1} v_{n-1}, v_n$ die Reste der Divisionen, wo $v_1, .., v_{n-1}$ nur x enthalten, v_n unabhängig von y ist und $V_3, .., V_{n+1}$ keinen von y unabhängigen Faktor besitzen. Sei weiter d_1 der grösste gemeinschaftliche Divisor von u_1 und v_1; d_2 der von $\frac{u_1 u_2}{d_1}$ und v_2; d_3 der von $\frac{u_1 u_2 u_3}{d_1 d_2}$ und v_3; ...; endlich d_n der von $\frac{u_1 u_2 .. u_n}{d_1 d_2 .. d_{n-1}}$ und v_n. Dies Alles vorausgesetzt, erhält man alle gemeinschaftlichen Auflösungen der Gleichungen $V_1=0$, $V_2=0$, ohne eine fremde, indem man die gemeinschaftlichen Auflösungen von jedem der n Systeme: $V_2=0$, $\frac{v_1}{d_1}=0$; $V_3=0$, $\frac{v_2}{d_2}=0$; ....; $V_{n+1}=0$, $\frac{v_n}{d_n}=0$ sucht.« Der Ausdruck des Satzes ist etwas weitläufig; seine Anwendung ist dafür aber entscheidend und da die zweiten Gleichungen der oben genannten Systeme nur eine Unbekannte (x) enthalten, so ist die Auflösung eine einfache Sache.

Mit einigen Untersuchungen über irreduktible Gleichungen schliesst dieses Kapitel.

Die Eigenschaften der Wurzeln der Einheit bilden den Gegenstand des nächsten. »Die Wurzeln, welche den Gleichungen $z^m=1$, $z^n=1$ gemeinschaftlich sind, sind zugleich auch Wurzeln von $z^r=1$, wenn r der grösste gemeinschaftliche Theiler von m und n ist.« Hieraus und einigen ähnlichen Sätzen wird die hier behandelte Theorie gezogen. Aus der Anwendung der Methode, nach welcher der Grad reziproker Gleichungen erniedrigt wird, auf die binomische Gleichung finden sich dann auch die Entwicklungen von $\cos n\varphi$, $\sin n\varphi$ nach Potenzen des $\cos\varphi$, worauf noch bewiesen wird, dass die Gleichung $\frac{z^n-1}{z-1}=0$, in der n eine Primzahl ist, irreductibel ist. Wir haben dabei auf Eines aufmerksam zu machen. Ist $x=2\cos\varphi$, $y=2\cos n\varphi$, so lässt sich allerdings leicht zeigen, dass $(x^2-4)\frac{d^2y}{dx^2}+x\frac{dy}{dx}-n^2y=0$ (der Verf. braucht etwas andere Zeichen). Die Integration dieser Gleichung führt allerdings zum Werthe von y, aber mit zwei willkürlichen Konstanten. Der Verf. integrirt nun mittelst einer (endlichen) Reihe, in der nur eine willkürliche Konstante, die dann der Einheit gleich ist, vorkommt; die Darstellung ist somit nicht allgemein genug. Allerdings zeigt er, dass sein y nur eine ganze Funktion des nten Grades ist, ob aber dies auch für den Fall der Entwicklung von $\cos n\varphi$ gilt, ist immer noch nachzuweisen.

Das sechste Kapitel behandelt die verschiedenen Lehrsätze, welche zur Trennung der Wurzeln einer algebraischen Gleichung erfunden wurden. Nach einigen einleitenden Sätzen, die sich auf die oberste Gränze reeller Wurzeln, und auf die Resultate der Sub-

Digitized by Google

stitution zweier Zahlen für die Unbekannte (in die erste Seite der Gleichung) beziehen, wird der Lehrsatz von Descartes erwiesen und daraus Folgerungen gezogen; sodann der von Budan (oft auch von Fourier genannt), eben so der Satz von Rolle und endlich, als wichtigster der von Sturm. Die bereits von Sturm angedeuteten Erweiterungen seines Satzes werden hier ebenfalls aus einander gesetzt und auf ein Beispiel angewendet. Hierauf wird das bereits oben bewiesene Theorem von Cauchy (zur Trennung der imaginären Wurzeln) vervollständigt, ohne übrigens auf Beispiele angewandt zu werden; doch ist dabei der Fall nicht behandelt, da Wurzeln auf den Seiten des Rechtecks liegen.

Zur wirklichen Trennung der Wurzeln werden die Sätze von Sturm und Fourier verwendet. Dabei ist dem Verf. in dem Zahlenbeispiel der S. 301 wohl ein Rechenfehler in die Feder gerathen. Dasselbe Beispiel findet sich in Young (»Theory and Solution of algebraical Equations of the higher Orders) S. 235, wo die Rechnungsresultate andere sind. Uebrigens ist selbst die Rechnung von Young (in Folge von Abkürzungen) nicht ganz fehlerfrei, da dort statt $X_5 = 1235\,x - 422$ stehen sollte: $X_5 = 506\,x - 175$ (wie ich in meiner »Theorie und Auflösung der höheren Gleichungen«. Stuttgart 1866. S. 34 gezeigt). Doch hat der (Young'sche) Fehler keinen Einfluss auf das gesuchte Ergebniss, während bei unserm Verf. allerdings ganz enorme Zahlen erscheinen. Die Fouriersche Methode ist sehr ausführlich behandelt.

Zur eigentlichen Berechnung der Wurzeln numerischer Gleichungen übergehend, wird gezeigt, wie die commensurablen Wurzeln einer Gleichung, deren Koeffizienten rational sind, gefunden werden können; sodann, wie man mittelst der Sätze der Differenzenrechnung, die zunächst erwiesen werden, einer bereits nahezu bekannten Wurzel sich noch mehr nähern kann, worauf das von Fourier verbesserte Newton'sche Näherungsverfahren dargestellt wird. Auch das Lagrangesche Verfahren mittelst Entwicklung in Kettenbrüche wird ausführlich sowohl im Allgemeinen als an einem Zahlenbeispiele erläutert. Das zum Schlusse kurz Angedeutete über die Berechnung der imaginären Wurzeln ist wohl nicht zur eigentlichen Anwendung bestimmt. Wir brauchen natürlich nicht besonders hervorzuheben, was jeweils nicht in dem Buche zu finden ist, da wir den wesentlichen Inhalt dem Leser darlegen. Hier aber müssen wir doch ganz besonders betonen, dass wir den Horner'schen Mechanismus (für das Newton'sche Näherungsverfahren) entschieden vermisst haben. Möglich allerdings, dass im zweiten Bande, den wir eben noch nicht vor uns haben, einzelne Theile nochmals zur Sprache kommen.

Die zweite Hauptabtheilung behandelt, wie bereits gesagt, die symmetrischen Funktionen. Dieselbe zerfällt, wie ebenfalls schon angegeben, in fünf einzelne Kapitel, deren wesentlichen Inhalt wir nun zu besprechen haben.

Digitized by Google

Nach der Erklärung der Bedeutung des Wortes wird gezeigt, wie aus den Koeffizienten einer (algebraischen) Gleichung die Summe der rten Potenzen aller Wurzeln derselben sich berechnen lässt, worauf dann die symmetrischen Funktionen dieser Wurzeln ermittelt werden können.

Warings Methode, diese Funktionen unmittelbar aus den Koefizienten zu finden, wird an Beispielen erläutert; eben so die von Cauchy und dann die Bildung der Gleichung gelehrt, von der eine rationelle, aber nicht symmetrische Funktion der Wurzeln einer (andern) Gleichung abhängt. Die hier ausgesprochenen Grundsätze werden zur Herstellung der Gleichung verwendet, deren Wurzeln die Quadrate der Unterschiede der Wurzeln einer gegebenen Gleichung sind.

Nach einigen ähnlichen Untersuchungen kömmt der Verf. auf die Elimination einer Unbekannten zwischen zwei Gleichungen zurück, wo er nun zeigt, wie mittelst der symmetrischen Funktionen die Endgleichung sich bilden, und wie auch der Lehrsatz vom Grade dieser Endgleichung sich hier beweisen lasse. Die Lagrangesche Untersuchung für den Fall, dass zwei Gleichungen mehrer Wurzeln gemeinschaftlich haben; die Tschirnhausensche (»Tschirnaüs« auf französisch) Methode, eine beliebige Anzahl Glieder einer Gleichung verschwinden zu machen und die Anwendung derselben auf den fünften Grad schliessen dieses Kapitel.

Das zweite beschäftigt sich mit dem berühmten Lagrangeschen Theoreme, das die Gleichung $x = u + f(x)$ betrifft, wo u eine Konstante. Dabei ist übrigens $f(x)$ als ganze Funktion vorausgesetzt. Der Verf untersucht zuerst die Form der Reihe, die entsteht, wenn man $\frac{\varphi(x)}{u - x + f(x)}$ nach (steigenden) Potenzen von x entwickelt, wo $\varphi(x)$ ebenfalls eine ganze Funktion ist. Von da aus gelangt er durch eine Reihe analytischer Umformungen, die wir hier schon des Raumes wegen nicht skizziren können, endlich zu dem Lagrangeschen Theorem. Ueber diese Ableitung spricht er sich selbst dahin aus, dass sie elegant, aber in so weit mangelhaft sei, als sie nicht zeigt, wie man das Eintreffen der gefundenen Bedingungen konstatiren könne. Er kommt desshalb nochmals auf dieses Theorem am Schlusse des Kapitels zurück, wendet es aber vorher auf die Entwicklung der Summe der rten Potenzen der Wurzeln einer Gleichung, auf die Bestimmung der symmetrischen Funktionen und die Gleichung mit den Quadraten der Unterschiede an.

Der zweite Beweis des Lagrangeschen Theorems rührt von Rouché her, der nun $f(x)$ als ganz beliebige Funktionen auffasst. Wir müssen gestehen, dass wir eine Ableitung, die das Ergänzungsglied nicht einführt, nicht für endgiltig ansehen können, da eben sonst nie eine genauere Schätzung des begangenen Fehlers möglich ist. Auch will uns bedünken, dass in dem hier gegebenen Beweise (der das Ergänzungsglied vermeidet) etwas gar zu frei-

Digitized by Google

gebig mit dem Satze umgegangen ist, wornach die konvergente Reihe $f(x) + \frac{h}{1} f^1(x) + \frac{h^2}{1 \, . \, 2} f^2(x) + \ldots$ zur Summe $f(x+h)$ haben soll, was bekanntlich nicht überall kurzweg zugelassen wird.

Im dritten Kapitel begegnen wir einer »Digression« über die Zerfällung von rationalen Brüchen und rekurrenten Reihen.

Die erstere wird in aller wünschenswerthen Ausführlichkeit dargestellt und auf einige anderweitige Untersuchungen angewendet, worauf dann die Lagrangesche Interpolationsformel und eben so die von Cauchy dargestellt werden. Dasselbe gilt, wenn auch hinsichtlich des Umfangs in geringerem Maasse, von den rücklaufenden Reihen, von denen wir allerdings gerne einige Anwendungen gesehen hätten.

Das vierte Kapitel behandelt die alternirenden Funktionen und die Determinanten. Die wesentlichsten Lehrsätze, die letztere betreffen, werden erwiesen, sodann auch die Invarianten und die damit zusammenhängenden Untersuchungen über homogene, ganze Funktionen des zweiten Grades dargestellt. Die Untersuchungen Sylvesters u. A. über die unmittelbare Herstellung der Sturm'schen Funktionen, so wie die Methode Hermites zur Bestimmung der Anzahl reeller Wurzeln einer Gleichung zwischen zwei gegebenen Zahlen schliessen den Kreis der in diesem Abschnitte erscheinenden Untersuchungen, hinsichtlich deren wir uns mit der blosen Anführung begnügen müssen.

Im fünften und letzten Kapitel kommt der Verf. nochmals auf die Elimination zurück. Er erweitert die Methode der Elimination mittelst symmetrischer Funktionen auf beliebig viele Gleichungen; zeigt dann nach Liouville, wie man eine unentwickelte gegebene Funktion von x in eine nach fallenden Potenzen dieser Grösse geordnete Reihe entwickeln könne, was später für mehrere solcher Funktionen erweitert wird; benützt die gefundenen Sätze zur Bildung der Endgleichung bei der Elimination zwischen zwei Gleichungen und führt einige Folgerungen aus den erhaltenen Sätzen an. Hierauf wird noch zum Schluss die Abhandlung Mindings (Crelles Journal, 22. Bd. S. 178) »über die Bestimmung des Grades einer durch Elimination hervorgehenden Gleichung« dem Wesen nach gegeben, nachdem einige dazu gehörige Entwicklungen vorher durchgeführt waren.

Damit haben wir den wesentlichen Inhalt des ersten Bandes dem Leser vorgeführt. Ueber den Werth desselben brauchen wir, bei dem Namen des Verfassers, uns nicht auszulassen.

Digitized by Google

Sur le Ralentissement du Mouvement de Rotation de la Terre, par M. Delaunay, membre de l'Institut. Paris, Gauthier-Villars. 1866. (23 S. in 8.)

Die hier bezeichnete kleine Schrift ist »stenographirt und herausgegeben von Boillot, Redakteur für den wissenschaftlichen Theil des »Moniteur universel«, und erhält darnach einen öffentlichen Vortrag, der am 3. April 1866 von Delaunay in den »Conférences scientifiques, sous le patronage de S. M. l'Impératrice. Au bénéfice de la societé de secours des amis des Sciences, fondée par le Baron Thénard« gehalten wurde. Der Inhalt derselben ist somit einer jener populär-wissenschaftlichen Vorträge, wie sie in Deutschland schon seit längerer Zeit im Brauche sind. Der berühmte Mathematiker hat in diesem seinem Vortrage, »qui a été honorée par la présence de S. M l'Impératrice«, natürlich nicht in den gewöhnlichen Formen wissenschaftlicher Vorträge verfahren können, da er seine diesmaligen Zuhörer nicht als gar übermässig vertraut mit den bezüglichen Vorstellungen ansehen konnte. Er verführt desshalb auch in sehr elementarer und anschaulicher Weise, indem er zugleich immer auf Vergleichungen mit Dingen und Bewegungen auf der Erde sich stützt.

Nachdem er die Gestalt der Erde seinem Publikum begreiflich gemacht, setzt er ihm die doppelte Bewegung derselben in sehr deutlicher Weise aus einander, indem er eine Bewegung auf einer kreisrunden Eisenbahn als Vergleichgegenstand wählt.

Hierauf betrachtet er den Mond und dessen Bewegung um die Erde, so wie seine Wirkung auf die Gewässer der letztern, eine Wirkung, welche durch die Sonne bald verstärkt, bald geschwächt wird.

Nach diesen Vorbereitungen stellt der Redner sich die Frage, ob die Rotationsbewegung der Erde zu allen Zeiten dieselbe sei, und verneint diese Beständigkeit, indem er eine Verlangsamung jener Bewegung annimmt. Doch ist letztere so schwach, dass erst in 100,000 Jahren der Tag um 1 Sekunde zunimmt. Durch Vergleichung mit irdischen Bewegungen und Arten der Zeitmessung sucht nun Delaunay seinen Zuhörern begreiflich zu machen, wie schwierig es sei, eine solche kleine Aenderung festzustellen, worauf er sich, allerdings in sehr kurzer Auseinandersetzung, zum eigentlichen Gegenstand wendet. Den eigentlichen Grund der Verlangsamung der Drehbewegung der Erde legt Delaunay in die Erscheinungen der Ebbe und Fluth. Da die Erhöhungen des Wassers nicht in der Richtung der Linie von (Mittelpunkt der) Erde zu Mond liegen, und also die Linie, welche diese Erhöhungen verbindet, schief gegen erstere steht, so sucht der Mond sie in die Richtung dieser zu stellen, wodurch ein Kräftepaar entsteht, das der Richtung der Erdrotation entgegen wirkt. Dieses Kräftepaar ist nun die Ursache der Verlangsamung, von der hier gehandelt wird.

Digitized by Google

Dreht sich eiumal die Erde nicht mehr schneller als der Mond, so wird die eben genannte Linie der Erhöhungen mit der von Erde zu Mond zusammen fallen, und dann hört die Verlangsamung auf.

In einer »Note« wird die Mittheilung Delaunays an die Pariser Akademie vom 11. Dezember v. J.: »Sur l'existence d'une cause en vertu de laquelle le mouvement de rotation de la Terre se ralentit peu à peu« ihrem wesentlichen Inhalte nach aufgeführt.

Wer sich, vom popularen Standpunkte aus, für eine verständliche Darlegung einer Reihe Erscheinungen, die mit der Bewegung der Erde zusammen hängen, interessirt, wird die hier besprochene kleine Schrift nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Das Wesen der Wärme. Versuch einer neuen Stoffanschauung der Wärme mit vergleichender Betrachtung der übrigen jetzt gebräuchlichen Wärmetheorieen. In allgemein fasslicher Darstellung von Dr. Paul Reis, grossh. hess. Gymnasial-Lehrer. Zweite bedeutend vermehrte Auflage. Leipzig Verlag von Quandt und Haendel. 1865. (VIII u. 163 S. in 8.)

Die erste Auflage dieser Schrift — Beilage zu dem Programm des Mainzer Gymnasiums für 1863 auf 1864 — war räumlich gedrängter als die vorliegende zweite, was sich begreiflich aus der Art der Ausgabe als Beilage eines Programms erklärt. Da aber, nachdem diese erste Auflage vergriffen, aber immer noch verlangt wurde, die zweite als selbstständige Schrift erscheint, so konnte die Einschränkung, welche sich der Verf. bei jener auferlegte, wegfallen, und er somit seine Theorie in gewünschter Weise aus einander setzen.

Gegenüber einem Theile der heutigen Physiker, welche die Wärme als eine Bewegung (Schwingung der Aethertheilchen, also gleich Licht, oder Bewegung der Körperatome) auffassen, kehrt der Verf. zur gewissermassen ältern Ansicht zurück, indem er die Wärme als Stoff ansieht. Wir sagten »gewissermassen ältern«, denn die Ansicht des Verf. ist nicht dieselbe mit der früher gebräuchlichen, wornach die Wärme ein eigenes »imponderables Fluidum« (Wärmestoff, calorique) ist; vielmehr betrachtet er, wie wir nachher sehen werden, den allverbreiteten Aether als Wärme.

Zunächst legt der Verfasser uns seine Anschauung der innern Bildung des Stoffes dar. Die letzten, untheilbaren und also auch unzerstörbaren Theilchen des Stoffes sind die Atome, über deren Gestalt, Grösse und Gewicht wir freilich Nichts auszusagen wissen. Diese Atome sind wesentlich zweierlei: Körperatome und Aetheratome. Erstere sind der Sitz anziehender, letztere abstossender Kräfte. Die Körperatome sind jedoch viel grösser als die Aether-

atome, und desshalb überwiegt ihre Kraft weitaus die der Aetheratome. Bei der abstossenden Kraft letzterer (gegen andere Aetheratome sowohl als gegen Körperatome) müssen sie sich, wenn sie frei sind, überall hin verbreiten, so dass das Weltall von ihnen erfüllt sein muss. Dagegen werden die Körperatome zunächst die viel schwächere Abstossung der Aetheratome überwinden und letztere um sich gruppiren, am dichtesten an der Oberfläche, mit abnehmender Dichte nach aussen. Die abstossenden Kräfte der in grosser Zahl vereinigten Aetheratomen halten die Körperatome von der vollständigen Vereinigung zurück; doch ist es ganz wohl denkbar, dass mehrere Körperatome mit ihren Aetherhüllen sich vereinigen, sich aber eben so auch wieder trennen können. Eine solche Vereinigung bildet ein Molekül.

Nachdem dann der Verf. einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der beiden Hauptansichten bezüglich des Wesens der Wärme gegeben, wendet er sich zu der Darstellung derselben, wobei selbstverständlich die erste: Die Wärme ist ein Stoff, ausführlicher entwickelt werden musste (S. 23—99), während der zweiten (S. 100—163) immerhin ihr Recht widerfuhr.

Wir haben schon oben angedeutet, dass der Verf. nicht einen eigenen Wärmestoff erfindet; für ihn heisst es: Wärme ist Aether. Natürlich ist das vorläufig eine Vermuthung, wie andere Annahmen auch; erst wenn es gelingt, mit mathematischer Beihülfe die Wärmeerscheinungen aus derselben zu erklären, nähert sich diese Vermuthung der Gewissheit. Die mathematische Entwicklung schliesst nun die vorliegende Schrift aus, und sie gedenkt also die Frage nicht zum Abschluss zu bringen, wie das begreiflich auch so schnell nicht sich wird erledigen lassen. Auf dem Wege allgemein verständlicher Darstellung will sie nur die allgemeinen Grundzüge der Erklärung geben, vorbehaltlich einer genauern — und, fügen wir bei, erst entscheidenden Untersuchung in den Formen und der Sprache der Mathematik.

Sind die Körperatome (Moleküle) mit ihren Aetherhüllen mit den übrigen Körperatomen, in Folge der anziehenden und abstossenden Kräfte, in einem stabilen Gleichgewichtszustande, so bilden sie einen festen, elastischen Körper. Dabei ist die Anziehung der Körperatome auf einander von messbarer Grösse.

Ist aber diese Anziehung nahe gleich Null, so wird der Druck der Luft von Bedeutung und derselbe hält wesentlich das Ganze zusammen. Einer Näherung der Theile wirkt die grosse Abstossung der Aetheratome heftig entgegen, wogegen einer Entfernung kein bedeutendes Hinderniss sich widersetzt. Das ist der flüssige Zustand.

Ueberwiegt endlich, wegen der grossen Entfernung der Körperatome, die Abstossung der Aetheratome derart, dass die anziehende Kraft als wie nicht vorhanden erscheint, so erhält man den gasartigen Zustand.

Digitized by Google

Wir haben oben schon gesagt, dass die Körperatome die viel kleinern Aetheratome um sich gruppiren. Die unmittelbar an jenen befindlichen Aetheratome werden natürlich der überwiegenden Anziehung des betreffenden Körperatoms gehorchen; weiter entfernte werden weniger heftig angezogen und überdies wird diese Anziehung durch die entgegen gesetzt gerichtete anderer Körperatome aufgehoben. Zwischen den einzelnen Aetherhüllen, welche gebundenen Aether enthalten, befindet sich somit freier Aether. Dieser freie Aether — wegen seiner abstossenden Kraft — wird nach Aussen fortgetrieben, wenn der äussere Aether weniger dicht ist, oder er wird selbst von Aussen her vermehrt, bis Gleichgewicht zwischen äusserm und innerm eingetreten ist. Nunmehr spricht sich der oben aufgestellte Satz genauer dahin aus: Wärme ist freier Aether; die Temperatur ist die Dichte des freien Aethers.

Nach diesen von uns selbstverständlich nur skizzirten allgemeinen Darlegungen werden die Wärmeerscheinungen auf Grund des oben ausgesprochenen Satzes zu erklären versucht. Der Verf. theilt seine Untersuchung und Darstellung in drei Hauptabschnitte: Die Entztehung der Wärme oder die Wärmequellen; die Wirkungen der Wärme; die Fortpflanzung der Wärme. Dass jeder dieser Abschnitte wieder in mehrere einzelne zerfallen muss liegt auf der Hand.

Die Verbrennung oder allgemeiner die chemische Verbindung erscheint als erste der Wärmequellen. Eine jede solche Verbindung ist ein Zusammentreten mehrerer Atome verschiedener Körper in eine Aetherhülle. Dadurch werden die einzelnen Aetherhüllen, welche vorher die getrennten Atome umgaben, theilweise frei, wodurch somit die Dichte des freien Aethers (sowohl im Innern des Körpers als nach aussen) d. h. die Temperatur erhöht wird. Geschieht die Verbindung sehr rasch, so wird viel Aether ausgetrieben, der von den äussern (Aether-)Atomen zurückgeschleudert wird. Dabei stösst er dann wieder auf die nachdringenden Atome und geräth so in Schwingung. Erreichen die Schwingungen die Zahl von 450 Billionen in der Sekunde, so wird der Aether (roth) leuchtend. Am heftigsten werden diere Zurückprallungeü stattfinden, wenn viele Aetherhüllen (also feste Körper) vorhanden sind, beziehungsweise sich bilden; ist dagegen das Erzeugniss der chemischen Verbindung (Verbrennung) ein Gas, so werden die Schwingungen selten mit der oben geforderten Heftigkeit auftreten. Die Flammen werden also in diesem Falle licht- und farbenschwach, aber sehr heiss sein. Mit der Rothgluth beginnt alles Erglühen (Leuchten), dann folgen die Farben in der bekannten Ordnung, deren Zusammenwirken die Weissgluth bildet.

Wir müssen es uns versagen, den weitern Entwicklungen des Verf., bei denen er eine Reihe Gesetze auffindet und ableitet, zu folgen, da wir sein Buch nicht abdrucken lassen wollen, und wen-

Digitized by Google

den und desshalb zur zweiten Quelle: Der Sonnenwärme. Es ist selbstverständlich, dass wir die eben gemachte Bemerkung bei jedem einzelnen Abschnitte zu wiederholen hätten; sie mag desshalb hier ein für alle Mal gemacht sein.

Die Sonne ist (nach den Forschungen Kirchhoffs) ein feurig flüssiger Körper, der also nach allen Seiten hin Aether heftig ausstösst. Dieser Aether fliegt aber nicht in unbegränzte Weiten fort, verhält sich vielmehr wie eine Reihe elastischer Kugeln, von denen die letzte wegfliegt, wenn man die erste anstösst, alle andern aber in Ruhe bleiben. Beim Aufgang der Sonne fliegt also auch nicht der Sonnenäther in unsere Atmosphäre hinein, sondern die letzterer nächsten Aetheratome allein. Pflanzt sich nun diese Bewegung bis in die dichtern Schichten fort (Hüllen), so werden die Atome zurückgeworfen, dabei aber der Rückgang durch den von der Sonne kommenden Gegenstoss verhindert. Hier also verdichtet sich der freie Aether und es wird die Wärme vermehrt. Je dichter die Luft ist, desto grösser ist mithin ihre Erwärmung durch die Sonne.

Die Wärmeerzeugung durch Raumverkleinerung des Stoffs wird nun ebenfalls ausführlich erklärt, in welcher Beziehung wir auf das Buch verweisen, und sodann die Reibung noch betrachtet. Diese besteht darin, dass die Erhöhungen des einen der zwei sich an einander reibenden (festen) Körpers in die des andern eingreifen, dieselben den nicht ergriffenen nähern und so durch Verkleinerung des (Zwischen-)Raumes Wärme erzeugen. Werden Flüssigkeiten, indem man etwa einen metallenen Zylinder sich in ihnen drehen, oder metallene Arme in dieselben schlagen lässt, heftig bewegt, so werden Theilchen derselben an einander gepresst, dadurch Aether verdichtet und die Wärme erhöht.

Der zweite Hauptabschnitt behandelt die Wirkungen der Wärme, als deren erste die Ausdehnung erscheint. Da die Gase fast als eine Anhäufung freien Aethers anzusehen sind, so wird durch eine bestimmte Menge hinzutretenden freien Aethers (Erwärmung) die abstossende Kraft um eine ebenfalls bestimmte Grösse vermehrt, so dass sich der Gay-Lussacsche Satz sofort ergibt. Da aber doch die Gase nicht blos freien Aether enthalten, so werden sich kleine Verschiedenheiten im Ausdehnungsgesetz bei den verschiedenen Gasen herausstellen, wie denn auch wirklich solche beobachtet wurden. Anders verhalten sich natürlich flüssige und feste Körper, bei denen die Ausdehnung durch die Wärme entschieden geringer sein muss als bei den Gasen, indem hier der eindringende freie Aether den dichten gebundenen Aether und die stark anziehend wirkenden Körperatome aus einander treiben muss. Da überdies die Körperatome bei jedem einzelnen Körper anders gruppirt sind, so ist auch die Ausdehnung durch die Wärme bei jedem eine andere.

Schmelzung und Verdampfung (flüssiger und gasartiger Zustand, unterzieht der Verf. nun gleichfalls der Betrachtung, worauf

Digitized by Google

er die Erwärmung behandelt. Wird einem Körper Wärme (freier Aether) zugeführt, so hat dieselbe drei Aufgaben zu erfüllen: den freien Aether zu vermehren, den gebundenen zu verdichten und die Vergrösserung der Zwischenräume auszugleichen. Ist der Körper fest oder flüssig, so überwiegt weitaus der gebundene Aether, den wir also ganz vorzugsweise ins Auge fassen müssen. Die Masse des gebundenen Aethers hängt von der Zahl der Körperatome ab, und wesentlich nur von ihr, da bei verschiedenen Atomen die Unterschiede verschwindend klein sind. Daraus ergibt sich, dass um bei zwei verschiedenen (chemischen) Elementen eine gleiche Atomzahl um gleich viel zu erwärmen, ihre Aetherhüllen um gleich viel verdichtet werden müssen, d. h. dass die Atome der Elemente gleich viel Wärme brauchen für gleiche Temperatur-Erhöhung, oder dass sie gleiche Wärme-Capazität haben (Dulong-Petit). Dass dieses Gesetz nicht absolut richtig sein kann, liegt klar vor. Sind Moleküle aus gleich vielen und gleichartig gruppirten Atomen zusammengesetzt (chemisch ähnlich), so haben sie ebenfalls (annähernd) gleiche Wärme-Capazität (Neumann).

Im dritten Hauptabschnitte behandelt der Verf. die Fortpflanzung der Wärme und zwar in ihren beiden Arten als Wärmeleitung und Wärmestrahlung. Trifft ein frei gewordenes Aetheratom auf eine lange Reihe ebenfalls freier Aetheratome, so wird das letzte fast in demselben Augenblicke weggestossen, etwa in einen benachbarten Körper, der also gebundenen Aether enthält, hinein. Dieser empfängt alsdann die Wärme durch Strahlung. Treffen dagegen die freien Aetheratome sofort auf einen Körper, so wird, wie dies bereits oben angedeutet worden, ein Hin- und Zurückwerfen der einzelnen Atome stattfinden, so dass die Bewegung (und Verdichtung) des Aethers bedeutend langsamer erfolgt. In diesem Falle breitet sich die Wärme durch Leitung aus.

Es folgt aus dieser (kurzen) Andeutung sofort, dass die festen Körper die besten, die gasartigen die schlechtesten Wärmeleiter sein werden, wie sich denn überhaupt die bekannten Erscheinungen leicht aus den aufgestellten Grundsätzen ergeben.

Die Wärmestrahlung wird von dem Verf. ausführlich untersucht. Er stellt zunächst die allgemeinen Gesetze derselben her, worauf er die so genannten »Wärmefarben« betrachtet. Da für ihn Wärme und Licht nicht identisch sind, so kann er natürlich den eben gebrauchten Ausdruck nur bildlich gelten lassen, wie er denn auch (nach Wüllner) »Wärmearten« dafür vorschlägt. Es unterscheidet sich nämlich die von verschiedenen Körpern unter verschiedenen Umständen ausgehende Wärme nicht blos durch die Temperatur, sondern auch in ihrem Verhalten gegen die Körper, auf welche sie trifft, von denen sie dann zurückgeworfen, durchgelassen oder festgehalten wird. Dieser Unterschied ist, nach dem Verf., begründet in der Gruppirung der Wärmestrahlen gegen einander, d. h. in der Art und Weise, wie dieselben gegen einander

Digitized by Google

liegen. Diese Gruppirung steht jedenfalls im Zusammenhange mit der Dichte, so dass eine andere Temperatur auch eine andere Wärmeart erzeugen kann, obgleich dies nicht der Fall sein muss.

Aus diesen Grundsätzen erklärt der Verf. dann die verschiedenen Gesetze der Wärmeausstrahlung, worauf er die Geschwindigkeit, Absorption, Zurückwerfung, Durchstrahlbarkeit, Brechung, Doppelbrechung, Beugung, Interferenz und Polarisation mehr oder minder ausführlich untersucht. Auch der Sonne und dem Sonnenlicht, namentlich den Wärmeerscheinungen im Sonnenspectrum wird eine eingehende Betrachtung gewidmet. Wir müssen uns versagen, auf alle diese einzelnen Theile näher einzugehen, wollen desshalb auch nur einen, die Durchstrahlbarkeit (Diathermanität) etwas näher ansehen. Ist ein Körper so beschaffen, dass die feinen Aetheratome einen geradlinigen Aetherkanal von gleicher Dichte durch ihn hindurch bilden, so wird die stossende Bewegung sich ungehindert durch einen solchen Körper fortpflanzen, d. h. der Körper ist diatherman. Bei den Luftarten ist diese Bedingung am vollkommensten erfüllt; sie sind desshalb auch absolut diatherman. Die Durchstrahlbarkeit eines Körpers ist hiernach von seinem (innern) Gefüge abhängig; je weniger Flächen die Kernformen haben und je mehr diese Flächen einander parallel sind, desto grösser ist die Diathermanität. Steinsalz mit seinem würfeligen Gefüge ist desshalb im höchsten Grade diatherman. Ganz selbstverständlich wachsen Absorption und Diathermanität in entgegen gesetzter Weise.

Da im Innern des Körpers durch Absorption und auch Reflexion an beiden Endflächen Wärmestrahlen verloren gehen, so ändert die Durchstrahlung im Allgemeinen die Wärmefarbe, und es kann dann eine Gruppirung eintreten so, dass dieselbe nicht übereinstimmt mit der Gruppirung der Aetherkanäle des neuen Körpers, den die Wärme nochmals durchstrahlen soll, was eine völlige Absorption derselben zur Folge hat (Polarisation).

Mit diesen Untersuchungen schliesst der erste Haupttheil.

Der zweite behandelt die andere Grundanschauung: »Die Wärme ist eine Bewegung.« Zunächst wird die strahlende Wärme auf Grund des Satzes, dass strahlende Wärme und Licht identisch sind, näher betrachtet. Da das, was der Verf. eigentlich bezweckt, im ersten Haupttheile niedergelegt ist, so können wir uns begnügen, für die andern Theile kurz auf den Inhalt hinzuweisen. Emission und Absorption, so wie Diathermanität werden betrachtet und natürlich besonders auf diejenigen Erscheinungen hingewiesen, die einer Identität von Licht und Wärme widersprechen, oder doch zu widersprechen scheinen.

In Bezug auf die Körperwärme werden einige Ansichten über die innere Konstituirung des Stoffes, bezüglich die Eigenschaften der Atome und ihrer Aetherhüllen aufgeführt, und dann die Grundzüge der mechanischen Wärmetheorie angegeben. Dass hierin noch

Digitized by Google

viel Dunkles und Unerklärtes liegt, verhehlt der Verf. natürlich nicht, da er ohnehin nicht mit demselben übereinstimmt.

Wir haben im Vorstehenden versucht, durch kurze Andeutungen und theilweise Auszüge aus der uns vorliegenden interessanten Schrift dem Leser dieser Blätter die Grundsätze, von denen der Verf. ausgeht, klar zu machen, wobei wir natürlich auf die Schrift, die ja ohnehin auch für Nichtmathematiker geschrieben ist, verweisen müssen. Dass wir dieselbe, bei ihrer Deutlichkeit und Folgerichtigkeit mit Vergnügen gelesen, geht wohl aus unserer Darstellung hervor. Entscheidend wird aber für Stichhaltigkeit oder Nichtstichhaltigkeit der hier aufgestellten Theorie die eigentliche streng mathematische Untersuchung, die freilich nicht besonders leicht sein mag, werden. Es ist ganz wohl denkbar, dass man Erscheinungen im Allgemeinen mittelst einer angenommenen Grundursache gut erklären kann, dass aber die Maasszahlen nicht stimmen, wenn sie aus der Thatsache oder der Hypothese entnommen werden. Darin liegt aber die Entscheidung, und bevor solche, nur auf dem Boden streng mathematischer Deduction zu erhaltende Vergleichungen fehlen, lässt sich ein klares Urtheil nicht fällen.

Es ist ganz selbstverständlich, dass damit der vorliegenden Schrift kein Vorwurf gemacht sein kann. Abgesehen von der Form des Buches, die ja gerade diese mathematische Ableitung ausschloss, muss jede Theorie doch zunächst die Erscheinungen im Allgemeinen erklären, und erst hinterdrein kann die genauere Entscheidung gefällt werden. Dem vorliegenden Buche bleibt sicher das Verdienst, in klarer, verständlicher Weise die Grunderscheinungen und ihre (wahrscheinlichen) Ursachen zur Kenntniss eines grösseren Leserkreises gebracht zu haben.

Generalbericht über die mitteleuropäische Gradmessung für das Jahr 1865. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1866. (76 S. in 4. und sieben Tafeln.)

Wir haben im dritten Hefte des Jahrgangs 1866 dieser Blätter den Bericht des um die Wissenschaft so hochverdienten Generals Baeyer für das Jahr 1864 angezeigt und freuen uns, schon jetzt die Fortsetzung für 1865 besprechen zu können, wobei wir zugleich für die gütige Uebersendung unsern Dank aussprechen.

Die Leser kennen aus den früheren Anzeigen die Einrichtung des Generalberichtes, die auch im vorliegenden dieselbe geblieben ist, schon und wir können sofort zur übersichtlichen Darlegung des Inhalts übergehen.

Baden hat bei der k. preuss. Regierung angefragt, ob letztere nicht etwa gewillt sei, die (für die mitteleuropäische Gradmessung) auf Baden fallenden Vermessungen ausführen und die Kosten der-

Digitized by Google

selben diesem Lande anrechnen zu wollen. In Folge der hierüber entstandenen Verhandlungen hat die grossh. Regierung an den Verf. des Generalberichts eine Uebersicht der früher in ihrem Lande vorgenommenen Vermessung eingesandt und wird das Centralbüreau Bericht über die schwebende Frage erstatten.

Baiern wird für die diesjährige Conferenz (6. April in Neuenburg) den Direktor der Münchener Sternwarte, Dr. Lamont, als Bevollmächtigten senden; während aus Belgien, in Folge Erkrankung des Dirigenten der belgischen Triangulation, Oberst Diedenhoven, kein Bericht eingesendet werden konnte.

Dänemark hat durch den Geh. Etatsrath Andrae die hauptsächlichsten Resultate der Messungen der dänischen Hauptdreiecke, welche Kopenhagen mit den schwedischen und preussischen Dreiecken verbinden, mitgetheilt, wozu die erste Karte gehört. Diese Uebersicht enthält in drei Colonnen je die Richtungen, wie sie aus den einzelnen Horizont-Ausgleichungen hervorgehen; dann die definitiven Richtungen, wie sie die Ausgleichung im ganzen Netze lieferte; und endlich die Logarithmen der Dreiecksseiten (in Toisen).

Frankreich hat seit 1864 keine Mittheilung mehr an das Zentralbüreau gelangen lassen; Hannover hat einleitende Schritte gethan, während aus den beiden Hessen keine Berichte eingegangen sind. (Siehe «Nachtrag«.) Auch Holland hat seine Betheiligung ausgesprochen und eine Reihe vorläufiger Arbeiten in Angriff genommen; aus Italien ist blos das Protokoll der Conferenz vom 3. bis 6. Juni 1865 der italienischen geodätischen Commission eingegangen, woraus ein Auszug mitgetheilt wird. (Vgl. »Nachtrag«).

Mecklenburg, von dem ein etwas ausführlicherer Bericht vorliegt, hat die Arbeiten so weit vollendet, dass die Veröffentlichung demnächst geschehen kann und zwar: der Messungen der Hauptdreiecke und der gegenseitigen und gleichzeitigen trigonometrischer Höhenmessungen; der Herleitung der Resultate aus diesen Messungen und der übersichtlichen Anordnung dieser Resultate.

Aus Oesterreich liegen die Berichte des Feldmarschall-Lieutenadts Fligely und des Directors v. Littrow vor, von denen letzterer die Bestimmung der Längendifferenz Wien-Leipzig behandelt.

Oldenburg hat die von Gauss gemessenen Dreiecke ersten Ranges nebst deren definitiver Berechnung mitgetheilt und ist die Veröffentlichung in dem vorliegenden Berichte nun geschehen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Generalbericht der mitteleuropäischen Gradmessung.

(Schluss.)

Aus Preussen berichtet General Baeyer über den Stand der Organisation des Centralbüreau's (Mittheilung einer Cabinetsordre, welche dieselbe gutheisst); sodann über die im Jahre 1865 ausgeführten (geodätischen und astronomischen) Arbeiten. Aus Russland wurde der 26. Theil der Memoiren des Kriegskarten-Depots übersendet.

Zwei Berichte (von Weissberg und Bruhns) liegen aus Sachsen vor, welche die geodätischen und astronomischen Arbeiten für 1865 behandeln; während aus Gotha von Hansen der Längenunterschied Leipzig-Gotha mitgetheilt wird (6′ 43·485″).

Auch aus Schweden und Norwegen sind ausführliche Berichte über die im Jahre 1865 (und früher) vorgenommenen Arbeiten eingegangen und wird zugleich der Entwurf für 1866 mitgetheilt. Die Schweiz hat durch den Präsidenten der eidgenössischen geodätischen Commission, Dr. Rud. Wolf, die gedruckten Berichte über die Thätigkeit der letztern vorgelegt, während endlich aus Württemberg seit dem Tode des dortigen Bevollmächtigten Zech nichts mehr verlautet.

Der bereits oben erwähnte „Nachtrag" enthält vorzugsweise einen Bericht über die Triangulirung in Kurhessen, dem die berechneten Dreiecke beigegeben sind; ebenso sind Berichte aus Spanien und Italien (in letzteren über die Basismessung in der Ebene von Catania nebst ausführlicher Berechnung) erstattet.

Den Bestimmungen der Conferenz (für 1864) gemäss ist ein Verzeichniss von 201 Sternen für Polhöhen-Bestimmungen von 35° bis 65° gegeben, von denen 57 Fundamentalsterne des (Berliner astronomischen) Jahrbuchs sind. 84 helle Sterne zwischen 80° und 89° Declination (bis zur 7. Grösse, mit Ausschluss des Polarsternes) sind sodann aufgeführt. Die Rectascensionen derselben werden auf der Berliner Sternwarte neu bestimmt und nach Bedürfniss mitgetheilt werden.

Damit haben wir den wesentlichen Inhalt des vorliegenden Generalberichts den Lesern vorgelegt und wir können nur wiederholt den Wunsch aussprechen, dass es namentlich dem Präsidenten des Centralbüreaus, dessen Werk diese Gradmessung ist, von der Vorsehung vergönnt werden möge, mit gleich rüstiger Kraft dasselbe auch zu Ende zu führen.

Dr. J. Dienger.

Digitized by Google

Auxilius und Vulgarius. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Papstthums im Anfange des zehnten Jahrhunderts. Von Ernst Dümmler. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1866. VI u. 162 S. 8.

Leopold Ranke zur Feier seines 70. Geburtstages überreicht, vereinigt diese Schrift, wie wir es von Dümmler schon gewohnt sind, äussere Eleganz mit sachlich sauberer Behandlung; aus Handschriften gewonnenes werthvolles neues Material ist gleich bei der Herausgabe nicht nur mit kritischer Virtuosität bearbeitet, sondern auch zu eingehender Prüfung des Inhalts, zur Darstellung der Sachlage benutzt. Die Bamberger Handschrift P. III. 20 ist schon einmal in Rosshirt's. Händen gewesen, und hat demselben 1849 zu einer Schrift Veranlassung gegeben, die jedoch weder den Inhalt des Codex erschöpfte, noch in ihren Resultaten vor genauerer Prüfung besteht.

Den Inhalt der Handschrift bilden verschiedene Schriften über die von Formosus (891—896) vorgenommenen Weihen, welche von seinen Nachfolgern Stephan VII. und Sergius III. für ungültig erklärt waren, weil sie selbst von ihm die bischöfliche Weihe angenommen hatten, und nur wenn diese nicht galt, als rechtmässige Päpste angesehen werden konnten. Die Sache der dadurch in Bedrängniss gekommenen Priester führte mit besonderem Nachdruck und grosser Gelehrsamkeit Auxilius, ein Franke von Geburt, der in Neapel und vielleicht in Montecasino eine Zuflucht gefunden hatte, während Vulgarius, ein italienischer Grammatiker, derselben Sache ungetreu geworden ist, und die früheren Gegner mit schmeichlerischen Gedichten überhäufte. Von diesen in verschiedenen Metren verfassten Gedichten wird eine Auswahl mitgetheilt; sie sind ebenso wie der gesuchte, mit künstlichen Wortbildungen überladene Stil seiner Abhandlungen, charakteristisch für die Bildung jener Grammatiker. Die Schriften des Auxilius und Vulgarius sind durch diese Publication in erwünschter Weise vervollständigt und kritisch berichtigt, in der Einleitung jene ganze merkwürdige Episode der Papstgeschichte lichtvoll behandelt. Auch die von Richter 1843 aus einer Merseburger Handschrift herausgegebenen drei Synodalschlüsse sind beigegeben, ihre Echtheit jedoch stark erschüttert. Bemerken möchte ich nur noch, dass p. 158 wohl zu lesen ist: Formosum, qui primus Immo vocatus est, und dadurch eine fränkische Verwandtschaft wahrscheinlich wird; im Catal. Eccard. heisst er natione Portuensis ex patre Leone.

Merkwürdig sind auch die p. 57 aus der Bamberger Handschrift mitgetheilten gleichzeitigen Verse auf Otto III. und Gregor V.

W. Wattenbach.

Digitized by Google

Q. Horatii Flacci Opera. Recensuerunt O. Keller et A. Holder. Vol. I. Carminum libri IV Epodon liber Carmen saeculare. (Recensuit Otto Keller.) Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXIV. XIV und 304 S. gr. 8.

Wenn wir bisher das Erscheinen des zweiten Bandes dieser Ausgabe abwarten wollten, so glauben wir doch, da das Erscheinen dieses Bandes sich, wie es scheint, weiter hinauszieht, nicht länger mit einem Bericht über den ersten Band warten zu dürfen, weil diese Ausgabe, welche rein kritischer Art ist, eben in Bezug auf die Kritik einen gewissen Abschluss anzubahnen bestrebt ist, durch welchen allen den zahlreichen Versuchen, den Text der Horazischen Dichtungen zu reguliren, oder vielmehr der schrankenlossen Willkür, die sich auf diesem Gebiete breit zu machen gewusst hat, Maass und Ziel gesetzt wird. Wer mit dem Stand der Horazischen Texteskritik nur einigermassen bekannt ist, kennt auch das Verfahren, welches in der neuesten Zeit hier in Anwendung gebracht ward, um ganze Oden, oder Strophen einzelner Gedichte, oder einzelne Verse, als fremdartige Einschiebsel zu streichen, und auf diesem Wege Alles das zu beseitigen, 'was dem Bilde, das man sich selbst von dem Geiste des Dichters gemacht hatte, zu widersprechen oder doch dazu nicht ganz zu passen schien. Alle Rücksicht auf die historische Tradition ward bei Seite gesetzt und der Umstand, dass die Gedichte des Horatius schon frühzeitig in die Lectüre der Schule eingeführt, und daher schon frühe die Grammatiker bemüht waren, den Text in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit zu bewahren, wie es schon der Gebrauch der Schule erforderte, gerade dazu benutzt, um aus diesen Bemühungen jener Grammatiker, die Möglichkeit grossartiger Interpolationen zu erweisen, ihnen die Fertigung ganzer Oden, Strophen, Verse, die sie dann in die Sammlung der Horazischen Gedichte eingeschmuckelt, beizulegen. Dass bei der grossen Verbreitung Horazischer Gedichte, und der grossen, auf die Bewahrung des Textes verwendeten Fürsorge, so Etwas rein unmöglich gewesen, bedachte man freilich nicht: der Grammatiker der so etwas versucht hätte, würde, bald entdeckt, sich in der römischen Welt eben so lächerlich gemacht haben, wie Derjenige, der heut zu Tage in den gefeierten und allgemein bekannten Dichtungen eines Schiller, eines Göthe, Etwas Aehnliches versuchen, und den ächten Schöpfungen dieser grossen Geister, die Gebilde der eigenen Phantasie unterschieben würde. Es kann daher auch nicht befremden, dass von derartigen Bemühungen römischer Grammatiker auch nicht die geringste Spur vorhanden ist, weder in den sogenannten Scholien oder Resten alter Erklärung, die mindestens bis in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückgehen, noch in den Handschriften der Horazischen Gedichte selbst, welche, gleich denen jener alten Erklärung bis in das neunte und zehnte Jahrhundert zurückgehen. Aber in

Digitized by Google

diesen Zeiten sollen eben schon, wie man ohne weiteren Grund annimmt, alle diese Interpolationen der Gedichte des Horatius vorhanden gewesen sein: sie sollen in früheren Zeiten stattgefunden haben, also gerade in den Zeiten, in welchen die Grammatiker am meisten bedacht waren, den Text dieser Gedichte, bei dem sich mehrenden Bedarf in Folge der Einführung in den Schulen, rein zu erhalten und alle die Fehler und Versehen zu berichtigen, welche bei dem Abschreiben aus Nachlässigkeit oder ähnlichen Ursachen in den Text gekommen waren! Welch' ein innerer Widerspruch! gerade bei einem solchen Verfahren wird die Möglichkeit solcher ausgedehnteren Interpolationen, wie man sie angenommen hat, als eine Unmöglichkeit erscheinen, welche eine besonnene Kritik gar nicht in ihren Bereich ziehen sollte. Dass bei dem Mangel äusserer Anhaltspunkte die subjective Kritik einen desto grösseren Spielraum ausübte, und aus angeblich inneren Gründen die angenommene Interpolation zu beweisen unternahm, kann eben so wenig befremden, als diese inneren Gründe selbst, die auf dem Boden der reinsten Willkür und Subjectivität ruhen, daher keine Gültigkeit ansprechen können.

Unter solchen Verhältnissen musste es aber um so nöthiger erscheinen, die handschriftliche Ueberlieferung selbst, und zwar in ihrer erweislich ältesten und verlässigsten Gestalt zu ermitteln, wie solche aus den Bemühungen jener Grammatiker hervorgegangen ist, und hiernach einen Text der Horazischen Gedichte zu gewinnen der jedenfalls den Charakter urkundlicher Treue, so weit dies nur, zu erzielen möglich ist, an sich trägt: wie diess ja überhaupt bei einem jeden alten Schriftsteller das letzte und höchste Ziel der Kritik sein wird. Bei Horatius unterlag die Erreichung dieses Zieles aber um so grösseren Schwierigkeiten, als eben die handschriftliche Ueberlieferung noch nicht festgestellt und in ihrer ältesten Gestalt ermittelt worden war: auch nicht der Mangel an Handschriften, an denen es bekanntlich gar nicht fehlt — wir haben ja wohl an zweihundert — trägt davon die Schuld, sondern der Mangel einer näheren Untersuchung der Handschriften, welche es einem so besonnenen Forscher, wie es z. B. Kirchner war, nicht möglich machte, unter den fünfzig von ihm ermittelten und beschriebenen Handschriften eine bestimmte und sichere Classification zu machen, wodurch die älteste Textesüberlieferung mit Sicherheit zu gewinnen war. Diese fühlbare Lücke auszufüllen, die ältesten und für die Gestaltung des Textes wichtigsten Quellen zu ermitteln, und auf Grund derselben einen Text aufzustellen, der dem alten Original jedenfalls am nächsten kommt, und selbst da, wo in Folge von einzelnen Verderbnissen der gesammten ältesten Ueberlieferung diess minder der Fall ist, doch eine sichere Grundlage zu bieten, von welcher jeder Versuch einer Besserung auszugehen hat, war die Aufgabe, welche die Herausgeber ihrem Unternehmen gestellt haben. Niemand wird die Bedeutung einer solchen Aufgabe, Niemand aber

auch ihre Schwierigkeit verkennen: wenn früher die Ansicht verbreitet war, dass in den (verlorenen) Blandinischen Handschriften, zumal in einer derselben die letzte und hauptsächliche Quelle des Horazischen Textes zu suchen sei, und hiernach sogar der Versuch einer Restauration des Horazischen Textes gemacht worden war, so hat sich durch die neueren Forschungen der verhältnissmässig geringere Werth dieser Handschriften herausgestellt, so dass von einer Grundlage derselben für den Text des Horatius nicht mehr die Rede sein kann. Diese Grundlage war vielmehr in andern Handschriften zu suchen, nicht blos in einigen schon bekannten, sondern auch in andern minder bekannten, welche die Herausgeber aufgesucht und entweder selbst verglichen oder durch andere, sichere Hände haben vergleichen lassen; und damit haben sie verbunden alle die Lesarten, die in den Resten alter Erklärung des Horatius vorkommen, oder bei andern alten Schriftstellern, zunächst Grammatikern, welche einzelne Stellen des Dichters angeführt haben. Ausser den drei, schon durch Orelli's Ausgabe bekannt gewordenen, hier auf's neue und genaueste verglichenen Handschriften schweizerischer Bibliotheken, der alten Berner des neunten Jahrhunderts (Nr. 363), der Einsiedler und Züricher des zehnten Jahrhunderts kommen in dieser ersten Reihe der Handschriften insbesondere die Pariser in Betracht, deren genaue Vergleichung eben die Herausgeber in den Stand gesetzt hat, der Aufgabe, die sie sich gestellt, zu genügen, ein Parisinus oder vielmehr Puteanus des neunten, nach Andern des zehnten Jahrhunderts Nr. 7900 a., ein Parisinus Nr. 7975 des eilften, fünf andere Nr. 7972. 10310. 7974. 7971 und 7973, sämmtlich des zehnten Jahrhunderts: aus diesen Handschriften ist der gesammte kritische Apparat mitgetheilt worden und damit das verbunden, was über die verlorene Handschrift von Gemblours aus Pulmann's Ausgabe, und über die älteste Blandinische Handschrift aus der Ausgabe von Crucq zu ermitteln war. Wenn wir also hier eine handschriftliche Ueberlieferung vor uns haben, die sämmtlich bis in das karolingische Zeitalter der Wiederherstellung der alten Literatur hinaufreicht, so führt selbst die zweite Reihe Horazischer Handschriften, welche von dem Herausgeber selbst grossentheils verglichen wurden, deren Abweichungen auch an den wichtigeren Stellen überall angeführt sind, auf eine gleiche Zeit in der Mehrzahl zurück: hier erscheint der Codex von Barcellona aus dem zehnten oder eilften Jahrhundert, die beiden aus Orelli's Ausgabe bekannten Handschriften, die Berner 21 und St. Galler 10, beide des zehnten Jahrhunderts, nebst einer andern St. Gallen'schen aus dem eilften Jahrhundert, die von neuem sorgsam verglichene Handschrift von Montpellier, die hier in das zwölfte Jahrhundert, und wohl mit mehr Grund, gesetzt wird, als in das neunte, dem sie gewiss nicht angehört, dann die bekannte Gothaer des fünfzehnten Jahrhunderts, und eine Reihe Pariser Handschriften, Nr. 8072. 7976. 10403. 184. 9345, die alle in das eilfte

Digitized by Google

fallen, so wie eine Strassburger, ferner die in das zwölfte bis vierzehnte Jahrhundert gehörigen 1578, dann 8213. 8214. 8216.

Wir haben hier also eine sichere Grundlage, wie sie in dieser Ausdehnung kaum für andere Lateinische Schriftsteller vorhanden ist, da es bekanntlich nur wenige Schriftsteller gibt, deren handschriftliche Ueberlieferung über das karolingische Zeitalter hinausreicht, wir vielmehr bei den meisten froh sein müssen, wenn wir eine oder die andere Handschrift besitzen, welche bis in diese Zeit zurückgeht, die in der Abschrift solcher alter Quellen meist mit grosser Sorgfalt verfuhr und am wenigsten sich eigenmächtige Aenderungen erlaubte, sondern eine treue Copie des vorliegenden Originals zu geben bemüht war. Es handelt sich aber nun weiter darum, das Verhältniss der einzelnen Handschriften, welche die älteste Ueberlieferung des Textes aus dem karolingischen Zeitalter bilden, zu einander zu bestimmen, insofern sie allerdings einzelne Abweichungen und Verschiedenheiten zeigen, aber darum doch nicht berechtigen, bestimmte Handschriftenklassen unter ihnen zu unterscheiden. Auch dieser Aufgabe haben die Herausgeber, oder vielmehr für den ersten Band dessen Herausgeber (Keller) bestens zu genügen gesucht, und nach Massgabe der Lesarten, wie selbst der Verderbnisse, den oben genannten Pariser Handschriften 7975 (γ) und 10310 (π) nebst der Züricher (τ) die erste Stelle zugewiesen: »prae ceteris fidem tribuendam esse duxi codicibus γ. π. τ. Porphyrioni, Pseudoacroni et expositioni illi metricae«, sagt der Herausgeber p. XIII: die zweite Stelle erhalten die Pariser Handschrift 7900 a., die Berner 363 und die Pariser 7972, etwa noch die St. Galler 10; in der dritten Stelle die Pariser 7923. 7974. 7971 und 10310. So hat der Herausgeber selbst im Rheinischen Museum (XIX. p. 225 f.) das Verhältniss bezeichnet: nur wird man hier nicht an eigentliche Familien von Handschriften, und zwar an drei verschiedene zu denken haben; denn eine solche Verschiedenheit, welche zur Annahme eigener Familien berechtigt, liegt hier gar nicht vor: alle stellen mehr oder minder die Ueberlieferung des karolingischen Zeitalters mit einzelnen Abweichungen dar und wohl der Mehrzahl nach die Recension des Mavortius, dessen Unterschrift sich auch in einer dieser Pariser Handschriften des zehnten Jahrhunderts 7972, so wie in einigen jüngeren Handschriften, namentlich in der Gothaer, die bekanntermassen aus einem sehr guten Original stammt, findet. Und man sollte denken, wir könnten uns beruhigen, wenn es uns gelänge die Recension dieses Grammatikers herzustellen und damit einen jedenfalls sicheren und weit verlässigeren Text zu gewinnen, als derjenige ist, den uns die neuere rein subjective Kritik, nach ihren dem Alterthum fremden Anschauungen hat zuschneiden wollen. Nur in Bezug auf die Orthographie war es schwer, ein bestimmtes Princip aufzustellen, welches in allen einzelnen Fällen gleichmässig durchgeführt werden konnte, indem in den ältesten Handschriften durchaus keine Uebereinstim-

Digitized by Google

mung in diesem Punkte herrscht. Ob aber das von dem Herausgeber eingehaltene Verfahren, welches auch die neueren (ob aber auch sicheren?) Ergebnisse auf diesem Felde berücksichtigt hat, und Formen beibehalten oder zurückgeführt hat, die schwerlich in den Gedichten ursprünglich zu treffen waren, allseitig Billigung finden wird, bezweifeln wir doch, da wir eine sichere Grundlage vermissen.

Die vorliegende Ausgabe gibt also nun einen auf urkundlicher Grundlage ruhenden Text, der soweit solches nur immer möglich, den ältesten, in der römischen Welt in Umlauf gebrachten Texten der Horazischen Gedichte sich annähert; wir glauben kaum, dass es je möglich sein wird, darüber hinaus zu gehen, insofern kaum eine Hoffnung vorhanden ist, noch andere Handschriften, die ein höheres Alter, als die hier benutzten, ansprechen, zu gewinnen, und damit noch weiter rückwärts die Tradition des Textes der Horazischen Gedichte zu verfolgen. Die hier benutzten Handschriften gehören zunächst Frankreich und der Schweiz an: das erstgenannte Land, als der Hauptsitz der im karolingischen Zeitalter wieder aufblühenden römischen Literatur, ist damit auch die treueste Ueberlieferin der Horazischen Gedichte geworden, für welche aus andern Ländern Europa's, am wenigsten aus Italien, wie diess auch die von verschiedenen Gelehrten auf die Bitte der Herausgeber angestellten Forschungen hinlänglich erwiesen haben, Etwas zu erwarten steht. Ueberhaupt haben es die Herausgeber wahrhaftig an Mühe nicht fehlen lassen, die ältesten Quellen des Textes zu ermitteln und genau zu vergleichen: sie haben sich mit gleicher Ausdauer bemüht, eine genaue Zusammenstellung des aus diesen Handschriften, wie wir sie oben angeführt, sich ergebenden kritischen Apparats unter dem Texte zu liefern, und somit jeder weiteren Kritik, die nicht im Unsichern tappen will, die allein sichere Grundlage verliehen: die hunderte von Conjecturen, die von kundiger, wie leider oft auch von unkundiger Hand in dem überlieferten Texte der Horazischen Dichtungen gemacht worden sind, werden nun, wo die Textesüberlieferung mit der Sicherheit constatirt ist, die allein hier möglich ist, als unnöthige Versuche, und vielfach auch als Spielereien erscheinen, durch welche die Kritik nicht gefördert worden ist; endlich wird man aber auch ferner in dieser Art der Conjekturalkritik mehr Maass und Ziel einhalten, als es bisher der Fall gewesen ist. Und auch diess wird als kein kleines Verdienst anzusehen sein, welches durch eine derartige Ausgabe gewonnen ist.

In Bezug auf die äussere Einrichtung bemerken wir nur, dass dieselbe sich einer vorzüglichen typographischen Ausstattung in Druck und Papier wie Lettern erfreut: unter dem Texte stehen, wie diess auch bei andern aus der gleichen Presse hervorgegangenen Ausgaben, z. B. des Virgilius der Fall ist, die Testimonia, d. h. die Stellen alter Grammatiker oder anderer Schriftsteller,

Digitized by Google

welche einzelne Verse oder Worte des Horatius anführen; dann folgt in einer zweiten Abtheilung die Varia lectio oder die Zusammenstellung des kritischen Apparats. Ein sehr genaues, über alle einzelne in den Oden und Epoden vorkommende Worte, von Herrn Holder gearbeitetes Register (Index Verborum) auf doppelten Columnen und mit etwas kleineren, aber sehr deutlichen Druck (234—300) macht den Schluss; einige Addenda und Corrigenda folgen von S. 301—304.

Schnitzler, M. J.-H., L'Empire des Tsars au point actuel de la science. Drei Bände. Paris 1862—66.

Von den drei Bänden, aus denen dieses Werk bis heute besteht, sind die beiden ersten schon vor vier Jahren erschienen, der dritte erschien in diesem Jahre, und ein vierter wird noch erscheinen.

Wir wollen der übersichtlichen Würdigung des Verdienstes des Verfassers wegen, das westliche Europa zum ersten Male vollständiger über Russland unterrichtet zu haben, als es bisher geschah, was eben nur die Errungenschaft wissenschaftlicher Betrachtung sein kann, (S. XVI.) die Gelegenheit nehmen mit dem ersten Bande zu beginnen. Auf Specialitäten können wir uns nicht einlassen, weil die Controlirung der Details eigene Erfahrung in dortigen Gegenden voraussetzen müsste, die wir leider nicht besitzen, und ausserdem selbst dann der Verfasser noch sehr im Vortheil wäre, da er unter seinen günstigen Umständen sich in mancher Beziehung gegen Irrthum gedeckt wissen muss. Der gegenwärtige Czar nahm ein Interesse an den statistischen Arbeiten des Verfassers; seine Absicht war, *„de lui faciliter l'acquisition des nombreux matériaux sur lesquels il avait besoin de le baser."* (S. VIII). Der Umfang des dritten Bandes mag dafür ein Beleg sein, dass diese huldvolle Mittheilung ihren Einfluss auf die Arbeiten des Verfassers gehabt hat und noch haben wird. Da der Verfasser, bevor er mit diesem umfassendem Werke vor das Publikum trat, schon in früheren Jahren einige Russland betreffende Arbeiten veröffentlicht hat, zuerst 1829, einen *Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie,* den er als einen Vorläufer eines umfangreichen später erscheinenden Werkes damals bezeichnet, so hat er jedenfalls das Ansehen für sich, welches lange Beschäftigung zu erwarten die sicherste Bürgschaft, und das zu beglaubigen die Gerechtigkeit unter den Fachmännern noch gross genug ist!

Welchen Umfang der Verfasser seinen Arbeiten über Russland zu geben gedenkt, zeigt der Eingang seiner *Préface* Er spricht da die Hoffnung aus, dieses gegenwärtige Werk würde nicht sein letztes über Russland sein, und fährt fort: *„Cette persistance s'ex-*

Digitized by Google

plique par l'immensité de la tâche, lorsqu'elle embrasse à la fois la géographie, la statistique, l'ethnographie et l'histoire.“

Davon ist nun die Geographie im ersten Bande enthalten; unter sechs Capitel hat der Verfasser das geographische Material vertheilt. Er beginnt mit den Ausdehnungen, den astronomischen sowie den terrestrischen, dort nach Graden, hier nach Kilometern, und zieht daraus die Schlüsse, welche längst durch das Sprichwort signalisirt wurden: Gott ist hoch, und der Czar ist weit! Kaiser Nicolaus kehrt den Satz um, und beklagte in den Entfernungen das Hinderniss rascherer Entwicklung: »Meine grössten Feinde sind die Entfernungen.« S. 15. Er beschreibt dann, die Grenzen verfolgend, die Berührungen des russischen Gebietes mit Land und Meer, und die Masze dieser Conturen. Er rechnet in Kilometern (1 Kilom. = 0,937 W.). Den russischen Inseln ist eine zusammenhängende Darstellung gewidmet, zuerst den Inseln, die zu Amerika gehören, S. 21, dann den asiatischen, S. 22, endlich den bei Europa gelegenen, S. 25, speciell beschrieben werden die im Baltischen Meere befindlichen. S. 29. Nach dieser Erklärung über die einzelnen Länder, kehrt er zur Betrachtung des russischen Gebietes in seiner Gesammtheit zurück, S. 33, und sucht die Grösse desselben durch Vergleichungen zu veranschaulichen. Zuletzt die Angaben des politischen Theiles seiner Arbeit anticipirend, stellt er das Verzeichniss der Grösse der einzelnen russischen Reichstheile (Gross- und Kleinrussland, Baltische Provinzen, Finland, Polen, Südrussland, die von seiner vorher nach astronomischen Gesichtspunkten versuchten Eintheilung, S. 35, abweichen, nach Quadratmeilen und Quadratkilometern auf. S. 37. Er beschliesst dieses Capitel mit einer Hoffnung auf das aufgehende Gestirn Russlands: *„Quand on sait que plus de 65 millions d'êtres humains*) vivent sur ces territoires, que cette population s'accroît d'année en année, et qu'elle se compose d'hommes robustes, actifs, éveillés, courageux, attentifs à leurs intérêts, et en général bien doués de la nature, on comprend quel grand avenir est réservé à l'empire Russe et à quel point l'importance de l'Europe, longtemps réduite, pour ainsi dire, à l'une de ses moitiés, doit successivement s'accroître.“* S. 39.

Das zweite Capitel beschäftigt sich mit den Meeren (dem Baltischen und seinen Einbuchtungen, S. 40, dem Schwarzen und Asowischen, S. 49, dem Caspischen, S. 61, dem grossen Ocean, S. 83, dem arktischen Meere, S. 88), wobei jedesmal nicht blos die äussere Beschaffenheit, Grösse, Tiefe, Zuflüsse, Ufer, Niveau, sondern einigermassen auch die Zoologie berücksichtigt wird, und mit der Gestaltung der Küsten. S. 93 ff.

Mit dem dritten Capitel, S. 101, wendet sich die Betrachtung des Verfassers dem Boden Russlands zu, nach Ebenen, Sümpfen,

---

*) Der Verf. schreibt dieses im Jahr 1862.

Digitized by Google

Steppen, Tundras*), Gebirgen, und zwar zuerst unter Anwendung auf das europäische Russland, S. 109, dann das asiatische, S. 146, endlich auf das amerikanische. S. 166. Er hält sich besonders an die Ergebnisse des englischen Geologen Murchison, dessen Originalarbeiten**) er nach einer deutschen Bearbeitung von G. Leonhard citirt***). Eine besonders ausführliche Beschreibung hat der Verf. den Gebirgssystemen gewidmet, und als Einleitung einige besonders A. v. Humboldt entlehnte hypsometrische Betrachtungen vorausgeschickt. S. 167 ff. Auch in der Beschreibung der Gebirge bleibt ihm Humboldt vor Allem Führer. Er beginnt europäischerseits mit den Höhen von Waldai; dann kommen die scandinavischen Berge, Jaïla in der Krim, Ural u. s. w., der Kaukasus, in dessen Beschreibung er Reineggs folgt †), wird noch unter Europa behandelt S. 207—258. Unter der Ueberschrift Gebirgsbeschreibung des asiatischen Russlands beginnt er mit dem Ararath, S. 259 (nach Parrot) ††), und fährt fort mit den Anhöhen der Kirghisensteppen, S. 147 (nach Göbel) †††), Altai, S. 269, wo er viele Vorarbeiten, namentlich G. Rose, befragen konnte (S. d. Anm. 3 auf S. 269) u. s. w. Das vierte Capitel, welches sich mit den hydrographischen Verhältnissen Russlands befasst (Seen, Strömen, Flüssen und Flussbecken), ist eine Fortsetzung und Pendant des dritten, S. 329 ff., die letzteren (Bassins) nehmen den Haupttheil der Beschreibung in Anspruch, und der Verfasser im Bewusstsein, hier selbstständiger zu arbeiten, nennt diese ganze Beschreibung eine Studie. S. 378.

Die astronomische Physik und Meteorologie des Landes (Breiten und Höhen, Temperatur, Isothermen, Erdbeben, Stürme und Nordlicht, Alles zusammen unter dem Begriff russischer Climatologie bildet den Inhalt des fünften Capitels, S. 577 ff., und den Schluss macht ein Capitel über Bodenproduction und Bodenreichthum, mineralischen sowie vegetabilischen, und zuletzt über das Thierreich. S. 599 ff. †*).

Für den zweiten Band ist der Verfasser ebenso auf Benutzung von Vorarbeiten angewiesen gewesen, deren methodische Zuverlässigkeit Gegenstand eingehender Prüfungen werden musste. Der Verfasser, welcher sich die Aufgabe stellte, die Ergebnisse der seitherigen statistischen Forschungen zu einem Gesammtüberblick

---

*) Moore oder Moraste im Norden von Europa (am Mesen und der Petschora) S. 119.

**) On the geological structure of the northern and central regions of Russia in Europe by Mrss. Murchison and Verneuil, Lond. 1841 — Russia in Europe and the Ural Mountains Lond 1845.

***) Geologie des europäischen Russlands und des Urals, von R Murchison, E. v. Verneuil und A. v. Kayserling (Stuttg 1848).

†) Allgem historisch-typographische Beschreibung des Kaukasus (1796).

††) Travels in Georgia, Persia, Armenia etc. during the years 1817, 1818.

†††) Reise in die Steppen des südl. Russlands. 1838.

†*) Gmelin der jüngere, Reise durch Russland zur Untersuchung der drei Naturreiche, in den Jahren 1768—1778. Petersb. 1770.

zu vereinigen, hat seinen Vorgängern Glauben geschenkt. Während wir hier seine statistische Beschreibung und die daran geknüpften Betrachtungen zergliedern, können wir nicht zugleich für die Haltbarkeit aller seiner Angaben einstehen. Daher scheint es zweckmässig, wenn wir, um dem Kritiker nicht zu imponiren, und um dem Wissensdurstigen doch zu willfahren, es für gut finden uns auf die Uebersicht auch über diesen zweiten Band zu beschränken. Wenn wir eben sagten, dass er seinen Vorgängern Glauben schenkte, so wollen wir damit ihn nicht in den Verdacht des landläufigen Compilirens bringen, wogegen ihn die Zugrundlegung von bewährten Monographen schützt. Vor Allem beruft er sich auf v. Köppen, der mehrere statistische Arbeiten über Russland verfasst hat. *) In der *Section préliminaire* gibt er Aufschlüsse zu der Entstehung einer wissenschaftlichen Statistik Russlands, als deren Vater man diesen Akademiker betrachten kann, sowie zu den Erwerbungen in Asien durch die Verträge mit China, von Aïgoun und von Tien-tsien, beide aus dem Jahr 1858, die den Verlust einiger hundert Quadratmeilen in Bessarabien (durch den Frieden von Paris) reichlich aufwogen. Von einer über ein paar Seiten sich erstreckenden historischen Betrachtung abgesehen, ist sie eine Recapitulation des ersten Bandes, weshalb der Verfasser sich bemüssigt gesehen hat, die Tabellenmethode in seinen Dienst zu nehmen, eine Recapitulation, auf die die Benutzung neuer und reicher Materialien nicht ohne Einfluss geblieben ist.

Der zweite Band leitet eigentlich mit der politischen Arithmetik oder der Statistik der Bevölkerung ein. S. 51. Er beginnt sie mit dem Capitel von den Zählungen, worin gesagt wird, dass die Zählungen zwar schon seit 1719 in Russland bestanden haben**), dass sie aber lediglich einen finanziellen Zweck hatten, mithin nur männliche Bevölkerung in Betracht kam, dass aber seit 1856 ein ganz anderes Verfahren bei diesen Revisionen geleitet hätte, indem man nichts spart, um eine Normalzählung zu erzielen, deren Mittel man dann den letzten Angaben über Geburten, Sterbefällen und Eheschliessungen annähern werde, um eine mittlere Proportionale festzustellen, welche eine Controle ermögliche.

Da die Revision von 1851, bemerkt der Verf. S. 103, lange Zeit von der russischen Regierung nicht als massgebend betrachtet

---

*) Russlands Gesammt-Bevölkerung im Jahr 1838. St Petersb. 1843, — Les Non-Russes etc.

**) Durch s Ukas vom 22. Januar 1719 ordnete Peter der Grosse die erste Zählung an, deren Ergebnisse eine Totalsumme von 5,794,928 revisions- oder steuerbare Individuen waren S. 61. Das Total der zweiten Revisionsepoche von 1743 ergab 6,643,335, S. 63, der dritten von 1762: 7,363,348, S. 67; der vierten (1782): 12,838,529. S. 70; der fünften (1793—1796): 15,737,695, S. 73; der sechsten (1811—12): 18,822,442, S. 77 (man sieht die Wirkungen der zehn ersten Jahre der friedlichen Regierung Alex. I.); der siebenten (1815: nach dem Kriege): 17,450,825, S. 79; der achten (1833): 21,832,607, S. 86; der neunten (1851): 22,284,419, S. 97.

Digitized by Google

worden ist, und überdies der orientalische oder Krimkrieg (1853 bis 1856) die soliden Grundlagen der Besteuerungsverhältnisse erschüttert hatte, so wurde ein neues Verfahren der Zählung Bedürfniss, wie der Verf. durch Zergliederung der Ergebnisse der (zehnten) Revision von 1857 darlegt. S. 105. Hiernach wurden beide Geschlechter mit Einschluss des Adels und der Geistlichkeit in Rechnung gebracht, und die Totalsumme, die der Verfasser angibt, zeigt die Ziffer 75,261,624. Er spricht die Hoffnung aus, das studirende Publikum werde die Wichtigkeit der historischen Seite dieser Prüfung würdigen, und ihn des Beweises dafür entheben. Dann leitet er eine vergleichende Betrachtung der Bevölkerungsziffer einiger Staaten mit der Bemerkung ein: „*C'est pour la première fois depuis l'empire Romain (car nous ne voulons attribuer à notre partie du monde ni celui des Arabes, ni celui des Mongols), qu'il est question en Europe d'un Etat de 75 millions d'habitants**), *ou, si l'on veut, de 70 millions ou moins, puisque le royaume de Pologne et la grande-principauté de Finlande sont, à vrai dire, des Etats à part rangés seulement sous le même sceptre avec le colossal empire des Tsars.*“ S. 107.

Hierauf wendet er sich, wie zu einer Rechnungsprobe, zu der Zählung der Bevölkerung Russlands nach ihrer geographischen Beschreibung, S. 109, wobei die Tableaus, die dabei unentbehrlich werden, theils alphabetisch, theils nach Massgabe der Wichtigkeit ihrer Bevölkerung von 1851 angelegt sind. Er stützt sich dort auf den handschriftlichen Nachlass eines (im Jahr 1822 verstorbenen) Herrn von Wichmann, in deren Besitz er durch den gelehrten Friedr. v. Adelung kam. Ein drittes Tableau enthält die Gouvernements und Länder, in der Weise gruppirt, „*à présenter un certain nombre de grandes régions, ayant la plupart leur nature particulière et présentant souvent, quand on les compare les unes aux autres, des contrastes frappants.*“ S. 111. Für die Tableaus selbst, denen er noch ein halb Dutzend orientirender Winke vorausschickt, verweisen wir auf die Seiten 116—136.

Mit dem zweiten Capitel, S. 137, wird die aus diesen Tabellen gewonnene Werthbestimmung für die Dichtigkeit der Bevölkerung Gegenstand einer selbstständigen Erörterung. Dabei wird die Betrachtung zum Ausgangspunkte genommen, dass Russland der bevölkertste Staat sei, aber nicht der bestbevölkerte, woraus hervorgeht, dass, da seine Bevölkerung sich über grosse Territorien ausbreitet, die Entfernung die Bewegungen entkräften. Die mittlere Dichtigkeit kann hier nicht der eines kleinen Staates, z. B Belgiens, gleichkommen, und je mehr es ausgedehnt ist, um so mehr wird die Beschaffenheit seines Bodens einförmig sein. In einem kleinern Reiche kann Alles productiver Boden sein; in einem hun-

*) Mit den Revisionen seit 1719 wäre es interessant, die Lustra Romanorum nach Clinton's Fasti R. III zu vergl.

dertmal, vielleicht 500mal grösseren muss man sich darauf gefasst machen, mit einem productiven Boden gebirgige und felsige Strecken, Haiden, Steppen, Wüsten abwechseln zu sehen. Der Verf. nimmt nun gruppenweise die Division vor, wobei er das amerikanische Russland ausser Acht lässt, die Dichtigkeit d. h. die Zahl der Bewohner per Quadrat-Kilometer = 3,15, und wenn man Asien auslässt = 11,75, S. 140. Kommen jedoch einzelne Gouvernements in Betracht, so gelingt es, eine grössere Dichtigkeit zu constatiren, S. 144, mit der nicht einmal Spanien concurriren könnte, z. B. in 13, deren mittlere = 34,5, darunter hat Gouv. Moskau eine Dichtigkeit von 48,8 □Kil. oder 2,678 □M.

Wir wollen die Details der folgenden Capitel von der Bewegung der Bevölkerung und ihrem allmählichen Wachsthum, S. 150, von der mittleren und der wahrscheinlichen Lebensdauer, S. 234, von dem Verhältnisse zwischen Geschlecht und Alter, S. 941, von der Vertheilung nach Stadtbevölkerung und Landbevölkerung, S. 249, sowie von der Bevölkerung nach Culten und Völkern oder Völkerschaften, S. 266, so interessant an sich die Untersuchungen in wissenschaftlicher Beziehung sind, übergehen, und nur kurz aus dem achten Capitel die specielle Lage der Massenbevölkerung (population agglomérée) in Betracht ziehen. Hier sind die Hauptstädte Petersburg und Moskau geeignete Prüfsteine, in wiefern es reizen kann, mit russischer Statistik sich eingehend zu beschäftigen. Ich setze nur die letzten Resultate her und verweise des Näheren auf den Verfasser selbst. Die Bevölkerungsziffer für Petersburg betrug 1858: 520,131, S. 291, und die für Moskau: 386,370, S. 313. Es befinden sich l. l. noch Tabellen nach den Culten, Ständen etc. Alle bisherigen Resultate, deren Details unter der Hand dem Verfasser sich häuften, und dem Leser bei aller Gründlichkeit die Uebersicht erschweren, ist das neunte Capitel, S. 321, bestimmt, übersichtlich für den neuesten Standpunkt zusammenzufassen, dessen Befragung für den Fall prompter Belehrung jedenfalls am meisten zu empfehlen ist.

War die erste Sektion wichtig in Ansehung der für die Statistik unentbehrlichen grundlegenden Details, so ist die zweite von der russischen Ethnographie handelnde interessant durch ihre Berührung mit Fragen anderer Wissenschaften. Herrschte dort die Kritik, so ist hier Raum für Betrachtung. Der Verfasser ist sich dieses Berufes beider Pendants bewusst, S. 329, und übt den Beruf eines Ethnographen nicht mit weniger Ausdauer als den eines Kritikers. Wir müssen es uns versagen, auf die einzelnen Capitel, welche der Reihe nach Slaven, S. 386 ff., Letten, S. 497 ff., Finnen, S. 529, Samojeden, S. 602, Tartaren, S. 610, die Grusier im Kaukasus, S. 655, die Völker der medischen Familie, S. 674, Mongolen und Tungusen, und endlich die Völker des nordöstlichen Asiens und des nordwestlichen Amerikas behandeln, näher einzugehen. Für den Philologen, der mit der Kenntniss der Sprachen dieser Völker

Digitized by Google

das Interesse für ihre Geschichte verbindet, wird die Statistik derselben mit Interesse durchgehen. Was wir unsererseits hier herausheben wollen, das sind die deutschen Bestandtheile. Eine methodische Seltsamkeit ist es zu nennen, dass der Verf. sie in dem Capitel, wo die medische Völkerfamilie behandelt wird, untergebracht hat, freilich neben Griechen, Rumänen, Schweden, Franzosen u. s. w. S. 684 ff.

Also die deutsche Bevölkerung betreffend, so hat der Verf. ermittelt, dass z. B. im Gouvernement Liefland davon 60,000 leben, in Kurland 40,000, in Esthland 18,000, in Saratof 130,000, in Taurien 27,000, im Gouverment Petersburg 50,000 u. s. w, endlich im Königreich Polen 300,000. Im Ganzen berechnet er die Zahl der Deutschen in den fünfzehn namentlich aufgezählten Gouvernements etc. unter Abweisung grösserer Angaben Anderer auf nur 717,000, aber er ist gerecht genug, dieses Element *„précieux pour la Russie“* zu nennen. S. 685.

Wir möchten noch das Einleitungscapitel, S. 329 ff., berühren, wo die Statistik der Culte, der Raçen und der Sprachen kurz verwerthet wird, wenn wir nicht fürchteten, mit der Besprechung des dritten Bandes zu lange auf uns warten zu lassen. In der Introduction, das wollen wir nicht unerwähnt lassen, S. 7 ff., hat der Verf. die Ansprüche an hohes Alter, die die einzelnen Völker vor einander erheben, kurz zu prüfen und auf ihre wahre Linie zu bringen gesucht.

Der dritte Band, wozu wir uns jetzt wenden, führt den Titel: *l'Etat et l'Eglise,* ein mächtiger Context von nahezu 900 Seiten. Der Verf. beginnt mit einer »allgemeinen Einleitung«, S. 1 ff., welche der Initiative des gegenwärtigen Kaisers, der seit Peter d. Gr. Nichts an die Seite gesetzt werden könne, deren Ergebniss zugleich wahrer, menschlicher und erfreulicher sei, als das Werk, dem Peter die ganze wilde Energie seiner halbcivilisirten Natur geweiht hatte, Gerechtigkeit widerfahren lässt, und sich mit der Hoffnung schmeichelt, in diesem dritten Bande ein Bild von einem neuen verjüngten Russland zu geben: *„Nous espérons qu'il nous sera donné de faire connaître à nos lecteurs, dans les pages qui vont suivre, un Etat russe nouveau, transformé, et qui néanmoins, au lieu de rompre entièrement avec son passé, y aura trouvé le terrain propice pour les institutions nouvelles qu'il s'agit d'y enraciner.“* S. 2. Ausserdem weist aber diese Einleitung auf die Eigenthümlichkeit des russischen Staates hin, *„dont on ne juge pas à première vue, qu'il s'agit d'étudier sérieusement.“* Ausser Berührung mit der römischen Vorgeschichte des modernen Europa geblieben, und nur in geringe Berührung mit den Deutschen gekommen, die statt die Vermittler der Civilisation des Abendlandes zu sein, sogar, bei ihrer geringen Anzahl, nicht einmal von dem Eigenen bleibende Eindrücke unter den Slaven zurückzulassen vermochten, haben die Russen weder je von der praktischen Weisheit

Digitized by Google

Roms, noch von der stolzen Ritterlichkeit des Mittelalters profitiren können, zwei Dinge, welche den Schlüssel zu der Gestalt der europäischen Welt enthalten. Sie sind auf den Faktor, der im westlichen Europa an dritter Stelle die Erklärung abgibt, auf das Evangelium als auf ein mit jenem gemeinsames Bildungselement angewiesen gewesen, bis sie durch das Schisma von 1053 sich in religiöser Beziehung von der grossen lateinischen Familie trennten.*) Man könnte fragen, wer Recht hatte, Rom oder Byzanz? Der Verfasser antwortet mit der Thatsache, dass Russland seine Trennung mit dem Verluste seiner Unabhängigkeit an die Mongolen und Litthauer büssen musste, und dass sein Name sogar in Gefahr war, unterzugehen, indem Litthauen an Polen kam (1386 und 1569). Erst im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, nach der Vertreibung der Polen, begann Moskau, unter dem Namen Russland, isolirt, wie es war, und fremd allem Dem, was im Westen vor sich ging, die Anfänge zu einem Staate zu begründen, den ein Jahrhundert später der Czar Peter als solchen förmlich schaffen sollte. Der Schluss, den der Verfasser aus diesen historischen Anspielungen zu ziehen erinnert, ist der: „*La Russie a suivi son chemin à elle; nos chemins à nous, ceux de la civilisation occidentale, ne lui sont ouverts que depuis Pierre le Grand. De là sa physionomie particulière qui par conséquent n'a rien dont on puisse s'étonner.*“ S. 15. Es ist dann inzwischen Manches von draussen, besonders unter Katherina II. und seit dem Beginn des jetzigen Jahrhunderts entlehnt worden. Dies hat aber nicht immer Wurzel gefasst, noch weniger ist es immer bis auf den Grund des russischen Staates hinabgegangen. Unvollendet war das Werk geblieben, bis der gegenwärtige Kaiser Alexander II. den grossen Schritt zur Umwandlung desselben that.

Noch einmal kommt der Verf. in kurzen Umrissen auf das Areal zurück, in dessen Beschreibung und Ausmessung in den vorigen Bänden er sich erschöpft hatte, S. 19 ff. Dann, nachdem noch dem Namen (Russland) einige Seiten gewidmet sind, S. 25 ff.**), geht er zu einer Geschichte Russland's, die er von 862, S. 38, datirt, bis auf die letzten Jahre über, S. 37—135, eine Darstellung, die eigentlich dem Zwecke, die Epochen der Vergrösserung zu beleuchten, dient, wo also die geschichtliche Erschöpfung nicht

---

*) Hierüber ist neuerdings ein grösseres Werk von Pichler erschienen: Geschichte der kirchl. Trennung u. s. w. 1864.

**) Nach dem Namen des Volkes hätte man sich für das Land, das die Slaven bewohnen, uud das ehemals Sarmatien hiess, auf den Namen Slovenien gefasst machen können. Vgl. Roepell, Geschichte Polens I. S. 18. Aber die Geschichte entschied sich für einen anderen, der auch seine Pendants hat. Russland (*Ῥωσία*, eine Wortform, die in den Werken des Constant. Porphyrogen. vorkommt) ist abzuleiten von dem Flusse Russ, vgl. Elsass von Ill, Preussen, von po(-an) und Russ. S 1. 1. Bd. II. S. 375 ff. Vgl. Hegewald, Origine de la nation russe. Petersb. 1850.

Digitized by Google

Selbstzweck ist. Den Beschluss dieses Russland speciell betreffenden tausendjährigen Abschnittes, macht eine Beschreibung der russischen Wappen, S. 135 ff.

Gleicherweise wird der Entstehung Polens*), das ein nicht weniger achtungswerthes Alter hat, indem es seit der Regierung der Piasten aus der Mitte des Jahrhunderts, mit authentischer Wahrheit wenigstens seit Meczislaw (991—992) datirte, und dann der fast um ein halbes Jahrtausend jüngeren Geschichte Finnlands, wenn auch der Name Finnen von Tacitus schon genannt und ihr Dasein von demselben anerkannt wird, im Dienste desselben historisch-politischen Zweckes Aufmerksamkeit geschenkt. Jedesmal aber folgt ein kurzer Schlussabschnitt über das Landeswappen, S. 150 (für Polen) und S. 158 (für Finnland). Zuletzt beschäftigen ihn die tributpflichtigen, oder unter Oberherrlichkeit Russlands oder gar nur unter der Schutzherrlichkeit stehenden Länder. S. 159 ff.

So weit das erste Capitel dieser Sektion. Das zweite hat das Grundeigenthum oder die Gesellschaft in ihren Beziehungen zum Boden *(La propriété foncière ou la société dans ses rapports avec le sol)* zum Inhalt, und zerfällt in die Abschnitte: Russland, Polen, S. 204, Finnland, S. 207 ff. Unter Vertheilung der Bevölkerung auf Gegenden, wo Waldung vorherrscht, auf industrielle, auf dem Ackerbau günstige, und endlich für Viehzucht geeignete, stellt er nach Baron von Meyendorff's Vorgange fest, dass im eigentlichen Russland (zu 59,000,000 gerechnet),

auf bewaldete Gegenden . . .	38,500	mit 13	Mill.
auf industrielle	20,000	» 19	»
auf Ackerbau treibende . . .	16,500	» 17	»
auf Viehzucht treibende . . .	15,000	» 5	»

kommen. S. 180. Er vergleicht diese und v. Tengoborski's Angaben, und zieht, nachdem er auch für das asiatische Russland das culturfähige Areal ausgemessen, den Schluss: *„L'aisance doit être très-inégalement répartie sur l'ensemble du territoire."*

---

*) Für Polen stand in der ältesten Zeit der Name: Liächs o. ä. (Witikind latinisirte in seinen Annales: Licicavici) fest: Polen hiess unter Boleslaw d. Gr. (992—1025) Land der Liächs. Die Spur dieser Worte findet man in der Form Podlachic. Der Name Polenia kommt zuerst bei Dithmar von Merseburg († 1020) vor. S l. l. Bd. II. S. 477. Die Russen nennen heute sehr oft noch die Polen: Liächen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 38. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schnitzler: L'Empire des Tsars.

(Schluss.)

Nun folgt der Stand der Sachen, wie er bis 1861 war, *„mais qui déjà appartient à l'histoire plus qu'à la réalité"*, zuerst die Krongüter *(Domaines de l'empire et des apanages)* S. 183 ff., dann das Eigenthum im Privatbesitz, *y compris la propiété communale, ainsi que ce qui reste des biens du clergé.* S. 191 ff. Die Domänen der Krone und die Leibgedinge der kaiserlichen Familie bedingen zusammen eine Ausdehnung von ungefähr 195 Millionen Deciatinen (1 Deciatine = 1,093 Hectare)*), um das private Eigenthum und das Communaleigenthum zu finden, muss man von dem Total der Oberfläche (= 457,500,000, S. 177) diese Summe abziehen = 262,500,000. S. 191. Wie dies vertheilt ist, das auszurechnen sind die folgenden Seiten bestimmt.

Mit der politischen Gesellschaft Russlands, Polens, Finnlands und der übrigen Territorien S. 218 ff., ausserdem aber noch mit dem Seitenstück, der religiösen Gesellschaft oder der griechisch-russischen Kirche und den übrigen ausübenden Culten ist die zweite Sektion ausgefüllt. Obwohl es sich lohnen würde, über das autokratische Princip des Regierungssystems in Russland, über die Verfassung überhaupt seit den Anfängen ihrer Entwicklung, worin er Reutz's Ideen sich angeeignet**), über die Bestandtheile der Gesellschaft, bei welcher Gelegenheit die Geschichte der Leibeigenschaft und der Emancipation mit belehrender Ausführlichkeit erzählt wird, S. 338—409, desgleichen über die parallelen Zustände in Polen u. s. w. den Verfasser ausführlicher hier vorzuführen, scheint es doch zweckmässiger, in die Ideen des Verfassers einzugehen, welche er dieser Sektion vorangeschickt hat. S. 211 ff.

Die oftmals berührte Tabelle zwischen Peter dem Grossen und Alexander II. wird hier eingangs mit scharfen Zügen ausgeführt. Es wird erklärt, dass Peter's Verdienst darin bestand, die religiöse Gesellschaft, welche Russland bis 1700 über ein Jahrhundert dargestellt, (seit 1589) in eine Gesellschaft von Laien umzuwandeln, und dem gegenwärtigen Kaiser die Mission zuerkannt, diese da-

*) Die Werst berechnet der Verf. (S. 177 Anm.) zu 104,1666 Deciatinen. Die deutsche Q.-M. = 5,040 Deciatinen.

**) Geschichtliche Ausbildung der russischen Staats- und Rechtsverfassung.

mals von der Kirche abgelöste und durch Katharina II. gesetzlich constituirte politische Gesellschaft vor der Gefahr inneren Zerfalls zu retten, indem er eine sociale Revolution unternahm. „*C'est la vie matérielle*, sagt er, *ce sont les conditions d'existence de la population qui se transforment, et, par la faveur des circonstances, nous arrivons le premier à étudier et à caractériser cette transformation.*“ S. 214. Dieses Initiative steht originell im Leben der Staaten da, und vergebens würde man sich in der Geschichte anderer Staaten nach einer von einem so gesunden Programm getragenen Neuerung auf friedlichem Wege umsehen. Sie ist interessant, weil sie sich hart an der Freiheit vorbei bewegt, ohne ihrer zu bedürfen, oder sich auch nur an sie zu wenden. Begreiflich, dass der Verfasser alles Gefühl für dieses edelmüthige Werk hat, und neben dem Ruhme, den der Kaiser sich dadurch erworben hat, nicht das Leben voll Arbeiten, Sorgen, geistigen und moralischen Anstrengungen übersieht, welches der Kaiser und die ihm bei dieser Erneuerung dienstbaren Kräfte sich bereitet haben, und auf ihre Nachfolger vererben werden. S. 216. Mit Unparteilichkeit glaubt er der tiefgewurzelten Glaubenseinfalt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche die geistliche Vorzeit in den echten Russen angeblich zurückgelassen: „.... *le caractère spécial du peuple russe, si peu connu parmi nous quant à son essence, et dont on croit à tort retrouver le type dans tous ces membres de familles nobles que nous avons l'occasion de voir dans les capitales des pays d'Occident, lesquels, après tout, ressemblent à tout le monde. ..... C'est le peuple proprement dit, qui présente ce cachet particulier qui nous paraît si étrange, mais qui a son côté respectable.* ...... S. 211 ff. Leider glaubt er sich eingehende Ueberzeugungen persönlich auf einer Reise geholt zu haben; aber die Uebertreibung ist hier unleugbar. Denn es ist doch wohl unleugbar, dass die dogmatische Gläubigkeit und die Bildung dort so wenig wie anderswo sich mit einander vertragen. Man kann wohl politisch eine Combination wagen, aber der letzte Grund bleibt immer die inductive Erkenntniss aus Tradition. Und Recht mag wohl doch hierin Fürst Dolgorukow haben: „*Pour écrire sur la Russie, il faut être Russe.*“ (*La vérité sur la Russie* S. 2). Es kann bei der äusserlichen Ansicht, die der Verfasser doch von der religiösen Seite des russischen Volkes daheim hat, nicht Wunder nehmen, dass er dieser Seite der russischen Zustände kein kritisches Motiv abgerungen hat, was er nicht damit entschuldigen kann, dass er genöthigt sei, *de se renfermer dans les parties tout à fait indispensables de la matière.* S. 482. Die Geschichte der griechischen Kirche ist wieder sehr fleissig und lesbar zusammengetragen, S. 484 ff., ihre Berührung mit der Reformation, so fern Iwan IV. den Bau einer englischen Capelle (1583) in Moskau gestattete, S. 500, sowie die Propaganda der britischen Bibelgesellschaft. S. 528 ff. Durch diese historische Skizze, die das

Wesentliche des Dogma's enthält, der Darstellung des letzteren überhoben*), S. 532, beschäftigt er sich auf ein paar Dutzend Seiten mit dem Gesetzbuche des kanonischen Rechtes der Russen, welches die Jurisdiction und die Competenz der Bischöfe, die Rechte und Einkünfte der Kirche u. s. w. nach dem Muster der alten byzantinischen Kirche regelt. S. 533 ff., nicht ohne seine Ansicht über den Czarenpontificat vorher zu äussern (S. 535). Die hieher gehörigen Details, die Abschnitte über die Dissidenten in der Nationalkirche, sowie über die andern Culte, unter denen der römisch-katholische wegen seines Vergleichs mit dem griechischen uns aufhalten könnte, S. 561, übergehen wir, zu Gunsten der beiden anderen Sektionen dieses Bandes.

Gemäss des Eingangs der dritten Section ist Alles was er über Kirchliches gesagt, mehr Episode, Erläuterung, Commentar nach rückwärts (Charakter) und vorwärts (Macht des Staates). „*Revenants maintenant à l'Etat, après en avoir fait connaître la nature fondamentale et la constiutition, nous aurons encore à l'envisager sous deux points de vue essentiels, ... Le premier point de vue sera celui de l'ordre qui y est établi dans le but d'entretenir, de régler et d'agrandir cette puissance, en d'autres termes, celui de l'administration.*" S. 577. Wir wollen eine Analyse beider geben, zuerst der Capitel der ersten Section: Finanzen, Heer und Marine.

Erst seit Russland sein gedrucktes und bekannt gemachtes Budget hat, und dies ist 1862 der Fall, ist es möglich, in diesen ehemals für Einheimische wie für competente Ausländer gleich unzugänglichen Zusammenhang einzudringen, und sich von der Vorstellung von einem Räthsel, wofür man die Finanzen Russlands ausgab, befreit zu sehen. Ohne sich auf eine Geschichte der russischen Finanzen einzulassen, aber weder die Operationen des Schatzes (Einnahmen und Ausgaben) noch die Anwendungen des Credits (Schuld und Banken) umgehend, analysirt er einfach die seit der Publication der Minister Kniäshewicz (1862) und v. Reutern (1863) bekannt gewordene Bilanz der Einnahmen und Ausgaben, die für 1862 dort auf 42,700,000 R. S. und hier auf 37,800,000 R. S. angesetzt war. S. 583. Die zergliedernde Betrachtung der resp. Summen dient hauptsächlich dem Zwecke, den Contrast der heutigen mit jenen zu erklären, „*que l'on indiquait autrefois comme étant le montant des revenus et des dépenses de l'empire.*" S. 584. Den Staatsmann und den Verwaltungsbeamten werden die folgenden Seiten, welche nach den Kapiteln des Budgets von 1864 angelegt sind, mehr anziehen, als uns die Versuchung, tiefer in das Detail hinabzusteigen. Wir können hier nur anführen, dass der Verf. nie des historischen Rückblicks sich begibt, wodurch das, was sonst

*) Er verweist dafür auf Stourdza: Considérations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodoxe 1816, und Schmitt, die morgenländische Kirche.

Digitized by Google

auf einen trockenen Zahlenapparat sich beschränken würde, sich zu einer Uebersicht im Rahmen der Entwicklung erweitert. So mag den Abschnitten über Domänen und Regalien, direkte Auflagen, indirekte, Posten und Telegraphen auch ein allgemeineres Interesse nicht abzusprechen sein. Fassen wir des Verf. Resultate für die Einnahmen zusammen, so bot mit den Ordnungs-Einnahmen und ausserordentlichen Hülfsquellen, das Budget für 1866 ein Total von 401,095,000 R. S. dar. S. 608.*) Diese Summe wurde von den laufenden Ausgaben, welche nebst den Ordnungsausgaben sich auf 363,714,000 R. S. beliefen**), absorbirt. Im Frieden, sagt er, hält sich die Regierung leicht auf dem Niveau der Einnahme, z. B. bis auf die Kaiserin Anna S. 619. Dann musste man zu Papiergeld und Anleihen schreiten. S. 609. Das Bisherige galt für Russland speciell. Auf Polen und Finnland kommt er für Einnahmen und Ausgaben besonders zu reden, wo er das Jahresbudget für 1861 (nach dem *Annuaire de l'Economie politique et de la Statistique pour 1863)* auszüglich mittheilt. S. 613 ff. Nach einer Einleitung über die Staatsschuld, wo Wolowski (Aufsatz in der Revue de Deux-Mondes 1864) zu Grunde gelegt wird (*Les Finances en Russie),* meint er zuletzt: „*En définitive, nous ne savons rien de certain, mais on ne se tromperait peut-être pas de beaucoup en estimant à 6 milliards de francs le total général de la dette russe sur son pied actuel*", eine Summe, die, an sich beträchtlich, doch um 13 geringer ist als die Schuld Frankreichs und um Vieles geringer als die von England, wenn man, wie er zeigt, kopfweise rechnet. S. 647.

In seinem Capitel über die russische Armee, und die militärischen Anstalten, S. 661, sucht der Verfasser zu zeigen, dass Russland, ungeachtet es eine grosse militärische Macht ist, doch nur furchtbar ist im Zustand der Selbstvertheidigung, und dass die ökonomische Lage und der Stand der Finanzen es zwingen werden, seine Armee zu reduciren, und die enormen Summen, welche die Armee unproduktiverweise absorbirte, in produktive Summen umzuwandeln. Dem Personal und der gegenwärtigen Organisation der Armee, S. 675 ff., schickt er Historisches über die Armee voraus, S. 663, ein kurzer Abschnitt, welcher Iwan IV. das Verdienst beimisst, der Begründer der russischen Infanterie durch die Organisation der Strelitzen gewesen zu sein, die, im 16. Jahrhundert die beste Infanterie, im Jahr 1698 vernichtet und durch eine regelmässige Recrutirung das Werk Peter's ersetzt wurde. S. 670. Ein dritter Abschnitt ist der Verwaltung der Armee gewidmet. S. 700. Dieses, sowie das Capitel über die russische Marine, für deren Beschreibung bei dem Verfasser wieder die drei

*) Kellner (Handbuch und Statistik. S. 414) hat 401,1 Mill. (für 1864) und S. 418: 404,0 Mill. (für 1866).

**) l. l. S. 416: 363,7 Mill.

Digitized by Google

Gesichtspunkte der Eintheilung obwalten (Historisches, S. 714. Bestand, S. 726. Verwaltung, S. 733.), treten für diese Jahrbücher an Interesse hinter der Sektion über die Verwaltung zurück, S. 737 ff, und in specie hinter dem Capitel, welches vom öffentlichen Unterricht handelt. S. 796 ff. Und dem letzteren wollen wir unmittelbar unsere Aufmerksamkeit zuwenden; er ist ein Massstab *par excellence* für die russische Civilisation, und seine Entwicklung von der varegho-byzantinischen Periode an bis zu der gegenwärtigen nach westeuropäischem Vorbilde geförderten zu verfolgen, heisst, die Entwicklung der russischen Civilisation selbst in ihrem hervorragendsten Gebiete studiren. Will man dem Unterschiede der nationalen und der exotischen Civilisation Rechnung tragend dort dem Volksschulwesen, hier dem höheren Schulwesen seine Aufmerksamkeit zuwenden, so wird man, trotzdem dass es zwei Zweige sind, doch sie auf den Stamm ansehen müssen, dem sie angehören, und beide in ihrer Solidarität als dasselbe Culturgebiet anschauen. Drum sagt auch der Verfasser, nachdem er die Einflüsse der Encyclopädisten sowie der westeuropäischen Dichtung, und zuletzt Hegel's Philosophie und Proudhon's Lehrbegriffe in ihren Folgen für den einheimischen Geist gewürdigt hat, zuletzt richtig: *„Le point de contact entre les deux phases de civilisation que nous signalons, l'une naturelle et à laquelle des paysans même ont pris part, l'autre artificielle et renfermée dans les sommités de la nation, ce point de contact entre elles, disons-nous, finirait sans doute par se trouver, et le fruit de leur fusion serait alors* ***une vie nationale nouvelle, plus appropriée aux moeurs et au génie des Russes.*** " S. 797. Der Verf. verzichtet darauf eine Geschichte des öffentlichen Unterrichtes im Auszuge hier in der Einleitung dieses Capitels zu geben, trotz der ihm zu Gebote stehenden Materialien dafür. *„Tout ce que*, sagt er, *nous nous permettrons de faire, dans l'espace restreint où nous devons nous renfermer, c'est d'indiquer les grandes époques de la civilisation moscovite."* Er begnügt sich mit einer übersichtlichen Würdigung der Epochen dieser Geschichte seit dem eilften Jahrhundert. S. 798. Er citirt die Epoche der Verheirathung des Czar Iwan III. Wasiljewicz mit der Erbin der Paläologen (1472), wodurch gelehrte Italiener nach Moskau kamen, die Epoche der Einführung der Buchdruckerkunst (1553) unter Iwan IV., die Epoche Nikon's (1652—67), unter Alexis Michaelowicz, die Epoche Peters, Epochen, die alle zusammen noch keinen tiefgehenden Einfluss auf den Unterricht des Volkes hatten. Doch hatte die Berührung mit der fremden Civilisation seit Peter, wenn sie auch nur durch die technischen, militärischen, maritimen etc. Anstalten vermittelt wurde, einen Weg eröffnet.

Die Epoche des Volksunterrichts beginnt unter Katharina II. (1774), deren Wirksamkeit in dieser Beziehung in zahlreichen Unterrichtsanstalten fortlebte. Alexander I. (1801—1820) ging auf diesem Wege durch Vervielfältigung der Gymnasien und Gründung

von Universitäten weiter. Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Epoche der systematischen Russificirung unter Nicolas I. im Sinne der religiösen Partei Russland mehr geschadet als genützt hat; aber das System, dessen Schlagwort: Rechtgläubigkeit, Absolutismus, Nationalität war, fand Gefallen, bis mit dem Thronwechsel auch das System wechselte, und der Geist der Reform die centrale Verwaltung sowie die Schulorganisation gleichmässig seiner Wirksamkeit unterwarf. Man muss nun auf dem ganzen Ressort, dessen Erörterung bei dem Verfasser im Aufzählen und Vergleichen mit anderen Ländern besteht, bei allem Interesse, das selbst dieses verdient, und so zuverlässig es sein mag, vielmehr auf die allgemeinen Resultate d. h den Stand der Aufklärung in Russland Rücksicht nehmen. S. 852. Die Resultate aus dem, was er über Unterrichtsanstalten, S. 806, und über Akademien, gelehrte Gesellschaften, Bibliotheken etc., S. 842, sagt, sind folgende*): »Seit unserer Statistik von 1829, sagt der Verfasser, ist die Zeit vorangeschritten und zahllose Fortschritte sind gefolgt; seit zehn Jahren sind diese Fortschritte schnell und beträchtlich, und sogar die Masse der Nation betheiligt sich dabei. Offen gestanden ist das der Gesichtspunkt, worauf wir das meiste Gewicht legen, und wobei wir jetzt einen Augenblick verweilen wollen. Aber hier ist eigentlich die Schwierigkeit gross, sich genaue Begriffe zu verschaffen; denn die zu verschiedenen Seiten veröffentlichten Angaben sind fern davon gleichartig zu sein. Am häufigsten fragte man in diesen Statistiken nur nach den Schulen, die zu dem Ressort des Ministers des öffentlichen Unterrichts gehörten, obgleich, wie der Leser jetzt weiss, sie nur eine Minderzahl von Schülern enthielten, im Vergleich zu der Totalsumme, welche die Summe aller derer ergab, welche in den Schulen Unterricht empfing, die zehn oder fünfzehn verschiedenen Ressorts angehörten. Im Jahr 1824 sprach man erst nur von 70,000 Schülern, im Jahr 1832 von 71,4000 in 1,582 Anstalten, und im Jahr 1847 von 103,250 in 2,166 Anstalten. Was uns betraf, so schrieben wir, seit jener Zeit: »Vielleicht bleiben wir unter der Wirklichkeit, wenn wir die Totalsumme (wir wollten die allgemeine Totalsumme bezeichnen), auf 250,000 Schüler berechneten, Polen und Finnland nicht eingerechnet.« Wenn in den heutigen officiellen Veröffentlichungen nur solche Chiffern vorkommen, die geringer sind, so ist bei allen einzig die Frage nach dem Ressort des Ministerium des öffentlichen Unterrichts, und nicht nach der Totalsumme der Schule, welche in dem Reiche existiren. Man stützt sich nur auf gleich theilweise Chiffern, bezieht sich aber auf alle letzten Jahre, wenn man sich auf die Totalsumme von 208,065 Schülern beiderlei Geschlechts (vom Ressort des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts), welche Herr Khanikof gefunden hat, stützt, wobei einerseits 39 Kinder zur Schule gehen

*) Wir übersetzen den ganzen Passus.

auf 10,000 Einwohner, was das wenig vortheilhafte Verhältniss von 1 : 256 ergibt, und wobei andererseits ungefähr 20,000 Individuen Unterricht empfangen haben auf eine Totalbevölkerung von 62,200,000 Einwohner. Das Verhältniss ist so vermindert bis auf 1 : 300. Aber schon hatte man in den auf 1837 bezüglichen officiellen Tabellen 245,000 Schüler von allen Graden gerechnet, eine Chiffre, welche, der damaligen Bevölkerung angenähert, die Proportion von 1 : 210 festgesetzt hatte, die noch ungünstig genug war. Nach H. Völter würde sie 1 : 151 gewesen sein. Wenn wir jetzt zur Grundlage der Berechnung für 1865 unsere obige Tabelle (S. 842) nehmen, und ein Total von 794,000 Schülern bei einer runden Bevölkerung von 69 Millionen, so erhalten wir die ehrenvollere Proportion 1 : 86. Hiernach ist es keine leichte Sache zu sagen, in welchem Verhältnisse die gelehrte Bevölkerung zu der steht, welche es nicht ist, oder zu der Totalbevölkerung. Selbst in Frankreich gibt es auf 1000 junge Leute die zur Ziehung für den Militärdienst einberufen werden, kaum mehr als 700 die lesen können, und das Verhältniss der Ehegatten, die, im Augenblick ihrer Verheirathung, im Stande sind ihren Namen einzuzeichnen, ist noch ungünstiger.*) In Russland belaufen sich die, welche weder lesen noch schreiben können, auf Tausende; das Verhältniss unter den Erwachsenen möchte wohl 1 : 200 sein, aber es verbessert sich von Jahr zu Jahr, zum grossen Vortheil der Entwicklung der Presse, worüber wir noch zum Schluss einige Worte werden zu sagen haben. Was wir in dieser Beziehung schon 1829 bemerkt haben, gilt noch viel mehr heute: »Man ist gerecht gegen die russische Nation, wenn man sagt, dass jeder Familienvater, wenn er auch noch so wenig hat, sich angelegen sein lässt, seinen Kindern einen Vortheil zu sichern, den er selbst nicht hat haben können. Die Liebe zur Lektüre hat in den letzten Zeiten grosse Fortschritte in Russland gemacht und unmerklich wird die Presse dort eine Macht. Natürlicherweise sind in den beiden Schulbezirken Sibiriens**) die Unwissenden die zahlreichsten. Auf der farbigen Karte des europäischen Russlands, welche die Tablity von 1838 begleitet, beziehen sich die schwärzesten Farben auf einen Theil des Unterrichtsbezirks von Kasan uud auf den Bezirk dts Kaukasus. Der Süden von Russland, Taurien einbegriffen, und die Baltischen Gegenden, sowie das Gouvernement von St. Petersburg, sind in heller Farbe. In der That nehmen der Bezirk von Dorpat und der von St. Petersburg den ersten Rang für den Unterricht ein; und dann kommen die vormals polnischen Provinzen im Westen, ...

---

*) Nach Block's Angabe zählt man 1859 in Frankreich schon 670 unter 1000, die lesen können. S. Bevölkerung des Französ. Kaiserreichs von Dr. Block. Gotha 1861. S. 38.

**) Ganz Russland ist in zehn Universitäts- oder Unterrichtsbezirke eingetheilt: Petersburg, Moskau, Kasan, Charkof, Odessa, Kiew, Wilna, Dorpat, Westsibirien, Ostsibirien, S. 808 ff.

Digitized by Google

Den Schluss dieses Kapitels macht eine Uebersicht über den Zustand der Presse, woraus wir nur die Bemerkung über das neue Pressgesetz vom 6. (18.) April 1865 entnehmen, das künftig Codex der periodischen Presse ist. Es heisst hier, dass die Censur für Journale, Revüen und Sammlungen rein facultativ geworden ist. Sie ist durch ein System von Mitgetheilt, Warnungen und stufenweisen Bestrafungen abgelöst worden, die theils richterlich, theils administrativ sind, ganz wie in anderen auf ihre Freiheiten nicht minder stolzen Ländern. — Die Censur wurde im Jahr 1796 von Paul I. eingeführt. Von Alexander I. eine Zeit lang unterdrückt, aber bald wieder gehandhabt, ist sie neuerdings durch einen Ukas vom 14. (26.) Februar 1863 dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts genommen, um künftighin von dem Ministerium des Innern beaufsichtigt zu werden, was der Verfasser ein Symptom strenger Dispositionen nennt, insoweit es sich darum handelt, leichter Ausschreitungen gegenüber gerüstet zu sein. S. 852 ff.

Wir kommen jetzt zu dem Kapitel über die russische Justiz, die heute nicht mehr das ist was sie ehemals war, oder immer mehr von ihrer Vergangenheit sich ablöst, indem sie sich mit den Erfahrungen des westlichen Europa's bereichert. Der Verfasser berührt das Bedürfniss einer gerechten Justiz, S. 859, erörtert die Entwicklung der russischen Gesetzgebung, S. 861 ff., zergliedert das Laiengesetz Iwan's IV. (vom Jahr 1550), S. 854 ff., und geht dann, S. 872, zu der Gesetzgebung über, deren Justinian Nicolaus I. ist, der von 1827 bis 1833 gegen 45 Bände Gesetzgebung veröffentlichen liess, Ukase, Ustafs, Manifeste und Verträge. Dieser gigantischen Sammlung liess er eine kleinere in 15 Bänden folgen, unter dem Titel Svod, eine Concordanz enthaltend. Der Verfasser gibt den Inhalt der Bände an. Er erwähnt dann noch des Handelsgesetzbuches (1846), des Militärgesetzbuches (1840), des Gesetzbuches für die Baltischen Provinzen (1845), der Gesetzbücher für Cultus und öffentlichen Unterricht. Die selbstständige Gerichtsbarkeit in den Baltischen Provinzen, sowie die Verfassung Polens, sind in Frage gestellt, jene durch die Reformen, wozu die Landtage eingeladen wurden, diese durch die Insurrektion. Die Verwaltung der Justiz, S. 877, und die criminelle Statistik, S. 882, füllen zusammen einige Seiten, aus denen das Contingent der Deportation die umständlichste Berücksichtigung findet.

Das Schlusskapitel, S 885, „*Les communications accélérées et la bienfaisance publique*“ handelt von den Verkehrsmitteln (Eisenbahnen, elektrische Telegraphie) und der öffentlichen Wohlthätigkeit (Findelhäuser, Waisenhäuser etc.).

Nachdem wir so dem Inhalte der drei Bände unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben, wollen wir schliesslich nicht ermangeln, lobend hervorzuheben, dass der Verf. jeden der Bände mit einem sorgfältig ausgeführten Index versehen hat.

Digitized by Google

Wir wollen nicht Abschied von seinem Werke nehmen, ohne dem Eindrucke noch ein Wort zu reden, den auf uns die Darstellung der materiellen Bestände gemacht hat, und die Hoffnungen machen, die sich an die Entwicklung anknüpfen. Wir haben, sagt der Verf., dessen Wortlautes wir uns bedienen wollen, eine Nation vor uns, die unter allen Beziehungen voranschreitet: einen weisen und wohlwollenden Fürsten, der diese Fortschritte aus allen Kräften und mit allen Mitteln begünstigt. Ohne Zweifel ist noch nicht Alles gethan, noch fehlt Viel; denn damit die Reformen Alexander's II. ihre Wirkung haben, muss das ganze Volk sich damit verbinden und begünstigen; es muss sie sich aneignen, so zu sagen, von Tage zu Tage. *Quid leges sine moribus?* Aber was gethan, ist beträchtlich und erfreulich; nämlich ein grosser Schritt zrr wahren Civilisation, nicht einer bevorrechteten Classe, sondern aller Classen ohne Ausnahme. Dafür begreifen wir auch bis zu einem gewissen Punkte den nämlichen Stolz dieser Antwort an die Verkleinerer Russlands, welche wir vor einigen Tagen in einem Journal St. Petersburg, am Schlusse eines gewandt redigirten Artikels*), wo man einen Rückblick auf das Jahr 1865 wirft, gefunden haben:

»Kurz, eine unaufhörliche Entwicklung in allen liberalen Einrichtungen und ein glücklicher Krieg gegen die Ansprüche, welche die Einheit Russlands bedrohten, dass ist unser Hauptrechnungsbuch. Man möchte uns überzeugen, dass diese Politik schlecht ist, aber sie hat bei uns die Einhelligkeit der Stimmen erlangt, und wir können sagen, das ist die Einhelligkeit zwischen einem grossen Monarchen und einem grossen Volke.«

Der Verf. schliesst dann mit den Wünschen für den glücklichen Erfolg der Neuerungen, welche bestimmt sind der russischen Nation ihre Stelle unter den grössten Nationen Europas anzuweisen.

Wenn der Franzose Ch. Düveyrier**) den Nationalcharakter der Russen richtig erkannt hat, und das scheint er, da der Verf. sich auf seine Autorität beruft, so ist jedesfalls leicht diese Hoffnung auszusprechen. Und wohl einem Lande, dessen Regent das Bewusstsein seiner Bestimmung hat, wie es für Russland von seinem gegenwärtigen Czar Alexander II. zu rühmen ist!

---

*) Die Correspondance russe vom 23. Januar 1866.

**) Der Verfasser citirt seine *Lettre à M. Mauguin, p. 241: „La force principale des Russes est dans leur charactère national, dans cette résignation qui n'exclut pas l'activité, dans cette double soumission à Dieu et à l'Empereur, qui n'est ni la fatalité antique ni le fatalisme oriental. Cette qualité, cette vertu, est dans le sang; c'est un instinct de race, que la religion, et le pouvoir ont seulement developpé. La nation russe est de toutes les nations de l'Europe la plus disciplinable, celle qui adopte le plus facilement la pratique, sinon la théorie de l'ordre ..... Dieu a voulu que cet instrument tombât presque toujours dans des mains puissantes. Mais jusqu'à Pierre Ier, aucun des grands hommes qui marchèrent à la tête de ce peuple n'avait eu conscience de sa destinée.“* (S. 738).

Heidelberg, im August, 1866. **Dr. H. Doergens.**

Digitized by Google

L. Figuier, Vies des savants illustres depuis l'antiquité jusqu'au dix neuvième siècle. Savants de l'antiquité. Paris 1866.

Die Verlagshandlung, wo dieses Werk erschienen ist, ist das Unternehmen eingegangen, biographisch die Gelehrten der Praxis aus den verschiedenen Jahrhunderten je in einem Bande zu vereinigen, und zwar die hervorragendsten. So sollen die bedeutendsten Gelehrten aus dem Mittelalter, dem arabischen und dem europäischen für sich nur in einem Bande, erscheinen, von da ab die Gelehrten aber nach Jahrhunderten je in einem besonderen Bande, also die Gelehrten der Renaissance (des sechsten Jahrhunderts) in ihrem besonderen Bande, die Gelehrten des siebenzehnten, u. s. w. Diesem Programm gemäss sind die Gelehrten des Alterthums nun in dem oben namhaft gemachten Bande erschienen: Thales, Pythagoras, Platon, Aristoteles, Hippokrates, Theophrastus, Archimedes, Euklides, Apollonius, Hipparch, Plinius, Dioscorides, Gallienus, Ptolemäus u. s. w. An diesen Namen wird man erkennen, dass das Wort *savant*, wenn wir es im Deutschen mit »gelehrt« übersetzen, doch seinen besonders begrenzten Sinn hat, und der Hauptsache nach den in dem Wissen der Natur Bewanderten meint. Dieser und die folgenden Bände sollen mithin eine Galerie *„de tous les grands maîtres de la science"* enthalten. An seinem Theile wünscht der Verfasser mit diesem Bande, für den er das Lob der Gewissenhaftigkeit und der Gemeinverständlichkeit erwartet, Specialisten, wie Physikern, Chemikern, Naturforschern und Ingenieuren nicht blos, sondern auch dem Standpunkte der allgemeinen Bildung, und endlich dem Lesebedürfnisse der Jugend zu dienen. So Vielen auf einmal zu dienen, ist schwer, oder aber ein den Vielen gemeinsames Bedürfniss ist die Entschuldigung jener vielumfassenden Absicht, das Bedürfniss der Lesbarkeit.

Bevor der Verfasser zu den Biographien im Einzelnen kommt, gibt er in einer Darstellung der ihrer Periode und der Geschichte überhaupt vorhergehenden wissenschaftlichen Zustände *(Période antéhistorique)*, S. 1—25, kurze kritische Erörterungen der extremen Gebiete des geoffenbarten und gefundenen Wissens! Mit einer Stelle aus Blainville's *Histoire des sciences de l'organisation* (Paris, 1847, I. S. 6) weist er diejenigen ab, welche an eine Versöhnung des Geoffenbarten und des Profanen glauben. S. 9. Er spürt den Anfängen der Specialfächer im Gebiete des Organischen nach, wobei er sich auf eine zwar alte, aber nicht veraltete Auctorität (Bailly) stützt. S. 18. Die Verdienste der Aegypter und Indier um die Begründung medicinischen nicht minder, als astronomischen und mathematischen Wissens werden mit besonderer Aufmerksamkeit geprüft. Er bedauert zuletzt, dass Alles was man in Bezug auf die Phönicier hat sammeln können, sich auf die Zeugnisse von Anerkennung beschränkt, welche sich dieses kleine Handelsvolk bei

Digitized by Google

den Alten erworben hat. S. 24. Der macedonische Alexander strich freilich seinen Namen aus der Geschichte; dasselbe widerfuhr seiner glänzenden Colonie in Afrika, Carthago, seitens der Römer. Dieser geschichtliche Wink schliesst sein Tableau, das den Zweck hat, den nachfolgenden Biographien als Einleitung zu dienen!

Der erste Name ist der Epoche der sieben Weisen entlehnt, eine Epoche, welche nicht blos nach der Seite des theoretischen Wissens, sondern auch nach der Seite der Cultur überhaupt eine neue Periode der griechischen Civilisation einführte. Zwei Männer sind es besonders, die unter diesen sieben ewig werden genannt werden, Solon und Thales. Thales ist es, mit dem wir es hier zu thun haben. S. 28 ff.

Dem folgenden Jahrhundert angehörig, hat Pythagoras, der zweite in dieser Reihe, sowohl durch die Grösse seines Rufes, als durch die nachhaltige Wirkung seiner eigenen Entwürfe als solcher, Anspruch darauf, der Repräsentant seines Jahrhunderts hier zu sein. S 54 ff.

Während gegen ihn seine Schüler im Schatten zu stehen kamen, ist Sokrates durch seinen Schüler erst etwas Grosses geworden. Pythagoras wirkte durch seine priesterliche Mission, Sokrates ging seinen Weg als gutmeinender Sämann, dem das Glück in seinen Schülern nachmals Zeugen seines Namens erweckte, und ohne die er gegen Pythagoras sich nicht nachhaltig abgehoben hätte. Der Verf. hat aus seinen Schülern Plato und Aristoteles hervorgehoben, denen unter allen Bedingungen, abgesehen von dem dem Verf. wichtig erschienenen Gesichtspunkte ihr Relief gesichert wäre. Die Biographie des Aristoteles leitet er mit einer Bemerkung ein, die zeigt, dass er die gegenseitige Realbedingtheit dieser drei Männer wohl erfasst hat. „*Avec Socrate,* sagt er S. 118, *la science telle que nous l'entendons aujourd'hui, n'aurait jamais vu le jour. Avec Platon, l'écho, le porte-voix de Socrate, elle aurait pu faire tout au plus quelques pas, gênée par les continuelles entraves d'un spiritualisme excessif. Il fallait arracher la science à ces hautes régions, où elle menaçait de se perdre. Enfin vint Aristote, et les sciences physiques, aussi bien que les sciences naturelles, furent fondées pour jamais; et du premier coup, — véritable miracle dans l'histoire des sciences et dans l'évolution de l'esprit humain, — elles furent élevées sur les bases mêmes où elles reposent aujourd'hui.*"

Noch dem philosophischen Zeitalter angehörig, erscheint dann Hippokrates mit einer unverhältnissmässig ausführlichen Lebensgeschichte bedacht, S. 171 ff., woraus man entnehme, dass ihn die Zweifel, welche eine zu Anfang dieses Jahrhunderts in Paris erschienene medicinische Dissertation vertrat, nicht wankend machten.

Unter den Schülern des Aristoteles hat der Verf. seinen Nachfolger in der Leitung des Lyceums für würdig befunden, in der Reihe seiner Heroen der Civilisation das vierte Jahrhundert zu vertreten. Theophrastus von Eresos auf Lesbos, dem Aristoteles

mit behutsamen Takte vor dem Rhodier Menedemus den Vorzug gegeben hatte. Gellius hat darüber eine anmuthige Erzählung aufbewahrt. S. 213 ff.

Nun folgen die Vertreter des mathematischen Wissens nacheinander Archimedes, bekannt durch sein tragisches Ende bei der Belagerung von Syrakus durch Marcellus (212), S. 230 ff. Euklid, unter Ptolemäus Soter, S. 250 ff. Apollonius aus Pergä in Pamphylien unter Ptolem. Evergetes, S. 268 ff., endlich Hipparch aus Nicäa in Bithynien, sein grosser Zeitgenosse, der grösste Astronom des griechischen Alterthums, S. 284 ff.

Gehörten die bisher Genannten dem specifisch griechischen Alterthume an, so fehlt es bei dem Verf. nicht an Solchen, die man Vertreter der griechisch-römischen Zeit überhaupt nennen kann. Wenn auch nicht der früheste darunter, so doch der hervorragendste unter denen, die jetzt folgen, ist der ältere Plinius, der 23 p. Chr. geboren wurde, und dessen eigentliche Blüthezeit als Schriftsteller die Regierung des Vespasian ist. S. 308 ff. Dann folgt Discorides aus Anazarbus in Cilicien, den der Verf. selbst warnt, mit einem Schüler des Isokrates, der auch so hiess, mit dem bekannten Graveur, oder auch mit dem griechischen Grammatiker dieses Namens aus dem zweiten Jahrhundert zu verwechseln. Der Verfasser der sich an Suidas hält, setzt ihn in die Zeit der Cleopatra, S. 347 ff. Aus der Zeit des Hadrian, die so viele Geister nach dieser Seite erzeugte, konnte wohl am besten der Arzt Galenus aus Pergamus erwähnt werden, der grösste Arzt des Alterthums nach Hippokrates, S. 366. Den Schluss dieser Reihe der Heroen bildet Ptolemäus aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Genau bestimmt nennt der Verf. das Jahr 139 p. Chr., wo Ptolemäus sich in Alexandrien auf astronomische Arbeiten verlegte. S. 429. Diese Biographie bildet den Bestandtheil einer Abhandlung über die Alexandrinische Schule überhaupt.*) S. 406 ff. Schon in den Aufsätzen über Euklid, Apollonius und Hipparchus hatte er sich zu einigen Einzelheiten über diese Schule verstehen müssen. „*La vie de l'astronome Claude Ptolémée va nous donner l'occasion de raconter avec quelques développements, la fondation, les progrès et la décadence du célèbre institut égyptien.*“ 1. 11.

Nach dieser Uebersicht müssen wir die Frage an die Darstellung richten, woher dieser Text seinen Ursprung hat. Diese kritische Nachfrage führt uns auf die Quellen des Verfassers, mittelbare oder unmittelbare.

Die letzteren, die Alten selbst, sind in der Regel das Einzige, was man gewohnt ist, von einem Franzosen als Autorität betrachtet zu sehen, es müsste denn sein, dass ein Solcher von der Hoch-

*) Nach Vacherot's Histoire critique de l'Ecole d'Al. (Paris 1845—1851), Préface, p. V. dauerte sie von 193 p. Chr. ab bis 529. Hiernach rechnet er das Museum nicht dazu und als eine Zeit für sich, deren Jahrhunderte aber dieser Schule vorgearbeitet hatten!

Digitized by Google

schule der methodischen Wissenschaft das Gefühl für weitergehendere Bedürfnisse mitgebracht hat. Es ist eine Folge der Kritik, dass verlangt oder erwartet wird, ein Verfasser übe die Pflicht, für Detailangaben die Quellen namhaft zu machen. Dies schliesst die Mühe ein, seine mittelbaren Quellen, die Vorgänger, zu befragen, und je nach Bedarf zu berücksichtigen, aber nicht ohne ihnen dafür den Tribut der Nennung zu gönnen.

In dieser Beziehung kann die Biographie des Galenus für die correkteste gelten, weil der Verf. Eingangs die Monographien seiner Vorgänger namhaft gemacht hat. Dasselbe gilt von der Schlussabhandlung über die Alexandrinische Schule, nur dass er hier einseitig nur Werke von Metaphysikern kannte. Aber für die übrigen würde die Mühe der Vergleichung mit den Artikeln der *Biographie universelle* oder der *Biographie générale* oder des *Dictionnaire des sciences philosophiques* zu vergleichen, nicht erspart bleiben, wo dann diesen müsste Vertrauen geschenkt werden, wenn nicht die Prüfung noch weiter nach Rückwärts ausgedehnt werden sollte. Am wünschenswerthesten wäre es gewesen, in der Einleitung, wo man es deutscherseits gewohnt ist, sich mit einigen einschlägigen Ausführungen von allgemeiner Wirkung auf alle Fälle zu decken.

Um aber dem Verf. nicht das Verdienst seiner Bearbeitungen vorzuenthalten, sei es uns vergönnt, eine Biographie zu zergliedern, und an diesem Beispiele zu zeigen, wie er allerdings mit den Vorzügen eines Biographen die Voraussetzungen eines Forschers zu verbinden weiss.

Wir wählen den Aristoteles! Wenn die Bemerkungen Tadel enthalten konnten, so wird die Biographie des Aristoteles, sobald wir sie geprüft haben, zeigen, dass der Tadel sich auf die Abwesenheit der erwarteten Stützen seiner Urtheile beschränkt, ohne dass der Verf. sich über die Berücksichtigung von Vorgängern hinweggesetzt hätte. Nachdem man sich durch die Literatur über Aristoteles Leben und Schriften*) gründlich belehrt und über die Grenzen einer zu Lesezwecken bestimmten Darstellung aufgeklärt hat, und nimmt dann des Verf.'s Abhandlung vor, kann man ihm das Lob der gründlichen Prufung nicht absprechen, und muss ihm sogar das Verdienst der belehrenden Darstellung einräumen. Zuerst beschreibt er sein Leben, S. 118—150, aus dem sein Verhältniss zu seinem königlichen Schüler (Alexander von Macedonien), sowie seine stille Thätigkeit in Athen als Vorsteher seiner Schule, und endlich seine Uebersiedlung nach Chalcis auf Euböa als die äusseren Marksteine hervorzuheben sind, mit fesselnder Ausführlichkeit. Vorübergehend wird seines Testaments sowie der Schicksale gedacht, denen seine Schriften ausgesetzt waren, S. 151 ff., die in Rom zuletzt eine Stätte in der 39 a. Chr. von Pollio gegründeten

---

*) Der Catalog darüber ist in Pauly's Real-Encyclopädie s. n. nachzuschlagen.

ersten öffentlichen Bibliothek fanden. Ein Peripatetiker (Tyrannio) hatte sie einer Revision unterworfen, und diese kritische Vorarbeit gab dem Andronicus von Rhodus (nach Plutarch's Versicherung) zu seinem Katologe das Material. Der Verf. gibt zu, dass es an Angaben fehle, welche uns in den Stand setzen müssten, die Werke des Aristoteles nach den Jahren zu ordnen. Er hält sich an die rationelle Ordnung, *„en classant les oeuvres d'après l'analogie des matières."* Diesem nicht neuen Systeme gemäss erlangt er folgende zehn Gruppen. S. 155ff.

Erste G.: Rhetorik; Poetik.

Zweite G.: Logik (Kateg. Hermen. Erste und letzte Analytik, Topik, Sophistische Beweise).

Dritte G.: Metaphysik; Physik.

Vierte G.: Nikomachische Ethik; Eudemische Ethik; Hauptethik; von den Tugenden und den Lastern.

Fünfte G.: Politik; Oekonomik.

Sechste G.: Von der Seele; vom Schlafen und Wachen; von den Träumen; vom Wahrsagen durch Träume; von Gedächtniss und Wiedererinnerung; von Länge und Kürze des Lebens; von Jugend und Alter; von der Stimme; vom Athmen; von Leben und Sterben; vom Winde.

Siebente G.: Meteorologik; von der Welt; vom Himmel; Wundererzählungen; von Zeugung und Vernichtung.

Achte G.: Ueber untheilbare Linien; mechanische Probleme.

Neunte G.: Geschichte der Thiere; von den Theilen der Thiere; von der Zeugung der Thiere; von dem Gang der Thiere; von der gemeinsamen Bewegung der Thiere; von Empfindung und empfindbaren Dingen; von der Stimme.

Zehnte G.: Von den Pflanzen.

Ohne dieses System hier weitläufiger mit anderen von anderen Ausgangspunkten unternommenen vergleichen zu wollen, folgen wir ihm in seinem Versuche, die Grundidee seiner einzelnen Werke angeben, bevor er zur Geschichte der Thiere kommt, welches, nach ihm, *„n'est pas le seul chef-d'oeuvre, mais le chef d'oeuvre le plus intelligible et le moins contesté de cet immortel philosophe."* S. 156. Er zergliedert am Faden jener Gruppirung und nach der dort beobachteten Reihenfolge nun der Grundinhalt *(idée sommaire)* der einzelnen Arbeiten von Aristoteles, wobei wir uns nicht aufhalten dürfen. Nicht um seines Inhaltes willen, sondern des Vergleichs dieser Arbeit mit anderen von anderen Verfassern wegen, kann die Literatur des Aristoteles für uns hier interessant sein. S. 156ff. Hin und wieder entlehnt der Verfasser seine Analysen auch den Uebersetzern aristotelischer Werke, z. B. Bertrand von St. Germain, von dem die Franzosen eine Uebersetzung der Meteorologie besitzen. S. 161. Für seine Kritik über Aechtheit oder Unächtheit beruft er sich wohl auf Barthélemy St. Hilaire, z. B. anlässlich der Abhandlung von der Welt. S. 165.

Digitized by Google

An die Zergliederung der kleineren Abhandlungen schliesst sich die der Geschichte der Thiere, *„qui a défié les progrès de vingt-deux siècles, et qui ne paraît pas devoir être de sitôt dépassée.“* Nach einer Bemerkung des Verfassers besitzen die Franzosen noch keine mit Sachkenntniss gearbeitete Uebersetzung hiervon. S. 166. Er macht es sich leicht, ein Urtheil über dieses Werk abzugeben: *„Sur cette partie de son oeuvre*, sagt er, *nous ne pouvons mieux faire que de laisser juger Aristote par ses propres rivaux; les hommages rendus à son génie en auront plus de valeur.“* Er meint Büffon und Cüvier, und dann folgen Stellen aus den Werken Beider. Nach diesen, meint er, *„nous nous garderons, de rien ajouter à leurs éloges.“* S. 169. Nachdem er dann noch einige Aphorismen aus des grossen Griechen Naturgeschichte verwerthet, die geeignet sind, das Erstaunen des Lesers zu erregen, schliesst er mit einigen Behauptungen, *„qui furent longtemps traitées de fables, et que l'observation des savants modernes a pleinement confirmées“*, nämlich, welche Thiere betreffen (Hirschpferd, *Hippelaphos*, und Kamelpardel, *Hippardium)*, die lange Zeit für chimärisch galten, und in neuerer Zeit endlich constatirt sind.

Man sollte keiner Arbeit des Aristoteles ausweichen, weil sie alle reich an Winken und Beobachtungen sind, und das Hauptwerk von ihm erläutern helfen.

Aus der Probe, die wir mit Aristoteles gegeben haben, möge man auf die Behandlung der übrigen Namen schliessen, von denen ausser Hippokrates besonders Galenus unser Interesse in Anspruch nimmt.

So mag immerhin eine Zusammenstellung, wie die vom Verf. beliebte, ihr Vorrecht behaupten. Ist sie doch unter anderen nicht die wenigst bedeutende. Im Gegentheil dürften einzelne Namen darunter erst bei solcher Betrachtung das Interesse an Männern wecken, die ihre Geburt und Geschichte an den Eingang ihrer Specialwissenschaften gestellt hat.

Heidelberg, im August 1866. **Dr. H. Doergens.**

---

1) *Ueber die Faustsage von Dr. Kühne, Oberlehrer am herzogl. Gymnasium zu Zerbst. Zweiter Theil, Zerbst 1866. 37 S. 4.*

2) *Göthe's Faust. Gemeinfasslich dargestellt von Julius Voigt. Berlin, 1866. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 86 S. gr. 8.*

3) *Augustin und Göthe's Faust. Vortrag, gehalten im evangelischen Verein zu Berlin von Lic. Dr. P. Kleinert. Berlin. Verlag von Wiegandt und Grieben, 1866, 45 S. 12.*

Der um die Bearbeitung der Faustsage und die Kritik ihrer ältern Literatur hoch verdiente Herr Verf. von Nr. 1 hat in der Einladungsschrift zu den öffentlichen Schulprüfungen am Herzog-

Digitized by Google

lichen Gymnasium zu Zerbst im Jahre 1860 den ersten, von uns in diesen Blättern angezeigten Theil einer Untersuchung über die Faustsage herausgegeben. In diesem werden der Charakter und Ursprung der Sage, die historischen Zeugnisse für Johann Faust und die sämmtlichen Redactionen des Faustbuches von den zwei ältesten Ausgaben von 1587 bis zum Volksbuch des christlich Meinenden (s. 1712), das Wagnerbuch von 1593 und dessen verschiedene Ausgaben bis 1717 nach Anlage, Inhalt und Quelle mit genauer Sachkenntniss und kritischem Sinne unter mehrfacher Benutzung der deutschen Volksbücher des Unterzeichneten behandelt.

Der vorliegende zweite Theil beschäftigt sich nun mit den verschiedenen Ausgaben der Sage von Johann Faust in fremden Sprachen. Den Uebergang hiezu bildet das niederdeutsche Faustbuch oder die »sassische« Uebersetzung von 1588, nach der editio princeps von 1587 veranstaltet. Von dieser »sassischen« Uebersetzung »Historia Van Johann Fausten, dem wythberömeden Töverer und Swartkünstener, wo he sick yegen den Düvel up eine benömede tydt vorschreuen, wat he hyrtwischen vor wunderlike Gesichte gesehen, sülvest angerichtet und gedreuen, beth dat thom lesten syn wol vordenede Lohn entfangen hefft« u. s. w. befindet sich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin ein Exemplar.

Daran reihen sich die niederländischen Faustbücher; sie sind mit Ausnahme eines einzigen Uebersetzungen des deutschen Volksbuches. Angeführt werden die Ausgaben von 1592, die in der königl. Bibliothek zu Berlin vorhandene Uebersetzung der zweiten Ausgabe des hochdeutschen Faustbuches von 1587, die Ausgaben von 1677, 1685, 1728 u. s. w., die niederländische Uebersetzung und Bearbeitung des Wagnerbuches. Es finden sich hier Einzelnheiten, welche in dem hochdeutschen Volksbuche von Christoph Wagner nicht vorkommen. Dieselben werden genau angegeben, erklärt und auf ihren Ursprung zurückgeführt (S. 4—8).

Die Niederländer besitzen die deutsche Faustsage auch in einer eigenen und eigenthümlichen Abkürzung. Unter der Ueberschrift: »Schloss Waerdenberg bei Bommel (Doctor Faust)« findet sie sich in J. A. Wolfs niederländischen Sagen, Leipzig 1843, Nr. 266. Sie ist mitgetheilt nach O. G. Heldring, Oudh. Wandelingen und nach dem Kunst — en Letter-Blad, 1841, S. 95.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 39. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Faustsage und Göthe's Faust betreffende Schriften.

(Schluss.)

Doctor Faust erscheint hier als ein »gar gelehrter Mann.« Er »sass auf dem Schloss Waerdenberg Tag und Nacht hinter den Büchern, um den Stein der Weisen zu finden, kochte auch zuweilen im Burgkeller Tränklein von allerhand Art.« Aber seine »Köcheleien« missglücken ihm, er wird »unmuthig und gar missvergnügt.« Der Teufel hilft ihm; er will sieben Jahre Faust's »Knecht« sein, dieser aber muss ihm vorher eine mit seinem Blute unterschriebene Handschrift überreichen. Der Teufel wird als Diener von Faust »Jost« genannt. Es kommen auch Anklänge und Einzelnheiten des deutschen Faustbuches vor. So reitet Faust auf einer »Tonne besten Thiel'schen Bieres vor den Augen vieler Gäste aus der Thüre.« Nachdem die sieben Jahre verflossen sind, »da fasste er (der Teufel) den Doctor Nachts punct zwölf bei den Haaren und fuhr mit ihm an (aus) einem grossen Fenster des Schlossthurmes, welches noch heute zu schauen ist, hinaus und nach der Hölle. Er hatte ihn also durch die Gitter des Fensters gezogen, dass das helle rothe Blut daran klebte und gegen die Mauer spritzte. Man hat häufig versucht, die Flecken abzuputzen, aber das vermag kein Regen und Schnee und keine Menschenhand, und die werden da bleiben, so lange das Schloss und die Thüren stehen werden« (S. 9 u. 10).

Unter den niederländischen Bearbeitungen des Fauststoffes wird auch »Marieken von Nymwegen«, ein weiblicher Faust, erwähnt. Die Sage stammt aus dem altvlämischen Volksbuch: Mariken van Nymwegen. Das Kunst-en Letter-Blad von 1841 giebt einen Auszug desselben. Wir wissen, dass Göthe als Knabe einen weiblichen Faust auf seinem Puppentheater im elterlichen Hause zur Aufführung brachte. Der Teufel heisst in der vlämischen Sage »Monen mit einem Auge«, wozu S. 10 die Bemerkung aus der nordischen Mythologie gemacht wird: Othinus altero orbus oculo. Monen wird einmal von Dämon und dann von dem althochdeutschen Muno d. i. wonniglich, schön abgeleitet. Beides ist jedoch unsicher. Der Teufel will dem »Marieken« die sieben freien Künste lehren, als da sind, »die Musica und Rhetorica und Logica und Grammatica, Geometria, Arithmetica und Alcumisterie (statt Alchimisterie, wird hier statt der siebenten freien Kunst, der Astronomie, gesetzt). Marieken will

Digitized by Google

mit dem magischen Buche ihres Oheims den »Teufel durch ein Nadelöhr jagen.« Um die grosse »Kunst, alle Sprachen zu verstehen«, entsagt sie ihrer Seligkeit und nimmt den Namen »Emmeken« an. Der Schauplatz ihrer Thaten sind »Kneipen des niedrigsten Ranges«, »Monen« als ihr Principal zieht mit ihr als »einem Wunderkinde« herum. Nach sechsjährigem Herumwandern hören sie am »Kirmestag« zu Nymwegen in einem Wagenspiel (wohl Volkstheater) einen Advokaten des Teufels, der sich »Breherio Mascheroen« nennt. Dieser beschwert sich darüber, dass Gott den Menschen gnädiger sei, als »uns Teufeln, die wir nur einmal gesündigt haben und für das eine Mal nun ewig und sonder Hoffnung brennen müssen in dem Abgrund der Hölle.« Der Advokat zieht Gott zur »Rechenschaft.« Dieser beruft sich darauf, dass er denen Gnade in der Ewigkeit versprochen habe, welche Busse thun. Das war aber, meint der Teufelsadvokat, »nicht zu unserer Zeit im alten Bunde und darum behaupte ich, dass wir ungerecht leiden müssen.« Christus schlägt sich ins Mittel mit dem Einwande, er sei in die Welt gekommen, »um alle Menschen zur Gnade zu bringen.« Da müsste ja Gott, meint der Advokat, noch strenger als im alten Bunde sein, wenn Christus für die im neuen Bunde gestorben ist, welche doch immerfort sündigen. Gott Vater sieht das ein und will »mit dem Schwert der Gerechtigkeit« darein fahren. »Unserer lieben Frau, die auch gegenwärtig war, ging das sehr zu Herzen und sie bat ihren Sohn, dann wenigstens den Menschen vorher Warnungszeichen zu senden, als: Kometen, Doppelsonnen, Erdbeben« etc. Jesus will sich nicht erbitten lassen, der Teufelsadvokat bittet um die Gnade, die Menschen peinigen zu dürfen. Maria fleht um Verzeihung für die Menschen. »Marieken« wird gerührt. Ihr Oheim, ein Priester, verscheucht den bösen Monen, geht mit Marieken vom Dekan zu Nymwegen zum Bischof von Köln und von da zum Papst. Der giebt ihm den Bescheid: »Obgleich ich der heilige Vater bin, weiss ich nicht, ob ich also gräuliche Sünde vergeben kann.« Marieken soll nach seiner Anleitung drei eiserne Ringe um Hals und Arme tragen. Wenn sie abfallen, hat ihr Gott verziehen. Sie lebt strenge viele Jahre im Kloster der bekehrten Schwestern zu Nymwegen. Beim Sterben berührt ein Engel ihre Ringe, sie fallen ab und sie »entschläft gottselig im Herren.«

Die französischen Volksbücher von Faust sind Uebersetzungen der zweiten Ausgabe des deutschen Faustbuches von 1587. Die älteste Ausgabe der Uebersetzung von Victor Palma Cayet ist von 1598 und die späteren sind nur Abdrücke derselben. Es werden 16 Ausgaben von 1598 bis 1798 angeführt. Drei Ausgaben (Nr. 9, 12 und 15) befinden sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Es folgen Vergleichungen der zweiten Ausgabe des hochdeutschen Faustbuches von 1587 und des französischen Faustbuches von 1667, wobei auch die Randbemerkungen der Ausgabe von 1587 angefügt

Digitized by Google

sind. An das 37. Kapitel des französischen Faustbuches: Une histoire de docteur Fauste et de l'empereur Charles-le-quint, so wie an chap. 48: Au jour du dimanche blanc, d'Helene enchantée lehnt sich die in französischer Sprache geschriebene Erzählung l'enchanteur Faustus par Antoine Hamilton an.

Der schottische Graf Hamilton lebte als Kind zur Zeit der Cromwell'schen Unruhen, folgte seiner Familie mit Karl II. nach Frankreich, wo er am 21. April 1720 starb. Hamiltons Werke sind in 6 Bänden 1749 erschienen. Der Anhang des Hamilton'schen Faust zum französischen Faustbuche ist eine Satyre auf die jungfräuliche Königin Elisabeth. Der Inhalt wird S. 15—18 mitgetheilt.

Auch die englischen Faustbücher sind ziemlich genaue Uebersetzungen der deutschen editio princeps von Spies. Es werden von S. 18 an zwei alte Ausgaben angeführt. Die zweite wird mit der im Besitze des Buchhändlers Hartung in Leipzig befindlichen editio princeps des deutschen Faustbuches genau verglichen und die beinahe völlige Uebereinstimmung in der Reihenfolge der Aufschriften nachgewiesen. Auch die englische Ausgabe von 1588 stimmt mit dieser letzteren überein. Das englische Faustbuch ist »eine sehr verständige, alles Lobes würdige Uebertragung der deutschen editio princeps.«

Nicht so verhält es sich mit dem second report of Dr. John Faustus, containing his appearances and the deeds of Wagner. Written by an english gentleman, student in Wittenberg, an university of Germany, in Saxony. Published for the deligth of all those, which desire novelties, by a friend of the same gentleman. London, 1594 in 4⁰, abgedruckt, wie das englische Faustbuch, in a collection of early prose Romances, London, 1828, Vol. III. In der zweiten Ausgabe desselben ist die Einleitungsepistel hinweggelassen, auch sind einige orthographische Einzelnheiten verschieden (S. 24). Ueber dieses englische Wagnerbuch sagt der gelehrte Herr Verf. S. 27: »Ein armseligeres Machwerk als dieses so genannte englische Wagnerbuch hat die ganze Faustliteratur nicht aufzuweisen.« Das deutsche und niederländische Wagnerbuch sind besser. »Das wenige Gute in dem Buche ist nicht neu und das viele Neue ist nicht gut« (S. 28). Noch wird eine alte englische ballad of the life and death of Dr. Faustus, the great congerer (sic, soll heissen conjurer), 1588, erwähnt. Sie ist in der Anlage ähnlich dem deutschen »Doctor Faust, ein fliegendes Blatt aus Köln.« Das deutsche Faustlied hat 90, das englische 80 Strophen. Die Form des deutschen ist »hart, ungeniessbar und verderbt.« Göthe sagt darüber in der Recension der ersten Ausgabe von des Knaben Wunderhorn 1806: »Tiefe und gründliche Motive könnten vielleicht besser dargestellt sein« (S. 31). Die englische Ballade schliesst sich auf das »Gewissenhafteste« an das Spies'sche Faustbuch an.

Digitized by Google

Schon 1588 gab es eine gedruckte dänische Uebertragung des deutschen Faustbuches (s. von der Hagen, Germania, Bd. VII, Berlin, 1846); sie ist aber bis jetzt nicht aufgefunden worden. Ein noch vorhandenes dänisches Volksbuch von Faust ist aus dem Volksbuche des »christlich Meinenden« übersetzt. Die Aufschrift ist: Den i den gandske Verden bekjendte Erz-sot-Konstner og Troldkarl Dr. Johan Faust og hans med Djaevelen oprettede Forbund, forundringsfulde Levnet, og forskraekkeligt Endeligt, beskreven of en Christelig Menende, oversat ved N. F. B. trycht Aar 1735. 8. Der Herr Verf. hat sich durch diese gründliche Untersuchung der Faustsage den Dank aller Freunde der deutschen Literatur in vollstem Maasse verdient.

Nr. 2 und 3 erweitern abermals den leider nur zu grossen Umfang der sich auf den Göthe'schen Faust beziehenden Literatur, da die Qualität in der Untersuchung dieses Gegenstandes besonders in neuerer Zeit nicht in gleichem Maasse mit der Quantität zugenommen hat.

Der Herr Verf. von Nr. 2 will eine »gemeinfassliche Darstellung des Göthe'schen Faust« geben. Da wir auch an solchen Darstellungen keinen Mangel erleiden, so muss man mit Recht eine neue Art der Auffassung des vorliegenden Stoffes erwarten. Denn in der Literatur gilt der Satz: Superflua non nocent nicht. Nach einer ziemlich ausführlichen Einleitung theilt der Herr Verf. sein eigentliches Thema in drei Theile (S. 20). Ueberall wird zu viel Rücksicht auf die subjective Stellung des Dichters zu seiner Dichtung und auf die Einflüsse der Zeit auf ihn genommen, zu wenig bedacht, dass Faust nicht ein Spiegel eines bestimmten Menschen, etwa Göthe's, Merks als Mephistopheles u. dgl., sondern eine Darstellung des Wesens und der Bestrebungen der menschlichen Natur selbst ist. Aus jenen einseitigen Beziehungen des Göthe'schen Faust auf den Entwickelungsgang, die Zeit und die Umgebungen des Dichters geht jene krankhafte Richtung der Aesthetiker hervor, in einem über den Mängeln der Zeit stehenden, für alle Zeiten geschriebenen, ewig wahren Gedichte Anspielungen auf Personen und Lokalitäten zu finden, welche man erst in die Dichtung hineinlegen muss, um sie wieder aus ihr herauszunehmen.

Der erste Theil enthält »die Ablehnung jeglicher Theorie bis zum Entschlusse sich in den Taumel des Lebens zu stürzen.« Im zweiten wird »das Ueberheben der leeren Subjectivität« und das »Factum der Existenz des Ideals« (sic) dargestellt. Die Aussöhnung des Zwiespalts zwischen Leben und Ideal findet durch »das Modell der Antike« (sic) statt. Der dritte Theil enthält den »Uebergang zur Thätigkeit und den Tod als Versöhnung«. So giebt der Herr Verf. seinen drei Theilen die Ueberschriften: 1) »die Theorie«, 2) die »prometheischen Götter«, 3) »Arbeit und Tod« (S. 20). Diese Ueberschriften taugen wohl wenig zu einer »ge-

Digitized by Google

meinfasslichen« Darstellung, noch weniger die »allgemeine Einleitung« und die Durchführung in den einzelnen Theilen, da hier Dinge nur kurz angedeutet sind, die für denjenigen nothwendig unverständlich sein müssen, welcher nicht näher mit ihnen bekannt ist. Das ist aber gewiss gerade bei solchen Lesern der Fall, für welche man »gemeinfassliche« Darstellungen schreibt; denn für die genauen Kenner der Literatur der Zeitverhältnisse sind solche gewiss höchst überflüssig. Ueberall ist zu wenig Rücksicht auf den Zusammenhang der Faustdichtung mit der Faustsage genommen. Ohne das Nachlesen eines Commentars, wie etwa des Düntzer'schen, sind die angedeuteten Realien in dieser »gemeinfasslichen« Darstellung beinahe unverständlich. Wir finden in der Schrift nichts Neues von irgend einem Belange, noch weniger aber lässt sich die Darstellung als eine »gemeinfassliche« erkennen.

Nr. 3 stellt Augustin und Göthe's Faust zur Vergleichung zusammen. Die Tendenz des im evangelischen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrages ist eine religiöse. Der Herr Verf. beginnt mit der Prometheussage und will das von Aeschylus in zwei Theile zerlegte Spiegelbild der Sage, den gefesselten und befreiten Prometheus, in den zwei Sätzen des Apostels Paulus wieder finden: »Gleichwie in Adam alle sterben, so werden in Christo alle lebendig werden« (S. 4). Die, »welche durch Christus leben und die, welche mit Adam sterben, weil sie mit Christus nicht leben wollen«, »wandeln neben einander her über die Erde.« Alles menschliche Leben ist die »Ausprägung dieses Gegensatzes«, dieser Gegensatz ist die »Summe der Vertheidigungsschrift für das Christenthum« von Augustin, seiner libri de civitate dei. Von dem in diesem Buche enthaltenen Gegensatze geht der Hr. Verf. in seiner Parallele des grossen Kirchenlehrers und Faust's aus. Wir merken, wo es hinaus will. Faust und dessen Repräsentant, unser grosser Göthe, kommen schlecht weg. Faust ist die »Menschheit, die mit Adam stirbt« (sic, S. 6), Augustin dagegen »die Menschheit, die in Christo zum Leben kommt«; Faust ist der »gefesselte«, Augustin der »befreite Prometheus« (sic, S. 7). Es fehlte also Faust und unserm Göthe nur eins, um, wie Augustin, ein ganzer Mann zu sein und den Zwiespalt aufzuheben, die Kirche. Wir begreifen, warum der Göthe'sche Faust, ein Saul unter den Propheten, in den evangelischen Verein zu Berlin gekommen ist. Der Herr Verf. will übrigens nicht Göthe anstatt Faust in die Parallele ziehen, um nicht das »Verschwimmende (!!) und Geheime seines Lebens in ein kaltes Licht herzloser Schärfe ziehen« zu müssen. Er will Göthe nicht »einem Gericht unterbreiten, welches nicht Menschen zukommt, sondern Gott allein« (sic). In dieser rednerischen Figur des Stillschweigens liegt aber leider schon das demüthige und selbstgefällige Verdammen, das nicht selten salbungsvollen Seelen eigen ist. Wir haben es also mit keiner objectiven Beurtheilung,

Digitized by Google

sondern mit einer Kritik vom subjectiven kirchlichen Standpunkte zu thun. Der Herr Verf. weist auch die »ästhetische Kritik« von sich ab. Ob es damit gerechtfertigt ist, diesen Maassstab des Herrn Verf. in seiner Parallele anzulegen, dass das Faustgedicht Göthe's als ein Menschenleben erscheint, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls muss ein solches Leben objectiv, nicht mit der von der Kirche religiös zugeschliffenen Brille betrachtet werden. In dem von dem Herrn Verf. adoptirten Standpunkte des Vergleichs von zwei Menschenleben werden der ungleiche Anfang, der gleiche Weg und das ungleiche Ende unterschieden (S 9). In Augustin, dem Südländer, wird die ästhetische, in Faust, dem Sohne des Nordens, die ethische Anlage unterschieden. Dass die ästhetische Seite »die auf den Genuss gehende Naturrichtung der Gemüther« ist, kann nicht als die richtige Bezeichnung erkannt werden. Die Südländer haben gewiss nicht die vorherrschend ästhetische Anlage, weil sie »im Allgemeinen wenig zur Arbeit aufgelegt sind« oder weil sie »ungern an das Problem der Lebensarbeit herantreten.« Mit der geringen Disposition zur Arbeit hängt aber noch viel weniger eine »allgemeine und reichere Ausbildung des Formgefühls« zusammen. Die Ausbildung des Formgefühls setzt Anstrengung voraus, welche sich mit der Arbeitsscheu nicht vereinigen lässt. »Weiches Schwelgen und Schwärmen« bezeichnet nicht die wahre ästhetische Anlage. Gewiss aber ist, dass Faust's Streben gleich im Anfange nicht auf das Thun, sondern auf das Erkennen geht, nicht die ethische, sondern die intellectuelle Richtung einschlägt. Auch ist es schon von vorneherein nicht der Erkenntnissdrang allein, sondern der Genusstrieb, welcher ihn beherrscht. Schon im Anfange des ersten Monologes sagt er:

Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund so länger leben!

Als der gleiche Weg beider (Augustins und Faust's) wird »der dämonische (sic) Hunger nach Erkennen« bezeichnet. Bei beiden ist dem »hohen Schwung« das »schwere Bleigewicht der übermächtigen Sinnlichkeit angebunden« (S. 18). Der »Warnungsruf der Gnade« tritt an beide heran. Der Herr Verf. kann sich nicht enthalten, ungeachtet er das Persönliche Göthe's aus dem Spiele lassen will, die »Warnungsrufe der göttlichen Gnade« an Göthe, so dessen »Vertrautheit mit der heiligen Schrift, die Klettenberg, Stilling, Lavater, Hamann, sogar Herrenhut anzudeuten. Bekanntlich halfen aber diese religiösen Einwirkungen bei Göthe eben nicht viel. Er bezeichnet sich selbst, wenn er sagt:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitte.

Digitized by Google

Er kannte die religiösen Parteieinflüsse einer pietistischen Zeit, die darum oder gerade wegen dieser Parteistellung nicht besser war, und lässt das Weltkind im Walpurgisnachtstraum sagen:

Für die Frommen, glaubet mir,
Ist Alles ein Vehikel,
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Von solchen Warnungen der Gottesgnade hat sich Göthe mit Recht immer ferne gehalten. Was bei Augustin der Manichäismus sein soll, soll bei Faust der Teufel sein. Dort ist aber freilich nur der Teufel in der Lehre, der übrigens auch in der christlich orthodoxen bleibt, nur mit einer andern, beschränkteren Machtstellung, die bei seiner endlos bösen Natur unbegreiflich erscheint, in Göthe's Faust tritt im Symbole des Volksteufels die Negation der höheren menschlichen Bestrebungen auf. Für Faust ist der Teufel »in seiner ganzen Persönlichkeit lebendig, weil Christus für ihn todt ist« (S. 26). Deshalb ist er »scheinbar gedankentief« und doch »gedankenlos« (!!!).

Ungeachtet die »Gnade« zu beiden ruft, ist ihr »Ende ungleich.« Und warum? Der Herr Verf. will die »Weichen« andeuten, auf welchen die »Schienenstränge« dieser Doppelbahn »aus einander gehen.« Faust geht vom Ethischen zum Aesthetischn über; er »will geniessen«; das will er übrigens gleich anfangs; die Magie soll ihn dahin führen. Das »Geniessen« macht aber die ästhetische Seite nicht aus. Augustin nimmt die Stimme der Gnade an und geht vom Aesthetischen zum Ethischen über (sic). Faust's Zweifel ist »nicht der rechte«, er ist »der Zweifel des kalten liebeleeren und bedürfnisslosen Verstandes, der nimmer zur Wahrheit führt« (sic S. 30); er ist nicht der rechte Zweifel des Herrn Verf., der »Zweifel des ringenden Herzens.« Dieser muss sich darauf beziehen, ob es eine »Vergebung der Sünden gebe oder nicht.« Kommt man denn allein durch die Sünde, kommt man nicht vielmehr durch das Forschen zum Zweifeln? Ist nicht das Zweifeln selbst ein Denken, das Denken der Möglichkeit der Unwahrheit einer für wahr gehaltenen Sache, also etwas, das durch den Verstand bewirkt wird, eine reine Thätigkeit des Verstandes? Wenn man auf die Sünde zurückgeht, verwechselt man die Motive des Zweifels mit diesem selbst. Auch ist das Motiv des Zweifels für das Erkennen keine Sünde. Der Zweifel des Verstandes soll zu einem Gott des »hohlen Gefühls« führen. Das Denken führt aber zum Begriffe, nicht zum Fühlen. An Faust wird getadelt, dass ihm »das Gefühl Alles ist, Name Schall und Rauch.« Soll also der Name mehr sein, als das mit ihm verbundene Gefühl? Man könne, heisst es S. 33, einen Gott, dessen »Name Schall und Rauch« ist, nicht

Digitized by Google

»nennen, nicht anrufen«; vor einem solchen Gotte sei »kein Sündenbekenntniss möglich« (sic), ja »er lehre sündigen« (!!). Der Herr Verf. verwandelt mit seiner einseitigen Auffassung den Gott, dessen Name Schall und Rauch ist, in einen »Gott, der Schall und Rauch ist.« Und doch ist dieser Gott, Göthe's Gott des Philosophen Gott. Ein solcher Gott, der in Haupt und Herzen, im Auge und in den Sternen, in der Seele und jedem Atom ist, soll zur »Zermürbung (sic) und Zersetzung des Gewissens« führen? Auch im zweiten Theile soll das »Her zu mir« des Teufels über der »hohen Politik«, »Kunst« und dem »Ackerbau« des Faust tönen. Faust bleibt bis zum Schlusse seines Lebens »gerichtet« (S. 37). Er findet die »einzige, die Sühne des Gekreuzigten nicht.« Der Herr Verf. tadelt den Schluss von Faust's Verklärung, der mit Recht bis ans Ende dem Bösen verfallen sein soll. Es komme, heisst es S. 38, eine solche verkehrte Anschauung von der römischen Lehre, »welche den Fürbitten mehr Kraft beimisst, als dem Glauben«; die römische Kirche »verwische und übergleisse mit dem Kultus des Ewigweiblichen« den »Ernst des gerechten und gewaltigen Gottes.« Es wird an Faust getadelt, dass er die Wahrheit mit dem »Verstande« sucht, während dies Augustin nur mit dem Herzen thut. Ueberall aber kann die Wahrheit nur durch das Denken, den Begriff, den Verstand gefunden werden. Der orthodoxe Versöhnungsglaube des Protestantismus, der sein eigenes wissenschaftliches Princip verkennt, wird dem Göthe'schen Faust entgegengestellt. Denn der Verf. führt seine auf Kosten Faust's (und Göthes) durchgeführte Apotheose Augustins auf Luther hin und schliesst seine Parallele mit den Worten: »Aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben.« So verkehrt ist die philosophische und ästhetische Auffassung unserer grossen Dichtung in der vorliegenden Parallele. Sie erinnert uns an das abgeschmakte Buch: Die Faustsage und der historische Faust von Dr. Ludwig Housse, Professor am Athenäum zu Luxemburg (1862), nach welchem die Faustsage einen höheren dichterischen Werth, als der Göthe'sche Faust, haben soll, weil in jener der Teufel den Rationalisten Faust von Gott und Rechts wegen zur Hölle führt, wie denn nach dieser Schrift alle Rationalisten an keinen andern Ort, als in den für sie eigens hergerichteten Höllenpfuhl gehören. Tantaene animis coelestibus irae?

v. Reichlin-Meldegg.

Verlorenes Glück. Eine Erzählung von Stephan Milow. Heidelberg. Verlag von G. Weiss. 1866. 212 S. 8.

Die Gedichte des pseudonymen hoch begabten Herren Verf., welcher, wie einst unser Körner, als Offizier und Dichter das

Digitized by Google

Schwert und die Leier in so gelungener Weise zu verbinden versteht, wurden im vorigen Jahre mit einer Einleitung des Unterzeichneten herausgegeben. Sie haben bei dem deutschen Publikum einen solchen Anklang gefunden, dass schon jetzt eine zweite, durch eine neue Folge beträchtlich vermehrte Ausgabe angekündigt ist. Wie sich der Herr Verf. in dieser Sammlung durch ein entschiedenes lyrisches Talent den Gedanken und der Form nach auszeichnet, so zeigt sich in der vorliegenden Erzählung eine nicht minder grosse und wirklich ungewöhnliche epische Begabung. Aller überflüssige Ballast weitläufiger Beschreibungen, kleinlicher Umgebungen, alles das, was in der Regel der Roman- oder Novellenschreiber einem an sich nicht interessanten Stoffe hinzufügt, um ihn geniessbar zu machen, jeder poëtische Schwulst, das lange ermüdende Hin- und Herreden ohne eine wirkliche Handlung, die Phrasenmacherei, die Effecthascherei, um durch unnatürliche und an sich unglaubliche Handlungen ein Interesse bei dem Leser zu erwecken, und die vielen andern, so häufig an Romanen wahrgenommen Mängel sind in dieser höchst gelungenen Erzählung vermieden. Mit den einfachsten Mitteln werden die höchsten Zwecke der Erzählung, eine sich vom Anfange bis zum Schlusse steigernde Spannung des Lesers, die ästhetische Befriedigung der Form und die ethisch-psychologische des Inhaltes im vollsten Maasse erreicht. Wie in der lyrischen Poësie des Herrn Verf. ein erotisches Element die Grundsubstanz ist, so ist sie es auch hier in der epischen. Es ist das verlorene Glück der Liebe, das sich in der ganzen Erzählung bis zu Ende hindurchzieht. Nur wenige Personen des bürgerlichen Standes in einem kleinen Landstädtchen Steiermarks treten auf; sie bewegen sich alle um den Mittelpunkt der Erzählung, die schöne und unglückliche Betty Rosner, und dennoch versteht der Herr Verf. mit einem seltenen Geschicke in diesen kleinen Rahmen der Erzählung eine Fülle des anziehendsten Stoffes in einer wahrhaft schönen Form zu fassen. Die Naturbeschreibungen sind lebendig und dichterisch schön, nirgends aber überladen, die Erzählung einfach und in hohem Grade anziehend, die Charaktere individuell und kontrastirend, nirgends bloss idealisirt, oder, was sonst noch häufiger geschieht, durch logische und psychologische Widersprüche carrikirt, sondern überall der Wirklichkeit entnommen. Es ist ein wahres Stück Menschenleben, das uns mit aller Macht der Wahrheit in der gediegensten Gestalt vor die Augen gestellt wird. Selbst diejenigen, welche in der Regel nur dann die Romane lesen, wenn der Ausgang ein befriedigender ist, d. h., wenn die Erzählung mit der Vereinigung und dem Glücke der Liebenden schliesst, werden über der psychologischen Wahrheit in der Motivirung des Ausganges das traurige Ende übersehen, weil dieses naturgemäss in den Charakteren und in den Verhältnissen nothwendig begründet ist Solche Romanenleser, welche als Freunde des glück-

Digitized by Google

lichen Endes zuerst am Schlusse des Romans nachsehen, ob es rathsam ist, mit der Lectüre zu beginnen, sollen sich entschliessen, nur gleich mit dem Lesen anzufangen, und die Erzählung wird sie so fesseln, dass sie bis zum Abschlusse fortlesen, und, wenn sie Kenner sind, das Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen werden. Das vollendete Seelengemälde der handelnden Personen ist so einfach schön und naturgetreu, dass uns diese gleich von vorneherein die lebendigste Theilnahme erwecken. Keine blinde Naturmacht, kein so genanntes tragisches Schicksal, sondern die in der Handlung selbst liegende Belohnung und Strafe, die ausgleichende Gerechtigkeit einer höheren Weltfügung schwebt über der Geschichte der so treffend zu dieser Erzählung herausgewählten Menschengruppe. Der Herr Verf. hat in diesem gelungenen Werke sein episches Talent in so hohem Maasse bekundet, dass man noch eine grössere Anzahl solcher glücklicher Leistungen von ihm zu erwarten vollkommen berechtigt ist.

v. Reichlin-Meldegg.

Internationale Revue. Monatschrift für das gesammte geistige Leben und Streben der ausserdeutschen Culturwelt. Erstes Heft des ersten Bandes. Wien, Arnold Hilbergs Verlag, 1866, 176 S. 8.

Die literarische Vermittlung der deutschen und ausserdeutschen Cultur ist ein längst gefühltes Bedürfniss. Die gegenwärtige Zeitschrift, welche sich diesen Zweck setzt, will die Erscheinungen des ausserdeutschen Schriftthums zum Gemeingute der Gebildeten unseres deutschen Volkes machen und zugleich dem Auslande die Kenntniss der Auffassung seiner Literatur vermitteln. Sie ist also im eigentlichen Sinne des Wortes eine internationale Zeitschrift. Gerade in unserer Zeit zeigt sich das geistige Zusammenwirken der Völker am mächtigsten. Dampfschiffe und Eisenbahnen und die erleichterten Verkehrsmittel aller Art überspringen die engen Grenzen der Völker und beschleunigen das Zusammenleben derselben, durch welches allein die Verwirklichung der reinen Humanitätsidee in der Wissenschaft und Kunst, wie im Leben ermöglicht wird. Der Patriotismus ist jetzt nicht mehr der engherzige Egoismus eines einzelnen Volkes, welcher die kosmopolitische, von unserer Zeit auf der Grundlage geistig und leiblich freier Völker erstrebte Geistesentwicklung beeinträchtigt. Das deutsche Volk als das eigentliche Culturvolk Europas hat vorzugsweise diesen kosmopolitischen Beruf einer das Völkerleben vermittelnden geistigen Thätigkeit. Mit Freuden begrüssen wir darum das Erscheinen einer Zeitschrift, welche sich dieses höchste Ziel als die Aufgabe ihrer Bestrebungen setzt. Sie will nach dem von ihr im März 1866 aus-

Digitized by Google

gegebenen Prospekt sich zu einem »fortdauernden Bilde des gesammten intellectuellen Geschehens und Seins, wie es in der Literatur, Kunst und Wissenschaft, in dem socialen und staatlichen Leben der ausserdeutschen Culturwelt zu Tage tritt« in ihren fortlaufenden Monatsheften gestalten. In objectiver Anschauung sollen in allen Richtungen des menschlichen Strebens die deutschen Zustände den ausländischen entgegenstellt und die Gegensätze und Wechselbeziehungen beider dargestellt werden. Der Stoff wird der Gegenwart entnommen und auf das Vergangene nur in so weit zurückgegangen, als dieses auf die Gegenwart einwirkt und mit dieser zusammenhängt. Die klassische Literatur des Auslandes macht hievon eine Ausnahme, sie umfasst auch die Vergangenheit und erhält eine besondere Abtheilung. Jedes Heft hat vier Abtheilungen, welche streng gesondert sind, 1) grössere Abhandlungen, welche das geistige Leben der Völker in Hauptzügen zum Gegenstande haben, 2) Originalberichte und Situationscorrespondenzen von allen Hauptpunkten der civilisirten Welt über staatliches und sociales Leben, Literatur, bildende Kunst, Theater, Musik, 3) kritische Charakteristiken über neue hervorragende Erscheinungen in kleinen Aufsätzen, 4) ältere und neuere klassische Literatur des Auslandes sowohl in Beurtheilungen, als in Musterübersetzungen. Die Fülle und Vielseitigkeit des in anziehender Form im vorliegenden Hefte behandelten Stoffes giebt uns eine sichere Bürgschaft für die Tüchtigkeit dieses Unternehmens. Das Heft umfasst in der ersten Abtheilung die Shakespearekenntniss im heutigen Frankreich mit besonderem Bezug auf die Shakespeareforschungen von A. Mézières von A. Freiherren von Loën (S. 1—21), das Vereinswesen in der Schweiz mit statistischen Tabellen von Heinrich Kurz (S. 21—40), Massimo d'Azeglio als Künstler und Romanschreiber von Karl Witte (S. 40—46), die baltischen Urvölker im Verhältniss zu den Deutschen und Russen von Aurelio Buddeus (S. 46—56), die Regeneration der französischen Poësie auf Grundlage des Volksliedes (S. 56—64), die Garantien der Freiheit von H. B. Oppenheim (S. 64—71), die schweizerische Rechtscultur von Friedrich Harder (S. 71—78), den Skandinavismus von Edmund Lobedanz (S. 78—86), die galizischen Russen, ein Culturbild von L. v. Sacher-Masoch (S. 86—92), das Heerwesen der wichtigsten europäischen Staaten ausserhalb Deutschlands (S. 92—105), die französische Fortschrittsphilosophie des 19. Jahrhunderts, insbesondere Pièrre Leroux von Jürgen Bona Meyer (S. 105—111). In der zweiten Abtheilung werden volkswirthschaftliche Briefe von M. Block und Parisertheater, Briefe aus Frankreich (S. 111—123), englische Literaturbriefe von Ludwig Gantter und Londoner Plaudereien von W. Addison (S. 123—133), Genfer Literaturbriefe von Eugène Peschier und Genferbriefe über bildende Kunst von W. Lampmann (S. 133—141), niederländische Literaturbriefe von Emil

Digitized by Google

v. Borchgrave (S. 141—144) und baltisches Leben in Briefen aus der Heimath von J. v. Sivers (S. 144—149) mitgetheilt. Die dritte Abtheilung enthält einen Aufsatz über Drapers Geschichte der geistigen Entwicklung Europas aus dem Englischen von A. Bartels (Leipzig, Otto Wigand, 1865, 2 Bde.) von J. J. Honegger (S. 149—151), das Ausland auf der deutschen Bühne von Feodor Wehl (S. 151—155), die vierte Abtheilung die Deutschen in den lustigen Weibern von Windsor von Hermann Kurz (S. 156—164) und ein Gedicht: Im Schatten (vlämisch und deutsch) von J. M. Dautzenberg (S. 164). Für die nächsten Hefte sind als regelmässig wiederkehrende Berichte aus Frankreich volkswirthschaftliche Briefe von M. Block, Pariser Musikbriefe von Friedrich Szarvady, Literaturbriefe von Friedrich Karl Peterssen, Theaterbriefe von dem Verfasser der lebenden Bilder aus Paris, Nachrichten aus Paris von Frau Gräfin d'Agoult, aus England Londonerbriefe von Karl Marx, volkswirthschaftliche Briefe von Friedrich Engels, englische Literaturbriefe von Ludwig Gantter, Londoner Plaudereien von W. Addison, aus Italien Literaturbriefe von T. Sträter, aus der Schweiz Schweizerbriefe von Harder, Schweizer Literaturbriefe von J. H. Honegger, Genfer Literaturbriefe von Eugène Peschier, Genferbriefe über bildende Kunst von W. Lampmann, aus den vereinigten Staaten von Nordamerika Briefe über Nordamerika von Eduard Pelz, aus Schweden Stockholmerbriefe von Emil Straube, aus Dänemark Kopenhagener Briefe von Edmund Lobedanz, aus Holland Niederländische Literaturbriefe von Emil von Borchgrave, aus Belgien Belgische Briefe über bildende Kunst von Max Sulzberger, vlämische Literaturbriefe von M. Dautzenberg, aus Russland baltisches Leben von Iegór von Sivers, aus Polen polnische Literaturbriefe von A. C. von Wiesner, aus Spanien Wanderungen durch die spanische Literatur von Johann Fastenrath, aus Ungarn ungarische Literaturbriefe von K. M. Kertbenyi, aus dem Orient Constantinoplerbriefe von Gustav Fritzsch vorläufig angekündigt und wird im ersten Hefte von einigen bereits der Anfang gegeben. Nach den dem ersten Hefte angefügten Verzeichnissen der Mitarbeiter sind Gelehrte aus den Städten London, Paris, Nürnberg, Kassel, Dresden, Würzburg, Berlin, Heidelberg, München, Haag, Krakau, Frankfurt a. M., Philadelphia, Stettin, Brüssel, Rio de Janeiro, Karlsruhe, Manchester, Köln, Luzern, Konstantinopel, Genf, Stuttgart, Gotha, Thorn, Graz, Solothurn, Brodz, St. Gallen, Zürich, Jungbunzlau, Altenburg, Leipzig, Brandenburg, Bremen, Charlottenburg, Wien, Aarau, Tübingen, Braunschweig, Marburg, Elberfeld, Kopenhagen, Dessau, Bonn, Rom, Stuttgart, Hamburg, Dorpat, Minden, Düsseldorf, Halle, Worms, Stockholm, Melbourn, Bahia, Bern, Rzeszow, Raab u. s. w. bei dem wissenschaftlichen Unternehmen betheiligt. Wir nennen von den Mitarbeitern in Deutschland nur Bluntschli, Boden-

Digitized by Google

stedt, Moriz Carriere, Gerstäker, Hermann Hettner, Kreyssig, Hermann Kurz, Mädler, Rüstow, Johannes Scherr, Seinguerlet, Adolph Stahr, H. v. Treitschke, Urlichs, Friedrich Theodor Vischer, Carl Vogt u. s. w.

Nach Anlage, nach den reichhaltigen, in allen Theilen Europas und ausserhalb desselben der Redaction zu Gebote stehenden schriftstellerischen Verbindungen, nach der ausgezeichneten Ausführung des ersten Probe- und Musterheftes, nach den längst bewährten berühmten Namen, welche aus den verschiedenen Gebieten des Wissens und Lebens ständige Beiträge liefern werden, ist mit vollem Rechte zu erwarten, dass durch diese Zeitschrift einem längst gefühlten Zeitbedürfnisse abgeholfen werde, dessen Befriedigung sie mit einer so viel versprechenden Thätigkeit entgegenkommt.

v. Reichlin-Meldegg.

Grundriss der ebenen Trigonometrie. Für Gymnasien und zum Selbststudium bearbeitet von Dr. Hermann Krippendorf, Professor der Mathematik und Physik an der Kantonsschule zu Aarau. Aarau bei Sauerländer. 1866.

Mit Vergnügen zeigt Referent diese Schrift den Lesern der Heidelberger Jahrbücher an. Unter den vielen Anleitungen zur ebenen Trigonometrie, welche in letzter Zeit erschienen sind, gebührt der hier vorliegenden ohne Zweifel eine der ersten Stellen.

Der Herr Verf. beklagt sich in der Vorrede, dass dem Unterrichte in der Mathematik an Gymnasien gewöhnlich zu wenige Unterrichtsstunden zugewiesen seien, so dass zu Repetitionen wenig Zeit und Gelegenheit geboten ist. Er übergibt also zunächst seinen Schülern und dann auch den Lernenden überhaupt sein Buch, das in elementarer Darstellung und in gedrängter Kürze die wichtigsten Sätze und Anwendungen der ebenen Trigonometrie enthält. Er hat sich bestrebt, Fasslichkeit und Stoffbeschränkung zu verbinden. Den Aufgaben hat er ihre Lösung beigefügt; denn das Lösen der Aufgaben will eben so gut erlernt sein, wie ein Lehrsatz. Er hat den trigonometrischen Lösungen auch die constructiven beigefügt. Ist nämlich die Auffindung der Grundgleichungen einmal bewerkstelligt, so wird alles Weitere mit Hülfe der Algebra abgemacht, und die anschauende Geometrie tritt in den Hintergrund. Nimmt man aber die Construction zu Hülfe, und veranschaulicht die verrechneten Resultate durch Zeichnung, so wird der Unterricht lebendiger, eingehender, bildender, fruchtbringender und angenehmer; denn der Schüler verbleibt in steter Verbindung mit den früheren Sätzen der Planimetrie, und lernt so dieselben vielseitiger anwenden.

Digitized by Google

Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der erste (S. 1—42) enthält die Theorie, und der zweite (S. 43—104) enthält praktische Anwendungen.

Das Kap. I. des ersten Theils (S. 3—10) befasst sich mit den trigonometrischen Funktionen spitzer Winkel. Der Verfasser definirt die Winkelfunktionen als Verhältnisszahlen. Diese Definition ist die einzig richtige, während man noch so oft (namentlich in französischen Lehrbüchern) die Winkelfunctionen als Linien definirt findet. Die trigonometrischen Functionen spitzer Winkel werden alle von den Seiten des rechtwinkeligen Dreiecks hergenommen; und so lauten die Definitionen auf folgende Weise:

1) Der Sinus eines spitzen Winkes ist die Zahl, welche das Verhältniss der Gegenseite zur Hypotenuse darstellt
2) Der Cosinus eines spitzen Winkels ist die Zahl, welche das Verhältniss der Anseite zur Hypotenuse darstellt.
3) Die Tangente eines spitzen Winkels ist die Zahl, welche das Verhältniss der Gegenseite zur Anseite darstellt.
4) Die Cotangente eines spitzen Winkels ist die Zahl, welche das Verhältniss der Anseite zur Gegenseite darstellt.
5) Die Secante eines spitzen Winkels ist die Zahl, welche das Verhältniss der Hypotenuse zur Anseite darstellt.
6) Die Cosecante eines spitzen Winkels ist die Zahl, welche das Verhältniss der Hypotenuse zur Gegenseite darstellt.

Das Kap. II. des ersten Theils (S. 11—13) befasst sich mit den trigonometrischen Functionen stumpfer und überstumpfer Winkel. Die für spitze Winkel aufgestellten Begriffe werden für stumpfe und überstumpfe Winkel erweitert; und jetzt lauten die Definitionen auf folgende Weise:

1) Der Sinus eines Winkels ist das Verhältniss des Perpendikels zum beweglichen Schenkel.
2) Der Cosinus eines Winkels ist das Verhältniss des Abschnittes zum beweglichen Schenkel.
3) Die Tangente eines Winkels ist das Verhältniss des Perpendikels zum Abschnitte.
4) Die Cotangente eines Winkels ist das Verhältniss des Abschnittes zum Perpendikel.

und nach diesem Vorgange kann man auch die Secante und Cosecante definiren.

Auch werden die Vorzeichen festgesetzt, welche den trigonometrischen Functionen der Winkel in den verschiedenen Quadranten zukommen.

Das Kap. III. des ersten Theils (S. 13—20) führt die Ueberschrift »Veränderungen der trigonometrischen Functionen mit den Winkeln.« Hier werden (in §. 25 und 26) die trigonometrischen Functionen für eine grade Anzahl rechter Winkel $\pm$ einen spitzen Winkel bestimmt. Ebenso die trigonometrischen Functio-

Digitized by Google

nen für eine ungrade Anzahl rechter Winkel + einem spitzen Winkel. Alle diese Bestimmungen sind durch sehr zweckmässige Zeichnungen veranschaulicht.

Hierauf werden (in §. 27 u. 28) die ausgezeichneten Werthe der trigonometrischen Functionen aufgesucht.

Zuletzt werden (in §. 29 u. 30) die Werthe der trigonometrischen Functionen graphisch dargestellt, und als Ordinaten von Curven durch sehr zweckmässige Zeichnungen vor die Anschauung gebracht.

Das Kap. IV. des ersten Theils (S. 21—29) befasst sich mit den trigonometrischen Functionen für die Summe oder für den Unterschied zweier Winkel, sowie auch mit den trigonometrischen Functionen der negativen Winkel, und mit denen der vielfachen Winkel.

Unter den verschiedenen Methoden, welche zur Herstellung der betreffenden Formeln führen, hat der Verfasser jedenfalls die zweckmässigste ausgewählt, und durch Zeichnungen recht schön veranschaulicht.

Im Kap. V. des ersten Theils (S. 29—33) werden die numerischen Werthe der trigonometrischen Functionen specieller Winkel bestimmt. Ferner werden daselbst die logarithmisch-trigonometrischen Tafeln besprochen.

Das Kap. VI. des ersten Theils (S. 33—35) enthält die Theorie für die auf die Berechnung des rechtwinkeligen Dreiecks sich beziehenden Aufgaben.

Das Kap. VII u. VIII. (S. 35—42) enthält die Theorie für die auf die Berechnung des spitzwinkeligen und stumpfwinkeligen Dreiecks sich beziehenden Aufgaben.

Der zweite Theil enthält, wie schon gesagt, die praktischen Anwendungen.

Das Kap. I. des zweiten Theils (S. 45—57) führt die Ueberschrift »specielle Aufgaben über das rechtwinkelige Dreieck.« Es enthält 20 praktische Aufgaben, welche aus der Geodäsie, Geographie, Physik, und aus der Mechanik entnommen sind. Es sind lauter Zahlenbeispiele. Bei allen ist die vollständige Berechnung hingesetzt, ganz so, wie ein Schüler seine Hausaufgaben ausfertigen sollte. Alle diese Beispiele dienen also als Musteraufgaben.

Das Kap. II. des zweiten Theils (S. 57—68) hat die Ueberschrift »specielle Aufgaben über das schiefwinkelige Dreieck.« Es enthält 5 Aufgaben, welche ebenfalls lauter Zahlenbeispiele sind. Bei allen ist die vollständige Berechnung hingesetzt, so dass auch sie als wahre Musteraufgaben dienen.

Das Kap. III. des zweiten Theils (S. 69—77) führt die Ueberschrift »allgemeine Aufgaben für das rechtwinkelige Dreieck«, und enthält 6 verschiedene Aufgaben ohne Zahlen. Es verdient da namentlich hervorgehoben zu werden, dass alle in Buchstabenaus-

Digitized by Google

drücken dargestellten Endresultate geometrisch construirt, und die Constructionen selbst mit deutlichen Figuren versehen sind.

Das Kap. IV. des zweiten Theils (S. 77—95) führt die Ueberschrift »allgemeine Aufgaben für das schiefwinklige Dreieck«, und enthält 14 verschiedene Aufgaben mit Buchstabenausdrücken. Auch hier verdient namentlich hervorgehoben zu werden, dass die in Buchstabenausdrücken dargestellten Endresultate geometrisch construirt, und die Constructionen selbst mit interessanten Figuren versehen sind.

Das Kap. V. des zweiten Theils (S. 95—104) führt die Ueberschrift »vermischte Aufgaben«, und enthält 5 verschiedene Aufgaben, von welchen dasselbe zu berichten ist, was von denen in den beiden vorhergehenden Kapiteln, d. h. auch hier sind die in Buchstabenausdrücken dargestellten Endresultate geometrisch construirt, und die Constructionen selbst mit sehr schönen und interessanten Figuren versehen.

Blicken wir nochmals über das ganze Buch zurück, so erkennen wir, dass demselben unter den vielen Büchern, welche in neuerer Zeit über ebene Trigonometrie erschienen sind, in der That eine der ersten Stellen gebührt. Die deutliche, klare und nüchterne Darstellung wirkt besonders günstig auf den Leser. Es ist daher zu wünschen, dass dieses Buch insbesondere von Lehrern der Mathematik an höheren Lehranstalten gehörig beachtet werde. Solche Lehrer können versichert sein, dass das Buch nicht allein zum Unterrichte ganz vorzüglich geeignet ist, sondern dass sie auch mehr für sie selbst Erspriessliches darin finden werden, als in vielen andern Büchern ähnlicher Art, so sehr diese auch auf hohem Kothurn einherschreiten mögen. **Dr. G. W. Strauch.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Shakespeare's Jest Book. A. Hundred Mery Tales from the only perfect copy known. Edited with introduction and notes by Dr. Herman Oesterley. London. John Russel Smith. 1866. XX u. 161 S. kl. 8.

Die Geschichte dieses interessanten Büchleins, wie sie der Herausgeber im Vorwort erzählt, ist kürzlich folgende. Bei Anfertigung des Katalogs der in der Göttinger Universitätsbibliothek vorhandenen Prosadichtungen stiess er auf ein vollständiges Exemplar der »C. Mery Tales« gedruckt 1526 bei John Rastell. Während er selbst weitere Untersuchungen auf gelegenere Zeit verschob, erkannte inzwischen Goedeke in diesen Schwänken das Buch, worauf Shakespeare in Viel Lärm um Nichts anspielt, und Prof. Unger gab in Folge dessen im Serapeum (15. Mai 1864. S. 142) von dieser Entdeckung Nachricht. Um dieselbe Zeit erschien Hazlitt's Wiederabdruck des unvollständigen, jedoch bisher einzigen Exemplars (Shakespeare Jest Books etc. Lond. 1864), worüber Unger in den Gött. Gel. Anz. (8. Juni 1864 S. 917) gleichfalls Bericht erstattete. Das Original der Hazlitt'schen Ausgabe war nämlich im Jahr 1815 von J. J. Conybeare entdeckt und in demselben Jahre in S. W. Singer's Shakespeare Jest Book (Chiswick 1814—1816, drei Theile in Einem Bande) abgedruckt worden, jedoch befand es sich in einem höchst lückenhaften Zustande, wogegen das von Oesterley entdeckte und nun in einem sorgfältigen Abdruck vorliegende Exemplar sich der grössten Vollständigkeit erfreut und auch wahrscheinlich einer ältern Ausgabe als das erstere angehört. Als sehr schätzenswerthe Zugabe hat Oesterley zu sehr vielen der »hundert Schwänke« literarische Nachweise gegeben, die jedoch, wie er sagt, vollständiger ausgefallen wären, wenn ihm mehr Material zur Hand gewesen, obwohl er selbst bemerkt, dass das ihm zur Verfügung stehende »ungewöhnlich reich« war. Wenn daher Ref. (der nicht in Göttingen, sondern in Lüttich wohnt) zu Oesterley's Angaben fast nichts Neues hinzuzufügen weiss, so wird dies Niemand wundern; um jedoch zu geben, was sich eben bietet, will er über einige der Schwänke folgende Einzelheiten nicht unerwähnt lassen. — Zu Nr. XII. Of the mylner with the golden thombe. Die Behauptung des Müllers, dass sein goldener Daumen von keinem Hahnrei gesehen werden könne, entspricht ähnlichen, die Ref. in Benfey's Or. und Occident 1, 133f. zu Avadâna Nr. 39 angeführt. — Nr. XXI. Of the weddyd men that cam to heuyn to clayme theyr

Digitized by Google

herytage. Vgl. Aristophanes im Kallonides bei Athen. p. 559: *Κακὸς κακῶς ἀπόλοιθ' ὁ γήμας δεύτερος — θνητῶν. Ὁ μὲν γὰρ πρῶτος οὐδὲν ἠδίκει· — οὔπω γὰρ εἰδὼς οὗτος, οἷον ἦν κακὸν, — ἐλάμβανεν γυναῖχ'· ὁ δ' ὕστερον λαβὼν, — εἰς προὖπτον εἰδὼς αὐτὸν ἐνέβαλεν κακόν.* — No. XXIII. Of the mayd washyng clothys and answered the frere. Ganz Gleiches erzählt der zweite Theil von Morlini Nr. 50, wo es von Gonnella so heisst: »Ubi Neapolim ingressus esset, Formellino in fonte pedisequam suffarcinatam deluentem offendit: cujus forte nimia quassatione nates interulam apprehenderunt. Tunc Gonnella talia voce tulit: En! pedisequa, nonne sentis nates tuas interulam esse [i. e. edere]? Ad manum respondit illa: Errasti edepol! nam interula tergit anum, ut tu comiter illum saviari valeas.« — Nr. XXXVIII. Of the III men that chase the woman. Das Gedicht in v. d. Hagen's Gesammtabenteuer heisst »Die Heidin« nicht »Die Theilung.« Vgl. übrigens auch noch Cent Nouv. Nouv. Nr. 48 und dazu Le Roux de Lincy. In Oesterley's Vorbemerkung zu diesem Schwank in Betrff des c. 41 im Conde Lucanor »where the vice (el mal) leaves the upper half of a servant girl to the virtue (el bien) and keeps the lower part for herself« hiesse es wohl genauer »where Vice ... to Virtue« ... for himself.« — Nr. XL. Of the gentylman that promysed the scoler of Oxford a sarcenet typet. Vgl. auch »Erzählungen aus altdeutschen Handschriften gesammelt durch Adelbert von Keller. Stuttg. 1855 (Literar. Verein) S. 207, 6 ff. (»Ein Spruch von duyen Gesellen u. s. w.« der Streich des dritten); Morlini Nr. 13. Ulenspiegel c. 71 und dazu Lappenberg, Hans Sachsens Fastnachtspiegel »Der Eulenspiegel mit den Blinden«, Hebels Schatzkästlein »Die drei Diebe.« — Nr. XLVII. Of the servant that rymd with hys master. Der von Oesterley angeführte Schwank stammt dem Anscheine nach aus England, denn Lord Byron in seiner Dedication des Don Juan bemerkt: »I doubt if Laureate and Iscariot be good rhymes, but must say as Ben Jonson did to Sylvester who challenged him to rhyme with: »J, John Sylvester — Lay with your sister.« — Johnson answered: »J, Ben Jonson, lay with your wife.« Sylvester answered: »That is not rhyme.« — »No, said Ben Jonson, but it is true.« — Nr. 49. Of hym that sold ryght nought. Zu Grimm's Anmerkungen zu K. M. Nr. 94 »Die kluge Bauerntochter« füge noch J. W. Wolf, Deutsche Kindermärchen S. 135 f. Schleicher, Litthauische Märchen S. 3. Benfey im Ausland 1859 Nr. 20 ff. bes. S. 589 ff. In Betreff der von Grimm (und danach von Oesterley) angeführten Stelle aus Würdtwein (»Der Sendherr sal kommen mit dritthalben man, mit dritthalben Pferd«) vgl. Grimm, Rechtsalt. 255 ff. bes. 258. Was das »ryght nought« anlangt, was von dem Käufer nach sechs Tagen als Zahlung geliefert werden soll und ihn in so grosse Verlegenheit versetzt (»And fyrst of all he thought on a feder, a strawe,

Digitized by Google

a pynnes poynte and such other. But no thynge coud he deuyse but that it was somwhat) so denkt man dabei an die sechserlei Dinge, woraus Gleipnir gefertigt ist; s. Gylfaginning c. 34; vgl. Simrock's Mythol. S. 108 (2. Ausg.) — Nr. LIII. Of the courtear and the carter. Letzterer sieht über seine Schulter und bemerkt dazu: »I have a wall eye in my hed, for I neuer loke ouer my sholder this wyse but I lyghtly espye a knave.« Hier ist der Ausdruck a wall eye zu bemerken, der jetzt eine Krankheit der Pferde bezeichnet (»ein Glasauge«), früher aber auch auf einen Aberglauben gegangen zu sein scheint, wonach der mit einem wall eye begabte, welcher über seine eigene Schulter sah, Dinge erblickte, die für Andere unsichtbar waren. Vgl. Grimm, Mythol. 1061. — Dies ist alles was Ref. zur Zeit in literarischer Beziehung hinsichtlich der »hundert Schwänke« anzuführen weiss und auch in sprachlicher bieten sich ihm nur eine oder zwei Bemerkungen dar. Auf p. 2 heisst es nämlich: »I neuer herd tell of mo doutis but twayn that ys to say dout the candell and dout the fyre.« Hier wird dout vom Herausgeber erklärt durch fear; es bedeutet jedoch so viel wie do out, aus dem es entstanden ist, wie to doff und to don aus to do off und to do on. Jenes to do out entspricht dem Deutschen »ausmachen« d. i. auslöschen (Licht, Feuer u. s. w.) wofür sonst englisch to put out gesagt wird. — Ferner heisst es p. 40: »and rayed them [hys garmentys] very euyll« wo »rayed« erklärt ist durch »defiled«, dem Sinne nach richtig; das Wort steht eigentlich aber für arayed und so heisst es auch p. 71 »and shewd hys clothys how euyll he was arayed« deutsch: »wie übel zugerichtet.« — Endlich heisst es p. 53 dass die wackere Frau, welche von keiner ihrer Nachbarinnen den Hut eines Hahnreis, dessen sie zur Lebendighaltung ihrer Ferkel bedarf, geliehen erhalten kann, zornig ausruft: »yf I lyue another yere I wyll haue one of myn own and be out of my neybours daunger.« Hier ist letzteres Wort bemerkenswerth, indem es noch die Bedeutung des altfranz. dangier d. i. »Macht, Gewalt«, bewahrt hat, so dass jener Ausdruck also sagen will: »von meinen Nachbarn unabhängig.«

Der Text des vorliegenden Buches ist wie bereits bemerkt sehr sorgfältig gedruckt, wenigstens sind dem Ref. durchaus keine Druckfehler aufgefallen. Dagegen muss er es unentschieden lassen, ob sich dergleichen in einigen der den einzelnen Nummern zuweilen vorangehenden lateinischen Originalstellen finden oder nur einer zu weit getriebenen Gewissenhaftigkeit im Abdruck derselben zuzuschreiben sind; wie pag. 27 »ora quae olim latrociniis operam dabant (l. dabat); ebend. interasset l. iterasset; ebend. salus l. scelus und so noch an andern Stellen. Letztere Annahme ist indess die wahrscheinlichere, da im Uebrigen auf die innere Ausstattung dieser Publication eine so preiswürdige Sorgfalt verwandt und allen Freunden der Shakespeare- wie der Fa-

Digitized by Google

cetienliteratur eine sehr willkommene Gabe geboten worden ist, so dass derselben im Verein mit dem nicht sehr bedeutenden Preise ($4^1/_2$ s.) eine grössere Verbreitung gesichert scheint. Zugleich muss aber auch die vorliegende Arbeit die wohlbegründete Erwartung hervorrufen, dass die gleichfalls von Oesterley für den literarischen Verein zu Stuttgart besorgte und nächstens erscheinende Ausgabe von Pauli's Schimpf und Ernst alle Ansprüche befriedigen werde, welche man an eine von jenem so hochverdienten Verein unternommene Publication zu stellen berechtigt ist.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Notice sur le Collège de Rive par E. A. Bétant, suivie de l'Ordre et manière d'enseigner en la Geneue au College auec la description de la ville de Geneue. Geneve. Imprimerie de Jules-Guillaume Fick 1866. gr. 8.

Diese kleine Schrift, in nur 125 Exemplaren abgedruckt, und als eine literarische Seltenheit zu betrachten, verdient darum nicht minder durch ihren Inhalt alle Beachtung. Denn dieser bezieht sich auf eine der ersten Bildungsstätten, welche die Reformation zu Genf hervorrief und hängt auf diese Weise der hier behandelte Gegenstand zusammen mit der Geschichte der Reformation selbst und dem grossen Aufschwung, der auch in culturhistorischer Hinsicht um diese Zeit in Genf erfolgte, wo man vor Allem bedacht war, dem neuen Werke der Reformation auch eine solide Grundlage durch zweckmässigen Unterricht und höhere Bildung der Jugend zu schaffen. In den Unruhen der Jahre 1534 und 1535 waren die alten Schulen untergegangen: die Errichtung einer neuen mithin ein Bedürfniss geworden, auf welches drei, auch sonst in der Geschichte der Genfer Reformation bekannte Männer, Farel, Delamare und Sonier, hinwiesen: es erfolgte darauf mit Genehmigung der Bürgerschaft von Genf die Gründung einer Schule, deren Leitung dem Manne anvertraut ward, der schon vorher in der Dauphiné die neue von Genf ausgegangene Lehre weiter zu verbreiten bemüht gewesen war, Anton Sonier. Diess ist die Schule oder vielmehr, da es sich hier um eine Schule der höheren, wissenschaftlichen Bildung handelt, das Gymnasium, dessen Schicksale Herr Bétant zum Gegenstand einer näheren Erörterung gemacht hat, welche den einen Theil dieser Schrift bildet, der bereits 1854 in dem Bulletin de l'Institution national genevois erschien, und hier mit einigen Veränderungen wieder abgedruckt ist. Die Geschichte der neu gegründeten Anstalt ist ein merkwürdiger Beitrag zu der Geschichte des Schulwesens, und hängt theilweise zusammen mit den religiös-politischen Streitigkeiten, welche die Stadt Genf damals bewegten. Diese waren auch die Ursache, warum Sonier,

Digitized by Google

unter dessen Leitung die Schule einen raschen Aufschwung genommen, schon im Jahr 1538 abtreten und Genf verlassen musste. Nach längeren Schwankungen, die wie begreiflich, auf die neu gegründete Anstalt keinen wohlthätigen Einfluss äusserten, ward um 1541 der aus Frankreich gebürtige gelehrte Sebastian Chastillon zur Leitung der Anstalt berufen, die er aber auch nur kurze Zeit führte, da er schon im Sommer 1544, in Folge der Streitigkeiten, in die er mit Calvin gerathen war, Genf verliess und nach Basel übersiedelte. Sein Leben und seine Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft sind in neuester Zeit Gegenstand einer eigenen 1863 zu Basel erschienenen Biographie geworden, über welche in diesen Jahrbüchern 1863 S. 466 ff. berichtet worden ist. In der Leitung der Schule folgte Erasmus Cornier, und nach dessen Tode im Jahr 1550 Louis Enoch, der zehn Jahre lang mit Auszeichnung der Schule vorstand und dann zur Akademie übertrat, als deren zweiter Rector er nach Theodor Beza im Jahre 1563 erscheint. In die neue Organisation, welche im Jahre 1559 das gesammte höhere Schulwesen zu Genf erhielt, ward auch diese Schule aufgenommen, die in der verhältnissmässig kurzen Dauer ihres Bestandes von kaum drei und zwanzig Jahren doch Tüchtiges geleistet hatte. Diess ersehen wir theils aus den in diesem geschichtlichen Ueberblick mitgetheilten Nachrichten, theils aber auch aus dem andern Theile der Schrift, der einen Abdruck einer wahrscheinlich von Sonier selbst, als er die Leitung der Anstalt übernahm, herausgegebenen Schrift enthält, die als eine Art von Prospectus oder Programm erscheint, in welchem die Ziele der Anstalt, und die Mittel und Wege, auf denen dies Ziel erreicht werden sollte, näher dargestellt werden: und gleichsam zur Empfehlung ist dann noch eine Beschreibung der Stadt Genf beigefügt, in welcher die günstige Lage der Stadt, die Vortheile welche dieselbe bietet, und Anderes, was den gleichen Zweck hat, auseinandergesetzt wird. Das Ganze, wie es 1538 im Druck erschien (Imprime a Geneue par Jehan Gerard MDXXXVIII), und nur in wenigen höchst selten gewordenen Exemplaren noch vorhanden ist, erscheint hier nun in einem Wiederabdruck, welcher ein getreues Facsimile des alten Druckes bietet, und in so fern sich der Reihe derjenigen Publikationen anschliesst, welche aus derselben Presse hervorgegangen, in treuem Abbild die alten Drucke vergegenwärtigt haben. Wir haben schon mehrmals in diesen Blättern auf diese mit wahrer typographischen Kunst ausgeführten Nachbildungen alter Drucke aufmerksam gemacht und ergreifen gern diese Gelegenheit, wiederholt daran zu erinnern und die verdiente Anerkennung der ausgezeichneten Genfer Typographie auszusprechen.

Was den Inhalt selbst dieses Programms betrifft, so spricht sich darin vor Allem in lebendiger Weise der religiöse Sinn aus, der damals die Jugendbildung durchdrang, und noch nicht einem Humanitarismus gewichen war, welcher einer tieferen Grundlage

Digitized by Google

entbehrt, und damit auch eines wahren Einflusses auf die Bildung und Erziehung der Jugend verzichtet. Weiter erscheinen als Gegenstände des Unterrichts drei Sprachen: Griechisch, Hebräisch und Latein, ohne die französische Sprache zu zählen, »la quelle toutesfoys (selon le iugement des gens scauans) n'est pas du tout a mespriser«, für das Griechische ist die Lectüre des neuen, für das Hebräische die des alten Testaments bestimmt; im Lateinischen sind es insbesondere die Schriften des Terentius, Virgilius und Cicero, welche gelesen werden sollen: »lesquelz en lisant continuellement on peut apprendre a parler vng vray Latin et elegant«, wie denn überhaupt die vorgerückteren Schüler geübt werden sollen »a parler et composer en Latin selon la coustume des meilleurs colleges.« Ausserdem sollen die Schüler auch die Anfangsgründe der Arithmetik gelehrt werden: »c'est à scauoir la maniere de nombrer, chiffrer getter ou calculer.« Ehe man sich zu Tische setzt, soll von einem Schüler ein Abschnitt aus der Bibel vorgelesen werden, und wenn man am Tische ist, soll jeder Schüler einen Bibelspruch hersagen, und zwar in verschiedenen Sprachen, Jeder nach seiner Befähigung. Wir beschränken uns auf diese Mittheilungen, das Uebrige mag man lieber in der interessanten Darstellung selbst nachlesen. Man ersieht aus Allem, dass die Anstalt die Stelle einer Mittelschule einnahm, welche die sogenannt grammatischen Classen enthielt, aber die höheren Classen, Rhetorik und Dialektik nicht besass. Die kurze diesem Programm beigegebene Beschreibung der Stadt Genf soll denen, welche die Stadt nicht kennen oder sich einbilden, »que Geneue soit quelque ville hideuse et quasi inhabitable, estant entre des rochiers steriles et desers, plus enserre que bastie ont horreur mesme d'en approcher«, einen richtigen Begriff von der Lage der Stadt und den Vortheilen, die sie bietet, geben: »Seulement nostre intention est de montrer oultre la dicte situation combien elle a de commodité tant en aisance de viures, qu'en air bien temperé et aussi en trafiques et train de marchandise.« Und in diesem Sinn verbreitet sich dann die Beschreibung über das Einzelne und schliesst mit den zur Empfehlung der Stadt dienenden Worten: »Somme toute, on peult mieux veoir à l'oeil que declairer verbalement combien la dicte ville est située entre les frontieres de troys grans pais assauoir la Gaule, Alemaigne et Italie, c'est comme vne place deputee tant a l'apport des marchandises que pour les assemblées des marchans.«

Digitized by Google

Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit Ernestus Fridericus Poppo. Vol. I. Sect. I. Editio altera aucta et emendata. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVI. LIV. und 274 S. in gr. 8.

Die Ausgabe, welche hier in einer neuen Auflage erscheint, kam erstmals in den Jahren 1843—1851 heraus, da neben der grösseren, von demselben Herausgeber besorgten Ausgabe das Bedürfniss einer kleineren Ausgabe, in welcher die Resultate der grössern in kürzerer Fassung und in selbständiger Bearbeitung dem Leser geboten würden, sich herausgestellt hatte. Noch im Jahr 1856 erschien, nachdem die Ausgabe bereits abgeschlossen war, ein weiteres Heft, welches alle die allgemeinen das Geschichtswerk des Thucydides betreffenden Gegenstände erörterte und damit gewissermassen eine Ergänzung der vorausgegangenen Bände bildete; s. diese Jahrbücher 1857 S. 70 ff. Es kann wohl als ein erfreuliches Zeichen betrachtet werden, dass ein so gründlich ausgearbeitetes Werk, wie man diese Ausgabe des Thucydides wohl nennen kann, zu einer erneuerten Auflage gelangt, nachdem auch auf diesem Gebiete durch ähnliche Erscheinungen mit den jetzt so beliebten deutschen Anmerkungen eine Concurrenz eingetreten war, die gewiss nicht zu unterschätzen ist. Schon die Bequemlichkeit greift lieber zu den deutschen Noten, und holt sich hier Rath, freilich, wie wir wenigsteus glauben, auf Kosten der Gründlichkeit, was wir hier nicht weiter ausführen wollen; jedenfalls aber, und diess ist unsere volle Ueberzeugung, wird der angehende Philologe, der den Thucydides zu seinem Privatstudium wählt, oder der Lehrer, der ihn in der Schule zu erklären hat, aus einem gut lateinisch geschriebenen, Sprache und Sache berücksichtigenden Commentar, wie ihn eben die vorliegende Ausgabe bietet, mehr lernen und eine gründlichere Förderung seiner Studien zu erwarten haben als aus all den in deutscher Sprache gefassten erklärenden Anmerkungen, abgesehen auch davon, dass hier nicht immer das richtige Maass eingehalten ist, und bald zu viel, bald zu wenig gegeben wird, vielfach aber mehr Eselsbrücken vorkommen, was bei diesen lateinischen Commentaren der Fall nicht ist. Auch darum empfehlen wir den Gebrauch dieser Ausgabe zumal in ihrer erneuerten Gestalt, die uns hier zunächst beschäftigt. In der Anlage des Ganzen, wie in der Einrichtung überhaupt ist um so weniger eine Aenderung eingetreten, als ja auch Zweck und Bestimmung sich gleich geblieben ist. Aber in der Ausführung, in der Behandlung des Einzelnen ist manche Aenderung und manche Verbesserung eingetreten, welche zeigen kann, dass der Herausgeber allen den Erscheinungen, welche die Literatur des Thucydides in der neueren Zeit aufzuweisen hat, seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe, mit aller Aufmerksamkeit gefolgt ist und kaum etwas übersehen hat,

Digitized by Google

aus dem seine Bearbeitung etwas gewinnen konnte. Und mit dieser Beachtung der gesammten neueren Literatur über Thucydides ist eine genaue Durchsicht weniger des Textes — was auch in dem Grade minder nöthig war — als vielmehr des in den Anmerkungen niedergelegten Commentars verbunden worden: insbesondere ist dabei die Redeweise des Thucydides Gegenstand erneuerter Sorge geworden, wie diess so manche neu hinzugekommene sprachliche Bemerkung zeigen kann, während andere schärfer gefasst oder mit neuen Belegen ausgestattet worden sind. Statt der Rost'schen Grammatik ist die Buttmann'sche in ihrer neueren Gestalt, theilweise auch die von Krüger oder von Madvig citirt worden, weil diese Grammatiken neben der grösseren von Matthiä, aus der die Citate auch in der neueren Auflage beibehalten sind, mehr im Gebrauch jetzt sind als die von Rost. Man wird diess nur billigen können. Den Anfang macht auch hier die alte des Marcellinus Namen tragende Vita, worauf der Abschnitt „Thucydidis historiae emendandae et illustrandae fontes et subsidia“ folgt, in welchem die ganze, seit der ersten Auflage erschienene, den Thucydides betreffende Literatur nachgetragen ist.

Wenn, wie schon bemerkt, in dem Texte des Thucydides wenig Aenderungen statt gefunden, so wird dagegen in den dem Text untergestellten erklärenden Anmerkungen kaum eine Seite sich finden, welche von der nachbessernden Hand des Herausgebers unberührt geblieben, welcher in der auf jede einzelne Bemerkung eingehenden Durchsicht, insbesondere der sprachlichen Erklärung der einzelnen Ausdrücke und der dem Thucydides überhaupt eigenthümlichen Redeweise, neben der richtigen Auffassung des Sinnes sich zugewendet hat. So wird, um zunächst aus dem Proömium einige Belege anzuführen, die Stelle cap. I. (*ἐκ δὲ τεκμηρίων*) *ὧν ἐπὶ μακρότατον σκοποῦντί μοι πιστεῦσαι ξυμβαίναι* in sprachlicher und grammatischer Hinsicht nach den einzelnen Worten genauer besprochen, als es in der ersten Auflage geschehen war, wenn auch der Verfasser bei der früher schon gegebenen Auffassung der Stelle im Ganzen, und wohl mit Recht, verbleibt. Oder cap. 2 in den Worten: *τὴν γοῦν Ἀττικήν, ἐκ τοῦ ἐπὶ πλεῖστον διὰ τὸ λεπτόγεων ἀστασίαστον οὖσαν ἄνθρωποι ᾤκουν οἱ αὐτοὶ ἀεί* wird die Redewendung *ἐκ τοῦ ἐπὶ πλεῖστον*, über die in der ersten Ausgabe Nichts gesagt war, näher besprochen und erklärt. In der nun folgenden schwierigen Stelle: *Καὶ παράδειγμα τόδε τοῦ λόγου οὐκ ἐλάχιστόν ἐστι διὰ τὰς μετοικίας [ἐς] τὰ ἄλλα μὴ ὁμοίως αὐξηθῆναι* hat der Verfasser eben so wenig im Text eine Aenderung vorgenommen als die frühere Erklärung geändert, sondern diese vielmehr noch näher auszuführen gesucht, ohne das für *μετοικίας ἐς* vorgeschlagene *μετοικήσεις* aufzunehmen. Eben so wird man cap. 3 in den Anmerkungen, die auf die Erwähnung Homers sich beziehen, eine wesentliche Erweiterung vorfinden, die sich übrigens durchgängig auch bei anderen Stellen

Digitized by Google

zeigt, wo die Erklärung in das Gebiet der alten Geschichte und Geographie zurückzugehen hat. cap. 11 am Schlusse ist in den Worten πρὸς τὰς μεγίστας οὖν καὶ ἐλαχίστας ναῦς τὸ μέσον σκοποῦντι ebenfalls nichts geändert, was wir vollkommen billigen, und wenn die Vermuthung Bekker's (δ' οὖν für οὖν), die in der Anmerkung angeführt wird, mit einem non male jetzt begleitet ist, so gestehen wir offen, dass wir diesen Zusatz lieber entfernt sähen. Eben so wird es zu billigen sein, dass cap. 12 in den Worten ὥστε μὴ ἡσυχάσασα αὐξηθῆναι keine Aenderung erfolgt ist: die Mehrzahl der Handschriften und zwar der guten gibt hier bekanntlich ἡσυχάσασαν. Auch cap. 20 zu Anfang ist der Herausgeber von der früheren Erklärung der Worte: τὰ μὲν οὖν παλαιὰ τοιαῦτα εὗρον χαλεπὰ ὄντα παντὶ ἑξῆς τεκμηρίῳ πιστεῦσαι nicht abgewichen und wir glauben auch darin ihm Recht geben zu müssen. Was die weiter in demselben Kapitel berichteten Angaben über die Abstammung der Spartanischen Könige und der vermeintlich darin liegende Widerspruch mit den Angaben des Herodotus VI, 57 betrifft, so hat der Herausgeber diesen Punkt nicht unberührt gelassen, wir glauben er hätte noch beifügen können, wie näher betrachtet eigentlich von einem Widerspruch beider Schriftsteller, wie man vermeint hat, gar nicht die Rede ist, da die von Thucydides als irrig bezeichnete Ansicht — dass nämlich jeder König eine doppelte Stimme gehabt — gar nicht im Herodot steht, der nur das besagt, dass die beiden Glieder der Gerusia, welche, wenn die Könige nicht erscheinen, als deren nächste Anverwandte an deren Stelle traten, zwei Stimmen haben, jeder von den beiden eine für einen jeden der beiden Könige, und eine weitere Stimme, die er für seine Person abgab. Eben so wenig wird, was den weiter von Thucydides geleugneten λόχος Πιτανάτης als eine bestimmte militärische Abtheilung betrifft, ein Widerspruch darin mit Herodotus IX, 53 zu finden sein, wenn man die letztere Stelle richtig auffasst und in dieser blos eine allgemeine Ausdrucksweise zur Bezeichnung derjenigen jungen Mannschaft erkennen will, welche von Pitana, einem der vier Flecken Sparta's, ins Feld gezogen war. Dass überhaupt beide Schriftsteller, Thucydides und Herodotus gegenseitig ihre Werke gekannt und Beziehungen, Anspielungen an einzelnen Stellen auf oder vielmehr gegen einander sich erlaubt, wird wohl nicht zu erweisen sein, wenn es anders sich um die Begründung dieser Ansicht durch den Nachweis bestimmter Stellen handelt.

Diess sind nur ein Paar Beispiele, mehr aufs Geradewohl genommen, als absichtlich ausgewählt. Wer die Mühe einer Vergleichung der neuen Ausgabe mit der früheren nicht scheuen will, wird zu dem hier Bemerkten weitere Belege ohne besondere Mühe beizufügen im Stande sein. Das Resultat wird das Gleiche bleiben. Noch bemerken wir, dass für die genauere Bestimmung der von Thucydides erwähnten Oertlichkeiten die Ergebnisse der neuesten

Digitized by Google

Forschungen, welche auf dem Boden des alten Hellas angestellt worden sind, sorgsam benutzt wurden. Eine baldige Fortsetzung dieses ersten Heftes ist gewiss zu wünschen und zu erwarten. Das vorliegende erste Heft enthält ausser der Vita des Marcellinus und den literarischen Notizen das erste Buch, das hier einen Raum von 277 Seiten einnimmt, während die erste Ausgabe 198 Seiten und mit Einschluss der Corrigenda und Addenda 205 Seiten füllt: man mag hiernach die bedeutende Vermehrung bemessen, welche dem Commentar zunächst zu Theil geworden ist; auch die Einleitung weist 54 Seiten auf, statt der früheren 48. Die Lettern sind deutlich und der ganze Druck angenehm. Sonst ist in der äussern Einrichtung keine Umänderung vor sich gegangen.

Nachdem wir diese Worte niedergeschrieben, kommt uns ein zweites Heft zu, in welchem das zweite Buch enthalten ist, in einer eben so sorgfältigen Revision und theilweisen Ueberarbeitung, wie sie dem ersten Buch in der neuen Auflage zu Theil geworden ist. Wir werden später darauf zurückkommen.

Platonis Phaedo. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Editio quarta superioribus aliquanto auctior et emendatior, quam curavit Martinus Wohlrab, in schola Dresdensi quae est ad aedem St. Crucis Praeceptor. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVI., VI. und 310 S. gr. 8. (Auch mit dem weiteren Titel: Platonis opera omnia. Rec. etc. Vol. I. sect. II. continens Phaedonem.

Die Bearbeitung der Platonischen Dialoge durch Stallbaum, wie sie in einer Reihe von Bänden nach einander in der Bibliotheca Graeca von Jacobs und Rost erschienen ist, hat mit allem Recht eines Beifalls und einer Verbreitung sich erfreut, die sie durch ihre zweckmässige Einrichtung, durch die gründliche Behandlung des Einzelnen, insbesondere der Platonischen Sprache und Redeweise, durch die gesunde dabei geübte Kritik eben so sehr wie durch die jedem Dialoge vorausgeschickte, in manchen Fällen umfassende Einleitung in der That auch verdient hat. Denn sie hat zu einem gründlichen Studium des Plato nicht wenig beigetragen und dadurch die richtige Erkenntniss des Plato und seiner Lehre nicht wenig gefördert. Dabei war Stallbaum in unermüdeter Thätigkeit bemüht, nachzubessern, wo Etwas der Verbesserung Würdiges von ihm erkannt worden war, zu ergänzen, wo inzwischen durch eine neue Forschung ein neues Licht, es sei über das Einzelne oder über das Ganze gewonnen war. Doch geschah dies nie ohne sorgfältige Prüfung, da der gründliche und besonnene Forscher sich nicht durch das Blendwerk paradoxer Ansichten, oder

Digitized by Google

geistreicher Einfälle täuschen liess und in Allem mit völliger Selbstständigkeit und Ruhe verfuhr. Die verschiedenen neuen Auflagen, welche die Mehrzahl der von ihm in dieser Weise bearbeiteten Schriften Plato's erfahren haben, legen davon ein Zeugniss ab, das auch diese neue, nach Stallbaums Tod erschienene vierte Auflage des Phädo fast auf jeder Seite bestätigen kann; denn es unterscheidet sich diese vierte Auflage wesentlich von der dritten, die im Jahre 1850 erschien, nicht sowohl in der Anlage des Ganzen und in der äusseren Einrichtung, welche vielmehr dieselbe geblieben, sondern in der Ausführung, eben so wohl, was die Einleitung oder die Prolegomenen, als was die Erklärung des Einzelnen betrifft. Bis zu seinem Tode war Stallbaum thätig für diese neue Auflage, die er auch ziemlich vollendet und ausgearbeitet zum Druck hinterlies, wie das von ihm selbst der Vollendung der Prolegomenen beigefügte Datum des Octobers 1860 — drei Monate etwa vor seinem Tode — beweist. Und darum beginnt auch der Herausgeber, welchem das Ganze übergeben ward, um es zum Druck zu befördern, sein Vorwort mit den Worten: »Quarta haec Phaedonis editio tota fere Godofredi Stallbaumii est. Omnia enim, quae ad eam adornandam pertinerent, ipse providerat. Retractaverat prolegomena eorumque maximam partem de integro scripserat; ex tertia hujus dialogi editione huic duo tantum capita, secundum et octavum et ea quidem correcta inseri voluerat — praeterea textum nonnullis locis mutavit, commentarios autem multis partibus auxit et emendavit.« Indem wir nun, um den Unterschied der dritten und vierten Auflage näher anzugeben, die einzelnen Theile des Ganzen durchgehen, wollen wir damit auch das verbinden, was der neue Herausgeber zur Vervollkommnung des Werkes gethan hat. Dieser hat nämlich das Ganze, was ihm nach Stallbaum's Tod zur Veröffentlichung übergeben ward, nochmals durchgesehen, in den Prolegomenen Einiges, was wir gleich angeben werden, hinzugefügt, dann insbesondere seine Sorge den zahlreichen Citaten, von welchen manche irrig erschienen, zugewendet und diese richtig zu stellen gesucht; Einzelnes, das an mehreren Orten sich wiederholte, hat er wegfallen lassen, Anderes hat er mehr zusammengedrängt, Einiges Wenige auch, was unrichtig oder unnöthig erschien, ganz gestrichen.

Um zuvörderst von den Prolegomenen zu reden, welche in der dritten Ausgabe 28 Seiten gleichen Drucks einnehmen, so sind diese jetzt auf 72 Seiten angewachsen, aus welcher Seitenzahl schon die bedeutende Vermehrung und der grössere Umfang derselben entnommen werden mag. Dieselben sind auch jetzt, wie diess bei den derartigen Prolegomenen zu andern Schriften Plato's in den erneuerten Auflagen derselben gleichfalls geschehen ist, in einzelne Abschnitte — acht Kapitel — nach ihrem Inhalt abgetheilt und mit den darauf bezüglichen Aufschriften versehen worden. Ganz

Digitized by Google

neu ist das erste Kapitel, Praeviae admonitiones überschrieben. Es wird darin Werth und Bedeutung dieser Platonischen Schrift hervorgehoben, und mit vollem Recht dem Studium junger Leute empfohlen, da sich unter allen Schriften Platon's kaum eine finde, welche geeigneter wäre, in das Studinms Platon's einzuführen und dafür zu begeistern; »inter omnes Platonis dialogos, sagt der Verfasser, vix ullum reperiri existimamus, qui ad Platonicam rationem et elegantiam cognoscendam animosque juveniles illius studio incendendos tantam vim habeat, quantam Phaedo.« Diess ist ganz wahr, allein wir glauben doch, dass zum vollen Verständniss des Phädo eine grössere Reife und Vorbildung nöthig ist, als zu andern Dialogen (z. B. Laches, Crito u. s. w.) und würden es nicht für räthlich finden, den jungen Mann, der noch keine Bekanntschaft mit Plato gewonnen, unmittelbar mit der Lectüre des Phädo beginnen zu lassen, so sehr wir auch von der andern Seite es wünschen, dass kein junger Mann diesen Dialog ungelesen lassen sollte: denn er ist durch die ganze dramatische Einkleidung und Behandlung mehr als andere Dialoge geeignet, in den Seelen junger Leute eine Begeisterung hervorzurufen, die, weil sie zu dem Idealen und Höheren gerichtet wird, nicht hoch genug anzuschlagen ist. Die ganze wahrhaft kunstvolle Anlage des Dialogs, die herrliche Behandlungsweise, die vorzügliche Sprache, der Ausdruck des feinsten Atticismus, tragen, auch abgesehen von dem Gegenstande selbst, der im Phädo verhandelt wird, dazu nicht wenig bei. Cap. II: Summa dialogi refertur enthält die auch in der dritten Ausgabe S. 1—16 gelieferte Inhaltsübersicht des Ganzen; was in dieser Ausgabe daran sich weiter anreiht über Zweck und Tendenz des Dialogs S. 17—24 hat aber jetzt eine völlige Umarbeitung und Umgestaltung erfahren, indem zuerst ein eigener Abschnitt Cap. III: »de summa operis sententia ejusque ultimis consiliis« folgt, in welchem zuerst die verschiedenen von Schleyermacher, Baur, Guttmann, H. Schmidt, Steinhart und Susemihl aufgestellten Ansichten über diesen Dialog dargelegt und geprüft werden; und da keine derselben vollkommen genügen kann, so folgt darauf die Erörterung der eigenen Ansicht, die in dem Satze (S. 26) niedergelegt ist: »agitur nostro judicio causa immortalitatis in Phaedone non modo dialectice, sicuti vulgo existimatum est, verum etiam ethice«, was im Einzelnen nun nachzuweisen versucht wird. Cap. IV handelt dann »de arte et compositione operis, quod plane ad tragoediae alicujus exemplum compositum esse docetur.« Insbesondere wird auf Cap. V aufmerksam zu machen sein, welches die Aufschrift trägt: »Dilucidantur singulae libri partes confirmaturque simul judicium de summo ejus argumento et consilio antea defensum.« Hier werden nemlich die einzelnen im Phädo vorgebrachten Beweise für die Unsterblichkeit der Seele einer näheren Untersuchung und Prüfung unterworfen, und der Zusammenhang, in

Digitized by Google

welchem alle die einzelnen Theile, also auch die einzelnen vorgebrachten Beweise mit der Tendenz des Ganzen, und der gesammten Ausführung überhaupt stehen, nachgewiesen. Das sechste Capitel handelt: »De temporibus libri natalibus. De dialogi habiti aetate« S. 61 ff. Der Verf. hat auch hier seine, wie wir glauben, begründete Ansicht näher festzustellen versucht, wornach er in dem Phädo das Werk eines reiferen, vorgerückten Alters erkennt, und die Herausgabe dasselbe unmittelbar auf die des Phädrus und des Symposium's folgen lässt, also vor dem Philebus, der Politeia und dem Timäus. Dass der Phädo vor der Politeia geschrieben sein muss, lässt die in dieser grösseren Schrift vorkommende Verweisung auf Phädo, hinsichtlich der Unsterblichkeitsbeweise, deutlich und sicher erkennen. Die diesem Abschnitte beigefügte Erörterung über die Zeit, in welche der Dialog selbst verlegt wird, ist von dem Herausgeber hier, als an einem schicklicheren Orte hinzugefügt worden, aus dem, was in der längeren Eingangsnote der dritten Ausgabe darüber bemerkt worden war. Eben so ist das ganze siebente Kapitel: De personis dialogi ein von dem Herausgeber gemachter Zusatz, durch welchen Einzelnes, was darüber in den Anmerkungen vorkam, an diesem Orte wegfallen konnte, während es hier, in der Zusammenstellung, einen besseren Platz erhalten hat. Cap. VIII: de re literaria handelt über Handschriften, Ausgaben und Uebersetzungen: auch dieser Abschnitt erscheint um die Hälfte erweitert.

In dem Text selbst wird man nur wenige Aenderungen finden. Stallbaum ist auch hier dem im Ganzen conservativen und besonnenen Verfahren, das er in der Kritik stets beobachtet hat, treu geblieben, wie man diess an mehr als einer Stelle ersieht. Um davon nur ein einziges Beispiel anzuführen, verwirft Stallbaum (S. 75) die dem Plato in Fällen, wie *ἅττα εἶπεν* u. dgl aufgedrungene Elision, und bemerkt im Voraus, dass derartige Veränderungen »omnino mentione indignae sunt; standum enim ubique a partibus codicum mss.« Uebrigens zeigt die dem Texte unterstellte kritische Annotatio manche Verschiedenheit von der dritten Ausgabe, in schärferer Fassung, einzelnen Zusätzen, wofür aber auch wieder Anderes weggefallen ist. Was die erklärenden Anmerkungen betrifft, so geben diese durchweg Zeugniss der grossen Sorgfalt, mit welcher Stallbaum die Durchsicht seines Werkes bis in alle Einzelheiten vorgenommen hatte, und was nach seinem Tode noch weiter zur Vollendung des Ganzen von dem jetzigen Herausgeber geschehen ist, wurde schon oben angegeben. Während auf diese Weise keine Seite ohne irgend eine Veränderung oder Verbesserung geblieben ist, wurde doch kein weiterer Raum in Anspruch genommen; die dritte Ausgabe enthält 254 Seiten Text und Anmerkungen, die vierte S. 73—310 befasst demnach 238 Seiten, also noch etwas weniger, als die dritte Auflage, was durch bessere

Digitized by Google

Oekonomie, durch den Wegfall mancher unnöthigen Bemerkungen oder durch Zusammenziehung und dergleichen erzielt ist, abgesehen von dem, was wie schon bemerkt, ausgeschieden und in die Prolegomena geworfen ward. Was von dem Herausgeber hinzugefügt worden, ist durch eckige Klammern kenntlich gemacht.

Wir haben damit im Allgemeinen angegeben, was diese vierte Auflage von der dritten, zu ihrem nicht geringen Vortheil unterscheidet, und können uns nur freuen, wenn eine Ausgabe, die zur Lectüre des Platonischen Phädo als nützlich und erspriesslich sich bewährt hat, in dieser neuen Gestalt ihrem nächsten Zwecke immer entsprechender gestaltet erscheint. In einzelne der gemachten Aenderungen einzugehen, liegt dem Zweck dieser Anzeige fern, die nur die Absicht hat, die Freunde der Platonischen Literatur und Alle diejenigen, welchen ein gründliches Studium der Platonischen Schriften am Herzen liegt, aufmerksam zu machen auf diese erneuerte Ausgabe und auf die Verschiedenheit derselben von der nächstvorhergegangenen hinzuweisen: Alles Andere mag füglich der Besprechung philologischer Zeitschriften überlassen bleiben, insbesondere die Besprechung einzelner Stellen, es sei in kritischer oder in exegetischer Hinsicht. In der äusseren Einrichtung ist Nichts verändert, Druck und Papier, gute deutliche Lettern sind sich gleich; störende Druckfehler sind uns nicht aufgestossen, das Ganze ist überhaupt sehr correct gehalten.

Vollständiges Wörterbuch zu den Verwandlungen des Publius Ovidius Naso. Von Otto Eichert, Dr. phil. Vierte, sorgfältig revidirte Auflage. Hannover 1866. Hahn'sche Hofbuchhandlung. IV und 294 S. in gr. 8. mit doppelten Columnen.

Ueber die früheren Auflagen dieses Wörterbuches wurde in diesen Jahrbüchern 1856. S. 636 ff. und 1859. S. 544 berichtet. Dasselbe soll einem doppelten Zweck dienen: es soll auf der einen Seite den Schüler in der Lectüre des Ovidius bei seiner Vorbereitung unterstützen, und zwar da zunächst, »wo seine eigenen Kräfte zu einer genauen und scharfen Erfassung des Wortsinns nicht ausreichend« erscheinen: auf der andern Seite soll es aber auch ein brauchbares Material zu einem Lexicon Ovidianum liefern, an dem es bekanntlich noch immer uns fehlt. Diese Zwecke widersprechen sich nicht; die Art und Weise, wie der Verfasser beiden Rechnung zu tragen versucht hat, zeigt, dass er vollkommen seiner Aufgabe sich bewusst war, und diese zu lösen verstanden hat, zumal in dieser neuen Auflage, in der er einzelne Mängel der früheren zu beseitigen, einzelne irrige Citaten zu berichtigen, und

Digitized by Google

diejenige Vollständigkeit zu erzielen bemüht war, die bei einem Wörterbuch der Art allerdings verlangt werden kann. Nicht blos der ganze Wortschatz, der in den Metamorphosen liegt, ist in das Wörterbuch aufgenommen, und zwar, hinsichtlich des Textes, nach Merkel's Recognition, wobei jedoch auch die erheblicheren abweichenden Lesarten Berücksichtigung fanden, sondern es ist ihm auch durchweg die nöthige Erklärung zu Theil geworden, alle sprachlichen und grammatischen Eigenthümlichkeiten des Dichters finden sich berücksichtigt, und sind daher, um nur Ein Beispiel anzuführen, insbesondere die Partikeln, namentlich die Präpositionen (so z. B. a, ab oder ad, sub, per), ebenso einzelne Conjunctionen und Adverbien (z. B. si, sic, quum, et, ut) ein Gegenstand eingehender Behandlung und grosser Sorgfalt geworden: weiter, und dem oben genannten Zwecke entsprechend, sind bei Gelegenheit der gegebenen Worterklärung Stellen, die für den Schüler eine besondere Schwierigkeit bieten, erklärt und die Construction derselben angegeben, meist bei den betreffenden Verbis, um Wiederholung zu vermeiden. Verweisungen auf die neuesten Auflagen der Grammatiken von Zumpt und Kühner sind beigefügt, sie beziehen sich meist auf Abweichungen der dichterischen Schreibart von der prosaischen. Mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit die einzelnen Artikel behandelt sind, wird Jeder, der das Wörterbuch gebraucht, bald wahrnehmen; man vergleiche z. B., um nur einige Artikel der Art anzuführen, qui und quis, oder das Verbum ago, teneo, video und so viele andere der Art, bei welchen auf die logische Folge der Bedeutungen grosse Sorgfalt gewendet ist. Die Eigen- und Personennamen, welche in den Metamorphosen vorkommen, sind ebenfalls in diess Wörterbuch aufgenommen und mit der nöthigen sachlichen Erklärung, aber in Kürze, begleitet, namentlich die mythologischen Namen, ohne dass jedoch der Verfasser in eine Deutung derselben eingegangen ist. Und gewiss hat er Wohl daran gethan, wenn er sich »jeder allegorischen Symbolik der einzelnen Mythen enthalten zu müssen« glaubte.

Die grosse Sorgfalt, welche der Verfasser seinem Werke auch in dieser neuen Auflage gewidmet hat, wird daher alle Anerkennung verdienen, und seinem Werke nicht blos in der Schule, sondern auch ausser derselben Eingang und Verbreitung sichern. Die äussere Ausstattung ist der früheren Auflage im Ganzen gleich.

Digitized by Google

Die deutsche Geschichte. Für Schule und Haus von Friedrich Kohlrausch, Dr. phil., königl. Hannover'schen General-Schuldirector. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1866. Fünfzehnte Auflage, in zwei Abtheilungen XII und 335 S. VI und 433 S. gr. 8.

Es dürfte wohl überflüssig erscheinen, über den Inhalt eines Werkes berichten zu wollen, das schon in vierzehn Auflagen verbreitet, in der That heimisch geworden ist in »Schule und Haus«, wofür es bestimmt ist, und das auch in der neuen Gestalt, in seiner fünfzehnten Auflage, gleichmässig diesem Zwecke dienen soll, daher auch in seiner ganzen Fassung sich von den früheren Auflagen, namentlich von der dreizehnten, nur in so weit entfernt, als die Sage des ehrwürdigen Veteranen, dem wir dieses Werk verdanken, auch dieser neuen Ausgabe zugewendet in einzelnen Aenderungen, die zur Vervollkommnung des Ganzen dienen konnten, erkennbar ist. Geist und Tendenz dieser deutschen Geschichte sind sattsam bekannt: der ruhige, zunächst auf schlichte Darstellung des Faktischen berechnete Ton des Ganzen, der bei aller Parteistellung fern zu halten, und alles oberflächliche Raisonnement zu vermeiden sucht, wird auch der neuen Auflage überall Eingang zu verschaffen, wo der Sinn für die Geschicke des deutschen Vaterlandes noch nicht erloschen ist; und so können wir nur wünschen, dass auch dieser fünfzehnten Auflage eine gleiche Anerkennung und Verbreitung, wie den früheren zu Theil werden möge. Sie reicht bis gegen Ende des Jahres 1865; die grossen Ereignisse des Jahres 1866, durch welche Deutschland einer Umgestaltung entgegensieht, waren noch nicht eingetreten; und wenn die Hoffnung einer friedlichen Entwicklung, wie sie das Schlusswort ausgesprochen hat, nicht in Erfüllung gegangen ist, so werden doch die in diesem Schlusswort enthaltenen Betrachtungen über das, was unserer Zeit noth thut, und über die Heilmittel, welche hier anzuwenden sind, immer ihre Geltung behalten. »Sie liegen in dem ernstlichen und kräftigen Bestreben aller Wohlgesinnten, eine würdige Ansicht der Zwecke des Lebens, der Pflichten, die einem Jeden obliegen, der Nichtigkeit der auf eiteln Schein gerichteten Bestrebungen, der Gefahren, die mit dem Uebermaass sinnlicher Genüsse verknüpft sind, bei jeder Gelegenheit geltend zu machen und durch das eigene Beispiel zu bekräftigen. Sie liegen vor Allem in einer rechten Erziehung der Jugend zur Achtung vor den Geboten Gottes, zum Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit, zur Verehrung des hohen Vorbildes menschlicher Vollkommenheit, welches uns in unserm Erlöser dargestellt ist. Und hiezu mitzuwirken ist Jedermann im Staate verbunden, wenn er auch keine eigenen Kinder zu erziehen hat« u. s. w.

Digitized by Google

Nr. 41. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur ägyptischen Hymnologie.

I) Joh. Dümichen, Bau-Urkunde der Tempelanlagen von Dendera in einem der geheimen Corridore im Innern der Tempelmauern aufgefunden und erläuternd mitgetheilt. Leipzig, J. C. Hinrichs. Paris, A. Frank. 1865. 4. 46. XIX autogr. Tafeln. 4 Thlr.

II) Vicomte Emmanuel de Rougé Rituel funéraire des anc. Egyptiens, texte complet en écriture hiératique publié d'après les papyrus du Musée du Louvre et précédé d'une introduction à l'étude du Rituel. Fol. Paris, Benj. Duprat. Livraison I et II. Texte p. 1—16. Planches I—VI u. XIV. 1861.

I. Selbst an den falschen Hymnen des Orpheus erkennt man den Stempel der Aechtheit des Originals, das dem Verfasser vorlag, in den gehäuften Epitheten, wo unter stets wechselnden Namen immer derselbe Gott wieder und wiederum angerufen wird. Auch der Spott des Lucian über diese Sitte der Dichter kann den Satz nicht umstossen, dass ein ächtes Gebet keineswegs gedankenreich ist, im Gegentheil, dass es in allen möglichen Wendungen immer zu demselben Wunsch zurückkehrt und selbstverständlich in Parallelismus und Tautologieen verfällt. Darum sticht die Gedankenarmuth des Orpheus vortheilhaft ab gegen die epische Breite der homerischen und theilweise der kallimachischen Hymnen, an denen ebenfalls nur die zahlreichen Epitheten die ächte, gottesdienstliche Wurzel sind, aus der dann das poetische Beiwerk erblühte. Ist nämlich die Inbrunst des Beter's oder die Angst des Hülfesuchenden immer auf neue Namen der Gottheit verfallen, so reiht nachträglich die priesterliche Liturgie diese Namen wie an einer Perlenschnur auf, so dass ohne den mindesten historischen Zusammenhang der πολυώνυμος Ἶσις ganz ähnliche Litaneien gesungen wurden, wie die lauretanische der Madonna als der Stella maris, regina prophetarum, mater amabilis u. s. w. 44 Namen der Maria nur unterbrochen durch das beständige ora pro nobis. Das Todtenbuch der Aegypter enthält (ed. Lepsius cap. 142, col. 1—26) eine Reihe von 100 Namen des Osiris, denen nachträglich noch 12 weitere beigefügt werden, nichts als Namen ohne ein anderes Wort. In Edfu zeigt eine Tempeldecke 300 Namen der Hathor. Eine ähnliche Namenliste, theils der Göttin Hathor, theils ihres Tempels in Dendera, theils der Priester, der heiligen Schlangen, Bäume und

Digitized by Google

Teiche daselbst bildet den Hauptinhalt der vorliegenden Bau-Urkunde, welche Herr Dümichen »in einem der geheimen Corridore im Innern der Tempelmauer auffand und in einem höchst unergötzlichen Kampfe mit dessen Bewohnern, Millionen und aber Millionen von Fledermäusen, sich zu eigen machte.«

Gewiss unsere industrielle Zeit hätte den Geheimnissen Aegyptens lieber irgend eine chemische Formel abgelauscht oder in einer Bau-Urkunde lieber Aufschluss über die Wissenschaft jener alten Architekten erhalten, allein der Aufschluss über den Bau beschränkt sich auf die zweimal (Tafel XVI, a, b und Tafel XV 37—40) wiederholte Angabe, dass die grosse Gründung von Dendera eine vom König Thutmosis III. (18 Dynastie) veranstaltete monumentale Restauration sei nach einem urkundlich aufbewahrten Plan aus den Zeiten des Pyramidenerbauers Chufu, und dass dieses uralte auf Pergament geschriebene Document aufgefunden worden im Innern einer Mauer des Südhauses zur Zeit des Königs Phiops (6. Dynastie). Wörtlich: »Es ist aufgefunden worden die Gründung, die grosse von Dendera in einem alten Schriftstück, verzeichnet auf die Haut des ..... Thieres zur Zeit der Nachfolger (?) des Horus (und zwar) wurde es aufgefunden im Innern einer Ziegelmauer des Südhauses zur Zeit des Königs (Rameri) Sohn der Sonne Phiops.«

Der ptolemäische und römische Charakter der Hieroglyphen, mit welchen der Tempel von Dendera übersät ist und für deren sehr schwierige Entzifferung Herr Dümichen sich ein ausgezeichnetes Verdienst erwirbt, ferner der Umstand, dass auch am Ende vom Cap. 64 des Todtenbuches versichert wird, es sei dieses Schriftstück gefunden worden in den Tagen des Mykerinus, erregen den Verdacht, als habe es jenen Priestern gefallen, ihre Monumente beliebig zu antedatiren. Allein in beiden vorliegenden Fällen ist das entschieden nicht der Fall. Herr Dümichen war so glücklich — und Glück hat der Mann, denn er ist es auch gewesen gewesen, der zuerst die neue Königsliste von Abydos publicirte — auf der Osttreppe des Tempels von Dendera einen Stein verbaut zu finden, der in den grossen und prächtigen Hieroglyphen der 12. Dynastie sowohl Dendera als den König Amenenha erwähnt, und auch das beregte Gebet des Todtenbuches hat sich in der That vorgefunden auf Scarabäen aus sehr alter Zeit.

Kehren wir nun zurück zum Hauptinhalt des Buches (I), nämlich den 136 Namen der Stadt Dendera und den Namen ihrer Göttin Hathor, so erscheint von den erstern zuerst der Hauptname An, dann Tarer, ferner die zum zweiten Mal geschaffene (wohl mit Anspielung auf jene Restauration) das Haus des Jubels, der Sitz der Herzensfreude, der Sitz der Göttin von reinem Golde, der Sitz des Kampfes des Horus vor seinem Vater Osiris und vor seiner Mutter Isis, wo man ihm verleiht das Königreich über Süd und Nord, die weise und die rothe Krone, der Sitz des Stellens den Seth (Typhon) auf den Ort der Niedrigkeit, das Haus der Klage

Digitized by Google

der Kinder des Seb, der Richtplatz der Verbrecher, der Ort, wo Menschenblut fliesset, das Haus des Weinens und Lachens des Sonnengottes Ra, der Sitz, wo sich die beiden Sperber die Herrschaft theilen, der Sitz der Isis und ihrer Freude, das Haus der Isis der Herrin der Göttinnen, der vollkommene Sitz der Hathor, der Sitz der Schönen unter den Göttern und Göttinnen, das Haus der Glänzenden, der Schönäugigen, der Jugendlichen, der Einzigen, der Fröhlichen, der Anmuth und Huld des Antlitzes.

Aus diesen Namen des Tempels erhellt schon der Charakter seiner Göttin, welche überdies daselbst in der Legende über ihrem Bild geheissen wird: Hathor die grosse Herrin von Dendera, die Tochter der Sonne, die Herrin des Himmels und aller Götter, die Schaat, die Isis, die Erstgeborene von Anbeginn, glänzender ist ihre Gestalt als die des Meisters der Götter; zufrieden sind die Götter und Göttinnen mit ihren Gaben, das Kind des Ra, welches nährt den Tempel und Aegypten erfüllt mit ihren Wohlthaten; die Herrin der Sättigung, im Hause der Sättigung (techu, ein Wort, dessen Vorkommen in den Texten nach dem Verfasser dem kopt. thachi, tichi, inebriari entspricht, so dass wahrscheinlich der griechische Name von Dendera *Κανθαρώνπολις* »Humpenstadt« die Uebersetzung ihrer hieroglyphischen Bezeichnung als Techu-Sitz sei), die Herrin des Gesanges zur Harfe, des Weihrauchs und des Kranzes.

In den anschliessenden Erläuterungen erklärt der Verfasser die Hathor, schon auf den Pyramiden als Göttin von Heliopolis genannt, sei eine national ägyptische Gottheit und die Auffassung des weiblichen Princips gegenüber dem männlichen. In dieser Auffassung erscheine sie geradezu identisch mit der Isis, wesshalb auch beiden die Kuh geheiligt gewesen. Später erst mit griechischen Ideen versetzt, sei die grosse Naturgöttin zum Rang einer Muse des Gesanges, Tanzes und der Musik herabgesunken. Nebenher sei sie aber schon in den ältesten Zeiten mit dem Todtencult in Verbindung gesetzt als Mutter der Sonne, welche von dieser kuhgestalteten Göttin alltäglich geboren wird. Weil diese Kuh in der Unterwelt ihren Platz hat, sagt er, wird sie dann auch geradezu mit dem Todtencultus in Verbindung gesetzt. Möge er mir verzeihen, wenn ich in dieser fast auf jedem Sarge gemalten Kuh, wie sie aus einem Berge, an dessen Abhang gewöhnlich ein Thor ersichtlich, heraustritt, nur ein oberweltliches Wesen sehen kann, nämlich den Berg des Westens, »in welchen die Sonne und mit ihr die Seelen eingehen.« Dazu passt ganz, wenn er fortfährt: Sie ist die Finsterniss nicht die des Typhon, welche das Licht verdrängt, sondern die Finsterniss, aus welcher das Licht entsteht.

Wir bedauern hier nicht auch seine gelehrten Erläuterungen der Hathorfeste geben zu können, wobei die Interpretationen schwieriger Gruppen in reicher Fülle geboten werden und zu Ende die hieroglyphische Gleichung für *Νεμανοῦς* und *Σάασις* (Namen

unter welchen Hathor in dem 15. und 13. unterägyptischen Nomos verehrt wurde) bei Plut. de Iside et Os. c. 15 *οἱ μὲν Ἀστάρτην οἱ δὲ Σάωσιν οἱ δὲ Νεμανοῦν ἂν προσείποιεν* ferner für desselben Autors *Παμύλης* a. a. O. cap. 12.

Wer es je in Neapel mit angesehen, wie am Feste des Januarius die anderen Heiligen, d. h. ihre silbernen Bilder sich vor ihm verneigen und dann in langem Zuge hinter ihm hergetragen werden, dem muss sowohl im Festkalender von Esneh, wo selbst die verschiedenen Kappen und Kronen verzeichnet sind, die den Göttern je nach der Jahreszeit aufgesetzt werden müssen, so wohl in Esneh sage ich muss es ihn gemahnen, dass die Menschen und ihre Klerisei überall dieselben sind, als wenn er in Dendera mit Herr Dümichen liest: Am ersten Mesori macht diese Göttin, die Herrin von Dendera, ihren Besuch in Edfu. Während der Fahrt zu ihrem gnädigen Herrn [dem Horus von Edfu] wird seitens der Propheten und grossen Priester der Hathor ein grosses Opfer veranstaltet an Ochsen, Gänsen und allerlei guten und reinen Dingen auf den Namen dieser Göttin, bei ihrem Eintreten in ihr Schiff [Grösse der Liebe ist sein Name]. Die göttliche Dienerschaft schreitet vorauf, der Schreiber der göttlichen Schriftrolle eröffnet den Zug vor dieser Göttin, veranstaltend für sie alles das, was angeordnet ward für die fünftägige Festdauer von Seiten des Königs Thutmosis III., der es gethan hat zu einem bleibenden Andenken an ihn für seine Mutter Hathor u. s. w.

Um zu schliessen womit wir begonnen, so folge hier ein Gebet aus dem Todtenbuch, welches von Herrn Dümichen zum erstenmal übersetzt, denselben Parallelismus der Gedanken zeigt, welcher auch überall in diesem Ritual wie in den Psalmen die lyrische Stimmung der Betenden natürlich ist.

Nicht ist ein Glied an unserem Verstorbenen entbehrend einer Schutzgottheit, es ist Thot da zum Schutz seines Fleisches durchaus alle Tage, nicht ist ihm Gewalt angethan an seinem Arm, nicht ist ihm ein Leid geschehen an seinen Händen, nicht verüben Menschen oder Götter oder Dämonen oder irgend ein Geweihter, Wissender oder Erleuchteter insgesammt irgend eine Verletzung an ihm, er geht heraus wohlbehalten.

II. Dankbar für alle Strapazen und Fährlichkeiten, mit denen er uns einen wesentlichen Fortschritt in der Kenntniss der späteren Hieroglyphik erkauft, verabschieden wir uns von Hrn. Dümichen aber keineswegs vom Todtenbuch, von welchem Nr. II. uns das prachtvolle Facsimile eines in Paris aufbewahrten hieratischen Exemplares gibt mit zahlreichen Ergänzungen aus andern, wo das erste lückenhaft ist. Diese Ergänzungen besorgte Herr Deveria, die Herausgabe des Ganzen Herr Em. de Rougé. Entgegen dem Verfahren des Herrn Dümichen, der fast keinen neuen Text vorlegt ohne ihn zu übersetzen, hat der um die Entzifferung des Hierati-

Digitized by Google

schen d. h. der abgekürzten Hieroglyphenschrift so hochverdiente Vicomte es diesmal vorgezogen, wesentlich nur die Uebersetzung der Capitelüberschriften zu wiederholen, die er schon im Januar 1860 in der Revue archéologique gegeben, indem er vielleicht seine Kräfte sammelt, um später mit seinem Sohn Jacques eine vollständige Uebersetzung und kritische Ausgabe des Todtenbuchs zu liefern, eine Doppelaufgabe, welcher unsere Zeit nächstens gewachsen sein dürfte.

Für einen kritisch berichtigten Text liegen nicht nur zahlreiche Inschriften und Handschriften (Papyrus) zur Vergleichung vor, sondern die Aegypter selbst haben dafür vorgearbeitet, indem sie namentlich in dem Turiner Exemplar die vorhandenen Varianten in dem Context selbst angeben mit der Note Ki tet »anders gesagt« ganz wie die Juden das Ktib und das Kpi gleichmässig berücksichtigen.

Eine vorläufige Durchsicht des Materials hat Hrn. de Rougé überzeugt, dass das auch von ihm als Typus aufgestellte und von Lepsius edirte Turiner Exemplar in Linearhieroglyphen geschrieben, ebenso wie die vollständigern hieratischen Papyrus eine Compilation von Gebeten verschiedener Zeitalter und vielleicht verschiedener Schulen sind, in ihrer Gesammtheit nie älter als Psametich I., während allerdings einzelne Capitel, wie z. B. das schon genannte 64, 33 = 30 in eine sehr frühe Zeit hinauf reicht und Cap. II. sich auch auf einem Sarge aus der XII. Dynastie geschrieben findet. Im Allgemeinen seien die hieratischen Exemplare der canonischen Revision conform, welche unter der XXVI. Dynastie (die der Psametiche) vorgenommen wurde, und da aus ihnen erst die in Linearhieroglyphen geschriebenen übertragen, so müssten diese hieratischen der Kritik zur Basis dienen.

Auch eine vollständige Uebersetzung des Todtenbuches, eine Art Septuaginta, bereitet sich ganz sachte vor, indem von vielen Aegyptologen jeder in seinem Kämmerlein hie und da ein Capitel, das gerade in der Linie seiner Collectaneen liegt, herausbringt und dann etwa, wie neulich Herr Reinisch in der Besprechung der ägyptischen Alterthümer zu Miramar gethan, die Summe des allseitig anerkannten zusammenfasst und bedeutend vermehrt. Ihnen allen wird diese neue Redaktion willkommen und ihre Vergleichung mit hieroglyphischen durch Lepsius so zugänglich gemachten Texten erspriesslich sein, nicht nur als Leseübung, sondern als Hülfsmittel zur Uebersetzung, indem theils die hieratische Schrift zahlreichere Determinative bietet als die hieroglyphische, theils die Varianten dieses Textes hie und da ein schweres Wort durch ein leichteres ersetzen. Zum Beweis das Gesagten, und als Erstlingsfrucht meiner kritischen Vergleichung gebe ich hier meine Verdeutschung eines Morgenliedes das der Selige anstimmt, wahrscheinlich nachdem er mit der Sonne von der Kuh Hathor wiedergeboren, aufgenommen

Digitized by Google

ist in die Barke, in welcher der Sonnengott Ra über den Himmel fährt.

(Für den Inhalt vergleiche auch Leps. Todtenbuch Cap. 101 u. 102. Rituel hiératique d'après le Papyrus du Louvre N. 3082 ed. de Rougé. Planche III. Hieroglyphisches Todtenbuch von Turin ed Lepsius cap. XV.*) Anbetung des Gottes Ra, des Ueberwinders seines Feindes, wenn er erglänzt auf dem Gebirge im Osten des Himmels. Spricht der selige N. N. O Ra, Herr der Strahlen (erglänzend auf dem Gebirge im Osten des Himmels) du leuchtest über dem seligen N. N. angebetet am Morgen, angefleht am Abend (du giebst dass) sein Geist aufsteigt mit dir zum Himmel; er fährt in der grossen Barke (shti) [at], er schifft in dem Fahrzeug (at) [shti], er dringt ein unter die Wandelsterne und die Fixsterne, der selige N. N. (Leps. c. XV. a.)

Er spricht anrufend den Herrn der unendlichen Zeit: Neige dein Haupt Horus von Edfu, Schöpfer, der sich selbst erschuf, deine Schönheit leuchtet auf (deinem) Berge, du erhellst die beiden Welten mit deinen Strahlen; alle Götter sehen mit Jubel auf den König des Himmels, die Kaiserkrone**) ist auf dein Haupt gesetzt, die weise Krone des Südens, die rothe des Nordens ist [gesetzt] auf deine Stirn, (sie) nahmen (ihren Platz) voran — damit — anbete der Fromme (sind gesetzt) vorn in deine Barke zu verbrennen deine Feinde alle im untern Himmel. ..... Ich komme zu dir und bin bei dir, zu sehen die Sonnenscheibe alle Tage. Nicht bin ich ausgeschlossen, nicht bin ich zurückgewiesen, ermannt sind meine Glieder im Glanz deiner Schönheit, gleich Allen, die dir lobsingen [gleichbedeutende Schriftvariante] auf der Erde [damit] ich erreiche das Land der unendlichen Zeit, [damit] ich gelange in das Land der Ewigkeit (Leps. c. XV. 6).

Spricht der Selige N. N. Neige dein Haupt, der du glänzest auf dem Berge des Ostens [am Tage, da du schiffest auf dem Himmel] und untergehst über der (Göttin) Ma (.... auf dem Himmel und schiffest über der Welt des Lebens) die Menschen [jubeln] da sie dich ziehen sehen durch das Dunkel [an ihrem Ort] (über ihren Häuptern, wandernd) am Morgen jeglichen Tages .... dahergleitend bringt deine Majestät deine Strahlen über ihre Häupter. Nicht sind zu rechnen die edlen Metalle, nicht sind zu nennen neben deinen Strahlen ..... alle Farben von Arabien, sie sind Finsterniss zu heissen neben ihnen.

Ausser dem letzten Satz glaube ich diese Uebersetzung verbürgen zu können. Dem Leser wird der Parallelismus der Gedan-

---

*) Die Varianten des hieroglyphischen Textes von Lepsius sind in Haken [ ] beigegeben, was dagegen im hieratischen des Louvre sich als Zusatz findet, in Parenthesen ( ); meine erklärenden Einschiebsel zwischen Gedankenstrichen.

**) Wörtlich: Die Herrinkrone.

Digitized by Google

ken nicht entgangen sein. Ein ähnliches Morgenlied findet sich unter den hieratischen Papyrus der Denkmäler von Lepsius und Chabas hat dessen Uebersetzung versprochen, ein drittes (hieroglyphisch) hat Brugsch in seinen Monuments veröffentlicht und übersetzt. Für einen Theil der Fortsetzung des so eben mitgetheilten bietet der Sarg des Ammonspriester in Neuchatel, den ich bekannt machte *), einen neuen kritischen Anhalt und einige graphische Varianten. Vgl. a. a. O. Pl. D, 2 u. 3 mit Leps. Tdtb. XVf. und Rituel fan. Pl. IV. oben.

Es thut uns leid bemerken zu müssen, dass die durch de Rougé versprochene Introduction à l'étude du rituel, so weit sie vorliegt (Pag. 1—XVI), ausser den bereits oben mitgetheilten kritischen Bemerkungen nichts weiter enthält als dieselbe Uebersetzung der Capitelüberschriften, welche er schon längst früher gegeben hat. Von einer Uebersetzung des Textes ist nicht die Rede. Sollte das vielleicht der Grund sein, warum das auf fünf Lieferungen (jede zu 25 Fr.) berechnete Werk seit 1861 bei der zweiten stehen geblieben ist?

Zündel.

Gesammelte Abhandlungen von Paul de Lagarde. Leipsig 1866. XL und 302 p. 8.

Unter dem obigen Titel hat der gelehrte Verfasser eine Anzahl von Jugendschriften aufs Neue dem Publikum vorgeführt, die ihm theils durch ihren Inhalt theils durch ihre Methode noch für die gegenwärtige Zeit Bedeutung zu haben schienen. Die Zahl der Abhandlungen, welche dieser Band umfasst, ist fünf, nämlich: 1) Indische, persiche und armenische Wörter im Syrischen (p. 1—84). 2) De novo testamento ad versionum orientalium fidem edendo (p. 85—119). 3) De geoponicon versione syriaca (p. 120—146). 4) Die persischen Glossen der Alten (p. 147—242). 5) Einige Bemerkungen über eränische Sprachen ausserhalb Erâns (p. 243—295). Bei näherer Besichtigung des Buches findet man nun alsbald, dass nur die beiden lateinisch geschriebenen Abhandlungen im Ganzen unverändert, wenn auch hier und da mit einigen (deutsch geschriebenen) Zusätzen vermehrt, wieder abgedruckt sind, die übrigen dagegen vollkommene Umarbeitungen früher veröffentlichter Schriften genannt werden müssen. Von diesen letzteren werden wir nun hier vornehmlich zu reden haben, wie sie ja noch den grössten Theil des Bandes füllen, zuvor aber wollen wir auch die unveränderten Abhandlungen mit einigen Worten erwähnen, da sie

*) Un Grand-Prêtre d'Ammon-Ra. Notice historique sur un sarcophage égyptien du Musée de Neuchatel par J. Zündel. Extrait du Musée Neuchatelois I. II livr. de mois 1865.

Digitized by Google

zu der Gesammtthätigkeit des Herrn Verf. in einer engen Beziehung stehen. Derselbe verdankt bekanntlich seinen geachteten Namen einer Anzahl sehr genauer Ausgaben syrischer Texte, welche ungedruckt im brittischen Museum lagen, zu ihnen gehört auch der syrische Text der Geoponica, als deren Vorläufer die hier wieder abgedruckte Abhandlung erschien. Er scheint aber diese Beschäftigung mit der syrischen Literatur nur eine Vorstudie zu einem andern Lieblingsgedanken Herrn L.'s zu sein: die Herstellung einer Ausgabe des neuen Testaments auf Grund der ältesten orientalischen Bibelübersetzungen, welche den Gegenstand der zweiten Abhandlung bildet. Man wird Herrn L. Recht geben müssen, dass der Werth der Texte, welche den ältesten orientalischen Bibelübersetzern vorlagen, mindestens eben so gross gewesen sein müsse als der der ältesten uns erhaltenen Handschriften, den Zustand dieser alten Texte aber wieder aus den Uebersetzungen zu erschliessen ist bei der Treue morgenländischer Uebersetzer eine nicht unmögliche, aber gewiss sehr mühevolle und langwierige Arbeit. Herr L. verlangt nun (p. 100), dass zu dem Ende jedes einzelne Wort durch das ganze N. T. verglichen werden müsse, damit man genau wisse, wie der Uebersetzer dasselbe überträgt, dann auch, dass man eine Syntax des Griechischen schreibe im Vergleiche mit der syrischen, äthiopischen, armenischen und koptischen, denn die Uebersetzungen in den genannten Sprachen scheinen dem Verf. besonders beachtenswerth zu sein. Der hier vorgeschlagene Weg scheint uns zu billigen, nur müssen wir es Andern überlassen zu beurtheilen, ob die Ergebnisse zu der aufgewandten Zeit und Mühe im Verhältniss stehen.

Wie dem auch sei, die Einwirkung dieses Studiums der alten orientalischen Bibelübersetzungen und der textgeschichtlichen Arbeiten Herr L.'s auch auf die übrigen Abhandlungen der vorliegenden Schrift, die scheinbar damit nicht in Verbindung stehen, ist unverkennbar, sie tragen wohl die Schuld, dass eine gute Anzahl in den gangbaren Werken der Literatur seltener Wörter und namentlich auch Pflanzennamen hier erörtert werden. Die erste Abhandlung ist eine Umarbeitung der zuerst im Jahr 1847 und 1848 erschienenen supplementa lexici aramaici und enthält die Aufzählung und Erklärung einer ziemlichen Anzahl namentlich persischer und armenischer Wörter, die in der syrischen Literatur vorkommen. Der Verf. verwahrt sich (Vorrede p. VI) ausdrücklich dagegen, dass die Aufzählung der eränischen Wörter eine vollständige sei, es gebe deren mindestens zwei- bis dreimal soviel als man hier finde; wir nehmen indess auch schon das hier Gebotene mit Dank an: es sind nicht weniger als 222 Nummern, von denen wohl die meisten auf Persien kommen. Die vierte Abhandlung umfasst einen grossen Theil der im Jahre 1851 erschienenen Arica, auch sie kann als eine ganz neue Arbeit gelten, nicht nur die Ordnung ist ganz verändert, indem jetzt die Glossen nicht blos alphabetisch, sondern nach Gegen-

ständen geordnet und der etymologische Theil ganz neu gearbeitet wurde; mit grosser Befriedigung hat Ref. bemerkt, dass Herr L. zur Erklärung eränischer Wörter sich nur auf eränische Wörterbücher beschränkt und nur möglichst selten das Sanskrit oder gar hypothetische Formen gebraucht. Es ist sehr zu wünschen, dass die frühere Unsitte, das Sanskritwörterbuch als allgemeines Wörterbuch der indogermanischen Sprachen zu betrachten und auch die eigenthümlichsten rein indischen Bildungen ohne Weiteres als Sprachgut zu behandeln, das bei sämmtlichen indogermanischen Sprachfamilien vorausgesetzt werden müsse, möglichst rasch und vollständig verschwinde. Die letzte Abhandlung, welche früher gleichfalls einen Bestandtheil der Arica bildete, ist in ihrer neuen Umarbeitung durch äussere Umstände leider etwas kurz ausgefallen, sie scheint uns namentlich in ethnographischer Beziehung die wichtigste, wir werden darum am Schlusse dieser Anzeige nochmals ausführlicher auf sie zurückkommen. — Um nun dieses Buch im Einzelnen zu beurtheilen, würden uns zwei Wege offen stehen. Wir würden einmal dem Verfasser Schritt für Schritt bei seinen Worterklärungen folgen und unsere theils beistimmende, theils abweichende Ansicht mittheilen können, oder wir könnten einzelne Punkte herausgreifen, die uns von besondern Interesse zu sein scheinen. Der erste Weg will Ref. der weniger geeignete erscheinen, diese Abhandlungen sind offenbar mehr zum Nachschlagen als zum zusammenhängenden Lesen bestimmt und darum auch mit ausführlichen Registern versehen, Nachträge würde man hier kaum suchen. Wir werden uns daher begnügen, die Leser nur auf einige von Herrn L.'s Worterklärungen aufmerksam zu machen, welche dem Ref. besonders gelungen erscheinen und den übrigen Raum, der uns für diese Schrift gestattet ist, lieber für einige Fragen von grösserer Tragweite und allgemeinerem Interesse zu verwenden. Zu den gelungensten sprachlichen Combinationen des Verf. die er zuerst p. 8 aufstellt und auf die er im Verlaufe des Werkes (cf. p. 42. 45. 297) öfter wieder zurückkommt, gehört ohne Zweifel die, dass die alteränische Consonantengruppe thr im Armenischen durch bloses h gegeben werde. So steht Schapuh statt Sapores, der letzte Theil des Wortes ist das alte puthra, Sohn; meh statt mithra; zoh Opfer statt altb. zaothra. Er zeigt ferner, dass der Verlauf dieser war: thr wurde zuerst in hr umgewandelt und dann in rh umgesetzt (vergl. arm. shnorh Gunst, was Herr L. gewiss richtig mit altb. khshnaothra vergleicht), worauf dann schliesslich r ganz wegfiel. Im Neupersischen war der Verlauf ein etwas verschiedener, r blieb und der Ausfall des h wurde durch die Verlängerung des Vocales angedeutet, daher steht pers. shâhpûr gegen arm. shapuh, zor für arm. zoh. Doch sind nicht alle Wörter hicher zu zählen, welche Herr L. herbeizieht, arm. pâh pers. pâs Nachtwache arm. pâhapân neupers. pâsbân Wächter, Nachtwächter gehören gewiss nicht zu pâ schützen, sondern zu altb. çpaç lat. specio spähen.

Digitized by Google

Auch den armenischen Helden Vahakn möchte ich nicht mit dem Verethraghna des Avesta zusammenstellen, sondern eher mit dem dort gleichfalls genannten Vadhaghna. P. 15 hat Hr L. den Namen des bösen im Bundehesch vorkommenden Sternes, der gewöhnlich Gurzser gelesen wird, glücklich aufgefunden, es ist Gurcihr zu lesen, was die Zeichen vollkommen erlauben, und das neupers. gavizcihr zu vergleichen, wofür ich lieber gavarcihr vermuthen möchte. Ebenso scheint dem Ref. Herr L. p. 76. 210 das Wort für παράδεισος richtig ermittelt zu haben, es ist wohl ohne Frage im neup. pâléz, Garten, erhalten und den Zweifel, welchen das armenische partez erwecken könnte, hat der Verf. ja selbst beseitigt, indem er p. 30 nachweist, dass arm. t öfter einem d der älteren Sprachen entspricht. Ebensowenig macht der Diphthong ει Schwierigkeit; dass damit das altpers. ai ausgedrückt werden konnte, sehen wir daran, dass das altpers. Caispis durch Τεΐσπης wieder gegeben wird. Es steht darum Nichts im Wege, das Wort an das altb. pairidaeza, Umzäumung anzuschliessen, doch möchte ich nicht behaupten, dass das altpers. Wort gerade dieselbe Präposition gehabt haben müsse, es mag paradaiza oder paradaida gelautet haben, man vergl. auch altpers. didâ Festung neupers. diz, was gewiss auch damit verwandt ist. Einen interessanten Fingerzeig gibt die p. 149 not. nachgewiesene Gleichheit von neupers. farr und arm. farkh, Herr L. bemerkt dabei, dass das letztere Wort dem griech. δόξα in der Bibelübersetzung entspreche, auch im Neupersischen, wo Vullers das Wort ganz gut durch auspiciae übersetzt, wird farr als eine gewissen Menschen, namentlich Königen, inwohnende Kraft angesehen und die Verdoppelung des Schlussconsonanten beweist, dass etwas abgefallen sei. Ich finde die alte Form des Wortes im altpers. Vindafran und Vindafrana i. e. Ἰνταφέρνης, woraus in späterer Zeit in vollkommener Uebereinstimmung mit den persischen Lautgesetzen Γυνδοφέῤῥης wurde. Auf dieses Wort und nicht auf Verethraghna, wie man gewöhnlich annimmt, dürften Wörter wie Φερενδάτης Φαρνοῦχος und ähnliche zurückzuführen sein. — P. 181 bespricht Herr L. die interessante Form pirosen bei Ammianus Marcellinus, es ist diess das älteste Beispiel des Herabsinkens von é zu i vor r (bei Firdosi ist es schon häufiger), doch ist zu bemerken, dass im Parsi die Form noch immer péroz lautet, was zu dem byzantinischen und armenischen Peroses stimmt. Sehr gelungen finden wir p. 192 die Erklärung des bisher dunkeln Σουρήνας als der Name eines vornehmen parthischen Geschlechts, es ist diess gewiss das Richtige, ebenso ist die p. 194 vorgetragene Erklärung von χαναράγγης durch das neupers. kenâreng, ein Vornehmer, das sich bei Firdosi öfter findet, unbedingt anzunehmen. P. 186 dürfen wir bei ἀστάνδης, Gesandter, wohl an eine Nebenform des neupers. firistâde, Gesandter, denken, p. 199 scheint dem Ref, ἁμαξακάραν verschrieben, der altpersische Ausdruck für Krieg führen wäre hamaranam kartanaiy, nur dürfen wir freilich

bei Hesychius keine altpersischen Ausdrücke suchen, aber doch etwa davon abgeleitete. Bei παλτόν, Wurfspiess (p. 200), dürfte wohl der Wurzel nach das neupers. parand, Schwert, zu vergleichen sein; für ἀνατώζαδος (p. 228) ist wohl ἀνασώζαδος vorzuziehen. Das erste Wort wird anosa unsterblich, das zweite zâda, geboren, sein, denn das Wort soll ἀθανατίζων bedeuten.

Ein besonderes Verdienst hat sich der Verf. nach des Ref. Ansicht erworben durch die seinem Buche eingestreuten Bemerkungen über den erânischen Kalender. Es ist das eine Frage von besonderem Interesse, weil gerade in diesem Punkte die Keilinschriften und das Avesta nicht zusammentreffen, wie sonst gewöhnlich der Fall ist. Die weite Verbreitung der noch jetzt geltenden persischen Monatsnamen nach Westen, namentlich nach Kappadocien, ist längst durch das Buch vom Benfey-Stern über die Monatsnamen der alten Völker erwiesen, zweifelhaft bleibt aber immer noch die Zeit, in welcher diess geschehen ist. Es lässt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, dass diese persischen Monatsnamen schon den Verfassern des Avesta bekannt waren, dagegen ergibt sich aus den Keilinschriften mit Sicherheit, dass in Persien zur Zeit des Darius andere Monatsnamen im Gebrauche waren. Dieser letztere Umstand scheint mir durchaus beachtet werden zu müssen und Ref. kann nicht begreifen, wie Herr L. (pag. 264) annehmen kann, es müssten diese Namen des (späteren) persischen Kalenders schon vor Cyrus eingeführt sein. Herr L. hat sehr gut nachgewiesen (p. 9), dass das armenische Mehekan dem persischen Mihragân, Ahekân dem Adergân entspricht, man kann es sogar wahrscheinlich finden, wenn er p. 164 den Namen Hrotis, der den letzten armenischen Monat bezeichnet, mit dem persischen Feste der Fravardians in Verbindung setzt, es wäre dadurch allerdings bewiesen, dass auch die Armenier ziemlich denselben Kalender gehabt haben wie die Perser, aber die armenischen Schriftsteller erweisen dies unbedingt eben nur für die Zeit der Sasaniden und höchstens der Arsaciden, für die ältere Zeit sind sie nicht ohne Weiteres massgebend. Den Namen des zehntägigen Fravardianfestes, mit dem das persische Jahr abschliesst, hat Herr L. richtig in den bei dem Byzantiner Menander vorkommenden φουρδίγαν wieder erkannt (auch im Neupersischen findet sich noch die Form pûrdiân und pûrdigân), aber, auch hiermit ist nichts für die ältere Zeit erwiesen und Herr L.'s Vermuthung, dass das jüdische Purimfest aus diesem persischen Feste entstanden sei, erscheint dem Ref. doch etwas kühn. Beiläufig muss Ref. hier noch bemerken, dass er auch jetzt noch sowenig wie früher die Ableitung des Monatsnamens Farvardîn von altb. fravashi billigen kann. Das Wort heisst noch im Huzvâresch Farvartîn und hängt gewiss ebenso wie der Name Fravardian mit neupers. parvardan, ernähren, zusammen. Der Uebergang eines altb. sh in rt, so allgemein er auch angenommen wird, ist bis jetzt nichts weniger als erwiesen und die Beispiele, welche

Digitized by Google

Herr L. p. 152 anführt, lassen sich alle auf andere Weise erklären: amesha unsterblich ist gewiss der Gegensatz von mesha, sterblich, und geht auf die Wurzel marsh, sterben, zurück, das r ist — wie öfter im Altbaktrischen — abgefallen. Dasselbe ist der Fall mit asha, heilig, rein, es steht für arsha und hängt mit eres, arsh wahrhaftig, zusammen, während areta, erhaben, auch im Altb. davon geschieden vorkommt. Ausser um den armenischen und persischen Kalender hat sich Herr L. auch um den kappadocischen entschiedene Verdienste erworben. Die kappadocischen Monatsnamen sind schon durch Benfey und Stern aus griechischen Handschriften bekannt gemacht worden und ihre Aehnlichkeit mit den persischen trotz aller Verschiedenheit nicht wohl zu bezweifeln. Ueber eine Frage, die sich Ref. öfter aufgeworfen hatte, ohne sie beantworten zu können: wie alt nämlich diese Verzeichnisse sein möchten, hat jetzt Herr L. genügenden Aufschluss ertheilt, denn aus seinen Untersuchungen (p. 258 ff.) geht hervor, dass die kappadocischen Monatsverzeichnisse einem byzantinischen Staatskalender entnommen sein dürften. Also auch hier haben wir durchaus keine Gewähr, dass die kappadocischen Monatsnamen aus einer ältern Zeit herrühren als aus der der Byzantiner. Sehr ansprechend scheint es uns, wenn Herr L. (p. 262) in dem achten kappadocischen Monatsnamen ἀπομεναπα den apâm napât der Erânier wiederfindet.

Zu der Betrachtung einer höchst wichtigen Frage regt Herr L. an, wenn er sich (p. 169) folgendermassen äussert: »Plato nennt bekanntlich den Ahura-Mezda sowenig als den Zoroaster, welchen auch Herodot nicht erwähnt: mir scheinen diese auffallenden Thatsachen nur dadurch erklärbar, dass zu Herodots Zeit von Zarathustra in Persien noch gar nicht die Rede war, dass also das zarathustrische Religionssystem erst nach 400 v. Chr. wenn man so sagen darf persische Staatsreligion wurde.« Wenn Darius einen andern Kalender gebrauchte als die spätern Perser, wie wir diess eben gesehen haben, so muss die Frage wohl erlaubt sein, ob er sich nicht auch in andern Dingen, namentlich in seinen religiösen Anschauungen, von seinen späteren Landsleuten unterschied. Es will nun Ref. scheinen, als ob diese Frage durch die gründlichen Forschungen Windischmanns zum Theil wenigstens erledigt sei. Dieser Gelehrte hat nach Ansicht des Ref. vollkommen dargethan, dass die Religion, welche Darius bekennt, ganz die des Avesta ist, nicht eines unter den genannten guten oder bösen Wesen kommt vor, das sich nicht im Avesta wiederfände. Es setzt nun aber das Vorhandensein dieser Religion auch schon die Existenz Zarathustras voraus, der mit ihr unzertrennlich verbunden ist und über den schon das Alterthum wahrscheinlich nur mythische Berichte hatte. Auf das Stillschweigen des Herodot in dieser Beziehung würde ich darum nicht sehr viel geben, ich halte das Alter des Zarathustra auch abgesehen von dem streitigen Zeug-

nisse des Xanthus für sicher genug bezeugt. Aber ganz ohne Gehalt sind nach Ansicht des Ref. doch Herrn L.'s Bedenken nicht. Man darf doch nicht übersehen, dass der kurze Bericht Herodots über die Religion der Perser noch andere auffallende Merkmale an sich trägt, er erwähnt nicht blos den Zoroaster sondern auch den Oromazdes nicht, er hat kein Wort für den Gegensatz des guten und bösen Princips. Die von ihm aufgeführten göttlichen Wesen haben allerdings auch im Avesta ihre Stellung, aber doch eine ziemlich untergeordnete. Ref. gesteht, dass auch er sich niemals ganz davon überzeugen konnte, und die von Herodot beschriebene persische Religion müsse genau dieselbe gewesen sein wie sie sich im Avesta und den Keilinschriften darstellt und es gibt auch sonst noch Anzeichen genug, dass immer, im westlichen Erân zum wenigsten, neben der Religion des Avesta andere Anschauungen hergingen, welche dem Himmelsraume und den Sternen eine wichtigere Rolle zutheilten als gewöhnlich der Fall ist. Es würde natürlich zu weit führen, wollten wir unsere Gründe für diese Ansicht hier entwickeln, es genüge zu sagen, dass wir uns das Verhältniss beider Religionsanschauungen etwa umgekehrt denken wie Herr L. Die Religion des Avesta war auf alle Fälle die Ansicht der Priester, wohl auch des zu ihnen in einer nahen Beziehung stehenden Königs, und der Vornehmen. Dagegen scheint die Masse des Volkes von dem philosophischen Systeme des Avesta nur einiges gekannt und sich an untergeordnete, zum Theil selbst fremde, Götter gehalten zu haben, die zu seinen Bedürfnissen in naher Beziehung standen. Ein solcher Zustand scheint uns bei unseren heutigen Begriffen von Religion sehr auffallend, wird aber begreiflich, wenn wir die alteränischen Zustände erwägen. Die Religion und ihre Pflege war dort niemals Sache des ganzen Volkes, sondern nur des einem besonderen Stamme angehörenden Priesterstandes, der gar nicht die Neigung hatte, die Laien in alle theologischen Geheimnisse einzuweihen, er war vollkommen zufrieden, wenn seine Wirksamkeit bei Opfern und ähnlichen Gelegenheiten in Anspruch genommen wurde, welche ihm Gewinn brachten. Die Beschäftignng der übrigen eränischen Stände: Krieg, Ackerbau und Viehzucht war auch nicht geeignet religiöse Spekulationen sonderlich zu fördern. — Eine Frage die Herr L. bei dieser Gelegenheit aufwirft, glauben wir beantworten zu können. Er meint nämlich (p. 168), ob nicht Er des Armenius Sohn, von dem bei Plato die Rede ist, vielleicht Angro-mainyus (Ahriman) gewesen sei. Nach den Ansichten, welche Ref. sich gebildet hat, würde diess kaum möglich sein. Wir können nämlich nicht glauben, dass Ahura-mazda und Angro-mainyus etwa zwei Volksgötter seien, die nur langsam und allmählig zu den Repräsentanten zweier entgegengesetzter Principien wurden und eine solche Annahme wäre nöthig, wenn man den Vorgang nach der Weise des Verf. denken wollte, Angro-mainyu hätte dann einmal eine ganz andere Rolle

Digitized by Google

gespielt als ihm im Avesta zugetheilt wird. Uns will es dagegen bedünken, als seien die beiden obersten Genien, wie so Vieles Andere im Parsismus, ganz und gar aus einem Gusse und erst mit dem Systeme Zarathustras entstanden, daher dann die Farblosigkeit, welche sie alle beide auszeichnet. Ref. hat nun nichts dagegen einzuwenden, wenn Er als dessen Sohn Zarathustra genennt wird, für einen Armenier aus pamphylischem Geschlechte angesehen wird, denn wir glauben dass eine unpartheiische Untersuchung der Quellen, auch der abendländischen, zu der Ueberzeugung führen muss, Zarathustra sei aus dem Westen gebürtig gewesen. Was aber nun von diesem Er erzählt wird: er sei im Kriege gefallen, nach 12 Tagen aber wieder aufgelebt und habe erzählt was er inzwischen gesehen, so scheint mir diess rein zarathustrisch und ist ganz dasselbe was, nur in etwas anderer Einkleidung, das Virâf-nâme enthält, das seinerseits wieder mit der Ascensio Isaiae übereinstimmt. Es dürfte somit der Ursprung dieses merkwürdigen Buches vielleicht doch in Erân zu suchen sein.

Ein nicht minder wichtiger und anziehender Punkt den Herr L. hier wieder in Anregung gebracht hat, ist die Frage nach dem Ursprunge der Parther und Ref. hat um so mehr Grund auf diesen Gegenstand hier einzugehen, als er wie es scheint von Herrn L. missverstanden worden ist. Ref. ist in der Einleitung zu seiner Grammatik der Huzvâreschsprache auf diesen Punkt zu sprechen gekommen und hat bei dieser Gelegenheit auf eine Stelle in St. Martin's Mémoires sur l'Armenie aufmerksam gemacht, wo dieser behauptet, Moses von Choren gebe dem Volke von dem die Pehlevisprache gesprochen werde den Namen Skai d. h. Held. Herr L. glaubt nun, wir könnten die betreffenden Stellen unmöglich nachgelesen haben, denn aus ihnen gehe hervor, dass die Parther aus Bactra stammen (p. 43 n.). Diess ist nicht richtig, Ref. hat vielmehr die Stellen (wie schon vor ihm Quatremère) sorgfältig gelesen und ist gerade durch sie zu seiner Ansicht gekommen. Es handelt sich besonders um die Stellen 2, 28. 68, an der letzteren Stelle wird nun freilich ausdrücklich gesagt, dass die Parther aus Balkh stammen und dieser Stadt ihren Namen verdanken, Herr L. muss aber selbst zugeben, dass Bahl i. e. Balkh und Pahl schlecht zusammenstimmen. Das armenische Pahl, Pahlav kann mit Bahl ebenso wenig identisch sein als im indischen Epos das Volk der Pahlavas mit den gleichfalls unter den fremden Völkern genannten Bahlikas, die letzteren sind die Baktrer, die ersten werden zu dem Pahlav des Moses von Chorene stimmen. Nun kennen auch die neuern Perser noch ein Wort pahlav, das Hauptstadt bedeutet und pahla oder fahla als Name einer Gegend, deren Gränzen verschieden angegeben werden; führt man diese Wörter auf eine ältere Form zurück, so kommt man auf den alten Ländernamen pârthava, der sich schon in den Keilinschriften findet. Ich glaube nun kaum zu irren, wenn ich annehme, dass pahlav, pahla eigentlich Hauptstadt,

Digitized by Google

Land der Parther heisse, nebenbei ist aber pahlav ganz unzweifelhaft auch in der Bedeutung »Held« im Gebrauche gewesen und hierin finde ich die Erklärung, wenn Moses von Chorene diesem Lande den Namen des Heldenlandes gab und ebensogut kann man auch die Sprache desselben als Heldensprache bezeichnen. Dass die Parther ein erânischer Volksstamm waren, wird sich nach ihrer Erwähnung in den Keilinschriften und nach der Stellung, die sie dort einnehmen nicht gut bezweifeln lassen, wenn sie auch von jeher, als Bewohner einer Gränzprovinz, stark mit eingewanderten turanischen Elementen vermischt waren. Wie sollen wir uns nun aber die Herkunft der Partherkönige (denn nur von diesen spricht Moses von Chorene) aus Balkh erklären? Es ist hierbei zu beachten, dass das parthische Königsgeschlecht nach den zuverlässigen Nachrichten der Alten von den Skythen abstammte, skythische Völkerschaften hatten aber um jene Zeit Baktra inne; die Skythen aber, von welchen hier die Rede ist, waren, wie wir im Widerspruch mit der Ansicht des Verf. behaupten müssen, Turanier, darum können wir auch in dieser westlich bis nach Armenien hingehenden Wanderung von Skythen nicht mit demselben eine arische Wanderung sehen. Es soll nun natürlich nicht geleugnet werden, dass das parthische Königsgeschlecht, obwohl ursprünglich fremden Stammes, bald ganz erânisch wurde, es sind damals ganz dieselben Verhältnisse eingetreten wie im heutigen Persien, wo ja auch die herrschende Königsfamilie ursprünglich tatarischen Ursprungs ist, ohne dass man von den heutigen Gliedern derselben sagen könnte sie seien nicht vollkommen persisch. — Aus dem eben Gesagten wird bereits hervorgehen, dass wir einer Emendation im Texte Strabos, welche Herr L. vorschlägt, unsere Billigung versagen müssen. Dieser griechische Geograph berichtet uns (p. 511. 512), die Saken hätten Baktriana eingenommen (wir haben schon gesehen wie diess zu verstehen ist) so wie den besten Theil von Armenien, der nach ihnen Sacasene genannt werde und seien selbst bis zu den Kappadoken vorgedrungen. Statt *Σακασηνή* will nun Herr L. *Σισακάνη* lesen, was sich zwar rechtfertigen liesse, da die von Strabo mit Sacasene benannte Gegend an derselben Stelle liegen soll, welche später Sisakan genannt wurde, aber die Handschriften geben diese Lesart nicht und wir gestehen nicht einzusehen, warum nicht auch in Armenien eine Landschaft wenigstens vorübergehend Sakenland geheissen haben könne, wie in Eran selbst, wo um dieselbe Zeit für eine Provinz dieser Name aufkommt (Segestân) und ihr bis heute geblieben ist, trotzdem dass es dort schon längst keine Skythen mehr gibt und die Bevölkerung zu der am reinsten erânischen gerechnet werden muss.

Am meisten bedauern wir, dass Herr L., durch äussere Umstände genöthigt, die letzte Abhandlung so sehr abkürzen musste, sie scheint uns vielleicht die wichtigste und wir hoffen, dass der Verf. Gelegenheit finden werde sie vollständiger auszuführen. Dass

Digitized by Google

mit den Gränzen des Landes, welches wir Erân oder Persien nennen, nicht zugleich auch die Völker erânischen Stammes aufhören, nicht einmal heute, lehrt ein Blick auf die Karte. Noch jetzt finden wir in Armenien und darüber hinaus nach Westen die zum erânischen Stamme gehörenden Armenier und Kurden, im Alterthum war das Verhältniss noch günstiger und Erânier sassen theils als Landesbewohner, theils als Angesiedelte an verschiedenen Stellen Kleinasiens, doch ist es schwer in allen einzelnen Fällen die Stammgenossenschaft der einzelnen Völkerschaften zu bestimmen. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat diess nun dadurch zu erreichen gesucht, dass er die bei den Alten vorkommenden Wörter kleinasiatischer Sprachen sammelt und zu erklären sucht, die Ergebnisse, zu denen er auf diesem Wege gelangt, sind in mehreren Beziehungen eigenthümlich (cf. hierüber namentlich p. 276. 291). Wenn wir ihn richtig verstehen, nimmt er im Armenischen und in den mit ihm verwandten kleinasiatischen Sprachen eine dreifache Schicht an, wie es scheint eine erânische Grundbevölkerung, die in der ältesten Zeit bei der Auswanderung der Indogermanen von Osten her sich festsetzte, dann eine Rückwanderung erânischer Stämme von Thracien aus in zwei verschiedenen Epochen und in so grosser Zahl, dass ihre letzten Ausläufer erst in der Gegend des Ararat endigten. Endlich drittens ein noch neues erânisches Element, das erst durch die Parther in das Land gebracht wurde. Die erste Annahme wird nun wohl schwerlich Jemand bestreiten, sie steht im Einklange mit der jetzt allgemein geltenden Ansicht, dass sich die Indogermanen von Osten nach Westen verbreitet hätten. Den dritten Satz: die Einführung erânischer Elemente durch die Partherherrschaft, können wir gleichfalls zugeben, es scheint uns in der That als ob es in der armenischen Sprache Elemente gebe, die man nur als Entlehnungen aus dem erânischen Reiche in engerm Sinne ansehen kann. Es steht diess keineswegs in Widerspruch damit, dass wir oben, abweichend von unserm Verf., die Parther nicht als eine erânische Kolonie aus Baktrien angesehen haben, denn wir haben bereits gesagt, dass die skythische Nationalität der parthischen Königsfamilie und wohl auch der mit ihr gekommenen Grossen, in dem neuen Reiche keinen Bestand hatte. Es bleibt nur noch der zweite Punkt, die Rückwanderung erânischer Stämme aus Thracien nach Kleinasien und Armenien, den wir beanstanden.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lagarde: Gesammelte Abhandlungen.

(Schluss.)

Es muss aber hier gleich gesagt werden, dass wir es nicht etwa mit einer blosen luftigen Theorie zu thun haben, sondern dass Herr L. einen Rückhalt an Stellen der Alten hat. Schon Herodot (VII, 73) sagt uns, dass die Armenier von den Phrygern abstammen, diese letztern aber aus Europa gekommen seien, Strabo erklärt diess noch weiter dahin, dass die Phryger Abkömmlinge der Thraken seien. Diese Angaben sind so bestimmt, dass es unmöglich ist sie in Zweifel zu ziehen, man wird also zugeben müssen, dass die Alten von Herodots Zeit an die Sache so ansahen und wohl auch die Einwohner der genannten Länder selbst. Bekanntlich aber ist das, was die Völker selbst über ihre Herkunft berichten, nicht immer als streng geschichtliche Wahrheit anzunehmen und darum können wir von vornherein diese Angabe nicht als durchaus massgebend ansehen, auch ist zu beachten, dass an einer andern Stelle Strabo die Armenier in enge Beziehung zu den Medern setzt. Wir wollen nun durchaus nicht verneinen, dass obige Angaben der Alten die höchste Beachtung verdienten, aber geprüft und genau geprüft müssen sie werden, ehe sie als gewiss angenommen werden können. Zu einer solchen Prüfung gehört denn nun allerdings auch die Sammlung der aus den alten Sprachen Kleinasiens erhaltenen Wörter, so wie ihre etymologische Zergliederung, aber für in allen Stücken massgebend können wir auch dieses Mittel nicht halten, wie wir sogleich weitläufiger zeigen werden. Von den durch Herrn L. zu den eränischen Stämmen gerechneten Völkerschaften Kleinasiens wird man an den Kappadoken am wenigsten Anstoss nehmen. Für die Annahme eines starken eränischen Antheils der kappadocischen Bevölkerung legt Ref. vor Allem Gewicht auf die Berichte Strabos über die Gebräuche der kappadocischen Mager, die so schön zu den Vorschriften des Avesta stimmen, dann auf den Umstand, dass eine aus der Persis stammende Fürstenfamilie dort herrschen und sich befestigen konnte. Gerade auf die erhaltenen kappadocischen Wörter kann aber Ref. nur ein geringes Gewicht legen, denn die kappadocischen Monatsnamen beweisen nach den oben schon geltend gemachten Gründen nur für die Zeit der Sasaniden und die übrigen Wörter sind nicht klar. Verstümmelungen wie Magog aus Maguvaejangh, oder Bildungen wie Ashkenaz nach der Weise vom arm. Manavaz schon in

Digitized by Google

der Zeit anzunehmen, als die mosaische Völkertafel geschrieben wurde, scheint Ref. sehr bedenklich. Auch wird man kaum annehmen dürfen, dass es nur Erânier in Kappadokien gegeben habe, wenn man auch vielleicht mit Herrn L. glauben darf, die von Herodot (1, 72) erwähnten Syrer seien erst später eingewandert. Dass auch die Phryger mit der erânischen Völkergruppe und speciell zu dem armenischen Theil derselben in näherer Beziehung gestanden haben, wird man nicht wohl ableugnen können, ob aber die phrygischen Wörter, welche uns die Alten überliefert haben, sehr geeignet sind diese ethnographische Frage aufzuhellen, möchte Ref. sehr bezweifeln, die grösste Anzahl liefert uns Hesychius, und wir wissen nicht, ob zu der Zeit als er oder seine Quellen schrieben, nach den gewaltigen Bewegungen die seit der Zeit Alexanders des Grossen über Kleinasien hingegangen waren, die Völkerverhältnisse noch denen des höheren Alterthums entsprachen. Dass auch die Thraker zu den indogermanischen Völkerschaften gehörten wird sich nicht abstreiten lassen, ob zu den erânischen scheint uns mindestens weiterer Ausführung bedürftig, die Beweise die Herr L. pag. 281. 282 anführt sind zum Theil wirklich beachtenswerth, namentlich dürfte darauf Gewicht zu legen sein, dass nach dem Zeugnisse des Stephanus von Byzanz Thracien auch Ἀρία genannt wurde. Wie man sieht ist die Sache eben so anziehend als wichtig, und es wäre wünschenswerth, die Frage einmal mit Zuziehung aller Hülfsmittel ausführlich besprochen zu sehen. Es handelt sich hier darum, ob wir annehmen dürfen, dass etwa der armenische Sprachstamm allmählig in den griechischen übergegangen sei und Griechenland einen Theil seiner indogermanischen Bevölkerung durch Kleinasien erhalten habe, oder ob wir glauben sollen, der Zug der Indogermanen sei nordwärts durch den Kaukasus gegangen und der Zusammenhang der Indogermanen Asiens und Europas sei später erst durch sich dazwischen drängende turanische Völkerschaften unterbrochen worden. Eine andere Völkergruppe bilden die Karer, Myser und Lyder, welche nach Herodot (1, 171) gleichsprachlich sein sollen, und Herr L. thut Recht, gerade in dieser Hinsicht auf das Zeugniss des Herodot sehr grosses Gewicht zu legen, da derselbe aus Kleinasien gebürtig war und die dortigen Völkerverhältnisse wohl kennen musste; unsicher aber ist Ref. darüber, ob dieselben, wie unser Verf. behauptet, aus zwei Elementen, einem semitischen und einem erânischen bestanden und es will uns scheinen, dass sich diess gerade aus den Glossen am wenigsten beweisen lasse. Wir sehen, dass die bei Weitem grösste Anzahl derselben aus Photius, Suidas, Hesychius geschöpft ist und wir haben bereits gesagt, dass wir so späten Schriftstellern keine sonderlich gewichtige Stimme über die Völkerverhältnisse der ältern Zeit einräumen. Wenn Ioh. Lydus νέον σάρδιν mit νέον ἔτος erklärt, so mag das richtig sein, es mag auch wahr sein, dass dieser Ausdruck schon von Alters her galt, wir geben auch

Digitized by Google

Herrn L. Recht, wenn er diese Worte aus dem Erânischen erklärt und namentlich das armenische navasard, Neujahr, herbeizieht, allein zu einem Schlusse auf die gemischte Nationalität der Lyder reicht unseres Erachtens diese Thatsache nicht aus, sie beweist höchstens, dass die Lyder den erânischen Kalender angenommen hatten. Andere Vergleichungen scheinen uns höchst gewagt, so wenn Herr L. *βάσανος* auf sk. pâshâna, Stein, oder *παραμήνη* auf sk. parimâna, Maass, zurückführen will, selbst wenn die indogermanische Abstammung der Lyder erwiesen wäre, würden solche Ableitungen doch immer höchst unsicher bleiben; das lydische *πανδούριον* getraute sich Ref. trotz Herrn L.'s Widerspruche sehr wohl aus dem Semitischen zu erklären. Ueber einen Punkt möchten wir uns gelegentlich nähere Belehrung erbitten. Der Verf. sagt p. 294: »Da Spiegel und die übrigen baktrischen Philologen schwerlich im Griechischen sehr zu Hause sind und gewiss keine Uebung im Lesen griechischer Handschriften haben, erlaube ich mir die Bemerkung, das *Τηρίβαζος* und *Τηριδάτης* einfach *Τιρίβαζος* und *Τιριδάτης* ausdrücken: in fremden Namen schreiben die Mönche lieber *η* als *ι*, weil *η* weniger leicht verderbt werden konnte: gemeint ist mit beiden Zeichen nur unser *ι*-Laut.« Wir massen uns über diesen Punkt allerdings kein Urtheil an, aber wir möchten fragen, ob die Sache auch ganz gewiss sei? es wäre in manchen Fällen von grossem Interesse diess zu wissen. So sagt Hr. L. p. 29 not., im Einklange mit der von ihm gegebenen Regel: »Der griechische Name *Γῆλαι* ist stets in *Γῖλαι* oder *Γίλαι* umzuschreiben und ausserordentlich interessant, da er beweist, dass zu Strabo's Zeit (*ια* 5, 1) die von Chodzko Gramm. §. 131 erwähnte Aussprache schon vorhanden war.« Was Chodzko an der erwähnten Stelle mittheilt, scheint dem Ref. ganz verfehlt; er will den Namen der persischen Provinz, die man jetzt gewöhnlich Gilân, Gilânât nennt, auf neup. gîl, Schlamm, Thon zurückführen, was aber durchaus nicht geht, nicht nur weil gil stets einen kurzen Vocal hat, Gilan einen langen, es lehren uns aber selbst noch mittelalterliche persische Lexikographen das Wort Gélân auszusprechen und dazu stimmt nicht blos gr. *Γῆλαι*, sondern auch lateinisch Gelae. Eine ähnliche Frage erhebt sich rücksichtlich des Namen Arbela, die neuere Form des Namens ist Arbil, die altpersische lässt sich ebensogut Arbirâ als Arbairâ lesen, ich möchte jetzt lieber die letztere Form vorziehen, da sich auch bei Curtius einige Male Arbēla findet. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn sich Jemand die Mühe geben wollte, diese und ähnliche Fälle genauer zu untersuchen.

Wir wollen hier schliessen, nicht weil es uns an Stoff zu weitern Bemerkungen gebricht, sondern weil wir glauben, bereits durch die vorhergehenden unserer Pflicht genügt und diejenigen Leser auf das Buch aufmerksam gemacht zu haben, welche sich für diesen Theil der Literatur interessiren. Können wir auch dem

Digitized by Google

Verf. nicht überall beipflichten, so mussten wir doch stets anerkennen, dass er uns nicht flüchtige Einfälle, sondern wohl überdachte Ergebnisse längerer Forschungen gibt. Dabei zeigt er grosse Belesenheit und grosse Kenntnisse, namentlich in den entlegeneren Gebieten der orientalischen Literatur, und dadurch wirkt das Buch auch da anregend, wo man sich mit den Ansichten des Verf. nicht einverstanden erklären kann. **Fr. Spiegel.**

Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. XXXVI. Bd. 207 S. mit vier lithographirten Tafeln; XXXVII. Band 276 S. mit acht lithographirten Tafeln und mehreren Holzschnitten; XXXVIII. Band 208 S. mit zwei lithographirten Tafeln und mehreren Holzschnitten; und XXXIX. u. XL. Band 427 S. mit acht Tafeln und Holzschnitten. Bonn 1863 bis 1866. 8.

Diese fünf Bände enthalten des Ausgezeichneten viel; wir wollen auf mehreres aufmerksam machen. Schon Grimm hat die Ansicht ausgesprochen, dass die Suebi Cäsar's mit den bei seinen Nachfolgern erwähnten Catti identisch seien; dies sucht Professor Ritter in Bonn dadurch zu erhärten, dass er zeigt, wie nach des Tacitus Angabe die Haartracht der Sueven und Catten ähnlich sei; auch rühre davon der Name Catten d. h. Katzen her, weil sie mit ihren wild wachsenden Haaren diesen Thieren ähnlich sahen; auch der Name blinde Hessen sei aus der Vergleichung mit den Katzen entstanden.

Minder können wir demselben Gelehrten beistimmen, wenn er in einem andern Aufsatze die vielbesprochene Stelle bei Florus wiederum behandelt und jetzt in dem unbekannten Orte Gesoriacum oder eigentlich Caesoriacum den alten Namen von Bononia erkennt, während er vor 15 Jahren den früheren Namen von Mogontiacum darin zu finden glaubte (vgl. Bonn. Jahrb. XVII. S. 21), so dass er nun unter den pontes, womit Drusus Bonna und Caesoriacum verband, eine Chaussee mit den nothwendigen Brücken zwischen Bonn und Boulogne versteht. Wir suchen fortwährend, wie wir früher schon in diesen Jahrbüchern erklärten (1863 S. 738), beide Orte am Rhein, und waren also eher geneigt der früheren Meinung des Prof. Ritter beizustimmen als der jetzigen.

Dieselbe untere Rheingegend berührt noch eine andere Abhandlung von Oligschläger bei New-York, mehr etymologischer Art, woraus wir nur merken, dass die Orte Serima nicht bei Dormagen, sondern bei Grimlinghausen, und Trepitia vielleicht weniger bei Drüpt als bei dem ehemaligen Rittersitz Dreven zu suchen seien.

Professor Fiedler in Wesel verlegt nicht ohne Wahrschein-

Digitized by Google

lichkeit die Wohnung der Veleda in die Nähe von Wesel, indem damals die Lippe eine Stunde unterhalb der Stadt bei Flüren mündete, womit Tacitus' Stellen übereinstimmen.

Da Professor Unger in Göttingen die Schallgefässe in den antiken Theatern beschreibt, und die Ueberreste in denselben wie in mittelalterlichen Kirchen anfügt, so geben im nächsten Hefte Professor Wieseler in Göttingen und Major von Cohausen in Frankfurt interessante Nachträge, und da letzterer bemerkt, dass in der Burgkapelle zu Altbaumburg bei Kreuznach thönerne Schallgefässe noch vorhanden sind, so beschreibt Architekt Peters in Kreuznach dieselben näher und erläutert sie durch fünf Abbildungen, wodurch ein klares Bild dieser Schallgefässe gewonnen wird. Auch noch im nächsten Hefte wird die gleiche Materie in den Miszellen behandelt.

Noch wollen wir erwähnen, dass Professor Holzmann in Heidelberg, das Wort centeni in Tacitus Germania gleichbedeutend mit »Reiter« equites erklärt und unter andern die Wurzel davon in dem ersten Theil des Volksnamens Canninefates d. h. equitum domini zu finden glaubt. Wir erlauben uns zu diesem Aufsatze zwei Bemerkungen. Die Einwohner von Speyer hiessen nicht Nemeti, sondern Nemetes. Was S. 16 gesagt wird: »Die Canninefates werden immer in Verbindung mit den Batavi genannt«, dies passt nicht einmal überall auf Tacitus (vgl. ann. IV. 73; hist. IV, 79 etc.), und gar nicht auf die Inschriften, wo in der Regel dieselben ohne die Batavi erscheinen (vergl. Zeitschrift des Mainzer Alterthums-Vereins I. S. 353 ff.).

Ausser Geschichte und Chorographie, welche immer den ersten Theil eines Bonner Heftes (ausser im letzten Jahrbuche, wo die beiden Rubriken verbunden sind) ausmachen, finden die Inschriften bekanntlich eine vorzügliche Berücksichtigung, wie denn die vorliegenden Hefte über solche viel Schätzenswerthes darbieten. Zwar neu aufgefundene Inschriften enthalten sie nicht sehr viele. Zuerst folgende:

VERANIE. SV
PERINE. QVE. V
IXIT. AN. XV. DI
EBVS. X. VERANI
VS. VICTORIN
VS. D C. AG. FILI
AE. OBITE
F. C

Sie befindet sich in der Kirche von Spellen, wohin sie wahrscheinlich von Köln gekommen ist; daher wird Zeile 6 D. C. AG. wie Professor Fiedler bemerkt, decurio civitatis Agrippinensis bedeuten, wiewohl diese Bezeichnung in Köln sonst nicht vorzukommen scheint. Auch mögen wir zugeben, dass der Grabstein ein römisch-christlicher sei; doch der Beisatz, dass die Mutter

Digitized by Google

»ohne Zweifel schon vor der Tochter gestorben war« folgt nicht daraus, dass die Mutter auf der Inschrift nicht erwähnt ist. (Bd. XXXVI S. 53.)

Der folgende Band gibt zwei Inschriften, welche in der Nähe der Igeler Säule gefunden sein sollen und jetzt in Trier sind; wir führen nur eine an:

D. M
MAIORIO. IA
NVARIO. FRATR
FRATRI. PROC. SIRA
F. C. C. ET. MAIORIVS
ACCEPTVS. SIBI. ET
CENSONIAE. PRI
MVLAE. VIVIS. FECIT

Zeile 4 und 5 ist theilweise unerklärt; da die Professoren Mommsen und Hübner in Berlin sich vergebens daran versuchten, wagen wir kaum eine Deutung; doch wollen wir bemerken: das ET, welches die Erklärer zu übersehen scheinen, deutet, dass schon ein nomen proprium im Nominativ vorausgeht, also etwa Proculius Sira; dann ist F. C. C., wie Hübner meint, der pluralis curaverunt, weil noch ein Nominativ folgt; am Ende ist fecit fast überflüssig wiederholt. Wenn man v. 5 F. C. C. ET als Schreibfehler statt FECET i. e. fecit annehmen wollte: so könnte man mit MARIORIVS eine neue spätere Inschrift beginnen und das Ganze wäre ebenfalls klar.

Im folgenden Jahrbuche (XXXVIII S. 84) ist ein 1863 wieder im Brohl-Thal entdeckter Altar aufgeführt, den wir hier mittheilen, weil er sich an die in diesen Jahrbüchern 1863 S. 392 berührte Inschrift unmittelbar anschliesst:

I O M
E. HER. SAX
VEXILL
L. VIVIC. PF. LXGPF
ET. AL. CHOCLAG
PFQSOACVT
SV. FV. MI VL
COSSVTI. >
L. VI. VIC. PF

Die Inschrift ist der dort gegebenen ähnlich; nur hat hier Classis Germanica den Beinamen Augusta, wie Prof. Freudenberg später nachträgt (XXXIX S. 194); da die nämlichen Personen genannt sind, hier aber nicht mehr die legio XXII erscheint, so folgt daraus, dass diese am Steinbrechen im Brohlerthal nicht lange Theil nahm, wovon nachher nochmals die Rede sein wird.

Digitized by Google

Auch auf dieser Inschrift Zeile 8 lese ich Cossutus nicht Cossutius, obwohl der Erklärer bei der alten Lesart beharrt.

Aus dem nächsten Doppelheft heben wir nur eine Inschrift aus S. 195, weil sie einen neuen Namen der matres gibt:

DEAB IDBA
NS. GABIAB
SACRVM. EX
IMPIALBANI
VS. PRIMVS
S L.

In der zweiten Zeile liegt ohne Zweifel I in N verborgen. Prof. Kamp in Köln theilt sie mit.

Kleinere Inschriften sind so ziemlich in alle Hefte zerstreut. Bemerkenswerth sind besonders zwei Stempel mit den Buchstaben COH II IS das heisst cohors secunda Isaurorum, welche bei Oedheim im Württembergischen gefunden wurden. Prof. A. Haakh in Stuttgart, wo die Ziegel aufbewahrt sind, glaubt, dass sie in die Zeit des Kaiser Probus fallen, der die Isauri unterwarf. Da eine cohors der Isauri bis jetzt nirgends erschien: würde ich IT zu lesen vorschlagen, wenn ich nicht selbst voriges Jahr bemerkt hätte, dass IS ziemlich deutlich ist. Aus jener Sammlung in Stuttgart fügen wir noch einen Töpfernamen VICTORINVS bei. — Wer Kühnheit im Erklären von dürftigen Fragmenten kennen lernen will, sehe letztes Jahrbuch S. 382, wo auch aus der Silbe VIC der alte Name von Kreuznach Viciniacum oder Virciniacum ermittelt wird, woraus im Mittelalter Cruciniacum wurde!

Wichtiger sind Bemerkungen, welche über andere längst bekannte Inschriften gemacht werden, so namentlich was Professor Urlichs bei mehreren Grabsteinen in Köln auseinandersetzt. Indem wir wünschen, dass derselbe noch andere rheinische Inschriften auf gleich gelehrte und lehrreiche Weise betrachten möge: wollen wir eine seiner Ansichten hier kurz besprechen. Ich hatte in meiner Geschichte der Legionen, welche in Obergermanien lagen, S. 23 bemerkt: »Dass legio XXII immer in Obergermanien lag und die Denkmäler, die sich anderwärts von ihr finden, nur auf einen Durchzug oder die Betheiligung eines Feldzugs hinweisen, was namentlich im dritten und vierten Jahrhundert manchmal vorkommen mochte« Als ich dies schrieb, wusste ich wohl, dass manche Reste am Niederrhein auf einen Aufenthalt hindeuten können; aber eine längere Anwesenheit hielt ich für unnachweisbar, und halte es noch. Daher als auf einer neugefundenen ara im Brohlthal neben zwei Legionen, der VI. und X., die am Unterrhein standen, auch die XXII. erwähnt wurde, und Prof. Freudenberg in seiner schönen Erklärung jenes Denkmals annahm, dass die leg. XXII. daselbst auch gewesen sei, habe ich in diesen Jahrbüchern (1863. S. 392) das dortige Erscheinen der legio XXII

nur so erklärt, dass etwa vom Oberrhein eine Truppenabtheilung an jenem Steinbruche mitarbeitete, was um so eher geschehen konnte, weil dortherum die Grenze beider Germanien war. Nun meint aber dagegen Prof. Urlichs in der obenerwähnten Abhandlung (S. 99), »dass zweimal die legio XXII primigenia einen längeren Aufenthalt am Niederrhein genommen zu haben scheine.« Wir wollen dies näher betrachten. An den ersten Aufenthalt glaubt Urlichs selber nicht, denn er schreibt wörtlich: »Das einemal in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, wenn anders die Ziegel in Holdeurnt Jahrb. 7. 61. LEG XXII PR und SVB DIDIO IVLIANOCO beide auf die Verwaltung der Provinz durch den nachherigen Kaiser zwischen 189 und 199 gehen, was allerdings nicht sicher ist.« Darüber also kein Wort; der Verfasser meint es ja selbst nicht im Ernst. Aber der zweite Aufenthalt! »Dagegen, heisst es weiter, ist ihr Aufenthalt unter Trajan keinem Zweifel unterworfen« und nun werden die Denkmäler am Niederrhein, die grösstentheils mir auch früher bekannt waren, citirt; wie wenn solche nakte Anführung etwas beweise. Wir wollen genauer sehen: so wie ich zähle, kennt Urlichs ausser dem obigen von Brohl, acht Denkmäler: wir wollen sie mittheilen. Zuerst eine ara oder vielmehr ein Fragment einer ara im Bonner Museum; sie wurde aber nicht dortherum gefunden, wie man vielleicht aus dem Schweigen von Lersch und Overbeck abnehmen mag, sondern im Brohler Thal, wie aus Dorow Denkmäler I, 104 zu ersehen ist; von ihr kann also gelten, was ich oben von dem neuaufgefundenen Steine sagte, besonders da auch auf ihr ein centurio mit seinen commilitones erwähnt ist. Ueberhaupt ist die Nennung auf einer ara am allerwenigsten Beweis von einem längeren Aufenthalt, sondern kann nur auf eine augenblickliche Anwesenheit einer Person hindeuten. Beweise eines Aufenthalts sind vorerst Grabsteine, besonders wenn mehrere von gemeinen Soldaten an einem Platze gefunden werden. Nun sehe ich, dass Urlichs zwar drei kennt, aber nur einer kann Gewicht haben: der eines Soldaten, die andern zwei sind von Veteranen der Legion, was keinen Aufenthalt der Legion beweist. Endlich bezeugen laterculi die Anwesenheit und so kennt Urlichs solche von drei bis vier Orten: Dormagen, Grimmlinghausen und Cleve: er hätte noch Köln, Bonn, Xanten u. a. beifügen können. Doch bemerken wir hierbei, dass bei solchen kleinen Alterthümern der Fundort oft unzuverlässig ist, so z. B. von dem in der ehemaligen Cleve'schen Sammlung, indem Steiner 908, nicht 608 (wie dort steht) bemerkt, dass sich die Fundorte schwer bestimmen lassen. Uebrigens mag immer der Unterrhein hie und da an verschiedenen Orten einen oder zwei Ziegel dieser Legion aufzeigen: einen längeren Aufenthalt beweiset dies nicht. Keines der oben erwähnten Denkmäler hat eine Jahreszahl; wenn nun auch eines oder das andere wegen des Inhalts der Inschrift oder der Form der Buchstaben in die Zeit Trajans gesetzt werden kann, so

Digitized by Google

bezweifeln wir, dass dieses mit allen der Fall ist: in jener Zeit aber lagen am Nieder- wie am Oberrhein nur zwei Legionen, dort die I. Minervia und XXX. Ulpia, hier die XXII. primigenia und VIII. augusta und so wie von den ersten zwei auch am Oberrhein hie und da Denkmäler gefunden werden, z. B. in Augst, Nidda, Darmstadt u. s. w., ohne dass es desswegen jemanden bis jetzt eingefallen ist einen längeren Aufenthalt dieser Legionen am Oberrhein anzunehmen: so sind nun auch jene paar an ganz verschiedenen und entlegenen Orten des Unterrheines aufgefundenen Ueberreste noch lange kein Beweis eines längeren Aufenthaltes der XXII. Legion daselbst: besonders da kein Schriftsteller jemals dieselbe da anführt. Einen längeren Aufenthalt beweisen viele aus längeren Jahren herrührende Denkmäler an demselben Orte, was sich nirgends am Niederrhein in Bezug auf diese Legion vorfindet. Also werden jene vereinzelten Denkmäler nur eine kurze vorübergehende Anwesenheit beweisen können. Urlichs Ansicht hat, wie ich eben sehe, in den nächsten Heften Anklang gefunden, zuerst bei Freudenberg XXXVIII S. 94, was mich um so mehr wundert, da seine Auseinandersetzung auf der nächsten Seite zeigt, dass die legio XXII nur kurze Zeit in Untergermanien gewesen zu sein scheint, während ich meine, dass der neu aufgefundene Brohler Stein, wo die XXII. nicht erwähnt wird, gerade meiner Ansicht beistimmt, dass nur Theile der Legion wegen des Steinbrechens dorthin geschickt wurden. Noch mehr wundert mich, dass der bedächtige Archivar Grotefend so schnell glaubt, dass die legio XXII, die er vordem nur in Obergermanien fand, nun auch längere Zeit in Untergermanien gewesen. Ich hoffe, dass die oben angestellte Betrachtung der einzelnen Denkmäler die richtige Deutung herbeiführen wird.

Bekanntlich wurde schon am Ende des vorigen Jahrhunderts manches schöne Denkmal bei Niederbiber ohnweit Neuwied aufgefunden, mehrere später und vorzüglichere; sie sind, seit Dorow sie vor 40 Jahren mit Abbildungen bekannter machte, ziemlich unbeachtet geblieben. Der Vorstand des Bonner Vereins ist daher sehr zu loben, dass er neue Aufmerksamkeit den dortigen Merkwürdigkeiten zuwendete und so finden wir in zwei der vorliegenden Hefte drei Abhandlungen über die dortigen Alterthümer. Zuerst gibt eine im Jahr 1856 aufgefundene Bronze dem berühmten Alterthumsforscher Ritschl Gelegenheit eine ausführliche und gelehrte Arbeit über die Meeresgöttin Ino Leukothea vorzulegen, aus der wir reichliche Belehrung schöpften. Nicht minder gelehrt bespricht Professor Wieseler ein längst bekanntes Silberrelief, auf welchem Mercurius, Mars und Fortuna jedes mit mehreren Attributen dargestellt sind. Dagegen wird eine bronzene Statuette der Minerva, die 1857 bei Niederbiber gefunden wurde, mit gewichtigen Gründen von Prof. Overbeck nicht für antik erklärt, sondern der spätern Renaissancezeit zugewiesen, wie auch die Ab-

Digitized by Google

bildung bei genauer Betrachtung zeigt und wie die Darstellung einer ächten Statuette derselben Göttin, welche aus Wels bei Linz stammt, den Unterschied beider auf den ersten Anblick erkennen lässt. Ein drittes ächtes Denkmal hat dagegen eine Differenz zwischen zwei Erklärern hervorgerufen. Von zwei Silberplatten, die dicht bei einander gefunden wurden und allgemein für ein Cohortenzeichen angesehen werden, zeigt die grössere runde einen jugendlichen Krieger, bewaffnet auf einem unterliegenden Manne stehend mit neben an gestellten Waffen u. ä., die kleinere hat die Inschrift COH. $\overline{V}$ ... (eigentlich steht ein Eichenblatt statt des Punktes). In jenem Krieger erkannten Archivar Grotefend und Professor Stark, welche beide diese zwei Sachen in Untersuchung zogen, den Kaiser Augustus, doch hat ersterer, von Dr. Elberling in Luxemburg belehrt, in einem später ausgegebenen Schriftchen (Epigraphisches von Grotefend V. Offener Brief an Herrn Prof. Stark. Hannover 1866) den Commodus darin gesehen, was jedenfalls schon wegen der Jugend richtiger scheint. Dass beide in dem untenliegenden Mann den Rhein erkennen wollten, wundert mich um so mehr, da doch aus Mainz, Worms und andern Orten Denkmäler genug bekannt sind, auf denen unter einem Reiter ein Barbar oder Germane ähnlich wie hier abgebildet ist, wie auch auf Münzen, an welche Elberling erinnert. Dagegen sind beide Erklärer wegen der Ergänzung der Cohorten-Inschrift nicht einig, indem Stark meint, dass die V Cohors Asturum zu verstehen sei, Grotefend mit Recht dies verwirft, weil diese cohors zu den Truppen von Untergermanien gehörte, daher eine cohors der legio VIII anzunehmen sei. Endlich hat im letzten der vorliegenden Hefte Prof. J. Becker, wenn auch nicht über ein Denkmal von Niederbieber, doch über den römischen Ort selbst ausführlich gehandelt, indem er den Namen desselben Victoria in einem von Müllenhoff erklärten Fragment (von welchem wir auch in diesen Jahrbüchern sprachen 1864 S. 163) erkennt, wobei wir nur bemerken, dass wir nicht einsehen, warum die Römer nach der Zerstörung von Victoria, nicht am nämlichen Orte Victoria nova erbauten, sondern anderwärts (bei Heddesdorf), da es nicht ungewöhnlich war, am nämlichen Platz ein zerstörtes Kastell wieder zu erbauen, wie der Verfasser und ich es vor mehreren Jahren an der Saalburg bemerkten.

Zu Mainzer Inschriften sind namentlich im letzten Doppelheft mehrfache Bemerkungen gemacht worden, welche uns allerdings demnächst zur genauen Betrachtung auffordern mögen; einstweilen nur Weniges. Zuerst theilt Prof. Freudenberg aus Briefen des Jac. Kampius an Just. Lipsius einige zum Theil unbekannte Inschriften mit, darunter auch drei aus unserer Stadt und Gegend. Wiewohl Kampius damals in Mainz war, sehe ich doch, dass er bei dem Abschreiben der Inschriften nicht sorgfältiger war als der hundert Jahre vor ihm lebende Huttich; namentlich kann man in

Digitized by Google

Bezug auf die Zeilenabtheilung bei diesen Alten sich nicht verlassen. Dies zeigt auch die erste der hiesigen Inschriften, wo Huttich, Kamp, Apianus und auch Gruter jeder anders abtheilt; weiter gibt Kamp hier zum Vornamen FL, während Huttich T hat, welcher Buchstabe freilich in der Zeile steht, die bei Kamp fehlt (Apian. hat F.); hier hat der älteste das Richtige. Bei der zweiten Inschrift (S. 184) wird nie entschieden werden können, ob LENVLAE wie in Kamp's Brief steht, oder OENVLAE zu lesen sei, wie Gruter nach einer Abschrift des nämlichen Kamp gibt. In der zweiten Zeile ergänzt Freudenberg COH. I, richtiger ist COH. IIII wie schon Lehne wollte. Die dritte Inschrift bei Kamp ist aus Olm d. h. wohl Oberolm, wo auch in diesem Jahre ein paar noch nicht veröffentlichte Inschriften ausgegraben wurden; sie ist zum erstenmal hier edirt und heisst:

I. O. M
CETRISQ
DIS. DEABVSQ
SECVRIVS. CAR
ANTVS. MIL. LEG
XXIII. P. F. II INSV
POS. L. L. M.

Freudenberg corrigirt Zeile 5 in XXII. P. P. FID. INSVO wohl richtig.

Professor J. Beckers Erklärungen von Abkürzungen auf rheinischen, besonders Mainzer Inschriften wollen wir nicht aufführen, weil sie theilweise von ihm selbst etwas ungewiss hingestellt werden. Uns fiel auf, dass (XXXVIII S. 102) Lehne nachgeschrieben wird »der Erbe sei der Enkel des Verstorbenen« ohne zu bemerken, dass der Verstorbene nur 25 Jahre alt wurde. Bei der letzten Inschrift auf der folgenden Seite würden wir gern ANNVCLA für ANNICVLA annehmen, obwohl das letzte A nicht ganz deutlich ist und das Wort in dieser Form nicht weiter vorkommt, und würden somit aus der alten Frau von hundert und mehr Jahren ein Kind von nicht zwei Jahren herstellen, wenn wir wüssten, ob ein Kind von einem Jahre und vier Monaten ANCILLA genannt werden kann.

Andere neu aufgefundene Mainzer Inschriften, welche Freudenberg in den Miszellen mittheilt (letztes Heft S. 353) wollen wir hier übergehen, da wir sie im nächsten Hefte des hiesigen Vereins zu besprechen gedenken. Ebenso müssen wir uns enthalten, andere Aufsätze in diesen vier bis fünf Jahrbüchern ebenso ausführlich zu behandlen, wiewohl wir es gerne wünschten. Wir wollen nur noch auf einige der interessanteren aufmerksam machen. Prof. aus 'm Werth liefert anschauliche auch durch Abbildungen verdeutlichte Beschreibung zweier ausgegrabenen römischen Villen (XXXVI. S 55 und XXXIX. S. 256). — Prof. Schneider ist

Digitized by Google

immer bemüht durch antiquarische Mittheilungen aus Düsseldorf weiteres Licht über diese Gegend zu verbreiten (XXXVI. S. 78 und XXXIX. S. 151). — Rentner Rapp spricht ausführlich über das Labarum und den Sonnenkultus (letztes Jahrbuch S. 116); Dr. Brambach über ein Mithrasbild im Bonner Museum (ebendaselbst S. 146). Dir. Ludwig in Darmstadt über die Funde in Pyrmont (XXXVIII. S. 47) u. s. w. Wir übergehen ganz die oft inhaltreichen Aufsätze über spätere Zeit, Mittelalter u. s. w. von Archivsekretär Harless in Düsseldorf, Professor aus 'm Werth, Dr. Kraus in Trier, Rentner Merlo in Köln, Dr. Käntzeler in Aachen, Professor Düntzer in Köln, Archivar v. Haeften ebendaselbst u. a. m., woraus wir auch sehen, dass in diesen Bonner Jahrbüchern viele auch entfernt wohnende Mitglieder Mitarbeiter sind. Jedem Bande sind Miszellen der manchfachsten Art beigegeben, so wie in diesen Jahrbüchern achtzehn antiquarische und historische Werke zum Theil recht eingehende Recensionen gefunden haben (XXXIX. S. 336 werden drei altchristliche Grabschriften mitgetheilt, welche erst neulich am Mittelrhein aufgefunden wurden; wir verweisen hiermit auf sie wie auf deren Erklärung von Prof. Freudenberg). Auch aus den Miszellen ist manches Interessante zu entnehmen; doch wir begnügen uns dies einfach zu bemerken. Schliesslich freuen wir uns, dass der Verein in Bonn in den letzten zwei Jahren einen ausserordentlichen Aufschwung genommen hat und hoffen, dass der Abgang seines höchst verdienstvollen Präsidenten keine Störung in der Thätigkeit der Mitglieder hervorruft. Ohne Zweifel wird derselbe auch in der Ferne mit Rath und That dem Verein zugethan bleiben.

---

v. Wilmowsky J. Die römische Villa zu Nennig und ihr Mosaik. I. Mit der Uebersichtstafel des Mosaikfussbodens in Stahlstich. Bonn 1864. 16 S. Fol. und eine Tafel Querfolio. II. Mit acht Tafeln in Farbendruck Fol. und 2 S. Bonn 1865; beide Festprogramme zu Winckelmanns Geburtstage vom Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande herausgegeben.

Zu Nennig, ungefähr sieben Stunden südlich von Trier wurden schon früher Spuren einer grossartigen römischen Villa entdeckt und sodann im Jahr 1852 ein Mosaikfussboden zu Tage gelegt, welcher an Grösse und Schönheit sowie an Inhalt der Darstellung mit allen bis jetzt gefundenen Mosaiken verglichen werden kann und die meisten übertrifft. Domkapitular von Wilmowsky in Trier, ein bekannter Alterthumsforscher, hat sich das grosse Verdienst erworben, durch vorliegende schöne und ausführliche Beschreibung und Erklärung uns ein klares Bild von demselben vorzulegen und der Verein in Bonn hat durch den Druck der Ab-

Digitized by Google

handlungen und die genauen farbigen Darstellungen ein Kunstwerk geschaffen, wie nur wenige Winckelmannsfeste ähnliche aufzuweisen haben. Wir begnügen uns mit kurzer Beschreibung. Das Mosaik, fünfzig Fuss lang und drei und dreissig Fuss breit, bildet ausser dem teppigähnlichen Rand zwei Gruppen von sieben Medaillons. Das Wasserbecken zuerst zeigt rechts und links zwei Medaillon, »der Tiger mit dem Waldesel« und »der Löwe mit dem Sklaven«; das Medaillon vorn ist mit Absicht und Sorgfalt ausgebrochen, daher der Verfasser mit Recht meint, dass dies in fränkischer Zeit geschehen, indem man den Namen des ursprünglichen Eigenthümers missen wollte (vielleicht stand auch hier der Verfertiger, wie beim Friedberger Mosaik, siehe diese Jahrbücher 1864. S. 171). Auf der andern Seite schliesst sich unmittelbar an das Marmorbecken der grössere Theil an, welcher aus einem grossen und vier kleinen an dieses sich anschliessenden Medaillons besteht. Hier werden gezeigt: »Der Bär mit drei Fechtern«, »der Panther und Speerwerfer«, »zwei Fechter mit Stab und Peitsche«, »zwei Gladiatoren mit dem lanista« und »zwei Musici mit der hydraulischen Orgel und dem grossen Horn«. Der Verfasser hat im I. Programm nicht nur eine genaue Beschreibung dieser Medaillons gegeben, sondern auch historisch und antiquarisch die einzelnen Kampfesarten, Gewohnheiten der Römer hierbei u. a. m. ausführlich erklärt und zugleich gezeigt, wie viel Neues wir aus diesem Mosaik lernen, so namentlich wie hier allein die Wasserorgel vollständig sich abgebildet findet. Die Darstellungen sind »ein Nachklang griechischer Weise: im Ganzen jene schöne Klarheit und Stufe der Eintheilung, in den einzelnen Gruppen jene edle Einfachheit und Beschränkung auf das Wesentliche, in der Darstellung der Kampfesscene jene Masshaltung und Vermeidung alles dessen, was das Auge und Gefühl zu sehr verletzen könnte, selbst jene glücklichen Contraste zur Hebung des dargestellten Gegenstandes, wie sie dem griechischen Geiste eigenthümlich sind.« Auch macht der Verfasser aufmerksam, wie einzelne Medaillons an alte Dichter (wie sogar Homer) und Naturhistoriker hinweisen, wie einzelne Figuren mit der Trajanssäule übereinstimmen, und wie endlich die Ornamente mit der hadrianischen Villa in Tivoli verwandt sind. Daher folgert der Verfasser mit Recht, dass die Entstehung der Villa in die Zeit Hadrians fällt; auch scheinen dies Münzen von Nero, die sich hier vorfanden, zu bestätigen. Der Prachtboden scheint mehrere hundert Jahre im Gebrauch und unversehrt geblieben zu sein, wie es nach des Verfassers Andeutung nicht unmöglich ist, dass Ausonius bei seiner Schilderung der prachtvollen Villen jener Gegend die von Nennig auch vor Augen hatte. Ja Venantius Fortunatus, der um das Jahr 566 den Austrasischen König Sigbert I. auf einem Kahne die Mosel hinab von Metz bis Andernach am Rhein begleitet, scheint in seinem Gedicht über diese Fahrt noch diese Villa unversehrt gesehen zu haben. Also haben die Franken, als sie im 3. und 4. Jahr-

Digitized by Google

hundert das Land erobert, dieselbe nicht zerstört, sondern wahrscheinlich selbst bewohnt, dagegen im neunten Jahrhundert fiel sie in Trümmern, wie der Verfasser gut annimmt, vielleicht im J. 822 als die Normannen die Bischöfe von Trier und Metz in der Nähe besiegten und ringsum plünderten und brannten. Von diesem Brand fand der Verfasser noch sichere Anzeigen, sowie auch Reste von Bemahlungen, welche in die Frankenzeit hinaufreichen. Der Ort Nennig kommt zuerst 1036 vor und war fortwährend bis in unsere Zeit ein Eigenthum des Klosters St. Mathias in Trier. Das Mosaik ist an der Stelle unverrückt gelassen worden, und über ihr ist durch die Freigebigkeit Königs Friedrich Wilhelm IV. ein schirmendes Dach im alten gallisch-römischen Stile erbaut. Das II. Heft enthält auf acht Foliotafeln die sieben Medaillons in Sechstel Grösse und auf jeder Tafel einen Abschnitt der Randverzierungen und auf der achten das Brustbild eines der oben erwähnten Fechter in natürlicher Grösse, genau gezeichnet vom Beschreiber selbst, und in Berlin schön gemalt: so dass der Vorstand des Vereins für diese prachtvolle Publikation den wärmsten Dank der Alterthumsforscher verdient. Aus dem Jahresbericht von 1865 entnehmen wir, dass die Herrichtung dieser zwei Programmen über 2000 Thaler kostete; wozu der König 800 Thaler und 43 Alterthumsfreunde meist in Köln 671 Thaler zuschossen. Möge dem Verfasser die Gelegenheit bald werden, mit einer gleich gelehrten und schönen Arbeit die Literatur der rheinischen Alterthümer zu bereichern.

---

v. Sacken Eduard, die Funde an der Langen Wand bei Wiener-Neustadt; mit 15 Holzschnitten. Wien 1865. 28 S. 8.

v. Sacken Eduard, der Pfahlbau am Garda-See; mit Abbildungen. Wien 1865. 40 S. 8.

Diese beiden Schriften vom gelehrten Custos des k. k. Münz- und Antikenkabinets in Wien, beide Abdrücke aus den Sitzungsberichten der phil. hist. Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, verdienen eine weitere Bekanntmachung; daher wollen wir ihrer kurz gedenken.

Das erste Schriftchen beschreibt die Fundstücke, die an der Langen Wand, d. i. einem 3200 Fuss hohen langgestreckten Berge zwei Meilen westlich von Neustadt zu verschiedenen Zeiten ausgegraben wurden. Zuerst vor mehr als dreissig Jahren fand man daselbst einen kostbaren Dolch von Bronze mit schmuckreicher Scheibe am Griffe nebst kleinen Gegenständen, welche wahrscheinlich Reste von Wehrgehängen waren. Später wurden spiralförmige Ringe, im Sommer 1864 mehrere kostbare Gegenstände aufgefunden, welche diese Beschreibung veranlassten. Ausser einer Anzahl von Keilen, Doppelspiralen, die wahrscheinlich zum Schutze auf der

Brust oder am Gürtel getragen wurden, Armbändern und einigen andern Dingen, alle von Kupfer, lagen da zwei Scheiben von Gold von 34 und 20 Dukaten Werth, 5 und 4 Zoll im Durchmesser, jede mit drei erhobenen Buckeln, am Rande mit drei und zwei concentrischen Perlenreihen, jede mit zwei Bändern und mit zwei Löchern für ein Kettchen zum Tragen: sie dienten ohne Zweifel zum Schutze und zum Schmucke der Brust wie die bekannten Phalerae. Der Verf. beschreibt nun diese Gegenstände, welche meistens abgebildet sind, sehr genau, führt auch an, wie und wo am Rhein und der Donau in Ungarn u. s. w. ähnliche Alterthümer gefunden worden und kommt durch Vergleichung zu der Meinung, dass gleichwohl viele dieser Gegenstände nicht von auswärts eingeführt, sondern in der Nähe der Fundorte selbst verfertigt wurden, worin ihm jeder beistimmen wird, der mit Aufmerksamkeit diese alten Fundstücke betrachtet. Die Zeit der Verfertigung oder Niederlegung wird durch nichts näher bestimmt; wir halten diesen Fund für sehr alt. Dies deutet auch die Lage an: die Gold- und Kupfersachen waren in bedeutender Höhe an einem schwer zugänglichen Orte zwischen Felsen in einer Schutthalde geborgen d. h. als Schatz vergraben.

Das andere Schriftchen gibt die Beschreibung eines Pfahlbaus, der voriges Jahr am Gardasee dicht bei Peschiera entdeckt wurde: er ist nicht verschieden von denen, welche in neuerer Zeit so grosse Aufmerksamkeit erregten. Schon im Jahr 1830 wurden daselbst bei der Erbauung einer Ufermauer Thongefässe gefunden, die aber keine Beachtung veranlassten. Im Jahr 1851 entdeckte man zahlreiche Pfähle und eine nahmhafte Anzahl von Bronzegegenständen. Seit 1860 wurden die Funde häufiger und der Verfasser selbst hat im Juli 1864 den Ausgrabungen daselbst beigewohnt, die er nun ausführlich beschreibt. Hierauf werden die gefundenen Gegenstände aufgezählt: Holz, Rinde und Kohlen von Eiche, Haselstrauch und Hollunder, Reste von zwanzig verschiedenen Pflanzen, Saamen von wilden Land- und Sumpfpflanzen, zahlreiche Haselnüsse alle zerbrochen; dann was bis jetzt bei keinem Pfahlbau vorkam, Korn, Roggen und Weintrauben. Ein kleines Holzstück zeigt deutliche Spuren von Bearbeitung mit einem wenig schneidenden Instrumente. Nur zwei Knochen von einem Hunde und einer Ziege. Viele Bruchstücke von Töpfen, von 5 bis 8 Zoll im Durchmesser, mit der Hand nicht auf der Scheibe verfertigt, daher 4 bis 6 Linien dick, von schwärzlichem Thon, gemengt mit gegrabenem Sand, nicht Seesand, wie es scheint nicht in Oefen, sondern am offenen Feuer lind gebrannt, daher sehr zerbrechlich, ohne Verzierungen; eines von rother Farbe u. s. w. Nur eine Scheibe von Stein, aber viele Bronzegegenstände, die meist sehr gut erhalten sind, »dass sogar die schärfsten Schneiden der Werkzeuge, die feinsten Spitzen der Nadeln häufig unversehrt sind« (doch darf man dabei nicht an einen Betrug denken; auch hier am Rheine haben manche sehr

Digitized by Google

alte Fundstücke nach einen ziemlich scharfen Rand); »die meisten sind so blank, als ob sie erst vor kurzem aus der Hand des Verfertigers hervorgegangen wären.« Die Gegenstände sind Waffen, Werkzeuge, Geräthschaften, Schmucksachen meist gewöhnlicher Art und Form, wie die Abbildungen und die Erklärungen nebst Hindeutungen auf andere Funde zeigen. Eigenthümlich ist, wie der Verfasser meint, eine Art Rasirmesser, zwei Lamellen an einem gemeinschaftlichen Griff. Auch hier vermuthet der Verfasser mit Recht, dass manche dieser Gegenstände an Ort und Stelle gefertigt wurden. Er schreibt diese Bauten den Cenomanni zu, dem am Gardasee wohnenden keltischen Stamme, und da zwei Münzen von Domitian und Trajan sich mit vorfanden, so schliesst der Verfasser: »dass die Bronzealterthümer mindestens bis in den Anfang des zweiten Jahrhunderts herabreichen«, und somit ist dieses »ein Pfahlbau der Bronzeperiode.« Wir wünschen, dass weitere Auffindungen diese Ansichten bestätigen mögen.

Gaisberger Joseph, Archäologische Nachlese; II mit einer Tafel in Steindruck. Linz 1865. 32 S. 8.

Von dem ersten Heftchen dieser Archäologischen Nachlese, welche der regulirte Chorherr Gaisberger, ein bekannter Alterthumsforscher, vor zwei Jahren zu ediren begann, haben wir voriges Jahr in diesen Jahrbüchern S. 664 kurz berichtet; über vorliegendes können wir noch kürzer sein, es enthält eine Beschreibung der Funde, welche in Oesterreich ob der Ens in den letzten zwei Jahren geschehen sind. Im Ganzen sind zwölf Orte, an denen jedoch nur Münzen oder kleinere Gegenstände meist von Bronze ausgegraben wurden; die Abbildungen zeigen vier Münzen, darunter eine griechische des Caracalla, und eben so viele Schmucksachen, nämlich zwei Armringe, ein Armband, acht Zoll lang aus 23 Gliedchen (nicht 25 wie der Verf. S. 16 angibt) in zwei bogenförmigen Spangen gebildet und endlich einen Halsschmuck dem vorigen ähnlich nur 118 Gliedchen enthaltend. Inschriften wurden keine gefunden. Auch kann man sich wundern, dass in Linz nur eine Münze (vom J. 41 p Chr.) während der angegebenen Zeit ausgegraben wurde. Dies Wenige möge genügen; wir wünschen schliesslich, dass auch die Fundstücke an andern Orten so schnell eine so genaue Beschreibung finden möchten, wie wir es hier rühmen können.

Klein.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kenner Friedr., Vindobona, eine archäologische Untersuchung über den Zustand Wiens während der Herrschaft der Römer. Aus dem IX. Band der Mittheilungen des Alterthums-Vereins zu Wien. Wien 1866. 48 S. 4.

Der andere Custos des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets, der als Alterthumsforscher gleich bekannte Dr. Kenner hat in vorliegender Schrift wiederum ein schönes Zeugniss seines Fleisses und seiner Combinationsgabe vorgelegt. Was immer nämlich über Wien bisher aus der Römer Zeit zerstreut umherlag und fast versteckt war, hat er an das Tageslicht gezogen, und eine recht ausführliche Geschichte des römischen Wien zusammengesetzt. Wien hiess als keltischer Ort Vindomina, wofür die Römer — wegen der bösen Bedeutung des zweiten Theiles im Wort minor drohen, wie der Verfasser angibt — Vindobona machten: auch anderwärts wie am Rhein finden wir, dass die Römer den keltischen Städten einen römischen oder andern Namen gaben, ohne dass gerade ihre ängstliche Superstition daran schuld war, sondern vielmehr die alte Gewohnheit, wo sie eine Colonie hinführten, auch da einen andern Namen mitzubringen. In einer ara, worauf man bisher den nachmaligen Kaiser Tiberius erkannte, nimmt der Verfasser mit Recht eine spätere Zeit an. Gleichwohl mag Tiberius bei seinem Feldzuge gegen Marbod bereits dahier eine Zeltstadt mit Erdwällen gehabt haben. Unter Kaiser Claudius lagen hier schon über 2000 Mann, ohne dass man die Truppen genau angeben kann. Vespasian legte um das Jahr 70 die legio XIII gemina hier ein, worin der Verf. mit mir übereinstimmt, indem ich sie bis in diese Zeit in Mainz ansetze (vergl. Meine Legionsgeschichte S. 8), während Archivar Grotefend sie schon unter Claudius den Oberrhein verlassen lässt (Pauly, Real-Encycl. IV. S. 892). Da zugleich eine Abtheilung eines britannischen Geschwaders da lag: so sind dies vier bis fünftausend Mann. Es musste also Wien unter Vespasian vergrössert werden. Als nach dreissigjährigem Aufenthalt die eilfte Legio nach Dacien kam, kehrte die X. gemina pia fidelis, welche bisher in Untergermanien lag, hier ein und blieb über 300 Jahre zu Wien in Garnison. Da sich nur ein Ziegel der legio XXX Ulpia victrix vorfand, so nimmt der Verfasser mit Recht keinen längeren Aufenthalt hier an — wie dies einige Gelehrte wegen eines oder des andern Denkmales am Rhein thun wollten, sondern er glaubt, »sie sei auf ihrem Marsch nach Dacien durch Vindobona gekommen« (S. 12). Auch von der XIIII. finden sich Inschriften, welche bekanntlich im

Digitized by Google

2ten Jahrhundert nach Pannonien kam. Die Hilfstruppen wechselten manchmal wie überall, was auch aus den Steinen hervorgeht. Der Verfasser führt weiter aus, wie namentlich im Marcomannischen Krieg Wien zu besonderer Wichtigkeit gelangte: wie »es der Mittelpunkt einer Gruppe von kleineren Castellen«, welche der Verfasser geschickt nachweist, wurde.

In einer weitern Abtheilung handelt der Verf. von dem militärischen und bürgerlichen Leben im alten Wien, und wiewohl von beidem namentlich aber von letzterem wenig bekannt ist: so folgert derselbe doch richtig, dass Vindobona etwa unter Kaiser M. Aurelius ein Municipium geworden ist, wie denn einzelne Beamte desselben erwähnt werden. Von dem Christenthum aber während der Herrschaft der Römer findet sich dahier keine Spur.

Hierauf versucht der Verf. den Umfang der Festung des Municipiums und die Züge der Strassen anzugeben; und soviel wir urtheilen können, ist er hierbei nicht unglücklich. Er versteht es aus wenigen aber sichern Ueberresten die verschiedene Ausdehnung der Festung zu bestimmen. Darnach war die Länge von dem Standlager 144 Wiener Klafter, die Breite 96, was nur für 2000 bis 2300 Soldaten ausreicht; dies war also das Claudianische Lager. Um das Jahr 70 wurde das Lager erweitert, so dass 4500—5000 Mann einliegen konnten; auch hievon gibt der Verf. den Umfang genau an (224 und 150 Wiener Klafter). Das Municipium, von dem sehr wenig Spuren übrig sind, setzt der Verf. an die Ostseite des Lagers und gibt ihm einen Raum ebenfalls für 5—6000 Mann. Noch werden die Strassen betrachtet, auf welche mehrere Meilensteine hinweisen und zuletzt der Umfang der Civitas von Wien mit Wahrscheinlichkeit ermittelt. Noch merken wir, dass überall die vorhandenen und verlorenen Inschriften Wiens in Anmerkungen unter dem Text angefügt sind: wir hätten gewünscht, dass diese Wiener-Inschriften am Ende insgesammt zusammengestellt und nach den bekannten Rubriken geordnet worden wären; man hätte dann einen leichten Ueberblick über dieselben gehabt: und die Zusammenstellung der verlorenen Denkmäler wäre ein Beitrag zu den Inschriften gewesen, welche im Wiener Museum sind, und früher vom Verf. und seinem Kollegen veröffentlicht wurden.

Fickler, C. B. A., Römische Alterthümer aus der Umgegend von Heidelberg und Mannheim. Mannheim 1865. 14 S. 8.

Dieses Schriftchen »der 24. Versammlung deutschen Philologen und Schulmänner in Heidelberg voriges Jahr vom Verfasser dargebracht« darf um so weniger hier übergangen werden, als sie zum ersten Male die Inschriften und Auffindungen der angeführten Städte und Umgegend genau sammelt und mit manchen gelehrten Be-

Digitized by Google

merkungen bereichert. Sie gibt 18 Inschriften, einige Legionssteine, ausserdem mehrere Töpfernamen (in kleinerer Schrift), Münzen und was sonst an zwanzig Plätzen dieser Gegend bis jetzt aufgefunden worden ist. Hierbei hätten wir gewünscht, dass die Zeit der Auffindung wäre beigefügt worden. Wir erlauben uns einige Bemerkungen, die theilweise schon auf der Philologen-Versammlung vorgebracht wurden. S. 6 ist RO|SMETE DOCCI nicht ein Wort, sondern vor T steht R, wie ich vor 10 Jahren dort fand und wie der Verfasser auch andeutet und es ist zu lesen Rosmertae Doccius, wie schon längst bekannt ist (vgl. Steiner II. Ausg. 921). Eine andere Inschrift ist nicht so leicht zu enträthseln: sie heisst S. 7

VISVCIO
AEDEM CVM SIGNO
C. CANDIDIVS
CALPVRNIANV
DCCSNETMDC
CNEME
FEC

Die Abkürzungen der vierten Zeile haben schon manche Erklärungsversuche hervorgerufen. Der Verf. gibt eine ganz neue zwar nicht ohne Scharfsinn aber nicht glücklicher als andere: er übersetzt diese Zeile: decurio civium civitatis Septimiae (oder Severianae) Nemetum item (indem er in der Ligatur von ET auch ein I erkennt) decurio civium civitatis Nemetum, so dass Candidius decurio in der Nemeter Stadt Septimia oder Severiana (worunter der Verf. Heidelberg versteht) und decurio in Speyer, der Mutterstadt von Heidelberg gewesen sei. Der Verf. wird schwerlich überreden, dass in diesem SN der alte Name von Heidelberg, der sonst nirgends bekannt ist, verborgen liegt (auch ist nicht ganz gewiss, dass dieser Stein auf dem heiligen Berg gefunden wurde, da Lehne z. B. Godramstein in der Pfalz als Fundort angibt). Dass N in Zeile 4 Nemetum bedeutet, während in der folgenden es ausgeschrieben ist, bleibt unwahrscheinlich. Auch möchte ich für diese Kaiserzeit, worein das Denkmal gehört, keine Nemetes mehr auf der rechten Rheinseite annehmen, wiewohl früher sie da wohnten. Freilich hat Napoleon in der Karte des alten Galliens zu dem eben erschienenen II. Bande des Caesar die Nemetes und Vangiones nur auf die rechte Rheinseite gesetzt, was jedenfalls ganz falsch ist. Während der römischen Kaiserzeit wohnten beide Völker nur links, wie Tacitus richtig angibt. Also hat Heidelberg keinen Beinamen von Speyer gehabt. Die Erklärung jener Zeile ist noch nicht sicher, doch schliessen wir uns zunächst an Lehne und Steiner an, besonders da in dem D vor MDC wir einst deutlich ein E erkannten, was freilich Fickler und Gräff nicht haben, aber schon Steiner (II. Ausg. 920). Andere Inschriften haben durch dies neue Schriftchen bessere Lesarten gefunden, z. B. S. 8 ist Candidius sicher

Digitized by Google

richtiger als Candidus, da die Stelle ein nomen gentile verlangt; die letzte Zeile derselben ist hier VSMLM; für das erste M steht bei Rappenegger L, was als gewöhnliche Formel richtiger erscheint. Keine der Inschriften, wie wohl viele Altäre sind, hat eine Jahreszahl ausser einer, die aber nach Mainz gehört, wie Fickler richtig S. 12 bemerkt, daher sie hier weggelassen werden konnte. Bei den wenigen Töpfernamen sind Vacu f. und Ritu f ohne s, was Fröhner beisetzt. Noch verdient ein Schüsselchen angemerkt zu werden, da es die Worte VI INIVRIA zeigt.

So viel über das interessante Schriftchen, wobei wir den Wunsch anschliessen, der Verfasser möge den Katalog der in Mannheim befindlichen Inschriften, den er schon längere Zeit in Arbeit hat, baldigst erscheinen lassen, indem Gräff's Beschreibung, welche vor beinah 30 Jahren erschien, nicht einmal damals befriedigte, indem die Inschriften oft nicht verglichen waren, sondern alte Abschriften mit alten Erklärungen aufgenommen wurden, weil der Verf., wie er selbst gestand, in zu grosser Eile eine Beschreibung veröffentlichte.

Keller F. und Meyer H. Erster Nachtrag zu den Inscriptiones confoederationis Helveticae latinae von Th. Mommsen. Mittheilung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Band XV. Heft 5. Zürich 1865. 17 S. gr. 4.

Die römischen Inschriften der Schweiz haben in dem letzten Vierteljahrhundert ein besonderes Glück gehabt, wie sich kaum von einem andern Lande sagen lässt. Dies verdankt man freilich der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Sie hat für die Schweizer Inschriften zwei berühmte Epigraphiker gewonnen, 1844 Kaspar Orelli, und zehn Jahre später Theodor Mommsen. Ueber beide Ausgaben hier zu sprechen ist unnöthig; nur merken wir, dass Mommsen's Ausgabe für solche Lokal-Sammlungen Muster sein kann und auch schon gewesen ist. Zu seiner Sammlung hat nun dieselbe Gesellschaft einen Nachtrag besorgt und die Veröffentlichung in die besten Hände gelegt, aus denen schon manche gelehrte Arbeiten hervorgegangen sind. Vorliegende Sammlung nun enthält 72 Nummern; wir hatten gemeint, dass in den letzten 10 Jahren mehr inschriftliche Denkmäler in der Schweiz aufgefunden worden seien. Die Verfasser richten sich in der Anordnung nicht ganz nach ihrem Vorgänger: zuerst nämlich geben sie die Inschrift und dann erst führen sie den Fundbericht auf in italienischer, deutscher und französischer Sprache, je nachdem er in einer Zeitung gestanden, die sie regelmässig citiren; nur selten folgt noch eine Erklärung. Die Ausbeute, welche für Geschichte oder Alterthümer aus diesen neuen Funden hervorgeht, ist sehr

Digitized by Google

gering; wenn man die Inschriften auf Geräthen, Ziegeln und Töpfen abzählt, so ist die Hälfte der übrigen nur Fragment und zwar meistens so, dass gar nichts aus den vorhandenen Buchstaben und Worten genommen werden kann. Der lesbaren sind etwa sechs arae, wovon mehrere verstümmelt, drei dem Mars Caturix, eine der Dea Aventia. Etwa ebenso viele lapides honorarii, von denen der erste N. 6 eigentlich nach Savoien gehört, daher ihn Mommsen ausliess; weil aber Henzen ihn aufnahm, steht er auch hier; die Verfasser hätten die nicht mehr vorhandenen Buchstaben wenigstens wie bei Henzen einklammern sollen; er ist aus dem J. 74. Ein anderer N. 29 ist über 20 Jahre älter: ein Fragment ist aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts. Grabsteine sind ungefähr zwölf, darunter vier von Soldaten der leg. XI, einer von einem centurio der leg. XIII, die andern meist unvollständig. Weiter acht Meilensteine, die meisten fragmentarisch; wir wünschten die Verfasser hätten sie zu ergänzen gesucht, was bei einigen nicht gerade schwer ist. Auf einige Geräthschaften mit Inschriften folgen sodann die Legionsziegeln wie bekannt nur von der XI. und XXI. und dann Töpfernamen und Zieglen über 170, worunter einige eingekritzte Buchstaben, die wohl besonders zu stellen waren. Zuletzt einige Inschriften auf Ringen, Geräthschaften u. a. Dies etwa der Inhalt. Da wir keine Erklärung der hier nicht erklärten Inschriften oder Fragmente versuchen wollen, weil es zu weit führen dürfte, geben wir nur einige kleine Bemerkungen. Zu N. 4 wird beigesetzt: »vergl. Mommsen 284, wo ein ähnlicher Name vorkommt« ich finde nun nicht, dass ADNA. MV|MATVS ähnlich ist mit ADNAMTVS, welches letztere Adnamatus heisst, was das erstere nicht sein kann, wenn die Abschrift richtig ist. N. 6 von der schon oben die Rede war, ist anderwärts schon mehrmals veröffentlicht mit manchen Varianten, diese waren hier anzugeben, wie z. B. Zeile 5 von Mommsen ganz anders gegeben ist, und man sieht nicht, wie aus den hier mitgetheilten jene Lesart ermittelt werden konnte; CEVTRONAS scheint Druckfehler für CEVTRONES wie Meyer im Schweizer Anzeiger 1859 gibt; vgl. Philologus XVI S. 569. Den Mars Caturix, dem mehrere Altäre geweiht sind, finde ich auch auf den Fragmenten N. 19. N. 36 P. EDAT heisst wohl nicht die Ergänzung IO, sondern es ist ein Wort Pedatura, und Zeile 4 wird sub cura V (Anfang eines Eigennamen, etwa Victorii) zu lesen sein. In N. 35 ist bei VEGELO ein I in L verborgen. Oft finde ich U statt V, wie doch auf den Steinen nicht steht so N. 10. 14. 20. 21. 24. 33 u. s. w. Auch fehlen bei vielen Inschriften die Punkte, die vorhanden zu sein scheinen. Mehrere Inschriften, die schon Mommsen hat, werden hier in verbesserter Form gegeben; man hätte sie nicht unter die neuaufgefundenen mitzählen, sondern getrennt am Ende anfügen sollen: bei solchen Steinen sind aber die Varianten anzugeben, wie z. B. bei N. 27 besonders da die Inschrift sehr verwittert ist und Mommsen N. 232

Digitized by Google

(nicht 352) wenigstens den Vornamen hat, der hier fehlt. Die Töpfernamen sind ganz ohne Ordnung aufgeführt, weder nach den Fundorten, noch nach dem Alphabet, noch auch in der guten Anordnung, wie einmal Roth bei den Baseler Inschriften vorschlug. Schliesslich wollen wir eine Inschrift anfügen, die sowohl bei Mommsen als im vorliegenden Nachtrag fehlt, und doch schon lange bekannt ist; sie heisst:

.... XIVI
ORGEN
IIVIRO
..LAMINI DIV, A
.ESTAM. EILIE

sie wurde im Jahr 1730 in Genf gefunden und zuletzt veröffentlicht von Bordier in der Revue archeol. (1855) XII S. 351; dort ist noch ein Ring, im Jahr 1844 in Hochberg bei Solothurn gefunden, mit einer räthselhaften Inschrift aufgeführt, dessen Alterthum ich gerade nicht verbürgen will, obwohl die verschnörkelten Züge mit Renati amat arma gedeutet werden. Auch noch anderwärts sind Inschriften aus Genf bekannt, die hier fehlen, wie in Fazy's Katalog u. s. w.

Klein.

Schneider, Dr. Gustav, de causa finali Aristotelea. Berolini. Georg Reimer. 1865. VIII u. 120 S. 8.

Ueber die Zwecklehre des Aristoteles eine Monographie zu schreiben ist ein glücklicher Gedanke. Sokrates klagt bekanntlich bei Plato, dass Anaxagoras den Geist zwar an die Spitze gestellt, aber doch die Natur gewöhnlich aus materiellen Ursachen erklärt, und nur bei Verlegenheiten jenen als deus ex machina habe eintreten lassen. Plato selbst hat dann allerdings dem Guten den ersten Rang gegeben und die Idee als Muster und Zielpunkt aller Sinnendinge gesetzt, sohin die teleologische Naturbetrachtung weiter getrieben. Jedoch tadelt Aristoteles daran, dass den Ideen die Wirksamkeit fehle, wiefern sie ausserhalb der Dinge wären, und überdies unveränderlich-seiende. Er verlegt desshalb die begrifflichen Wesen, welche er Formen nennt, in die Dinge hinein, fasst sie als die die Materie bewegenden und gestaltenden Kräfte auf, die von vornherein das Endziel der Entwicklung der Dinge bezeichnen, und setzt Gott als letzten Zweck und ersten Beweger an die Gränzen der Welt. Diese Ausbildung und die allseitige Anwendung der Zweckursache war es, welche sich durch das Mittelalter hindurch fortpflanzte, und gegen welche die Naturwissenschaft der neuern Zeit reagirt hat, ohne den Zweck aus ihrem eigenen Kreise gründlich los werden, geschweige denn aus der philosophischen Betrach-

Digitized by Google

tung verbannen zu können. Zeugen von Letzterem sind Hegel und Herbart, bei allem sonstigen Gegensatze. Bei Aristoteles selbst erscheint der Zweck zuvörderst nur als eine Art von Ursachen neben andern Arten. Erst im Verlaufe der Untersuchung wird er über die übrigen erhoben, und fällt mit der bessern Art des Seienden, mit der Form zusammen und schliesslich selbst mit der Gottheit; nur in der praktischen Philosophie hat der Zweckbegriff von Anfang an eine prinzipielle Stellung. Zudem ist Aristoteles, abgesehen von der theilweisen Veränderung seiner Werke in der Ueberlieferung, in seiner ganzen Schriftstellerei noch nicht in der Weise systematisch, wie man es heutzutage gewohnt ist. So ist es gekommen, dass er den Zweck in verschiedenen Schriften behandelt, und seine Lehren darüber an keiner Stelle zu einem Ganzen vereinigt und abgeschlossen hat. Eine Folge davon ist, dass auch noch in unsern Geschichten der Aristotelischen Philosophie, wenn gleich sie zum Theil systematischer darstellen, als Aristoteles selbst, ein ähnliches Verhältniss obwaltet. In der That muss mancherlei zusammengerückt und combinirt werden, was in des Aristoteles Schriften zerstreut oder wenigstens getrennt ist, es muss vielerlei blühendes Fleisch der lebendigen Ausführung zur Seite gelegt werden, wenn man das organisirende Zentrum des Zweckbegriffs unverhüllt sehen und seine über alles übergreifende Macht recht erkennen will. Ist der Herr Verf. der vorliegenden Schrift ein Schüler Trendelenburgs, was man wohl schon aus der Dedication entnehmen darf, so war er als solcher besonders vorbereitet und geeignet die Zwecklehre des Aristoteles monographisch zu behandeln. Trendelenburg hat derselben in seinen logischen Untersuchungen die Stellung ausdrücklich gegeben, die sie bei Aristoteles faktisch, aber doch mehr verdeckt einnimmt; er hat auch in dem Kapitel über den Zweck selbst schon manches zusammengestellt, was sich bei Aristoteles zerstreut findet, jedoch nicht als Historiker eine fremde Lehre vortragend, sondern als Philosoph seine eigene. Die vorliegende Schrift hat einen rein historisch kritischen Charakter. Was Aristoteles an verschiedenen Stellen über den Zweck lehrt, namentlich in der Physik, in der Metaphysik und in der Schrift über die Theile der Thiere, das ist hier zusammengetragen und mit philologischer Genauigkeit in Betracht gezogen. Wo die philologische Behandlung zu weitläufig wurde und den Zusammenhang und die Uebersicht der Sache zu beeinträchtigen drohte, da ist sie in Exkurse verwiesen. So bietet die Schrift auch eine philologische Ausbeute, z. B. Textverbesserungen, aber gewissermassen nur als Nebenprodukt. Die Hauptaufgabe der Leistung liegt in der Sammlung und Einigung des bei Aristoteles Zerstreuten und in der systematischen Exposition seiner Zwecklehre, und damit ist sie ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniss der Aristotelischen Philosophie. Möge nur die latei-

Digitized by Google

nische Sprache, in der sie abgefasst ist, niemanden abschrecken; denn sie ist dabei doch mit musterhafter Klarheit geschrieben.

Ueber den Inhalt der Schrift im Einzelnen gibt Ref. Folgendes an: der Herr Verf. beginnt mit Aristoteles von den vier Arten der Ursachen und den Beweisen für die Realität der Zweckursache in der Natur, welche er mit einigen kritischen Bemerkungen begleitet. Sodann ist er bemüht die Natur und Bedeutung des Zweckes nach Aristoteles festzustellen; er glaubt fünferlei Bestimmungen desselben unterscheiden zu müssen. Nämlich erstens ist jedes Ding deswegen geworden oder hervorgebracht, damit es eine eigenthümliche Verrichtung oder Thätigkeit vollziehe, die sein Zweck ist, und da das Ding für seinen Zweck eingerichtet sein muss, so macht eben der Zweck sein Wesen aus oder konstituirt seinen Begriff. Folglich ist er zweitens das das Ding Bestimmende oder der Natur nach nothwendig das Erste, obwohl die Vollendung des Dinges, also der verwirklichte Zweck nur Resultat des Werdens d. i. der Zeit nach das Letzte ist. Wie die Entwicklungsstufen, so sind drittens auch alle Theile des Dinges durch seinen Zweck oder den Begriff des vollendeten Dinges bestimmt, so dass das Ganze von Natur früher ist, als die Theile. Viertens wo das Ganze ein mehrere Organe umfassender Organismus oder ein System ist, da sind durch den Gesammtzweck des Ganzen die Funktionen oder Zwecke der Organe oder Theile dergestalt bestimmt, dass sie als die geringeren jenem höhern und umfassendern untergeordnet sind und dienen. Endlich ist fünftens der Zweck auch das Gute sowohl an sich als auch subjektiv für den Träger der Zweckthätigkeit. Nebenher werden die bewegende und die formelle Ursache auf die Zweckursache zurückgeführt, so dass also die substantielle Form in dem Dinge das Zweckthätige ist. Was unser Verf. unter den drei ersten Nummern auseinanderlegt, zu grösserer Deutlichkeit, das hat Strümpell in seiner Geschichte der theoretischen Philosophie der Griechen in eins zusammengefasst, weil das unter zwei und drei unterschiedene nur leicht sich darbietende Folgerungen und Erweiterungen seien. Im Uebrigen stimmen beide Darstellungen überein und beleuchten sich gegenseitig. In der vorliegenden Schrift wird nun weiter gezeigt, wie der Zweckbegriff durch die ganze Naturlehre und durch die Ethik und Politik bei Aristoteles als das Leitende sich hindurchzieht: es werden von dieser höchsten Spitze aus weite Begriffsfelder gezeigt und es wird Umschau so ziemlich über das ganze Aristotelische System gehalten, aber eben nur insofern der Zweckbegriff der herrschende in der Aristotelischen Begriffswelt ist. Die materielle Ursache hat Aristoteles nicht auf die Zweckursache reduzirt, wohl aber in ihren Dienst gestellt. Damit der Zweck realisirt werde, sind Mittel nöthig, die Aristoteles unter der Bezeichnung dessen, was unter Voraussetzung des Zweckes nothwendig ist, also als die erforderlichen Bedingungen zusammenfasst. Die Materie gehört in erster Linie hierzu; denn

Digitized by Google

das begriffliche Wesen des Zweckes verwirklicht sich im oder zum materiellen Sinnendinge. Ferner ist das Niedere für das Höhere nothwendige Bedingung, die Erhaltung eines Organismus erfordert mancherlei Organe, die Privat- und die Staatsglückseligkeit ist durch äussere Güter, durch günstiges Territorium, durch gar manche Institutionen bedingt. Liegen die Bedingungen vollständig vor, so verwirklicht sich der Zweck nothwendig. Das für den Zweck Nothwendige, namentlich die Materie nimmt also die Stellung von Mitteln zum Zweck, von Mittelursachen ein. Bei alledem behauptet Aristoteles nicht eine absolute Herrschaft des Zweckes: die zweckthätigen Formwesen sind an sich von einander nicht abhängig, ebensowenig als von ihnen die Materie. Daher kann die letztere für sich wirken oder den Formen entgegen; es können erstere auch einander kontrekarriren und dabei eine Wirkung hervortreten lassen, die nicht die primär bezweckte ist. Darauf ungefähr reduzirt Aristoteles das, was durch Zufall in seinem Sinne und aus Mangel an Zwecken geschieht. In letzter Beziehung ist noch besonders zu berücksichtigen, dass Aristoteles das Böse abgesehn vom freien Willen und den Begierden aus Mangel oder Beraubung abzuleiten bemüht ist, und den Beweis antritt, dass es ein für sich bestehendes Böses nicht gebe.

Da der Zweck die Hauptursache in der Welt ist, wenn auch nicht die alleinige, so musste Aristoteles auch einen die Zwecke setzenden und verwirklichenden Geist oder Gott annehmen. Doch geht er, um dessen Dasein zu beweisen, nicht unmittelbar vom Zwecke aus, sondern vielmehr von der Bewegung, und kommt zunächst mittelst des Begriffes der bewegenden Ursache auf den ersten selbst unbewegten Beweger. Weil aber das Gute und Schöne in der Welt nicht von einer blinden Ursache ausgegangen sein kann, so muss der erste Beweger eine denkende vernünftige Substanz sein. So wird die vom Begriffe der Bewegung geleitete kosmologische Argumentation schliesslich doch teleologisch. In der Theologie, die den Gipfel der Zwecklehre bildet, gibt nun der Herr Verf. eine neue Auffassung des göttlichen Denkens, welches Aristoteles als Denken des Denkens bestimmt. Weit entfernt, wie andere Ausleger, dieses ewige gleichmässige Sichselbstdenken leer, und das Verhältniss Gottes zur Welt auf die Hervorbringung der allerdings etwas armseligen Kreisbewegung des Himmels beschränkt zu finden, glaubt er vielmehr den Aristoteles dahin verstehn zu müssen, dass die Gesammtheit der Formen als Etwas Einheitliches den Inhalt des göttlichen Denkens bilde, wodurch denn auch seine Einwirkung auf die Welt voller und reicher ausfiele. Diese Auslegung stützt der Herr Verf. auf Folgendes: Nach Aristoteles empfängt der menschliche Geist die Objekte seines Denkens nicht von aussen, sondern er erzeugt sie in und aus sich selbst: die Begriffe sind im wirklichen Denken ebensowohl Produkte als Objekte desselben. Das Sichselbstdenken ist hiernach Denken der selbsterzeugten Begriffe;

Digitized by Google

und da die Begriffe die Formen der Dinge sind, so ist damit auch der Sinn des Satzes, dass die Seele τόπος εἰδῶν sei, bestimmt. Das göttliche Denken unterscheidet sich nun vom höchsten menschlichen nur dem Grade nach: es erzeugt die Begriffe oder Formen aus sich selbst, denkt sie aber alle zusammen als ein Ganzes ohne Wechsel in ewiger Gegenwart. Das ist das göttliche Sichselbstdenken oder Denken des Denkens. Das Objekt desselben, abstrakt gefasst, ist nichts anders als die intelligible Welt, das Vorbild der Welt, welches im Platonischen Timäus als Ein ζῶον bezeichnet wird, von welchem alle Wesen Theile sind. Diese gedachte Welt, dieses System der Weltformen wird durch die Bewegung verwirklicht, die von Gott, der hierbei wie ein Objekt der Begehrung wirkt, also selbst unbewegt bleibt, ihren Ursprung nimmt. So fällt im göttlichen Denken die formale, die zweckvolle und die bewegende Ursache zusammen; nur die materielle Ursache hat ihren Ursprung nicht in ihm. Es ist nur eine Konsequenz hiervon, dass die thätige Menschenvernunft ein Bruchstück des göttlichen Denkens ist, und von aussen in den Menschen eintritt. Nach dieser Ansicht steht Aristoteles dem Platon näher, als man gewöhnlich annimmt, ein Umstand, der ebenso zu ihrer Empfehlung, wie zu ihrer Zurückweisung benützt werden kann. Vor Allem ruht sie auf der angedeuteten Analogie des göttlichen mit dem menschlichen Denken in Verbindung mit der Auslegung einer Anzahl von Stellen, unter denen sich Metaph. Λ (XII) 10 in. hervorhebt. Ref. stellt nicht in Abrede, dass sie viel Scheinbares und Ansprechendes hat, sichergestellt ist sie aber durch das vom Herrn Verf. Beigebrachte noch nicht. Mit der Aehnlichkeit zwischen dem thätigen Nus der Menschen und dem göttlichen Denken hat es doch eine eigene Bewandtniss. Das letztere wird schon durch die blosse Ausschliessung des Verhältnisses zu etwas ganz anderm, als was das menschliche ist, das Aristoteles nur als ein diskursives kennt. Ferner sind die Formen nach Aristoteles in den Dingen. Wie verhalten sich nun zu diesen Formen die göttlichen Gedanken, die ihrerseits in erster Linie die substantiellen Formen sind? wie die menschlichen, die nach des Herrn Verf. Ansicht den gleichen Rang haben sollen? Die vorliegende Schrift lässt uns darüber im Dunkel. Weiter macht der Herr Verf. darauf aufmerksam, dass die bemerkte Uebereinstimmung zwischen Plato und Aristoteles nur dann vorhanden ist, wenn man die Ideen bei Plato für Gedanken Gottes nimmt, das sei aber nicht die Aristotelische Auffassung der Platonischen Lehre; ja der grösste Theil der Aristotelischen Polemik gegen die Ideenlehre sei nur dann berechtigt, wenn man Gott aus dem Platonischen Systeme auslasse: man müsse desshalb annehmen, dass dies in der platonischen Schule geschehen sei. Diese sehr kühne Hypothese hat der Herr Verf. mit nichts Positivem begründet. Noch mehr: das bezügliche Räsonnement ist innerlich ohne Zusammenhang oder vielmehr widersprechend. Denn zu der ange-

Digitized by Google

zogenen Uebereinstimmung der Aristotelischen mit der Platonischen Theologie ist selbstredend ein Gott bei Plato nothwendig und die Ideen in neuplatonisirender Weise als Gedanken Gottes: anderseits soll aber der Platonische Gott von der Schule und von Aristoteles weggelassen und die Ideen selbständig gesetzt sein. Auch das könnte manchem zweifelhaft erscheinen, ob denn das gesammte System der Ideen in dem urbildlichen *ζῶον* einbegriffen ist und steckt. Endlich ist die Frage nach der Aechtheit der benutzten Stellen gar nicht aufgeworfen: zu einer vollständigen Beweisführung könnte sie nicht umgangen werden.

Diese Anzeige und die eben gemachten Bemerkungen können nicht den Zweck haben die beregte schwierige Frage zum Abschluss zu bringen. Ref. will damit nur zeigen, dass er der vorliegenden Schrift die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hat, und er schliesst mit dem Wunsche, dass das von recht vielen Freunden der Philosophie und ihrer Geschichte geschehen möge.

Giessen. **G. Schilling.**

Ueber Entstehung und Wesen des griechischen Romans, von Adolph Nicolai, Professor am herzogl. Carls-Gymnasium zu Bernburg. Neue, vielfach vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von S. Calvary et Comp. 1867. 88 S. in gr. 8.

Die Geschichte des Romans im Alterthum, wenn man anders diese modernen Namen auf das Alterthum anwenden darf, um ähnliche Produkte der antiken Welt damit zu bezeichnen, ist in neueren Zeiten mehrfach Gegenstand der Erörterung geworden und zuletzt noch fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der vorliegenden Schrift, und unabhängig von derselben, in einem Aufsatze des Neuen Schweizerischen Museums (1866. S. 1 ff.) behandelt worden, in welchem jedoch Einiges, was nach unserer Ansicht davon zu trennen ist, beigezogen worden ist, während die Hauptfrage über Ursprung und Wesen des Roman's zunächst bei den Griechen, in den Hintergrund tritt. Auf eine Beantwortung dieser Frage aber wird es vor Allem ankommen, wenn man von dem, was als Roman, um diesen Ausdruck beizubehalten, bei den Griechen uns entgegentritt, eine richtige Vorstellung gewinnen will. Die vorliegende Schrift, hervorgegangen aus einem im Jahr 1854 dem Programm des Gymnasium's zu Bernburg beigegebenen Aufsatze, der hier eine neue und erweiterte Bearbeitung erhalten hat, hält sich, was man nur billigen kann, in engeren Gränzen, indem sie nur das in ihren Bereich zieht, was in unserem modernen Sinne genommen, wirklich mit diesem Namen bezeichnet werden kann, in so fern darin das erotische Element vorherrscht und die Erzählung und Darstellung fingirter Liebesgeschichten, in welcher Weise auch immer, den Grundzug

Digitized by Google

bildet. Ref. hat darauf schon vor mehr als zwanzig Jahren an einem andern Orte (Encyclopädie von Ersch und Gruber Sect. I. Bd. XXXVII. S 345 ff.) hingewiesen und insbesondere geltend zu machen gesucht, wie dieser ganze Zweig der Literatur, wie er in der späteren Hellenischen Zeit hervorgetreten ist, nur für einen Nebenzweig der Rhetorik und Sophistik anzusehen und aus ihr abzuleiten ist, demnach die Schriftsteller, die auf diesem Gebiete sich versucht, und im antiken Sinne als Erotiker bezeichnet werden können, an die Sophisten und Rhetoren anzureihen sind. Ref. kann sich nur freuen, die Frage nach der Entstehung und nach dem in seinem Ursprung zunächst begründeten Wesen des Romans bei den Griechen in der vorliegenden Schrift auf gleiche Weise beantwortet zu finden; er kann sich daher der hier gegebenen Ausführung mit voller Ueberzeugung anschliessen, da er sie für die einzig richtige hält, oder vielmehr halten muss.

Der Verf., nachdem er zuerst einen Blick auf die Geschichte des modernen Roman's geworfen, und auf die Verschiedenheit desselben mit dem hingewiesen, was die noch erhaltenen Romane — wenn man uns denn diesen Namen gestatten will — der hellenischen Welt, und zwar nicht der alt-classischen Zeit, sondern einer weit späteren, der Untergangsliteratur der Hellenen, bieten, beginnt seine Darstellung S. 7 ff. mit einer Charakteristik der aus diesem Gebiete der griechischen Literatur uns noch erhaltenen Werke, weil, bei dem Mangel aller andern Nachrichten, auf diesem Wege allein, d. h. aus der Zergliederung ihres Wesens, ihres Inhalts, ihrer Form, ein Rückschluss auf ihre Entstehung zu machen ist, worin er gewiss Recht hat. An erster Stelle erscheint der Roman des Xenophon von Ephesus, den man gewöhnlich an die Spitze dieser griechischen Romanschreiber stellt, und lässt der Verf. dann den Heliodorus aus Emesa folgen, der in keinem Fall der Zeit sehr verschieden von Xenophon ist, worauf Achilles Tatius, Longus, Chariton der Aphrodisier, und die übrigen, Antonius Diogenes, Jamblichus, beide nur im Auszug bei Photius erhalten, Eustathius Makrembolita, der Roman über Apollonius von Tyrus, Theodorus Prodromus und Nicetas Eugenianus folgen, mit welchem die Reihe dieser späteren Romanschreiber, die weit in die christliche Zeit, bis in das zwölfte Jahrhundert, hineinreichen, geschlossen ist. Der Verf. führt uns den Inhalt dieser Werke vor und verbindet damit eine Charakteristik derselben, die dann unmittelbar zur Beantwortung der Hauptfrage, nach der Entstehung und dem Wesen des Romans bei den Griechen führt, nachdem er vorher noch einen Blick auf die Sprache, in welcher diese Romane sich bewegen, und auf das gelehrte Beiwerk, mit dem sie ausgeschmückt sind, S. 48 ff., geworfen hat. Aus beidem aber ergibt sich ihm der unzweifelhafte Schluss, dass die Verfasser dieser Romane Rhetoren und Sophisten waren. S. 51. Wir wollen in die einzelnen Belege, durch welche diese Behauptung begründet wird, nicht weiter eingehen, und lieber

Digitized by Google

auf die Schrift selbst verweisen, nur die Worte wollen wir anführen, in welchen der Verf. die Charakteristik dieser Romane zusammengefasst hat S. 55: »Die Fabelerfindung und Fabelerzählung d. h. der vorzugsweise productiv entstandene Theil dieser Dichtungen war mangelhaft, die Sprache, die gelehrten Episoden, d. h. der Theil, der sich durch Reproduction herstellen liess, häufig meisterhaft. Dabei halte man fest, dass dieser gelehrte Inhalt der Romane wirklich auf Nachahmung beruht, dass diese glatte Sprache in einem barbarischen Jahrhundert nur durch mühsames Studium zu erwerben ist, dass die Form, häufig inhaltsleer, doch Werth an und für sich in Anspruch nimmt, dass der Gedanke nur seiner schönen Form wegen Werth hat — und man hat alle die Merkmale beisammen, welche diese Romane als Erzeugnisse der jüngeren Sophistik charakterisiren.« Diess veranlasst den Verfasser näher in eine Darstellung dieser jüngern Sophistik einzugehen, ihren Charakter zu zeichnen, und daraus nachzuweisen, wie diese Romane als ächte Erzeugnisse dieser sophistischen Thätigkeit sich darstellen. »Die griechischen Romane, heisst es S. 66, sind phantastisch (?) ersonnene Erzählungen, in denen sich alle die in den Sophistenschulen erlernten Kunststücke, Processreden, Briefe, Schilderungen, Erklärung und Darstellung von Seelenzuständen anbringen liessen.« Derartige Sshilderungen bieten allerdings den Hauptinhalt dieser Romane und stehen mit ihrem nächsten, auf Unterhaltung der Lesewelt berechneten Zweck in enger Verbindung. Aehnlichen Zwecken der Unterhaltung dienten zwar auch schon weit früher die sogenannt Milesischen Geschichten oder Erzählungen, und Anekdoten, wie sie in der noch erhaltenen Sammlung des Parthenius sich vorfinden: der Verf. glaubt jedoch in derselben keinen Zusammenhang und keine Verbindung mit diesem späteren, der Sophistik entstammenden Romane zu finden, und wir wollen ihm, namentlich was die Sammlung des Parthenius betrifft, die mit andern ähnlichen Sammlungen, wie sie das literärische Treiben der Alexandriner hervorrief, weit mehr zusammenhängt, darin nicht Unrecht geben, zumal sich auch äusserlich kein solcher Zusammenhang nachweisen lässt. Aber eben so zweifelhaft will es uns bleiben, ob der spätere griechische Prosaroman der früheren Alexandrinischen Liebeselegie, namentlich der des Kallimachus wirklich Vieles verdanke und die letztere von Einfluss auf die Bildung dieses späteren Romans gewesen sei. Der Verf. glaubt diess nämlich aus einer der verlorenen Elegien des Kallimachus, der Kydippe, die auch Ovidius in zwei seiner Heroiden vor Augen hatte, nach der von Dilthey unlängst in einer eigenen Schrift gegebenen Erörterung, insbesondere nachweisen zu können, obwohl, wenn man von allgemeineren Aehnlichkeiten, die in der Natur des behandelten Gegenstandes selbst liegen, absieht, kaum specielle Beweise für eine solche Verwandschaft oder für einen solchen Zusammenhang sich ergeben dürften.

Digitized by Google

In den von S. 81 an folgenden Anmerkungen sind die Beweise und Belege des in der Darstellung Behaupteten, um diese selbst nicht in störender Weise zu unterbrechen, zusammengestellt, und knüpft sich daran noch manche andere beachtenswerthe Bemerkung. **Chr. Bähr.**

Geschichte der islamitischen Völker von Mohammed bis zur Zeit des Sultan Selim übersichtlich dargestellt von Dr. G. Weil. Stuttgart. Rieger. 1866. 8.

Aufforderungen von Verlegern sowohl als von gelehrten Freunden haben den Verfasser veranlasst, vorliegendes Werk zu schreiben, damit auch einem grösseren Publikum, welchem seine früheren Arbeiten über mohammedanische Geschichte zu gelehrt gehalten, zu ausführlich, oder auch zu kostspielig sind, Gelegenheit geboten werde, mit dem Wesentlichsten aus der Cultur- und politischen Geschichte der Mohammedaner, vom Entstehen des Islams bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, vertraut zu werden. Der Leser erhält hier die Resultate vieljähriger Forschungen auf dem weiten historischen Gebiete der orientalischen Völker, welche sich zur Lehre des Korans bekennen, in leicht fasslicher Form, nicht nach den Chalifen, die früh schon ihre politische Bedeutung verlieren, sondern nach den Dynastien geordnet, in deren Händen die wirkliche Macht war. Mit besonderer Sorgfalt sind die hervorragenden Partien, welche dem Europäer näher liegen, so wie die, welche in der Chalifengeschichte keinen geeigneten Platz fanden, bearbeitet worden. So: das Leben Mohammeds, der Koran und die arabische Literatur der ersten Jahrhunderte der Hidjrah, die Verbreitung des Islams über Egypten, Syrien, Spanien, Sicilien und Cypern, die Geschichte der Kreuzzüge, die der Mamluken in Egypten, die Beziehungen der Ilchane in Persien zu den europäischen Höfen, Ursprung, Wachsthum und Verfall des neupersischen und osmanischen Reichs, nebst einem Ueberblick über ihre literarischen Erzeugnisse u. dergl. m. Die Ausstattung des Buches lässt nichts zu wünschen übrig.

Digitized by Google

Tausend und eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum ersten male aus dem Urtexte treu und vollständig übersetzt von Dr. G. Weil. Dritte vollständig umgearbeitete, mit Anmerkungen und mit einer Einleitung versehene Auflage. Mit mehreren hundert Illustrationen in feinstem Holzschnitt. Lief. 1—14. Stuttgart. Rieger. kl. 8.

Von der ersten Auflagedieses Werkes ist zur Zeit ihres Erscheinens in den Jahrbüchern mehrmals die Rede gewesen: zuerst wurden ihre Vorzüge vor andern Uebersetzungen hervorgehoben, dann aber auch, als frühere Verleger die treue Uebersetzung den vorher verfertigten Illustrationen zum Opfer brachten, wurde offen erklärt, dass diese Arbeit nur noch theilweise als die des genannten Uebersetzers angesehen werden könnte. Der zweite Abdruck in 12. ging Hand in Hand mit der grossen illustrirten Ausgabe und ist nur äusserlich von derselben verschieden. Vorliegende Auflage aber, welche in 40 Lieferungen erscheinen soll, ist vom Uebersetzer gänzlich umgearbeitet und sowohl in Bezug auf die Form als auf den Inhalt verbessert worden, auch enthält diese neue Ausgabe nur solche Mährchen, welche wirklich zur Sammlung der 1001 Nacht gehören. Alles Fremdartige wurde ausgeschieden und das Gebotene unmittelbar aus dem arabischen Urtexte übersetzt, mit Ausnahme einiger Erzählungen des dritten Bandes, welche der Vollständigkeit willen aus dem Französischen übertragen werden mussten, weil sie bis jetzt in keinem Urtexte gefunden worden sind und wahrscheinlich in dem verloren gegangenen Bande der von Galland benutzten Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Paris enthalten waren. Statt der Vorhalle von Lewald, welche die erste Ausgabe enthält, wird die Neueste ein Vorwort und eine historisch-kritische Einleitung des Uebersetzers mit der Schlusslieferung bieten.

Die Metrischen Formen der hebräischen Poesie systematisch dargelegt von Dr. Julius Ley, Lehrer am königl. Gymnasium zu Saarbrücken. Leipzig. Teubner 1866. VIII u. 212 S. 8.

Orientalisten und Bibelforscher haben bekanntlich in alter und neuer Zeit mit mehr oder weniger Erfolg versucht, das Metrum in den poetischen Büchern des alten Testaments aufzufinden. Vorliegendes Werk macht es sich auch zur Aufgabe das metrische Princip in der hebräischen Sprache zu begründen, die metrischen Gesetze näher zu entwickeln und durch Beispiele zu erläutern. Der Verf. hebt im ersten Theil zuerst das eigenthümliche Gesetz der Silbenlänge im Hebräischen hervor, wornach jede Silbe entweder durch einen Vokal gedehnt oder durch Position geschärft sein muss, so dass es fast nur lange Silben gibt, und folgert daraus,

Digitized by Google

dass eine auf Abwechslung von kurzen und langen Silben beruhende Metrik, wie im Arabischen, hier nicht möglich war. Im Hebräischen ist das consonantische Element vorherrschend, darum ist in demselben auch die metrische Form zu suchen, welche der Verf. Alliteration nennt, wenn sie auch nur annäherungsweise der Form entspricht, welche man unter diesem Namen in der altdeutschen und altnordischen Sprache versteht, mit welchen das Hebräische, in Betreff des Entwicklungsgangs der Alliteration und des Parallelismus, verglichen wird. Der Verf. stellt dann im zweiten Theil eine Anzahl von Beispielen auf, in denen die verschiedenen Arten der Alliteration vorkommen, um zu zeigen, wie das Hebräische sich zu alliterirenden Wortbildungen hinneigt, und wie manche Redensart nur durch diesen phonetischen Trieb erklärt werden kann, und geht dann zu den Gesetzen der Alliteration und ihrem Verhältnisse zu den Versabschnitten und Versen über. Die folgenden Paragraphen handeln vom Reim, von der Wortwiederholung, von der Assonanz, von der Annomination und von den Wortspielen. Der dritte Theil enthält eine metrische Analyse der alliterirenden Dichtungen der Hebräer, welche in drei Perioden eingetheilt werden: 1) Die ältesten Dichtungen bis zur Zeit der Richter. 2) Das Zeitalter der Richter bis auf David. 3) Davidisches Zeitalter. Aus dieser Analyse geht hervor, dass bis auf David die metrische Form der Alliteration vorherrschend ist und zwar in der ersten Periode mehr das consonantische Element derselben und in der zweiten das Vocalische. Im Davidischen Zeitalter und später tritt die Alliteration immer mehr zurück und wird durch Assonanz und verschiedene Arten des Reims ersetzt.

Indem wir hier nur in Kürze den Hauptinhalt des vorliegenden Werkes angeben, können wir nicht umhin, es der Beachtung der Orientalisten zu empfehlen, die auch in exegetischer Beziehung — denn allen angeführten Beispielen ist die Uebersetzung, häufig mit kritischen Anmerkungen, beigegeben — manches Neue darin finden.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Legis duodecim tabularum reliquiae. Edidit constituit prolegomena addidit Rudolfus Schoell. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. A. MDCCCLXVI. X und 175 S. in gr. 8.

Diese Schrift ist hervorgegangen aus der Bearbeitung einer Preisfrage, welche von der philosophischen Facultät der Universität Bonn gestellt, eine kritische Zusammenstellung der noch vorhandenen Reste des Zwölf-Tafelgesetzes verlangte, wobei der streng philologische Standpunkt massgebend sein sollte.*) Der Verf. der vorliegenden Schrift unterzog sich dieser Bearbeitung, und die von ihm gelieferte, auch von der Facultät für würdig des Preises erkannte Arbeit liegt nun hier in einer mehrfach verbesserten (»aliquanto emendatior«) Gestalt im Drucke vor: dass sie aber eine solche Veröffentlichung verdiente, wird Niemand in Zweifel stellen wollen, der sich in derselben näher umgesehen hat. Wenn bei der ganzen Frage, wie sie die Fakultät gestellt hatte, von der juristischen Seite abgesehen worden war, und die Aufgabe zunächst nur den Text der vorhandenen Reste des Zwölf-Tafelgesetzes betreffen sollte, so war die Bearbeitung des Textes nicht möglich ohne vielfache Berücksichtigung der Sache selbst und ein näheres Eingehen in den Inhalt des ganzen Gesetzes: auch dieser Aufgabe ist der Verf., so weit man sieht, möglichst nachgekommen, um auf diese Weise sein Werk nicht blos dem Philologen und Kritiker, sondern auch dem Juristen nutzbar zu machen. Denn dieser wird hier einen mit aller kritischen Akribie festgestellten Text Alles dessen finden, was von dieser berühmten Gesetzgebung, welche die Grundlage des gesammten römischen Rechts bildet, fons omnis publici privatique juris, wie Livius sich ausdrückt, noch in seiner ursprünglichen Fassung sich erhalten hat. Denn darauf, nicht um eine nähere Erörterung des Inhalts — die vielmehr erst dann in ihrem vollen Umfang gegeben werden kann, wenn der Text selbst sicher gestellt ist — war das Bestreben des Verfassers, der gegebenen Aufgabe gemäss, vor Allem gerichtet. Seine Schrift, wie sie vorliegt, besteht aus zwei Theilen, deren erster die Prolegomena in vier Abschnitten, der andere aber (von S. 113 an) die Zusammenstellung der einzelnen Reste enthält. Wir haben über Beides einen kurzen Bericht zu erstatten.

*) Sie lautete wörtlich: „quae supersunt, diligenter colligantur, ad normam artis philologicae constituantur, ita denique disceptentur, ut non tam rerum enarratio quam crisis verborum et ratio linguae spectetur.“

Digitized by Google

Die Prolegomena haben es nicht sowohl mit der Entstehung dieses Gesetzes, der Veranlassung oder der Art und Weise, wie es zu Stande kam, oder mit seinem Inhalt im Ganzen wie im Einzelnen, also auch nicht mit dem Nachweis der Quellen desselben zu thun, sondern, im Hinblick auf die gestellte Aufgabe, mit dem Schicksal dieser Zwölftafeln, mit dem Untergang des ursprünglichen Ganzen, mit seinen Erklärern in alter und neuer Zeit, so wie mit den auf die Herstellung des Ganzen nach dem, was noch davon vorhanden ist, gerichteten Bemühungen, denen sich die nähere Erörterung der vom Verfasser selbst bei seiner Arbeit eingehaltenen Grundsätze anschliesst. Im ersten Cap. De duodecim tabularum memoria nimmt der Verf. seinen Ausgang von der Erzählung des Livius (VI, 1), wie nach dem Untergang aller öffentlichen Urkunden, also auch der zwölf Tafeln im Gallischen Brand, man sogleich bedacht gewesen, die Verträge und Gesetze, — als solche werden zunächst die zwölf Tafeln und einige leges regiae bezeichnet — wieder zusammenzusuchen, was davon nur zum Vorschein käme*): was der Verf. so auffasst, dass die Behörden, nachdem die ehernen öffentlich aufgestellten Tafeln zu Grunde gegangen, bemüht gewesen, die sonst vorfindlichen Exemplare sich zu verschaffen, um davon für die Veröffentlichung des Gesetzes Gebrauch zu machen**), zumal auch Livius ausdrücklich hinzufügt, dass auch Einiges davon öffentlich bekannt gemacht worden. Dass aber eine neue Aufstellung oder Wiederherstellung der Zwölftafeln in Erz erfolgt sei, will der Verf. nicht zugeben, da in des Livius Angabe Nichts der Art ausdrücklich enthalten sei: will man diess auch zugeben, so wird darum eine Wiederherstellung der Tafeln in Erz und eine öffentliche Aufstellung derselben nicht blos als eine Möglichkeit, sondern selbst als eine Wahrscheinlichkeit erscheinen, wie diess ja auch bei andern Denkmalen vorkommt, hier aber gewissermassen nothwendig werden musste, um in dem öffentlich aufgestellten Exemplar eine Art von Norm, einen sicheren, officiellen Text zu besitzen, nach welchem die damals schon und insbesondere später wohl genommenen im Umlauf befindlichen, Exemplare des Zwölftafelgesetzes, so weit sie in Privatbesitz waren, sich zu richten hatten. Eben desshalb aber mussten die Behörden Alles auf die Zwölftafelgesetze bezügliche sammeln (conquiri quae comparerent jusserunt), um einen sichern und für die Folgezeit gültigen Text aufzustellen. Ein solcher aber lag wohl auch den zahlreich in der römischen Welt verbreiteten Abschriften des Zwölftafelgesetzes,

---

*) Livius sagt „Inprimis foedera ac leges, erant autem eae duodecim tabulae et quaedam regiae leges, conquiri quae comparerent jusserunt: alia ex eis edita etiam in volgus“ etc.

**) „Nimirum, so lauten die Worte des Verfassers, ipsis tabulis deperditis exempla hic illic servata colligenda curarunt, quibus ad pervulgandam legem uterentur.“

namentlich denen, nach welchen die Jugend in den Schulen einzelne Bestimmungen desselben auswendig zu lernen hatte, zu Grunde, vergl. Cic. de orat. I, 57 mit De Legg. II, 23. Und wenn schon in den letzten Zeiten der Republik diese Sitte in den Hintergrund trat, die zur Erhaltung des Zwölftafelgesetzes in seiner ursprünglichen Fassung gewiss nicht wenig beigetragen hatte, so waren es mit der nun eintretenden Zeit sprachlich-grammatischer Studien, insbesondere die gelehrten Grammatiker Rom's, welche nicht sowohl dem Inhalt als der durch ihre alterthümliche Fassung bemerkenswerthen Form der Zwölftafelgesetze, also der Sprache und den einzelnen Ausdrücken und Formen ihre Thätigkeit zuwendeten; diesen Bemühungen haben wir, wie der Verf. S. 10 überzeugt ist, allein noch das Wenige zu verdanken, was von diesen Gesetzen, und zwar in seiner ursprünglichen Fassung noch zu unserer Kunde gelangt ist. Nicht die gleiche Genauigkeit und Sorgfalt findet der Verfasser bei den römischen Juristen der Kaiserzeit in dem, was sie von den Zwölftafelgesetzen anführen: und hier erscheint ihm alle Vorsicht nothwendig, um das Alte und Wahre von dem, was im Laufe der Zeiten mit und ohne Absicht daran verändert oder auch hinzugefügt worden, zu unterscheiden. Eben aus diesen vielfachen Veränderungen, Irrthümern und Fehlern, welche in einzelnen Anführungen von Stellen aus dem Zwölftafelgesetze in der späteren Zeit vorkommen, glaubt der Verf. am besten die Richtigkeit seiner Behauptung von dem Nichtvorhandensein eines in Erz nach dem Gallischen Brande wieder hergestellten Exemplar's der zwölf Tafeln erweisen zu können: »qui enim fieri potuit, ut tot vel abusus vel errores committerentur, si ipsae tabulae venerandae antiquitatis publice in foro propositae mansissent, quibus vel minima discrepantia statim redargueretur? Immo grammaticos veteres, quorum quidem plurimum interesset, ut ad pristinam legis formam, quoad ejus fieri posset, redirent, ex ipsis fragmentis constat uti non potuisse nisi exemplis multo recentioribus et antiquo colore magna ex parte privatis et additamentis jam tum semel saepius amplificatis« (S. 15). Wir haben, eben, weil wir anderer Ansicht sind, und die erneuerte Aufstellung des Zwölftafelgesetzes in Erz auf dem Forum auch bei den hier geschilderten Mängeln in seiner Benützung als Etwas nicht blos mögliches, sondern selbst wahrscheinliches ja nothwendiges ansehen, absichtlich diese Worte des Verfassers mitgetheilt; denn wir zweifeln, ob daraus das, was sie beweisen sollen, in seinem vollen Umfange in der That bewiesen werden kann. Und dazu kommt, dass aller Wahrscheinlichkeit nach selbst an andern Orten der römischen Welt solche in Erz eingegrabene Exemplare des Zwölftafelgesetzes sich befanden: wir finden, und der Verf. selbst hat es näher nachgewiesen, dass zu Carthago wirklich noch im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein solches Exemplar auf dem dortigen Forum aufgestellt war, dessen Untergang der Verf. muthmasslich in die

Digitized by Google

Zeit der Arabischen Eroberung 698—698 p. Chr. setzt. Was zu Carthago bestand, warum sollte es nicht auch in andern bedeutenden Städten des Reichs, und vor Allem nicht auch in der Hauptstadt, in Rom selbst, bestanden haben? Am Schlusse dieses Abschnittes (S. 20 f.) verfehlt der Verfasser nicht die Bemühungen der neueren Zeit um die Sammlung, Anordnung, Erklärung, so wie die Versuche einer Wiederherstellung des Zwölftafelgesetzes uns vorzuführen, mit gerechter Anerkennung dessen, was vor Andern in dieser Beziehung durch Dirksen geschehen ist: um so mehr aber erscheint es ihm, auch nach dem, was seit Dirksen theils auf kritischem, theils auf sprachlich grammatischem Wege für den vorliegenden Gegenstand ermittelt worden, als eine Aufgabe unserer Zeit, »ut reliquiis legis collectis, resectis omnibus quae oneri et ornatui magis sint quam fructui, fontium primum et fide et memoria accuratius examinata, deinde locis inter se collatis quaestionibusque hominum doctorum tum priorum tum recentiorum adhibitis ecquid tandem certi statui possit et quousque liceat pedem tuto proferre, exploretur.« Und damit hat der Verf. zugleich die eigene Aufgabe, und das Ziel, das er sich bei Lösung derselben stellte, bezeichnet. Ueber die Art und Weise der Ausführung dieser Aufgabe verbreiten sich insbesondere cap. III und IV, auf die wir noch zurückkommen werden. Näher an das erste Kapitel und gleichsam es vervollständigend schliesst sich Kapitel II: De veteribus XII tabularum interpretibus: es werden darin die verschiedenen Ausleger und Erklärer des Zwölftafelgesetzes, von welchen uns Nachricht zugekommen, der Reihe nach besprochen. Der Verf. beginnt mit Sex. Aelius Paetus, von dessen Leistung es heisst: »forensis igitur fuit, non grammatica interpretatio: quae quamquam in singularum quoque vocum significationem inquirere data occasione non supersedit, tamen in jureconsultorum auctoritate proponenda tota versabatur« (S. 25). Dann folgt L. Acilius und L. Aelius Stilo, über welchen sich der Verf., entsprechend der Bedeutung dieses Mannes und seiner einzelnen Leistungen, ausführlicher (S. 26—33) verbreitet, um dann daran noch andere, wie Antistius Labeo, M. Messalla u. s. w. bis auf Gaius herab, anzureihen, und die Art und Weise der Leistung, wo möglich, anzugeben. »Itaque, so schliesst er S. 39 diesen Abschnitt, XII tabularum interpretatio initio totam jurisprudentiam complexa est, postea grammaticorum et litteratorum studiis vindicata, postremo in novum juris scientiae quasi horreum recepta a summa doctrinae expolitae copia hausta est et obruta.«

Cap. III. De XII tabularum reliquiis colligendis kann wohl mit Cap. IV De XII tabularum reliquiis constituendis in Zusammenhang gebracht werden; denn im Cap. III zeigt der Verf. an einer Reihe von einzelnen Stellen, wie so Manches hierher gezogen und in das Zwölftafelgesetz gebracht worden, was dahin, näher betrachtet, gar nicht gehört, demnach von der Sammlung der

Digitized by Google

Fragmente auszuschliessen ist; die früheren Gelehrten waren durch ein natürliches Streben bemüht, recht viele Fragmente zusammenzubringen, und haben dadurch diese kritische Ausscheidung, wie sie hier versucht wird, nöthig gemacht: andererseits aber ist doch auch wieder Einzelnes von ihnen übersehen worden oder durch neue Funde hinzugekommen, was eben so eine nähere Betrachtung (S. 57 ff.) erfordert, an welche eine weitere Erörterung über die Zusammenstellung der einzelnen Fragmente selbst und deren Anordnung sich knüpft (S. 67 ff.). Dass die letztere, wenn sie eine sichere sein soll, eine höchst schwierige Sache ist, wird Niemand, der mit der Sache selbst auch nur einigermassen bekannt ist, in Abrede stellen, zumal nur wenige Fragmente sich vorfinden, deren Stelle durch alte Zeugnisse sicher gestellt ist, und diese keineswegs in Allem diejenigen Aufschlüsse geben, die uns in der Anordnung des Ganzen mit aller Sicherheit leiten können: indessen glauben wir doch, dass der Verf. wohl daran gethan hat, sich in diesem Punkte, was die Anordnung der einzelnen Fragmente betrifft, im Ganzen an Dirksen anzuschliessen und seiner Anordnung zu folgen (S. 70), abgesehen natürlich von mehreren Einzelnheiten, über welche er sich in diesem Abschnitt überhaupt näher verbreitet. Und was die einzelnen Fragmente selbst betrifft, so bemerkt der Verf. (am Anfang des vierten Capitels S. 73) ausdrücklich, wie er es nicht als seine Aufgabe angesehen, dies Zwölftafelgesetz oder vielmehr die einzelnen davon noch erhaltenen Reste in derjenigen Gestalt uns vorzuführen, in der sie ursprünglich erschienen, also in der Fassung, in der sie von den Decemvirn selbst ausgegangen sind, sondern in der Fassung, in der sie bei den Grammatikern und juristischen Auslegern, von welchen diese Fragmente angeführt werden, vorliegen und diese also mit Sicherheit zu ermitteln, war die Aufgabe, welche auch mit aller kritischen Sorgfalt und Genauigkeit im Einzelnen durchgeführt ist. Wir können hier nicht weiter in den Inhalt der meist sprachlichen Erörterungen, über einzelne Formen, Wortbildungen u. dgl. eingehen, welche in diesem Abschnitt von dem Verfasser gegeben werden, empfehlen sie aber insbesondere dem lateinischen Sprachforscher, der nicht Weniges daraus gewinnen kann.

Die Zusammenstellung der Fragmente selbst, nach den bemerkten Grundsätzen unternommen und durchgeführt, wird in Bezug auf Vollständigkeit wie auf kritische Sorgfalt und Genauigkeit kaum Weiteres zu wünschen übrig lassen: in der Anordnung der einzelnen Reste schliesst der Verf., wie bemerkt worden, sich zunächst an Dirksen an. Die Einrichtung des Ganzen ist derjenigen ähnlich, wie sie auch in andern Fragmentensammlungen der neueren Zeit eingehalten worden ist. Unter den aufgeführten Resten des Zwölftafelgesetzes selbst finden sich die Stellen lateinischer Schriftsteller wörtlich angeführt, welchen diess Fragment entnommen ist — und es ist in vielen Fällen die wörtliche Anführung

Digitized by Google

der ganzen Stelle selbst sehr dienlich, ja oft nothwendig zur richtigen Auffassung des Fragments — und darunter folgt in dritter Reihe auf jeder Seite die Zusammenstellung der Varia Lectio, so dass man Nichts von dem vermissen wird, was zur richtigen Erkenntniss und Würdigung des Textes selbst nöthig ist und damit eine sichere Grundlage jeder weitern Forschung, namentlich der auf die Sache selbst gerichteten, also der eigentlich juristischen, gegeben ist. Es liegt nicht in dem Zweck dieser Anzeige, näher in die Kritik der einzelnen Stellen einzugehen, und demgemäss Einzelnes zu besprechen, wozu es auf einem Gebiete, das so Manches Unsichere und Dunkle enthält, an Veranlassung nicht fehlen kann; es mag diess andern Zeitschriften überlassen bleiben, und würde eine solche Besprechung auch da, wo abweichende Ansichten geltend zu machen wären, immerhin doch nur das allgemeine Urtheil, das wir über Anlage und Ausführung ausgesprochen, bestätigen können. Wir haben blos einen getreuen Bericht über das geben wollen, was diese neue Zusammenstellung der Reste des Zwölftafelgesetzes wirklich bietet, nach welchen Grundsätzen die Bearbeitung unternommen, und wie diese selbst ausgeführt worden ist. Wir haben dabei uns auf das Allgemeine beschränkt, und nicht einmal Notiz genommen von so manchen gelegentlich eingestreuten Bemerkungen, die mit dem behandelten Gegenstand allerdings im Zusammenhang stehen und bald in das Gebiet der literärgeschichtlichen Forschung streifen, wie z. B. so manche Erörterungen in Cap. II, bald und insbesondere der sprachlichen Forschung über die ältere Latinität, wie wir diess oben schon bei Cap. IV bemerkt haben, angehören. Genaue Indices erleichtern den Gebrauch des Ganzen: zuerst ein Conspectus Fragmentorum, de quibus in Prolegomenis agitur (eine recht nützliche Zugabe); dann II. Index Rerum quae in Prolegomenis tractantur. III. Index Vocabulorum quae in Prolegomenis illustrantur. IV. Scriptorum loci explicati vel emendati. V. Index verborum legis. Die äussere Ausstattung ist in Allem eine vorzügliche zu nennen.

Supplementum Lectionis Graecae. Auswahl Griechischer Prosa für obere Gymnasialklassen von Carl Aug. Julius Hoffmann, Director des Johanneum's zu Lüneburg. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. VI und 152 S. gr. 8.

Schon der Titel zeigt, dass es sich hier um eine Ergänzung der in den obern, oder vielmehr in der obersten Classe einer Mittelschule zu lesenden griechischen Schriftstücke mittelst einer Auswahl von Stücken solcher Schriftsteller handelt, welche in der Regel darin nicht gelesen werden. Und es dürfte diess allerdings bei der Mehrzahl der in Süddeutschland befindlichen Schulen der

Digitized by Google

Fall sein, in welchen die Schriftsteller, aus welchen die in vorliegender Auswahl gegebenen Abschnitte entnommen sind, meist keine oder nur sehr beschränkte Aufnahme gefunden haben. Die Auswahl selbst, welche hier geboten wird, beginnt mit dem Leichteren, mit zwei Abschnitten oder vielmehr zwei der kleineren Schriften Lucian's, die abgesehen von den Eigenschaften der Sprache, des Stils, des Flusses der Rede, und der Leichtigkeit und Gewandtheit, die allen Erzeugnissen dieses Schriftstellers mehr oder minder eigen sind, auch durch ihren Inhalt und die humoristische Färbung anziehen, dem Charon — einer Schilderung des menschlichen Lebens nach seinen Schattenseiten und Verkehrtheiten — und dem Oneiros oder Alektryon, worin gezeigt werden soll, wie in Reichthum keineswegs des Lebens Glück zu suchen sei. Dass es passender war, ganze, in sich durch ihren Inhalt abgeschlossene Stücke vorzulegen als einzelne, aus verschiedenen Schriften ausgewählte Abschnitte, wird man nur billigen können. Darauf folgen zwei Stücke aus Plutarch's Biographien, und man wird auch hier mit der Auswahl zufrieden sein können; das erste Stück bringt einen Abschnitt aus dem Leben des Marius (cap. 11—27), welcher den Kampf und Sieg desselben über die Cimbern und Teutonen enthält, das andere gibt aus dem Leben des Nicias die Schilderung des Kampfes der Athener um Syracus und des traurigen Ausganges dieser Expedition, die übrigens doch nicht die Bedeutung hat, dass sie, wie von neuern Schriftstellern geschehen, mit Napoleon's I. Zug nach Russland und dessen Ausgang verglichen werden kann, immerhin aber, zumal in der etwas dramatisch gehaltenen Schilderung des Plutarchus eine anziehende Lectüre auch für Schulen bietet. An dritter Stelle folgt aus Plato's Phädon der Anfang cap. 1—14 und der Schluss cap. 63—66 und wird in der vorausgeschickten Einleitung eine Analyse des in der Mitte liegenden grösseren Theils gegeben; es ist also die eigentlich philosophische Beweisführung weggelassen und nur das gegeben, was vielmehr als die äussere Einkleidung dieses ganzen Drama's, wie man den Phädo wohl nennen kann, hinzugekommen und auch allerdings von der Art ist, um mit Schülern der obersten Classe gelesen werden zu können. Denn dass der ganze Phädon sich nicht zu einer Lectüre auf Schulen eignet, ist unsere unmassgebliche Ansicht, weil dem Schüler in der Regel diejenige philosophische Vorbildung und diejenige Reife abgeht, die wir zum richtigen und vollen Verständniss für nothwendig halten, wie wir daher auch stets der Ansicht waren, dass der Phädo nicht unter die Jugendschriften Plato's zu zählen sei, sondern einem späteren und reiferen Alter sein Entstehen verdanke.

Die hier genannten Stücke sind, ein jedes mit einer kurzen Einleitung und unter dem Texte mit deutschen Anmerkungen versehen, welche diejenige Erklärung geben sollen, welche der Herausgeber zur Orientirung des Schüler's wie zur Nachhülfe bei seiner

Digitized by Google

Präparation, oder auch möchten wir hinzufügen, bei der Privatlektüre dieser Stücke für nöthig erachtete: und sind diese Erklärungen theils sprachlicher, theils sachlicher Art; sie sind auch ausführlicher bei den beiden Stücken Plutarch's ausgefallen, weil die Lektüre dieses Schriftstellers allerdings mehr Schwierigkeiten bietet, als Lucian und Plato, in Folge der Sprache dieses Autor's, seines schon schwierigeren überladenen Periodenbaues, u. dgl. m.; auch fehlt es hier nicht an Stellen, die, um richtig verstanden zu werden, einer eingehenden Erörterung bedürfen, um die auch der Herausgeber stets bemüht ist, was um so mehr hervorzuheben ist, als ihm hier keine umfassenden Commentare vorlagen, die er für seinen Zweck hätte ausbeuten können. Dem Abschnitt aus Nicias ist sogar ein Plan von Syracus beigegeben, zum Verständniss der in diesem Abschnitt berührten Lokalitäten. Dass in diesen Anmerkungen die Erklärung als die Hauptsache erscheint, auf welche alle Sorgfalt verwendet worden, ist begreiflich: die Kritik erscheint füglich als Nebensache, und kommt dieselbe meist nur da in Betracht, wo sie mit dem Verständniss der Stelle selbst, und mit der zu gebenden Erklärung in Zusammenhang steht; übrigens ist der Herausgeber dabei mit aller Selbständigkeit verfahren, und z. B. bei Lucian mehrmals von der neuesten Textesrecension Fritzsche's, so wie auch bei Plutarch einigemal von Sintenis abgewichen. Bei Lucian sind es insbesondere Stellen, in welchen der Herausgeber der Görlitzer Handschrift den Vorzug gegeben hat, der er auch mehrfach in Bezug auf einzelne Auslassungen folgt, insofern er das Wort oder die Phrase, welche in dieser Handschrift fehlt, in eckige Klammern eingeschlossen, oder auch ganz aus dem Texte weggelassen hat, wie z. B. im *Ὄνειρος* cap. 4, wo die Worte, die nach *τοὺς ἀνθρώπους* folgen: *ἐς πέντε ἔτη μὴ διαλέγεσθαι. ΛΛΕΚ. ἴσθι δῆτα ἐκεῖνο* jetzt ganz ausgefallen sind, wie diess auch von Jacobitz in seinem 2. Bändchen ausgewählter Schriften des Lucian geschehen ist, nachdem er früher (in der Teubner'schen Ausgabe der Werke Lucian's vom Jahr 1852) dieselben im Texte belassen hatte; ganz derselbe Fall ist cap. 16 mit den Worten *ἐγὼ δὲ πρόγε τούτου ὢ θαυμάσιε τίς ἦν*. Auch werden wir dem Herausgeber wohl Recht zu geben haben, wenn er cap. 17 schreibt: *τέως δὲ περιέμενον ἀοίκητος ἑστώς, ἄχρι δὴ ὁ Μνήσαρχος ἐξεργάσηταί μοι οἶκον* und den Conjunctiv erklärt mit den Worten: »mehr Final- als Temporalsatz: der Conj. bez. die erfüllbare Absicht« Jacobitz und Fritzsche schreiben: *ἐξειργάσατο*, Dindorf *ἐξεργάσαιτο*, beides, wie wir glauben, nicht mit Recht. In demselben Cap. wird bei den Worten: *ὁ Ἀχιλλεὺς τοιοῦτος ἦν ἄριστος τὰ πάντα, ἢ μῦθος ἄλλως καὶ ταῦτα* die Erklärung gegeben: »*ἄλλως*: ohne Grund, also *μῦθος ἄλλως*: unbegründete Sage« Wir glauben hier der Erklärung von Jacobitz den Vorzug geben zu müssen, welcher einfach bemerkt: »nichts als nur« und auf die ganz ähnliche Stelle im Prometheus (cap. 6: *λῆρος γὰρ ἄλλως τὸ*

Digitized by Google

τοιοῦτο) und Andere der Art verweist. Aber cap. 24 möchten wir uns doch lieber auf die Seite des Herausgebers schlagen, wenn er der Görlitzer Handschrift folgend §. 2 schreibt: *ἐν ταῖς μάλιστα θαυμάζεσθαι ἀξίαις* für das gewöhnliche *ἀξίας* und diess durch die Bemerkung rechtfertigt, wie das zu Superlativen tretende *ἐν τοῖς* neben Femininen nicht zu *ἐν ταῖς* werde. Um auch aus Plutarch Einiges der Art anzuführen, erinnern wir an die schwierige Stelle im Nicias cap. 16, welche der Herausgeber durch die Aufnahme einer Conjectur verständlich zu machen gesucht hat. Hier heisst es von Nicias: *τῷ στρατοπέδῳ κατέλαβε χώραν, ὅθεν ἥκιστα βλαπτόμενος οἷς λείπεσθαι τῶν πολεμίων, ἤλπιζεν ἐξ ὧν ἐθάρρει πολεμήσειν ἀκωλύτως*; so wenigstens bringen die Handschriften diese Stelle, in welcher schon Stephanus *λείπεσθαι* in *ἐλείπετο* verwandeln wollte, um einen Sinn in die Stelle zu bringen, und Sintenis hat dies auch aufgenommen; unser Herausgeber fügt vor *λείπεσθαι* ein *ἐδόκει* ein, das, wegen der Aehnlichkeit des *KEI* mit dem folgenden *ΛEI* leicht habe ausfüllen können, und erklärt dann ganz richtig: »möglichst wenig benachtheiligt durch das, worin er nach seiner Ueberzeugung den Feinden nachstand.« Man wird diese ansprechende Conjectur sich gerne gefallen lassen Eben so wird es zu billigen sein, dass cap. 29 die durch den Sinn gebotene Verbesserung Reiske's, die auch Sintenis billigte, in den Text selbst aufgenommen ist: *οὐ δεῖ δὲ θαυμάζειν, ὅτι τοὺς Καυνίους φασὶ πλοίου προσφερομένου τοῖς λιμέσιν — μὴ δέχεσθαι τὸ πρῶτον ἀλλ' ἀπείργειν*, wo die Lesart der Handschriften *τοῦ Καυνίου* nicht gut, nach unserm Ermessen, zu erklären ist. Aus diesen wenigen Proben mag ersehen werden, in welcher befriedigenden Weise der Herausgeber seine Aufgabe zu lösen gesucht hat, auch da, wo sie eine ungleich schwierigere war.

Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis recudi fecit Georgius Heinricus Pertz. — Auch mit dem besondern Titel:

1) *Ryccardi de Sancto Germano Notarii Chronica. Hannoverae impensis bibliopolii Hahniani 1864. VIII und 160 S. in gr. 8.*
2) *Cnutonis regis gesta sive encomium Emmae reginae auctore monacho Sancti Bertini. Hannoverae etc. 1865. VIII u. 39 S. in gr. 8.*
3) *Annales Poloniae ex recensione Arndtii et Roepellii. Hannoverae etc. 1866. XII und 120 S. in gr. 8.*

Die hier verzeichneten Ausgaben sind, wie auch der Titel besagt, Sonderabdrücke von drei in dem jüngst erschienenen neunzehnten Bande der Monumenta Germaniae gelieferten Schriften: sie reihen sich den ähnlichen Abdrücken an, die wir bereits von

Digitized by Google

einer Reihe solcher Schriftsteller, wie Einhard, Lambert, Nithard, Liutprand, Richer, Widukind u. A. erhalten haben, und die auch seiner Zeit in diesen Blättern besprochen worden sind. Eine gleiche äussere Ausstattung ist auch ihnen zu Theil geworden, der Abdruck selbst mit aller Genauigkeit veranstaltet und gleich correct, und dass die hier gelieferten Schriften allerdings einen solchen besondern Abdruck verdienten, durch welchen sie jedem Leser leichter zugänglich geworden sind, ergibt sich aus ihrem Inhalt und dessen Bedeutung zur Genüge.

Die Chronik des Riccardus, die allerdings schon früher mehrmals im Druck erschien, von Ughelli, Canusius, Muratori und Gattula, von welchen nur der letzte die zu Monte Casino befindliche Originalhandschrift benutzte, während die andern Ausgaben auf Copien derselben beruhen, die im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert genommen worden waren, erscheint hier eigentlich zum erstenmal in einem der Originalhandschrift des Riccardus, welche der Herausgeber selbst auf Monte Casino mit aller Sorgfalt verglich, entsprechendem Texte, welcher auf Treue allen Anspruch machen kann, was bei den Vorzügen dieser Chronik und ihrem Werthe als Quelle für die Geschichte des 13. Jahrh. gewiss von Belang ist, zumal der Verf. zu San Germano, das am Fusse des Berges, welcher Monte Casino trägt, geboren, und in diesem gebildet, dann als Notar im Dienste Friedrich's II. in die öffentlichen Angelegenheiten selbst eintrat, und das, was er erlebte und beobachtete oder auf andere zuverlässige Weise erfuhr, in dem vorhandenen Werke, in welchem er in chronologischer Folge die einzelnen Ereignisse vorführt, mit aller Gewissenhaftigkeit niedergelegt hat, und zwar in einer im Ganzen einfachen und reinen, bisweilen auch (z. B. in dem Prologus) einen höheren Anflug nehmenden Schreibweise, welche durch poetische Stücke, die hier und dort eingestreut sind, angenehm unterbrochen wird; eben so wird diese Chronik, die mit dem Jahre 1189 beginnt, und bis zum Jahre 1243 fortgeführt ist, also einen Zeitraum von vier und fünfzig Jahren befasst, durch ein Gedicht auf den Tod des Königs Wilhelm II. eingeleitet und auf gleiche Weise durch ein grösseres Gedicht, das gleich andern, früher gegebenen, aus einzelnen vierzeiligen Strophen besteht, welche gleichen Ausgang haben, beschlossen. Eine an die Mönche von Monte Casino gerichtete prosaische Zuschrift lässt ersehen, dass die Abfassung dieses Klagliedes nach einer überstandenen Krankheit, gegen Ende seines Lebens erfolgte.

Wenn diese Chronik zunächst Italien und das südliche Europa betrifft, so führt uns die unter Nr. 2 aufgeführte Schrift in den Norden Europa's und dessen Geschicke. Veröffentlicht zuerst durch Du Chesne, und nach ihm durch Langenbeck (Scriptt. Recc. Danicc. II), erscheint dieselbe hier in einem mehrfach verbesserten Texte, da es dem Herausgeber gelang, in Schottland in der Bibliothek des Herzogs von Hamilton die Handschrift wieder aufzufinden und zu ver-

Digitized by Google

gleichen, von welcher eine Abschrift dem von Du Chesne gegebenen Text zu Grunde liegt; ausser dieser in den Anfang des zwölften Jahrhunderts fallenden, mithin der hier geschilderten Zeit des eilften Jahrhunderts ganz nahe liegenden Handschrift ward noch eine jüngere Pariser (aus dem fünfzehnten Jahrhundert), welche einzelne Stücke enthielt, benutzt. Diese Schrift trägt einen ganz andern Charakter, als die vorher genannte Chronik, der sie auch an äusserem Umfang nachsteht, und von der sie, ihrer ganzen Fassung nach verschieden ist: der Verfasser, ein Mönch von St. Omer, wie man aus II, 20 ersieht, und wie es scheint von classischer Bildung, da er unter Andern an zwei Stellen des Virgilius gedenkt (am Eingang und II, 20), treu ergeben der Königin Emma, der Gemahlin Canuth's, hat auf ihre Veranlassung das Ganze abgefasst, und zwar sichtbarlich mit der Absicht, ein mit aller rhetorischen Kunst (nach den Begriffen jener Zeit) ausgestattetes Werk zu liefern, das nicht blos einfach die Thatsachen und Ereignisse verzeichnen, sondern vielmehr zur Verherrlichung Canuth's wie seiner Gattin dienen und von der Nachwelt gelesen werden sollte; daher diese ganze Darstellung das Trockene der Erzählung vermeidet und lieber in einzelnen, glanzvollen Beschreibungen und Schilderungen sich ergeht, wie sie dem beabsichtigten Zwecke entsprechend erscheinen mochten (so z. B. II, 16 die der Emma als Braut und der Brautbewerbung, oder die Schilderung der Flotte II, 4 vgl. I, 4), während auf der andern Seite der Verfasser in dem vorgesetzten, an die Königin gerichteten Prolog sich über die Pflicht des Geschichtschreiber's, und dessen, vor Allem auf Wahrheit gerichtetes Streben näher auslässt, und damit gewissermassen seine im Ganzen panegyrische Darstellung zu entschuldigen sucht. Uebrigens bietet das Ganze, auch abgesehen von seiner Bedeutung für die Geschichte des Nordens, eine angenehme Lectüre, die zu manchen Vergleichungen mit ähnlichen Producten des eilften und zwölften Jahrhunderts auffordern kann.

In der dritten Schrift finden sich in einem Sonderabdruck vereinigt die verschiedenen auf Polen bezüglichen, aber mit der Deutschen Geschichte vielfach in naher Berührung stehenden Annalen, welche im neunzehnten Bande der Monumenta durch die Herren Röpell und Arndt herausgegeben worden sind: es ist daher auch die dazu gehörige Einleitung derselben, als Vorrede (S. VII—XII) hier mit abgedruckt. Im Einzelnen sind es folgende Stücke: Annales Cracovienses vetusti von 948—1136 aus einer jetzt zu Petersburg in der kaiserlichen Bibliothek befindlichen, früher der Heiligen Kreuz Kirche auf dem Berg Liszesc in Polen gehörigen Pergamenthandschaft, welche in das Jahr 1122 fällt. Nun folgen Annales Lubinenses von 1143—1175 aus einem Pergamentumschlag in der Berliner Bibliothek; Annales Kamenzenses von 967—1165 aus einer Breslauer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts. Dann folgen die ungleich ausführ-

Digitized by Google

licheren Annales capituli Cracoviensis (von 730—1331) und Annales Cracovienses compilati (von 966—1291) nebst einem Catalogus episcoporum Cracoviensium aus einer Pergamenthandschrift des Krakauer Domkapitels aus dem dreizehnten Jahrhundert. Daran schliessen sich Annales Polonorum von 965—1325 mit zwei Fortsetzungen, die eine von 1330—1340, die andere von 1342—1419 und die Notae Lublinenses; weiter folgen Annales Cracovienses brevos von 966—1283, Annales Mechovienses von 947—1434, nach einer jetzt zu Petersburg befindlichen Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts mit mehreren daran gereihten Fortsetzungen: auch diese Handschrift stammt aus der Nähe von Krakau. Den Beschluss machen Ephemerides Wladislaviensis und Notae Wladislavienses aus dem vierzehnten Jahrhundert. — Auf diese Weise sind die hier vereinigten, für die Geschichte Polens wie Deutschlands wichtigen Quellen, jetzt bequem einem Jeden zugänglich gemacht. Man wird daher wohl wünschen können, dass in gleicher Weise auch bei den weiter folgenden Bänden der Monumenta von einzelnen darin enthaltenen Schriften oder von Schriftstellern, die eine besondere Bedeutung ansprechen (wie z. B. Otto von Freisingen, dessen Werke im nächsten zwanzigsten Bande kommen sollen) solche Sonderabdrücke in bequemem Format und in gleich correcter Form veranstaltet worden.

Wanderung nach den Turkis-Minen und der Sinaihalbinsel von Heinrich Brugsch. Mit drei Tafeln sinaitischer Inschriften. Leipzig 1866. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. XIII u. 96 S. in 8.

In diesem Büchlein findet der Leser einen nach den Aufzeichnungen eines Tagebuches in anziehender Weise geschriebenen Bericht über einen von Kairo aus über Suez nach dem Sinai und von da wieder zurück gemachten Ausflug: es ist derselbe nach Ton und Fassung für ein grösseres Publikum bestimmt, indessen hat der Verfasser, als gelehrter Aegyptologe bekannt, auch manche Bemerkungen geschichtlicher und geographischer Art beigefügt, ohne damit jedoch den Charakter der ganzen Schrift aufzugeben. Die Wanderung begann mit dem Aufbruch aus Kairo am 22. April, und endete mit der Rückkehr nach Suez am 12. Mai. Von Suez, das mittelst der Eisenbahn schon am Nachmittag erreicht ward, wird eine lebendige Schilderung gegeben. Die hier natürlich mit dem Anblick des rothen Meeres auftauchende Frage nach dem Zug der Israeliten durch dieses Meer, wird, gegenüber den in neuester Zeit angeregten Zweifeln, vom Verf., der selbst eine längere Strecke trockenen Fusses in das Meer gelaufen war, in folgender Weise erledigt: »Wie ich das rothe Meer mit seiner Ebbe und Fluth

Digitized by Google

bei Suez gesehen, ist nichts verständiger als zu glauben, dass die ausziehenden Juden hier trockenen Fusses durch das Meer gegangen seien, und dass Pharao seine übergrosse Eile in den Fluthen des Meeres zu bereuen hatte. Ich sage eben nur, was der erste Eindruck des Meeres bei Suez zur Zeit der Ebbe in mir als Ansicht hervorrief« (S. 7). Suez selbst liegt an dem Fusse des Ruinenhügels von Kolzum, welcher nach dem Verf. die Lage der von den Alten wenig besprochenen Stadt Klysma bezeichnet, die mithin ganz nahe bei der heutigen Stadt gelegen haben muss, wo der Reisende bereits ein grosses englisches Hotel findet, ganz nach englischem Geschmack mit allem Comfort hergerichtet, selbst mit englischen Zeitungen ausgestattet, zu dem Preise von 16 Schilling oder 20 Francs für die tägliche Pension, was der Verfasser im Ganzen mässig findet. Von Suez ward die Reise zu Wasser auf dem rothen Meere bis Tur fortgesetzt, von hier der Landweg nach dem Sinai-Kloster betreten, welches am 1. Mai erreicht ward. »Der Abend im Der (Kloster) war mild und labend. Der liebliche Klang des Abendglöckleins der Klosterkapelle tönte wie traute Mahnung an die christliche Heimath. Mit dunkelm Schatten bedeckte sich nach und nach vor der scheidenden Sonne der Gebel Tina, neben dem Wadi (Thal) Sebea im Hintergrunde, der Sinai zur Rechten und der Gebel-ed-Der, mit dem Kreuze auf hohem Gipfel, zu unserer Linken. Kein Ton, kein Geräusch unterbrach die heilige Stille der Nacht, deren Sternenmantel sich über Berg und Wadi und über das Kloster in herrlicher Pracht ausbreitete« (S. 36). Nachdem die Merkwürdigkeiten des Klosters besehen, auch die Bibliothek besucht war, deren Handschriften jedoch nur kirchliche Gegenstände betreffen, Klassiker und sonstige profane Autoren sich aber nicht vorfanden, ward in der Frühe des 4. Mai die Rückreise angetreten, und zwar ganz zu Lande bis Suez. Der Weg durch die verschiedenen Wadi's wird, bei aller seiner Einförmigkeit im Ganzen doch anziehend geschildert, ein Aufenthalt nur in dem Wadi Mokatteb, das diesen Namen wegen seiner zahlreichen Felsinschriften, den sogenannt sinaitischen Inschriften führt, genommen: hier ward auch das Haus eines englischen Major's Macdonald besucht, der sich in diesen Felsthälern niedergelassen und in den Höhlen des alten Wadi Magharah die altägyptischen Turkis-Minen wieder aufs neue auszubeuten unternommen hat! Der Verfasser verfolgt die Spuren des alten Betrieb's, durch welchen man in den Zeiten der Pharaonen den aus der Kalksteinmasse hervortretenden Edelstein zu gewinnen und zu bearbeiten suchte, und er zeigt auch, wie der in den Inschriften dieser Felsen genannte Edelstein Mafkat nichts anderes bezeichnen kann, als den daselbst gewonnenen Turkis: ja er bemerkt weiter, dass die Sinaihalbinsel oder wenigstens doch der Theil derselben, in welchem die Turkisminen gelegen waren, in den Felseninschriften unter der Benennung Turkisland erscheine (die Hieroglyphe wird beigefügt),

Digitized by Google

und dass als Herrin, oder als Lokalgottheit dieses Landes durchweg eine Hathor aufgeführt werde, die sogar in den Ptolemäerzeiten, in den Listen der Nomosgottheiten als »Herrin des Ortes Mafek« aufgezählt vorkomme; ihr zur Seite aber an zweiter Stelle erscheine auch Horus, der an zwei Stellen der Inschriften »Herr des Landes Beb« heisse, welches Land der Verf. als eine besondere Bezeichnung für eine Region der Sinaihalbinsel nimmt. Wir können dem Verf. in dieser Deutung der hieroglyphischen Inschriften nicht weiter folgen, und müssen Andern die Prüfung derselben überlassen: neben diesen altägyptischen Inschriften, mit welchen die Felsen von Wadi Magharah bedeckt sind, fehlt es aber auch nicht in den nächsten Umgebungen an zahlreichen Inschriften späterer Zeiten, sinaitischen und griechischen, welche von christlichen Pilgern herrühren. »Inschriften, christliche Kreuze, Bischofsmützen, Reiter zu Pferde, Kameele, Gazellen, Steinböcke, Alles läuft bunt durcheinander und bildet einen seltsamen Contrast zu dem regelmässigen steifen Charakter der ägyptischen Sculpturwerke« (S. 85). Uebrigens hat der Verf. von den eigentlichen sinaitischen Inschriften Copien genommen, und diese auf drei Tafeln vereinigt seinem Buche beigefügt. Die alt-ägyptischen Inschriften, etwa vierzig an der Zahl, sind grossentheils in hieroglyphischen Charakteren, zum kleineren Theil in hieratischen und demotischen Schriftzeichen in den Fels eingemeiselt, rühren theils von Pharaonen her, welche den Bergbau in diesen Gebirgen angeordnet hatten und verherrlichen die Siege dieser Könige über die feindlich gesinnten Bewohner des Landes in Bild und Schrift, wie denn z. B. das Bild eines niederknieenden Mannes, den der Pharao mit der linken Hand am Schopfe hält, um ihn niederzuwerfen, mehrmals vorkommt, und die Namen der Könige Snefru, Chufu (des bekannten Erbauers der grossen Pyramide bei Ghizeh, des Cheops, wie ihn Herodotus nennt) u. A. aus der fünften, sechsten und zwölften Dynastie erkennbar sind; theils stammen sie von Beamten dieser ägyptischen Herrscher, und können als Votivdenkmäler gelten, die immerhin Manches Beachtenswerthe in Bezug auf Aemter und Würden, Göttercultus u. dgl. enthalten, wie diess der Verf. an einigen Beispielen gezeigt hat.

Wir fügen, zum Schlusse, als weitere Probe der Darstellung des Verfassers noch folgende Naturschilderung (S. 86) bei. »Bei einem unserer Ausflüge (von dem Wadi Magharah aus) hatte ich das herrliche Schauspiel eines Gewitters, das sich majestätisch und grossartig in weiter Ferne am Gebel Serbal entlud. Der Himmel verfinsterte sich, der Wind fegte mit Macht durch das Wadi Sidder dahin, die blätterlosen Zweige der Dom-Akazie bogen sich unter der Gewalt des Sturmes und dicke Regentropfen fielen von der Himmelshöhe auf den trockenen Boden der Wüste nieder. Blitz auf Blitz zuckte um die Spitzen des Serbal und der Donner rollte mit tausendfachem Echo durch die Wadi's dahin. Die Zelte wur-

Digitized by Google

den befestigt, und die Bücher und Kleider in das geschützte Haus des Major's übertragen, in welchem wir selber wohlgeborgen den Ausbruch des Gewitters erwarteten. Leider war nach viertelstündigem Toben des Unwetters Alles vorüber, der Himmel lachte in heiterstem Blau über unsern Häuptern und die Hoffnung der Beduinen auf Wasserfülle und damit auf Vegetation wieder einmal getäuscht.«

Geschichte der Geographie von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart von J. Löwenberg. Zweite gänslich umgearbeitete Auflage. Berlin 1866. Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). XII und 475 S. 8.

Das Buch, das hier nach längerem Zwischenraum in einer erneuerten Auflage, und, wir können wohl auch sagen, in einer erneuerten Bearbeitung vorliegt, hat die Bestimmung »ohne allen anmasslichen Schein von Gelehrsamkeit eine leicht lesbare, lebensfrische, anschauliche Uebersicht der Entwicklung der geographischen Disciplin zu gewähren.« Es wird auch, wie man bei näherer Durchsicht sich bald überzeugt, diesem Zweck entsprechen, indem der Leser aus dieser Darstellung eine im Ganzen richtige Anschauung dessen gewinnen kann, was auf dem Gebiete der geographischen Forschung in alter und neuer Zeit geleistet worden ist. Wenn dabei jede gelehrte Beigabe in Citaten, Nachweisungen u. dgl. weggefallen ist, so wird man doch wahrnehmen, wie das, was hier in einer klaren und leicht fasslichen Sprache dem Leser geboten wird, auf gründlichen Studien beruht, und die Ergebnisse der gelehrten Forschung in einer allerdings mehr populären Form, vorgelegt werden, wobei die Schwierigkeit nicht übersehen werden darf, auf einen verhältnissmässig geringen Raum so Vieles zusammenzudrängen, ohne Nachtheil der Klarheit wie der Gründlichkeit. Wir wollen diess an einigen Beispielen zeigen.

Die Schrift zerfällt ihrem Inhalte nach in drei Theile, die Geographie des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit, von welcher der dritte Theil natürlich einen ungleich grösseren Raum einnimmt, von S. 155—464. Der erste Theil schliesst einen dreifachen Zeitraum in sich, von Adam bis Herodot, von da bis Aristoteles, und von da bis Ptolemäus; also bis 160 n. Chr. In dem ersten Zeitraum werden insbesondere die Ansichten der griechischen Dichter, des Homer und Hesiod über die Gestalt der Erde vorgelegt, im zweiten insbesondere Herodotus, der, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, nicht blos den Namen des Vaters der Geschichte, den man ihm gewöhnlich ertheilt, verdient, sondern eben so sehr auch der Vater der Geographie genannt zu werden verdiene. »Herodot war der erste wissenschaftliche Reisende

Digitized by Google

auf Erden. Er beschreibt meist als Augenzeuge und aus seiner kindlich naiven Erzählungsweise blickt eine seltene Beobachtungsgabe und eine noch seltenere Wahrheitsliebe hervor.« Der Verf. gibt einen ganz befriedigenden Ueberblick seiner Reisen und seiner Ansichten über die Gestalt der Erde und deren einzelne Theile und schliesst mit den Worten, die jeder Kenner des Fachs mit voller Ueberzeugung unterschreiben wird: »wohl mochte ein unwissendes Zeitalter in dunkelhafter Hyperkritik Herodot's Werk lügenhafter Fabelsucht zeihen. Aber das vollgültige Urtheil neuerer wissenschaftlicher Forschung hob jene Beschuldigungen auf und begründete nach mehr als zwei Jahrtausenden seine ehrenvollste Würdigung.« Nicht minder finden die Leistungen des Eudoxus, Eratosthenes, Strabo, um nur diese zu nennen, in dem folgenden Abschnitt ihre gerechte Würdigung; von Strabo z. B. heisst es unter Anderm S. 51: »er vereinigt Fleiss, Gelehrsamkeit, Kritik mit geschmackvoller Darstellung und gefälliger Beredsamkeit.« — »Er führte den glücklichen Gedanken aus, eine Geographie dürfe kein unerquickliches Aggregat trockener Zahlenangaben sein, sondern vielmehr ein Kunstwerk an Geist und Leben, sie müsse mehr die grossen dauernden physikalischen und ethnographischen Verhältnisse berücksichtigen, als die vergänglichen der politischen Gewalthaber. Wärmevertheilung, Niveau, Durchbrüche und Strömungen der Meere, vulkanische Wirkungen auf Hebung und Senkung des Bodens, Zusammenhang der Gebirge sind ihm schon geläufige Gedanken.« Den Schluss dieser ganzen das Alterthum betreffenden Abtheilung bildet eine Betrachtung über die Atlantis-Mythe, eingeleitet durch die bekannten Verse aus der Medea des Seneca, in denen maneine Prophezeiung auf die spätere Entdeckung Amerika's hat finden wollen, und setzen wir hinzu, noch in neuester Zeit, da man diese Verse an die Basis einer Statue eingraben liess, welche dem Columbus in dem nach ihm benannten Staate Columbia unlängst gesetzt worden ist. Dass der Verfasser weder in diesen Versen noch in der Mythe von der Atlantis eine wirkliche Beziehung auf Amerika zu erkennen vermag, zeugt von seinem gesunden Blick und seiner richtigen Auffassung dieser Mythe.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Löwenberg: Geschichte der Geographie.

(Schluss.)

In der zweiten Abtheilung, welche die Geographie des Mittelalters befasst (S. 66—154) wird zuerst auf die verschiedenen Umstände hingewiesen, welche mit dem Eintritt der Völkerwanderung hemmend, wie auch zum Theil fördernd auf die Entwicklung der geographischen Kenntnisse eingewirkt haben; es werden dann die Ansichten der Kirchenlehrer wie die der arabischen Geographen, die Reisen der Normannen, die verschiedenen Missions- und Handelsreisen uns vorgeführt, hier insbesondere auch auf Marco Polo und dessen Bedeutung hingewiesen: »so knüpft sich, wird S. 120 bemerkt, an den Namen Marco Polo der Inbegriff aller Kenntnisse, aller wichtigen Erfahrungen, die im Gebiete der Länder- und Völkerkunde Asiens von den Zeiten der Völkerwanderung bis zu den Entdeckungen der Iberier, ja in gewissem Sinne noch über diese hinaus bis in die neuere Zeit gewonnen wurden. Denn von allen Reisenden des Mittelalters hat kein einziger so viele und zum Theil so wenige oder zeither so ganz unbekannte Länder und Meere durchreist, hat keiner durch die Grösse und den Einfluss seiner Entdeckungen und Wanderungen so viel zur Kenntniss und zum Fortschritt der Erdkunde beigetragen, als dieser edle Venetianer. Sein Reisewerk blieb bis auf die neuere Zeit das allgemeine Handbuch für die asiatische Geographie und spätere Entdeckungen haben den Werth von Polo's oft unglaublichen Berichten nur bestätigt und erhöht, wie auch jetzt noch Vieles in denselben durch die Schuld der Abschreiber undeutlich, zweifelhaft geblieben.« Es folgen dann die Seefahrten der Portugiesen und Spanier, und die dadurch gemachten Entdeckungen, namentlich die des Columbus, und die durch Magelhaens bewirkte erste Erdumsegelung. Der Verf. will in diesen Entdeckungen, namentlich in der Entdeckung Amerika's nicht das Werk eines glücklichen Zufalls, oder der Erfüllung des Schicksals, des Verhängnisses erblicken: im Gegentheil sie erscheinen ihm als die natürliche Folge des vorgeschrittenen Kulturzustandes, insbesondere der Entwicklung der geographischen Ansichten, was hier S. 153 ff. gut ausgeführt wird.

Die Geographie der neueren Zeit wird, im Ganzen passend, nach zwei Zeiträumen getrennt, von welchen der erste von Magelhaens bis Cook und Forster, der zweite von da bis auf unsere Tage reicht: ein jeder dieser Abschnitte wird eingeleitet durch

Digitized by Google

eine Betrachtung über den Geist der Zeit und die hervortretenden Ideen; der Stoff selbst nach sachlicher Rücksicht behandelt. Im ersten Zeitraume begegnen wir zuerst einer Erörterung über die Entdeckungen im grossen Ocean bis James Cook und Georg Forster, deren Verdienste gebührend hervorgehoben werden; dann folgen die Entdeckungen in Amerika, in Afrika, in Asien; eine Betrachtung über die geographischen Fortschritte in Europa, und das auf dem Gebiete der Geographie, auch mit Einschluss der mathematischen und physikalischen, so wie der Landkarten Geleistete macht den Beschluss. Die betreffende Literatur ist stets berücksichtigt, insbesondere erhält Büschings Neue Erdbeschreibung eine eingehende Würdigung, indem die in diesem Werke vorherrschende, politisch-statistische Behandlungsweise das Vorbild einer Reihe von ähnlichen, kleinern und grössern Werken geworden ist, in welchen die Geographie behandelt wurde, oder nach denen sie auf Schulen gelehrt ward, und wenn auch die Mängel dieser Behandlungsweise nach und nach erkannt wurden, so ist doch, wie S. 264 richtig bemerkt wird, bis auf die neueste Zeit die politisch-statistische Grundlage in allen geographischen Darstellungen vorherrschend geblieben. Der Verfasser, um auch aus diesem Theile des Werkes eine Probe zu geben, schildert den Charakter dieses ersten Zeitraumes in folgender Weise: »das Material für Natur- und Menschenkunde hatte sich ausserordentlich vermehrt. Aus der Fülle derselben keimten schon die einzelnen Schösslinge der geographischen Wissenschaft, welche seitdem zu einem riesigen Baume erwuchsen, dessen Stamm alle Blüthen der völker- und naturgeschichtlichen Studien umschlingen. Die Geographie, einst die unbestimmte, schwankende Kunde eines beschränkten Länderraums, später die Mährchenerzählerin der Mirabilia mundi, dann die unsichere Wegweiserin golddurstiger Abenteuerer, die Aufbewahrerin der Handwerksburschen-Erzählungen und der frommen Pilgerschaften, wurde endlich die Lehrerin der Jugend aller Stände, die Vertraute des sinnigen Forschers, die Rathgeberin des Herrscher's und des Staatsmannes.«

Bei weitem den grössten Raum nimmt die Darstellung des zweiten Zeitraumes, von 1780 an bis auf unsere Tage ein, da sie von S. 263—464 reicht. Es erklärt sich diess allerdings aus dem nächsten Zweck des Buches und dem natürlichen Interesse der Leser, das mehr auf die Gegenwart gerichtet ist und vor Allem über diese Belehrung verlangt, dann aber auch wohl durch den Umfang dessen, was für die geographische Wissenschaft in diesem Zeitraum geleistet worden ist. Der gewaltige Aufschwung, der in allen Zweigen menschlichen Wissens, in allen geistigen Bestrebungen sich kund gibt, tritt auch auf diesem Gebiete hervor, nicht blos in ausgedehnten Reisen, die, zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen und ausgeführt, neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Erdkunde bringen, durch scharfe Beobachtung des

Digitized by Google

Wahrgenommenen unsere Kenntnisse erweitern und auch andere Wissenschaften bereichern, sondern auch in dem Bestreben, alles Einzelne im Zusammenhange mit dem Ganzen aufzufassen, aus den einzelnen Beobachtungen allgemeine Folgerungen zu ziehen, und dadurch einen höheren wissenschaftlichen Geist dem Ganzen einzuhauchen, hiernach auch die Behandlung der Wissenschaft selbst zu regeln and fruchtbringend zu machen. In diesem Sinn hat der Verf. die Darstellung dieses Zeitraums aufgefasst und behandelt. Zuerst ein Abschnitt: Oceanische Entdeckungen und Erdumseglungen, von La Pérouse und d'Entrecasteaux an bis auf die Novarareise; alle die zahlreichen Unternehmungen, von verschiedenen Nationen und Seefahrern ausgeführt, werden hier der Reihe nach besprochen. Es reihen sich dann an diesen Abschnitt die weiteren Abschnitte, in welchen die durch diese Reise gewonnenen Ergebnisse vorgeführt werden, zuerst also die Entdeckungen in Amerika, wobei denn auch die Nordpolexpeditionen einer näheren Erörterung unterzogen werden, dann die Entdeckungen in Afrika, und zwar im Süden desselben wie im Norden und im Innern selbst, wobei natürlich auch die Frage nach den vielgesuchten Nilquellen zur Sprache kommt, und der grosse, in neuester Zeit entdeckte Nyanza-See als Quelle dieses Stroms anerkannt wird (S. 348 ff.). Mit Recht gedenkt der Verf. der Männer, meist Deutsche, welche keine Mühe und Anstrengung scheuend, in das Innere Afrika's gedrungen und die Kenntniss dieser Länder zu gewinnen bemüht waren, aber er gibt S. 371 eine lange Liste dieser muthvollen Reisenden, die ein Opfer ihres Berufes geworden sind. Es folgt darauf ein weiterer Abschnitt, welcher die Entdeckungen in Asien bespricht, zuerst in Indien, China und Japan, dann in eigenen Abschnitten die Erweiterung unserer Kenntnisse des russischen Asiens, so wie die verschiedenen zu diesem Zweck dahin unternommenen Expeditionen: was hier gerade durch Deutsche geschehen ist, wird S. 398 gebührend nachgewiesen. Es folgen die übrigen Theile Asiens, zunächst das altiranische Hochland Persien, dann die in neuerer Zeit vielbesuchten Landstriche des vorderen Asiens, namentlich Syrien und Palästina, ferner Arabien; und diesen reihen sich an die Entdeckungen in Australien wie in der antarktischen südlichen Polarzone. Der ungeheuere Aufschwung, den diese Landstriche in so kurzer Zeit genommen haben, wird S. 421 ff. in beredter Weise dargelegt.

Nachdem auf diese Weise der Verf. das ganze Gebiet durchgangen und in seiner geschichtlichen Darlegung den Fortschritt der geographischen Erkenntniss im Einzelnen gezeigt, wendet er sich zum Schluss an die Bearbeitung der Geographie in Deutschland durch Alexander von Humboldt und Carl Ritter, »mit deren Namen die Entwicklungsgeschichte der einzelnen erdkundlichen Disciplinen wie der Erdkunde als einheitliche Wissenschaft eng verbunden ist« (S. 439), und charakterisirt dann näher das Be-

Digitized by Google

mühen und die Leistungen dieser um die geographische Wissenschaft so verdienten Männer, des ersten, als des Schöpfers der vergleichenden physikalischen Geographie, des zweiten, als des Begründers der historischen Geographie. Wir müssen die Leser auf die interessante Ausführung selbst verweisen, und beschränken uns den Schluss derselben, in welchem der Verf. beide Forscher in ihren Ausgangs- und Zielpunkten neben einander gestellt hat, hier anzuführen:

»Humboldt kam zur Erdkunde von der Natur aus, Ritter von der Geschichte; Humboldt ging vorzugsweise von der neuen, Ritter von der alten Welt aus. Humboldt führten Reisen zur vergleichenden physischen Betrachtung der Erdräume, Ritter ging mit diesen Anschauungen auf Reisen zur Erläuterung der Geschichte. Humboldt stieg von der Betrachtung der Natur im Einzelnen zu der im Erd- und Weltganzen, zur Physik des Kosmos, zum Gesetz nach Maass und Zahl, Ritter betrachtete die ganze Erde als das Wohnhaus der Menschheit und zeigte in allen ihren Theilen Zweck und Ziel. Humboldt berührt die menschliche Innenwelt immer wieder mit dem Zauberstabe der Natur, Ritter weist unaufhörlich auf das Walten der Geschichte. Humboldt geht von der Anschauung zum Begriff, von der Analyse zur Synthese, Ritter geht den grade entgegengesetzten Weg von dem Allgemeinen zum Besondern, von der Synthese zur Analyse. Humboldt folgt einer sachlich wissenschaftlichen Tendenz, Ritter einer ethischen, religiösen. Humboldt ist der Aristoteles unserer Erdkunde, Ritter ihr Plato.«

Nach diesen hier mitgetheilten Proben mag Inhalt und Charakter des Buches bemessen werden, dessen Gebrauch durch ein ausführliches Namen-Register am Schlusse, und durch eine genaue Angabe des Inhalts, welche vorangeschickt ist, wesentlich erleichtert wird.

Geflügelte Worte. Der Citatensatz des deutschen Volkes. Von Georg Buchmann. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin. Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). 231 S. 8.

»Diess Buch ist für Jedermann. Der Leser findet darin Auskunft über volksthümlich gewordene Aussprüche aus Schriftstellern oder aus dem Munde historischer Personen und eine möglichst vollständige Sammlung solcher Aussprüche.« Mit diesen Worten eröffnet der Verfasser seine Schrift, in der uns eine nach den verschiedenen Sprachen und damit auch nach den verschiedenen Nationen veranstaltete Zusammenstellung von bezeichnungsvollen und ausdrucksvollen Sprüchen oder Phrasen gegeben wird, welche nicht blos in der Sprache der Schriftsteller, der Dichter wie der Prosaiker, angewendet erscheinen, sondern auch in das Leben des Vol-

Digitized by Google

kes in so fern übergegangen sind, als sie durch die Art und Weise ihrer Anwendung, zumal in öffentlicher Rede, eine Wirkung und einen Eindruck hervorzubringen geeignet sind, eben weil sie einen tieferen Sinn in sich schliessen, den Jeder ahnt und fühlt, dadurch aber eine gewisse Bedeutung gewinnen, wie sie auch dem Sprüchworte eigen ist. Denn diesem stehen allerdings solche Aussprüche, oder sprüchwörtlich gewordene Citate, wie sie der Verfasser nennt, nahe. »Meist kurz und bündig wie die Sprüchwörter, Anwendungen einer überkommenen Gedankenform auf einen bestimmten Lebensfall, eben so Zierden der Rede, wenn sie knapp und mit Geist angewendet werden, wie lächerlich im Munde dessen, der davon übermässigen Gebrauch macht, sind sie weit verbreitet wie die Sprüchwörter, haben jedoch ein kleineres und anderes Publikum. Die Sprüchwörter sind die Weisheit auf der Gasse, wie sie schon König Salomo nannte, die Citate dagegen sind das fast ausschliessliche Eigenthum des literarisch Gebildeten. Von den Sprüchwörtern unterscheidet sie ferner ihr Ursprung. Das Sprüchwort ist plötzlich da; woher es kam, weiss Niemand. Beim Citat lässt sich der Verfasser angeben, so wie Ort und Zeit, ja oft Jahr und Tag des Entstehens — mit einem Worte der ganze Taufschein.«

Wir haben absichtlich diese Stelle mitgetheilt, weil daraus am besten ersichtlich ist, was der Verfasser unter Citaten versteht, und wie der Titel, den er seiner Zusammenstellung gegeben hat, aufzufassen ist, insbesondere, in wie fern er das Citat von dem Sprüchwort unterschieden wissen will, mit dem es in der Anwendung oftmals zusammenfallen mag, während beides erst zusammen den ganzen Gedankenreichthum einer Nation ausmacht. Und wenn die eine Seite dieses Reichthums, das Sprüchwort sich einer grösseren Pflege und Beachtung unter uns erfreut, so glaubt der Verf. um so mehr darin eine Rechtfertigung seines eigenen Versuches zu finden, welcher eine fühlbare Lücke auszufüllen bestimmt ist. Allerdings ist das Citat, um den von dem Verfasser gebrauchten Ausdruck, in dem Sinne, wie er ihn auffasst, zu gebrauchen, bisher nur da mehr oder minder berücksichtigt worden, wo es einen sprüchwörtlichen Charakter in Rede und Schrift angenommen und dadurch allgemein verständlich geworden ist; wie denn nicht Weniges von dem, was in dieser Zusammenstellung enthalten ist, in manchen Sammlungen von antiken wie modernen Sprüchwörtern sich aufgenommeu findet. Auch den Titel, den der Verf. seinem Werke gegeben: »Geflügelte Werke« glaubt Derselbe aus diesem Sinne gerechtfertigt, indem er freilich »nicht im Sinne Homers, der damit die Flüchtigkeit und Beweglichkeit des Lautgewordenen Gedankens überhaupt bezeichnet«, diesen Ausdruck nimmt, »sondern weil sie flüchtiger und beweglicher sind, denn alle andern Worte, und weil ihr Flug sich weit über die Grenzen der Sprache hinaus erstreckt, in der sie entstanden sind und noch nach Jahrtausenden nicht erlahmt.«

Digitized by Google

Die Sammlung selbst beginnt mit den Citaten aus deutschen Schriftstellern, und zwar zuerst mit derartigen Citaten aus Schiller und Göthe, dann aber auch aus Herder, Lessing, Wieland und zahlreichen andern Dichtern bis auf die neueste Zeit herab. Die Zusammenstellung schliesst mit den Sprüchen: »Die Natur macht keinen Sprung« und »der Zweck heiligt die Mittel«: beides Sprüche, deren Urheber zu entdecken dem Verfasser nicht gelungen ist. Es folgen nun die französischen Citate, die englischen und die italienischen, diese ganz kurz auf Einer Seite zusammengestellt, und nach diesen erst die griechischen und lateinischen, welche zahlreicher ausgefallen sind, wie diess auch in der Natur der Sache selbst liegt, dann die biblischen, an welche die historischen Citate sich anreihen (S. 160—202), welche den Beschluss machen; eine Art von Anhang bilden die aus dem Texte der Sammlung selbst ausgeschiedenen und, jedoch mit steter Verweisung auf den Text zusammengestellten Travestieen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, mit diesem Bericht eine eingehende Prüfung des Einzelnen, was in diese Sammlung aufgenommen ist, zu verbinden, oder etwa auch Zusätze oder Nachträge zu geben, da wo der Begriff dessen, was als Citat (im Sinne des Verfassers), und was als Sprüchwort anzusehen, mithin von dieser Sammlung ausgeschlossen ist, nicht so scharf abgegränzt ist, um nicht vielfach ein Herein- und Herüberziehen des Einen in das Andere herbeizuführen. Wir wollen nur, als Beleg des Gesagten, an Manches von dem erinnern, was unter der Rubrik: Griechische Citate, oder unter der nachfolgenden: Lateinische Citate sich findet, zumal da nicht wenige dieser Lateinischen Citate auf Griechenland zurückführen und griechischen Schriftstellern entstammen. Dass sich überhaupt die Zahl der Griechischen Citate noch nahmhaft vermehren liesse, wird Niemand bezweifeln, so schwer auch die Gränzlinie zu ziehen ist, innerhalb der wir allerdings Sprüche, wie das Ipse dixit oder Parturiunt montes etc. oder In vino veritas mit dem Verfasser setzen, der übrigens den letzten Spruch, wenn er nur bei Erasmus in den Adagien nachgesehen hätte, gewiss nicht auf Plutarch zurückgeführt haben würde, da er weit älteren Ursprungs ist. In denselben Adagien — einem Werke, in dem wie bekannt, auch der Begriff des Sprüchworts noch nicht in seiner vollen Strenge festgehalten ist — wird man eben so auch Nicht Weniges von dem finden, was hier unter den Lateinischen Citaten vorkommt, wie z. B. lupus in fabula, invita Minerva, Sine Cerere et Baccho friget Venus, Davus sum non Oedipus, Oderint dum metuant, Hinc illae lacrymae, Summum jus summa injuria, Fuimus Troes, Manum de tabula, Ne autor ultra crepidam und Anderes, dessen sprüchwörtlicher Charakter kaum in Frage zu stellen ist. Wir wollen indess, eben um der grossen Schwierigkeit willen, hier eine scharfe Gränzlinie zu ziehen, nicht weiter darüber streiten, sondern vielmehr das Gebotene dankbar annehmen, zumal

Digitized by Google

der Verfasser es an historischen Nachweisungen und Erörterungen, namentlich in dem letzten Abschnitt seiner Sammlung nicht hat fehlen lassen und für den Gebrauch derselben gut durch die beigefügten Register gesorgt hat. Er gibt nemlich zuerst ein Namenregister, welches in alphabetischer Reihenfolge die Namen der Verfasser der aufgenommenen Citate mit der beigefügten Seitenzahl des Buches enthält, dann folgen Citaten-Register, und zwar zuerst über die deutschen, dann über die französischen, englischen und italienischen Citate, welchen sich die besondern Register über die griechischen und lateinischen Citate anreihen, im Einzelnen nach den Anfangsbuchstaben geordnet.

Zerstreute Blätter. Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts von Dr. Herm. Adalbert Daniel. Professor und Inspector Adj. am königlichen Pädagogium zu Halle. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 299 S. in gr. 8.

In diesem für einen wohlthätigen Zweck — für die Krankenkasse der Waisenhaus-Buchdruckerei — bestimmten Bande findet sich eine Reihe von Abhandlungen und Aufsätzen, die früher in Programmen oder sonst zerstreut erschienen waren, so wie von Reden, die bei verschiedenen öffentlichen Gelegenheiten gehalten wurden, zugleich mit einigen ansprechenden Reisebildern zu einem Ganzen vereinigt, welches auf diese Weise eine weitere Verbreitung gewinnen, und auf eine günstige Aufnahme rechnen kann. Die Reihe der Abhandlungen eröffnet eine früher (1839) als Programm erschienene Erörterung über das pädagogische System des Comenius, welche einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des Erziehungswesens, zunächst in Bezug auf die Mittelschulen oder Gymnasien im siebenzehnten Jahrhundert bildet. Einem andern Programm des Jahres 1845 ist der nächstfolgende Aufsatz entnommen, welcher die Aufschrift trägt: »Bürger auf der Schule« und zunächst sich auf den Aufenthalt Bürgers auf dem Halle'schen Pädagogium, wo er am 8. Sept. 1760 recipirt wurde, bezieht; ähnlicher Art ist der unmittelbar darauf folgende Aufsatz. »Göckingk auf der Schule.« Einer im Jahr 1856 gedruckten Gratulationsschrift ist der Aufsatz literärhistorischen Inhalts entnommen: Ramlers erste Ode auf Friedrich den Grossen. Gleicher Beachtung können auch die beiden nächsten Aufsätze empfohlen sein: der eine (S. 95—162) enthält einen Wiederabdruck des in Ersch und Gruber's Encyclopädie befindlichen Artikels über das Gesangbuch; der andere (S. 163—200), den Preussischen Jahrbüchern entnommen, bringt ein schönes Lebensbild des berühmten Geographen Carl Ritter und verbindet damit eine Würdigung dessen, was derselbe auf dem Gebiete der Wissenschaft geleistet hat.

Digitized by Google

In der zweiten Abtheilung folgen Reden, die bei verchiedenen Gelegenheiten von dem Verfasser gehalten worden sind, auch diese werden durch Inhalt wie durch Form ansprechen, wie z. B. die erste, im Missionsverein gehaltene über den heiligen Ansgar, der als Ideal eines Glaubensboten dargestellt ist. Dann folgt ein Vortrag über die deutsche Weihnachtsfeier, ein anderer zur Säcularfeier Göthe's am 28. August 1849 und insbesondere auf dessen Aufenthalt zu Halle bezüglich; daran schliesst sich eine Rede ähnlicher Art zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Schillers' (1860) und eine Rede zur Feier des hundertjährigen Todestages des Grafen von Zinsendorf, dann eine Festrede zu der fünfzigjährigen Gedächtnissfeier der Einweihung des königl. Pädagogiums am 19. April 1863. Wie ein Anhang erscheinen die drei in dritter Abtheilung beigefügten Reisebilder, bei welchen der Leser gewiss gerne verweilen wird: Wasserröllchen, Fahrt nach Ammergau (mit einer Schilderung des dortigen Passionsspieles), Paulinzelle.

Auf diese Weise wird man in diesen »Zerstreuten Blättern« allerdings Verschiedenartiges zu einer Sammlung vereinigt finden, aber man wird Nichts darunter finden, was nicht in irgend einer Beziehung unser Interesse in Anspruch nehmen und auch befriedigen kann; Inhalt und Fassung tragen dazu gleichmässig bei. Die äussere Ausstattung des Ganzen ist ebenfalls befriedigend.

D. Martini Lutheri Colloquia, meditationes, consolationes, judicia, sententiae, narrationes, responsa, faceliae e codice MS. bibliothecae orphanotrophei Hallensis cum perpetua collatione editionis Rebenstockianae edita et prolegomenis indicibusque instructa ab Henrico Ernesto Bindseil, phil. doct. professore etc. Tomus III. Lemgoviae et Detmoldiae. Typis sumtibusque Meyeriani bibliopolei aulici. 1866. XII und 516 S. in 8.

Mit diesem dritten Bande ist diese Ausgabe der lateinischen Tischreden Luther's abgeschlossen: die ungemeine Sorgfalt und Genauigkeit, welche auf Feststellung des Textes in den beiden vorausgegangenen Bänden verwendet war, wird man auch in diesem dritten Bande nicht vermissen: wir verweisen deshalb auf das über die beiden früheren Bände in diesen Jahrbb. 1863. pag. 736 und 1865. pag. 176 Bemerkte. Ueber das Verhältniss dieser lateinischen Tischreden zu den deutschen hat der Herausgeber inzwischen an einem andern Orte (Theolog. Studien u. Kritiken 1866. S. 702 ff.) sich näher ausgesprochen; nachträglich theilt er in der Vorrede noch mit, was Luther, Melanchthon, Jonas, Bugenhagen und Crucigerus mit eigener Hand an ein Exemplar der siebenten Wittenberger Ausgabe der Lutherischen Bibelübersetzung vom Jahre 1541 beigeschrieben hatten. Eine besondere Anerkennung werden jedenfalls die diesem Bande beigefügten, umfassenden und sorgfältig aus-

Digitized by Google

gearbeiteten Indices verdienen, welche von S. 332—540 reichen, also über zweihundert Seiten füllen bei kleinerer Schrift; es sind nicht weniger als acht: I. ein Index Personarum. II. Index Rerum. III. Index Personarum nominatim commemoratarum (d. h. derjenigen Personen, an welche Luther in diesen Colloquieen sich mündlich oder schriftlich gerichtet hat). IV. Ein unter gleicher Aufschrift laufender Index der Personen, die Fragen, Urtheile u. s. w. mündlich oder schriftlich an Luther ergehen liessen. V. Index locorum Scripturae sacrae, und zwar nach den einzelnen Büchern des alten und neuen Testaments. VI. Index Sectionum, in quarum principio tempus, quo in iis relatum dictum actumve sit, indicatur, secundum annorum dierumque seriem dispositarum. VII. Indices, quibus haec codicis editio cum Rebenstockiana comparatur. VIII. Indices, quibus colloquia Lutheriana hujus editionis conferuntur cum ejus colloquiis Germanicis a Foerstemanno et me editis. Einige Emendanda folgen zum Schluss.

Geognostische Verhältnisse der Pfalz. Von C. W. Gümbel. (Separat-Abdruck aus „Bavaria", IV. Bd. 2. Abth.). München 1865. 8. S. 61.

Wie die Haardt topisch die unmittelbare Fortsetzung der Vogesen und das Gegengebirge zum Odenwalde darstellt, so entspricht auch die Natur der Felsarten, aus welchen sie aufgebaut ist, dieser ihrer geographischen Stellung.

Der Kern des Gebirges besteht aus ähnlichen, älteren krystallinischen Gesteinen, wie in den Vogesen und im Schwarzwald; es sind Gneisse und Granite, welche in den Vogesen im Süden das Hauptmassiv bilden, nordwärts — von sedimentären Ablagerungen bedeckt — sich mehr und mehr einsenken und nur in den tieferen Thal-Einschnitten zu Tage treten. Dies ist in der Pfalz, namentlich in den Umgebungen von Albersweiler der Fall.

Als älteste Sedimentär-Gebilde erscheinen auf beiden Seiten des Neustadter Thales Schichten von Thonschiefer und Grauwacke. Die schlecht erhaltenen Pflanzenreste, welche in denselben vorkommen, gestatten nicht ein bestimmtes Urtheil über ihr Alter zu fällen; wahrscheinlich gehören sie der sog. jüngeren Uebergangs-Formation an.

In beträchtlicher Mächtigkeit, aber nicht in grosser Verbreitung erscheint die Steinkohlen-Formation bei St. Ingbert und Bexbach. Dieselbe besteht aus Schieferthon, Sandstein und Steinkohle; untergeordnet erscheinen Conglomerat und thoniger Sphärosiderit. Die Steinkohle ist meist eine fette Schieferkohle, die sich durch grosse Festigkeit auszeichnet, so dass sie in grossen Stücken gewonnen werden kann und im Ganzen wenig Kohlenklein liefert. Die beiden Kohlenfelder der Pfalz, das St. Ingberter und Bexbacher, umfassen in ihren nutzbaren Theilen

Digitized by Google

ungefähr $^1/_{12}$ Quadratmeile. Die Schichten, welche die Steinkohlen-Flötze begleiten und einschliessen, namentlich die Kohlenschiefer, sind reich an pflanzlichen Ueberresten. Unter den häufigeren Pflanzen die bei St. Ingbert sich finden sind besonders zu nennen: Calamiten, Asterophylliten, Farnkräuter, Sigillarien; von letzteren trifft man oft 10 bis 15 Fuss lange, plattgedrückte Stämme. — Eine bekannte und oft besuchte Oertlichkeit ist der sog. brennende Berg bei Duttweiler, ein unterirdisch in Brand gerathenes Steinkohlenflötz, bei dessen unter gehemmtem Zutritt der Luft erfolgter Zersetzung eine bedeutende Wärme und die Bildung verschiedener Mineralien, wie Schwefel, Salmiak, Alaun bedingt wird.

Es scheint, dass in der geschützten Bucht zwischen der Haardt und dem rheinischen Uebergangs-Gebirge sich die Bedingungen, unter welchen früher das Material zur Steinkohlen-Bildung entstand, länger als in vielen anderen Gegenden erhielten und auf diese Weise eine Reihe eigenthümlicher Ablagerungen erzeugt wurde, welche die Mitte halten zwischen Kohlenformation und Rothliegendem — die Schichten des sogen. jüngeren Kohlengebirgs. Früher zählte man diesen Schichten-Complex (aus Sandsteinen, Schieferthonen, Conglomeraten bestehend, denen Flötze einer mageren aber brauchbaren Steinkohle eingeschaltet sind), zur ächten Steinkohlen-Formation und unterschied ihn als jüngere, flötzarme Abtheilung desselben. Neuere Forschungen haben aber dargethan, dass sie davon getrennt werden müssen. Ob es aber naturgemässer sei — so bemerkt Gümbel — sie mit anderen gleichzeitigen Ablagerungen bei der Steinkohlen-Formation zu lassen oder sie mit dem Rothliegenden in eine grössere Abtheilung zusammenzufassen, ist noch nicht sicher gestellt. Ueberblickt man die zur Zeit aus diesen Schichten bekannt gewordenen Pflanzenreste und vergleicht ihre Arten mit denen des ächten Kohlengebirges und des Rothliegenden, so lässt sich nicht verkennen, dass wenigstens noch in den tieferen Regionen, welche dem eigentlichen Kohlengebirge aufgelagert sind, eine grosse Uebereinstimmung der Flora mit der des Kohlengebirges fortbesteht und dass erst nach oben allmählig eine Annäherung an die Flora des Rothliegenden in den höheren Lagen hervorzutreten beginnt. Demnach scheinen die tieferen Schichten sich mehr dem ächten Kohlengebirge, die höheren enger dem Rothliegenden anzuschliessen, so dass wir eine Mittelstufe zwischen beiden vor uns haben, die keineswegs identisch ist mit dem, was man als unteres Rothliegendes zu bezeichnen pflegt. Es wird daher für diese Schichten der Namen »Ueberkohlengebirg« vorgeschlagen. Das Characteristische der so benannten Schichtenreihe, die über einen Raum von etwa 2 geographischen Meilen verbreitet ist, besteht in der Vereinigung gewisser Eigenthümlichkeiten des Kohlengebirges und des Rothliegenden. Mit dem ersteren hat es gemein das Vorwalten grauer Schieferthone und Sandsteine, die Einlagerung bauwürdiger Flötze magerer Steinkohle und gewisse Pflanzenarten; während da-

Digitized by Google

zwischen eingeschaltete Partien nach Gesteins-Beschaffenheit und intensiv rother Färbung an Rothliegendes erinnern. Eigenthümlich ist die Einlagerung von Kalkflötzen.

Die Schichten-Reihe beginnt mit dem sogenannten rothen Gebirge des Höcherberges über den Bexbacher Kohlenflötzen; Gümbel bezeichnet diese Stufe als Höchener Schichten. Sie bestehen aus blaurothen und rothen Sandsteinen, die oft dem Buntsandstein gleichen und aus Conglomeraten; sie gewinnen besondere Bedeutung, weil sie das Muttergestein der pfälzischen Quecksilbererze sind, wie am Potzberg, Moschellandsberg u. a. O. — Auf diese unterste Stufe folgen in beträchtlicher Mächtigkeit bunte Schieferthone und Sandsteinschiefer; sie führen mehrere Kohlenflötze (besonders bei Breitenbach) und zwei grössere Kalkflötze. Die in den Schieferthonen vorkommenden Pflanzenreste, zumal Sigillarien und Stigmarien, erinnern sehr an die Flora des ächten Steinkohlen-Gebirges. Diese Stufe wird als die Breitenbacher bezeichnet. Auf sie folgt als dritte und letzte Gruppe grauer Schieferthon mit Kohlenflötzen; roth und buntgefärbte Zwischenlagen beginnen sich häufig einzustellen. Bei Breitenbach u. a. O. finden sich zahlreiche Reste einer kleinen Muschel, Anthracosia (früher Unio) carbonaria. Auf diesen Schichten, die Staufenbacher Stufe genannt, liegt bei Odenbach noch ein bauwürdiges Kohlenflötz, das die Eigenthümlichkeit besitzt, ein Kalkflötz zum Dach zu haben. Der Dachkalk enthält Fischreste und geht durch Aufnahme von kohlensaurem Eisenoxydul in eine Art von Thoneisenstein über.

In der Gegend von Feil Bingert gegen Kreuznach, rings um den Donnersberg und von da gegen das Lauterthal bei Sulzbach zu erscheint nun das Rothliegende. Die tieferen Schichten desselben bestehen aus rothen Sandsteinen und Schieferthonen mit Zwischenschichten von Thonstein und verschiedenen Conglomeraten, nach oben herrschen Röthelschiefer und schieferige Sandsteine. Aber nicht allein im Gebiete der Kohlenformation zwischen Haardt und rheinischem Uebergangsgebirge ist das Rothliegende verbreitet; es ist auch über dem Kerngebirge das Haardt abgelagert und zeigt sich in allen tieferen Thaleinschnitten des Haardtgebirges über Granit oder Gneiss und vielfach unter der mächtig entwickelten Buntsandstein-Bildung. In der Pfalz schliessen sich die obersten Schichten des Rothliegenden unmittelbar an die tiefsten des Buntsandsteins; es fehlen alle Spuren kalkiger Zwischenlagen, des Zechsteins der bei Aschaffenburg noch auftritt und noch bei Heidelberg zu beobachten. Es gewinnt aber das Vorkommen des Rothliegenden am Rande des Rheinthales noch höhere wissenschaftliche Bedeutung; es erledigt die lange schwebende Frage ob der sogen. Vogesensandstein (die tiefste Lage des Buntsandsteins) als Stellvertreter des Rothliegenden zu betrachten sei. Die Identität der Bildung an der Haardt, im Odenwalde und Spessart zeigt, dass die unmittelbare Unterlage des Zechsteins, wo derselbe entwickelt

Digitized by Google

ist, wie im Spessart, das nämliche Gestein ist, welches dem Rothliegenden in der Pfalz entspricht und dass das Gestein unmittelbar über dem Zechstein völlig übereinstimmt mit den Schichten, die man links vom Rheine als Vogesen-Sandstein zu bezeichnen pflegt. Die kalkige Zwischenlage, der Zechstein, lässt sich vom Spessart aus südwärts bis nach Heidelberg verfolgen; sorgfältige Untersuchungen in den Profilen am Tunnel des Neustadter Thales haben auch hier die kalkige Zwischenlage als Trennungs-Horizont zwischen Rothliegendem und Vogesensandstein nachgewiesen.

In vielfachem Zusammenhang mit den Schichten der bis jetzt betrachteten Sedimentär-Formationen erscheinen eruptive Gebirgsarten. Es sind zunächst Felsitporphyre, die am Donnersberg, bei Altenbamberg, am Königsberg in der Form von rundlichen Kuppen aus ihrer Umgebung sich erheben und häufig von sogen. Thonsteinen, d. h. Porphyrtuffen begleitet werden. Die Bildung letzterer unter Mitwirkung des Wassers wird durch ihre normale Einlagerung in Flötzschichten und durch den Einschluss organischer Reste bewiesen. Die Eruption der Porphyre hatte vorzugsweise während der Kohlen-Periode statt; in den Conglomeraten des Rothliegenden kommen reichlich Porphyr-Trümmer vor. Noch häufiger und in grösserer Verbreitung treten Melaphyre auf; so z. B. bei Niederkirchen, Kusel, Duchroth u. a. O. In der Nähe der grösseren Melaphyr-Massen zeigen sich Schalstein- und Tuffähnliche Gebilde.

Es verdienen hier die Quecksilbererze der Pfalz Erwähnung, deren Vorkommen im Ueberkohlengebirge, in gewissen Thonsteinen, aber auch in Porphyr und sogar in Melaphyr nachgewiesen. Wie bekannt ist der Bergbau fast ganz auflässig und nur noch auf den Dreikönigszug am Potzberg beschränkt. Das wichtigste Erz ist Zinnober; alle übrigen Quecksilbererze, wie gediegenes Quecksilber, Amalgam, Hornquecksilber, sind Seltenheiten; als deren Begleiter finden sich besonders noch Eisenkies und Baryt. Allenthalben hat man in der Pfalz die Erfahrung gemacht, dass auf den Quecksilbererz-Gängen schon in nicht bedeutender Teufe die Erzführung nachlässt und dann ganz aufhört Daher die kurze Existenz mancher Gruben.

Die Trias-Formation ist in der Pfalz hauptsächlich durch den so mächtig entwickelten Buntsandstein vertreten. Es beginnt derselbe unmittelbar über dem Rothliegenden mit rothen oder grüngefleckten, dünngeschichteten Sandstein-Schiefern, auf welche nach oben Lagen eines weissen, festen, als Baustein verwendbaren Sandsteines folgen; sie bilden jenen weisslichen Streifen längs des Gebirgsfusses der Haardt, der das Rebengelände von der Waldregion scheidet, in welchem die an vielen Orten angelegten Steinbrüche weit hin sichtbar sind Dieser Sandstein, Haardter Sandstein genannt, setzt das untere Stockwerk der Buntsandstein-Formation zusammen; die Mächtigkeit desselben kann etwa 100 Fuss betragen. Die Hauptmasse des Haardtgebirgs, von die-

Digitized by Google

ser schmalen Randzone bis zum hinteren Westrich, besteht nur aus rothem Thonsandstein voll rother Thongallen und schwarzer Manganputzen. Es ist der Hauptbuntsandstein oder der Vogesensandstein, mit einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 1600 Fuss, jener Sandstein, welcher durch die Mannigfaltigkeit seiner pittoresken Felsformen verschiedenen Thälern der Pfalz, wie namentlich dem Annweiler und Dahner, so eigenthümliche Reize verleiht. — Das dritte, oberste Stockwerk der Buntsandstein-Formation, der Röth, kommt in der Pfalz nur in zwei Gebieten vor. In der Bliesgegend und im Zweibrückischen erfüllt er mit normaler Lagerung eine muldenförmige Vertiefung im Vogesensandstein; am Ostfusse der Haardt zieht er sich von Weissenburg bis Grünstadt in abweichender Lagerung mit steil aufgerichteten Schichten auf Vogesensandstein. Der Röth besteht vorzugsweise aus thonigen und mergeligen, Sandstein- und Schieferthon-Bänken, die nach oben mit braungelbem Dolomit wechsellagern. Letztere enthalten bei Bubenhausen unfern Zweibrücken zahlreiche Thierreste, während in den Sandsteinen sich Pflanzen finden.

Der Muschelkalk begleitet stets die obersten Schichten des Buntsandstein und wird daher hauptsächlich in den beiden genannten Verbreitungs-Gebieten des Röth getroffen. In der Bliesgegend ist namentlich der Hauptmuschelkalk sehr entwickelt in einer Mächtigkeit von etwa 250 Fuss die Höhen überdeckend.

Das oberste Glied der Trias-Formation, der Keuper, ist erst in neuerer Zeit durch die Forschungen Gümbels bei Siebeldingen unweit Landau nachgewiesen worden. Er besteht aus grünlichgrauem Sandstein, aus Arkose, Schieferthon und Lettenschiefer.

Unter den Tertiär-Formationen verdienen zunächst als älteste die eigenthümlichen Ablagerungen am Battenberg und bei Neuleiningen, die sog. Battenberger Schichten, Erwähnung. Sie bestehen aus Lagen gelblichen Sandes und lockeren Sandsteines, mit Sinter-Röhren von Brauneisenstein. Ueber dem Sand liegen gelber Eisenocker mit Concretionen von Brauneisenstein und ockeriger Thon mit Knollen von Faserbaryt. Wahrscheinlich stehen diese Gebilde den Ablagerungen von Kandern in Baden gleich, d. h. sie sind eocän. — Oligocäne Tertiär-Schichten, sich unmittelbar an das ältere Gebirge anlehnend oder solches in einzelnen Flecken bedeckend als grober Sand und Schutt voll Meeres-Muscheln (sogenannter Meeressand von Alzey), dann als brackische, graue Thone (Cyrenen-Mergel), treten nur untergeordnet auf, während miocäne Ablagerungen in grösserer Verbreitung erscheinen; es sind dies namentlich die in mächtigen Felsen aufgethürmten Landschneckenkalke am Kalmit bei Landau und die gelben Kalksteine voll kleiner Schnecken, die Litorinellenkalke, Sandsteine und Thone mit kleinen Braunkohlen-Flötzen. — In die Tertiär-Zeit fällt auch wohl die Eruption des Basaltes bei Forst, der in einem grossen Steinbruche aufgeschlossen eine ausgedehnte Anwendung als treffliches Strassen-Material findet. — Unter den Ablagerungen

Digitized by Google

der Quartär-Zeit ist der Löss wie bekannt, in der Pfalz die am meisten verbreitete; durch grossen Reichthum an Pflanzen nährenden Stoffen wie durch Tiefgründigkeit ausgezeichnet, ist er es der dem ebenen Lande die vielgerühmte Fruchtbarkeit verleiht.

Die interessante Abhandlung Gümbels — aus welcher wir hier nur das Wichtigste hervorgehoben haben — verdient um so mehr die Beachtung des geologischen Publikums als wir bis jetzt noch keine geologische Schilderung der Pfalz besassen, obwohl schon viel über einzelne Gegenden geschrieben wurde, wie ein Blick auf die vom Verfasser mit Sorgfalt zusammengestellte Literatur zeigt.

G. Leonhard.

Titi Livi ab urbe condita Liber II. Für den Schulgebrauch erklärt von Joseph Frey. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. 104 S. in gr. 8.

Dieses Heft bildet eine Fortsetzung der in diesen Jahrbb. 1864 S. 857 ff. bereits angezeigten Ausgabe des Livius, welche für den Schulgebrauch veranstaltet, mit deutschen erklärenden Anmerkungen ausgestattet ist. Zweck und Tendenz des Unternehmens ist a. a. O. angegeben, so wie die Einrichtung desselben: sie ist in diesem zweiten, das zweite Buch des Livius enthaltenden Hefte sich gleich geblieben, die Erklärung theilweise selbst mit grösserer Schärfe und Genauigkeit, in sprachlichen wie sachlichen Gegenständen durchgeführt. Ueber das in dieser Erklärung beobachtete Maass mag man verschiedener Ansicht sein; Erklärungen, wie »omnes deinceps: alle der Reihe nach«, oder »contemnendam: gering achten«, und ähnliche der Art würden wir nach unserer Ansicht allerdings lieber entfernt sehen, so gern wir auch sonst dem Verfasser bezeugen, dass »was zu einem erfolgreichen Verständniss des Textes in sprachlicher und sachlicher Beziehung nöthig erschien, in den Anmerkungen beigebracht worden ist.« Der Verf. ist indessen dabei nicht stehen geblieben, indem er in einem Anhang eine Reihe von sachlichen Erörterungen, die sich auf einzelne in diesem Buche des Livius zur Sprache gebrachte, zunächst die Entwicklung der römischen Verfassung betreffende Punkte beziehen, und in den Anmerkungen keinen Platz finden konnten, gegeben hat, um es dem denkenden Schüler möglich zu machen, eine klare Anschauung des in diesem zweiten Buche des Livius geschilderten Kampfes der Stände zu gewinnen und damit sich ein Bild von der fortschreitenden Entwicklung des römischen Staates in seinem Innern zu schaffen, wie solche auch in den folgenden Büchern des Livius und den darin geschilderten Parteikämpfen dargestellt ist. Dass die Kritik von dieser Ausgabe ausgeschlossen ist, liegt in ihrer Bestimmung und in ihrem Zwecke: indess ist doch, um auch in dieser Hinsicht nichts zu versäumen, am Schluss ein Verzeichniss der Abweichungen, welche der Text dieser Ausgabe von dem

Digitized by Google

Texte der zweiten Weissenborn'schen in der Bibliotheca scriptt. gr. et rom. Teubneriana vom Jahr 1862 bietet, beigefügt; man wird, wenn man dieses Verzeichniss prüfend durchgeht, ersehen, dass der Verf. mit Selbständigkeit zu Werke gegangen, und da, wo er von Weissenborn, oder auch von Herz und Madvig in der Behandlung des Textes abgewichen ist, meist durch triftige Gründe dazu bestimmt worden ist.

Cicero's Rede für L. Murena. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Adolf Koch. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. 54 S. in gr. 8.

Diese Bearbeitung einer der gefeiertsten Reden Cicero's schliesst sich an ähnliche Bearbeitungen einzelner Schriften Cicero's an, von welchen noch zuletzt in diesen Jahrbb. 1866. S. 550 ff. die Rede war; sie empfiehlt sich auch für den Gebrauch, insbesondere für die Privatlektüre, durch die ganze Haltung der Anmerkungen, welche die Bestimmung haben, in allen sprachlichen und sachlichen Beziehungen, in welchen die eigene Kraft des Lesers nicht ausreicht, nachzuhelfen, anzuregen zu weiterem Nachdenken, und auf die richtige Erforschung des Sinnes und das volle Verständniss hinzuführen. Es kann in dieser Hinsicht insbesondere auf die sprachlichen Bemerkungen hingewiesen werden, welche durch schärfere Fassung und Heranziehung auch anderer Stellen Cicero's selbst eine weiter gehende Bedeutung gewinnen, und andererseits auch mit der Kritik des Textes vielfach im Zusammenhang stehen. Um ein Beispiel davon zu geben, wählen wir die Stelle cp. 16 §. 34: »itaque ipse Pompejus regno possesso, ex omnibus apertis ac notis sedibus hoste pulso, tamen tantum in unius anima posuit, ut« etc. So schreibt nämlich der Verf., indem er apertis statt des handschriftlichen oris gesetzt hat, »das weder an sich verständlich ist, noch zu notis sedibus passt.« Wir bezweifeln beides und vermögen nicht einen genügenden Grund für die Beseitigung von oris zu finden. Andererseits aber wird man, um ein entgegengesetztes Beispiel anzuführen, es gewiss billigen, wenn cp. 28 §. 58: primum illud depretor aus einer Handschrift an die Stelle der Vulgata deprecabor getreten ist, indem das Futurum, auch nach dem, was vorausgeht, minder passend erscheint: aus demselben Grunde ist auch weiter unten cp. XXX. p. 63 fateor statt des handschriftlichen fatebor gesetzt. Und so liesse sich noch Manches der Art anführen, was wir indess unterlassen, da die Kritik der Bestimmung dieser Ausgabe fern liegt, und wie bemerkt, nur da berücksichtigt ist, wo sie mit der zu gebenden Erklärung und mit dem Verständniss in Berührung kommt. Diess zu erzielen, ist der nächste Zweck der Anmerkungen, und diesem werden sie auch nach ihrer ganzen Fassung entsprechen. Eine kurze Einleitung geht dem Text der Rede voraus.

Digitized by Google

Erzählungen aus dem dem deutschen Mittelalter. Herausgegeben von Otto Naseman. Dritter Band, (mit dem besondern Titel:) *Hamburg, Bremen, die Missionsstädte des scandinavischen Nordens. Mit Zugrundelegurg der Hamburger Kirchengeschichte Adams von Bremen, von Dr. phil. Moritz Berndt. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. 232 S. in 8.*

Ueber die beiden ersten Bändchen dieses Unternehmens, in welchen das Leben Karls des Grossen (nach Einhard und dem Mönch von St. Gallen), dann Heinrich I. und Otto der Grosse (nach Widukind) geschildert worden waren, ist in diesen Jahrbb. 1864. S. 160 berichtet worden, und soll auch vom vierten Bändchen an mit derartigen Schilderungen fortgefahren, mithin die deutsche Geschichte von 973—1056 behandelt werden. Das dazwischen liegende dritte Bändchen betrifft den scandinavischen Norden und soll den jugendlichen Leser in einer an die Quellen unmittelbar sich anschliessenden, in jeder Hinsicht ansprechenden Form mit der Einführung und Verbreitung des Christenthums in diesen Ländern, wie sie von Bremen und Hamburg ausging und an die beiden Verkündiger des Christenthums, an Ansgar und Adalbert, Erzbischof von Hamburg geknüpft ist, bekannt machen, damit zugleich aber auch eine Schilderung dieser beiden Glaubensboten verbinden. Zu Grunde gelegt ist dieser Darstellung zunächst die Kirchengeschichte Adam's von Bremen, die wenige Jahre nach Adalberts Tode vollendet worden und seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl gewidmet ist, aber auch andere Werke neuerer Zeit, die sich auf die ältere Geschichte des scandinavischen Nordens und dessen Bekehrung zum Christenthum beziehen, wurden benutzt oder zu Rathe gezogen, um eine eben so gesicherte als genaue Darstellung des Einzelnen zu geben. Auch die Culturzustände des scandinavischen Nordens wurden mit Sorgfalt beachtet, und enthält das auf die Einleitung folgende erste Kapitel eine anziehende Beschreibung des Landes, das den Gegenstand dieser Schilderung bildet, seiner Bewohner und ihrer Lebensweise, namentlich auch ihrer religiösen Anschauungen, weshalb eine gedrängte Darstellung der Odinslehre gegeben wird; daran schliesst sich in den weiter folgenden vierzehn Abschnitten die auf die oben bemerkte Quelle zunächst basirte Erzählung von der Bekehrung, und der dadurch hervorgerufenen völligen Umgestaltung des scandinavischen Nordens; sie reicht bis zu dem Tode Adalberts am 18. März 1072 und liefert ein Bild, das geeignet ist, jugendliche Gemüther nicht blos mit der Thatsache selbst bekannt zu machen, sondern auch sie anzuregen und für höhere Ideale empfänglich zu machen, wie sie das Leben und Wirken der hier in ihrer gesegneten Thätigkeit vorgeführten Boten des Evangeliums darstellt. Wir wünschen, dass dieser schöne Zweck auch erreicht werden möge.

Digitized by Google

Nr. 46. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Vorlesungen über Dynamik von C. G. J. Jacobi, nebst fünf hinterlassenen Abhandlungen desselben herausgegeben von A. Clebsch. Unter Beförderung der k. preuss. Akademie der Wissenschaften. Berlin. Druck und Verlag von G. Reimer. 1866. (VIII und 578 S. in 4).

Die wissenschaftliche Welt ist Herrn Clebsch entschieden zu Dank verpflichtet für die sorgfältige Herausgabe der vorliegenden Vorlesungen über Dynamik und der weitern von dem berühmten Verfasser hinterlassenen Abhandlungen.

Die Entstehungsgeschichte der ersten (und Haupt-) Abtheilung des Buches ist kurz die folgende. Im Winter 1842—1843 hielt Jacobi an der Königsberger Universität Vorträge über Dynamik, welche von seinem damaligen Zuhörer Borchardt aufgezeichnet und dann überarbeitet wurden. In wie weit, mit Ausnahme des Schlusses auf S. 291—300, der Herausgeber noch etwa Hand angelegt, ist nicht angegeben, so dass, allem Anscheine nach, im Wesentlichen die Arbeit Borchardts vor uns liegt.

Die zweite Abtheilung, über deren nähern Inhalt wir berichten werden, ist aus dem literarischen Nachlasse Jacobis, der seit 1860 sich in den Händen von Clebsch befindet, entstanden, und enthält Alles, was sich auf Dynamik und Integration der partiellen Differentialgleichungen bezieht, wobei wir allerdings erwähnen müssen, dass Clebsch bereits im Journal für reine und angewandte Mathematik einige grössere Abhandlungen aus dem oben genannten Nachlasse veröffentlicht hat.

Wir wollen, bei der Wichtigkeit aller Arbeiten des grossen Mathematikers, versuchen, dem Leser eine Uebersicht über den Inhalt des vorliegenden Werkes zu geben, in so weit dies ohne eigentlichen mathematischen Apparat möglich ist. Da sich Referent im dritten Bande seiner »Differential- und Integralrechnung«, so wie in seinen »Studien zur analytischen Mechanik« (Stuttgart 1862 und 1863) viel mit den von Jacobi behandelten Punkten beschäftigt hat, so mag man ihm erlauben, hin und wieder sich auf seine Schriften berufen zu dürfen, um sich kürzer fassen zu können. Den Lesern dieser Blätter ist freilich die letzte dieser Schriften gelegentlich der Gemüthserleichterung des liebenswürdigen Basler Gewerbeschulmanns nicht in der vortheilhaftesten Weise geschildert worden, indem besagter Herr die Anzeige eines Gelehrten von seinem Kaliber in dem »literarischen Zentralblatt« zitirte. Aber trotzdem sind eine Reihe Ansichten und Darstellungen jener Schrift

Digitized by Google

durch die Autorität Jacobis in so ferne unterstützt, als dieser grosse Analytiker in ähnlicher Weise verfahren ist, auch — wie es scheint — wenn er eine vollständige Darstellung der Dynamik gegeben hätte, im Allgemeinen den von dem Referenten eingeschlagenen Weg gebilligt haben würde. Dies zur gelegentlichen Erwiderung auf grundlose, von Unberechtigten ausgehende Urtheile.

Die Aufgabe der hier anzuzeigenden Vorlesungen bezeichnet Jacobi dahin, dass »sie sich mit den Vortheilen beschäftigen werden, welche man bei der Integration der Differentialgleichungen der Bewegung aus der besondern Form dieser Gleichungen ziehen kann.« Wir haben es demnach hier mit einer wesentlich analytischen Aufgabe zu thun, deren Lösung ganz entschieden die Grundlage des ganzen Werkes ist, während die Dynamik als solche nur als Träger dieser Aufgabe — wenn man sich so ausdrücken darf — erscheint. Dass dabei die Arbeiten Hamiltons als Ausgangspunkt dienen und fortwährend an- und ausgeführt werden, versteht sich von selbst.

Jacobi beginnt mit der Aufstellung der Differentialgleichungen der Bewegung, wobei er zunächst ein freies System von materiellen Punkten betrachtet. Die drei Gleichungen $m\frac{d^2x}{dt^2}=X$, $m\frac{d^2y}{dt^2}=Y$, $m\frac{d^2z}{dt^2}=Z$, die für jeden einzelnen Punkt gelten, sind für ihn die Grundlage der gesammten Untersuchung. Er stellt also weder das Prinzip der virtuellen Geschwindigkeiten (das überhaupt nicht genannt wird), noch das »d'Alembert'sche Prinzip« an die Spitze. Das Ref. in der oben angeführten Schrift genau eben so verfahren ist und gemeint hat, es müssten alle weitern Umstände der Bewegung sich daraus ergeben, wurde von dem bereits genannten geistreichen Kritiker getadelt. Vielleicht findet es derselbe jetzt, nachdem auch Jacobi so verfahren ist, doch nicht so ganz verwerflich!

Die Gleichungen der Bewegung, der Zahl nach 3 n bei n Punkten, bringt Jacobi in eine »äusserst vortheilhafte symbolische Form«, indem er sie mit willkürlichen Faktoren multiplicirt und addirt. Dadurch erhält man eine einzige Gleichung: $\left(m\frac{d^2x}{dt^2}-X\right)\lambda$ $+\left(m\frac{d^2y}{dt^2}-Y\right)\mu+\left(m\frac{d^2z}{dt^2}\right)\nu+$ u. s. w. $=0$, wenn λ, μ, ν, ... diese Faktoren sind. Diese neue Gleichung, die für jeden Werth der Multiplikatoren gelten soll, ersetzt natürlich das ganze System. »Der Uebersichtlichkeit wegen wollen wir die Faktoren λ, μ, ν, .. mit δx, δy, δz bezeichnen, wo x, y, z, rein als Indices anzusehen sind, so wird unsere symbolische Gleichung:

$$\Sigma\left[\left(m\frac{d^2x}{dt^2}-X\right)\delta x+\left(m\frac{d^2x}{dt^2}-Y\right)\delta y+\left(m\frac{d^2z}{dt^2}-Z\right)dz\right]=0,$$

wo sich die Summe auf alle Punkte des Systems bezieht.« Wir

Digitized by Google

haben hier die Worte Jacobis zitirt, um zu zeigen wie er zu der so eben angegebenen, bekanntlich viel behandelten Gleichung kömmt. Sie ist für ihn eine rein symbolische Form und all der Phrasenschwall, der in den Lehrbüchern gemacht wird, um zu ihr zu gelangen, ist überflüssig, und — setzen wir hinzu — eben desshalb gänzlich verwirrend. Dass Ref. diese symbolische Form nicht für nothwendig hält, wird man ihm natürlich glauben, da er davon nie Gebrauch gemacht und doch all die allgemeinsten Gesetze aus den einfachen Ungleichungen abgeleitet hat. Dass Jacobi dieselbe benützt, liegt in der Natur des reinen Analytikers, der eine Reihe Ergebnisse auf die kürzeste Weise zu erhalten wünscht.

Von dem Falle der Anziehung ausgehend gelangt Jacobi auf den Begriff der Kräftefunktion, die er durchweg mit U bezeichnet. Dabei bedient er sich — »vorläufig als eines abgekürzten Zeichens« — des Symboles δU für $\Sigma\left(\frac{dU}{dx}\delta x+\frac{dU}{dy}\delta y+\frac{dU}{dz}\delta z\right)$, und gibt an, dass »obgleich diese Bezeichnung nur einen Sinn hat, wenn eine Kräftefunktion existirt«, man dieselbe sogar im allgemeinsten Falle angewendet habe, und »in der Regel« zu richtigen Resultaten gelange. Er zeigt dann, dass die gewählte Bezeichnung auch sehr vortheilhaft ist, wenn man für die Koordinaten x, y, z neue (3 n) Veränderliche einführt.

Dass aber diese Form auch dann beizubehalten sei, wenn die Bewegung eines unfreien Systems betrachtet wird, dann aber die δx, δy, δz nicht mehr als willkürlich anzusehen sind, sondern (wie Differentiale angesehen) den Bildungsgleichungen genügen müssen, glaubt Jacobi als ein nicht weiter zu beweisendes Prinzip aussprechen zu dürfen, in welcher Beziehung er sich auch auf dieselbe Meinung von Gauss beruft. Da wir selbstverständlich keine Kritik der Arbeiten eines Jacobi schreiben, so führen wir diese Ansicht hier einfach an.

Zur Ableitung der »allgemeinen Prinzipe« übergehend, wird nunmehr zunächst das der Erhaltung der Bewegung des Schwerpunkts gefunden. Wir können diese Ableitung hier ganz wohl übergehen und wenden uns zum zweiten Prinzipe: dem der Erhaltung der lebendigen Kraft. Unter der Annahme des Bestehens der Kräftefunktion, und wenn $\delta x=\frac{dx}{dt}dt$, u. s. w. ergiebt sich $\frac{1}{2}\Sigma m v^2=U+h$, wo h eine Konstante ist. Das setzt allerdings voraus, dass die Kräftefunktion sowohl als die Bedingungsgleichungen die Zeit nicht entwickelt enthalten, wie denn auch in der Kräftefunktion die Differentialquotienten von x, y, z nach t nicht vorkommen dürfen (Studien, §. 10, VI). Dass man die »symbolische Form« der Bewegungsgleichungen zu dieser Ableitung nicht bedarf, ist wohl unmittelbar klar. Auch für die relative Bewegung um den Schwerpunkt wird der Satz erwiesen und einige Betrachtungen über die Stabilität des Sonnensystems daran geknüpft.

Digitized by Google

Als drittes Prinzip tritt das der Erhaltung der Flächenräume auf. Die daraus gezogenen Folgerungen sind: die Bestimmung der so genannten unveränderlichen Ebene, Schlüsse in Bezug auf die Stabilität des Sonnensystems und einige Betrachtungen über einen Fall, in dem das Prinzip nicht gilt.

In der folgenden Vorlesung beschäftigt sich Jacobi mit dem »Prinzip der kleinsten Wirkung.« Er spricht sich in Bezug auf dasselbe dahin aus, dass es »in fast allen Lehrbüchern, auch in den besten, in denen von Poisson, Lagrange, Laplace, so dargestellt wird, dass es nicht zu verstehen ist.« Ref. hat sich gefreut, durch diese Autorität seine eigene Ansicht so vollständig bestätigt zu finden. Die Kunststücke, die z. B. Poisson macht, um einen »Beweis« zu erzielen, sind stets über seine Fassungskraft hinausgegangen. Indem Jacobi noch eine weitere Vorlesung diesem Gegenstande widmet, fügt er aber die Lagrangesche Form der (allgemeinen) Bewegungsgleichungen bei. Die ursprünglich gemachte Annahme, es gelte die symbolische Form in allen Fällen hat natürlich die Ableitung gar sehr erleichtert. Die eigentliche Schwierigkeit liegt darin, dass in allen Gleichungen dieselben Multiplikatoren vorkommen. Ref. hat in seiner angeführten Schrift (§. 1, VIII) einen unmittelbaren Beweis dafür zu geben versucht, also natürlich die unbedingte Annahme der Anwendbarheit der symbolischen Form in allen Fällen nicht zugelassen. Dadurch erklärt sich dann auch wohl ganz unmittelbar die eigentliche Bedeutnng dieser Koeffizienten, ohne dass man die Statik interveniren lassen muss.

Das was Referent als das Prinzip der kleinsten Wirkung bezeichnet hat, nämlich dass das Integral $\int (T + U)\, dt$, genommen zwischen zwei bestimmten Werthen so beschaffen sei, dass seine (erste) Variation Null ist, wird nun von Jacobi als das von Hamilton zuerst aufgestellte Prinzip weiter betrachtet. (Dabei ist $T = \frac{1}{2} \Sigma m v^2$). Da dariu die allgemeinsten Differentialgleichungen der Bewegung enthalten sind (im Falle des Bestehens der Kräftefunktion ohne die Differentialquotienten), so ist es begreiflich, dass dieses fragliche Prinzip zur Umformung der genannten Gleichungen sich sehr leicht verwenden lässt. So leitet denn auch Jacobi die zweite Lagrangesche Form der Bewegungsgleichungen (Studien §. 5, IV) daraus ab, die er dann in anderer Weise verifizirt. An diese Untersuchungen knüpft Jacobi die Betrachtung der Hamiltonschen charakteristischen Funktion an, d. h. er stellt die Hamiltonsche Form der Gleichungen der Bewegung (Studien, §. 5, VI) auf.

Da es sich nun um die Integration der Differentialgleichungen handelt, so wendet sich die nächste Vorlesung zu den Hilfsmitteln, welche der berühmte Verf. grösstentheils selbst dazu geschaffen. So behandelt er denn das Prinzip des letzten Multiplikators in sehr eingehender Weise und wendet es auf einige rein analytische Fälle an; dann führt er diejenigen Eigenschaften der

Digitized by Google

Determinanten auf, welche in der Theorie des letzten Multiplikators benutzt werden; verallgemeinert dann das Prinzip des letzten Multiplikators und stellt die Theorie der Funktional-Determinanten und deren Anwendung auf. Es liegt in der Natur der Sache, dass wir uns mit dieser kurzen Angabe des wichtigen Inhalts der Vorlesungen 10—14 (S. 71—118) hier begnügen müssen. Einerseits sind natürlich die hier gewonnenen Ergebnisse nicht alle neu, anderseits lässt sich ohne Eingehen auf ein zusammengesetztes Formelwesen keine deutliche Uebersicht geben.

Die nächsten Vorlesungen sind den Anwendungen dieser Theorieen gewidmet Es wird der letzte Multiplikator für ein freies System bestimmt; die Bewegung in Folge der Anziehung nach einem festen Punkte im leeren Raume und widerstehenden Mittel untersucht; der Multiplikator für die Bewegungsgleichungen in der Lagrangeschen Form, so wie in der Hamiltonschen festgestellt.

Einen Hauptheil der Theorie behandelt nunmehr die neunzehnte Vorlesung, nämlich die Aufstellung der Hamilton'schen partiellen Differentialgleichung (Studien, §. 5, VII), worauf dann die folgende Vorlesung nachweist, dass die aus einer vollständigen Lösung der Hamilton'schen partiellen Differentialgleichung abgleiteten Integralgleichungen dem Systeme gewöhnlicher Integralgleichungen wirklich genügen.

Da es sich hier nur um die Integration partieller Differentialgleichungen handelt, so stellt Jacobi zunächst die Lagrangesche Methode der Integration der partiellen Differentialgleichung erster Ordnung mit zwei unabhängig Veränderlichen dar und wendet dieselbe auf einige allgemeine Untersuchungen an. Die (Hamilton'sche) partielle Differentialgleichung wird hierauf für diejenigen Fälle, in denen das Prinzip der Erhaltung der Bewegung des Schwerpunkts gilt, umgeformt.

Um an einigen besondern Fällen die allgemeine Betrachtung einzuleiten, behandelt Jacobi die Bewegung eines Planeten um die Sonne (Lösung in Polarkoordinaten, so wie bei Einführung der Abstände des Planeten von zwei festen Punkten). Einen weiteren theoretischen Excurs bildet die Betrachtung der elliptischen (allgemeinen) Koordinaten, wobei es sich um die Umformung des Ausdrucks $\left(\frac{dV}{dx}\right)^2 + \left(\frac{dV}{dy}\right)^2 + \ldots$ handelt, worauf die nächste Vorlesung die geometrische Bedeutung der elliptischen Koordinaten in der Ebene und Raume feststellt, und die Oberfläche, so wie die Länge der Krümmungslinien des Ellipsoids mittelst derselben bestimmt.

Als Anwendung der elliptischen Koordinaten wird die Gleichung der kürzesten Linie auf einem dreiaxigen Ellipsoid aufgestellt, indem dieselbe als Bahn eines Punktes angesehen wird, der sich auf auf dem Ellipsoide bewegen muss, ohne weitern Kräften unterworfen zu sein; eben so wird das Problem der Kartenprojektion (dreiaxiges Ellipsoid auf eine Ebene) vollständig gelöst.

Digitized by Google

Die Untersuchung der Bewegung eines Punktes, der von zwei festen Mittelpunkten angezogen ist, wird ebenfalls mit Hülfe der elliptischen Koordinaten geführt und dann das Abel'sche Theorem in überraschend einfacher Weise bewiesen.

Zur reinen Mathematik zurückkehrend werden allgemeine Untersuchungen über die partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung (Vorl. 31—33) in sehr ausführlicher Weise durchgeführt, über die wir aber schon desshalb nicht weiter uns aussprechen können, da die eigentlichen Ergebnisse sich nicht in einfacher Weise zusammenfassen lassen. Diese Untersuchungen werden dann auf die Mechanik angewendet, wobei der Poisson'sche Satz, nach welchem aus zwei Integralen oft ein drittes sich finden lässt, ebenfalls erscheint. Ref. hat diesen Gegenstand im dritten Bande seiner Differential- und Integralrechnung S. 193—202 behandelt und dort diejenigen Formeln aufgestellt, welche im vorliegenden Werke als wesentliche Ergebnisse der so eben angeführten Vorlesungen 34 und 35, so wie der folgenden, welche die Störungstheorie enthält, erscheinen.

Damit schliessen die Vorlesungen, welche durch Krankheit Jacobi's unterbrochen wurden. Der Herausgeber hat, nach den nachgelassenen Papieren, die im 60. Bande des Crelleschen Journals veröffentlicht wurden, Untersuchungen über die Integration der nicht linearen partiellen Differentialgleichungen beigegeben.

Uns zu den »nachgelassenen Abhandlungen« wendend, begegnen wir zuerst einer ausführlichen und sehr sorgfältig gearbeiteten: »Ueber diejenigen Probleme der Mechanik, in welchen eine Kräftefunktion existirt, und über die Theorie der Störungen.« Nach der Meinung des Herausgebers ist diese Abhandlung um die Zeit der Königsberger Vorlesungen verfasst worden. Bei der gegenseitigen Verwandtschaft des Inhalts, der zu Folge diese erste Abhandlung eine Ergänzung und Erweiterung des in den »Vorlesungen« behandelten Gegenstandes ist, liegt diese Vermuthung auch sehr nahe. Bei der eingehenden Sorgfalt der Ausarbeitung muss man ohnehin diese Abhandlung gewissermassen als Fundament für jene Vorlesungen ansehen.

Jacobi beginnt darin mit den schönen Untersuchungen Hamiltons, die er »die bedeutendste Erweiterung, welche die analytische Mechanik seit Lagrange erfahren hat« nennt, welche Untersuchungen er in vollständiger Form mittheilt und wesentlich erweitert. Bei der bekannten Weitläufigkeit der hier auftretenden Theoreme müssen wir uns darauf einschränken, in vorstehender Kürze den Inhalt zu bezeichnen. Wir fügen nur noch bei, dass ein grosser Theil dieser lehrreichen Untersuchungen die Integration der partiellen Differentialgleichung berührt, durch welche die hier auftretenden Probleme der analytischen Mechanik gelöst werden. Bekanntlich ist die Herstellung dieser einen Differentialgleichung und was sich daran knüpft, das Verdienst Jacobi's um diesen Theil der Wissenschaft.

Digitized by Google

Die Störungstheorie bildet den zweiten Theil der vorliegenden Abhandlung. Nach Berührung der Legrangeschen Darstellung werden die Formeln von Poisson sehr ausführlich behandelt und etwaige Anstände, die dabei auftauchen können, beseitigt. Namentlich wird die Umformung der Systeme von Elementen in einander vollständig durchgeführt. Das Wesentliche dieser Untersuchungen hat Ref. im dritten Bande seiner Differential- und Integralrechnung (S. 194—202) angegeben. Dann ist in dieser Beziehung auf die Note VII zum erste Bande der dritten Ausgabe der Mécanique analytique zu verweisen, in der Bertrand den Gegenstand, wenn auch kurz, ebenfalls behandelt.

Die zweite Abhandlung ist überschrieben: »Ueber die vollständigen Lösungen einer partiellen Differentialgleichung erster Ordnung.«

Zunächst wird der Satz aufgeführt, nach welchem eine vollständige Lösung der partiellen Differentialgleichung $\frac{dz}{dt} + \Phi = 0$, wo Φ eine bekannte Funktion von $t, x_1, \ldots, x_n, z, \frac{dz}{dx_1}, \ldots, \frac{dz}{dx_n}$ ist, zugleich die sämmtlichen Integralgleichungen eines Systems von $2n+1$ gleichzeitigen Differentialgleichungen erster Ordnung liefert. (Es ist der letzte Satz, den Ref im §. 9 des dritten Bandes seiner Differential- und Integralrechnung erwiesen hat). Nachdem der Beweis blos angedeutet worden, zeigt Jacobi dann, dass wenn $z=f$ eine vollständige Lösung ist, die fraglichen Integralgleichungen (die Gleichungen (9) a. a. O.) auch wirklich ein System vollständiger Integralgleichungen des vorgelegten Systems gleichzeitiger Differentialgleichungen sind, ein Beweis, der allerdings zum vollen Abschluss der Theorie geführt werden soll. Hierauf behandelt der Verfasser das Auftreten von überzähligen willkürlichen Konstanten bei einer vollständigen Lösung einer partiellen Differentialgleichung, indem er seine im 23. Bande des Crelleschen Journals veröffentlichte Abhandlung hier skizzirt. Davon macht er dann Anwendung auf das aus einer vollständigen Lösung mit überzähligen Konstanten entspringende System der dynamischen Integralgleichungen; zeigt ferner, wie man aus einer beliebigen vollständigen Lösung einer partiellen Differentialgleichung erster Ordnung alle ihre übrigen Lösungen ableitet und zwar wenn die gesuchte Funktion in der partiellen Differentialgleichung nicht vorkömmt, oder wenn sie darin vorkömmt. Endlich wird noch nachgewiesen, wie man von einer abgeleiteten Lösung zu der ursprünglichen zurückgelangt. Wie man hieraus ersieht, sind dies wesentliche Erweiterungen und Vollendungen der Theorie, die aber mit den »Vorlesungen« in so ferne zusammenhängen, als gerade die dynamischen Gleichungen ganz vorzugsweise zu den hier betrachteten Fällen gehören.

Die dritte Abhandlung dehnt die Lagrangesche Methode der Integration einer partiellen Differentialgleichung erster Ordnung mit

Digitized by Google

drei Veränderlichen auf den Fall von vier Veränderlichen aus und betrachtet die hiebei auftretenden möglichen Fälle vollständig.

Die vierte Abhandlung ist betitelt: »De aequationum differentialium isoperimetricarum transformationibus earumque reductione ad aequationem differentialem partialem primi ordinis non linearem.« Diese Abhandlung gehört in so weit hieher, als sie eine Aufgabe behandelt, die sich in ähnlicher Weise wie die dynamischen Gleichungen erledigen lässt. Ref. hat in seinem mehrfach angeführten dritten Bande im §. 10, V diese Aufgabe, bezüglich deren Lösung, kurz angedeutet.

Die letzte Abhandlung: »De aequationum differentialium systemate non normali ad formam normalem revocando« enthält die Auflösung einer bereits in den »Vorlesungen« (S. 119) berührten Aufgabe. Ist t die unabhängig Veränderliche; sind $x_1, .., x_m$ davon abhängig und ist ein System von m gleichzeitigen Differentialgleichungen: $u_1 = 0, .., u_m = 0$ zwischen diesen $m + 1$ Veränderlichen gegeben, so lässt sich die Zahl der bei der Integration eintretenden willkürlichen Konstanten bekanntlich leicht bestimmen, wenn das System der gleichzeitigen Differentialgleichungen durch den bekannten Kunstgriff auf eines von Differentialgleichungen reduzirt wird, die nach den noch blos vorkommenden ersten Differentialquotienten aufgelöst werden können. Anders verhält sich die Sache, wenn letztere Bedingung nicht erfüllt ist, also vorläufige Differenzirungen nöthig werden. Die vorliegende Abhandlung enthält eine vollständige Auseinandersetzung der Resultate; die Beweise sind in einer zweiten Abhandlung, die ebenfalls zu dem Jacobischen Nachlasse gehörte, abgedruckt im 64. Bande des Journals für reine und angewandte Mathematik, enthalten. Durch diese Trennung ist freilich ein kleiner Uebelstand eingetreten, der allerdings nicht gerade schwer zu heben ist.

Cours d'Algèbre supérieure par J. A. Serret, Membre de l'Institut. Prof. au Collége de France et à la Faculté des sciences de Paris. Troisième Edition. Tome second. Paris, Gauthier-Villars. 1866. (XII u. 664 S. in 8.).

Der zweite Band des Werkes, von dem wir unlängst den ersten anzeigten, ist demselben rasch gefolgt und wir haben, unserm Versprechen gemäss, über den Inhalt desselben den Lesern Bericht zu erstatten.

Bei dieser Berichterstattung werden wir uns aber verhältnissmässig kurz zu fassen haben, da der zweite Band die feinern und schwierigern Untersuchungen enthält, die einen Auszug, oder eine übersichtliche Darstellung, wenn man sich nicht in Weitläufigkeiten einlassen will, nicht wohl gestatten. Wir werden uns also be-

Digitized by Google

gnügen, in Kürze anzugeben, über welche Theile der höhern Algebra die Untersuchungen des Verfassers sich erstrecken.

Der zweite Band bildet die Abschnitte (sections) III—V des ganzen Werkes, welche dann wieder sich in vier, fünf und nochmals fünf Kapitel scheiden. Jeder der drei Hauptabschnitte handelt natürlich von einem andern Gegenstande.

Im ersten werden die »Eigenschaften der ganzen Zahlen« betrachtet, d. h. derselbe stellt die so genannte Zahlentheorie dar. Wir begegnen da den Lehrsätzen über die kongruenten oder equivalenten Zahlen (mit den Bezeichnungen von Gauss); den Lehrsätzen von Fermat, Wilson u. s. w.; der Theorie der Wurzeln der Kongruenzen; der Theorie der Reste der Potenzen und der binomischen Kongruenzen; den Stammwurzeln (primitive Wurzeln) und was damit zusammenhängt. Sodann werden den Eigenschaften der ganzen Funktionen untersucht bezüglich eines Modulus, der eine Primzahl ist. In diesem eben genannten Theile entwickelt der Verfasser ausführlich eine Theorie, welche er der Akademie unterm 4. Dezember 1865 vorgelegt hat. Im letzten Kapitel werden Untersuchungen über die Anzahl der Primzahlen angestellt, die zwischen gegebenen Gränzen liegen, wobei als Hilfssatz die näherungsweise Berechnung von 1 . 2 . 3 . . . x für grosse x in ziemlich einfacher Weise erläutert wird.

Der zweite Hauptabschnitt behandelt die »Substitutionen«, also ebenfalls einen der heiklern Theile der Algebra. Die allgemeinern Eigenschaften der Substitutionen werden betrachtet, dann die kreisförmige Substitution dargestellt u. s. w. Das zweite Kapitel behandelt die Eigenschaften der Systeme konjugirter Substitutionen; das dritte dann die Indices der konjugirten Systeme; das vierte untersucht einige besondere Fälle der Theorie der Funktionen und das fünfte endlich wendet diese Theorie auf eine Reihe einzelner Fragen an.

Der dritte Hauptabschnitt verbreitet sich über die »algebraische Auflösung der Gleichungen.« Die Gleichungen des dritten und vierten Grades werden nach den verschiedenen bekannten Weisen aufgelöst, woran dann die Lagrangeschen Untersuchungen über die algebraische Auflösung der Gleichungen überhaupt geknüpft sind. Im zweiten Kapitel wird der Satz bewiesen, dass eine den vierten Grad übersteigende Gleichung nicht algebraisch aufgelöst werden könne; worauf dann im dritten die Abel'schen Gleichungen und im vierten eine Klasse von Gleichungen des neunten Grades, die sich algebraisch auflösen lassen, behandelt werden. In diesem Kapitel werden namentlich die Untersuchungen Hesses, Chasles u. A. über die Kurven dritter Ordnung berücksichtigt. Das fünfte Kapitel endlich stellt die Theorie dar, die Galois in der Abhandlung: Sur les conditions de résolubilité des équations par radicaux (Liouvilles Journal, 1846) veröffentlichte, nebst Untersuchungen von Hermite und Kronecker über denselben Gegenstand.

Digitized by Google

Aus den bereits oben angegebenen Gründen begnügen wir uns mit dieser allerdings kurzen Anzeige des vorliegenden sehr ausführlich zu Werke gehenden zweiten Bandes.

Redtenbachers Wirken zur wissenschaftlichen Ausbildung des Maschinenbaues. Festrede zur Enthüllungs-Feier des Denkmals Ferdinand Redtenbachers am 2. Juni 1866 gehalten von Dr. F. Grashof, Prof. an der polyt. Schule in Karlsruhe. Heidelberg. Verlagshandlung von Fr. Bassermann. 1866 (31 S. in 8.).

Am 2. Juni 1866 wurde, der damaligen Lage des Vaterlandes wegen in möglichster Stille, das Denkmal enthüllt, das Schüler und Verehrer des leider frühe heimgegangenen grossen Mannes, den die vorliegende Festrede ehrt, seinem Andenken auf Grund und Boden der Schule gesetzt, die ganz vorzugsweise er auf die hohe Stufe erhoben hat, die sie zur Zeit seines schmerzlich beklagten Todes einnahm. Dass Referent, der dem Verewigten lange Jahre hindurch nicht nur als Lehrer an derselben Anstalt, sondern auch durch persönliche Beziehungen nahe stand, sich als jüngerer Mann an dem Beispiele rastlos und mit gewissenhaftester Achtung vor der Wahrheit vorwärts strebenden Schaffens aufrichtete und von dorther die wirksamsten Anregungen zu eigener Thätigkeit erhielt; dass Referent nur mit tiefstem Schmerze des Augenblicks gedenkt, da der von ihm hochverehrte College und Freund nach langer aufzehrender Krankheit seine irdische Wirksamkeit schloss und das Grab die Hülle eines Riesengeistes empfieng, wird man ihm wohl auch ohne seine besondere Versicherung gerne glauben. Alle diese Empfindungen der Trauer und des Schmerzes um den Verlust eines solchen Mannes erneuerte sich bei der Todtenfeier, die bei Gelegenheit der Enthüllung des Denkmals die polytechnische Schule in Karlsruhe, wenn auch etwas spät, ihrem grössten Lehrer gehalten. Und wenn aus der wohl getroffenen Büste der tief denkende Geist hervorzusehen scheint, so konnten wir nur aus innerster Seele und erschütterten Herzens bedauern, dass der Mund nun auf immer geschlossen ist, an dem in dem benachbarten Hörsaale Tausende von Schülern gehangen und der Worte gelauscht haben, die mit so seltener Gabe und tiefster Ueberzeugung ihm entströmten; dass jene tiefblauen Augen, aus denen ein reiner, für alles Edle und Gute empfänglicher Geist hervorleuchtete, erloschen sind für alle Zeiten. Wer einmal in jenes klare Auge geblickt, der wusste, dass er mit einem begeisterten, durchaus lautern, aber auch entschiedenen Charakter verkehre. Sein Andenken sei geheiligt für immerdar.

Die uns vorliegende Festrede, die, wie es in der Natur der Sache lag, sein Nachfolger auf dem Lehrstuhle gehalten, würdigt in einer Weise, die dem Inhalte und der Form nach gleich vortrefflich ist,

Digitized by Google

die unvergänglichen Verdienste Redtenbachers um die Wissenschaft des Maschinenbaues. Redtenbacher ist es ganz vorzugsweise, der dem bis auf seine Zeit nur empirisch betriebenen Maschinenbaue die wissenschaftliche Grundlage gegeben und dies in einer Art gethan, die mustergiltig bleiben wird für alle Zeiten. Dass der Festredner sich auf diesem Theil, allerdings dem einzig unvergänglichen, einschränkte, war durch die Thatsache geboten, dass er den Verewigten persönlich nie gekannt, Alles also, was in das Gebiet des Persönlichen gehört, nur mittelbar erfahren hatte. Doch ist bei andern Gelegenheiten auch dieser Theil, der ganz besonders für den wichtig ist, der im Manne der Wissenschaft auch den Menschen sehen will, gewürdigt worden.

Nachdem Grashof den (traurigen) Stand des Maschinenbaues in Deutschland zu der Zeit, als Redtenbacher seine Studien und bald darauf seine Lehrthätigkeit begann, geschildert; gezeigt, wie selbst in England, das in der Praxis weit vorgeschritten war, die Theorie hinter dem geringsten Maasse der Anforderungen zurückblieb; wie in Frankreich wohl einzelne Männer sich die Aufgabe gestellt, diesen gänzlichen Mangel einer wissenschaftlichen Theorie zu beseitigen, aber — als der Technik zu ferne stehend — nicht zum Ziele gelangten: schildert er das Auftreten Redtenbachers auf dem Gebiete, das ihm unsterblichen Ruhm erworben, in einer Weise, die ihm jeden der begeisterten Schüler und der Freunde Redtenbachers zu Dank verpflichtet. »Dazu (der wissenschaftlichen Zergliederung der Maschinenthätigkeit bis in deren kleinste Organe) bedurfte es eines Mannes, welcher einen durchdringenden klaren Verstand nicht nur mit umfassenden wissenschaftlichen Kenntnissen und einem ausgebildeten Gefühl für räumliche Verhältnisse, sondern auch mit vollständiger Kenntniss der derbsten Praxis verband, der Art jedoch, dass der auf das Wesen der Dinge gerichtete philosophische Blick den Gegenstand fortwährend beherrschte, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Nothwendige vom Zufälligen stets sicher zu trennen wusste.«

Einen kleinen Irrthum des Festredners müssen wir berichtigen. Redtenbacher wurde nicht an die »wenige Jahre zuvor gegründete Maschinenbauschule« berufen, sondern er hat diese Maschinenbauschule erst gegründet. 1841 an die polytechnische Schule berufen, wirkte er an der sogenannten »höhern Gewerbschule«, die damals Walchner zum Vorstande hatte, und erst 1847 trennte sich diese letztere in die beiden jetzt noch bestehenden mechanisch-technische und chemisch-technische Fachschulen (Maschinenbau- und chemische Schule). Abgesehen von leichter Verifikation unserer Angaben verweisen wir desshalb auf die vortreffliche, aus Redtenbachers Feder geflossene Schilderung der polytechnischen Schule in der Festgabe der Stadt Karlsruhe zur 34. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Digitized by Google

Die Schriften Redtenbachers skizzirt Grashof in seiner Rede, so weit dies dem Zwecke einer Festrede entspricht, wobei wir unsererseits nur die als kleinere Schrift bezeichnete: »Die anfänglichen und die gegenwärtigen Erwärmungszustände der Weltkörper«, die wir im Jahrgange 1861 dieser Blätter ausführlich besprochen, besonders hervorheben wollen. Diese Schrift löst eine der wichtigsten Fragen über die Theorie der Weltkörper: woher die grosse Wärme der letztern herrühre, in völlig befriedigender Weise und zeigt ganz besonders, wie vielseitig Redtenbachers Geist war.

Indem wir den vielen Schülern und Freunden Redtenbachers die uns vorliegende Schilderung seines wissenschaftlichen Wirkens empfehlen, glauben wir uns verpflichtet, dem Festredner für seine des grossen Mannes würdige Darstellung unsern Dank noch ganz besonders aussprechen zu sollen, was wir — auch ohne besondern Auftrag — gewiss im Namen von Vielen zu thun behaupten dürfen.

Dr. J. Dienger.

L'Empereur Napoléon III., Histoire de Jules César. Tomes premier et deuxième. Paris 1865 und 1866)*

Wegen dieses in seiner Art einzigen Werkes, an das man nicht mit der Loupe eines sammelnden Gelehrten, sondern mit dem Teleskop des Politikers herantreten muss, ist schon Manches Pro und Contra nach dem Standpunkt der Parteien geredet worden, besonders in Frankreich selbst, aber auch in Deutschland, wo Sprechsaal und Hörsaal um die Wette in eine vorher nie dagewesene Bewegung darüber gerathen waren. Nicht als ob wir zuvor alle Auszüge und Urtheile hätten vorbeidefiliren lassen wollen, um dann ihre Substanz wiederzugeben, sondern weil wir auf die Beurtheilung warteten, die unseren Standpunkt vertreten würde, haben wir uns bisher im Hintergrunde halten wollen. Dieses Werk, womit sich sein hoher Verfasser ein mit seinem staatsmännischen Ruhme solidarisches Denkmal gesetzt hat, ist besonders aus dem Grunde merkwürdig, weil wir eine Reihe geschichtlicher Erkenntnisse daraus zu gewinnen und mit den staatsmännischen Vorbehalten des Napoleoniden in Verbindung zu bringen Gelegenheit haben. Da der dritte Band, worin vergleichende Verfassungsstudien die spannendste Partie in dieser Beziehung sein werden, noch erst erscheinen wird, ist es uns nur möglich nach den beiden vorliegenden Bänden für den historischen Standpunkt des Werkes und den antiquarisch-strategischen die beurtheilenden Momente zu sammeln, und für ein Gesammturtheil über das ganze Werk das erst nach dem Erscheinen des dritten Bandes endgültig zu fällen sein wird, vorzubereiten.

---

*) Im ersten Bande befindet sich unter der *Préface* der Name des Verfassers, im zweiten am Schlusse unter dem Texte.

Digitized by Google

Obwohl in Deutschland die Freiheit des Urtheils hierüber nicht an den Bedingungen der Loyalität hängt, so werden wir ganz abgesehen davon, dass der Kaiser Napoleon dem jüngsten Mitgliede der Akademie, Prevost-Paradol, als dieser ihm vorgestellt wurde, seine Versicherung gab, dass auch für ihn, den Kaiser, freie Rede in der Republik der Wissenschaften existire, doch wissen, wie mit dem Freimuth die Achtung zu verbinden sein werde.

Erster Band.

Der **erste** Band, womit wir uns zunächst zu beschäftigen haben, enthält aus der Geschichte Cäsar's die Zeit bis zum Consulat, also bis zum Jahr 60 (59), der eine Uebersicht über die römische Geschichte von Cäsar vorangeschickt ist.

Ihrer Natur nach kann die letztere, da Cäsar der Gegenstand der Darstellung sein soll, nur ein Auszug sein, und sie ist es trotz der verhältnissmässigen Ausführlichkeit, die ihr ihr Verfasser gegeben hat. Diese Ausführlichkeit gibt dem Auszug ein Interesse der Kritik gegenüber, die schon der blossen Benutzung der Quellen darin nachzuspüren lohnende Gelegenheit hat. Man kann es dem Verf. nicht verdenken, dass er sich die Erörterung des staatsrechtlichen Problems der besten Verfassung für Rom vorbehalten hat, um ein möglichst objectiver Erzähler der Ereignisse bleiben zu können. Dieser Standpunkt, welcher den Hintergrund der Darstellung des ersten Bandes bildet, ist consequent festgehalten, und nur selten, d. h. zwei bis dreimal hat es der Verfasser nicht über sich gewinnen können, dem angenommenen geschichtlichen Urtheil entgegenzutreten, was er aber um so eher konnte als die Akten über die einschlägigen Controversen noch nicht geschlossen sind, z, B. was die Entstehung der Stände, was Catilina u. ä. betrifft. Wir werden hierauf zurückkommen, nachdem wir zuvor uns mit der vorhergehenden Darstellung beschäftigt haben. In sieben Kapiteln, welche das erste Buch enthält, behandelt der Verfasser nach einander die Zeit der Könige, die Gründung der consularischen Republik, die Eroberung Italiens, die Küstengegenden des Mittelmeeres vor den punischen Kriegen, die Kriege mit Karthago, Macedonien und Asien, endlich die Zeit der Gracchen, des Marius und Sulla. Dieses ist im Allgemeinen und Wesentlichen der Inhalt des ersten Buches (S. 1—251). Indem wir den darin behandelten Stoff als bekannt voraussetzen, wollen wir nur nach der Methode der Forschung d. h. der Erforschung der Quellen fragen. In dieser Beziehung macht nun dieses Buch ganz den Eindruck eines Auszugs und wenn der Verfasser es verschmäht hat, nach Gelehrtenweise eine Einleitung mit kritischen Untersuchungen über Glaubwürdigkeit der Quellen, und über das Verhältniss dieser zu einander voranzuschicken, so hat er im richtigen Gefühl gehandelt. Freilich hätte er zugleich gewissen Anwandlungen zur Kritik, wovon hin und wieder seine Anmerkun-

Digitized by Google

gen zeugen, unter dem Texte seiner Darstellung, aus dem Wege gehen sollen, indem er dadurch nutzlosen Angriffen und dem Vorwurfe angeblichen Mangels an methodischer Kritik die Darstellung seines ersten Buchs aussetzte. Was den einzelnen Capiteln einen Reiz gibt, ist dass sie in ihren Unterabtheilungen als eine Reihe wohlausgearbeiteter historischer Aufsätze gelten können, worin die Einfachheit mit der Klarheit wetteifert. Manches hätte ausführlicher behandelt werden können, was man besonders von dem unter interessanter Ueberschrift vereinigten Capitel über die Küstenländer des Mittelmeeres sagen muss. Hier hat sich der Verf. einer sichtbaren Knappheit befleissigt, um nicht über diesem Zweck den Hauptzweck zu verlieren. Man fühlt, es kam ihm darauf an, über den Schauplatz der früheren Begebenheiten der römischen Geschichte allgemein zu orientiren. Und in der That geschieht dies besser durch eine so vollständige Masshaltung im Combiniren von Materialien, wie sie sich hier zeigt, als durch Ausführlichkeiten, denen man vergebens das Lob abstreifen würde, culturhistorische Studien für sich zu sein. Das Capitel macht den Leser zuerst mit Carthago und seinem Handel bekannt, dann mit Iberien, dann mit Gallien u. s. w. und führt ihm die Zustände der Länder an der Küste des Mittelmeeres der Reihe nach mit reicher Belesenheit vor, die die Bewunderung, welche dem vielbeschäftigten Souverain dieserhalb gezollt wird, verdient. — Am Schlusse, S. 140, erklärt auch der Verf. selbst als den Zweck dieses Capitels, eine kurze Beschreibung zu geben *(description succincte)*, von der er erwartet, dass sie geeignet ist, „*de faire asses ressortir l'état de prospérité des différents peuples qui l'habitaient.*“ „*Le souvenir d'une telle grandeur inspire un voeu bien naturel,* so schliesst er, *c'est que désormais la jalousie des grandes puissances n'empêche plus l'Orient de secouer la poussière de vingt siècles et de renaître à la vie et à la civilisation*“, ein Wunsch, dem man beistimmen muss, selbst wenn es der Fall wäre, dass dies im Sinne von Eroberungen oder Erwerbungen seitens Frankreichs gemeint wäre, und das Mittelmeer ein französischer See würde. wie er einst ein römischer war! Vgl. S. 200.

Als die ersten Anzeichen, welche die spätere Cäsar'sche Tyrannis, im Sinne der Cornel'schen Definition dieses Wortes so zu reden, signalisiren, hat man die Gracchischen Bewegungen anzusehen, die dem Zweck dienten, die Dringlichkeit der Befriedigung agrarischer Interessen darzuthun. Diesen ersten Anzeichen folgten andere und deutlichere und empfindlichere zugleich, die Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla, die hinwiederum die Zeichen eines noch nicht mit den Forderungen der Zeit in Einklang gebrachten veralteten Verfassungszustandes waren. Die Verfassung, welche noch bestand, setzte die Gegensätze, Geburtsadel und Plebs voraus. Diese Gegensätze hatte die Zeit in Conflikt mit den Mitteln gebracht, und für die neu erstandenen: Reich und Arm war die Verfassung, welche zwischen Adel und Nichtadel nicht mehr

Digitized by Google

unterscheiden sollte, noch nicht gefunden. Wenn der Kaiser mit diesen Fragen sein Werk begonnen hätte, so hätte er hiemit einen hinreichend frühen Anlauf genommen. Weil wir von der Ansicht ausgehen, dass die Zeit der Gracchischen Bewegungen ein im geschichtlichen Zusammenhange begründeter Ausgangspunkt der Geschichte Cäsar's ist, drum ist unseres Erachtens hier der Ort, auf unsere Andeutung zurückzukommen, dass der Auszug aus der römischen Geschichte bei seiner verhältnissmässigen Ausführlichkeit ein Interesse der Kritik gegenüber errege, die eine lohnende Gelegenheit habe, der Benutzung der Quellen darin nachzuspüren.

Nun finden wir, was z. B. die drei ersten Capitel betrifft, wo die römische Gesellschaft sich constituirt hat, dass es mit der Forschung sehr einfach von Statten geht, und über die Fussangeln der historischen Ungewissheiten geschickt hinweggeschritten wird. Hauptgewährsmann ist Dionysius. Alle constitutiven Elemente der späteren Gesellschaft werden ziemlich voraussetzungslos, gedeckt durch den Schild der Parallele mit den Angelsachsen im eilften Jahrhundert, als die Normannen hinüberkamen, S. 3, in die Darstellung heraufgenommen, und die Nachfrage nach der Rechtmässigkeit durch die Erklärung beantwortet: *„Nous avons adoptés celles* (nämlich *les opinions) qui nous ont semblé les plus probables."* S. 4 Anm. Nach dieser Entdeckung glaubten wir darauf verzichten zu dürfen, an Forschungen zu appelliren, die den Anspruch haben würden, mit Schwegler und Ampère zu wetteifern. Wie gesagt, der hohe Verfasser hat seinen Standort nicht da genommen, wo ihn der Gelehrte nimmt, und darum wird seinem *Précis* nicht mit den Voraussetzungen eines Gelehrten begegnet werden dürfen. Nichts destoweniger ist auch sein Standpunkt kritischer Natur; nur haftet seine Kritik vorzugsweise an gewissen Parteihäuptern und deren politischer Richtung. Ohne es zu sagen, gibt er zu verstehen, dass es ihm genüge, für classisch geltende Resultate wie namentlich die von Mommsen und anderen deutschen Gelehrten in ihren Hauptzügen zu adoptiren. Selbst Ampère*), dessen Forschungen Gregorovius ein so hohes Lob zollt**), tritt dahinter zurück.

Wir wenden uns zu seinem sechsten Capitel, S. 201, welches die Geschichte des siebenten Jahrhunderts mit seinen Aufständen, Bürgerkriegen, Niedermetzelungen und Aechtungen erzählt. Der Blick des Verfassers hat die Ursache davon in dem Verluste des Gleichgewichts zwischen dem Patriotismus der Aristokratie und dem gesunden Sinn des Volks erkannt. Den zeitlichen Anfang des Unterganges bezeichnet mit energischen Worten Sallust in seinen Fragmenten *(Lib. I. frgm. 12. ed. Gerlach): „Postquam remoto metu Punico simultates exercere vacuum fuit, plurumae turbae, seditiones et ad postremum bella civilia orta sunt, dum pauci potentes, quorum in*

---

*) *Histoire romaine à Rome.*

) **Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, Bd. I. S. 29.

gratia plerique concesserant, sub honesto patrum aut plebis nomine dominationes adfectabant, bonique et mali cives adpellati non ob merita in rem publicam, omnibus pariter conruptis, sed uti quisque locupletissimus et iniuria validior, quia praesentia defendebat, pro bono ducebatur ex quo tempore maiorum mores non paulatim ut antea, sed torrentis modo praecipitati: adeo iuventus luxu atque avaritia conrupta est, uti merito dicatur, genitos esse, qui neque ipsi habere possent res familiaris neque alios pati." In dieser Stelle ist kurz aber prägnant und eines Commentars würdig, der die Geschichte bis Augustus enthalten würde, das Triebwerk der Bewegungen u. s. w. offen gelegt, die mit den Gracchen beginnen. Den bewussten Commentar gibt nun das bewusste sechste Capitel. Es wird dann dargethan, wie der Bürgerkrieg, welcher zwischen der Aristokratie und dem Volke Namens ihrer Führer ausbrach, eine Krise des Uebergangs oder der Ablösung der alten Verfassung durch eine neue darstellt. Ebenso wie er die Gracchischen Bewegungen (S. 206 ff.) durch eine Schilderung der Zeitlage und der in ihr liegenden, jene Bewegung verursachenden Keime S. 201, vorbereitete, leitet er auch den Bürgerkrieg ganz natürlich durch die Darstellung des Jugurthinischen und Cimbrischen ein, aus welcher die später rivalisirenden Parteiführer hervorgingen. In Tiberius Gracchus sieht er einen Reformator, der ohne es zu wissen, eine Revolution begonnen hatte. S. 211. Sein Tod, durch die gehässige Initiative des Pontifex Scipio Nasica herbeigeführt, war ein Gewaltstreich gegen das Tribunat. Es scheint, dass der Verfasser in dem elenden Ende des Letzteren das Walten einer Nemesis anerkennt. S. 212. Caius Gracchus operirte unter der Aegide seines Namens und unterstützt von der Partei, die sein Bruder geschaffen hatte, mit noch grösserem Erfolge, als dieser, nur dass das Resultat auch noch nicht besser war, indem sogar dasselbe Ende den jüngeren Gracchus traf. »Das war das Loos der Gracchen«, heisst es S. 219, »zweier Männer, *qui avaient à coeur de réformer les lois de leur pays, et qui succombèrent, victimes d'intérêts égoïstes et de préjugés encore trop puissants. Ils périrent, dit Appien, parce qu'ils employèrent la violence à l'exécution d'une excellente mesure. En effet, dans un Etat où les formes légales avaient été respectées depuis quatre cents ans, il fallait ou les observer fidèlement ou avoir une armée à ses ordres.*"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 47. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Napoléon III.: Histoire de Jules César.

(Fortsetzung.)

Der Untergang der Gracchen war der Triumph einer stolzen Oligarchie gewesen. Nun fragt der Verf. sehr zeitgemäss: *Aura-t-elle au moins l'énergie de relever, à l'extérieur, l'honneur du nom romain?"* Ebenso wirksam und treffend lautet die Antwort: *„Il n'en sera pas ainsi."* Der Grund leuchtet ein: *„Les évènements dont l'Afrique va devenir le théâtre montreront la bassesse des hommes qui voulaient gouverner le monde en répudiant les vertus de leurs ancêtres."* S. 220.

Diese Umstände waren ein wahrhaft schauerliches Ableitungsmittel des aristokratischen Uebermuthes und nur durch sie konnte der Umschwung eingeleitet werden, der die Interessen des Staates dem Adel aus den Händen nahm, und sie in die Gesellschaft als solche, an der Alle participiren, verlegte. Dass die Ablösung der aristokratischen Interessen durch eine Monarchie des Verdienstes erfolgen würde, denn nur diese konnte sich einer gesellschaftlichen Abkunft im allgemeinsten Sinne rühmen, war noch nicht vorauszusehen, wie denn Sulla's Dictatur noch bewies, dass eine Monarchie aus dem Adel hervorgehen könnte. Aber diese Dictatur erwies sich doch als ein Pfropf, der durch die unter ihr gährende öffentliche Meinung, durch die Gesellschaft als solche, weggeschnellt würde. Aber bei dem vorwiegend militärischen Charakter der seitherigen Geschichte Roms war die Monarchie des Verdienstes das wahrscheinliche Ziel der bevorstehenden Entwicklung.

Der Weg dahin bot noch seine Stationen: Marius gab zuerst das Signal in seiner unarticulirtesten Form! *„Les Gracques,* sagt der Verfasser, *s'étaient faits, pour ainsi dire, les champions civils de la cause populaire; Marius en devint le soldat farouche."* S. 222. Ein solcher Charakter, wie Marius, war am passendsten gegen Mauren und gegen Cimbern und Teutonen zu kämpfen, aber zu unpassend war er, um an die Spitze eines Staates zu treten, der schon zu viele Ansprüche der Bildung aufgenommen hatte, wie sich dies in seinem Verfahren gegen die Italioten zeigte, die unter ihm bei Aix und Vercellä gefochten hatten, und begründeten Anspruch hatten, Römer zu werden. Wenn Sulla mit ihm in Grausamkeiten gegen die Samniter wetteiferte, so erscheint dieser weder besser noch würdiger als Jener, den Vorrang zu erhalten. Aber Sulla verband mit seiner Initiative einen politischen Zweck. So

Digitized by Google

hatte er die Zukunft für sich. So erklärt sich auch sein Vortheil über Marius, da wo er gegenwärtig war. S. 235. Der legislatorischen Initiative Sulla's ist eingehende Rechnung getragen, S. 244 ff., ohne dass verschwiegen wird, der Dictator habe sich über die Dauer der Gesetze Illusionen hingegeben. *„L'illusion du dictateur fut de croire qu'un système fondé par la violence, sur des intérêts égoïstes, pourrait lui survivre. Il est plus facile de changer les lois que d'arrêter le cours des idées.“* S. 244. Zum Schlusse des Capitels meint er, die Geschichte der letzten fünfzig Jahre und besonders die Dictatur Sulla's hätten die Monarchie zu einem unabweisbaren Bedürfniss gemacht. Sulla, meint er, wär selbst schon der Monarch gewesen, wenn er die erforderliche Mässigung besessen hätte. Mithin ist es richtig, wenn wir sagen, dass er die dritte Vorstufe war, vorausgesetzt, dass Gracchen und Marius für die erste und zweite gelten, wie der Verfasser, oder die zweite, wie wir meinen, da man doch nur das Ganze der Politik, die Gesellschaft, als Basis für die Beurtheilung ihrer Umwandlungen gelten lassen kann. Vorausgesetzt, dass der Parteimann Soldat von Fach war, ordnet er sich in die Reihe der Vorboten Cäsar's ein. Das gilt aber von Marius und Sulla! Man wird begreifen, dass diese kleine Abweichung in der Auffassung das Urtheil über die Annäherung an die Monarchie nicht wesentlich ändert. Man wird verstehen, was der Verfasser meint, wenn er sagt: »Um einen dauerhaften Zustand der Dinge zu gründen, bedurfte es eines Mannes *qui, s'élevant au-dessus des passions vulgaires, réunît en lui les qualités essentielles et les idées justes de chacun de ses devanciers* (d. h. was diese an staatsmännischen Eigenschaften einzeln besessen hatten) *et évitât leurs défauts comme leurs erreurs.“* Und worin das Alles bestand, das drückt er in folgendem Satze aus: *„A la grandeur d'âme et à l'amour du peuple de certains tribuns, il fallait joindre le génie militaire des grands généraux et le sentiment profond du dictateur pour l'ordre et la hiérarchie.“* S. 249. So hat man denn ungefähr den Massstab zugleich, den der Verfasser an Jul. Cäsar gelegt haben will, den er offenbar mit diesen Worten als ein Ideal signalisirt.

Wir haben nicht diese Ansicht von Cäsar, und behaupten ihn auch einigermassen studirt zu haben.

Die kritische Prüfung der Quellen über Cäsar's Leben hat der Verfasser der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten, nur dass er sie nicht eine eigene einleitende Abhandlung hat bilden lassen, wie es der Massstab an eine streng wissenschaftliche Arbeit erwarten darf. Er beginnt kurzweg seine Erzählung des Lebens Cäsar's, und überlässt, indem er die Berichte Sueton's*), Plutarch's, sowie die Geschichte seiner Zeit bei Appian etc. für im Ganzen zuverlässig

*) Die neueste Bearbeitung des Lebens Cäsar's von Sueton erschien: Leipzig 1864.

hinnimmt, den einzelnen Gelegenheiten, Cäsar gegen entehrende Nachrede zu vertheidigen.

Noch im ersten Bande behandelt er die Lebensschicksale Cäsar's bis zu seinem dreissigsten Jahre in einem eigenen Capitel (Erstes Capitel), S. 251 ff., dann die nächsten sieben Jahre bis zum Consulate Cicero's im zweiten Capitel, S. 275 ff., die folgenden fünf Jahre bis zur Rückkehr des Pompeius im dritten Capitel, S. 309 ff. Wieder zwei Jahre von seinem Abgange nach Spanien als Proprätor bis zum Triumvirat bilden den Inhalt des vierten Capitels. S. 357 ff. Das fünfte Capitel, womit das zweite Buch und zugleich dieser erste Band schliessen, beschäftigt sich allein mit dem Consulate Cäsars. S. 373 ff.

Ziemlich glatt läuft die Darstellung seines Lebens hin, bis wo die Dictatur Sulla's ihm Nachstellungen einträgt; sie ist durch ihre Verarbeitung dazu angethan, für Cäsar zu gewinnen. „*Ces faits, peu importants en eux-mêmes,* heisst es nach einigen picanten Zügen aus seinem Leben, die freilich späteren Datum's waren, wie der Verfasser selbst zugibt, *témoignent cependant et du bon coeur de César et de cette délicatesse de l'homme bien élevé, qui observe partout les convenances.*" S. 257. Der Verfasser hat Fleiss auf sein Portrait verwendet, und schliesst mit dem Resümé: »Man fand in Cäsar zwei Naturen in seltener Weise vereinigt: *Il joignait la délicatesse aristocratique du corps au tempérament nerveux de l'homme de guerre, les grâces de l'esprit à la profondeur des pensées, l'amour du luxe et des arts à la passion de la vie militaire dans toute sa simplicité et sa rudesse, en un mot, il alliait l'élégance des formes, qui séduit, à l'énergie du caractère, qui commande.*" S. 259.

Ein solcher Mann musste die Blicke seiner Mitbürger auf sich ziehen, und wir finden ihn bald unter denen, die der Dictator Sulla fürchtete. Aus Todesgefahr errettet, zog er bekanntlich unter Thermus zum Sturme auf Mitylenä, und erwarb sich so seine ersten kriegerischen Lorbeeren, und diente dann gegen die Seeräuber auf der Flotte des Proconsul P. Servilius. Der Rücktritt Sulla's war für ihn eine Einladung zur Rückkehr und zum Eintritt in die politische Carrière. Wie er sich der Anklage gegen den Sulla befreundet gewesenen Dolabella bediente, um zuerst die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und der Anklage gegen Antonius Hybrida, um populär zu werden u. ä., zählt der Verfasser unten den ersten Schritten auf, wodurch Cäsar bewies, dass er persönlichen Muth besass. S. 267. Trotzdem aber ohne Lust, zu bleiben, und seine staatsmännischen Chancen auszubeuten, verliess er Rom für Rhodus, seiner weiteren Ausbildung wegen, zugleich im Dienste Roms gegen Eumachus, den Statthalter des Mithridates. Inzwischen nöthigte ihn die Uebertragung des Priesteramtes an Stelle seines Onkel Cotta zur Rückkehr nach Rom, wo er nicht lange darauf auch noch zum Kriegstribun ernannt wurde, was ihn aber nicht

Digitized by Google

veranlasste, wieder zu einem Heere abzugehen, weder gegen Sertorius, noch gegen Mithridates, noch gegen die Seeräuber, noch auch in Italien selbst gegen die insurgirenden Sclaven zu ziehen, wohl, wenn man dem Verfasser folgen darf, aus einem politischen Grunde: *„Mais on comprend son inaction, car les partisans de Sylla étaient seuls à la tête des armées.“* S. 273. Glücklicherweise triumphirte die Republik überall, und er brauchte sich keinen Vorwurf zu machen, durch seine Zurückhaltung das Interesse seines Vaterlandes nicht gefördert zu haben.

Wir können bei der Zugänglichkeit, und bei der durch die jüngsten Arbeiten über Cäsar erreichten Bekanntheit der Materialien des eingehenden Referats über den Gang der Erziehung bei dem Verfasser entrathen, und beschränken uns auf die Gelegenheit, welche die Schlussbetrachtungen der einzelnen Capitel bieten, das Urtheil des Verfassers zu befragen. In dieser Beziehung ist wohl die Betrachtung die wichtigste, welche die Catilinarische Verschwörung signalisirt. S. 306. Zugegeben, dass dieses Ereigniss ein Beweis der Umwandlung war, unter deren Einfluss die römische Gesellschaft gestellt war, so hat der Verfasser wohl richtig die Lage erfasst, wenn er die Römer getheilt sieht zwischen Kühnen, die vorwärts wollen, und Furchtsamen, die sich der Bewegung entgegenstemmen, welche die Gesellschaft in neue Bahnen fortreisst. Er thut dar, dass das alte System zu Ende war, und schliesst mit der merkwürdigen, aber in der Tiefe der Geschichte leider begründeten Aeusserung: *„Dans les moments de transition, lorsque le vieux système est à tort et que le nouveau n'est point assis, la plus grande difficulté ne consiste pas à vaincre les obstacles qui s'opposent à l'avénement d'un régime appelé par les voeux du pays, mais à l'établir solidement, en le fondant sur le concours d'hommes honorables, pénétrés des idées nouvelles et fermes dans leurs principes.“* S. 308. In seiner Beurtheilung Catilina's ist der Verfasser mit seinem Urtheil zwischen Sieger und Besiegte getreten, und hält die überkommene Meinung von dem schlechten Gesindel sowohl, womit er sich verband, wie den angeblichen Plan Catilina's, die Bürger Roms zu ermorden und die Stadt anzuzünden für Uebertreibungen, jenes, weil man sie aus dem Verfahren der siegenden Partei ableiten muss, dieses, weil es ein Wahnsinn gewesen wäre, indem er nur über Ruinen und Gräber würde zu herrschen gehabt haben. S. 320 ff. Er beruft sich auf eine Stelle bei Cicero *pro M. Coelio* (aus dem Jahr 56), wo allerdings über Catilina nicht so pessimistisch geurtheilt wird, als bei Sallust, und in den Catilinarischen Reden desselben Cicero. Noch vor dem Antritt seiner Stadtprätur, zu der er aber schon designirt war, hielt Cäsar nun die aus Sallust *(Cat. cap. 51)* bekannte famöse Rede zu Gunsten der Angeklagten, deren Schluss lautete: *„Ita censeo: publicandas eorum pecunias, ipsos in vinculis habendos per municipia, quae maxume opibus valent: neu quis de his postea ad senatum referat neve cum*

Digitized by Google

populo agat; qui aliter fecerit, senatum existumare eum contra rem publicam et salutem omnium facturum." Sprach Cäsar hier wie ein Staatsmann, nach des Verfassers Urtheil, S. 329, so führte Cicero die kalte und unparteiische Sprache des Richters. Drang Cäsar nicht durch, so hatte doch auch Cicero nicht auf die Dauer Ursache sich seiner Initiative zu freuen. Die Haltung, welche Cäsar während des Processes beobachtet hat, unterzieht der Verfasser einer besonderen Prüfung, deren Hauptgesichtspunkt ist, ob Cäsar Mitverschworener war. Der Verfasser weist dies ab, aus Gründen, die Jeden überzeugen müssen. Er sagt: *„Cette accusation s'explique par la pusillanimité des uns et la rancune des autres"* S. 332 und erörtert dann eingehend dieses unter schwachen Regierungen nicht seltene Faktum, Sympathien für Verspätete als Mitwissenschaft auszulegen. Er findet die Haltung Cicero's und des Senat's für ungerechtfertigt, aber nichts destoweniger lässt er gelten, dass Catilina ein verkommener und grausamer Charakter im Genre des Marius und Sulla war, S. 335, und hält für gewiss, dass er zur Gewalt *(pouvoir)* mit Gewalt *(violence)* kommen wollte. Aber er verlangt, man solle den grossen Anfang, den Catilina sich zu verschaffen gewusst habe, wenigstens durch die Annahme einer grossen und edelen Idee erklären. Er hält das für wahrscheinlich, und bedauert n Catilina einen Erben des Marius! S. 336. Mithin spricht er ihn nicht frei, S. 338; im Gegentheil! Und sein Erfolg wär' ihm ein Unglück gewesen. *„Un bien durable ne peut jamais sortir de mains impures"* — so endet der Kaiser sein Urtheil über Catilina. S. 339.

Wenn Cicero jetzt Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit wurde, so war es weniger sein summarisches Verfahren gegen Catilina, als seine Gewohnheit, sich als Staatsretter aufzuspielen, und mit dem Pompeius diesen Ruhm zu theilen, ein Benehmen, das ihn lächerlich machte. S. 339. Wie sehr Cäsar noch nachher sich gegen den Vorwurf Catilinarischer Mitwissenschaft zu vertheidigen hatte, bewies die Anklage, die Curius vor dem Senat gegen ihn erhob. S. 343. Man kennt die Enttäuschung des Curius, die Strafe des Quästor Novius, und den Tod des Anstifters Vellius. S. 344. Aber noch schlimmer war der Scandal, dessen Schauplatz sein Haus durch Clodius wurde, und der wichtige Folgen für die römische Gesellschaft hatte, erstens die Ueberzeugung, dass die Gerechtigkeit käuflich war (weil nämlich Clodius von der Anklage auf Religionsfrevel freigesprochen wurde) und zweitens die Wiederholung, dass die Ritter sich vom Senat trennten. S. 346. Die Rückkehr des Pompeius nach Rom trug diesem Feldherrn zwar einen glänzenden Triumph ein; aber über diese Kundgebung der öffentlichen Dankbarkeit hinaus erfüllten sich die Erwartungen des Pompeius. Kein Wunder, dass dieser, dem das Prestige eines grossen Feldherrn vorherging, in dieser charakterlosen Zeit, wo man nur zu bemäkeln und aufzuhalten verstand, sich für seine

Digitized by Google

Scheu, die Verfassung anzutasten, um die Gutheissung seiner Akte zu erlangen, durch die Verbindung mit einem Manne schadlos zu halten sich gefallen liess, der den Muth hatte, das Aeusserste zu wagen. S. 351 und 353 ff. Der Verfasser analysirt die massgebenden Persönlichkeiten aus dieser Zeit, deren er Einige an uns vorüberführt, und erörtert mit umsichtigem Blick ihr politisches Programm. Er schliesst das dritte Capitel mit der Ueberzeugung, dass die römische Gesellschaft einer gewaltsamen Umwälzung entgegenging. S. 356. Die Gelegenheit, neben Pompeius auch sich Kriegsruhm aussergewöhnlicherweise zu erwerben, wurde ihm durch seine Ernennung zum Proprätor in Spanien, eine Function, während welcher er ganz Lusitanien Rom tributpflichtig machte. S. 361. Seine besondere Gunst erfuhren zuletzt die Bewohner von Gades. Dort verband er sich einen wichtigen Mann, Cornelius Balbus, der später sein Feldzeugmeister wurde. Die Gebirgskriege hatten ihm reiche Beute gebracht, er konnte seine Soldaten belohnen, den Schatz bereichern, und erntete so ungetheiltes Lob. Hier ist die Stelle, wo der Verfasser Sueton angreift, der Capitel 54 erzählt: *„Ut enim quidam monumentis suis* (in ihren Denkwürdigkeiten) *testati sunt, in Hispania pro consule et a sociis pecunias accepit emendicatas in auxilium aeris alieni* (die zur Zahlung seiner Schulden zusammengebettelt waren).« Dieser Darstellung gegenüber meint der Verfasser mit Recht: *„On ne mendie guère à la tête d'une armée; ce n'est pas davantage en abusant de sa force, qu'il amassa de si grandes richesses: il les obtint par les contributions de guerre, par une bonne administration, par la reconnaissance même de ceux qu'il avait gouvernés.“* S. 363. Dem Grammatiker fehlte diese Sonde, sonst hätte er seine Nachricht nicht so einfach geglaubt!

Cäsar's Rückkehr nach Rom traf mit günstigen Nachrichten aus Gallien, wo angeblich die gallischen Verbündeten von den Germanen besiegt worden waren, und die Helvetier über die Grenze kamen. Seiner Rückkehr legt der Verfasser den Werth eines Ereignisses bei. S. 367. *„Il lui fallut peu de temps pour juger la situation, et, ne pouvant encore réunir les masses par une grande idée, il pensa à réunir les chefs par un intérêt commun.“* Bis auf Cicero, der in Aussicht genommen war, nach langem Zögern, und trotz anfänglichen persönlichen Widerwillens, nahmen die beiden Anderen Pompeius und Crassus das Anerbieten, eine Verbindung zum Zwecke, dem Römischen Reiche eine neue Verfassung zu geben, einzugehen, zuletzt an. S. 370. Nach diesem Schritte brauchte sich Cäsar über seine Wahl zum Consul keine Besorgniss mehr zu machen. Die Demüthigung, unter welcher der Senat seine Verleihung aussprach *(ut provinciae futuris consulibus minimi negotii, id est silvae callesque, decernerentur* nach Suet. l. l. 19), ertrug er schweigend. Denn ihn riefen höhere Ziele.

Wir sind mit dem Verfasser beim fünften Capitel angelangt, und gespannt darauf, wie es Cäsar und seinem Collegen mit den

Digitized by Google

Versuchen einer versöhnenden Politik gelingen wird. S. 373 ff. Wie Cäsar an Alle die, welche sich mit ihm verbinden wollen, sich wendet, wie er dem Senat seine Loyalität betheuert, wie er seinem Collegen edelmüthig vor dem Plenum des Senats Versöhnung anbietet, wie er Cicero sich nähert und sogar Balbus zu ihm auf sein Landgut bei Antium schickt, alles dieses ist von dem Verfasser gewissenhaft angeführt worden, damit es an keinem Zuge fehle, dem erwarteten Monarchen die Sympathien zu erwecken. Um diese Zeit heirathete Cäsar die Tochter des Calpurnius Piso. Durch die Veröffentlichung der Senats- und Volksverhandlungen that er natürlich einen entscheidenden Schritt zur Amalgamirung der gegenseitigen Interessen. In der Gesetzgebung ergriff er mehremale die Initiative, woraus der Verfasser den Schluss zieht, dass er die Fasces vor Bibulus hatte. S. 375. Die wichtigsten Gesetze, welche von ihm ausgingen und die auch der Verfasser zuerst erörtet, waren die agrarischen l. l. u. ff. deren Durchführung sich noch bis in das Jahr 51 fortzog, begreiflich, weil Pompeius ein Interesse dabei hatte, sich in dieses Verdienst um das Proletariat, um die Veteranen und die Ritter zugleich mit Cäsar zu theilen. Nächst dieser Vertheilung des *ager Campanus (Stellatinus)* war die Organisation der Provinzen Gegenstand eines Gesetzes *(de provinciis ordinandis)* S. 387, vgl. 390, die Abstellung der Missbräuche bei den Gesandtschaften *(de liberis legationibus)* Gegenstand eines dritten. S. 389. Diese und andere indirekt durch Cäsar erlassene Gesetze, S. 390 ff., unter dem gemeinsamen Namen Julische Gesetze bekannt, erhielten die Sanction des Senats, und wurden einhellig angenommen. Nicht einmal Cato bekämpfte sie S. 393. Das öffentliche Interesse war ihr entscheidendes Motiv; alles Andere trat hinter sie zurück, selbst die Spiele, wodurch er nur dem Geschmacke des Tages huldigte. Seine Gesetze waren auf Perioden berechnet.*)

Wenn man sich fragt, was Cäsar hätte beginnen wollen, nach seinem Rücktritte vom Consulat, so würde die Antwort natürlich auf ein Commando als Proconsul lauten. Und dies lag auch in den Absichten Cäsar's. Hierin wich er nicht von der Regel ab. Und wer ihm besondere staatsmännische Absichten bei seiner Bewerbung um das Proconsulat für Gallien unterlegt, vergisst, dass, ungeachtet Cäsar sich mit jedem neuen Schritte als Genie bewährte, er sich doch nachmals allein durch die Umstände zwischen zwei Gefahren, nämlich Rücktritt in den bürgerlichen Privatstand oder aber Kampf auf Tod und Leben mit Pompeius gestellt und successive angewiesen sah, seine Berufung zum Monarchen herauszufordern. Drum können wir dem Verfasser nur beistimmen, wenn

*) Betreffs der Erlangung der Gelder ist Cäsar durch Sueton in den Verdacht eines Raubes und Betrugs gebracht worden, Suet. l. l. cp. 54, wovon der Verfasser ihn mächtig zu reinigen sucht. S. 804.

Digitized by Google

er kurz und bündig erzählt: *„Il désirait obtenir un commandement à la hauteur de son génie, reculer les frontières de la République et les préserver de l'invasion de ses plus puissants ennemis."* S. 394. Der Verfasser hatte sich den Begriff Genie, ehe er diese Worte niederschrieb, im Geiste zergliedert. Es ist die Sache des Genie's, Grosses zu wollen; die Absichten, die in Cäsar's Geiste latent waren, bedurften doch erst der Umstände, damit sie erwachten, Form annahmen, und gestaltend in den Connex der Handlungen und Ereignisse eingriffen (vgl. 409). Bei Cäsar trat nun zu der ihm eigenen grossen Anlage noch ein Umstand, die Demüthigung nämlich, unter welcher er und Bibulus ihr Consulat hatten antreten müssen, die Aufsicht über Forste und Landstrassen, welche offenbar in ihm vermöge einer moralischen Entrüstung gerade zu gesteigerter Ausgleichung seines Thatendurstes auf einem dem Neide nicht so blosgestellten Schauplatze trieb. Man weiss und erfährt es auch wieder aus der Darstellung des Verfassers, wie Cäsar sich vom Volke das cisalpinische Gallien und Illyrien durch die *lex Vatinia* übertragen liess, und vom Senat dann noch das transalpinische und eine vierte Legion dazu bekam. S. 394 ff. Die nächste Aufgabe, Consuln zu Nachfolgern zu erhalten, die den Triumvirn ergeben waren, stiess, wie zu erwarten war, auf Hinderniss seitens der aristokratischen Partei, die, wie sie nicht abgelassen hatte, während des Amtsjahres Pompeius zu beleidigen, und Cäsar zu ignoriren, jetzt Alles aufboten, die, Neuwahl im Sinne der Triumvirnverfassung zu verhindern. Zugegeben, dass die alte Verfassung ein überwundener Standpunkt war, trotzdem dass die Aristokraten, an ihre Lebefähigkeit glaubten, und dass das Triumvirat als Uebergangsstadium und in Ermangelung einer besseren Verfassung eine politische Nothwendigkeit war, so muss man dem Urtheil des Verfassers durchaus beipflichten: *„Il est triste de voir l'accomplissement de grandes choses entravé souvent par les petites passions d'hommes à courte vue qui ne connaissent le monde que dans le cercle étroit où ils vivent renfermés"* — eine Stelle, die, solange sie in diesem Zusammenhange gefasst wird, nicht misszuverstehen ist. S. 397. Unter den Kurzsichtigen, wovon hier die Rede ist, nahm Cicero eine aparte Stelle ein, wie er sie eben durch seinen Charakter sich geschaffen hatte. Mangel an staatsmännischem Blick hatte ihn nicht erkennen lassen, dass Zusammengehen mit Cäsar staatsmännischer wäre, als ihn fortwährend zu attaquiren. Das Resultat war doch dasselbe. Der Verfasser drückt es in folgenden Worten aus: *„Il avait remplacé l'anarchie par un pouvoir énergique, dominant à la fois le sénat et les comices; par l'entente des trois hommes les plus importants, il avait substitué aux rivalités personnelles une autorité morale qui lui avait permis d'établir des lois favorisant la prospérité de l'empire."* S. 401 Der fünfte Abschnitt dieses Schlusscapitels ist auch noch in seinem ferneren Zusammenhange wichtig, weil wir uns daraus ein Urtheil über des Verfassers Auffassung

Digitized by Google

von Partei und Parteileben bilden können. Die Consuln des folgenden Jahres, Piso, Cäsar's Schwiegervater und Gabinius, Anhänger des Pompeius traten unter dem Schutze Cäsars ihr Amt an. Denn obwohl im Besitze des *imperium*, blieb er, an der Spitze zahlreicher Truppenmassen, doch noch mehr als zwei Monate, um darüber zu wachen, dass seine Abreise nicht das Signal zum Umsturze seines Werkes würde. In diese Zeit fällt die famose Drohung des Clodius gegen Cicero durch ein Gesetz, welches die mit schweren Strafen belegte, welche römische Bürger ohne vorher gegen sie angeordnetes Verfahren zum Tode verurtheilt hatten. Cicero ahnte die Gefahr so gewiss, als Cäsar ihm seinen Schutz, durch Antragung eines Commando's, anbot. Das Weitere, vom Verfasser in Uebereinstimmung mit der Tradition nach den Quellen wieder erzählt, ist hier als bekannt vorauszusetzen. Der Verfasser schliesst diesen ersten Band mit dem Resultat, dass Cäsar in Allem nur seinen politischen Ueberzeugungen folgte. S. 407. Seine Argumentation richtet sich gegen die Historiker, welche in der Meinung befangen sind, dass Cäsars letztes Ziel von langer Hand entworfen sei, und dass er schon seit 70 mit seinen Plänen im Reinen gewesen sei. Er widerlegt dieses durch die Parallele mit dem General Bonaparte, der, als er nach Italien im Jahr 1796 abging, sicherlich nicht vom Kaiserthum träumen konnte. S. 409. Das Mindeste was er zugibt, enthalten folgende Worte, deren mässige Grenzen anerkennenswerth sind: *„César avait devant les yeux de grands exemples à suivre; il marchait glorieusement sur les traces des Scipion et des Paul-Emile: la haine de ses ennemis le força de se saisir de la dictature comme Sylla, mais pour une cause plus noble et par une conduite exempte de vengeance et de cruauté.“* S. 410. Wenn der Verfasser warnt, nicht immerfort kleine Leidenschaften in grossen Seelen zu suchen, so sehen wir nicht gerade ein, was diese Aufforderung hier soll. Desto richtiger ist aber die Behauptung, dass der Erfolg höherer Menschen vielmehr auf der Erhabenheit ihrer Gefühle als auf den Berechnungen des Eigennutzes und der List beruht.

In Hinsicht auf Verarbeitung des Wortlautes der Quellen organischer angelegt, und, wie wenn er analog dem Satze: *Docendo discimus*, die methodische Geschichtschreibung vom Standpunkt des Staatsmannes und Militärs, kurz die methodische Geschicklichkeit sich mehr angelegen sein lässt, tritt uns der **zweite** Band der Geschichte Julius Cäsar's aus der Feder des hohen Verfassers entgegen.

Wir selbst haben irgendwo*) einmal bedauert, dass einem Staatsmanne und Krieger wie Cäsar, nicht ein fähigerer Darsteller seines Lebens unter den Römern von der Geschichte beschieden war, als Sueton und dass ein Hellene es diesem hat zuvorthun müssen. Die gegenwärtige grosse Arbeit des Kaisers Napoléon über

*) In unserer Bearbeitung des Leben Cäsar's von Sueton, S. 15.

Digitized by Google

ihn dürfte erst die eigentliche würdige Arbeit sein. Wir werden uns die Ehre geben, ganz speciell aus Anlass des zweiten Bandes, noch ehe wir an die zergliedernde Prüfung gehen, eine Parallele zur Darstellung des gallischen Krieges unter Bezugnahme auf die Darsteller, den unmittelbaren und den mittelbaren, zu verwerthen.

Durch die zahlreichen Arbeiten über Cäsar's Commentarien ist es im Laufe der Zeiten ausser Zweifel gestellt, dass sie aus drei Bestandtheilen hervorgegangen sind, welche die combinirende Feder Cäsar's selbst zu einer lesbaren Uebersicht über seine Feldzüge in und gegen Gallien zurecht gemacht hat, nämlich 1) aus Terrainstudien, 2) aus militärischen Rapporten und 3) aus Nachfragen, persönlichen oder veranlassten, nach Geschichte und Sitten der Gallier.

Wer heute an die Geschichte des gallischen Krieges geht, mit der Absicht, sie zu schreiben, hat eine ebenso vielfache Aufgabe, aber aus einem andern Gesichtspunkte, indem er nämlich zu den drei genannten Bestandtheilen, die auch für ihn massgebend bleiben, noch 4) Cäsar's Darstellung selbst revidiren muss. Indem nun der Kaiser im Verlaufe seiner Geschichte Cäsar's sich der Aufgabe unterzog, die Geschichte der Feldzüge Cäsar's in Gallien zu schreiben, fiel ihm die Schwierigkeit zu, jene drei Bestandtheile aus und durch Cäsar's eigene Darstellung zu erklären, und nöthigenfalls *de integro* zu untersuchen. So besteht denn auch die Darstellung des Kaisers der Hauptsache nach in einer organischen Verarbeitung dreier Bestandtheile, 1) der Terrainstudien, 2) der strategischen Prüfung der Schlachtberichte, und 3) geschichtlicher und antiquarischer Studien. In der Art, wie er hiefür von eigenen und fremden Officieren bedient worden ist, ähnelt er Cäsar, der auch nicht anders als mittelbar durch seine Legaten und Centurionen etc. zu seinen Materialien kam. Wenigstens ist ausser der Darstellung Cäsar's selbst sein Antheil bei den Commentarien gering.*) Mehr corrigirender Natur, da wo die Umstände einer milderen Auslegung zu seinen Gunsten oder geringere Vortheile einer gehobenern bedurften**), lassen seine Dictate keine Annahme offen, dats er selbst mit selbständigen Materialien betheiligt sei die über seinen persönlichen militärischen Antheil hinausgehen.

---

*) Seltsam dass Ammian Marcellin XV, 12, da wo er Gallien beschreibt, nicht Cäsar's Commentare als Quelle für den gallischen Krieg citirt, sondern — Sallust.

**) Vgl. Cäsar's Feldzüge gegen die germanischen Belgier. Neue Randglossen von Max Eichheim, Neuburg a. d. Donau, 1864.

Heidelberg. **Dr. H. Doergens.**

(Der zweite Band folgt im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Gott und die Natur von Dr. Hermann Ulrici. Zweite neu bearbeitete Auflage. Leipzig, T. O. Weigel. XVI und 770 S. gr. 8.

Der Unterzeichnete hat die erste Auflage des vorliegenden Werkes in diesen Blättern angezeigt. Es ist die Grundlage des kürzlich von uns besprochenen, ausgezeichneten Werkes: Gott und der Mensch. Was dieses psychologisch entwickelt, wird in jenem ontologisch begründet. Das Buch wird natürlich schon durch die blosse Aufschrift Anstoss bei denjenigen erregen, welche in der absoluten Negation der übersinnlichen Ideen, Gottes, der Freiheit und Unsterblichkeit, einen Fortschritt erblicken und die Negation nicht nur auf das Gebiet der Wissenschaft übertragen, sondern auch durch populäre Behandlung der religiösen Gegenstände in der Masse des nicht wissenschaftlich gebildeten Volkes Propaganda für die Vergötterung des Menschen und der Materie zu machen suchen. Wer als Resultat seiner Forschungen den Satz erkennt: »Der Mensch ist, was er isst« und »der Gedanke des Menschen ist eine Absonderung des Hirnes, wie der Urin eine Absonderung der Nieren«, wird sich wenig an einem Werke erbauen, das nicht nur Gott und Natur schon in der ersten Aufschrift zusammenbringt, sondern sogar Gott an die Spitze vor die Natur stellt. Eben so wenig wird aber auch dieses Buch den frommen Seelen behagen, welche in der Natur den Abfall von Gott erblicken, das Eismeer und die giftigen Thiere und Pflanzen als eine Folge der Erbsünde betrachten und Gott durch die Verachtung des Natürlichen zu finden glauben. Das echt wissenschaftliche und dennoch jedem Gebildeten der klaren und deutlichen Entwickelung wegen zugängliche Werk sucht das Göttliche nicht ausser, über oder hinter der Natur, sondern in der Natur und durch die Natur selbst nachzuweisen. Es geht von den Ergebnissen der neuern Naturwissenschaft vorurtheilslos und mit der genauesten Sachkenntniss aus und sucht gerade durch diese Resultate, welche man so vielfach zur scheinbaren Begründung des crassesten Materialismus gebraucht hat, Gott als den »schöpferischen Urheber der Natur und die absolute Voraussetzung der Naturwissenschaft selbst« auf der Grundlage der Natur und Naturforschung darzustellen. Diesem Werke ist der Prüfstein für die Wahrheit der Gotteslehre in Philosophie und Religion die Natur als die erste und älteste Offenbarung Gottes, und in der That es stünde mit unserer philosophischen und theologischen Gotteslehre schlimm, wenn die naturwissenschaftlichen Resultate mit dieser Lehre unvereinbar wären. Man beruft sich bei der Verneinung des Ueber- oder Nichtsinnlichen immer nur auf die Naturforschung; es ist daher dem unbefangenen Philosophen der Weg angedeutet, um zu einem befriedigenden Ziele zu gelangen. Es ist der Weg der Naturwissenschaft, der diesen Angriffen gegenüber betreten werden muss. Keine vorgefasste Mein-

Digitized by Google

ung darf uns bei einer Untersuchung des auf dem Boden der Naturwissenschaft als gewiss gewonnenen Ergebnisses leiten, unbefangen müssen wir prüfen und zusehen, was und wie viel daraus mit Gewissheit für das Gebiet des Geistes zu gewinnen ist. Der Idealismus muss auf einem realen Boden erwachsen, wenn uns über die wichtigsten, so tief ins Leben greifenden Fragen der Wissenschaft Gewissheit werden soll. Die naturwissenschaftlichen Resultate werden uns in dem vorliegenden Buche vor die Augen gestellt und der Leser dadurch, dass die naturwissenschaftlichen Beweismittel sich vor ihm entwickeln, in den Stand gesetzt, sich selbst sein Urtheil zu bilden. Es wird das Vorurtheil von einer Unvereinbarkeit der naturwissenschaftlichen Lehren mit Religion und Sittlichkeit in seiner Nichtigkeit dargestellt und gezeigt, dass Gott und die Natur, Glauben und Wissen, Philosophie und exacte Wissenschaft »keineswegs so weit auseinander liegen, wie man heutzutage gemeinhin annimmt.« Natürlich muss die religiöse Weltanschauung, wenn durch sie die in Frage stehenden Gegenstände einander näher gebracht werden sollen, wenn sie ein gemeinschaftliches Ziel haben und zu einem gemeinschaftlichen Resultate führen sollen, eine Religion der Vernunft sein, als welche das wahre Christenthum, nicht das der symbolisch-dogmatischen Glaubensformel, nicht das der schwärmerischen Gefühls- und Phantasie-Natur, sondern die durch die Vernunft geprüfte und der Vernunft gemässe Christuslehre anzuerkennen ist. Dass dabei auf die »Unvollendbarkeit unseres Forschens und Erkennens« hingewiesen wird, ist ein Grund mehr, der reinen Wahrheitsliebe des hoch verdienten Herren Verf. ganzes und volles Vertrauen zu schenken.

Ein Werk, wie das vorliegende, über dessen Gediegenheit und Bedeutung für die Wissenschaft unserer Zeit wir uns in diesen Blättern bereits ausgesprochen haben, musste bei allen nicht von vornherein durch religiöse oder philosophische Parteistellung Befangenen diejenige Anerkennung finden, die ihm auch wirklich durch die öffentliche Stimme zu Theil wurde und die es im vollsten Maasse verdient.

Wir wollen das hier nicht wiederholen, was wir seiner Zeit über die erste Auflage sagten. Schon das so bald erfolgte Erscheinen der zweiten Auflage beweist, wie sehr das Buch den Bedürfnissen der Zeit entsprach. Wir wollen uns in dieser Anzeige lediglich auf das beschränken, was dieser zweiten Auflage eigenthümlich ist.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind neue Lehrbücher und theoretische Darstellungen der Physik, Chemie, Physiologie und Geologie von Wiedemann, Mousson, Hiller, Scherer, L. Meyer, Limpricht, Fick, Grove u. A. bekannt geworden. Diese neueren Schriften aus dem Gebiete der Naturwissenschaft wurden von dem Herrn Verf., wo es nöthig erschien, sorgfältig benutzt und dadurch die Abschnitte, welche vom chemischen Process, von

Digitized by Google

Licht, Wärme, Electricität und Magnetismus, von der Wechselwirkung der Kräfte, vom Verhaltniss von Leib und Seele, vom Bildungsprocess des Erdkörpers handeln, erweitert. Die neuen Forschungen von Leuckart, Balbiani, Stein, Pasteur über die Entstehung der Entozoen und Infusorien gab der Frage von der generatio aequivoca eine neue Grundlage. Die generatio aequivoca wird nach den Gründen, welche für sie aufgestellt werden, von vier verschiedenen Seiten aufgefasst. Zuerst behauptet man, dass nicht nur im Urzustande der ersten organischen Schöpfungen eine generatio aequivoca statt gefunden habe, sondern dass sie auch jetzt noch vorkomme. Daher wird sie als die erste Entstehungsform der Organismen angesehen und der generatio ex ovo entgegengesetzt. Nicht alle Fortpflanzung geht auch jetzt noch nur aus dem Ei oder Saamen vor sich; es ist gegenwärtig als ausgemacht zu betrachten, dass ganze Arten und Geschlechter untergeordneter Thiere nicht aus dem Ei, sondern durch Knospung, Zerfällung u. s. w. entstehen. Viele Aufgussthiere, wie Nais proboscidea, Syllis prolifera, Myriandine u. s. w, pflanzen sich durch Knospenbildung oder durch freiwillige Zerfällung des Körpers fort. Andere Thiere wie die Korallen leben an einem gemeinsamen Stamme, indem sich die einzelnen an ihm entwickeln, zeigen unabhängig von einander ihre lebendige Regsamkeit und sind durch ihre Verbindung wieder gewissen gemeinsamen Einflüssen unterworfen. Bei ganz niederen Thierarten entstehen durch eine Theilung derselben mittelst des anatomischen Messers neue Thiere, wie z. B. bei den Polypen. Das kopflose Stück der Wurmart Nais erzeugt in 3 bis 4 Tagen Kopf und Rüssel neu. Wenn die Regenwürmer zuvor getheilt werden, ergänzen sich die Theile zu neuen Individuen, nicht aber bei der Theilung der Länge nach. Diese Erzeugung ist aber keine wahre und eigentliche generatio originaria, keine vater- und mutterlose, ursprüngliche Erzeugung. Sie setzt den Vater oder die Mutter des neuen Geschöpfs voraus. Sie hat für die Annahme der generatio aequivoca keine Bedeutung, weil sie keine Urerzeugung ist. Eine andere Art von generatio aequivoca wird in den Entozoen angenommen, wenn innerhalb eines lebendigen Organismus von ihm in jeder Hinsicht verschiedene selbstständige Organismen aus unverarbeiteter organischer Materie sich bilden, ohne dass Keime oder Eier hineingelegt wurden. Diese Entozoen setzen aber alle das Dasein eines lebendigen, wenn auch ganz anders gearteten Organismus voraus und dieser Organismus allein erzeugt sie nicht. Es wandern nach Leuckarts Untersuchungen die Entozoen nicht nur von einem Träger zum andern, sondern sie erleiden auch Veränderungen der Form, der Ausstattung und Lebensart, viele sind nur verschiedene Entwicklungsformen eines und desselben Thieres. Die Entwicklungsgeschichte des Entozoons läuft fast überall nie an demselben Orte ab. Leuckart bezeichnet die Urerzeugung als einen

Digitized by Google

»überwundenen Irrthum.« Die Entozoen entstehen in Folge einer gleichartigen Fortpflanzung ganz so, wie sie bei den übrigen Thieren vorkommt (S. 372). Die dritte Art der generatio aequivoca besteht in der vermeintlichen Erzeugung von Pflanzen und Thieren aus todter, verwesender organischer Materie. Man beruft sich bei dieser Annahme auf die Erzeugung der Infusorien und anderer Organismen mittelst des Experiments aus dem Infusum d. h. aus einem Aufguss von Wasser auf todte organische Materie. Man hielt dieses für eine elternlose Erzeugung. Allein Balbiani (recherches sur les phénomènes sexuelles des infusoires, Paris 1861) und F. Stein (der Organismus der Infusionsthierchen, Leipzig, 1859) haben bei einigen Infusorienarten die geschlechtliche Fortpflanzung mikroskopisch nachgewiesen (S. 375). Die Fortpflanzung geschieht nicht durch zwei verschiedene Individuen, sondern durch eine Art von Zwitter- oder Selbstbegattung. Sie geht im Innern des Thieres durch zwei verschiedene Organe vor sich. Bei manchen zeigt sich auch eine Zygose oder Verbindung zweier Individuen. Die Infusorien haben eine geschlechtliche Fortpflanzung und noch häufiger eine solche durch Theilung. Durch Pasteurs Untersuchungen (physiologie végétale, expériences et vues nouvelles sur les natures des fermentations, Paris 1861, und les corpuscules organisées répandus dans l'atmosphère, Paris 1862) steht fest, dass die atmosphärische Luft mehr oder minder stark mit eingekapselten Infusorien, mit Keimen und Eiern infusorischer Pflanzen und Thiere erfüllt ist (S. 376). Mit Pasteurs durch Versuche gewonnenen Ergebnissen stimmen A. de Quatrefages, Mateucci, J. H. Huxley und andere Naturforscher überein. Nirgends kann von einer Urzeugung gesprochen werden. Die vierte Art der generatio aequivoca soll darin bestehen, dass auch noch jetzt aus unorganischen Stoffen ohne Infusum oder Aufguss bloss durch die Wirksamkeit physikalischer und chemischer Kräfte organisches Leben entstehe; diese hat aber durch Pasteurs Untersuchungen über die in der Atmosphäre vorhandenen Keime und Eier der Infusorien alle Bedeutung verloren. Man muss daher dem Herrn Verf. beistimmen, wenn er aus der Unstatthaftigkeit der generatio aequivoca oder originaria die Annahme einer besondern Lebenskraft und beziehungsweise Lebenssubstanz ableitet, die als Grundbedingung alles organischen Werdens und Seins mit Nothwendigkeit naturwissenschaftlich feststeht Unter Bezugnahme auf diese Folgerung heisst es S. 381: »Auf diesen Nachweis fussen wir, und von ihm aus dürfte es nach dem gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Standpunkt die natürlichste Lösung des vorliegenden Problems sein, anzunehmen, dass, wie alle übrigen Kräfte, so auch die Lebenskraft, an einen besondern (vielleicht in der Luft oder dem Wasser schwebenden) Stoff und an bestimmte Bedingungen (Mitwirkung anderer Kräfte) gebunden, von Anfang an dem Erdkörper eingewohnt habe, dass

Digitized by Google

sie, nachdem auf einer bestimmten Stufe der geologischen Entwicklung desselben die Bedingungen für ihre Wirksamkeit eingetreten, in Thätigkeit übergangen sei, und so die ersten, diesen Bedingungen entsprechenden Organismen erzeugt habe. Mit den sich ändernden Bedingungen in Folge der fortschreitenden Entwicklung des Erdkörpers mussten andere und wieder andere Organismen entstehen, und, nachdem in der postdiluvianischen noch gegenwärtig fortdauernden Periode der Bildungsprocess der Erde vollendet war und sie ihre jetzige Gestaltung und Beschaffenheit gewonnen hatte, musste allmählig eine dieser Beschaffenheit entsprechende Flora und Fauna in einer dem Maasse der Lebenskraft und mitwirkenden unorganischen Kräfte adäquaten Fülle die Erdoberfläche bevölkern. Damit erschöpfte sich allgemach das bestimmte Maass der freien, noch unverwendeten Lebenssubstanz der Erde dergestalt, dass in späteren Zeiten und namentlich in der Gegenwart keine neuen Pflanzen und Thiere durch das freie Wirken der Lebenskraft entstehen können.« Es herrscht aber in allen Gebilden der Natur eine ins Unendliche gehende Verschiedenheit, und doch sind die unorganischen Stoffe als Elementarbestandtheile aller Pflanzen- und Thierkörper in allen verschiedenen Gattungen und Arten wesentlich die gleichen. Die wesentlichsten dieser Stoffe, Kohlen-, Sauer-, Stick- und Wasserstoff, waren bei der Entwicklung der Erde überall gleichmässig vorhanden. Auch mussten die äusseren Bedingungen und Umgebungen in der ältern Entwicklungszeit überall auf der Erde dieselben sein. Die Uranfänge aller körperlichen Gestalt, die Keimzellen, waren überall die gleichen. Unter gleichen Stoffen, Urformen, Bedingungen musste die eine Lebenskraft, wenn sie eine bloss blind wirkende Kraft war, nur gleichartige Organismen hervorbringen. Es ist nicht denkbar, dass, wie jetzt, so von Anfang an bei lauter gleichen Bedingungen und Stoffen eine gleich aufs Gerathewohl wirkende Lebenskraft diese Unsumme von verschiedenen, zweckmässig eingerichteten, lebendigen Körpern hervorbringen konnte. In dieser unendlichen Mannigfaltigkeit der Entwicklungen liegt, »abgesehen von allen anderweitigen Gründen«, die Begründung der Annahme, »dass eine andere höhere Macht die Thätigkeit der Lebenskraft bestimmt und geleitet oder sie nur als Mittel zur Ausführung ihrer Ideen angewendet habe« (S. 383).

Es ist ein Schlusspunkt des planmässigen Fortschrittes vom Niederen zum Höheren in der ganzen Natur unserer Auffassungsweise derselben im Menschengeschlechte gegeben.

Wenn auch der Mensch die Reihenfolge der lebendigen Geschöpfe schliesst, so ist doch seine Entstehungszeit viel älter, als man gewöhnlich annimmt. Nach »neueren Entdeckungen und genaueren Untersuchungen der ältern Funde« ist die Ansicht der meisten und vorzüglichsten Geologen, Paläontologen und Physiologen diese, dass unmittelbar nach der Vollendung der Tertiärfor-

Digitized by Google

mation des Erdkörpers, also vor der Diluvialperiode das Menschengeschlecht die Erde bevölkert und der Mensch im nördlichen Europa gleichzeitig mit jenen urweltlichen Elephanten (Mammuth), Rhinoceronten, Hyänen u. s. w. gelebt habe. Man stützt sich bei dieser Behauptung auf die Auffindung fossiler Menschenschädel, Skeletknochen und aus Steinen und Knochen roh gefertigter Waffen und Geräthe. Besonders wird auf den Engisschädel, aufgefunden in der Engishöhle bei Lüttich, und auf den Neanderthalerschädel, aufgefunden in einer Höhle des Neanderthales, einer Schlucht an der Düssel, hingewiesen. Zu diesem Behufe werden die geologischen und physiologischen Untersuchungen dieser und anderer Funde benutzt. Das Nähere konnte erst in dieser zweiten Auflage mitgetheilt werden, da inzwischen neuere Werke über diesen Gegenstand vorlagen. Es sind die Schriften von Lyell: Das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde und der Ursprung der Arten u. s. w., nach dem Englischen von L. Büchner, autorisirte deutsche Uebertragang der 3. Auflage des Originals, Leipzig 1864; von Littré (revue des deux mondes, 1858), von T. H. Huxley (evidence as to Man's place in nature, London 1863), von A. Laugel (revue des deux mondes, t. 45, Mai, 1863) von Prof. Schaafhausen in Bonn (Vortrag in der rheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, bei Lyell, S. 55 ff.) und von Prof. C. Fuhlrott (der fossile Mensch aus dem Neanderthal, Duisburg, 1865), welche in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen (S. 409 und 410). Wenn Huxley, ein Anhänger der Darwin'schen Lehre in dem von Prof. C. Fuhlrott aufgefundenen Schädel des Neanderthales die Abart und Transmutation des Affen in den Menschen erblicken will (S. 411), so hat Schaafhausen gezeigt, dass aus dem Umstande der bedeutenderen Entwickelung des hintern Schädeltheiles dies nicht gefolgert werden kann, weil sich auch bei den Schädeln niederer Raçen ein Missverhältniss zwischen dem vordern und hintern Schädeltheil zeige. Das Neanderthalerskelet weicht nach Schaafhausen und Lyell von der Skeletstellung des Negers nicht ab. Der so genannte Engisschädel stimmt mehr mit dem kaukasischen, der Neanderthalerschädel mehr mit dem äthiopischen Typus überein (S. 411).

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ulrici: Gott und die Natur.

(Schluss.)

In der Zusammenfassung der Hauptergebnisse des vorliegenden Buches wollte der Herr Verf., der hier die Gottesidee auf naturwissenschaftlicher Grundlage gewinnt, den Gegensatz seiner Ansicht gegen die »deistischen, pantheistischen, naturalistischen Weltanschauungen schärfer hervorheben, das Verhältniss Gottes zur Welt klarer bestimmen« und die durch Lotze neu angeregte Frage nach dem Ursprunge des Uebels »erörtern.« Wir weisen, was die Weltanschauung des Herrn Verf. gegenüber den philosophischen und religiösen Anschauungen des Tages betrifft, auf den von ihm S. 530 ff. gegebenen Schluss der gewonnenen Resultate hin, welche er daselbst als Grundzüge seiner eigenen Ansicht zusammenfasst und die wir mit den eigenen Worten des Herrn Verf. geben wollen. »In schroffem Gegensatze, heisst es daselbst, standen und stehen nicht nur der atheistische Materialismus und der religiöse Glaube, sondern auch der philosophische s. g. Deismus und Pantheismus sich gegenüber. Hat sich der Materialismus, wie wir gesehen haben, als wissenschaftlich unhaltbar erwiesen und entzieht sich der religiöse Glaube als persönliche Ueberzeugung den Erörterungen der Wissenschaft, so würde der Streit geschlichtet sein, wenn der Zwiespalt zwischen Deismus und Pantheismus sich lösen liesse. Sie sind insofern Extreme, als der Deismus Gott seinem Werke, der Welt, geschieden gegenüberstellt, die volle Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit der Welt annimmt und damit Gott in Ruhestand versetzt, oder doch nur von Aussen in den Gang der weltlichen Dinge eingreifen lässt, der Pantheismus dagegen alle Selbstständigkeit der Welt leugnet (und consequenter Weise leugnen muss) und sie nur als Ausdruck, als Aeusserung, Manifestation des göttlichen Wesens und Lebens fasst. Die gewonnenen Resultate unserer Erörterung ergeben eine vermittelnde Weltanschauung, indem sie zeigen, dass und in wiefern der Deismus gegen den Pantheismus, aber auch der Pantheismus gegen den Deismus Recht und Unrecht hat. Denn, involvirt der Begriff des Atoms das Geschaffensein der atomistisch gebildeten Welt durch eine unbedingte, göttliche, metaphysische Urkraft, setzen eben so nothwendig die bedingten Kräfte der Natur das Dasein einer sie bedingenden, an sich unbedingten Urkraft voraus und kann die in der Natur waltende Gesetzlichkeit, Ordnung, Plan- und Zweckmässigkeit nur gefasst werden als die Wir-

Digitized by Google

kung einer die Atome und ihre Kräfte nicht nur setzenden, sondern auch nach Plan und Absicht bestimmenden, also selbstbewussten, geistigen Urkraft, — so hat der Deismus Recht, wenn er die Welt als Schöpfung Gottes, als ein Anderes von ihm (Gott) Unterschiedenes fasst und gegen jede Identifikation des weltlichen und göttlichen Wesens protestirt; eine Welt der Atome kann unmöglich, weder stofflich noch dynamisch, weder reell noch ideell, zu dem Einen, ewigen und unendlichen (absoluten) Wesen Gottes gehören, noch je gehört haben. Dagegen hat er entschieden Unrecht, wenn er die Welt dem göttlichen Wesen selbstständig, geschieden gegenüber, ausser und neben Gott stellt. Vielmehr, wie die Welt nur durch Gott entsteht, so besteht sie auch nur durch ihn und nicht nur d u r c h ihn, sondern auch nur i n ihm, umfasst, getragen, durchdrungen von ihm. Der Pantheismus behauptet daher mit Recht, dass auch der Process der Weltbildung und Weltentwicklung auf göttlicher Thätigkeit beruhe. Er muss in so fern in der That auf ein göttliches Wirken zurückgeführt werden, als wir, wie gezeigt, annehmen müssen, dass Gott nicht nur den Atomen das Maass und die Wirkungsweise ihrer Kräfte bestimmt, nicht nur den Aether in Bewegung setzt und damit Licht und Wärme und die durch sie bedingten, physikalischen, chemischen, elektrischen Processe in Wirksamkeit bringt, nicht nur jene centralisirenden Kräfte, durch welche ein Atom zum bestimmenden Einigungspunkte einer Körper- oder Massenbildung erhoben und damit die Scheidung und Verknüpfung, die Ordnung und Gliederung des Stoffes eingeleitet wird, in's Dasein ruft und zur Thätigkeit anregt, sondern auch alle und jede Wirkung der waltenden Naturkräfte in so fern vermittelt, als sie alle nach aussen, auf Anderes ausser ihnen wirken und jede Wirkung in die Ferne nur durch die übertragende Thätigkeit Gottes zu Stande kommt. Aber der Pantheismus hat Unrecht, wenn er darum das Wirken und Leben der Natur nur als Leben und Wirken Gottes selbst fasst. Nur die Entstehung, Bildung und Ordnung des Naturganzen, wie das Maass und die Wirkungsweise der Naturkräfte, beruht auf der schaffenden, bestimmenden, disponirenden Thätigkeit Gottes. N a c h d e m durch sie die Weltkörper und die einzelnen Naturwesen gesetzt sind, vollzieht sich der Lauf der Natur, der Process der Weltgeschichte gemäss der ihm inhärirenden göttlichen Bestimmung s e l b s t s t ä n d i g auf Grund der in ihm waltenden Kräfte und ihrer Wirksamkeit; ja die geistbegabten Wesen können und sollen ihre Kräfte in f r e i e r Weise nach eigener Selbstbestimmung brauchen, und nur der E r f o l g jeder Thätigkeit der Dinge auf einander ist in so fern durch eine M i t wirkung Gottes bedingt, als jede Wirkung in die Ferne jene vermittelnde Thätigkeit Gottes erfordert. Diese von der atomistischen Natur der Dinge selbst geforderte Thätigkeit involvirt zugleich die Möglichkeit jenes Eingreifens Gottes in den Verlauf der Welt und Weltgeschichte, welches vom religiösen Be-

Digitized by Google

wusstsein als die göttliche Weltregierung, die göttliche Vorsehung bezeichnet wird.« Diese Anschauung erhält übrigens erst durch die ethischen Momente, welche im fünften Abschnitte behandelt werden, ihre »volle Begründung und überzeugende Kraft.« Der fünfte und letzte Abschnitt enthält nämlich die speculative Erörterung der Idee Gottes und seines Verhältnisses zur Natur und Menschheit. Er behandelt das Wesen Gottes an und für sich, Gott in seinem Verhältnisse zur Welt, Gott in seinem Verhältnisse zum menschlichen Wesen. Ueberall wird genau festgesetzt, wie weit das Gebiet der Wissenschaft in Bezug auf diesen Gegenstand geht. Die Idee Gottes ist ein Gedanke und keine Illusion, aber ein Grenzbegriff unseres Denkens. Ein gleicher Begriff ist auch der Schöpfungsbegriff. Die »bedingte, beschränkte, unvollkommene Erkenntniss ist keineswegs gar keine Erkenntniss«, darum sind auch die Grenzbegriffe unseres Denkens »keineswegs gar keine Begriffe, sondern eben nur beschränkte, unvollkommene, einseitige Begriffe. »Die Idee Gottes, »des absoluten Seins und Wesens, der unbedingten geistigen Urkraft und Grundursache, ist nicht nur eine Vorstellung, deren wir fähig und thatsächlich uns bewusst sind, sondern auch eine nothwendige Vorstellung, die sich uns aus der denkenden Betrachtung der Natur und unseres eigenen Wesens unabweislich aufdrängt und deren Inhalte wir Realität beimessen müssen« (S 637). Sehr richtig wird die Immanenz Gottes mit dessen Transcendenz verbunden. »Der absoluten Kraft, sagt der Herr Verf. S. 663, stehen die Atome nicht räumlich gegenüber, sondern, indem sie von ihr gesetzt, bestimmt, disponirt werden, in ihrem Entstehen und Bestehen, ihrem Werden und Wirken, sind sie von ihr umfasst und durchdrungen, von ihr getragen und gehalten, von ihr (als primum movens in und mit der Schöpfung) ursprünglich in Bewegung gesetzt, zur Wirksamkeit angeregt und in Wirksamkeit (durch Uebertragung ihrer Wirkungen auf einander) erhalten. Sonach aber ist die Welt nicht ausser oder neben Gott, sondern in Gott; es giebt kein Jenseit und Diessseit Gottes und der Welt, sondern der allgegenwärtige Gott ist eben so sehr immanent in der Welt, wie transcendent über ihr, in ihm lebt und webt die Welt, die Natur, wie jedes einzelne Wesen, von ihm geht aus, was wird und geschieht und durch ihn ist vermittelt das allgemeine, wie jedes einzelne Leben und Streben, Wirken und Handeln. Und doch ist er zugleich der Eine, Ewige und Unendliche wesentlich verschieden von der Vielheit der zeitlichen und endlichen Wesen der Welt.« Das Verhältniss des Ewigen und Zeitlichen in dem Begriffe Gottes und der Welt wird S. 670 also bestimmt: »So ferne die göttliche, producirend-unterscheidende Thätigkeit an sich immanente, auf Gott selbst gerichtete Selbstthätigkeit ist, geht sie in ihrer That nicht aus sich heraus, in ein anderes Sein über, sondern, da der Unterschied beider nur ein immanenter ist, so sind auch Thätigkeit und That sich gegenseitig

immanent, weil immanente Momente des Einen göttlichen Selbst. Die Thätigkeit ist nur das göttliche Selbst in seinem Von-sich- und Durch-sich-sein, die That nur das Göttliche selbst in seinem Für-sich-sein. Gott wird in seiner Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung nur für sich, was er als absolute Kraft an sich und durch sich ist. Gott wird mithin nicht erst Gott, sondern, weil er absolute, producirend-unterscheidende Kraft ist, trägt er das Princip des Werdens und damit der Zeit als Moment seiner Wesenheit in sich. Der Unterschied zwischen Gott und Welt hinsichtlich dieser Kategorien liegt mithin nur darin, dass das göttliche Wesen nur (für sich) wird, was es (an sich) ist, das weltliche dagegen nur ist, was es wird. Eben darum trägt das Weltliche nicht bloss das Princip der Zeitlichkeit in sich, sondern ist selbst ein zeitliches, während Gott, trotz und kraft des Princips der Zeitlichkeit in ihm, der Ewige ist und bleibt.«

Es giebt zwei Wege, welche uns zur Idee Gottes in Philosophie und Religion führen; der eine ist der kosmologische, welcher von der Betrachtung der Welt, der andere der psychologische, welcher von dem innersten Wesen des Menschen ausgeht. Jener ist in dem vorliegenden Buche eingeschlagen und dieser wird am Schlusse desselben angedeutet. Jener wurde von dem Herrn Verf. vorgezogen, weil die Polemik gegen alles Nicht-Sinnliche gerade in unserer Zeit von naturwissenschaftlichen Ergebnissen ausgeht. Es sollte gezeigt werden, dass die ins Einzelne gehenden neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen nicht nur mit der Idee Gottes vereinbar sind, sondern sogar, tiefer erfasst, nothwendig zu ihr führen. Mit gutem Erfolge wurde das Bestreben des Herrn Verf. gekrönt und die sobald erfolgte zweite Auflage seines Werkes ist der schlagendste Beleg für den Anklang, den seine gediegene Forschung unter allen denen fand, welchen die höchsten Fragen der Philosophie und Religion nicht gleichgültig sind. Den andern Weg deutet der Herr Verf. am Schlusse seines Vorwortes zur zweiten Auflage seines Werkes an, wenn er S. VIII sagt: »Zum richtigen Verständniss des Ganzen bemerke ich nur noch, dass ich durch die Folgerungen, die ich aus den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung gezogen, keineswegs dem religiös-sittlichen Bewusstsein Grenzen ziehen oder es auf den Inhalt solcher Folgerungen beschränken wollte. Denn nicht die Natur und Naturbetrachtung, sondern des Menschen eigenes Gemüth ist die Quelle der Religion und Sittlichkeit; ich wollte im Gegentheil nur zeigen, dass die naturwissenschaftlichen Resultate, weit entfernt, den Thatsachen und Forderungen des religiös-sittlichen Bewusstseins zu widersprechen, vielmehr, richtig aufgefasst und verstanden, in bestätigendem Einklang mit ihnen stehen.« Allerdings ist und bleibt die philosophische Weltanschauung eine andere, als die religiöse. In jener handelt es sich um den objectiven Begriff, in dieser um die subjective Vorstellung, die immer mehr oder minder die Idee

Digitized by Google

des Unendlichen verendlicht, das Göttliche vermenschlicht. Wo Berichtigungen durch eine philosophische Weltanschauung nöthig werden, handelt es sich nicht um die Aufhebung des religiös-sittlichen Bewusstseins, sondern um die Beziehung desselben zu den stets »offenen« Fragen der Metaphysik. Kant hat am Schlusse seiner Kritik der praktischen Vernunft auf die beiden Wege, die uns zum Göttlichen führen, den äussern und den innern, hingewiesen. »Zwei Dinge, sagt er, erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Ueberschwenglichen ausser meinem Gesichtskreise suchen und bloss vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewusstsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äussern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, in's unabsehlich Grosse mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher ich mich, nicht wie dort (in der sinnlichen Welt) in bloss zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne.« Kant zeigt, dass Bewunderung und Achtung den Mangel der Nachforschung nicht ersetzen, dass jene ohne diese von jeher auf Irrwege geführt habe, die Bewunderung der Natur zur Sterndeuterei (in neuerer Zeit zu den Phantastereien des Magnetismus, des Agatho- und Kakodämonismus, des Tischrückens und Geisterklopfens), die Bewunderung des Gemüthes zur Schwärmerei und zum Aberglauben. Durch Lotze's Ansichten wurde die Untersuchung über die Vereinigung des Gottesbegriffes mit dem Uebel in der Welt angeregt und unter Benutzung von Fr. Hoffmann's Abhandlung in Fichte's und Ulrici's Zeitschrift für Philosophie (1863, Bd. 41, S. 126 ff.), ausführlicher in der zweiten Auflage behandelt (S. 724 ff). Was Lotze (Mikrokosmos III, 604 ff.) über diesen Gegenstand bemerkt hat, wird hier unter kritischer Beleuchtung der erhobenen Einwendungen zur Sprache gebracht und, da, wie der Herr Verf. auseinandersetzt, die ethische Weltanschauung das Uebel vom richtigen Gesichtspunkte allein auffassen und in Harmonie mit der Gottesidee bringen kann, zum Schlusse dieser Betrachtung S. 730 bemerkt: »In dem grossen Entwicklungsprocesse des Ganzen bezeichnet vielleicht unsere Erde die Stufe des ersten Auftretens der Individualität und Freiheit, also noch einer sehr unvollkommenen, der Willkür und dem Missbrauch ausgesetzten, der Leitung und Erziehung bedürftigen Freiheit, nimmt vielleicht unser ganzes Sonnensystem einen verhält-

Digitized by Google

nissmässig niedrigen Standpunkt ein. Im Begriffe einer aufsteigenden Entwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren liegt es wenigstens unmittelbar, dass den niedrigeren Stufen auch die grössere Unvollkommenheit angehöre. Wie dem indess auch sei, immerhin glauben wir behaupten zu dürfen, nicht nur dass von den Thatsachen des sittlichen Bewusstseins, von denen wir ausgingen, der Glaube an einen Gott der Güte und Liebe als Schöpfer der Welt gefordert und berechtigt erscheint, sondern dass auch die Thatsachen der Weltwirklichkeit ihm nicht widersprechen.« Nur die denkende Betrachtung führt zu einem wissenschaftlichen Ziele und diese wurde mit der sorgfältigsten Benutzung der neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen und Ergebnisse von unserem Herrn Verf. in erfolgreicher Weise in dem ersten Werke: Gott und die Natur auf die Natur, im zweiten: Gott und der Mensch auf den Menschengeist angewendet. In beiden im innigen Verbande stehenden Werken weist der Herr Verf. im Aeussern der Natur und im Innern des menschlichen Gemüthes den ewigen Zusammenhang mit dem Göttlichen nach und es bekundet sich in beiden, wie in allen seinen andern philosophischen Werken ein unermüdetes Streben nach Erforschung der ganzen und vollkommenen Wahrheit, ein erleuchteter, von Vorurtheilen freier, religiös-sittlicher Sinn und eine klare, durchaus verständliche Darstellungsgabe verbunden mit der genauen Kenntniss des behandelten Gegenstandes.

v. Reichlin-Meldegg.

Kaiser Heinrich der Vierte. Ein deutsches Trauerspiel in zwei Abtheilungen von Ferdinand von Saar. Erste Abtheilung: Hildebrand. Heidelberg, Verlag von G. Weiss, 1865, 223 S. 8.

Es giebt der Trauerspiele in der deutschen Geschichte leider nur zu viele (exempla sunt odiosa) und doch bieten nicht alle einen Stoff zur Tragödie. In dem vorliegenden Buche wird uns ein zur Tragödie mit Talent und Sachkenntniss umgeschaffenes Stück Trauerspiel aus der deutschen Geschichte geboten. Zu den schwierigsten Aufgaben der Poësie gehört offenbar die Abfassung eines guten Dramas; denn, wie die Kunst in der Poësie gipfelt, so diese wieder im Drama. Die Poësie umfasst alle schönen Künste; ihr belebender Hauch, ihre Begeisterung verkörperlicht sich in allen andern schönen Künsten. Die lyrische Poësie, in welcher die Empfindung, das subjective Element, vorherrscht, entspricht der Musik, die epische mit vorherrschender Anschauung, vorwaltend objectiv, den bildenden Künsten. Die dramatische Poësie ist die höhere, Anschauung und Empfindung verknüpfende Einheit, welche sich in der That des freien Menschengeistes verkörperlicht. Die dramatische Poësie, welche uns einen Reichthum von individuellen Menschen-

Digitized by Google

charaktern und Handlungen im Conflicte und in der Lösung des Conflictes zur versöhnenden Einheit, den Kampf der innern Freiheit und der äussern Naturnothwendigkeit darstellt, verfolgt das am tiefsten eingreifende, umfassendste und darum am schwierigsten zu erreichende Ziel. Unsere besseren neueren Dichter sind fast sämmtlich Lyriker, und in der epischen Poësie versucht man sich in unserer Zeit mit so vielem Glücke, dass wir mit guten und leider aber auch mit weit mehr schlechten Romanen, Novellen, Erzählungen, grossen und kleinen, lustigen und traurigen, frivolen und anständigen, ordentlich überschwemmt werden. Sie kommen uns nicht bloss von unsern deutschen Dichtern, sondern auch von ausländischen zu. Unsere Uebersetzer haben am meisten mit dieser Art von Dichtung zu thun. Und warum? Die Dichtung richtet sich nach dem Publikum, die Kunst geht nach Brode. Der Dichter muss sich dem Geschmack des Verlegers anbequemen und dieser dem Geschmack der Masse. Man will geniessen und ein Genuss ist die Unterhaltung, welche der Roman gewährt. Der Genusstrieb treibt auch mehr, als der Kunsttrieb, in's Theater. Aber leider ist auch hier der Geschmack der grossen Masse der spiritus rector. Man zieht die Posse dem Schauspiel, die Oper dem Drama, die Zukunftsmusik der klassischen Musik der Vergangenheit vor. Darnach richten sich auch die Dichter, zumal, da ein gutes Drama von Allem, was ein Dichter schaffen kann, das schwerste ist. Individualisirende, reiche und feurige Phantasie, Geschichts- und Menschenkenntniss, ein logisch geordneter und logisch producirender Verstand eine philosophische Weltanschauung sind Gaben, die nicht jedem zu Gebote stehen. Immer sind noch Shakespeare, Göthe und Schiller unübertroffene Muster. In Auswahl und Anordnung des Stoffes und in der Form der Darstellung ist ihnen häufig nachgeeifert worden; aber von keinem wurden sie auch nur annähernd erreicht.

Das vorliegende Drama ist die erste Abtheilung einer auf zwei Abtheilungen berechneten dramatischen Dichtung. Der Herr Verf. hat sich über den Grund dieser Abtheilung, über den Plan des Ganzen nirgends ausgesprochen. Ein Vorwort wäre, da uns nur die erste Abtheilung: Hildebrand vorliegt und wir von der zweiten noch nichts wissen, offenbar am Platze gewesen. Der historische Stoff, welcher hier behandelt wird, ist der Kampf zwischen dem deutschen Kaiser Heinrich IV. und dem Papste Gregor VII. bis zu des letzteren Tode (1576—1585). In diesem Kampfe sind zwei das Mittelalter mächtig bewegende Ideen, die Idee des Kaiserthums oder der weltlichen Herrschaft und die Idee des Papstthums oder der geistlichen Herrschaft, im Kampfe dargestellt. Allgemeine Ideen eignen sich freilich an sich zu einem Drama nicht, weil dieses überall und Alles nur in individuellen Menschencharakteren und individuellen Handlungen darstellt; wohl aber dann, wenn, wie in dem vorliegenden Stücke, das Einzelne als der Vertreter der allgemeinen Idee in individueller Handlung

Digitized by Google

auftritt. Jedes Drama gewinnt gerade dadurch an Interesse und Bedeutung, dass es zum Rahmen des dramatischen Gemäldes die die Menschheit oder einen grossen Theil derselben bewegenden Factoren wählt, wie dieses in vorstehender Dichtung geschehen ist. Bühnengerecht ist das Stück nicht zu nennen. Ohne die am Schlusse des Personenverzeichnisses angegebenen »Ritter und Gefolge, den deutschen und italienischsn Clerus, die Mönche, die Gesandten von Britannien, Dalmatien und Ungarn, den Burggrafen, den Schultheissen, mehrere Schöffen, das Mainzische und Römische Volk, die Normannen, Boten und Krieger treten noch 41 Personen auf der Bühne auf. Dies liest sich wohl gut, aber es scheitert an der Ausführbarkeit der Darstellung durch die auch auf grösseren Theatern beschränktere Anzahl der Personen, wenigstens solcher, die sich zur Darstellung eignen. Als die Grenzen des der Tragödie ziemenden edeln Ernstes überschreitend, muss jene Stelle Act II, 1. Scene bezeichnet werden, in welcher Heinrich sich über die Kälte seiner Gattin beklagt (S. 57):

»Und als du gar einmal —
Zu Speier war's, an einem linden Abend
Im Wonnemond, im Mai — ich seh' es noch
Vor mir, als wär' es heut' — nach meinem Kuss
Den Mund dir wischtest mit der weissen Hand:
Da ward ich gram dir in der tiefen Seele
Und gab für immer, immer dich verloren.«

Nicht gehörig ist in demselben Gespräche Heinrich's und Bertha's über die Liebe jene Episode, welche mit Heinrich's Frage beginnt:

»Rath' einmal, Kind,
Was ihrem Gatten sie, dem Herzog Gottfried,
Der, wie du weisst, mein treu'ster bester Freund,
In der Vermählungsnacht hat zugemuthet?«
u. s. w. (S. 59).

Die Volksscenen im dritten Acte sind gedehnt und um so schwieriger, als ausser den 41 Personen des Stückes hier »ein erster, zweiter, dritter und vierter Bürger, eine erste und zweite Bürgersfrau, ein erstes und zweites Bürgermädchen« (Act III, Sc. 1 u. 2. S. 105—124) und in der darauf folgenden Scene noch »ein Bürgerssohn und ein erster und zweiter Ritter« dazu kommen. So sprechen auch noch im fünften Acte ein »erster, zweiter, dritter, vierter Römer« und »ein Mönch«. Das Gespräch zwischen der kaiserlichen Mutter Agnese und ihrer Dienerin Klotilde in einem Kloster zu Rom verliert den für die Tragödie nöthigen Ernst bei etwaiger Aufführung und ginge leicht in's Lächerliche über, wenn Clotilde, anstatt bei der allgemeinen Einladung stehen zu bleiben, welche also lautet:

Digitized by Google

»Nun so.
Ein wenig Ruh' und Speise, und es wird
Dir die Erschöpfung bald gewichen sein«

ihrer Herrin eine Schüssel mit den Worten hinschiebt:

»Sieh her, ein zart Gericht von jungen Bohnen —
Ich weiss, du liebst es« und

»Und hier — obwohl du sonst mit frommem Sinn
Solch üpp'ge Kost verschmäh'st — hier bracht' ich Dir
Ein Hühnchen mit. Du kannst es heute Dir
Zur nöth'gen Stärkung Deines Leibes gönnen.
Sieh' wie's einladend aussieht, wie es duftet.«

»Versuch es nur und iss!
Mit jedem Bissen wird Dir mehr und mehr
Dein dringendes Bedürfniss fühlbar werden.

Zu den vielen im Stücke betheiligten Personen treten endlich noch in der fünften Scene des vierten Actes Nonnen auf, in deren Namen die Aelteste spricht (S. 178). Nicht für die Bühne geeignet ist es, wenn sie dem Kaiser Heinrich zuruft: »Weh' Dir, entmenschter König!« und alle Nonnen in denselben Ausruf einstimmen und noch ein »Wehe! Wehe!« hinzufügen.

Wenn der in Salerno sterbende Gregor kurz vor seinem Tode Mathilden, der Markgräfin von Toskana, seine heimliche Liebe eingesteht, die sie nicht erwiedert, so ist auch hier der Ausdruck nicht geeignet, welcher dem Papste in den Mund gelegt wird:

»Sieh! jetzt noch zuckt bei der Erinnerung
Voll Eckel deine Lippe und du fährst
Mit rascher Hand darnach, um sie zu wischen«!

Wir haben auf diese die Darstellung des Dramas hindernden oder auch der Würde des tragischen Tones entgegenstehenden Mängel zuerst hingewiesen und dieselben aus Achtung gegen den Verfasser genauer besprochen. Doch zeichnet sich das Stück entschieden mehr durch Vorzüge aus, als es an Mängeln leidet. Die Disposition der 5 Acte ist logisch richtig und psychologisch gut motivirt. Die Sprache hat dichterischen Schwung und ist reich an treffenden Bildern. Die Handlung ist voll Leben, der Stoff an sich interessant und bis zum Schlusse spannend durchgeführt. Der Gedanke der Stellung Mathildens zwischen Gregor und Heinrich ist echt dramatisch, Mathilde liebt Heinrich, wird aber von diesem zurückgewiesen. Gregor liebt Mathilden, wird aber von ihr nicht geliebt. Er verbirgt seine innere Gluth und sucht in der Herrschaft die Befriedigung, welche ihm die Liebe nicht gewährt. Er erfüllt Mathildens Phantasie mit den Bildern des strengen Kirchenglaubens und leiblicher Kasteiung und diese findet im Anschluss an Gregor Nahrung für ihre Schwärmerei und Trost für ihre unglück-

Digitized by Google

liche Liebe. Sterbend bekennt Gregor, wenn sein stolzes Herrschergebäude zusammensinkt, er als Flüchtling in Salerno verweilt und endlich noch den Tod seiner einzigen Stütze, des Normannen Robert Guiscard, vernimmt, seine innersten Gefühle der geliebten Mathilde. Allein die Rache ereilt denjenigen, der eine unerwiederte heisse Liebesgluth durch das der Priesterschaft aufgedrungene Cölibatsgesetz, durch das Zerreissen des Bandes heilen wollte, welches den Menschen an den Menschen knüpft. Er stirbt unbemitleidet und Mathilde, welche seine einzige Liebe war, spricht an seiner Leiche:

»Todt! Schauder friert durch mein Gebein! — Hinweg!
Wer so gestorben, fordert keine Thräne.
Allmächtiger, sei seiner Seele gnädig!«

Die Charaktere sind psychologisch richtig aufgefasst und consequent durchgeführt, insbesondere gelungen ist die Charakteristik der beiden Angelpunkte Heinrich und Gregor. Sie sind nicht nur durch die Ideen, deren Träger sie sind, und durch ihre äussere Stellung, sondern auch durch innere Anlage und Charakter diametrale Gegensätze. Heinrich ist voll jugendlicher Leidenschaft, aber ehrlich, gutmüthig, und mit Kraft und Bewusstsein handelnd, Gregor stolz, herrschsüchtig, kalt und ernst. Cencius schildert den Gregor gleich im Anfange also:

»Da drinnen kauert er, der dürre Papst,
Auf Petri Stuhl gleich einer Riesenspinne
Die Erde rings mit Fäden überziehend,
Worin sich Könige selbst wie Fliegen fangen.«

Treffend sind die Charaktere der Frauen, der Bertha, Agnese und Mathilde durchgeführt. Auch sind die übrigen handelnden Personen leicht durch die individualisirende Zeichnung zu unterscheiden, so Herzog Rudolf, Otto von Nordheim, Ekbert von Meissen, Wibert von Ravenna, Peter Damiani, Hugo Blankus, Gerhard von Galera, Robert Guiscard, Cencius u. s. w. Der Dialog ist leicht und ungezwungen, die Monologe sind nicht zu lange und grossentheils mit dichterischem Geschmacke angelegt, die Motive der Handlungen natürlich und im Ganzen der Entwicklung findet sich nirgends eine störende Lücke. Wenn man das Buch liest, möchte man keine der auftretenden Personen vermissen. Sie gehören alle mit zum Ganzen und machen das Bild lebendiger und interessanter, wenn gleich bei der Aufführung, wenn sie zu Stande kommen soll, die Abkürzung in der Zahl der Personen und die Auslassung einzelner Stellen geboten erscheinen. Möge das hier so schön bewährte dramatische Talent des Herrn Verf. uns bald mit neuen Dichtungen erfreuen! Die Geschichte ist eine unerschöpfliche Fundgrube dramatischer Stoffe.

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens. Ein Versuch der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes. Von S. Nilsson. Aus dem Schwedischen übersetzt. I. Das Bronzealter. Nachtrag. Mit 13 in den Text gedruckten Abbildungen. Hamburg. Otto Meissner. 1865. VII und 64 S. in gr. 8. Nachtrag. Zweites Heft. Mit 14 in den Text gedruckten Abbildungen. Hamburg, Otto Meissner. 1866. 120 S. in gr. 8.

In diesen beiden Nachträgen sucht der Verfasser die von ihm früher ausgesprochene Ansicht (s. diese Jahrbb. 1863. S. 847 ff.) durch eine neue Beweisführung zu unterstützen, um so mehr als seine Ansicht auf manche Bedenken gestossen war, wie diess auch unsererseits an dem a. O. der Fall gewesen ist. Der Verf. ist aber von der Richtigkeit seiner Ansicht so durchdrungen, dass er ihre allgemeine Annahme und Billigung nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet, insofern die Zweifel und Bedenken, welche die Neuheit seiner Behauptung anfangs hervorgerufen, doch bald der besseren Einsicht weichen müssten. Es geht aber, wie die Leser sich erinnern werden, die Ansicht des Verfassers dahin, dass die auf die sogenannte Steinperiode Scandinavien's folgende Bronzeperiode, von welcher noch so manche uns erhaltene Gegenstände, Waffen, Hausgeräthe u. dgl. Zeugniss ablegen, aus dem Orient herzuleiten und auf die Phönicier zurückzuführen sei, welche nicht blos in diese nordischen Länder mit ihren Schiffen gesegelt und gehandelt, sondern auch zur Förderung und Befestigung ihres Handels dort Colonien gegründet, demnach in den südlichen und westlichen Küstenländern Schweden's, wie auf den dänischen Inseln einst ansässig gewesen und so in diese Gegenden die ganze Bronzecultur, wie ihren Baaldienst gebracht, ja selbst den Ackerbau dort eingeführt hätten. Und es hat nach der Annahme des Verfassers dieser phönicische Sonnencultus auch nach dem Aufhören der Bronzecultur noch fortgedauert und war zur Zeit der Einführung des Christenthums der in den westlichen und südlichen Theilen der scandinavischen Halbinsel vorherrschende Cultus. Der Handel, den die Phönicier in diesen Gegenden trieben, war ein Tauschhandel, durch welchen sie hauptsächlich Zinn und Bernstein, so wie auch Fische und Anderes zu erlangen suchten. Was nun zuvörderst das Zinn betrifft, so sucht der Verf. nachzuweisen, dass das Zinn, und dessen Product, die Bronze, schon in der ältesten Zeit bei Aegyptiern, Phöniciern und andern Völkern Westasiens und Griechenlands, und zwar gar nicht spärlich, sondern in ziemlicher Menge, vorhanden gewesen, und dass dasselbe diesen Völkern nicht von Indien her, sondern von dem westlichen Europa aus durch die Phönicier, in Folge ihres ausgedehnten Handels und ihrer Schifffahrt, gebracht worden, und zwar von dem westlichen Britannien aus, wo »schon seit unvordenklichen Zeiten Zinn auf den Scilly-

Digitized by Google

inseln, und besonders in Cornwall reiche Zinnbergwerke bestanden, aus welchen die Phönicier das genannte Metall geholt und weiter verbreitet haben« (S. 11). Man wird in dieser ganzen Beweisführung dem Verfasser wohl folgen können, da die ältesten Zeugen, Herodotus, der schon der Zinninseln (Cassiterides) erwähnt, Strabo u. A. dafür sprechen. Was aber den Bernstein betrifft, so findet es der Verf unbegreiflich, wie man auf die Idee kommen konnte, dass die Phönicier denselben von der ostpreussischen Küste geholt; er will es keineswegs in Abrede stellen, dass sie dahin hätten kommen können, da sie offenbar in der Ostsee gewesen, die Süd- und Ostseeküste Schonen's besucht und dort auch vielfältige Spuren ihres Aufenthaltes zurückgelassen: während keine einzige Spur ihres Aufenthaltes an der preussischen Bernsteinküste sich befinde. Um aber dahin zu gelangen, mussten sie von Britannien aus, nachdem sie die Zinngegend dort aufgefunden, längs der an Bernstein äusserst reichen dänischen Küste herauf; man wird sich aber, argumentirt der Verf., schwerlich denken können, dass sie einen so langen Weg fuhren, um zu holen, was sie auf einem unweit kürzeren Wege erlangen konnten. In Schleswig und Jütland also, wohin sie doch von Britannien aus leicht und bald gelangen konnten, fanden sie den Bernstein auf, und dort mögen sie auch zur Förderung ihres Handels mit diesem Product, so argugumentirt der Verf. weiter, Colonien gegründet und Niederlassungen gehabt haben, und darauf bezieht der Verf. dann die in diesen Gegenden aufgefundenen Bronzegräber, welche mit den darin befindlichen Waffen und Schmuckgegenständen ihm als Reste phönicischer Niederlassungen gelten. »In Dänemark und Schonen war der reichliche Vorrath an Bernstein wohl ein Hauptmotiv ihrer Niederlassung. Es leidet keinen Zweifel, dass in beiden genannten Ländern ehemals mehr Bernstein gefunden ward als jetzt: schon in den Decennien, welche ich zurückdenken kann, hat derselbe bedeutend abgenommen und es ist klar, dass eine Waare, welche fortwährend eingesammelt, aber nicht auf's neue producirt wird, allmälig ausgehen muss, obgleich noch jetzt an der Küste bei Skanör und Falsterbro und selbst weiter landwärts von Zeit zu Zeit Bernstein gefunden wird. Darnach zu schliessen, muss der Vorrath vor etlichen Jahrtausenden höchst ansehnlich gewesen sei. Auch gibt es im ganzen Schwedenlande keine Gegend, wo die Bronze enthaltenden Gräber von genannter Form so zahlreich sind, wie an der Ostküste Schonens. In dieser Gegend liegt auch Raflunda, welcher Name andeutet, dass dort ehemals ein Ort zum Einsammeln des Bernsteines (raf) gewesen ist. Auch das Kivikmonument und der Willfarahügel liegen in derselben Gegend«; beide Denkmäler aber sucht der Verfasser im Verlauf seiner Darstellung dem Bronzezeitalter zu vindiciren, eben so selbst die in Gräbern gefundenen Ledermünzen; phönicische Metallmünzen sind bis jetzt nicht aufgefunden, zumal der Handel mit Wilden ein

Digitized by Google

Tauschhandel, wie zu allen Zeiten und Orten gewesen. Man wird sich kaum verhehlen können, wie gewagt diese ganze Beweisführung ist, auch wenn man zugeben wollte, dass die Phönicier den Bernstern nicht von der preussischen Ostküste, sondern von den ihrer weitgehenden Schifffahrt näher gelegenen Gestaden Schwedens und Dänemarks geholt, woraus jedoch noch keineswegs die Anlage von phönicischen Kolonien und in Folge dessen die Einführung und Verbreitung des phönicischen Baalcultus wird gefolgert werden können, indem zur Begründung dieser Annahme schwerlich die in Gräbern der sogenannten Bronze-Periode aufgefundenen, vom Verf. auf diesen Cult bezogenen Gegenstände werden genügen können, sondern noch ganz andere Beweise zu erheben sind, wenn jene Behauptung in der That erwiesen werden soll. Die Verbindung der Bronze mit dem Baalscult ist eines der Hauptaxiome des Verfassers; die schönen Bronzewaffen, die prachtvollen Goldsachen mit ihren Spiralverzierungen u. dgl., wie sie in den Gräbern dieser Periode, niemals aber in den Gräbern der ältesten Ureinwohner des Landes (der Steinperiode) aufgefunden worden, können unmöglich als Fabrikate der noch halb wilden Bewohner des nördlichen und westlichen Europa gelten, sondern erscheinen dem Verf. als ein Product phönicischer Kunstfertigkeit: so gerne man auch bereit ist, die Unmöglichkeit der Fertigung dieser Kunstgegenstände durch die rohen Eingeborenen zuzugeben, so wird man doch darum noch nicht zu der Annahme phönicischer Kolonien und einer Ausbreitung des phönicischen Baaldienstes sich genöthigt sehen, selbst wenn man zugeben wollte, dass diese Gegenstände von der See her durch Phönicier importirt worden, was auch noch nicht so ausgemacht und bewiesen erscheint. Dass der Verf. alle die in Betracht kommenden Kunstgegenstände genau beschrieben und dargestellt hat, auch zum Theil hat abbilden lassen, ist dankbar anzuerkennen. Aehnliche Beschreibungen und Abbildungen bringt auch der zweite Nachtrag, welcher einen Versuch enthält zu einer Erklärung des alten in Wiltshire (in England) befindlichen unter dem Namen Stonehenge bekannten Monuments, das 34 englische Meilen von Bath entfernt liegt und durch die colossalen Steinmassen, aus denen es besteht, einen grossartigen Eindruck hervorbringt. Man betrachtet dasselbe gewöhnlich als ein Monument aus der Zeit der Druiden und deren Cultus geweiht: unser Verfasser dagegen sucht den Beweis zu führen, dass dasselbe einer fern liegenden Periode des Bronzealters angehöre, und dass es ein Tempel des Sonnencultus gewesen, mithin auf den phönicischen Baaldienst zurückzuführen, und insofern als ein neues Zeugniss für die Verbreitung desselben durch die Phönicier in Britannien anzusehen sei. Es wird damit die gewöhnliche Annahme eines Druidenheiligthums verworfen, weshalb auch der Verf. in weitere Erörterungen über das Druidenthum in seinem Gegensatz zu dem phönicisch-semitischen Sonnencult eingeht und daran weitere Beschreibungen und Betrachtungen einzelner

Digitized by Google

Denkmäler des letzteren in Europa knüpft; der Druidencult erscheint ihm nicht orientalischen Ursprungs, sondern gilt ihm als eine europäische, jüngere Form des Baaldienstes, und wenn er auch Manches aus diesem älteren Cult bewahrt hat, so muss er doch sorgfältig von diesem unterschieden werden. »Als das Druidenthum in Britannien und Gallien den Baalsdienst zu verdrängen suchte, blieb ungewöhnlich Vieles aus dem alten Cultus, welches als von dem neuen adoptirt betrachtet werden kann. Die Anhänger des letztern eigneten darauf alle Monumente des älteren Cultus dem ihrigen zu und so ist die Sache fortan geblieben« (S. 103). Mit derartigen Aussprüchen dürfte indess der sich kaum befriedigt finden, der in allen solchen Dingen positive Beweise und Zeugnisse aus dem Alterthum selbst verlangt. Solche aber liegen nach unserm Ermessen nicht vor: das Wenige Sichere, was wir über das alte Druidenthum und seinen Cultus, sowie über die Seefahrten der Phönicier wissen, wird kaum ausreichen, solche weiter gehende Behauptungen zu begründen. Wie man übrigens darüber auch denken mag, man wird den Bemühungen des Verf., die dunkle Vorzeit des scandinavischen Nordens aufzuhellen, seine Anerkennung nicht versagen wollen, und seinen Untersuchungen mit allem dem Interesse, das sie unwillkührlich erregen, gern folgen.

Noch bemerken wir, dass von dem Verf. wie er bisher den Baalscult neben dem Bronzealter, mit dem er zugleich auftrat, besprochen, eben so nun auch der Thorcultus mit dem Steinalter, und der Odincultus mit dem Eisenalter zugleich behandelt werden soll.

Des Büheler's Königstochter von Frankreich mit Erzählungen ähnlichen Inhalts verglichen und herausgegeben von Dr. J. F. L. Theod. Merzdorf, Grossh. Oldenb. Oberbibliothekare etc. etc. Oldenburg 1866. Druck und Verlag der Schulze'schen Buchhandlung (C. Berndt et A. Schwartz.) 260 S. in gr. 8.

Das Gedicht, das hier in einem erneuerten Abdruck erscheint, gelangte erstmals im Jahre 1500 zum Druck und in einem weiter davon gemachten Abdruck im Jahre 1508: auch andere Abdrücke aus demselben Jahrhundert werden angeführt, sie sind jedoch nicht ganz zweifellos, wie unser Herausgeber S. 48 bemerkt. Darum hat sich Derselbe zunächst an diese beiden Abdrücke gehalten und dieselben seinem Texte zu Grunde gelegt, der indess mancher Verbesserung sich erfreut, durch welche er lesbarer und verständlicher geworden ist, während alle Abweichungen von den genannten Ausgaben sorgfältig unter dem Texte verzeichnet sind. Handschriftliche Hülfsmittel standen nicht zu Gebot, man weiss überhaupt nicht, ob noch Handschriften dieses Gedichtes vorhanden sind, oder wo die Handschrift, nach welcher der erwähnte erste Abdruck ge-

Digitized by Google

schah, sich befindet. Der Herausgeber verdient allen Dank, dass er durch diesen erneuerten und berichtigten Abdruck das Gedicht, das ziemlich in Vergessenheit gekommen zu sein scheint, wieder hervorgeholt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat; denn es verdient eine solche Verbreitung in der That, indem der Verfasser desselben, Hans von Bühel, oder wie er sich selbst nennt, Büheler, der am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts als ein Beamter Friedrich's von Seewart, Erzbischof's von Cöln zu Poppelsdorf lebte, gewiss den vorzüglicheren Dichtern dieses Zeitraumes zuzuzählen ist, da er sich mit vieler Gewandtheit und Leichtigkeit bewegt und die Sprache der früheren Dichter sorgsam nachzubilden bemüht ist, dadurch aber die ziemlich schwerfällige Form, in der die meisten Gedichte seiner Zeit sich bewegen, zu vermeiden weiss. Der Stoff, der in diesem grösseren Epos von mehr als achttausend gereimten Versen mit vielem Geschick und selbst mit einer gewissen Selbstständigkeit behandelt ist, erscheint einem französischen Vorbild entnommen, und hat deshalb der Herausgeber in einer ausführlichen Einleitung sich bemüht, diesen Stoff oder vielmehr die Quelle, welche dem Dichter vorlag, zu ermitteln und die Beziehungen zu erforschen, in welchen das Gedicht zu ähnlichen früheren Dichtungen des Mittelalters steht, welche den gleichen Stoff in mehr oder minder veränderter Weise behandelt haben. Denn, wie S. 6 richtig bemerkt wird, so bildet das Gedicht eigentlich nur eine Variante der Geschichte von der geduldigen Helena, die in verschiedenen Formen sich wiederholt; hier ist es die Tochter eines Königs von Frankreichs, die, um der sträflichen Neigung des Vaters zu entgehen, in die Fremde flieht, dann als Magd dient, aber dann die Liebe des Königs von England gewinnt, dessen Gemahlin sie wird. Aber durch eine Verkettung widriger Umstände muss sie auch mit ihrem Kinde fliehen, um dem ihr zugedachten Tod zu entgehen, bis sie zuletzt in Rom bei dem Papste, mit dem Vater der seine frühere sündhafte Neigung bekennt, wie mit dem Gatten, der seine Mutter gemordet und um Sühne fleht, wieder vereint wird. Das an vielfachen Situationen reiche Gedicht bietet ein mannichfaches Interesse, dem die vorliegende Veröffentlichung auch zu entsprechen vermag.

Lippische Regesten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet von O. Preuss und A. Falkmann. Dritter Band. Vom Jahre 1401 bis zum Jahre 1475 nebst Nachträgen zu den beiden ersten Bänden. Mit 34 Siegelabbildungen (Tafel 47 bis 64) und einer genealogischen Tabelle. Lemgo und Detmold. Mayer'sche Hofbuchhandlung 1866. 476 S. in 8.

Siehe diese Jahrbb. 1861. S. 147 ff. 1863. S. 951 ff. wo von den beiden ersten Bänden, an welche sich dieser dritte unmittel-

Digitized by Google

bar anschliesst, gehandelt worden ist. Wenn dieser dritte Band den Schlussstein des Ganzen bilden sollte, so hat sich diess im Verlaufe der Arbeit als unthunlich dargestellt, in Folge der Masse des Stoffes, welcher für diese späteren Zeiten vom vierzehnten Jahrhundert an in der Weise anschwoll, dass eine Theilung dieses Bandes nöthig ward, und nun noch ein weiterer vierter Band demnächst zu erwarten steht, welcher bis zu dem Tode des Grafen Simon V. im Jahr 1536 reicht, und, da das Manuscript vollendet, auch der Druck bereits begonnen hat, in Kurzem nachfolgen wird. Diesem sollen dann auch die zu beiden Bänden allerdings nöthigen Register beigegeben werden, so wie das, was über Plan und Ausführung dieser beiden Bände die Herausgeber noch zu bemerken haben; da ausser einem kurzen Vorwort keine irgendwie eingehende Vorrede oder Einleitung diesem dritten Bande vorangestellt ist.

Ausser einigen Zusätzen und Berichtigungen zu den beiden ersten Bänden auf einem besonderen Blatte beginnt dieser Band unter Nr. 1492 mit einer Urkunde vom Jahre 1068—1080, worauf eine andere aus dem zwölften Jahrhundert, und eine weitere Reihe von Urkunden (bis Nr. 1509) aus dem dreizehnten und (bis Nr. 1572) aus dem vierzehnten Jahrhundert folgt; mit Nr. 1572 beginnen die Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts vom 10. Febr. 1401 bis zum 21. December 1475, oder von Nr. 1572 bis 2496. Es steht also noch eine ziemliche Anzahl von Urkunden in Aussicht bis zu dem oben bemerkten Termin, dem Jahre 1535, und dürfte dieselbe wohl einen Band noch füllen. Die Einrichtung dieses Bandes ist übrigens durchaus gleichmässig den früheren Bänden, insofern dem Inhalt einer jeden Urkunde diejenigen sachlichen und sonstigen Erörterungen, die zum richtigen Verständniss nothwendig sind, beigefügt werden und zwar in kleinerer Schrift. Es bedarf kaum einer Erinnerung, wie der Inhalt dieser Urkunden, auch abgesehen von ihrer nächsten Bedeutung für die Geschichte des Landes und seiner Dynasten, in die verschiedenartigsten, zumal rechtlichen Verhältnisse des deutschen Mittelalters eingreift und auf diese vielfach ein Licht wirft: um so dankenswerther sind die Bemühungen der Herausgeber, alle die hier vorkommenden, zum Theil dunkeln Verhältnisse ins Licht zu setzen. Am Schlusse des Ganzen folgen auf achtzehn Tafeln etliche dreissig Siegel aus den Jahren 1201—1468, welche zu einzelnen der im Werke vorgebrachten Urkunden gehören, in genauer Zeichnung, so wie eine genealogische Tabelle. Man hat daher Ursache, dem verdienstvollen und mühevollen Unternehmen alle Anerkennung zu zollen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ausgewählte Reden des Lysias. Für den Schulgebrauch erklärt von Hermann Frohberger. Erstes Bändchen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. VI und 250. gr. 8.

Nachdem Rauchenstein mit bestem Erfolge es unternommen hatte, den Lysias in die Schule einzuführen, war wohl zu erwarten, dass sein Beispiel Nachahmung finden werde und dies ist jetzt mit der neuen Ausgabe, welche wir besprechen wollen, wirklich geschehen. Bei aller Anerkennung von Rauchenstein's grossem Verdienst glaubte Frohberger doch in seiner Weise noch wesentliches für das richtige Verständniss des Redners beitragen zu können, wenn auch nicht alles unmittelbar dem Schüler dienlich seine werde; in dieser Beziehung, welche das Vorwort ausdrücklich voranstellt, wollen wir nicht bestreiten, dass der Lehrer von dem hier aufgehäuften reichhaltigen Material, sollte er auch über die Verwendbarkeit dessen häufig anderer Meinung sein, mannichfaltigen Nutzen ziehen könne. Herrn Frohberger steht eine nicht gewöhnliche Kenntniss der attischen Redner, wie anderer Schriftsteller der classischen griechischen Prosa zu Gebote; er hat mit den antiquarischen Werken, welche zur Erläuterung des Sachlichen bei Lysias dienen, sich gehörig bekannt gemacht; die grammatischen Untersuchungen der neuesten Forscher auf diesem Gebiete zog er fleissig zu Rathe; hiemit ist dem Lehrer, wie Fr. selbst sagt, manches nicht unwillkommene geboten; »Die Schulausgabe soll ja nicht allein eine Schülerausgabe sein.« Da ferner über Lysias in den letzten fünfzehn Jahren eine ziemlich umfängliche Litteratur sich verbreitet hat, die nicht jedem Schulmanne zu Gebot steht, ist es mit Dank zu acceptiren, dass der Herausgeber mit wenigen Ausnahmen, wie der Nachträge von Halbertsma zur Mnemosyne 1863 in Harlem erschienen — das alles in dem Anhange 202—249 verzeichnet hat, mit genauer Citation und präcisem Bericht über die Ansichten der Kritiker und Interpreten hinsichtlich der controversen Stellen. Ferner sind Prolegomena über das Leben und die oratorische Thätigkeit und Bedeutung des Redners, wie bei Rauchenstein vorausgeschickt, desgleichen Einleitungen zu den drei im ersten Bändchen behandelten Reden XII, XIII, XXV, (im zweiten gedenkt Fr. I, X, XIV zu bearbeiten;), in welchen er den Thatbestand vorlegt, nicht immer in Uebereinstimmung mit Rauchenstein, obgleich auch häufige Wiederholungen hier unvermeidlich waren. Eine der wichtigsten Discrepanzen von dem Vorgänger betrifft die übrigens

Digitized by Google

bereits von Rauchenstein in seiner vierten Auflage nach der Auseinandersetzung Frohberger's in den Jahrb. für Phil. 82, 408 sqq. adoptirte Chronologie der Rede gegen Eratosthenes, welche demnach noch vor der Verkündigung der Amnestie gehalten worden sein muss. Weniger wird man das Verfahren billigen dürfen, mit welchem Fr. in der Rede gegen Agoratus die nicht harmonirenden Angaben des Xenophon und Lysias auszugleichen sucht, worauf wir unten noch zurückkommen.

Uebermässig conservativ zeigt sich Frohb. in der Kritik; fast scheint es, als wäre ihm jedes Mittel die Tradition zu retten, jede noch so unzureichende Vertheidigung recht um an dem herkömmlichen festzuhalten. Davon wird unsere Recension viele Belege liefern. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, dass einigemal das Ueberlieferte mit Recht gegen allgemeinen oder fast allgemeinen Widerspruch hergestellt worden ist: dazu gehört nicht sowohl XIII, 37 und XXV, 33 als XII, 32 *ἀλλ' οἶμαί σε ἔξαρνον γενήσεσθαι*; XIII, 9, wo der Gedanke, dass Theramenes Subject zu *διελεῖν* sein müsse, die allein richtige Auffassung ist. Desgleichen gibt Ref. jetzt gerne zu, dass XII, 86 *αἰτήσονται* nicht mit *ἐξαιτήσονται* zu vertauschen sei; §. 73 hält Fr. *τοιούτων τυγχάνοι* für *τοιούτων αὐτῶν τ.* mit Grund für genügend, freilich muss vorher *αὐτοῖς αἴτιος* nicht *αὐτὸς αἴτιος* gelesen werden.

Endlich glaubte Fr. »auch die Praktiken der Redner vor Gericht, die gleichmässig bei ihnen widerkehrenden Formen des Angriffs und der Vertheidigung, die rhetorischen Gemeinplätze, soweit der Inhalt der Rede dazu Anlass bot, konstatiren« zu müssen. Er hat daher auch in den Einleitungen die Disposition der Rede anzugeben versucht, doch können diese Schematismen nicht durchaus befriedigen.

Die Inhaltsangabe der Rede gegen Eratosthenes hält was von §. 37—61 zu lesen ist für »*ἔξω τοῦ πράγματος*, doch nicht ohne inneren Zusammenhang mit dem Motiv der Klage, die eingehende Schilderung des verderblichen oligarchischen Regiments.« Vielmehr musste darin derjenige Haupttheil der Beweisführung erkannt werden, welcher den Lebensgang des Angeklagten betrifft, vgl. Cornificius II, §. 3, 4. Verkehrt ist deshalb auch die Bezeichnung zu §. 37. »Uebergang zum *λόγος ἔξω τῆς γραφῆς*« und die Citation von Isocrates XV, 104 ungehörig, weil dort der Redner nur darum von Timotheus spricht, weil ihm der Umgang mit ihm von dem Ankläger (Lysimachus) zum Vorwurf gemacht worden ist; blos in Beziehung zu Eratosthenes erwähnt aber Lysias den Pheidon und Theramenes und die Dreissig überhaupt. Dieser Theil darf also nicht als extra causam liegend betrachtet werden, wie es in der That bei Cic. p. Mil. die Partie 72—92 nach der Ansicht des Redners selbst ist. Den Uebergang zu dem Angriffe auf die Vergangenheit des Eratosthenes macht aber eine allgemeine Schilderung der Uebelthaten jener Tyrannen, welche in unsanfter Weise

Digitized by Google

abgebrochen wird, wenn man mit Franken Comment. Lys. 85 ὑπὲρ αὐτοῦ liest, was Rauchenstein in der vierten Ausgabe und Frohberger adoptirt haben; man benimmt der Folgerung πολλάκις οὖν ἐθαύμασα κτἑ. viel von ihrer Stärke, wenn sie nicht auf's engste sich an das vorhergehende anschliesst, sondern durch den Absatz und die specielle Beschränkung auf den Angeklagten davon absondert. Eben darum hält Rec. noch an der Vermuthung fest, dass entweder vor οὐ γὰρ νῦν κτἑ. ein Satz ausgefallen ist, welcher zu dem Angeklagten überleitete (vgl. oben 300), oder wenigstens mittelst eines οὗτος oder Nennung seines Namens der Eindruck einer argen Zusammenhangslosigkeit gehoben werden muss. Taylor und Reiske, so wie neuerdings Herwerden haben das empfunden, freilich »ohne Grund«, wie Frohberger behauptet p. 210. An einer andern Stelle erfährt Rec. ebenfalls den wiederholten Widerspruch der Mitbearbeiter von Lysias, es ist das §. 81, wo man von κατηγόρηται δὴ nicht lassen will. Hier beendigt demnach der Redner seine Anklage und 100 mit den Worten παύσομαι κατηγορῶν nochmals! Sehr überraschend war uns aber der von Fr. vorgebrachte Beweis, den er in der Anmerkung nur andeutet, in den Jahrb. für Philol. 82, 431 aber ausdrücklich hervorhebt, καταγνῶτε dürfe nicht gelesen werden, weil τῶν τούτου φίλων, οἷς τὰς ἀπολογίας ἀνοίσει sich vorzugsweise auf den Theramenes, welcher damals längst gestorben war, beziehe. Wer wollte aber den zum Tod verurtheilen! Also ist hier nicht von den Gesinnungsgenossen des Eratosthenes in der ganzen langen Stelle die Rede, welche ihn durch ihre Gegenwart und wohl auch ihre Fürsprache unterstützen wollen, von denen es kurz vorher heisst §. 80: μηδ' ὧν φασι μέλλειν πλείω χάριν αὐτοῖς ἴστε ἢ ὧν ἐποίησαν ὀργίζεσθε? Nicht durch Fr's. Einspruch bewogen, scheint Rauchenstein jetzt wieder für κατηγόρηται δὴ gewonnen, wenn er im Gegensatz zu der 1859 abgegebenen Erklärung: »καταγνῶτε δέ. Die Heftigkeit des Tones verlangt hier dieses energische Wort. Der Zusammenhang ist: Erweiset euch nicht schwach! nein! verurtheilt ihn mit seinen Genossen! Denn, wenn ihr ihn verurtheilt, so ist er immer noch günstiger gestellt, als damals sein Mitbürger, weil jetzt ein Rechtsverfahren ist, damals aber keines«; nun (1864) versichert: »κατηγόρηται δὴ. In der That ist ein καταγνῶτε nach den §. 79 und 80 vorausgegangenen Aufforderungen nicht mehr am Platze. Wohl aber bildet die Bemerkung: die Klage ist also beendigt, den passenden Uebergang zu der Reflexion, wie viel besser jetzt die 30 es hätten als unter ihnen die Bürger, weil jetzt ein Rechtsverfahren sei, damals aber keines«. Das κατηγόρηται steht allerdings zu Anfang von XXVII, wo der frühere Redner geschlossen hat, aber am Ende der eigenen Rede wird es noch zu suchen sein. Warum soll aber καταγνῶτε nicht am Platze sein nach den vorausgegangenen Aufforderungen? Diese sind in §§. 79 und 80 verbietender Art, also mehr Warnungen als »Aufforderungen«, und

Digitized by Google

darum bedarf es gerade noch der positiven Ermunterung. Warum Scheibe (Lect. Lys. 317—318) behauptet, wenn man mit Dobree und Emperius κατάγνωτε δὲ lese, sei die Verbindung mit ὁ μέντοι ἀγὼν κτέ. undenkbar, ist uns ganz unverständlich; wohl aber erheben wir den Einwand gegen δή, dass es keinen rechten Sinn gibt und schon darum die diplomatisch freilich sehr leichte Correctur (κατηγόρηται aus κατηγορεῖτε) aufzugeben ist. Scheibe ist übrigens auch der Meinung, dass mit §. 81 der Epilog beginne; viel richtiger verdem Rauchenstein, wenn er in der dritten Ausgabe diesen mit §. 79 eröffnet. In diesem letzten Theile der Rede spricht L. viel von den Freunden des Eratosthenes, er wünscht, dass auch sie verurtheilt werden als seine Mitschuldigen; diese stützen sich auf ihre Parteigänger, welche sie losbitten sollen. Freilich sind nicht alle auch συνεροῦντες, aber diese sprechen doch im Namen aller und besondere advocati neben den causidici anzunehmen ist nicht nöthig; die, durch deren Hülfe Eratosthenes nebst Consorten gerettet zu werden hoffte, sind eben die Fürsprecher, von welchen im ganzen §. 85 die Rede ist, daher nothwendig §. 86 mit ἀλλὰ καὶ τοῦτο τῶν συνερούντων Lysias fortfahren musste: sehr gegen dessen Meinung will Fr., dass hier ein Uebergang von E. zu seinen (also doch noch lebenden!) Beiständen gemacht werde; man traut seinen Augen nicht, wenn man in dem vorhergehenden Paragraph keine Spur von Erwähnung des Angeklagten allein gefunden hat, sondern sich gezwungen sieht, die Identität der βοηθήσοντες und συνεροῦντες anzukennen. Dies sieht selbst Meutzner ein, aber wie es ihm, wenn es gilt, die Tradition zu retten, nie schwer fällt, Unmöglichkeiten zu behaupten, postulirt er hier, dass καὶ nicht zu dem Particip, sondern zu θαυμάζειν bezogen werde (vgl. Jahrb. f. Phil. 91, 687).

Eine Art altercatio schiebt der Redner §. 25 ein, um daraus für den Angeklagten die gravirendsten Consequenzen zu ziehen. Wenn er hier jenen fragt, ob er bei der Berathung der Dreissig, denen, welche die Hinrichtung des Polemarchus und Lysias verlangten, zugestimmt oder widersprochen habe, und die Antwort erhält, er habe widersprochen, so ist die weitere Frage ἵνα ἀποθάνωμεν zunächst widersinnig, als Ironie aber unzeitig, denn er will erst aus der ausdrücklichen Erklärung des Er. dass er sich gegen die Hinrichtung derer, welche er für schuldlos hielt, erklärt habe, die überraschende Folgerung des Widerspruches gewinnen εἶτα — ἀντέλεγες μέν, ἵνα σώσειας, συνελάμβανες δέ, ἵνα ἀποκτείνειας; und was weiteres sich anschliesst. Man stosse sich nicht daran, wenn L. auf's genaueste die Aussagen des Angeklagten feststellt; so betrachtet ist die Frage ἵνα μὴ ἀποθάνωμεν; und Antwort ἵνα μὴ ἀποθάνητε keineswegs müssig, wenn es auch Meutzner Jahrb. f. Phil. 1865, 674 dafür erklärt; sonst wäre auch die nach ἵνα ἀποθάνητε folgende Frage mit diesem Prädicat zu belegen, da E. nicht zu sagen brauchte, er habe gegen die Verurtheilung

Digitized by Google

der Brüder gesprochen, weil sie ihm sonst Unrecht zu leiden schienen; es versteht sich von selbst, dass er dann ihre Hinrichtung für ungerecht hielt. Uebrigens wird es auch der Vervollständigung, welche J. Frei vorschlägt, *ἵνα ἀποθάνωμεν ἢ μὴ ἀποθάνωμεν*; (Programm 1864, 4) nicht bedürfen, insofern diese Alternative schon durch die vorhergehende Frage abgeschnitten, und eine strenge Symmetrie in diesem Examen nicht durchgängig beobachtet ist. Unser Fall ist ein Beispiel von vielen für die Nöthigung von der Lesart unseres Pal. abzugehen. Ein anderes bietet §. 20; hier verwerfen Fr. und Meutzner die von Sauppe vor *ἂν ἕτεροι* verlangte Negation aus Mangel an Sinn für rhetorischen Ausdruck; denn was die Dreissig aus Habsucht sich unterstanden haben, soll nicht dem gleichgestellt werden, was andere aus gerechtem Rachegefühl thun könnten, es muss noch weit darüber hinausgehen; womit die Erzählung von dem stimmt, wie sie in brutalster Weise sich an der trefflichen Familie des Kephalus versündigten, die sich um den Staat und einzelne die grössten Verdienste erworben hatte. P. R. Müller hat das auch treffend nachgewiesen und mit Beispielen aus Dem. XXVII, 48, XL, 33, Aesch. I, 22 belegt. So sagen auch wir: er hat so gehaust, wie kein Feind. Zugleich erinnert Müller, dass für *οὐκ ἂν ἕτεροι* passender *οὐδ᾽ ἂν ἕ.* wie in den angeführten Beispielen gelesen werde. Die abenteuerlichen Versuche §. 30 die überlieferte Lesart zu conserviren, welche Meutzner l. c. 675 sqq. macht, wolle der Leser bei ihm selbst nachsehen. Fr. behält mit Rauchenstein (III, IV) die Conjectur Sauppe's *ἀλλ᾽ ἐν τῇ ὁδῷ σώζειν τε αὐτὸν καὶ τὰ τούτοις ἐψηφισμένα παρόν* bei und neigt sich zu Funckhänel's Ansicht, dass *σώζειν — ἐψηφισμένα* ein Glossem sei, erst im Anhange hin, welcher R. schon in der Note beistimmt. Es ist zugegeben, dass nach Sauppe's Lesart eine Prolepse der §. 31 folgenden Ausführung entsteht, die überdies mehr als einem Bedenken ausgesetzt ist: die Gebote der Collegen waren für E. *προστάγματα* und kein *ψηφίσματα*, die Zusammenstellung von den so heterogenen Objekten *αὐτὸν* und *τὰ ἐψ.* von *σώζειν*, ist was man auch sagen mag, gezwungen; die Partikel *τε* ist per hyperbaton versetzt; das sind Uebelstände, welche zu heben auch Rec. durch die Transposition *οὐκ ἐν τῇ οἰκίᾳ κατὰ τὰ τούτοις ἐψηφισμένα, ἀλλ᾽ ἐν τῇ ὁδῷ σώζοντα ἑαυτόν* nicht vollständig gelungen ist; er glaubt daher, dass man am besten thue, ohne Aenderung die Lesart des X in Klammern aufzuführen. Wenn in dem nächsten Satz weder Fr. noch Meutzner *ὠργίζεσθε* statt des handschriftlichen *ὀργίζεσθε* mit Franken und Rauchenstein lesen mögen, und meinen der Zorn über solche Haussuchung sei auch jetzt noch nicht »verraucht«, bedenken sie nicht, dass in solchem Falle die Tradition nichts entscheide, wo die Transscription aus älterer Schrift nicht immer mit der nöthigen Umsicht vorgenommen wurde; Fr. beruft sich auf das folgende *συγγνώμην ἂν ἔχοιτε* als wenn die auf billige Rücksichten sich gründende jetzige milde Beurthei-

Digitized by Google

lung der Richter mit der momentanen Erbitterung, welche sie vor längerer Zeit empfanden, unverträglich wäre. Eine andere Stelle, welcher eine zu ängstlich am Buchstaben klebende Behandlung neuerdings zu Theil geworden ist, enthält §. 87. Hier macht die ehedem angenommene Gleichheit des Casus *διὰ ὑμέτερον πλῆθος — διὰ δὲ Ἐρατοσθένην* die Antithese kräftiger; die Richtigkeit des Accusativs erweist die in ganz gleichem Sinn getroffene Anwendung desselben §. 58; doch gehen von dem überlieferten *διὰ μὲν τοῦ ὑμετέρου πλήθους*, welches die Abschreiber des ursprünglichen Textes wahrscheinlich darum vorzogen und den Accusativ in den geläufigern Casus verwandelten, weil das *ν* in *ὑμέτερον* nur durch eine virgula bezeichnet war, Rauchenstein und Fr. gegen Dobree, Hamaker, Scheibe ab, indem sie einen Beleg aus Dem. IV, 6, der aber für unseren Passus nichts beweist, beibringen. Kein Fortschritt ist es endlich, wenn §. 100 *καταψηφιεῖσθαι* beibehalten wird, und hinter *πεποιημένους* das *ἔσεσθαι* nachschleppt; schreibt man mit Rec., welchem Rauchenstein gefolgt ist, und Scheibe beistimmt, *κατεψηφισμένους ἔσεσθαι — πεποιημένους*, so wird ein edlerer Ausdruck des Gedankens und ein schönerer rhythmischer Ausgang gewonnen; die Angaben im Anhang über die Lesart sind unrichtig trotz unserer ausdrücklichen Erinnerung Phil. XI, 162.

Wie die Auffassung der Anlage von XII etwas fehlt geht, kann auch die von XIII nicht befriedigen; hier sieht Fr. ebenfalls in einem Theil der Rede die argumentatio extra causam (62—82), obgleich in dieser Partie Lysias zu beweisen sucht, dass Agoratus kein Attischer Bürger sei und deshalb um so unbedenklicher und strenger bestraft werden müsse. Zwar erkennt der Verf. hier zugleich die Beweisführung aus dem sonstigen Leben des Gegners an, aber seine Uebersicht §. 62—82 »Argumentatio extra causam (*ἔξω τοῦ πράγματος*), Schilderung der unwürdigen Persönlichkeit des Angeklagten im Gegensatz zu seinen Opfern und Beleuchtung seiner angeblichen Verdienste um den Demos in gefährlicher Zeit, wodurch er seine Behauptung *ἄκων* gehandelt zu haben, moralisch unterstützen wollte«, entfernt sich bedeutend von dem wahren Gang der Demonstration. Der Redner denkt hier so wenig an die Ausrede des Agoratus, dass er gezwungen jene Angaben gemacht habe, dass in allen 20 §§. weder das Wort *ἄκων* noch der Begriff desselben vorkömmt; er arbeitet vielmehr dahin, zu erweisen, was die Athener von diesem Menschen der von Haus aus Sclave und nie Bürger war, der aber als solcher sich gerirt und sogar den Schein eines Volksfreundes sich geben möchte, erlitten haben; aber weder die Rechte und Verdienste, die er sich lügnerisch anmasst, noch die Verjährung der Anklage, noch die Behauptung, dass letztere nicht in richtiger Form eingebracht sei, noch endlich die Amnestie soll ihn retten können.

Digitized by Google

Die Form, welche L. durchgängig von §. 52 an in seiner Bekämpfung anwendet, ist die der Prokatalepsis, welche Fr. nicht unbekannt ist, siehe zu §. 55; sie kehrt in verschiedenen Ausdrücken wieder; an einer Stelle muss sie vollständiger hergestellt werden als bisher geschah; Ref. erlaubt sich hierüber abermals gegen Rauchenstein's beharrliches Festhalten im *φησιν* §. 70 zu sprechen, da jenem jetzt auch Fr. gefolgt ist. Nicht gegen das Präsens an sich geht der Einwand, aber gegen die Zusammenstellung mit *λέξει*, denn das eine wie das andere wird Agoratus in seiner Vertheidigung vorbringen, wie der Ankläger voraussieht, weil jener dasselbe bereits behauptet hat. Wer nun *φησίν* retten will, corrigire auch *λέγει* und *πειρᾶται*, denn beide Sätze hängen logisch und grammatisch auf's engste zusammen, wie sie denn sogleich mit *οὔτε γὰρ Φρύνιχον ἀπέκτεινεν οὔτε Ἀθηναῖον αὐτὸν ὁ δῆμος ἐποιήσατο* wieder zusammengefasst werden. Man hat Aesch. III, 17 für *φησιν* angeführt, wo aber von dem, was Demosthenes vor der Einleitung des Gerichtes gegen Ktesiphon zu sagen pflegte, erst der Uebergang zu der Anwendung desselben Satzes im Gericht selbst gemacht wird; bei Lysias ist es umgekehrt, wenn da *φησίν* angebracht werden sollte, musste der Satz anders gebildet werden, d. h. deutlicher die Unterscheidung der einen Behauptung von der andern durch die syntaktische Form hervortreten. Wie leicht aber *φήσει* durch den Itacismus in *φησί* überging, woraus dann wegen des folgenden Vocales *φησίν* wurde, bedarf keiner Erinnerung; man vergleiche indess Dem. XXI, 16. Was nun R. und Fr. ziemlich gleichlautend für die Vulgate vorbringen: »er pflegte es überhaupt zu sagen, nicht erst in seiner nun bald zu haltenden Vertheidigungsrede« beweist, weil zu viel, nicht genug, denn er konnte kaum von dem Besitze seines Bürgerrechtes sprechen, ohne zugleich auch seine angebliche Heldenthat, die Ermordung des Phrynichus zu erwähnen. Diese soll *ἐπὶ τῶν τετρακοσίων* (§. 70) geschehen sein. Das hiesse mit andern Worten: unter der Herrschaft der Vierhundert hat er das Haupt der Vierhundert getödtet. Rec. kann immer noch nicht umhin, diese Angabe komisch zu finden, wenn ihm auch beide Herrn vorhalten, es sei hier keine blosse Zeitbestimmung beabsichtigt, sondern die Angabe der Umstände, unter welchen Agoratus sich nützlich gemacht habe. Das könnte man sich gefallen lassen, wenn von irgend einem andern der Demokratie feindlichen weniger bekannten Individuum die Rede wäre. Der Art ist §. 2 (*Ἀγόρατος*) *Διονυσόδωρον ἐπὶ τῶν τριάκοντα ἀπέκτεινε*, wo mit *ἐπὶ τ. τ.* wirklich die Umstände angegeben sind, unter denen ein Angriff auf das Leben des D. gelingen konnte; auf den vorliegenden Fall leidet diese und manche andere Stelle keine Anwendung. Eifrig in der Erhaltung des überlieferten Textes will Fr. manches retten, was sich selbst verurtheilt; so da, wo Lysias dem Agoratus die Mittel seiner Vertheidigung aufzählt um sie sogleich ihm wieder abzusprechen: er kann nicht behaupten, dass er die Anzeige nicht

Digitized by Google

machte; er kann nicht behaupten, dass er mit gutem Recht sie machte; er darf endlich nicht sich damit entschuldigen, dass er dazu gezwungen war. An erster Stelle §. 49—51 wiederholt sich *ἀποδεῖξαι* dreimal; wenn das Wort zu Anfang und Ende des Abschnittes steht, also um die Abtheilung bestimmter gegen das Folgende abzuheben, ist das ganz in der Ordnung, aber die Repetition desselben nach ὅ *οὐκ ἂν δύναιτο οὐδέποτε* ist, da auf ihm kein besonderer Nachdruck liegen kann, und es den stärker zu betonenden Begriffen *δύναιτο οὐδέποτε* (in Fr.'s Text fehlt letzteres durch Versehen des Setzers) nur von ihrem Gewicht raubt (vgl. 60), nicht zu billigen, daher auch Scheibe und Rauchenstein mit Rec. hierüber einig sind. Was Fr. dagegen citirt, wie §. 51, wo *ἀποφαίνειν* wiederholt werden müsste, und nicht durch *ἀποδεικνύναι* variirt werden dürfte, wenn dies Beispiel etwas beweisen sollte, oder XXVIII, 3, wo *μεγάλων ὄντων* die Antithese von *μεγάλων* (nicht *μεγαλῶν*) *οὐσῶν* verstärkt, oder gar drei Exempel aus VI, (I, 19, 44) welche Rede auch nach Fr.'s Urtheil nicht dem Lysias gehört, erfüllt seinen Zweck nicht. Warum unterlässt er, was doch sehr nahe lag §. 49 zu citiren mit dem dreimaligen und rasch wiederholten *τῇ πόλει*? Hier hat das Sinn und beste Wirkung, weil die Beziehung des gleichen Ausdrucks jedesmal eine ganz andere ist; wir bestehen daher immer noch auf der Ansicht, dass hierin eine ausdrucksvolle Figur, eine stylistische Schönheit liege, und lassen Fr.'s Protest p. 230, »so freigebig Lysias mit *πόλις* und *δῆμος* ist, so ist es doch zu viel verlangt, in dem dreimaligen *τῆς πόλεως — τῆς πόλεως τὴν πόλιν* (§. 46) eine stilistische Schönheit zu finden (Kayser, Philol. XI, 151)«, um so mehr auf sich beruhen, als er von einer andern Stelle spricht als die wir meinten. Er hat diese Verwechslung schon in den Jahrbüchern l. c. 424 begangen, wo übrigens auch von §. 48 die Rede ist und Fr. meint »das dreifache *τῇ πόλει*« sei »im höchsten Grade anstössig«; von der sehr irrigen Motivirung dieses Satzes ist er, wie Note und Anhang zeigt, jetzt abgekommen. Grade in dem *μηνύσας αὐτοὺς τῇ πόλει ἐπιβουλεύειν* charakterisirt sich die Vorstellungsweise der Oligarchie, welche ausser ihrer Corporation keinen Staat gelten liess, und diesen darum mit sich identificirte; daher Rec. wünschte Rauchenstein hätte in der vierten Auflage die Klammern nicht angebracht, welche in der dritten fehlen. Im Widerspruch mit allen Bearbeitern des Lysias will ferner Fr. §. 11 *ἀπόρως* beibehalten wissen; er meint, *ὥσπερ διέθηκεν* setze voraus, dass die Bezeichnung der Afficirung ausdrücklich vorhergegangen sei, wozu er eine Stelle von Dinarch I, 37 und eine von Demosthenes VIII, 75 citirt. Darüber entging ihm, wie die Noth des Volkes kurz vorher schon mit *εἰδὼς τὸ ὑμέτερον πλῆθος ἐν ἀπορίᾳ ἐχόμενον* angedeutet ist, also logisch unrichtig *εἰ διαθείη ὑμᾶς ἀπόρως* folgt, so wie dass auch rhetorisch diese Wiederholung fehlerhaft ist, wo man etwas erwartet, was über die bereits genannte

Digitized by Google

ἀπορία noch hinausgeht; übrigens ist auch fraglich, ob *ἀπόρως διατιθέναι* nur griechisch war, denn *οὕτω δ.* und allenfalls *αἰσχρῶς δ.* beweisen noch nicht die Existenz einer solchen Verbindung. Fr. meint das Ausfallen des Adverbs gebe der Stelle »eine andere Färbung«; wir denken, die rechte, indem so in schonender Weise auf alle Schrecken der Hungersnoth hingewiesen wird. Zu §. 34 bemerkte Bake Schol. hypomn. II, 267: verissime vidit Dobreus p. 223 eiicienda esse verba *καὶ οἱ τριάκοντα κατέστησαν*. Dagegen ruft Fr. im Anhang aus: »gerade diesen Gipfelpunkt der *ἅπαντα κακὰ* wollte Dobree und Bake streichen!« Aber die Fesselung der Patrioten und die Bestellung der Dreissig waren eben die Ursachen alles schlimmen, was dem Staate der Athener widerfuhr, nicht eine der Folgen so schlimmer Ursachen; und jene Fesselung war gar nicht möglich, so wie die Denuntiation des Agoratus, wenn nicht die Dreissig schon im factischen Besitz der Gewalt sich befanden; dies als eine Spesies der *κακὰ* anzuführen, worauf dann noch das zusammenfassende *καὶ τί οὐ τῶν δεινῶν* folgte, geht wirklich nicht an; wir müssen den von Fr. vertheidigten Satz allerdings preisgeben, um dann gleich darauf mit *ἐπειδὴ τοίνυν οἱ τριάκοντα κατέστησαν* correct fortfahren zu können. Den Satz *οὐδεὶς — αἴτιος* in §. 82 verwarf Dobree; aber Fr. wendet ein, »die Recapitulation solle wohl das Material zu den folgenden Fragen summiren.« Dann mussten die Zuhörer von ihrem Gedächtniss gar sehr verlassen sein. Es genügte, wenn nach dem Zeugenverhör das Erzählte in den Worten *τούτῳ τῷ τρόπῳ — διέκειτο* und *ἐὰν οὖν — πομπὴν* zusammenfasste, das übrige hat Halbertsma z. Th. einverstanden mit Dobree und Rauchenstein als Interpolation ausgeschieden; zu weit ging einst Hamaker, wenn er den ganzen Paragraphen tilgen wollte und Scheibe, wenn er selbst die ungehörigen Bestandtheile desselben vertheidigte, Vindiciae Lys. p. 81. Halbertsma hat auch das Verdienst, den Schluss der Rede in §. 97 am richtigsten behandelt zu haben, nachdem von Dobree *πρῶτον μὲν οὐχ ὁμόψηφοι γίγνεσθε, ἔπειτα* für unecht erklärt war, was Ref. oben 302 bis auf die nicht zu billigende Verwerfung von *πρῶτον μὲν* annehmlich fand. Statt nun mit Fr. ein immer noch mattes *τοῖς ἐχθροῖς* dem Satze *πρῶτον μὲν οὐχ ὁμόψηφοι γίγνεσθε κτἑ* einzuverleiben, wodurch wir die schwächliche, weil selbstverständliche Folgerung erhalten: stimmt ihr in einer der Dreissig entgegengesetzten Weise, so seid ihr nicht eins mit den Feinden, war es vor allem gerathen, diese Trivialität wegzuschaffen, und das hat Dobree gethan, nur entfernte er dabei gerade die gewähltern Worte, welche Halbertsma rettet, indem er das aus § 96 repetirte *ἐὰν ἐναντία τοῖς τριάκοντα ψηφίζησθε* mit *ἐὰν μὴ ὁμόψηφοι τ. τ. γίγνησθε* vertauscht und *πρῶτον μὲν* beibehält. Das *πρῶτον μὲν* mit nur einem *ἔπειτα δὲ* darauf hat Lysias häufig, vgl. in dieser Rede §. 27, 28, 50; ein so rasch auf einander folgendes *ἔπειτα* aber, wie hier, schwerlich sonst wo; anderer Art sind die Belege

Digitized by Google

aus Lys. XXVI, 13, Isae. IX, 36. Xenoph. Cyrop. I, 3, 14, deren man jetzt übrigens nicht mehr bedarf.

Der einfache Plan der dritten Rede (XXV) ist in Kürze angegeben p. 177; in der Erklärung aber geht Fr. §. 33 fehl, wenn er die Sykophanten, welche sich der Protection der Demokraten des Piraeeus erfreuten, mit diesen selbst zusammenwirft: dazu glaubt er durch die Lesart *διὰ τοὺς ἐκ Πειραιῶς κινδύνους* berechtigt zu sein. Ein Blick auf §§. 28, 29 musste ihm die Unmöglichkeit einer solchen Interpretation klar machen, nach welcher *οἱ ἐκ Π. κίνδυνοι* die vom Piraeeus aus unternommenen Kämpfe sein sollen. Dafür kann weder *τὰ ἐκ. Π. πράγματα*, noch *οἱ ἐν Π. κίνδυνοι* (Epitaph. II, 66) angeführt werden. Der Zusatz *κινδύνους* verdankt einem Missverständniss seine Entstehung, indem etwa die Phrase aus dem Epitaphios dem Abschreiber vorschwebte, welcher so wenig wie jetzt Frohb. bemerkte, dass dem folgenden *δι' ἑτέρους* ebenfalls eine Person entgegengesetzt werden müsse; einer so verkehrten Auffassung widerstreitet auch schon das vorhergehende *δι' ἄλλους*. Diese Rabulisten fürchteten, wenn eine andere Partei als die der *ἐκ Π.*, welche ihnen die Rückkehr in die Heimath gewährt hatte, an's Ruder käme, in der Ausübung ihres Treibens gehindert zu sein und wünschten daher nicht, dass jene ihre Gönner in Schatten gestellt würden und andere mehr vermöchten. Nach Sauppe las man bisher *ἐὰν δ' ὕστερον ὑμῖν δι' ἑτέρους σωτηρία γένηται, τούτους μὲν ὑποδύσεσθαι, ἐκείνους δὲ μεῖζον δυνήσεσθαι* (*ὑποδύσεσθαι* für *ἐπιλύσεσθαι*); Frohb. hält sein *ἐπιλησθήσεσθαι* für angemessener. Abgesehen davon, dass ein solcher Gebrauch des Verbums nirgends nachweislich ist, was doch bei einem so häufig vorkommenden Begriff der Fall sein müsste, wenn die Sprache es erlaubte, ist der Gedanke vom Standpunkte Fr.'s selbst aus betrachtet an sich ungehörig; denn solche Creaturen, wie diese Sykophanten, besorgen nicht vergessen zu werden, sondern nur dass man ihnen ihr schlimmes Handwerk legen werde. Eine leichtere Correctur ist im nächsten Satz *ὥστε διὰ τοῦτο πάντως ἐμποδὼν εἰσιν* statt *ὥ. τὸ αὐτὸ πάντες ἐ. ἐ.* wenn es auch wenig wahrscheinlich ist, dass *διὰ τοῦτο* aus *τὸ αὐτὸ* wurde, und *πάντως* etwas matt sich ausnimmt, weshalb man wenig Lust haben wird, mehrsagendes dagegen aufzugeben.

Wir haben schon aus einzelnen Beispielen ersehen, dass es dem Herausgeber besonders darum zu thun ist, die Tradition zu erhalten, daher er vieles wieder zu Ehren zu bringen sucht, was man als entstellendes Einschiebsel schon für alle Zeiten abgethan glaubte. So nimmt er XXV, 7 keinen Anstoss an dem insipiden Zwischensatz *κἀγὼ περὶ ἐμαυτοῦ τὴν ἀπολογίαν ποιήσομαι*, der nur eine Paraphrase des folgenden *οὔτε — ὑμετέρῳ* heissen kann und ihm in ungeschicktester und unnützester Weise vorausläuft; *ἀποφαίνων* ibid. tilgt er, das konnte aber nicht einmal ersonnen werden, wenn jene überflüssigen Worte nicht schon vorhanden waren, welche eben

Digitized by Google

so wenig Schonung verdienten. Bei näherem Eingehen wird man auch XXV, 20 für die Erhaltung von περὶ ὑμῶν αὐτῶν keinen zureichenden Grund entdecken, da die Ansicht, welche jene Leute nach ihrer Rückkehr aus dem Exil haben sollen, nicht so sehr auf ihre Person als auf das geht, was sie früher für unrecht hielten und jetzt nicht für recht halten dürfen. Die Repetition von περὶ αὐτῶν suchte jemand durch den Zusatz ὑμῶν erträglich zu machen, veranlasste aber so eine falsche Auffassung der ganzen Stelle, die bisher sich behauptet hat. Am stärksten ist, was schon anderswo bemerkt wurde, die Rede gegen Agoratus interpolirt, hier sind sogar zwei ganze Paragraphe 65, 66, eingeschoben, an deren Unechtheit aus vielen Gründen nicht wohl gezweifelt werden kann. Sie unterbrechen in störendster Weise den Zusammenhang; denn zunächst soll nur bewiesen werden, Agoratus sei von sclavischer Abkunft; nachdem dies durch Zeugnisse dargethan war, welche auch der drei Brüder desselben gedachten, kömmt L. auf deren Uebelthaten zu sprechen, welche jedem das Leben kosteten; um wie viel mehr verdiente A. die Todesstrafe, welcher nicht, wie jene, an einem, sondern an vielen Mitgliedern des Staates sich auf solche Art vergangen hatte? Vergebens vindicirt sich A. das Bürgerthum; desto strenger muss die Anmassung geahndet werden, mit welcher er sich Verrichtungen erlaubt, die nur einem Bürger zustehen. Letzterer Vorwurf, welcher erst §. 73 am Platze ist, wird bereits 65 sehr ungeschickt anticipirt; ebenso lesen wir da auch von den Verbrechen der Brüder, als schon bekannten Thatsachen, deren Erwähnung erst 67 mit den Worten ἦσαν τοίνυν οὗτοι, ὦ ἄ. δ. τέτταρες ἀδελφοί eingeleitet wird. In den Zeugnissen wird nach dem Inhalt von 67, 68 wohl von der Existenz dieser Brüder, aber nicht von ihren Missethaten die Rede gewesen sein. Wie übel nimmt sich ferner die Wiederholung πολὺ ἂν εἴη ἔργον λέγειν — οὐδέν με δεῖ καθ' ἕκαστον λέγειν in zwei unmittelbar verbundenen Sätzen von gleichem Ausgang aus, welche überdies das kümmerliche Resultat liefern, dass A. für alle Sünden, die er als calumniator beging vom Demos und Dikasterion zur Mult von 10,000 Drachmen verurtheilt worden sei! Wie dürftig ist die Relation über ihn als Verführer von Bürgerfrauen! Kann man glauben, ein Lysias werde so schülerhaft und albern dergleichen behandelt und nicht reichlich ausgebeutet haben, um die Erbitterung der Richter gegen ihn zu steigern? Der Versuch nun, welchen Fr. anstellt, um diese partie honteuse zu vertheidigen, stützt sich vorzüglich auf §. 69 und die Worte πολλὰ ἐξημαρτηκότος — εἰς τὴν πόλιν καὶ ἰδίᾳ εἰς ἕκαστον ὑμῶν. Da er aber zu diesen Worten selbst die Note macht: »Diese weitgehende Behauptung gründet sich nicht blos auf die §. 65 f. erörterten Uebelthaten, sondern auch auf die Schädigung der Interessen des Staates und jedes Einzelnen durch Agoratos' Denuntiation und ihre Folgen«, so hebt er sein eigenes Argument wieder auf, da der Senat und alle einzelnen nur durch

Digitized by Google

jene vielen trefflichen Bürgern verderbliche Denuntiation betroffen werden konnten, und Lysias recht wohl den Verlust jedes derselben als ein besonderes *ἁμάρτημα* des A. betrachten durfte. Die Unmöglichkeit, dass das *ἑκάστου ἁμαρτήματος* nur auf den einen Fall der Denuntiation gehe, wird also auf p. 148 behauptet und 151 wieder die Möglichkeit zugegeben. Ueberdies entsteht, wenn man 69 mit 65 vergleicht, die grosse Lächerlichkeit, dass an letzterer Stelle für jedes *ἁμάρτημα* des A. die Todesstrafe als unvermeidlich erkannt wird, an ersterer aber eine grosse Menge derselben mit 10,000 Drachmen abgebüsst worden ist. Wir wissen, dass man sich frühe damit abgab, die Autoren zu eigener Uebung zu paraphrasiren, vgl. Synesius ed. Petav. 41 und Emperius zu Dio Chrysost. praef. p. VII; ein solches, nicht ohne Kenntniss der oratorischen Litteratur verfasstes, aber kläglich genug ausgefallenes Fabricat liegt uns hier vor, an dessen Nullität weder Scheibe noch Westermann gezweifelt haben. Ueberconservativ beweist sich Fr. auch in §. 63, wenn er die höchst unnützen Worte *οὐ συλληφθέντες οὐδὲ ὑπομείναντες τὴν κρίσιν* retten will; sie sollen causal dem *φυγόντες* (sie flohen, weil man sie nicht hatte arretiren und vor Gericht stellen können) und *φυγόντες* wieder temporal dem *κατελθόντες* untergeordnet sein, sie kehrten zurück, nachdem sie geflohen waren, damit niemanden einfalle, sie möchten *κατελθεῖν* ohne vorher sich geflüchtet zu haben. Um diesen Knäul von Participien hervorzubringen strich Fr. das *καὶ* vor *οὐ συλληφθέντες*, die Partikel ist aber unentbehrlich um die beiden echten Participien zu verbinden. Komisch rechtfertigt Fr. diesen Zusatz, welcher ja die Erklärung enthalte, »durch welche Mittel das Geschick das böse Thun des Agorat wirkungslos machte.« Sonst würde man freilich meinen, es könne jemand gefesselt sein und doch durchgehen. Eine merkwürdige Stelle ist ferner §. 37, welche in der hiesigen Handschrift zu *τὴν μὲν καθαιροῦσαν ἐπὶ τὴν ὑστέραν* seines Correlates entbehrt. Bei einer Eintheilung wird man aber schwerlich die Licenz nachweisen können, dass das erste Glied mit *μὲν* eingeleitet wird, das zweite aber als selbstverständlich ganz wegbleibt, wie Fr. annimmt. Die von ihm citirten Fälle sind entweder der Art, dass das zweite Glied nur in verschiedener und anakoluther Fassung folgt, also dem Sinne nach nicht fehlt, oder es sind keine eigentlichen Eintheilungen; das Fehlende kann dann in Phrasen wie *ἐγὼ μὲν οἶμαι* hinzugedacht werden. An unserer Stelle ist aber jedem gesunden Gefühle die Auslassung des zweiten unerträglich. Man hat daher auf mancherlei Weise es zu ergänzen versucht, schon der Redactor des Laurentianus (C.); dabei wurde übersehen, dass, wie Sauppe bemerkte, eine Unterscheidung der Stimmsteine in dem fraglichen Process gar nicht statt hatte, nur der Tische, worauf man seinen Stein legte: auf den Tisch nun, welcher die befreienden Stimmsteine aufnehmen sollte, wagte niemand den seinigen zu legen. Wozu also die Angabe der Ver-

Digitized by Google

schiedenheit derselben? Mit dem Umstand, dass die Stimmen auf den einen der Tische gelegt werden mussten, ist hinreichend angedeutet, dass es auf nichts anderes ankam, und aus der Aufsicht der Dreissig ergab sich für jeden, der das Schicksal der Angeklagten nicht theilen wollte, was er zu thun hatte. Wenn Fr. meint mit Westermann's Ergänzung *τὴν μὲν καθαιροῦσαν* [*ἐπὶ τὴν προτέραν, τὴν δὲ σώζουσαν*] *ἐπὶ τὴν ὑστέραν* verliere das Verfahren an abgefeimter Schlauheit, muss Ref. bekennen, dies nicht zu begreifen; war es doch gleichgültig, ob der Unglückstisch vorn oder hinten stand, wenn die Machthaber zusahen. Verwundern müssen wir uns auch über Westermann's nec vero Kaysero qui accedat hoc totum incisum secludenti quemquam fore credo; die Tilgung dieses zur Hälfte erhaltenen Glossems ist ja nur eine natürliche Consequenz der einfachen Sachlage; daher sich auch Leute gefunden haben, die accedirten, wie Herwerden. Dasselbe rathen wir §. 6 an, wo man sich bisher ohne Noth an *καὶ μάλιστα ἐν τῷ τότε χρόνῳ* abplagte, denn nach *ἐν δὲ τῷ χρόνῳ τούτῳ* ist es überflüssig diese Bestimmung zu wiederholen und neben *κάλλιστον καιρὸν* findet *καὶ μάλιστα* keinen Platz, ist aber auch mit *εἰληφέναι* nicht zu verbinden; man suchte, wie J. Frei und Rauchenstein, *καὶ μάλιστα κτέ.* mit dem vorhergehenden zu coordiniren, aber auch das ist gezwungen. Trotz des Vorgangs von Dobree, Scheibe, Rauchenstein, Sauppe, Westermann, denen Cobet und Herwerden beistimmen, vertheidigt Fr. §. 19 *πρὸ τῶν τριάκοντα βουλεύουσαν*, ein zu *τὴν βουλὴν* beigeschriebenes, schon darum unnützes Prädicat, weil man dieser Unterscheidung wegen denken müsste, es hätte damals noch eine andere *βουλή* zu Athen gegeben. Eines »Winkes« aber »über die den Richtern wohl bekannte Corruption« bedurfte es hier nicht, wo die Charakteristik dieses Senates sogleich §. 20 folgt. Ebensowenig ist §. 36 die Angabe *ἐπὶ τριάκοντα* zu dulden, obgleich sich Fr. zu §. 19 darauf beruft; dagegen wird man dieselbe Bezeichnung §. 74 nicht missen wollen, auch nicht §. 20 *ἡ πρὸ τῶν τριάκοντα βουλεύουσα*, weiterhin aber ist *τὴν ἐπὶ τῶν τρ.* wieder entbehrlich. Gelegentlich sei noch bemerkt, dass Halbertsma im Sinne des Redners zu verfahren scheint, wenn er §. 5 *ἐν τῇ πόλει* entfernt, §. 72 *ὥσπερ Θρασύβουλον καὶ Ἀπολλόδωρον*, als zwecklose Anticipation von *ἵναπερ Θρ. καὶ Ἀπ.* streicht und 78 *ὡς ἀποκτενοῦντες* als Glossem betrachtet, welches der concreten Anschaulichkeit der Stelle viel von ihrer Wirkung raubt. Ein sehr seltener Fall bei Fr. ist es, wenn er einer gegründeten Athese beipflichtet, wie §. 92, wo jetzt *καὶ τοῖς ἄλλοις ἅπασι* neben *καὶ ὑμῖν* verschwunden ist, und dafür *καὶ τοῖς φίλοις ἅπασι* gelesen wird, nachdem Westermann auf die darin liegende Verkehrtheit aufmerksam gemacht hat; Rauchenstein's vierte Ausgabe hat das richtige bereits in der Note. Noch seltner kömmt es vor, dass Fr. selbst etwas für eingeschoben hält, was nicht anzuzweifeln ist, wie §. 17 *τὴν περὶ τῆς εἰρήνης*; er will

Digitized by Google

lieber diese Worte einschliessen als mit Westermann (Qu. Lys. I, 5.) πολιτείας für εἰρήνης setzen; und bemerkt: »Dieser Zusatz würde das Verständniss sehr erschwert haben. Denn keinesfalls kann die am Tage nach Theramenes Rückkehr gehaltene Volksversammlung, die den Frieden genehmigte, gemeint sein, vielmehr — nur die, in welcher die Verfassungsfrage entschieden ward. Vermuthlich ist τὴν περὶ τῆς εἰρήνης eine unverständige Glosse.« Solches anzunehmen veranlasst den Verf. Xenophon's summarische Angabe von einer sogleich nach des Theramenes Ankunft stattgehabten Volksversammlung (Hell. II, 2, 23), die aber Lysias gar nicht kennt; weder hier noch XII, 72 spricht er von einer solchen, vielmehr verschob seiner Aussage zufolge jener Feind der Demokratie absichtlich jede Zusammenkunft des Athenischen Demos, bis das Heer Lysanders eingetroffen war. Diese verwechselt Xenophon, wenn unser Redner Glauben verdient, mit der Besprechung über die Friedensbedingungen, welche die Gegner der Oligarchie mit Theramenes nach dessen Heimkehr privatim pflogen. §. 13—16. Der Friede aber sollte nur erfolgen, wenn Athen sich den Bedingungen, die Sparta dictirte und mit Theramenes verabredet waren, fügte; eine Ekklesia ohne diesen Erfolg wäre zwecklos gewesen. So lange aber kein Friede abgeschlossen war, konnte man sich mit den Feinden περὶ εἰρήνης besprechen (wie Cobet und Rauchenstein §. 5 lesen), aber nicht περὶ τῆς εἰρήνης. Demosthenes XVIII, 24 lässt eine verschiedene Deutung zu. Wie §. 17, vergreift sich Fr. noch §. 89 an unschuldigen Worten, und tilgt die nachdrückliche Wiederholung von περὶ τούτων vor κελεύετε; so wird die rhetorische Wirkung desselben zerstört. Lysias hätte genauer ταῦτα geschrieben oder λέγειν statt ἀπολογεῖσθαι, aber der Effect der Figur bestimmte ihn die minder genaue Construction vorzuziehen.

Einzelne Wörter, die bei näherer Prüfung sich als Glossem verrathen, dürften noch zu finden sein XII, 29, wo αὐτῆς durch ἐκείνης verstärkt werden müsste, um die nöthige Betonung zu erhalten; besser bleibt es aber ganz weg, wie schon Dobree und Herwerden verlangten. (Dass ὑφ' ἧς auf die ἀρχὴ ἰσχυροτέρα gehe, hat Ref. nie bezweifelt.). Auch 55 wird dieses Pronomen besser ausgelassen, als beibehalten, mag man nun die handschriftliche Lesart ἐπειδὴ αὐτοὺς εἰς τὴν ἀρχὴν κατέστησαν berücksichtigen, oder Marklands αὐτοί, oder gar Meutzners αὑτούς, welcher annimmt die Zehn hätten sich durch Intrigue selbst in Besitz ihrer Stellen gesetzt. Die Hauptsache ist hier, dass die Partei der Bürger ἐξ ἄστεος mit der Bildung und Besetzung jener Behörde ihren Zweck nicht erreichte. Das gewöhnlich gebilligte αὐτοί, wodurch die Zehn als Gegensatz zu den Dreissig gefasst werden, ist insofern nicht müssig, wie P. R. Müller gegen Meutzner erwiesen hat, aber auch nicht nothwendig. Fr. hat αὐτοὶ beibehalten. Eine dritte Stelle, wo αὐτὸς als Erklärung ursprünglich dem Texte beigeschrieben jetzt sein Verständniss erschwert, nachdem es hineingerathen

Digitized by Google

ist, dürfte XIII, 31 sein: *καὶ αὐτὸς οὐκ ἐδόκει αὐτοῖς ἅπαντα τἀληθῆ πω κατηγορηκέναι.* Die Hervorhebung der Person gibt hier einen schiefen Sinn, *καὶ* jedoch hat Sauppe zweckmässig eingereiht, es fiel leicht hinter *ἐργάζεσθαι* aus; sehr unglücklich aber ist der Gedanke Fr.'s *Ἀγόρατος γὰρ* zu lesen, was, nachdem *αὐτὸν* kurz vorhergegangen ist, niemand erträglich finden wird. Lässt man hingegen *αὐτὸς* weg, so schliesst sich *καὶ οὐκ ἐδόκει κτέ.* in ungezwungenster Weise an *ἐβούλοντο τοίνυν — ἔτι πλειόνων αὐτὸν τὰ ὀνόματα ἀπογράψαι* an, indem *οὕτω σφόδρα ἔρρωτο ἡ βουλὴ κακόν τι ἐργάζεσθαι* als Parenthese betrachtet wird. Hiemit gibt Rec. die neulich (oben 302) mitgetheilte Ansicht über diesen Paragraph auf, indem er glaubt, die jetzige als die sicherste fernerhin vertreten zu können. In §. 62 scheint Fr. nicht bemerkt zu haben, dass *οἱ στρατηγήσαντες* und *οἱ διαδεχόμενοι* sich so entsprechen, dass es des Zusatzes *στρατηγοὶ* zu dem letztern durchaus nicht bedarf.

Bisher war von den vielen Emblemen die Rede, wodurch unser Text des Lysias entstellt ist, jetzt wollen wir zu den Corruptelen der echten Ueberlieferung übergehen, die Fr. nicht dafür hält, sondern in ihnen die richtig auf uns gekommene Eigenthümlichkeit des Schriftstellers zu erkennen glaubt. Vielleicht wird man XII, 5 *τραπέσθαι* noch entschuldigen können, obwohl der Constructionswechsel zur Verstärkung des Ausdrucks nichts beiträgt, und um so auffallender ist als das frühere Subject sogleich in *ποιεῖν ἐτόλμων* wiederkehrt, weshalb wir immer noch zu *προτρέπεσθαι* oder *προτρέψασθαι* rathen. Aber in 34, wo Rec. mit der Billigung von Rauchenstein und Scheibe die Imperfecte *ἐτυγχάνετε — ἀπεψηφίζεσθε* herstellt, kann man keinen haltbaren Grund für die Aoriste *ἐτύχετε* und *ἀπεψηφίσασθε* sich denken; die Stellen wenigstens, auf die sich Fr. beruft, Aeschin. I, 79 und Eur. Androm. 215 sind ganz unähnlich; bei diesem soll *ἔσχες* nicht = *εἶχες* sein, und es handelt sich überdies um einen ganz fingirten Fall, bei jenem wird ein anderes Gericht über Timarchus ebenfalls nur fingirt, daher auch die Wirkung desselben eine blos in der Idee bestehende ist; hier aber an fraglicher Stelle müsste eine gegenwärtige und wirkliche Verhandlung zugleich als schon fertig und abgethan betrachtet werden, was nicht angeht. Eingehende Untersuchung von 55 konnte zeigen, dass daselbst, wo Rauchenstein *ᾧ καὶ φανερῶς ἐπεδείξαντο* corrigirten, die Betonung des Nominativs vom Relativum (*οἳ καὶ φ. ἐ.*) nicht angemessen ist: der Widerspruch der Bestimmung dieser Leute mit ihrem Verfahren soll hervorgehoben werden, nicht die Identität derjenigen Personen, welche den Piraeeus noch schlimmer befehdeten und derer, welche nicht für die Patrioten im Piraeeus, sondern gegen sie kämpften. Uebrigens hilft, da in der alten Schrift *οι* eben so gut *ᾧ* wie *οἳ* bedeutete, die Berufung auf die handschriftliche Autorität nichts. Ein so ängstliches Haften am überlieferten Buchstaben mag Fr. auch bewogen

Digitized by Google

haben 50 ἐν τῷ λόγῳ zu schreiben für unser ἐν τοῖς λόγοις, da doch weder jene indefinite Angabe dem Stil des L. entspricht, noch ἐν τῷ λόγῳ, wo keine specielle Beziehung vorliegt, zu dulden ist. In 76 musste Cobet Gehör finden, wenn er παρήγγελτο statt des Imperfects verlangt, weil L. sogleich hinzufügt, die Leute hätten gewusst τὰ μέλλοντα ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ πραχθήσεσθαι — irrig also Fr. behauptet, das Imperfect sei »den weiteren Verlauf der Dinge in jener Volksversammlung schildernd ganz am Platze.« Auch τὰ μέλλοντ' ἂν für τὰ μέλλοντα (99) wird Rec. ungeachtet der Einreden von Fr. und Rauchenstein so lange festhalten, als ihm kein Beispiel, wo das Particip von μέλλω ohne ἂν in gleicher Modification des hypothetisch-paratatischen Ausdruckes vorgelegt wird. XIII, 27 bringt ἀπέλιπες eine unrichtige Vorstellung herein: jene Bürger liessen ihr Vaterland nicht im Stich, wenn sie den Agoratus unschädlich machten, sie thaten, was in dieser Situation gerade das Verdienstlichste war, daher κατέλιπες beizubehalten war, wie nach Hirschigs Correctur gelesen wurde. Der Sinn der Antithese: du verliessest kein Vaterland, wie sie; sie brauchten keine Folterung zu fürchten, wie du. In 41 meint Fr. ὅτι αἴτιος ἦν τοῦ θανάτου sei die Beziehung auf Dionysodor auch ohne ein zugesetztes Pronomen, wie αὐτῷ oder οἱ klar; doch steht sonst überall dieser Dativ dabei, vgl. 49, 57, 94, 95, die Auslassung ist durch das ähnliche Aussehen beider Wörter hier verursacht; an οἱ zu denken, was Westermann, Rauchenstein (in der Note), und Sauppe vorziehen, verbietet der usus des Redners. Ein überflüssiger Zusatz ist sicher 54 wie Ξενοφῶν, wie ὁ δὲ Ἱππίας hinreichend zeigt, welcher von beiden gemeint sei. Dass 57 σφόδρα δικαίως ἀποθανεῖται kaum fehlen könnte, können Stellen wie 69 und XXV, 17 zeigen; es genügt nicht, auf den Namen Agorat den Ton zu legen, wie Fr. verlangt p. 143. Zu 73 εἴτε χρόνῳ τις τιμωρεῖται, τοῦτον κτέ. bemerkt derselbe, τοῦτον beziehe sich »auf das bei τιμωρεῖται im Gedanken vorschwebende indefinitive Object; sollte ein Objectsaccusativ ausgefallen sein, so wäre dieser nicht αὐτὸν sondern τινά«. Letzteres ist richtig ergänzt; aber die Möglichkeit, dass es fehlen könne, ohne dass die Nothwendigkeit entstehe, τοῦτον auf den Nominativ τις zu beziehen, durfte Fr. nicht annehmen; τινα muss durchaus eingereiht werden, und zwar vor τιμωρεῖται, an welcher Stelle es am leichtesten ausfiel.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 50. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Frohberger: Ausgewählte Reden des Lysias.

(Schluss.)

In XXV, 11 können wir uns von der Bedeutung des *εὐθύνας δεδωκότες* = male reddita ratione nicht überzeugen; Fr. findet wohl einen Beleg dafür in Xen. Hell. VII, 4, 34, aber *ἔγνωσαν ὅτι, εἰ δώσοιεν εὐθύνας, κινδυνεύσειαν ἀπολέσθαι* sagt nur, dass sich jene Beamten vor einer Rechenschaftsablage scheuten; er glaubt ferner, durch *ἄτιμοι* werde dieser Sinn von *ε. δ.* schon hinreichend klar; aber damit entsteht nur eine contradictio in adiecto. Die Atimie hatte mancherlei Gründe, nicht blos die bei der Euthyne aufgedeckten Unterschleife oder Nachlässigkeiten, welche letztere wohl nicht immer zur Atimie führten. Emperius wollte deshalb *ἢ* vor *εὐθύνας* einschieben, was damit nicht widerlegt wird, dass so drei Arten der Atimie unterschieden würden, Lysias kann ja auch die Atimie nebst mangelnder Rechtfertigung und gänzlicher Verarmung als drei verschiedene Species von Missgeschick anführen. Daher scheint es am passendsten, Markland's Correctur *οὐ δεδωκότες* nebst der von Emperius anzunehmen. Der Redner sagt: wer *ἄτιμος* ist, oder seine Rechenschaft gar nicht oder nicht befriedigend geleistet hat, oder um sein Vermögen gekommen ist, oder sonst Unglück erlitt, wünscht sich eine Revolution. Unbedenklich musste Fr. 22 *ἐπυνθάνεσθε* in den Text bringen, wie Franken comment. p. 178 verlangt; denn die zunächst folgenden Nachrichten betreffen Begebenheiten, welche sich nicht wiederholten, wodurch der Optativ *πυνθάνοισθε* begründet würde; erst aus dem dritten Gliede *τοὺς δὲ τριάκοντα μὴ τὴν αὐτὴν γνώμην ἔχοντας* will Fr. den ungehörigen Modus rechtfertigen, was nicht zulässig ist; auch der Unterschied von *ὅτε* (in 21) und *ἐπειδὴ* hier müsste dabei in Betracht kommen. Von Franken durfte unser Herausgeber ausserdem in §. 11 *τὰς περὶ τούτων διαβολὰς* annehmen, denn *τὰς τούτων δ.* ist zweideutig; man erkennt nicht sogleich ob die Verläumder oder die Verläumdeten gemeint sind; der Objectsgenitiv bei *διαβολὴ* kommt nur in der nichtlysianischen Rede XX, 33 vor, aber in einer Verbindung, welche kein Missverständniss zulässt. Zu §. 32 wird Ref. belehrt, dass §. 30 »nur das unter einer Voraussetzung zu Erwartende als Gegenstand der Verwunderung bezeichnet sei, während er hier von wirklich Eingetretenem spreche. Dem ist doch nicht so; sieht man von dem, was die Sykophanten unter

Digitized by Google

andern Umständen erst thun würden, ab, so ist es hier wie dort das Thatsächliche, was Verwunderung erregt: dort, dass sie ungenirt schalten und walten, hier, dass man sie gewähren lässt, und zwar ist das letztere das Schlimmere. Wir wiederholen auch nach Scheibe's und Rauchenstein's Dissens, dass in den Worten §. 32 freilich »ein Widerspruch mit den Obigen« liegt, wenn man *καὶ* stehen lässt und »eine Berichtigung desselben« wenn man *ἢ* schreibt. Der Gedanke würde klarer hervortreten, wenn Lysias §. 30 geschrieben hätte *οἳ τί ἂν ἐποίησαν — εἰ νῦν κτἑ.* was er aber vermied, weil sonst die condicionale Partikel zwei Sätze nach einander in verschiedener Relation einleitete.

Die eigenen Vermuthungen, welche Frohb. in seinem Text recipirt hat, werden schwerlich in andere übergehen, mit Ausnahme etwa von XII, 45 wo er *καὶ* einschliesst und 48, wo *ἐχρῆν αὐτὸν* bereits von J. Bekker vorgeschlagen worden ist, von XIII, 80, wo *τὰ ἐκ τῆς βουλῆς καὶ τὸ τοῦ δήμου* wenigstens der Geschichte genauer entspricht, obwohl der Redner auch in Bausch und Bogen *τὰ ἐ. τ. β. καὶ τοῦ δ.* sagen konnte; in 32 kömmt wenig darauf an, ob *ἡ ἐν τῇ βουλῇ γεγενημένη* mit Rauchenstein, oder *ἡ ἐν τῇ β. μόνῃ γ.* mit Fr. gelesen wird. Alles übrige muss Ref. als verfehlte Versuche bezeichnen. XII, 34 wird das lebhaften Gesprächston nachbildende *τί ἂν εἰ καὶ ἀδελφοὶ ὄντες ἐτύχετε* (l. *ἐτυγχάνετε*) *αὐτοῦ ἢ καὶ υἱεῖς; ἀπεψηφίσασθε;* (l. *ἀπεψηφίζεσθε;*) durch *διὰ τί — υἱεῖς, ἀπεψ.* verdorben. In der Prosa soll dergleichen nicht vorkommen können, was Aristophanes, dieser einzige Meister der Conversationssprache angewandt hat? Ueberdies fällt so der Sinn der Behauptung weg, dass es unmöglich sei, den E. freizusprechen, auch wenn die Richter Brüder oder Söhne von ihm wären; jetzt lautet das ganz absurd: warum würdet ihr ihn freigesprochen haben, wenn ihr auch seine Brüder oder Söhne gewesen wäret? nachdem dargethan worden ist, dass kein Grund ihn freizusprechen vorliegt. In §. 35 ist *τιμωροῦντας* für *τιμωρουμένους*, wo Pal. *τηρομένους* hat, keine nothwendige Correctur, denn dass die von Fr. behauptete Distinction des Activ's und Medium's von *τιμωρῶ* nicht überall beobachtet wird, kann XIII, 76 beweisen, wo die Richter gewiss kein eigenes Interesse hatten, den Agoratus als Mörder des Phrynichus zu bestrafen: in ähnlicher Weise konnten die Ausländer die Athener an den ihnen in die Hände fallenden Dreissig rächen. Druckfehler ist in der Note p. 208 *τιμωροῦνται* statt *τιμωροῦντας*. Einen schiefen Gedanken gibt 51 *ὁπότεροι ταὐτὰ πράξουσι*, denn das erste Wort schliesst ja das zweite aus; *ταῦτα* aber war dem Zuhörer verständlich genug und wird noch durch den Zusatz *καὶ τῆς πόλεως ἄρξουσιν* vor jedem Missverständniss geschützt. Dieselbe Veränderung des Accentes wird in 65 verlangt, an welcher Stelle die Vergleichung des Vaters mit dem Sohn nicht besonders betont zu werden braucht. Halbrichtiges Verfahren ist

Digitized by Google

55 die Einklammerung von ὁ τῶν τριάκοντα: dass §. 54 an die Nothwendigkeit den Pheidon, welcher zu den Dreissigen gehörte, noch von einem andern gleiches Namens zu unterscheiden, nicht zu denken sei, leuchtet von selbst ein; aber auch γενόμενος musste mit Herwerden als unecht bezeichnet werden; jetzt entsteht dadurch neben ἐπειδὴ εἰς τὴν ἀρχὴν κατέστησαν nur eine fehlerhafte Tautologie; auch gehört γενόμενος zur üblichen Phrase, vgl. XXX, 12. Die Verkehrtheit der Interpretation von 88 πέρας ἔχουσι τῆς παρὰ τῶν ἐχθρῶν τιμωρίας, wornach die Gemordeten das äusserste Maass der Rache von Seiten der Feinde erlitten hätten, hat selbst Meutzner eingesehen. Der einfache Gedanke der Stelle ist der, dass diejenigen, welche den Staat nacheinander zu verderben im Stande sein könnten, denen entgegengesetzt werden, welche an ihren Feinden keine Rache mehr zu nehmen vermögen, weil sie eben todt sind. Nirgends sagt Lysias, die Dreissig hätten sich an ihren Gegnern gerächt, als ob sie die von ihnen vollzogene Strafe verdient hätten; dadurch würde er mit sich selbst in den ärgsten Widerspruch gerathen. Fr. liess durch eine grammatische Grille, die nemlich, dass τιμωρία παρὰ τινὸς nicht ohne ein beigefügtes Participium, wie λαμβανομένη, die an jemanden genommene Rache bedeuten könne, sich irreleiten; in Folge dieser verfällt er auch auf eine verkehrte Deutung von II, 66 παρὰ Καδμείων τιμωρίας ἐπεθύμουν, wo π. K. von ἐπεθ. abhängen soll. In 91 durfte das poetische οἴσεσθαι (als Passiv) dem Redner nicht octroiirt werden, freilich ist εἶναι, was man aus C sich gefallen liess, auch noch incorrect für ἔσεσθαι; hinsichtlich der Verbindung von κρύβδην mit dem verb. subst. genügt es auf Demosth. XIX, 239 zu verweisen. XIII, 13 wird flugs ἐδήλωσεν corrigirt, als wenn nicht noch andere Leute ausser den von Agoratus angezeigten über das Ergebniss der Gesandtschaft des Theramenes hätten aufgebracht sein können, die ihre patriotische Gesinnung späterhin bewiesen; man denke nur an die zufolge §. 63 entkommenen. Hiemit erledigt sich, was sehr pathetisch zu dieser Stelle p. 223 Fr. bemerkt hat. Scheinbar leicht und auf den ersten Blick ansprechend ist 67 παιδίσκην αὐτόσ' ἐξάγων ἁλίσκεται statt παιδίσκην αὐτὸς ἐ. ἁ. Doch wird man nicht nachweisen, dass αὐτόσε = ἐνθάδε, hieher (an den Ort des Sprechenden) gesagt wurde; Stellen wie XXX, 26 und andere bei Xenophon und Thukydides werden das nicht darthun; αὐτὸς ist wie anderswo als Glossem zu betrachten, das Verbrechen des Menschen war plagium, Raub einer Sclavin, die er nicht nothwendig nach Athen abzuführen die Absicht haben musste, sondern lieber anderswohin, wo man ihn nicht kannte, zu verkaufen vorhaben mochte; gewiss ist diese Bezeichnung seiner projectirten Reise, die er doch auszuführen verhindert wurde, ganz zwecklos. Mit der Aenderung 86 τῷ δικαίῳ ἰσχυριζόμενοι für τότε καὶ δυσχυριζόμενοι glaubt Fr. die vielver-

suchte Stelle endlich in die Reihe gebracht zu haben; er übersetzt: »sie waren nicht gemeint dem Agoratus in die Hände zu arbeiten durch ihr Festhalten an der Rechtsbestimmung.« Hier muss schon die dem Verbum beigelegte Bedeutung auffallen; dann dass dies *ἰσχυρίζεσθαι* oder *διισχυρίζεσθαι* nicht, wie zweimal in §. 85 und 88 den Agoratus zum Subject erhält, weshalb allerdings auch Sauppe's und Rauchenstein's *ἀλλὰ διισχυριζόμενοι* = ihre Sicherheit in der juristischen Formel suchend, Bedenken erregt. Ohne an der alten Schreibweise ein Jota zu ändern lese man nur *διισχυριζομένῳ*: die Behörde hat damals, wie sie dem Kläger aufgab, den Zusatz *ἐπ' αὐτοφώρῳ* zu machen, keineswegs dem Angeklagten einen Vortheil gewähren wollen, wenn er es auch behauptet. Andere Berichtigungen des Textes, welche Fr. in beiden Reden XII, XIII vorgenommen hat, sind schon oben besprochen worden; nachträglich sei noch erwähnt, dass XIII, 88 die Wiederholung von *περὶ* vor *τῶν συνθηκῶν* nicht ohne Grund beanstandet wird; noch besser hätte aber Frohb. Westermann's und Sauppe's Urtheil sich angeschlossen, welche in den Worten *περὶ τῶν ὅρκων καὶ τῶν συνθηκῶν* eine Inhaltsangabe sehen, die ex margine in den Text gerathen sei: streicht man sie, so wird die Stelle von aniler verbositas, wie W. sagt, befreit; es wird aber dann ein *τοῦτο* vor *μέλλειν λέγειν* kaum fehlen können. **Kayser.**

Marc Aurel's Selbstgespräche. Uebersetzt und erläutert von Dr. C. Cless, Oberstudienrath R. d. O. d. W. Krone. Stuttgart. Krais et Hoffmann. 1866. 208 S. in klein 8.

Dass in einer Sammlung, welche die vorzüglicheren Werke des griechischen und römischen Alterthums in treuen und wohlgelungenen Uebersetzungen Jedermann zugänglich machen und so zur Verbreitung der Meisterwerke des Alterthums auch in weiteren Kreisen förderlich sein soll, Marc Aurel's Selbstgespräche, oder wenn man will Selbstbekenntnisse — denn diesen Namen kann man ihnen ebenfalls geben, — eine Stelle verdienten, wird Niemand bestreiten wollen: im Gegentheil, sie eignen sich, nach Form und Inhalt, vorzugsweise zur Mittheilung für ein grösseres gebildetes Publikum, das in der Form, in der ihm hier diese Selbstbetrachtungen geboten werden, in der fliessenden Sprache bei aller Treue der Uebersetzung, kaum ein fremdes Original zu erkennen vermag: ein Umstand, der, wie wir hoffen, auch dazu beitragen wird, der schönen Schrift unter uns immer mehr Leser und Verehrer zuzuwenden.

Wir haben hier nicht die Aufgabe, näher in den Inhalt dieser Schrift eines der edelsten Männer, die je den Thron bestie-

Digitized by Google

gen und die Herrschaft der Welt geführt haben, einzugehen, wohl aber unsere Leser bekannt zu machen mit dem, was sie in dieser deutschen Bearbeitung derselben zu erwarten haben, und damit zugleich sie auf die Schrift selbst hinzuweisen, welche als eine der vorzüglicheren Productionen antiken Geistes und antiker Gesinnung aus der letzten Periode des untergehenden Heidenthums und der altheidnischen Philosophie erscheint und schon aus diesem Grund unsere volle Aufmerksamkeit verdient. Denn während sie die Person des Verfassers in den ersten Büchern, die uns wahre Selbstbekenntnisse bringen, von der edelsten und würdigsten Seite erkennen lässt, gibt sie in einfacher, schmuckloser und leicht verständlicher Weise zugleich in den folgenden Büchern eine Anleitung, die das ganze Gebiet menschlichen Handelns durchläuft, alle Pflichten gegen Gott, gegen unsere Mitmenschen wie gegen uns selbst darlegt, unser ganzes Verhalten in Glück und Unglück regelt, auf der andern Seite aber auch uns aufzuklären sucht über unser eigenes Dasein, über unser Verhältniss zu Gott wie zur Welt, um dadurch in uns gegen alle Zufälle der Aussenwelt, die uns treffen können, die innere Ruhe und Festigkeit zu schaffen, welche das Ziel der alten Stoa war, der unser fürstlicher Verfasser mit ganzer Seele ergeben ist, der er auch mit wenigen und im Ganzen geringen Abweichungen huldigt, die mehr durch persönliche Stimmungen und Rücksichten hervorgerufen erscheinen. Wenn daraus schon zur Genüge die Bedeutung dieser Schrift auch für uns und unsere Zeit, wie überhaupt für jede Zeit erhellt, so ergibt sich daraus aber auch die keineswegs leichte Aufgabe, eine solche Schrift in entsprechender Weise unserem deutschen gebildeten Publikum vorzuführen, es durch eine getreue Uebersetzung mit dem Inhalt selbst bekannt zu machen, diesen aber dann auch durch die gehörige Erklärung nach allen seinen Seiten hin so verständlich zu machen, dass an einer richtigen Auffassung des Ganzen nicht gezweifelt werden kann. Dieses Ziel aber glauben wir hat der Verfasser erreicht, der aus andern ähnlichen Leistungen, unter denen wir nur an die Bearbeitungen des Sallustius und des Arrianus (s. diese Jahrbb. Jahrgg. 1865. S. 929 ff.) erinnern, hinreichend bekannt ist: diesen Bearbeitungen können wir auch unbedingt die vorliegende der Selbstbetrachtungen Marc Aurel's an die Seite stellen, insofern sie nicht blos eine Uebertragung in's Deutsche liefert — wir werden davon noch Belege bringen —, welche allerdings Demjenigen, der das griechische Original nicht zu lesen vermag, wohl einen Ersatz dafür zu bieten im Stande ist, sondern auch am Schlusse derselben alle diejenigen Erläuterungen bringt, welche zum vollen und richtigen Verständniss des Inhaltes der Schrift führen, dann aber auch zur Rechtfertigung mancher vom Verfasser in der Uebersetzung befolgten Lesart in strittigen Fällen dienen. Die genaueste Bekanntschaft mit dem Autor selbst, und der gesammten auf ihn

wie auf den Inhalt seiner Schrift bezüglichen Literatur, die Frucht vieljähriger Mühen und Studien, tritt hier unverkennbar hervor, selbst bei der in möglichster Kürze und Gedrängtheit gehaltenen Fassung dieser Anmerkungen, denen Mancher wohl manchmal eine grössere Ausdehnung gewünscht hätte, obwohl man Nichts von Belang in denselben übergangen finden wird. Diesen zum Verständniss des Einzelnen dienenden Anmerkungen hat der Verf. noch einen Anhang (S. 199 ff.) folgen lassen, in welchem er über die Person des Marc Aurel und über sein Werk im Allgemeinen sich verbreitet, und damit eine Charakteristik verbindet, die auf die Ergebnisse gelehrter Forschung begründet, uns dieses Werk nach allen Seiten hin richtig würdigen und beurtheilen lässt. Dass hier das Verhältniss Marc Aurel's zum Christenthum, dem er in gewisser Beziehung selbst feindselig gegenüberstand, zur Sprache kommt, konnte man um so mehr erwarten, als diese feindselige Stellung einen Schatten auf seinen sonst so edlen und reinen Charakter zu werfen vermag. Unser Verf. zeigt, wie wir zur richtigen Beurtheilung dieses Verhältnisses eben so sehr an Marc Aurel, den römischen Kaiser und das mit der alt-römischen Religion eng verknüpfte Staatswesen, wie an Marc Aurel, den Philosophen, und zwar den Stoiker zu denken haben, der schon frühe gegen das Christenthum eingenommen worden war, das er selbst weder näher kannte, noch darum richtig zu würdigen musste: »denn einmal bildet ja der von ihm mit Wärme umfasste stoische Pantheismus den schneidendsten Contrast zum christlichen Monotheismus, und dann waren die Stoiker trotz ihrem inneren Gegensatze zur Volksreligion dennoch nach Aussen deren eifrige Vertheidiger und die ersten Vertreter einer speculativen Rechtgläubigkeit, wobei unser kaiserlicher Weiser nicht einmal den Aufgeklärten seiner Schule beizuzählen ist, I, 17. IX, 27« (S. 206). Man wird auf diese Weise einfach und natürlich sich dieses Verhältniss erklären können, ohne auf andere, schon mehr gesuchte Deutungen zu verfallen; man darf sich dann auch nicht wundern, wenn Marc Aurel durchweg von den Göttern mit aller Achtung spricht, und ihre Verehrung anempfiehlt, ja durch sein eigenes Beispiel gewissermassen belegt, ohne dass die Reinheit seiner moralischen Grundsätze dadurch im mindesten getrübt wird. Man vergleiche z. B. was V, 27 verlangt wird:

»Lebe in der Gesellschaft der Götter. Der aber lebt in der Götter Gesellschaft, welcher ihnen stets eine Seele zeigt, die mit dem ihr beschiedenen Loose zufrieden ist, und Alles das thut, was der Genius will, den Zeus als einen Sprössling seines eigenen Wesens ihm zum Vorsteher und Beherrscher beigegeben hat. Diess ist aber eines Jeden Verstand und Vernunft.«

Oder die Art und Weise, wie XII, 5 die Götter in Schutz genommen worden:

Digitized by Google

»Wie konnten die Götter, welche doch sonst Alles so schön und menschenfreundlich eingerichtet haben, das Eine übersehen, dass die wenigen vorzüglich wackeren Menschen, welche im innigsten Verkehre mit der Gottheit standen und durch fromme Werke und heilige Dienste ihre Vertrauten geworden waren, doch, nachdem sie einmal gestorben sind, nicht wieder ins Dasein zurückkehren, sondern ganz und gar verschwunden sind? Wenn dem aber wirklich also ist, so sei überzeugt, dass, wenn es anders hätte sein sollen, sie es auch wohl anders eingerichtet haben würden. Denn wenn es recht wäre, so würde es auch möglich gewesen sein, und wenn naturgemäss, so würde es auch die Natur mit sich gebracht haben. Daraus also, dass dem nicht so ist, vorausgesetzt nämlich, dass dem nicht so sei, musst du die feste Ueberzeugung schöpfen, es habe nicht so sein sollen. Siehst du ja auch selbst, dass durch Aufwerfung dieser Streitfrage du mit der Gottheit rechtest, wir aber die Götter nicht also zur Rede stellen würden, wenn sie nicht wirklich die besten und gerechtesten Wesen wären. Sind sie das aber, so konnten sie bei der Welteinrichtung Nichts ungerechter und unbesonnener Weise übersehen und ausser Acht gelassen haben.«

Oder VI, 44 und a. O. Insbesondere tritt die stoische Auffassung bei der Seele, und der damit verbundenen Unsterblichkeitslehre hervor, wir erinnern nur an XI, 3:

»Was ist das doch für eine Seele, die bereit ist, von dem Körper, wenn es so sein soll, sich abzulösen und entweder zu erlöschen, oder zu zerstäuben, oder mit ihm fortzudauern! Nur muss diese Bereitschaft von der eigenen Ueberzeugung herstammen, nicht aber, wie bei den Christen, eine Folge blosser Widersetzlichkeit, sondern mit Ueberlegung und Würde verbunden und ohne tragischen Pomp sein, so dass sie auch Andere überzeuge.«

Wobei über diese Ansicht von den Christen, die auch andere Römer theilten, die nöthigen Nachweisungen von unserm Verfasser gegeben werden. Ganz im Sinne der Stoa ist auch die Aufforderung IX, 22 gehalten:

»Wende dich mit deiner Forschung deiner eigenen herrschenden Seele, der Seele des Weltganzen und deines Nächsten zu: deiner eigenen Seele, um ihr Sinn für Gerechtigkeit einzuflössen, der Seele des Weltganzen, um dich zu erinnern, wovon Du ein Theil seiest, der Seele deines Nächsten, um zu erkennen, ob derselbe unwissentlich oder wissentlich gehandelt habe, und zugleich zu bedenken, dass sie der deinigen verwandt sei.«

Womit wir V, 13 verbinden:

»Ich bin aus zwei Bestandtheilen, einer wirkenden Kraft und und einem körperlichen Stoffe zusammengesetzt. Keiner von Beiden aber wird in Nichts verschwinden, so wenig, als er aus dem Nichts entstanden ist. Jeder Theil meines Wesens wird also durch Um-

Digitized by Google

wandlung in irgend einen Theil der Welt versetzt, und dieser wieder in einen andern Theil derselben und so in's Unendliche fort umgewandelt werden. In Folge einer solchen Umwandlung bin auch ich entstanden, und ebenso meine Eltern, und so rückwärts in's Unendliche. Denn Nichts hindert uns, also zu reden, wenn auch der Weltlauf nach fest begrenzten Zeiträumen gelenkt wird.«

Und in diesem Sinne schliesst das im Heereslager an der Donau zu Carnuntum aufgeschriebene zweite Buch cp. 17 mit folgender Betrachtung:

»Ein Punkt ist die Lebensdauer der Menschen, ihr Wesen in stetem Flusse, ihre Empfindung dunkel, das ganze Gewebe ihres Körpers der Fäulniss unterworfen, ihre Seele ein Kreisel, ihr Schicksal schwer zu bestimmen, ihr Ruf zweifelhaft: kurz, Alles, was den Körper betrifft, ist ein Strom, was die Seele angeht, Traum und Dunst, das Leben ein Krieg und die Wanderung eines Fremdlings, der Nachruhm endlich Vergessenheit. Was kann nun dabei den Menschen sicher geleiten? Einzig und allein die Philosophie. Diese aber besteht darin, den Genius in seinem Innern unentweiht und unverletzt zu bewahren, erhaben über Lust und Unlust, so dass er Nichts ohne Zweck, noch mit Trug und Verstellung thue, mit seinen Bedürfnissen von fremdem Thun und Lassen unabhängig sei, überdiess alle Begegnisse und das ihm zugetheilte Loos als von daher kommend aufnehme, woher er selbst gekommen ist, zu Allem dem aber mit gelassenem Sinne den Tod erwarte, der ja nichts Anderes ist, als eine Auflösung in die Urstoffe, woraus jedes lebende Wesen zusammengesetzt ist. Wenn aber für diese Urstoffe selbst nichts Schreckliches darin liegt, dass jeder von ihnen immerfort in einen andern umgewandelt wird, warum sollte man die Umwandlung und Auflösung aller zusammen mit furchtsamem Blicke ansehen? Auch sie geschieht ja der Natur gemäss, was aber der Natur gemäss geschieht, ist kein Uebel.«

Um aber auch ein Probe anderer Art zu geben, fügen wir noch die Mahnung, die der fürstliche Philosoph II, 5 an sich selbst richtet, bei:

»Jederzeit sei ernstlich darauf bedacht, als Römer und als Mann die dir obliegenden Geschäfte mit gewissenhaftem und ungekünsteltem Ernste, mit warmer Menschenliebe, Freimuth und Gerechtigkeit zu vollziehen, und alle anderen Einbildungen von dir ferne zu halten. Und dahin wirst du es bringen, wenn du jede Handlung als die letzte deines Lebens verrichtest, frei von aller Unbesonnenheit und leidenschaftlichen Abneigung gegen die Vorschriften der Vernunft, frei von Heuchelei, Eigenliebe und Unzufriedenheit mit dem dir beschiedenen Loose. Du siehst, wie wenig dessen ist, was man sich anzueignen hat, um ein glückliches, ja göttliches Leben führen zu können; denn die Götter selbst werden Nichts weiter von dem fordern, der dieses beobachtet.

Digitized by Google

Als Zweck vernünftiger Wesen wird aber II, 16 hervorgehoben, den Grundsätzen und Satzungen des ältesten Staates und der ehrwürdigsten Staatsverfassung zu folgen, d. h. wie in den Anmerkungen richtig bemerkt wird, der Welt, deren durch gleiche Gesetze verpflichtete Bürger die Menschen sind.

Aus den mitgetheilten Proben mag ersichtlich sein, mit welchem Geschick der Uebersetzer seine Aufgabe gelöst hat, so dass der Leser durch die Wendung der Sprache in keiner Weise erinnert wird, dass er eine Uebertragung aus fremder Sprache in's Deutsche vor sich habe. Und doch wird man, bei näherer Vergleichung mit dem griechischen Texte nirgends die Treue verletzt oder den Sinn der Stelle unrichtig aufgefasst finden. Wenn in Stellen, die offenbar ein Verderbniss enthalten, die dafür vorgeschlagene Verbesserung, auch wenn sie nicht durch Handschriften bestätigt ist, bei der Uebersetzung berücksichtigt ward, so wird man um so weniger daran Anstand nehmen, als in den Anmerkungen diess durchweg sich bemerkt findet, obwohl hier mit aller Vorsicht verfahren worden ist. So, um ein Beispiel zu geben, V, 1 folgt die Uebersetzung der Vulgata des griechischen Textes: *σὺ τὴν φύσιν τὴν σαυτοῦ ἔλασσον τιμᾷς, ἢ ὁ τορνευτὴς τὴν τορνευτικὴν* etc. (»du aber achtest deine Natur weniger hoch, als der Drechsler seine Drechselei«), und hat das aus einer Vatikanischen Handschrift Gebotene *ὁ τορευτὴς τὴν τορευτικὴν* d i. »der Bildschnitzer seine Bildschnitzerkunst« verschmäht, wir meinen, mit vollem Recht, da, abgesehen von der leichten Verwechslung der beiden Ausdrücke, die letztere Lesart mehr wie eine gelehrte Verbesserung aussieht, welche an die Stelle der gewöhnlichen, aber prägnanteren Lesart gebracht ward. In der Stelle V, 9: *οὕτως γὰρ οὐδὲν ἐπιδείξει τὸ πειθαρχεῖν τῷ λόγῳ, ἀλλὰ προσαναπαύσῃ αὐτῷ*, war das hierher nicht gehörige *ἐπιδείξει* schon Gataker und Andern verdächtig, daher die Vorschläge, an dessen Stelle *ἔτι δεήσει* oder *ἐπιζητήσεις*, oder *ἐπιδεήσει σε*, oder *ἐπιδείξεις* zu setzen; unser Verfasser übersetzt: »Denn alsdann wird dich Nichts zwingen, der Vernunft zu gehorchen, vielmehr musst du dich ihr vertrauensvoll anschliessen«, und bemerkt, dass er der Lesart *δήξει* von Schulz folge. Soll es hier nicht heissen *δεήσει*? was wohl am Ende die einfachste Verbesserung ist. Oder V, 12, folgen auf die ganz richtig deutsch wiedergegebenen Worte des Textes: »Den eigentlichen Werth der Dinge, welche dem grossen Haufen als Güter erscheinen, kannst du auch daraus abnehmen: wenn jemand an Güter denkt, die es in Wahrheit sind, wie Einsicht, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Mannhaftigkeit, so wird es ihm, solche Gedanken im Vordergrund (*ταῦτα προεπινοήσας*) wohl unmöglich sein noch über jene Dinge etwas anzuhören (*οὐκ ἂν — ἔτι ἀκοῦσαι δυνηθείη τι*)« im Text die Worte, die keinen hierher gehörigen Sinn geben: *ὑπὸ τῷ ἀγαθῷ γὰρ ἐφαρμόσει*, weshalb Gataker aus *ὑπὸ* ein *ὅπερ* machen und *γὰρ* in

οὐκ verwandeln wollte: besser erscheint die von dem Verf. befolgte Verbesserung von Morus: *τῷ ἀγαθῷ γὰρ οὐκ ἐφαρμόσει*: »denn für den Guten ziemt sich Solches nicht.« — In der verdorbenen oder vielmehr lückenhaften Stelle V, 22: *εἰ δὲ ἡ πόλις βλάπτεται, οὐκ ὀργιστέον τῷ βλάπτοντι τὴν πόλιν· τί τὸ παροραμενον* folgt die Uebersetzung der vor *τί τὸ παρ.* vorgeschlagenen und wohl nothwendigen Einschaltung: *ἀλλὰ δεικτέον*; »wenn aber der Staat beschädigt wird, so soll ich dem Schadensstifter nicht zürnen, vielmehr ihm zeigen, worin sein Versehen bestehe.« Es mag an diesen Proben genügen, um das kritische Verfahren des Bearbeiters zu ersehen und zu würdigen: über die exegetische Behandlung, wie sie aus den schon oben erwähnten Anmerkungen erhellt, die von S. 170 bis 198 bei engem Druck reichen, ist noch Einiges beizufügen. Dieselben enthalten, ausser dem bemerkten kritischen Nachweis, theils die Nachweisung von Belegstellen, welche zum besseren Verständniss der einzelnen Stellen dienen, theils bringen sie meist kurz gefasste, die Sache zunächst, so wie auch die in der Schrift vorkommenden Persönlichkeiten betreffende Erläuterungen, durch welche dem Leser das volle Verständniss des Sinnes geöffnet wird. Insbesondere gilt dies von den die philosophischen Lehren und die Grundsätze Marc Aurel's, wie sie in dieser Schrift in mehr aphoristischer als zusammenhängender und systematischer Weise dargelegt sind, betreffenden Anmerkungen, welche die in wenigen Worten gedrängte nothwendige Erörterung bringen, damit dann aber auch weitere Nachweisungen auf diejenigen grösseren Werke (insbesondere auf Zeller) verbinden, in welchen der hier nur kurz berührte Gegenstand ausführlicher und umfassender behandelt ist. Die Uebereinstimmung Marc Aurel's mit den Lehren der Stoa im Allgemeinen, wie einzelne Abweichungen davon finden, wie überhaupt Alles, was auf die Grundsätze und Lehren dieser Schule, so wie auch anderer damit in Berührung kommenden Schulen der alten Philosophie sich bezieht, sorgfältigste Beachtung; so, um aus dem schon vorher erwähnten fünften Buche einen Beleg anzuführen, die zu §. 10 gegebene Erklärung des Chrysippus, oder die zu §. 23 gegebene Erörterung über die drei Punkte aus dem theoretischen Theile des stoischen Systems, welche für Marc Aurel insbesondere von Wichtigkeit sind. Als solche erkennt unser Verfasser die Lehre von dem Fluss aller Dinge, der Hinfälligkeit alles Daseins, der unablässigen Umwandlung u. s. w., dann zweitens die Ueberzeugung, dass dieser stete Wechsel, von einem höheren Gesetze beherrscht, den Zwecken der höchsten Vernunft diene, drittens die Ansicht von dem menschlichen Geist, welcher ihm als ursprünglichste Offenbarung der Gottheit, als Theil und Ausfluss derselben gilt, als Dämon in unserm Innern, von welchem allein unser Glück abhängt, wogegen er, abweichend von der stoischen Lehre, die Seele einige Zeit nach der Trennung vom Körper in ähnlicher Weise in die

Digitized by Google

Weltseele oder die Gottheit zurückkehren lässt, wie den Leib in die Elemente. Eine ähnliche Erörterung wird zu VII, 22 gegeben, insofern man in diesen Worten*) gewissermassen die christliche Feindesliebe und insofern einen Einfluss christlicher Denkweise auf das Gemüth des heidnischen Philosophen, oder selbst auf die Lehre der Stoa hat erkennen wollen. Wir können aber mit unserm Verfasser an so Etwas eben so wenig glauben, als diess bei Seneca der Fall ist, wo man auf ähnliche Aeusserungen stösst, die, so sehr sie auch christlicher Anschauungsweise sich zu nähern scheinen, doch näher betrachtet, himmelweit davon entfernt sind: und so ist auch diese Aeusserung Marc Aurel's eher als ein Zeugniss seiner durch das Studium der Philosophie und die schon damals in seiner Zeit umlaufenden Ansichten gemilderten Gesinnung, denn als ein Beweis des Einflusses christlicher Lehre zu betrachten, zu dem man, angesichts mancher ähnlicher Aeusserungen, die uns selbst aus noch früherer Zeit zumal bei den Griechen entgegentreten, keine Zuflucht zu nehmen braucht. Es wird nach dem, was wir angeführt, nicht nöthig sein, noch durch weitere Proben unser Urtheil zu belegen: nur daran wollen wir noch erinnern, dass auch der Mann des Fachs, der diese Leistung von einem andern Standpunkt betrachtet, in derselben einen um so dankenswertheren Beitrag für die richtige Auffassung und das richtige Verständniss der ganzen Schrift erkennen wird, als dieselbe in Allem den Stempel der Reife, der Gediegenheit und Gründlichkeit an sich trägt. **Chr. Bähr.**

Formenlehre der lateinischen Sprache von Friedrich Neue. Erster Theil. Stuttgart. H. Lindemann. 1866. 722 S. in gr. 8.

Wenn es nicht in der Tendenz dieser Blätter liegen kann, von all' den zahlreichen Schulgrammatiken, wie sie jedes Jahr auftauchen, Nachricht zu geben, indem diess den zu solchen Zwecken bestehenden pädagogischen Zeitschriften wird überlassen bleiben müssen, so verhält es sich mit der hier angezeigten Formenlehre der lateinischen Sprache ganz anders: denn sie gehört in das Gebiet der gelehrten Forschung, deren Ergebnisse allerdings von jenen Schulgrammatiken in angemessener Weise zu berücksichtigen sind; sie enthält auch keine allgemein philosophische Betrachtung über

*) „Es ist ein eigenthümlicher Vorzug des Menschen, auch die, welche sich verfehlen, zu lieben. Dazu kommt's auch bei dir, wenn dir der Gedanke nahe tritt, dass sie mit dir eines Geschlechtes sind, dass sie aus Unwissenheit und gegen ihren Willen fehlen, dass ihr beide nach kurzer Zeit todt sein werdet, und vor Allem, dass dein Widersacher dich nicht beschädigt hat. Denn er hat die in dir herrschende Vernunft doch nicht schlimmer gemacht, als sie zuvor schon war."

Digitized by Google

die Formen der lateinischen Sprache, zunächst über die in diesem Bande ausschliesslich behandelten einzelnen Casusformen, deren Entstehen und weitere Entwicklung, dagegen bringt sie eine so vollständige Zusammenstellung Alles dessen, was in Bezug auf Casusformen in den noch vorhandenen Denkmalen der lateinischen Sprache und Literatur sich wahrnehmen lässt, dass man, zumal bei der steten Rücksicht, welche auf die Lehren der lateinischen Grammatiker genommen wird, wohl staunen muss über die Masse und Fülle des Beigebrachten, aber auch über die ungemeine Mühe und Sorgfalt, mit welcher diese Zusammenstellung aus allen Schriftstellern wie sonstigen Denkmalen, Inschriften u. dgl. zu Stande gebracht worden ist. Das ähnliche Unternehmen Leop. Schneider's in seiner Formenlehre der lateinischen Sprache wird in dieser Hinsicht weit zurückstehen müssen.

Was der Verf. mit seiner Arbeit bezweckte, hat er nicht angegeben, da keine Vorrede vorausgeht, die uns über die Absichten des Verfassers die gewiss wünschenswerthen Aufschlüsse geben könnte, es mag diess aber auch in anderer Hinsicht kaum nöthig erscheinen, da Jeder, der das Buch in die Hand nimmt, sofort auch über den Charakter des Ganzen und dessen Ziel sich leicht verlässigen kann. Denn er findet über jeden einzelnen Casus jeder einzelnen Declination zuvörderst die Angabe seiner Formation nach den wörtlich angeführten Vorschriften der alten lateinischen Grammatiker, dann folgt, da die ursprüngliche Form mannigfach in der Folge der Zeit Umbildungen erlitt, die nähere Angabe der daraus hervorgegangenen verschiedenen Formen, wie sie uns in den Denkmälern der lateinischen Sprache noch vorliegen: aus diesen sind alle Stellen zum Belege einer jeden der hier angeführten und besprochenen Form angeführt: und gewiss wird man bei dem Reichthum und der Vollständigkeit der aus der gesammten lateinischen Literatur gegebenen Belege dem Verf. die gebührende Anerkennung seiner Bemühungen nicht versagen können, zumal da nicht blos die alten Schriftsteller selbst, sondern Inschriften und ähnliche Dokumente, wie selbst Aschenkrüge, dann die noch in ihrer ursprünglichen Form erhaltenen und bekannten Gesetze, Verordnungen u. dgl. berücksichtigt worden sind, in einer Weise, wie diess wenigstens bisher noch nicht der Fall gewesen ist und es wird aus allen diesen Anführungen zugleich am besten sich das Verhältniss herausstellen, in welchem die älteren Formen zu den später eingeführten und in der Schriftsprache herrschend gewordenen stehen. Das Ganze beginnt mit der Declination der Substantive nach den fünf Declinationen in eben so vielen Abschnitten, in welchen die einzelnen Casus zuerst im Singular, dann im Plural, und bei den drei ersten Declinationen die griechischen Nomina in den hier vorkommenden Formen der Casus behandelt werden. So beginnt z. B. bei der ersten Declination die Erörterung mit dem Genitiv und dessen

Digitized by Google

ältester Form mit as, dann wird die Form mit ai, wofür in der gewöhnlichen Sprache ae getreten, während in Inschriften auch aes und es vorkommt, besprochen und zwar so, dass den über jede dieser Formen erhaltenen wörtlich aufgenommenen Vorschriften der alten Grammatiker die Belege aus der noch vorhandenen lateininischen Literatur folgen, und zwar mit Einschluss der Inschriften, die allerdings ein reicheres Material liefern, als man wohl, bei der bisher fast allgemein herrschenden Nichtbeachtung derselben in derartigen Werken ahnen mochte; man vergl. z. B. nur die Zusammenstellung S. 12f. über die Form aes oder es dieses Genitivs auf Inschriften. Dann geht der Verf. zum Dativ über, wobei wir auf die S. 15 aus Inschriften beigebrachten Beispiele über die Form ai oder selbst e erinnern, und so folgen die übrigen Casus, bei denen wir besonders auf das, was über die Formen des Genitiv Pluralis und des Dativ Pluralis, namentlich über die Form auf abus, mit den wohl hier vollständigen Belegen aus den vorhandenen Schriftdenkmalen beigebracht wird, aufmerksam machen. Mit gleicher Genauigkeit sind die Formen der griechischen Wörter dieser Declination behandelt und hier namentlich aus den lateinischen Dichtern ein so reiches Material von Belegen zusammengebracht, dass kaum Etwas dem Verf. entgangen sein dürfte. Allerdings lassen sich dann daraus auch allgemeinere Regeln und Grundsätze mit aller Sicherheit ableiten, wie denn, um auch davon ein Beispiel anzuführen, aus einer Masse von Beispielen S. 41—53, gezeigt wird, dass bei den griechischen Femininen dieser ersten Declination von den älteren Schriftstellern entschieden die lateinische Form auf a mit dem Accusativ auf am und dem Ablativ auf a vorgezogen ist, während die griechische Bildung auf e mit dem Accusativ auf en und dem Ablativ auf e besonders durch die Dichter des Augusteischen Zeitalters in Aufnahme kam: eben dahin gehört auch, was S. 56ff. über die Accusativformen auf an und am, eben so über die Formen en und em u. s. w. angeführt ist. Wir können begreiflicher Weise hier nicht weiter in diess Detail eingehen, zumal wir keine eigentliche Kritik hier beabsichtigen, wohl aber es als eine Pflicht betrachten, auf das hier Geleistete seinem Inhalt nach aufmerksam zu machen, insofern nämlich für eine jede Casusform vollständig das Material gesammelt vorliegt, um daraus weitergehende allgemeine Folgerungen zu ziehen, was der Verfasser, wie es scheint, absichtlich vermieden hat, oder um davon in einzelnen streitigen Fällen für die Kritik den nöthigen Gebrauch zu machen. Es ist diess allerdings der Weg der Empirie, aber er ist der allein sichere, wenn man nicht in willkürliche Combinationen oder Hypothesen verfallen will, die man in solchen Dingen doch möglichst vermeiden soll.

In ähnlicher Weise, wie die erste Declination, sind nun auch die übrigen Declinatinonen nach den einzelnen Casusformen be-

Digitized by Google

handelt, und aller Orten sind die inschriftlichen Denkmale in gleicher Weise herangezogen, so z. B. gleich bei der zweiten Declination hinsichtlich der Formen os und om für us und um oder hinsichtlich des Wegfalls von s und m im Nominativ oder über den Ausgang des Vocativs, über die Genitivform i (aus ei), und über den in der älteren Latinität fast ausschliesslich in ein einfaches i ausgehenden Genitiv der Wörter auf ius und ium: mit welcher Genauigkeit Alles Einzelne behandelt ist, mag, um wenigstens Ein Beispiel anzuführen, das zeigen, was S. 99—102 über die Formen von Deus aus allen Schriftstellern sich zusammengestellt findet, oder was von S. 108—119 über die Form des Genitiv Pluralis orum oder blos um in wohlgeordneter Sichtung geboten wird. Wie bei den griechischen Nomina dieser Declination, zunächst bei den Nomina propria, und hier wieder insbesondere bei den geographischen Namen, neben den lateinischen Formen, doch die griechischen auf os und on weit öfters von den lateinischen Dichtern angewendet worden sind, geht aus der Fülle von einzelnen Belegen S. 121—130 sattsam hervor.

In derselben eingehenden Weise wird dann auch die dritte Declination behandelt, die ihrer Natur nach einen grösseren Raum von S. 131—353 einnimmt, dann folgt die vierte Declination bis S. 382 und die fünfte bis S. 395. Schon die Angabe der Seitenzahl mag erkennen lassen, in welchem Umfang auch hier alle einzelnen Formen behandelt sind und welche Fülle des Materials niedergelegt ist. In ähnlicher Weise behandelt, schliessen sich daran die Nomina defectiva, in so weit ihnen einer der beiden Numeri oder einzelne Casus fehlen, von S. 395—529, also weit über hundert Seiten, und ist uns keine so genaue und vollständige Zusammenstellung aller der nur in einem der beiden Numeri gebrauchten und angewendeten Wörter der lateinischen Sprache bekannt, indem alle die Stellen, in denen das Wort, im Singular oder Plural vorkommt, sich hier angeführt finden. Dann kommen noch die Nomina abundantia S. 529 ff. und die Indeclinabilia S. 596 ff. ganz in derselben Weise behandelt, und mit derselben Vollständigkeit in Bezug auf die angeführten Belegstellen aus der gesammten lateinischen Literatur. Dass unter den Indeclinabilia auch die dahin einschlägigen biblischen Namen besondere Berücksichtigung erhalten haben, mag nicht unerwähnt bleiben. Der letzte Abschnitt dieses Bandes, von S. 614—718 enthält in derselben Weise die Lehre von dem Genus. Es folgen auf S. 720—722 Zusätze zu dem zweiten Bande, den wir indess noch nicht kennen; wir ersehen nur daraus so viel, dass dieser zweite Band sich über die Zahlen, Pronomina und Verba nach deren einzelnen, im Gebrauch vorkommenden Formen verbreitet: denn darauf beziehen sich die hier gegebenen Zusätze: wie es sich übrigens mit diesem zweiten Band verhält, darüber ist keine Auskunft gegeben.

Digitized by Google

Wir haben im Vorstehenden uns einfach auf einen kurzen Bericht beschränkt, um dadurch die Freunde grammatischer und sprachlicher Forschung auf diese Fundgrube aufmerksam zu machen, aus der ein reichlicher Gewinn zu schöpfen steht: möchte in diesem Sinn das hier Gebotene aufgenommen und auch benutzt werden als eine sichere Grundlage für jede derartige grammatische Untersuchung.

Die Minerale der Schweiz nach ihren Eigenschaften und Fundorten ausführlich beschrieben von Dr. Adolf Kenngott, Professor der Mineralogie an dem eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität in Zürich. Mit 78 Holzschnitten. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1866. 8. S. X u. 460.

Seit einer langen Reihe von Jahren hat es sich Dr. D. F. Wiser in Zürich zur Aufgabe gemacht in seiner Sammlung die schönsten Mineralien der Schweiz zu vereinen. Als gründlicher Kenner war er insbesondere darauf bedacht Repräsentanten aller vorkommenden Arten und von den verschiedensten Fundorten zu erwerben. Auf diese Weise erlangte seine Sammlung eine seltene Vollkommenheit und solche Berühmtheit, dass wenige Mineralogen, welche die Schweiz bereisten nicht die Wiser'sche Sammlung besuchten die durch die Freundlichkeit des würdigen Besitzers stets allen Fachgenossen offen stand.

Als Kenngott vor neun Jahren, an das Polytechnikum berufen, nach Zürich kam fasste er alsbald beim Anblick von Wisers Sammlung den Gedanken die Minerialien der Schweiz ausführlich zu berchreiben. Bei der Ausführung seines Planes wurde er — wie zu erwarten — auf das Kräftigste von Wiser unterstützt, nicht minder von Professor Arnold Escher von der Linth. Aber auch andere, öffentliche und Privat-Sammlungen der Schweiz, welche Kenngott studirte, lieferten im mannigfache Beiträge, unter ersteren namentlich die reichhaltige Sammlung der Züricher Universität die jetzt mit der des eidgenössischen Polytechnikums vereinigt ist und besonders den vieljährigen Bemühungen Eschers von der Linth eine grosse Anzahl schweizerischer Mineralien verdankt, welche dieser unermüdliche Gebirgs-Forscher von seinen häufigen geologischen Wanderungen mitbrachte. Endlich versäumte es Kenngott nicht alle die wichtigeren Fundorte in der Schweiz zu besuchen, um sich durch eigene Anschauung über das Vorkommen der Mineralien zu belehren.

So gelangte endlich das vorliegende Werk zur Vollendung, das gewiss von allen Mineralogen freudig begrüsst wird, weil es eine wesentliche Lücke in der Literatur ausfüllt. Ein eingehendes Studium desselben zeigte uns aber, welche Mühe und Sorgfalt dar-

Digitized by Google

auf verwendet worden ist. Es ist keine trockene Beschreibung von Mineralien, ermüdende Aufzählung von Fundorten, wie wir sie sonst in Schriften über die Mineral-Vorkommnisse in manchen Ländern treffen; die geologischen und paragenetischen Verhältnisse wurden gehörig berücksichtigt. Hiedurch gewinnt das Ganze nicht allein an Interesse und Mannigfaltigkeit, sondern auch an wissenschaftlichem Werth und verliert jenen Charakter der Einförmigkeit, der sonst so leicht topographischen Mineralogien anhaftet.

Es ist bekannt, dass in der Schweiz vorzugsweise zwei Typen des Vorkommens repräsensirt sind: auf Drusenräumen und eingewachsen in krytallinischen Gesteinen findet sich die Mehrzahl der schönsten Mineralien. Der Verfasser beginnt seine Schilderung mit jenem Mineral das so recht eigentlich in der Schweiz zu Hause, seit den ältesten Zeiten von da bekannt; der Bergkrystall wird vortrefflich und sehr eingehend (S. 1--45) beschrieben mit allen seinen Eigenthümlichkeiten; die Krystalle mit den untergeordneten Flächen, den sogenannten Rhomben- und Trapez-Flächen, die gedrehten, verzerrten Krystalle, die zahlreichen Einschlüsse in Bergkrystall, die verschiedenen Begleiter des Bergkrystall in den Drusenräumen, u. s. w. In ähnlicher Weise werden nun alle wichtigeren Mineralien geschildert; wir nennen hier nur: *Adular, Albit, Epidot, Turmalin, Staurolith, Disthen, Titanit, Rutil, Anatas, Eisenglanz, Apatit*, welche bekanntlich besonders ausgezeichnet in der Schweiz vorkommen.

Der Verfasser hat seinem Werke ein sehr genaues, alphabetisch geordnetes Verzeichniss der Fundorte beigefügt, das gewiss Vielen, besonders Sammlern erwünscht sein dürfte.

Die Ausstattung des Buches ist gut und das kleine Format erleichtert den Transport desselben. Möge es recht vielen Mineralogen als belehrender und zuverlässiger Führer bei Wanderungen in der Schweiz dienen. **G. Leonhard.**

Digitized by Google

Nr. 51. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

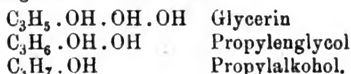
Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

1. Vorträge des Herrn Dr. Heine: »Ueber Schusswunden«; am 2. März, 27. April und am 11. Mai 1866.

2. Vortrag des Herrn Prof. Erlenmeyer: »Ueber den Process der Einwirkung von Jodwasserstoff auf Glycerin«; am 25. Mai 1866.

Es sind jetzt etwa fünf Jahre*), dass ich zuerst die Meinung aussprach, man könne die s. g. mehratomigen Alkohole als hydroxylirte einatomige Alkohole betrachten, wie schon andere Chemiker, besonders Kolbe, die mehratomigen Säuren als hydroxylirte einatomige Säuren aufgefasst hatten.

Nachdem nun Lautemann**) gezeigt hatte, dass man die Milchsäure, d. i. Hydroxylpropionsäure, durch Jodwasserstoff in Propionsäure überzuführen im Stande ist, hielt ich es für möglich, das Glycerin durch Jodwasserstoff in Propylenglycol und Propylalkohol umzuwandeln. Ich drückte***) die Beziehung, in welcher ich mir das Glycerin zu Propylenglycol und Propylalkohol stehend dachte, durch folgende Formeln aus:



$C_3H_5 . OH . OH . OH$ Glycerin
$C_3H_6 . OH . OH$ Propylenglycol
$C_3H_7 . OH$ Propylalkohol.

Man sieht daraus leicht, dass ich mir auch den Propylalkohol als Hydroxylsubstitut des Kohlenwasserstoffs C_3H_8 und zwar als Monohydroxylsubstitut desselben vorstellte.

Ich habe nun durch das Experiment zu ermitteln gesucht, ob in der That eine solche Beziehung zwischen Glycerin, Propylenglycol und Propylalkohol existire, indem ich die Wirkung von Jodwasserstoff auf Glycerin studirte.

Um wo möglich zuerst den Propylenglycol zu bekommen, brachte ich mit 1 Mol. Glycerin wenig mehr als 2 Mol. Jodwasserstoff zusammen und meinte, die Reaction könne nach folgender Gleichung verlaufen: $C_3H_5 . OH . OH . OH + (JH)_2 = C_3H_6 . OH . OH + H_2O + J_2$.

*) Zeitschr. Chem. Pharm. 1861, 202.
**) Annalen d. Chem. u. Pharm. CXIII, 217.
***) Zeitschr. Chem. Pharm. 1861, S. 362.

Digitized by Google

Ich erhitzte die beiden Körper in einem zusammengeschmolzenen Rohr 5 Stunden lang bei 145⁰. Es hatte sich ein schwarzer Körper ausgeschieden, den ich für Jod hielt. Bei näherer Untersuchung zeigte sich jedoch, dass es nicht Jod, sondern eine sehr kohlenstoffreiche Masse war, die ich in keiner für die Analyse geeigneten Form gewinnen konnte. In dem Rohr zeigte sich kein Druck, durch Wasser wurde aus der Flüssigkeit nichts abgeschieden.

Da sich kein Jod ausgeschieden hatte, so unterwarf ich die kaum gelblich gefärbte Flüssigkeit der Destillation. Jetzt fand bedeutende Jodabscheidung statt und es destillirte reichlich Allyljodür C_3H_5J über. Da sich das letztere begreiflicherweise erst bei der Destillation gebildet haben konnte, so unterwarf ich ein neues Gemisch in dem oben angegebenen Verhältniss sogleich der Destillation. Es traten dieselben Erscheinungen auf*).

Bei einem dritten Versuch setzte ich der Mischung von dem Augenblick an, wo Allyljodür überging, noch mehr Jodwasserstoff zu, weil ich mir dachte, der Jodwasserstoff könne zunächst so auf das Glycerin wirken, wie Chlorwasserstoff, und Monojodhydrin bilden, dann wirke eine weitere Menge auf die beiden anderen Hydroxyle, indem Wasser gebildet und Jod ausgeschieden werde; die von mir angewendete Menge von Jodwasserstoff reiche aber nicht hin, an die Stelle der beiden Hydroxyle Wasserstoff einzuführen.

Das erste Destillat, welches nur Allyljodür enthielt, wurde weggenommen, eine zweite Portion Jodwasserstoff zu dem Retorteninhalt gebracht und eine neue Vorlage angefügt, dann auch diese wieder gewechselt, als eine dritte Portion Jodwasserstoff eingegossen war, und so bei einem vierten Zusatz verfahren. Bei Untersuchung der verschiedenen Fractionen ergab sich, dass mit dem vermehrten Zusatz von Jodwasserstoff das Allyljodür allmälig verschwunden und ein Jodür von der Zusammensetzung C_3H_7J an die Stelle getreten war**).

Damit war festgestellt, dass Jodwasserstoff in geringerer Menge auf Glycerin einwirkend Allyljodür erzeugt, dass dieser durch mehr Jodwasserstoff in C_3H_7J übergeführt werden kann, dass also ein Ueberschuss von Jodwasserstoff mit Glycerin erhitzt C_3H_7J zu erzeugen vermag.

Ich hielt dieses C_3H_7J für das Jodür des Propylalkohols und habe in der Zeitschrift für Chem. und Pharm. 1862, S. 43 eine Methode zu dessen Darstellung angegeben. Später***) habe ich einen meiner Praktikanten, Herrn D. Woieikoff aus Moskau, veranlasst, eine von Dragendorff in der pharmaceutischen Zeitschrift für Russland empfohlene Methode zur Darstellung von Allyljodür zu prüfen, da ich mir nicht denken konnte, dass bei

*) Vgl. Zeitschr. Chem. Pharm. 1861, S. 363.
**) Ebendaselbst, 1861, S. 673.
***) Ebendaselbst, 1863, S. 80.

Digitized by Google

den von Dragendorff angewendeten Verhältnissen von Jod, amorphem Phosphor und Glycerin Allyljodür gebildet werden könne, zumal da, wie er selbst angiebt, zuerst Jodwasserstoff überdestillirt. Es ergab sich, dass nach der Methode von Dragendorff in der That nur C_3H_7J und kein Allyljodür gebildet wird. Seitdem habe ich meistens das Jodür C_3H_7J mit amorphem Phosphor und Jod dargestellt. Als ich dann gefunden hatte*), dass man nach der Methode der Allyljodürdarstellung von Clauss, durch Eintragen von gewöhnlichem Phosphor in Glycerin mit Jod viel C_3H_7J bekommt, habe ich es mit Beibehaltung der von Claus angegebenen Manipulation, aber mit Abänderung der Verhältnisse (indem ich gleiche Molecule Jod und Glycerin, das ich noch mit der Hälfte seines Gewichts Wasser verdünnte, zusammenbrachte und 1 Atom Phosphor nach und nach hinzusetzte) bereitet.

Ich stellte aus diesem vermeintlichen Propyljodür mit Hülfe von oxalsaurem Silber den Oxaläther dar und aus diesem mit Ammoniak den Alkohol**), und war überrascht, ein Product zu bekommen, das kaum ein paar Grade höher siedete, als der Aethylalkohol.

Es war kein Zweifel, dass dieser Alkohol mit dem von Chancel***) aus dem Weintrebernfuselöl gewonnenen nur isomer nicht identisch ist. Er zeigte dagegen sehr viel Aehnlichkeit mit dem, welchen Berthelot†) mit Propylen dargestellt hatte. Als dann Friedel††) durch Zufuhr von H_2 zu dem Aceton einen Alkohol von der Zusammensetzung des Propylalkohols erzeugt hatte, der bei der Behandlung mit Oxydationsmitteln†††) zunächst wieder Aceton und dann weiter Essigsäure und Kohlensäure lieferte, da lag die Vermuthung nahe, dass der Alhohol aus dem Glycerin mit dem aus Aceton identisch wäre. Ein Oxidationsversuch†*), bei welchem ebenfalls Aceton, Essigsäure und Kohlensäure erhalten wurden, bestätigte diese Vermuthung.

Hiernach war es klar, dass die Verbindung C_3H_7J, welche ich aus Glycerin, beziehungsweise aus Allyljodür erhalten hatte, nicht das Jodür des Normalpropylalkohols, sondern des Acetonalkohols war. Es schien somit, als wenn die Beziehung zwischen Glycerin und Propylalkohol nicht die anfangs von mir vermuthete wäre, als wenn vielmehr das Glycerin dihydroxylirter Acetonalkohol sein müsste. Diese Beziehung würde sich in folgender Weise ausdrücken lassen.

---

*) Zeitschr. Chem. Pharm. 1864, S. 645.

**) Später gewann ich denselben auch direct durch Behandeln des Jodürs mit feuchtem Silberoxyd, wie in den Annalen CXXVI, 305 mitgetheilt ist.

***) Annalen d. Chem. u. Pharm. LXXXVII, 127.

†) Daselbst XCIV, 78 und Chim. org. fondée s. l. synth. I, 114.

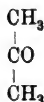
††) Compt. rend. LV, 53.

†††) Bull. soc. chim., Mai 1863.

†*) Zeitschrift Chem. Pharm. 1864, S. 642.

Digitized by Google

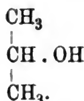
Dass das Aceton so constituirt ist, wie es die nachstehende Formel ausdrückt



$$\begin{array}{c} CH_3 \\ | \\ CO \\ | \\ CH_3 \end{array}$$

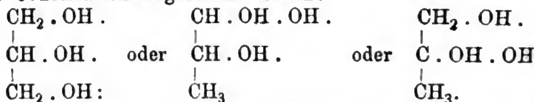
daran zweifelt zur Zeit Niemand.

Die Bildung des Acetonalkohohls daraus durch Aufnahme von 2 Atomen Wasserstoff lässt sich in keiner anderen Weise begreifen, als indem man annimmt, dass an dem Atom Kohlenstoff, welches mit Sauerstoff verbunden ist, 1 Affinivalent Sauerstoff durch 1 Atom Wasserstoff substituirt wird und das hierdurch losgelöste Affinivalent Sauerstoff sich mit dem zweiten Atom Wasserstoff vereinigt, so dass die relative Constitutionsformel des Acetonalkohols nur diese sein kann.



$$\begin{array}{l} CH_3 \\ | \\ CH.OH \\ | \\ CH_3. \end{array}$$

Ist nun das Glycerin dihydroxylirter Acetonalkohol, so können nur die drei folgenden Formeln als möglicher Ausdruck für seine relative Constitution angesehen werden:



$$\begin{array}{l} CH_2.OH. \\ | \\ CH.OH. \\ | \\ CH_2.OH: \end{array} \quad \text{oder} \quad \begin{array}{l} CH.OH.OH. \\ | \\ CH.OH. \\ | \\ CH_3 \end{array} \quad \text{oder} \quad \begin{array}{l} CH_2.OH. \\ | \\ C.OH.OH \\ | \\ CH_3. \end{array}$$

Man könnte gerade mir entgegenhalten, dass noch eine grössere Anzahl von Constitutionsformeln für das Glycerin möglich seien, als die oben angenommenen, weil ich der Ansicht huldige, dass die 4 Affinivalente in dem Kohlenstoffatom alle oder paarweise mit verschiedener »Affinitätsgrösse« begabt seien. Obgleich ich nun eine solche Annahme Angesichts verschiedener Thatsachen keineswegs aufgegeben habe, so habe ich es mir doch zur Pflicht gemacht, sie künftighin bei allen Untersuchungen vorerst ausser Betracht zu lassen, um desto sicherer darüber ins Reine zu kommen, ob dieselbe auch zur Erklärung der Isomerieen solcher Verbindungen nothwendig ist, welche mehr als 1 Atom Kohlenstoff enthalten. Ich werde desshalb auch bei dem experimentellen und expositionellen Studium der Verbindungen des Kohlenstoffkerns C_3, welches ich in Betreff der Erklärung der Isomerieen überhaupt für eines der wichtigsten halte, den Versuch machen, alle bekannten und sich noch ergebenden Thatsachen für's Erste ohne diese Annahme zu betrachten und auseinanderzusetzen.*)

*) Ich glaube es nicht unterlassen zu dürfen, hier zu bemerken, dass wenn man solche Unterschiede in der Affinitätsgrösse der Affinivalente eines

Digitized by Google

In diesem Falle wird man zugeben müssen, dass nur die drei oben aufgestelten Formeln als Ausdruck für die relative Constitution

---

Atoms überhaupt nicht zugiebt, nur zwei Alkohole von der Zusammensetzung C_3H_8O als möglich gedacht werden können. Es giebt dagegen Chemiker, die, trotzdem dass sie meines Wissens niemals eine solche Verschiedenheit angenommen, sich wenigstens niemals in klaren Worten dafür ausgesprochen haben, die Existenz von vier isomeren Alkoholen C_3H_8O voraussetzen. Sie unterscheiden:

1) Den Normalalkohol, bei welchem man wohl kaum von der Existenz eines Alkoholradicals im anderen sprechen könne; der Propylalkohol sei weder methylirter Aethylalkohol, noch äthylirter Methylalkohol, noch dimethylirter Methylalkohol, die eine dieser Auffassungen habe genau ebensoviel Berechtigung wie die anderen, es sei eben der normale Alkohol von 3 Atomen Kohlenstoff, d. h. Tritylalkohol.

2) Einen Alkohol von einer Kategorie, welche die Theorie der Atomigkeit andeute, deren Constitution durch die oben benutzten Namen ausgedrückt werden könne, und deren Existenz Kolbe's Scharfsinn schon vor längerer Zeit vorausgesehen habe.

3) Einen Alkohol von einer anderen Kategorie isomerer Alkohole, welche bei der Reduction der Acetone gebildet werden und offenbar zu den Acetonen selbst in naher Beziehung stehen.

4) Einen additionellen Alkohol, der einer ganz anderen Gattung von Isomerie angehöre. Die Alkohole dieser Kategorie habe man als Aneinanderlagerung zweier Atomsysteme zu betrachten, die sich zu einem complicirteren Systeme vereinigen, dabei aber immer noch eine gewisse Individualität beibehalten, so dass die Atome im complicirteren Molecul sich nicht in ihrer wahren Gleichgewichtslage befinden, wie diess bei den normalen Alkoholen der Fall sei.

Betreffs des Normalalkohols ist es nicht richtig, dass die drei oben anführten Benennungen gleichviel Berechtigung haben. Der Normalpropylalkohol ist sowohl methylirter Aethylalkohol, als äthylirter Methylalkohol, aber nimmermehr dimethylirter Methylalkohol.

Die Theorie der Atomigkeit, welche die Kolbe'schen Pseudoalkohole andeuten soll, enthält bekanntlich nicht die Annahme einer Verschiedenheit der Affinitätsgrösse der Affinivalente eines Atoms, und sie muss desshalb mit aller Bestimmtheit die Möglichkeit der Existenz eines Acetonalkohols, welcher nicht identisch wäre mit dem Kolbe'schen Pseudopropylalkohol, bestreiten. Kolbe hat auch den Acetonalkohol von Friedel sofort als den von ihm vorausgesagten Pseudopropylalkohol erkannt und anerkannt.

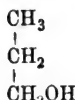
Was den bis jetzt bekannten additionellen Propylalkohol, von dem man nicht recht weiss, ob er als chemische (atomistische) oder als physikalische (moleculare) Verbindung passiren soll, anbelangt, so fällt er thatsächlich mit dem dimethylirten Methyl- oder Acetonalkohol zusammen, wie ich weiter unten noch bestimmter zeigen werde.

In Betreff der einatomigen Alkohole $C_nH_{2n+2}O$ von höherem Kohstoffgehalt als C_3 kann die Theorie der Atomigkeit voraussehen, dass dort wie hier die möglichen Ketonalkohole zusammenfallen mit Kolbe'schen Pseudoalkoholen und mit additionellen Alkoholen, dass aber ausser diesen, wie es bei C_3H_8O unmöglich ist, noch Kolbe'sche Alkohole existiren können, die nicht zugleich Ketonalkohole sind, und dass möglicherweise, wie bei C_3H_8O, auch noch ein additioneller Alkohol vorkommen kann, der nicht mit einem der Pseudoalkohole zusammenfällt, weil er identisch ist mit dem Normalalkohol.

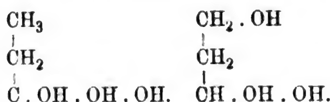
Das Unterscheidungsmerkmal für die Normal- und Pseudoalkohole, dass die ersteren bei der Oxydation Aldehyde und Säuren von demselben Kohlen-

Digitized by Google

des Glycerins möglich sind, wenn man es als dihydroxylirten Acetonalkohol ansieht. Würde man es als dihydroxylirten Normalpropylalkohol auffassen, dessen allgemein angenommene Constitution durch folgende Formel ausgedrückt ist:



so liessen sich zu den obigen drei noch die folgenden als möglich hinzufügen:



Es wird Niemand bezweifeln, dass nach unseren heutigen Erfahrungen über die Sättigungscapacität (Atomigkeit) des Kohlenstoffs, Sauerstoffs und Wasserstoffs fünf Glycerine oder s. g. dreiatomige Alkohole C_3H_8O nach den fünf angenommenen Affinivalentgruppirungen existiren könnten. Wir haben aber vor der Hand nur einen einzigen, das gewöhnliche Glycerin oder Oelsüss, und wir brauchen desshalb auch vor der Hand nur zu fragen, welche von den angenommenen Gruppirungen entspricht am Meisten dem chemischen Verhalten des Glycerins und der s. g. mehratomigen Alkohole überhaupt, so weit wir dasselbe kennen gelernt haben.

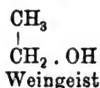
Bis jetzt ist es nicht gelungen, einen s. g. zweiatomigen Alkohol von der Formel CH_4O_2, eben so wenig einen s. g. dreiatomigen von der Formel $C_2H_6O_3$ darzustellen, trotz der vielen Anstrengungen, welche man schon gemacht hat. Danach wollte es scheinen, als sei weder ein einzelnes Atom Kohlenstoff, noch auch Eins von zwei zusammenhängenden im Stande, zwei Affinivalente Sauerstoff in der Form von Hydroxyl an sich zu fesseln. Man konnte es zum Mindesten für wahrscheinlich halten, dass solche zwei Hydroxyle sich gewöhnlich umsetzen in O und OH_2, indem die zwei Affinivalente des einen Atoms mit zwei Affinivalenten Kohlenstoff verbunden bleiben und OH_2 austritt. Denken wir zunächst daran, dass die Verbindung CO . OH . OH überall, wo sie entstehen könnte, sich umsetzt in COO und OH_2. Es kann ferner kaum ein Zweifel sein, dass der Aldehyd aus dem gewöhnlichen Weingeist auf die Art entsteht, dass zunächst an die Stelle von 1 Atom Wasserstoff 1 Affinivalent Sauerstoff eintritt und der abgetretene Wasserstoff sich mit dem zweiten Affinivalent des zugetretenen Sauerstoffatoms

---

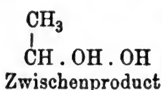
stoffgehalt wie die Alkohole, die Pseudoalkohole dagegen Ketone oder doch Säuren mit geringerem Kohlenstoffgehalt liefern, als die Alkohole, ist nur richtig bei C_3H_8O, es wird schon unrichtig bei $C_4H_{10}O$.

Digitized by Google

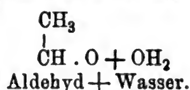
verbindet. Das so entstandene zweite Hydroxyl setzt sich dann aber mit dem schon vorhandenen in der oben gedachten Weise um:



Weingeist

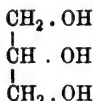


Zwischenproduct



Aldehyd + Wasser.

Man könnte nun, wenn man die besprochenen Verhältnisse allein berücksichtigt und noch die Erfahrung hinzunimmt, dass unter den vielen s. g. mehratomigen Alkoholen aus der Natur bis jetzt noch keiner gefunden wurde, der eine grössere Anzahl von Hydroxylen aufzuweisen hat, als er Kohlenstoffatome enthält, zu dem Schluss geleitet werden, dass ein Atom Kohlenstoff überhaupt nie mehr als ein Hydroxyl zu binden und als solches zu conserviren im Stande wäre. Und man könnte kaum noch im Zweifel sein, dass die Formel



die relative Constitution des uns bekannten Glycerins ausdrückt.

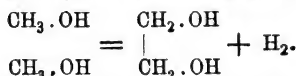
Aber, abgesehen davon, dass dieser Schluss nach den Untersuchungen von Fischer und Geuther*) über die Glyoxylsäure und von Friedländer**) über Glycolinsäure bei den Säuren keine Gültigkeit hat, so hat er sich auch für die Alkohole als unrichtig erwiesen, seitdem Carius***) den Propylphycit dargestellt hat. Wir haben in ihm einen Alkohol gewonnen, welcher ein Hydroxyl mehr enthält als Kohlenstoffatome, und damit ist nachgewiesen, dass mindestens Eins von den drei Atomen Kohlenstoff zwei Hydroxyl aufzunehmen und zu conserviren im Stande ist. Man könnte es daher als möglich annehmen, dass auch schon in dem Glycerin ein Atom Kohlenstoff zwei Hydroxyl gebunden enthielte.

Obgleich diese Annahme nicht unzulässig ist, so dünkt es mir doch rationeller, sie vor der Hand bei Seite zu lassen und dem Glycerin die relative Constitution zuzuschreiben, mit welcher man alle seine Metamorphosen und besonders auch die Entstehung des Propylphycits aus ihm auf die ungezwungenste Weise zu erklären vermag. In dieser Hinsicht scheint es mir am Sachgemässesten, das Glycerin als eine Vereinigung von 3 Mol. Methylalkohol aufzufassen, so war, dass dieselben an der Kohlenstoffseite gewissermassen als ätherificirt gedacht werden können. Man kann sich

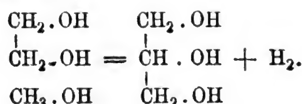
*) Jenaische Zeitschrift f. Med. u. Naturw. I. 47.
**) Journ. f. prakt. Chemie XCIII, 65.
***) Annalen d. Chem. u. Pharm. CXXXIV, 71.

Digitized by Google

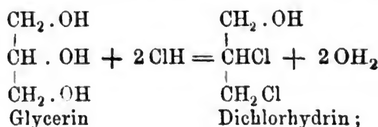
vorstellen, dass 2 Mol. Methylalkohol unter Austritt von 2 Atomen Wasserstoff zu Aethylenglycol zusammentreten:



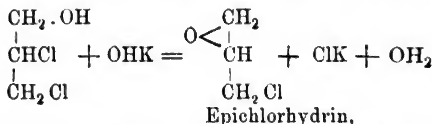
Dieser Aethylenglycol vereinige sich dann noch mit einem weiteren Molecul Methylalkohol, ebenfalls unter Austritt von 2 Atomen Wasserstoff zu Glycerin:



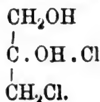
Betrachten wir mit Annahme dieser Constitution für das Glycerin zunächst nur die Bildung des Propylphycits, so erscheint sie uns als ein sehr einfacher Vorgang. Das Glycerin wird zuerst durch Chlorwasserstoff oder ein anderes Chlorür in Dichlorhydrin verwandelt:



durch Einwirkung von Kalihydrat auf dieses bildet sich Epichlorhydrin:

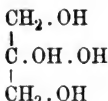


d. i. Aethylenoxyd, in welchem ein Atom Wasserstoff durch CH_2Cl substituirt ist. Darauf wirkt nun Unterchlorigsäurehydrat, indem sich dessen Bestandtheile, wie man sich auszudrücken pflegt, zu dem Epichlorhydrin addiren. Man weiss, dass ClOH wirken kann als Cl und OH als ClH und O, als OCl und als O, Cl und H. In unserem Falle wirkt es in der letzteren Art. Der Wasserstoff verbindet sich wieder mit dem Sauerstoff und das Chlor mit CH zu Dichlorhydrin, ähnlich wie sich Cl und Wasserstoff mit Aethylenoxyd zu Chlorhydrin (C_2H_5OCl) verbindet; das Atom Sauerstoff tritt zur Hälfte an die Stelle des H in CH und die andere Hälfte verbindet sich mit dem ausgetretenen H, wir bekommen so:

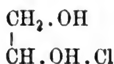


Digitized by Google

Behandelt man dieses Chlorhydrin in der Weise, wie es Carius gethan, so bekommt man



d. i. Propylphycit, eine Verbindung, die sich in gewissem Sinne mit Mesoxalsäure*) vergleichen lässt. Vielleicht lässt sich durch Einwirkung von Unterchlorigsäure auf Aethylenoxyd die Verbindung



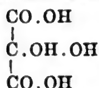
darstellen und aus dieser ein s. g. dreiatomiger Alkohol der C_4-Reihe gewinnen.

Versuchen wir nun weiter die Vorgänge bei der Einwirkung von Jodwasserstoff auf Glycerin, so weit ich sie experimentell verfolgt habe, zu erklären, so will ich zunächst bemerken, dass ich schon vor anderthalb Jahren**) einen dahin zielenden Versuch gemacht habe, der auf noch nicht ausreichende Experimente basirt war. Ich habe aber damals schon in einer Anmerkung das, was ich jetzt für das Wahrscheinlichste halte, angedeutet.

Wie schon oben erwähnt lassen sich zwei, in ihrem Endresultat verschiedene Processe der Einwirkung von Jodwasserstoff auf Glycerin annehmen. Entweder ist das Glycerin oder der Jodwasserstoff im Ueberschuss vorhanden. Im ersten Falle treten als flüchtige Producte wesentlich Allyljodür und Propylen auf, im zweiten Falle erscheint wesentlich Pseudopropyljodür und Propylen. Wie ich schon früher an einem anderen Orte***) angab, lässt sich die Bildung von Propylen nie ganz vermeiden. Ich habe mich bei einer grossen Zahl neuerdings angestellter Versuche überzeugt, dass unter Umständen, unter welchen man das Allyljodür wie auch das Pseudopropyljodür erzeugt, bald mehr bald weniger Propylen auftritt.

---

*) Die Untersuchung von Deichsel (Zeitschr. für Chem. u. Pharm., 1864, S. 715) spricht dafür, dass der Mesoxalsäure die Zusammensetzung



zukommt; dass das Ammoniaksalz H_2O weniger enthält, als nach dieser Zusammensetzung zu erwarten war, beruht wahrscheinlich darauf, dass das vermeintliche mesoxalsaure Ammoniak mesoxaminsaures Ammoniak gewesen ist. Aehnlich wird es sich mit dem Ammoniaksalz der Glyoxylsäure von Debus verhalten, d. h. es ist Glyoxylamid.

**) Zeitschr. f. Chem. u. Pharm., 1864, S. 642

***) Daselbst 1864, S. 645, Anmerkung.

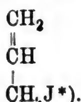
Digitized by Google

Fragen wir nun, wie in dem ersten Falle das Allyljodür entsteht, so ist es unzweifelhaft, dass in dem Glycerin ein Hydroxyl durch Jod substituirt wird und zwei andere weggenommen werden nach der Gleichung:



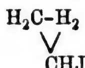
$$C_3H_5(OH)_3 + (JH)_3 = C_3H_5J + (OH_2)_3 + J_3.$$

Die Frage, ob zuerst Monojodhydrin gebildet wird und daraus 2 JH geradezu 2 Hydroxyl wegnehmen, deren Plätze sofort durch Kohlenstoff eingenommen werden, oder ob Trijodhydrin entsteht, vom welchem 2 Atome Jod abfallen, oder ob zuerst durch Wegnahme von 2 Hydroxyl Allylalkohol erzeugt wird, der dann in der gewöhnlichen Weise in Jodür übergeht, oder ob gar zuerst Acroleïn entsteht, das durch Jodwasserstoff zunächst in Allylalkohol und dann in Allyljodür übergeführt wird, habe ich bis jetzt keinem eingehenderen Studium unterworfen. Ich denke mir die Constitution des Allyljodürs so, wie sie durch folgende Formel ausgedrückt ist:



CH_2
‖
CH
|
CH_2J *).

Früher**) hielt ich es für möglich, dass es nach der Formel



H_2C-H_2
V
CHJ

constituirt sein könne. Wenn man aber bedenkt, dass Allyljodür in Allylalkohol und dieser in Allylaldehyd (Acroleïn) und Acrylsaure übergeführt werden kann, so muss man den Gedanken an diese Möglichkeit aufgeben***).

Fragen wir weiter, wie entsteht das Propylen, so will ich von den verschiedenen Bildungsweisen, die als möglich denkbar sind,

---

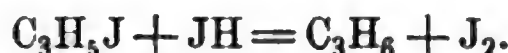
*) Ich war eine Zeit lang geneigt mit anderen Chemikern anzunehmen, dass bei den Verbindungen C_nA_{2n}, auch wenn n grösser ist als 1, und bei denen C_nA_{2n-2m} häufiger freie Affinivalente vorkommen; es scheint mir aber weit mehr den bis jetzt gemachten Erfahrungen zu entsprechen, dass man bei den angeführten Verbindungen vollständige Sättigung als Regel voraussetzt. Ich halte es desshalb für rationeller, die Annahme freier C-Affinivalente in allen Fällen so lange bei Seite zu lassen, bis wir unbedingt gezwungen sind darauf zurückzugreifen.

**) Zeitschr. f. Chem. u. Pharm., 1864, S. 649.

***) Linnemann giebt Annalen Supplementband III, 257 an, dass er aus Acroleïn durch nascenten Wasserstoff Allylalkohol und Pseudopropylalkohol erhalten habe. Wenn direct hier ein Propylalkohol entstehen kann, was ich jedoch nach meinen bisher angestellten Versuchen zu bezweifeln Ursache habe, so könnte das höchstens Normalpropylalkohol sein. Der Pseudopropylalkohol resp. dessen Jodür, welches Linnemann unter den Händen hatte, ist jedenfalls erst durch die Einwirkung von Jodwasserstoff auf Allylalkohol resp. Allyljodür entstanden. Was nur als Trennungsmittel dienen sollte, hat zur Erzeugung des Pseudopropyljodürs geführt.

Digitized by Google

nur die eine berücksichtigen, welche sich experimentell verfolgen lässt. Ich habe schon früher*) auf eine vorläufige Beobachtung hin die Vermuthung ausgesprochen, dass durch Einwirkung von Jodwasserstoff auf Allyljodür Propylen entstehen könne nach der Gleichung:



$$C_3H_5J + JH = C_3H_6 + J_2.$$

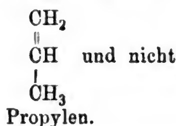
Jetzt habe ich mich aber auf's Bestimmteste überzeugt, dass wenn man zu Allyljodür, welches auf einem Wasserbad erhitzt ist, allmälig wässerige Jodwasserstoffsäure hinzufliessen lässt, ein ganz regelmässiger Strom von Propylengas erzeugt werden kann. Wenn kein Gas mehr entweicht, so hat man im Rückstand nur Jod und Pseudopropyljodür und keine Spur mehr von Allyljodür.

Der Apparat war so eingerichtet, dass sein ganzer innerer Raum zuerst mit Kohlensäure gefüllt werden konnte. Nachdem diess geschehen, wurde der Kolben mit dem Allyljodür erhitzt und wässerige Jodwasserstoffsäure von 1,8 spec. Gewicht aus einer Kugelhahnburette allmälig zufliessen lassen. Das gesammelte, mit etwas Kohlensäure gemengte Propylen wurde durch jedesmal kleine Mengen stark abgekühltes Brom bis zur vollständigen Entfärbung nihdurchgeleitet und so Propylenbromür erhalten, das nach dem Waschen und Trocknen mit geschmolzenem Chlorcalcium bis auf den letzten Tropfen unter 755 MM. Druck bei $142^0,65$ corr. überging (bei 145^0 war das Gefäss trocken).

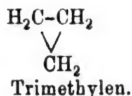
Das spec. Gewicht desselben fand ich bei $0^0 = 1,972$, bei $17^0 = 1,946$.

Es ist damit freilich zunächst nur festgestellt, dass das Propylen, welches immer bei der Reaction von Jodwasserstoff gegen Glycerin auftritt, durch Einwirkung von Jodwasserstoff auf Allyljodür entstehen kann, aber ich zweifle nicht daran, dass es hier nur auf diese Weise gebildet wird. Eben so habe ich keinen Zweifel, dass das so gebildete Propylen methylirtes Aethylen ist.

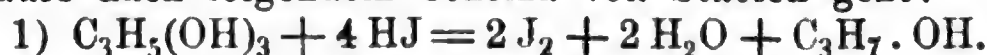




und nicht



Wie entsteht nun im zweiten Falle das Pseudopropyljodür? Wenn man das Glycerin als einen dihydroxylirten einatomigen Alkohol betrachtet und sich sein Verhalten zu Jodwasserstoff übereinstimmend denkt mit dem der hydroxylirten Säuren, so erscheint die Annahme als ganz consequent, dass die Bildung des Pseudopropyjodürs nach folgendem Schema von Statten geht:



1) $C_3H_5(OH)_3 + 4\,HJ = 2\,J_2 + 2\,H_2O + C_3H_7 . OH.$



2) $C_3H_7 . OH + HJ = C_3H_7J + H_2O.$

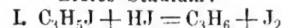
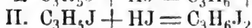
---

*) Zeitschrift f. Chem. u. Pharm., 1864, S. 644, Anmerk. 5).

Digitized by Google

Diese Annahme gewinnt noch mehr Wahrscheinlichkeit, wenn man sich erinnert, dass A. Wurtz aus dem Propylenglycol durch Jodwasserstoff ebenfalls ein Jodür C_3H_7J erhalten hat, das allem Anschein nach, wie er auch selbst glaubt, identisch ist mit dem aus Glycerin. Sie verliert aber andererseits an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, dass sie voraussetzt, das Hydroxyl des Radicals CH.OH in dem Glycerin werde durch Jod substituirt, während man Angesichts der Constitution des Allyljodürs erwarten sollte, es müsse ein Hydroxyl eines der beiden Radicale CH.OH durch Jod ersetzt und Normalpropyljodür gebildet werden; wenn man ferner bedenkt, dass bei dem Verhältniss von 1 Mol. Glycerin zu 2 Mol. Jodwasserstoff nicht Propylenglycol*), sondern gerade Allyljodür entsteht. Erinnert man sich ausserdem, dass, wie ich**) nachgewiesen habe, das direct aus dem Glycerin mit überschüssigem Jodwasserstoff dargestellte Jodür identisch ist mit dem aus Allyljodür mit Jodwasserstoff, ja dass bei gewissen Verhältnissen der Agentien Allyljodür und Pseudopropyljodür neben einander auftreten, so wird man zu dem Gedanken geführt, dass das Pseudopropyljodür auch bei scheinbar directer Erzeugung aus dem Glycerin doch erst aus dem Allyljodür hervorgeht. Es scheint mir sogar nach meinen Beobachtungen kaum mehr ein Zweifel zulässig zu sein, dass es wirklich so geschieht.

Nachdem nun diese Vorfrage als ziemlich sicher entschieden betrachtet werden konnte, entstand erst die weitere Frage: in welcher Weise wird das Pseudopropyljodür aus dem Allyljodür erzeugt? Eine einfache Addition von 2 Atomen Wasserstoff zu 1 Mol. Allyljodür ist nicht denkbar, weil dadurch Normalpropyljodür entstehen würde. Es erschienen mir nur noch zwei Processe als möglich, deren jeder in zwei Stadien verlaufen könnte, wie folgt:

	Erstes Stadium:	Zweites Stadium:
I.	 $C_3H_5J + HJ = C_3H_6 + J_2$	 $C_3H_6 + HJ = C_3H_7J$
II.	 $C_3H_5J + HJ = C_3H_6J_2$	 $C_3H_6J_2 + HJ = C_3H_7J + J_2$.

Die Möglichkeit des ersten Stadiums des mit I. bezeichneten Processes habe ich experimentell nachgewiesen. Wenn sich nun in unserem Fall das zweite Stadium wirklich soll vollziehen können, so muss das Propylen relativ leicht von Jodwasserstoff gebunden werden. Ich stellte daher folgenden Versuch an.

Es wurde Propylen***), das in einem Schiel'schen Gasometer gesammelt war, auf den Boden eines Gefässes geleitet, das

---

*) Ich habe speciell zu dem Zweck, Propylenglycol zu bilden und nachzuweisen, mehrere Versuche angestellt, aber sie gaben alle ein negatives Resultat.

**) Zeitschr. f. Chem. u. Pharm., 1864, S. 645.

***) Ich verwendete sowohl solches, welches aus Allyljodür mit Jodwasserstoff erhalten war, als auch solches, welches nach einer Methode, die ich schon in der Zeitschrift f. Chem. und Pharm., 1864, S. 647 angegeben habe und die ich als eine der leichtesten Darstellungsmethoden empfehlen

Digitized by Google

vorher mit Propylen gefüllt, mit einer anderthalb Zoll hohen Schicht von bei 0° gesättigter Jodwasserstofflösung*) versehen und nach aussen luftdicht verschlossen war. Es fand sofort Bildung von Oeltröpfchen statt und in zwei Stunden hatten sich bei gewöhnlicher Temperatur**) nahezu 50 Grm. Jodür gebildet, das alle Eigenschaften des Pseudopropyljodürs zeigte.

Es siedete constant bei 89° unter 756,5 MM. Druck, bei 91° war das Gefäss trocken.

Das specifische Gewicht wurde bei 0° = 1,735, bei 17° = 1,711 gefunden. Auf oxalsaures Silber wirkte es unter starker Erwärmung und Gasentwickelung heftig ein. Es wurde desshalb ein Gewichtstheil Jodür mit seinem doppelten Volum Aether verdünnt auf $^5/_4$ Gewichtstheile in einem Kolben befindliches oxalsaures Silber gegossen. Der so beschickte Kolben wurde an das untere Ende eines Liebig'schen Kühlers angefügt und längere Zeit auf dem Wasserbade erhitzt. Das obere Ende des Kühlers war mit einem gut abgekühlten, mit Baumwolle gefüllten U-förmigen Rohr verbunden, an welches sich ein Schiel'scher Gasometer anschloss. Es hatte sich eine gewisse Menge Gas entwickelt, das sich mit Brom zu einem in Wasser untersinkenden Oel verband. Ich habe dasselbe nicht näher untersucht, es war aber offenbar nichts anderes als Propylenbromür; denn in dem Rückstand im Kolben liess sich freie Oxalsäure nachweisen. Nachdem der Aether im Wasserbad abgezogen war, wurde aus dem Asbestbad weiter destillirt. Das Thermometer stieg allmälig bis auf 180° und dann rasch auf 190, bei 191° war das Gefäss trocken. Die unter 180° übergegangene Fraction enthielt noch Aether, etwas unzersetztes Jodür und oxalsauren Pseudopropyläther. Weitaus die grösste Menge des letzteren war bei 190° (uncorr.) übergegangen, ich habe denselben aber nicht näher untersucht, sondern brachte ihn mit concentrirter Ammoniakflüssigkeit zusammen. Es schied sich reichlich Oxamid ab. Von diesem wurde abfiltrirt, das Filtrat mit verdünnter Schwefelsäure neutralisirt und aus dem Wasserbad destillirt. Aus dem Destillat schied sich auf Zusatz von kohlensaurem Kali eine leichtere Schicht ab, die so oft mit neuen Portionen des genannten Salzes zusammengebracht wurde, bis sich dasselbe nicht mehr zusammenballte. Die so erhaltene Flüssigkeit siedete bei 80°, und zeigte alle Eigenschaften des Pseudopropylalkoholhydrats, welches ich

---

kann, bereitet war. (Man erhitzt 80 Grm. Pseudopropyljodür mit einer Lösung von 50 Grm. Kalihydrat in 50 Grm. käuflichem absoluten Alkohol auf dem Wasserbad. Die Propylenentwickelung beginnt schon zwischen 40 und 50°.)

*) Das Propylen wird auch von weniger concentrirter Säure, z. B. von solcher, die 1,8 wiegt, absorbirt, aber nur langsamer.

**) Berthelot giebt Annalen CIV, 184 an, dass man Brom- und Jodpropyl erhalten kann, wenn man Propylengas in zugeschmolzenen Ballons mit den in der Kälte gesättigten wässerigen Säuren auf 100° erhitze, er theilt aber nichts über die Eigenschaften der so gebildeten Verbindungen mit.

früher aus dem direct vom Glycerin herstammenden Jodür C_3H_7J gewonnen habe. Bei der Oxydation mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure wurde Kohlensäure entwickelt, und aus dem sauren Destillat liess sich, nachdem es mit kohlensaurem Natron gesättigt war, Aceton abdestilliren. Das letztere wurde mit kohlensaurem Kali und am Ende mit wasserfreiem Kupfervitriol entwässert. Beim Zusammenbringen mit saurem schwefligsaurem Natron trat starke Erwärmung ein. Bei der Destillation ging es zwischen 55 und 59° über, bei 60° war das Gefäss trocken. Bei der Rectification wurde der zwischen 56 and 58° destillirende Theil besonders aufgefangen und analysirt.

Die Essigsäure habe ich nur durch den Geruch des mit Schwefelsäure und Weingeist gebildeten Essigäthers und durch eine Silberbestimmung des schön krystallisirten Silbersalzes nachgewiesen. Ich erhielt 64,45 pC. statt 64,67. Vor allen Dingen geht aus diesen Beobachtungen hervor, dass der sogenannte additionelle Alkohol C_3H_8O, d. i. das Propylenhydrat, welches auf dieselbe Weise wie das Amylenhydrat von Wurtz erhalten wurde, identisch ist mit dem Acetonalkohol.

Hinsichtlich der Frage, wie aus dem Allyljodür das Pseudopropyljodür gebildet wird, ist durch diese Experimente zunächst nur bewiesen, 1) dass aus Allyljodür durch Jodwasserstoff Propylen gebildet werden kann, 2) dass sich zu dem Propylen Jodwasserstoff addiren und Pseudopropyljodür erzeugen kann. Es blieb daher immer noch zu entscheiden, ob die Ueberführung des Allyljodürs in Pseudopropyljodür nicht doch nach dem mit II. bezeichneten Process von Statten gehe. Zu dem Ende stellte ich noch folgenden Versuch an: Ich brachte reines farbloses Allyljodür in einen Kolben mit eiförmigem Bauch, verband in luftdicht mit dem unteren Ende eines Liebig'schen Kühlers, an dessen oberem Ende eine Waschflasche und an diese ein Schiel'sches Gasometer angehängt war. Der ganze Apparat wurde zuerst mit Kohlensäure gefüllt und dann durch eine luftdicht eingesetzte Glasröhre ein Strom von Jodwasserstoffgas in das Allyljodür eingeleitet. Jede Blase der Säure wurde absorbirt und das Jodür färbte sich unter Erwärmung sofort braun, während gleichzeitig in langen Zwischenräumen Gasblasen durch das Wasser der Waschflache austraten und das Wasser im Gasometer verdrängten. Um die Mitwirkung der Wärme zu vermeiden, wurde der Kolben mit Allyljodür in Eiswasser gesetzt, aber trotzdem dauerte die langsame Gasentwickelung und die Jodabscheidung fort.

Als eine zur Untersuchung hinreichende Menge Gas gesammelt war, wurde die Reaction unterbrochen. Die Flüssigkeit in dem Kolben war tief dunkel gefärbt von einer grossen Menge freien Jods. Sie wurde rasch unter Abkühlung mit Kalilauge von Jod gereinigt. Nach dem Waschen mit Wasser suchte ich einen Theil

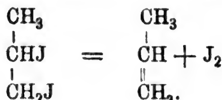
Digitized by Google

derselben zur Analyse zu trocknen. Kaum war das Chlorcalcium eingetragen, so färbte sie sich wieder braun. Ich gab es desshalb ganz auf, sie zur Analyse geschickt zu machen und begnügte mich mit einer spec. Gewichtsbestimmung der noch feuchten Flüssigkeit. Ich fand bei 0⁰ das Gewicht 1,94. Wenn man berücksichtigt, dass die Flüssigkeit noch feucht war und einen grossen Gehalt von Pseudopropyljodür hatte, dessen spec. Gew. bei 0° = 1,735 ist, so muss man allerdings zugeben, dass ein Jodür von höherem spec. Gew. darin vorhanden war, wahrscheinlich $C_3H_6J_2$ (Allyljodür wiegt nach Linnemann bei 14° 1,839).

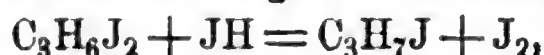
Das in dem Gasometer gesammelte Gas wurde durch einen Kaliapparat und dann durch stark abgekühltes Brom geleitet. Es lieferte ein Bromür, dessen Kohlenstoff- und Wasserstoffgehalt dem des Propylenbromürs entsprach.

Als die Flüssigkeit von 1,94 spec. Gew. in einem Apparat, der das Auffangen von etwa entweichendem Gase erlaubte, der Destillation unterworfen werden sollte, fand schon bei ganz schwachem Erwärmen Jodabscheidung statt, indem sich zugleich eine ziemlich grosse Menge Propylen entwickelte. Es destillirte dann, als das Wasser im Bade ins Kochen gekommen war, mit sehr wenig Allyljodür gemengtes Pseudopropyljodür über, wie die Behandlung mit Quecksilber und die Analyse ergab. Es blieben zuletzt noch wenige Tropfen einer schweren Flüssigkeit, die nicht auf dem Wasserbad destillirte, zurück. Dieselbe war aber nach der Wegnahme des Jods durch Schwefligsäure von kohliger Materie stark gefärbt und getrübt. Ihre Menge war trotzdem, dass 80 Grm. Allyljodür zu dem Versuche angewendet worden, zu gering, um näher untersucht werden zu können. Dem Geruch nach war es Allyljodür.

Fassen wir zunächst nur die Erscheinungen ins Auge, welche ich bis zur Destillation der Flüssigkeit von 1,94 spec. Gew. beobachtete, so könnte man den Schluss ziehen, dass die Reaction wesentlich nach dem oben mit II. bezeichneten Schema von Statten gegangen sei, und dass sich nebenbei noch das erste Stadium des ersten Processes vollzogen habe. Ziehen wir aber auch die Erscheinungen, welche bei dem Versuch, die Flüssigkeit zu trocknen und beim gelindesten Erwärmen desselben eintraten: Ausscheidung von Jod und Entwickeluug von Propylen, in Betracht, so wird es sehr wahrscheinlich, dass nicht allein dem Pseudopropyljodür, sondern auch dem Propylen das Jodür $C_3H_6J_2$ vorausgeht, indem dieses unter allen Umständen als erstes Product der Einwirkung von Jodwasserstoff auf Allyljodür zu entstehen scheint. Die Bildung von Propylen daraus, wie sie beim Erwärmen erfolgte, scheint einfach so von Statten zu gehen, wie es das folgende Schema ausdrückt:



Ob das Pseudopropyljodür nach der zuerst von A. W. Hofmann*) beobachteten und später von Kekulé**) bestätigten Reaction entsteht, wie es die folgende Gleichung ausdrückt:



$$C_3H_6J_2 + JH = C_3H_7J + J_2,$$

oder ob, wie es nach meinen Beobachtungen möglich ist, erst Propylen entsteht und dieses sich mit Jodwasserstoff verbindet, wird kaum mit Sicherheit zu ermitteln sein.

Was die von A. Wurtz beobachtete Bildung von Pseudopropyljodür aus Propylenglycol betrifft, so lässt sich dieselbe in ähnlicher Weise auffassen. Man kann sich im Hinblick auf die von Simpson***) gemachten Erfahrungen über die Einwirkung von Jodwasserstoff auf Aethylenglycol ganz gut denken, dass durch Einwirkung dieser Säure auf Propylenglycol zuerst $C_3H_6J_2$ gebildet wird, das sich dann weiter wie oben verändert. Ob bei dieser Gelegenheit auch Propylen auftritt, ist nicht von Wurtz angegeben worden.

Wenn ich auch jetzt selbst zu der Ueberzeugung gekommen bin, dass das Glycerin bei der Behandlung mit Jodwasserstoff nicht Propylenglycol und Propylalkohol liefert, so ist damit doch keineswegs die im Eingang ausgesprochene Meinung als unbedingt umgestossen zu betrachten. Lässt man, wie dies die meisten Chemiker thun und wie ich es mir zur Pflicht gemacht habe vor der Hand zu thun, die Annahme verschiedener »Affinitätsgrössen« bei den Affinivalenten des Kohlenstoffatoms bei Seite, so muss man zugeben, dass das Glycerin und ohne Zweifel auch der Propylenglycol mit demselben Recht als hydroxylirter Normalpropylalkohol, wie als hydroxylirter Pseudopropylalkohol bezeichnet werden kann. Wenn das richtig ist, so wird es wohl gelingen, von dem Glycerin auch zu dem Normalpropylalkohol zu gelangen. Wie die Bildung der Pseudoalkyljodüre aus Erythrit, Mannit u. s. w. von Statten geht, lässt sich aus dem Verhalten des Glycerins gegen Jodwasserstoff nicht ablesen.

---

*) Zeitschrift f. Chem. u. Pharm., 1864, S. 284.
**) Daselbst S. 310.
***) Annalen d. Chem. u. Pharm. CXIII, 121.

Digitized by Google

Nr. 52. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

3. Vortrag des Herrn Professor O. Weber: »Vorstellung einer Kranken mit Exstirpation der Parotis«, am 8. Juni 1866.

(Das Manuscript wurde am 22. October eingereicht.)

Exstirpation der Parotis. Heilung. Trophische Augenentzündung von der Facialislähmung abhängig. Durchschneidung der Gesichtsmuskeln.

Prof. Otto Weber stellte eine 47jährige Patientin vor, welcher er am 16. Februar die ganze Parotis der rechten Seite wegen krebshafter Entartung exstirpirt hatte. Das Uebel war vor drei Jahren und zwar unter mehrfachen entzündlichen Exacerbationen langsam und allmählig entstanden; die Geschwulst hatte anfangs wenig Auffallendes, war aber im letzten halben Jahre rascher gewachsen und hinderte die Kranke beim Sprechen, mehr noch beim Kauen. Schmerzen traten nur zeitweise auf; in der letzten Zeit hatte der Druck auf die Venen ein sehr merkliches Oedem der rechten Gesichtshälfte hervorgebracht. Die Diagnose der Geschwulst bot einige Schwierigkeiten dar; wenn auch der Sitz nicht zweifelhaft sein konnte, insofern im Ganzen die Form der Parotis nur nach allen Richtungen hin ansehnlich vergrössert hervortrat; allein die Oberfläche war überall aus kleinen Höckern von elastischer knorpelähnlicher Resistenz zusammengesetzt, so dass man eher ein Enchondrom als ein Carcinom hätte vermuthen können. Jedoch war die absolute Unbeweglichkeit der ganzen Masse, ihre Verwachsung mit den Nachbargeweben, an einzelnen Stellen auch mit der Haut, das in der letzten Zeit rasch fortgeschrittene Wachsthum, endlich die Anschwellung zweier isolirter Drüsen mehr nach dem Halse mindestens in hohem Grade verdächtig. Uebrigens liess sich auch von der Mundhöhle aus und zwar an dem Arcus palatoglossus unmittelbar unter der Schleimhaut eine nussgrosse den Kieferwinkel nach vorn umgreifende Partie durchfühlen. Da das Wachsthum die Patientin beängstigte und die bisher wiederholt angewendeten antiphlogistischen Mittel gar keine Verminderung herbeigeführt hatten, so liess sich nur von einer Totalexstirpation einiges Heil erwarten. Zu dem Behufe wurde vom Tragus abwärts parallel dem aufsteigenden Aste des Unterkiefers ein Schnitt über die grösste Ausdehnung der Geschwulst schräg nach abwärts

Digitized by Google

bis gegen das Zungenbein hin geführt, und zunächst die äussere Fläche der Geschwulst überall frei gelegt. Glücklicherweise war die fascia parotidea nur an wenigen Stellen von den blassröthlichen, den indurirten Drüsenläppchen entsprechenden Höckerchen durchbrochen und es liess sich die Haut überall schonen. Dagegen war das Platysma fast überall verwachsen und musste mit fortfallen. Der Versuch zunächst den nervus auricularis magnus, die vena facialis anterior, dann die Aeste des nervus facialis herauszupräpariren und zu erhalten, erwies sich als gänzlich unausführbar, da die derbe indurirte Masse unmittelbar mit den Scheiden dieser Gefässe in festester Verwachsung sich befand. Es wurde daher die untere und hintere Grenze der Geschwulst mit Aufopferung eines Theils des m. sternocleidomastoideus, der ebenfalls fest verwachsen erschien, möglichst weit gegen die carotis exsterna hin mehr mit den Fingern als mit dem Messer losgelöst, wobei die beiden wallnussgrossen Drüsenknoten am leichtesten, die Parotis selbst viel schwieriger Folge leisteten. Sodann wurde zunächst der obere Umfang der Geschwulst in Angriff genommen. Die Arteria temporalis, die A. transversa faciei und der Ductus Stenonianus mussten durchschnitten, ein grosser Theil des m. masseter mitgeopfert werden, da die Krebswucherung sich in ihn fortsetzte. Mit beträchtlichen Schwierigkeiten war die Herauslösung der Geschwulst aus der Grube hinter dem Unterkiefer verbunden, doch wurde dieselbe wesentlich dadurch erleichtert, dass man nicht, wie von einigen Chirurgen z. B. von Roser empfohlen wird, die Drüse stückweise abtrug, sondern die ganze harte Masse mit den Fingern immer mehr von allen Seiten zu lösen suchte, bis nur der Stamm des Nervus facialis und die Carotis externa zu durchschneiden waren. Nachdem beide nach vorheriger doppelter Unterbindung der letzteren durchschnitten, wurde die Drüse wieder mit den Fingern aus der Grube herausgegraben, so dass die hintere Wand der Fascie stehen blieb, und endlich wurden die maxillaris interna und die transversa faciei nochmals an ihrem Ursprunge durchschnitten und unterbunden. Schliesslich wurde noch der tief hinter dem Unterkiefer verborgen liegende nach der Mundhöhle hineinragende Drüsenknoten, der mit der Unterkieferspeicheldrüse zusammenstiess, von dieser abgetragen, wobei auch noch die Arteria lingualis, die maxillaris externa und mehrere kleinere Gefässe unterbunden werden mussten. Nach Entfernung aller Reste übersah man die sehr ansehnliche vom Ohr bis zum Larynx reichende Wunde, deren Boden gegen die durchschimmernde Carotis interna, den N. vagus und hypoglossus hin durch die Reste der fascia parotidea ausgekleidet war, und in deren oberem inneren Winkel man den processus styloideus mit den von ihm entspringenden Muskeln bemerkte. Einige hier noch sitzende Drüsenläppchen erschienen zwar gesund, wurden aber der Vorsicht wegen mit hinweggenommen. Es lagen 12 Unterbindungsfäden in der Wunde, die einfach mit Charpie ausgefüllt wurde.

Digitized by Google

Die Heilung bot nichts bemerkenswerthes dar, als dass die unmittelbar nach der Durchschneidung des N. facialis eingetretene Paralyse der Backe längere Zeit durch ein starkes aus dem gestörten venösen Rückflusse erklärliches Oedem verdeckt wurde. Eine kleine Eiterverhaltung unter dem Wangenlappen gab zu einer Spaltung eines Eiterganges Veranlassung. Anfangs April war die grosse Wunde völlig vernarbt.

Sehr interessant war aber der Verlauf der Lähmung des Facialis. Es stellte sich nämlich acht Tage nach der Operation eine Chemose der Conjunctiva des rechten Auges ein, welche sich theils durch die venöse Stauung, vorzugsweise aber durch das schlaffe Herabhängen des unteren Augenlides und den dadurch mangelhaften Schutz des Auges erklären liess. In der That entsprach die Entzündung nur der unteren Hälfte des Conjunctivalsackes und hatte die grösste Aehnlichkeit mit den durch Trigeminuslähmung hervorgebrachten trophischen Störungen des Auges. Nachdem aber das Auge sofort durch einen leichten Druckverband geschlossen wurde, sah man die Entzündung sich zurückbilden, während sie alsbald wieder auftrat, als der Verband später einige Tage wegblieb. Ja jetzt zeigte sich sogar eine rasch sich ausbildende Trübung des unteren Abschnitts der Hornhaut. Aber auch diese ging wieder vorüber und die Kranke lernte allmählich trotz des Fortbestehens der Lähmung durch Nachhülfe mit dem oberen Augenlide das Auge so schliessen, dass bei der Entlassung keine Spur von Reizung der Conjunctiva mehr bestand und auch die Trübung der Hornhaut vollständig aufgehellt blieb.

Unangenehmer war die Verzerrung der Gesichtszüge. Indem die rechte Gesichtshälfte schlaff herabhing war die linke auffallend verzogen und selbst die Nase erschien dorthinüber gewendet. Es wurde desshalb Ende März die subcutane Myotomie der contrahirten Muskulatur der linken Gesichtshälfte nach dem Vorgang von Dieffenbach und Langenbeck ausgeführt. Durch einen Einstich wurden der m. levator labii superioris proprius und die beiden mm. zygomatici, durch einen zweiten der levator labii superioris alaeque nasi durchschnitten. Der augenblickliche Erfolg erschien äusserst befriedigend, nur bedingte der orbicularis oris noch eine kleine Difformität. Allein nach etwa vierzehn Tagen war die Entstellung schon wieder sehr merklich und einige Monate später wurde die Myotomie auf den ausdrücklichen Wunsch der Kranken, welche den ersten Effect sehr freudig bemerkt hatte, nochmals wiederholt. Auch jetzt wurde zwar eine Besserung erzielt, allein dieselbe war nicht sehr bedeutend.

In diesem Zustande wurde die Patientin der Gesellschaft vorgestellt. Im October fand sie sich wegen zweier kleiner beweglicher Drüsenknoten am untern Winkel der Narbe wieder ein und wurde zur Exstirpation derselben wieder bestellt.

Digitized by Google

Prof. Weber erwähnt noch einer zweiten Totalexstirpation die er bei einem 29jährigen Manne am 30. Mai unter noch misslicheren Umständen ausführte. Auch bei diesem hatte sich das Carcinom unter wiederholten entzündlichen Anfällen, die bei ihm durch Gesichtsrosen eingeleitet waren, entwickelt; aber erst im letzten halben Jahre hatte die linke Parotis bleibend an Umfang zugenommen und hatte durch anhaltende sehr heftige Schmerzen, welche dem Kranken den Schlaf raubten, ihn sehr heruntergebracht. Der Mann erschien ausserordentlich anämisch und war so matt, dass er kaum auf den Beinen zu stehen vermochte. Sein Zustand war nichts weniger als zu einer Operation ermuthigend. Doch hatte er seine ganze Hoffnung auf eine Operation gesetzt und drohte mit dem Selbstmorde, wenn man ihm nicht helfe. Es kam darauf an, die Operation mit möglichst geringem Blutverluste auszuführen. Dies gelang auch durch sofortiges Unterbinden jeder unterschnittenen Arterie und auch der grossen Stämme der Gesichtsvenen in dem Maasse, dass der Gesammtverlust kaum mehr als zwei Unzen Blut betrug. Die Auslösung der Drüse aus ihrer Grube wurde hier grösstentheils mit dem Skalpellstiele ausgeführt, während das Messer nur zur Trennung der Gefäss- und Nervenstränge benutzt ward. Die Carotis externa und die Vena facialis com. wurden vor der Durchschneidung doppelt unterbunden und zwischen den Ligaturen durchschnitten. Auch hier war es ganz unmöglich den Nervus facialis zu schonen, und es trat nach der Durschschneidung desselben sofort die Lähmung der Gesichtshälfte hervor, die sich indess in diesem Falle weniger als im vorigen entstellend bemerkbar machte.

Beide Geschwülste waren höchst eigenthümliche Carcinome, welche man als eine Combination von Skirrhus (Bindegewebskrebs) und Epithelialkrebs bezeichnen musste. Ausführlicher auf diese eigenthümliche Combination einzugehn behielt sich der Vortragende für ein andermal vor. Inzwischen verweisst er auf die von ihm gegebene Darstellung der Parotis-Geschwülste in dem so eben erschienenen Abschnitte der chirurgischen Krankheiten des Gesichts im III. Bande des von Billroth und Pitha redigirten Handbuchs der Chirurgie.

4. Vortrag von Herrn Prof. O. Weber: »Vorstellung eines Kranken mit Operation eines grossen Carcinoms«, am 8. Juni 1866.

(Das Manuskript wurde am 22. October eingereicht.)

Ausgedehnte plastische Operation im Gesicht, Ersatz der Nase und der vier Augenlider nach Verlust durch Carcinom. Inselförmige Epithelbildung in Mitten einer granulirenden Fläche.

Ein zweiter von Prof. O. Weber der Gesellschaft vorgestellter Fall war gleichfalls in mehrfacher Hinsicht interessant. Es han-

Digitized by Google

delte sich um einen übrigens sehr kräftigen und energischen 67jährigen Mann, welcher behufs der Erhaltung des rechten ganz von Carcinom umwachsenen Auges, nachdem das linke durch dieselbe Neubildung bereits ganz zerstört erscheint, hierher geschickt wurde. Das Geschwür war vor 9 Jahren in der Mitte der Glabella aus einer Borke hervorgegangen, hatte den Nasenrücken allmählig ergriffen, war auf das linke Auge bis zur Schläfe hin nach Zerstörung beider Lider übergegangen und hatte seit dem letzten halben Jahre auch die Lider und die Conjunctiva des rechten Auges ergriffen. Seit $1\frac{1}{2}$ Jahren sah der Kranke nichts mehr auf dem linken Auge, seit kurzem war auch das Sehvermögen des rechten durch die überwuchernden Carcinommassen bedroht. So lag denn ein enormes Krebsgeschwür vor, welches von der Mitte der Stirn bis über den knöchernen Theil der Nase nach abwärts reichte und nach beiden Seiten hin bis auf einen kleinen Rest der Lider des rechten Auges die sämmtlichen Augenlider einnahm. Wie weit es sich in die Tiefe erstreckte liess sich nicht von vorn herein sagen, doch waren noch keinerlei Erscheinungen von Reizung der Hirnhäute eingetreten. Die Form des Carcinoms war ein schlauchförmiger Cylinderepithelkrebs, der von den Talg- und Schweissdrüsen ausgehend lange cylindrische Schläuche in die Tiefe trieb und an der Oberfläche jene kleinkörnigen Granulationen zeigte, die diesem Krebse eigenthümlich sind. Die Haut war überall in derben Falten durch Vernarbung herangezogen, ja an einzelnen Stellen schien der Grund des Geschwürs übernarbt. In dieser Beziehung also musste man dasselbe dem sogenannten Ulcus rodens oder dem atrophirenden narbigen Hautkrebse anreihen.

Es galt den Versuch zu machen die ganze kranke Partie zu entfernen und zugleich das rechte Auge wo möglich zu erhalten. Das linke, wie wohl sich herausstellte, dass es noch sehend war, erschien doch derart von dem Carcinom umgeben, dass es geopfert werden musste. Nach der Umschreibung der erkrankten Hautpartieen, welche durch senkrecht bis auf den Knochen geführte Schnitte einen Centimeter vom Rande des Geschwürs geschah und Ablösung von dem unterliegenden Knochen zeigte sich dass das Carcinom sowohl in beide Stirnhöhlen, als bis in die Siebbeinzellen und von der Orbita her in beide Kieferhöhlen eingedrungen war. Nach Hinwegnahme der vorderen Wand der Stirnhöhlen und der Nasenbeine sowie der Nasenfortsätze beider Oberkiefer, die mit einem starken Skalpelle geschehen konnte, erwies sich auch ein Theil der hinteren Wand der Stirnhöhle, die vordere Hälfte des Siebbeins mit der Siebbeinplatte und der obere Theil des Vomer erkrankt und es mussten diese Theile vorsichtig mit einem stumpfscharfen Knochenlöffel und mit dem Hohlmeissel abgetragen werden. Dabei wurde die vordere und untere Fläche der Dura mater im Umfange von etwa 2 Quadratzoll bloss gelegt und man sah das Gehirn deutlich pulsiren. Die Blutung

Digitized by Google

aus den beiden Ethmoidealarterien wurde durch Unterbindung gestillt. Auch ein grosser Theil des oberen Orbitalrands der linken Orbita wurde theils mit der Stichsäge, theils mit der Luer'schen Meisselzange entfernt. Nach Enucleation des linken Bulbus wurde auch der rechte von den vom inneren Augenwinkel her auf ihn hinübergewachsenen Carcinommassen befreit, und es handelte sich um dessen Bedeckung. Von den Augenlidern der rechten Seite stand aussen nur noch kaum ein Viertel. Der Kranke hatte, trotzdem man beiderseits die beiden Arteriae angulares und die Aeste der Temporalarterien, links deren Stamm unterbunden hatte sehr viel Blut verloren; es erschien durchaus nicht räthlich ihn den Chancen einer grossen plastischen Operation auszusetzen, und namentlich fürchtete man dabei ein etwa eintretendes Erysipel. Und doch hätte eine plastische Operation zur Bedeckung des Auges eine sehr umfangreiche sein müssen, da zwei etwa nach der Dieffenbach'schen Methode über dasselbe herübergepflanzte Lappen aus der noch intakten rechten Schläfengegend in der Mitte, wo die untere Hälfte der Stirn und die obere Hälfte der Nase fehlte, gar keine Befestigung gefunden hätten. Bei der grossen Ausdehnung einer derartigen Ersatzoperation wurde auf dieselbe vorläufig verzichtet und nur auf den völligen Verschluss des Auges Bedacht genommen. Hierzu liess sich der Rest des Conjunctivalsacks sehr wohl benutzen. Es war aus demselben nur ein dreieckiger Keil, der bis an die Cornea reichte und dessen Basis die entartete Carunkel bildete, weggenommen worden. Die diesen Defect begränzenden Theile der Conjunctiva wurden beiderseits bis über die Umschlagsfalten hinaus losgetrennt, vom Bulbus und den Lidern soweit abgetrennt bis sie hinlänglich verschieblich waren und endlich die beiden Lappen soweit mit ihren Rändern vereinigt, dass das Auge von einem gänzlich geschlossenen, wenn auch etwas engern Conjunctivalsacke wieder umgeben war. Die wunde Fläche der Conjunktivallappen sah dabei nach aussen und wurde wie die ganze grosse Wundhöhle mit geschabter Charpie bedeckt. Die Lidreste wurden gleichfalls geschlossen, so dass der Bulbus ganz geschützt erschien. Allerdings hatte ein grosses Stück des m. rectus internus mit dem umgebenden Bindegewebe und ein Theil der Tenon'schen Kapsel exstirpirt werden müssen, weil das Carcinom von der Innenseite der Auges sehr weit nach hinten vordrang. Dieser Umstand mochte zu der bald nach der Operation eintretenden Ernährungsstörung wesentlich mit beigetragen haben.

Die ersten Tage nach der Exstirpation ging Alles gut. Fieber stellte sich fast gar nicht ein; die Besorgniss einer Entzündung der Hirnhäute ging glücklich vorüber. Die Aussenfläche der Conjunctiva fing an, wie die ganze übrige grosse Wundfläche sich mit Granulationen zu bekleiden und das Auge erschien bis zum 13. Tage nach der Operation vollkommen klar. An diesem Tage erschien zuerst eine Stelle der Cornea, welche nach Entfernung der

Digitized by Google

Nähte nicht mehr ganz mit Conjunctiva sich schützen liess, trüb wie rauchig. Der Versuch die Conjunctiva durch ein Eihäutchen zu ersetzen half Nichts. Die parenchymatöse Trübung nahm sichtlich zu, am 15. Tage trat Eiter in der vorderen Augenkammer auf, es galt nunmehr durch eine grössere plastische Operation eine vollständigere Bedeckung des Auges zu schaffen und dasselbe womöglich noch vom Verderden zu retten. Ich beschloss dieselbe mit der Iridectomie zu verbinden, schickte aber aus begreiflichen Gründen die plastische Operation voraus. Der Kranke, welcher sich von der ersten Operation schon wieder fast gänzlich erholt hatte, wurde tief chloroformirt. Um die Augenlider des rechten Auges zu ersetzen bildete ich zwei grosse Dieffenbach'sche Lappen aus der rechten Schläfegegend, indem ich von dem noch stehenden äusseren Augenwinkel einen horizontalen Schnitt nach aussen über den Jochbogen hinaus führte und zwei trapezförmige drei Finger breite und einen Finger lange grosse Lappen zuschnitt. Diese liessen sich losgetrennt ganz über das Auge herüberschieben; ihre Innenseite wurde mit der losgelösten Conjunctiva bekleidet. So war die Bedeckung des Auges zwar erreicht, aber gegen die Nase hin, wo ich die beiden Lappen durch zwei Nähte zu einem inneren Augenwinkel wieder vereinigt hatte, waren sie ganz frei. Hier spannten sie sich über die grosse granulirende Wundhöhle hinüber und es war klar, dass sie sich bei der Vernarbung in der Richtung gegen die Schläfe hin aufrollen würden. Dem musste vorgebeugt werden. Um sie in Spannung zu erhalten, musste der fehlende Nasenrücken durch einen dritten Lappen ersetzt werden. Die Stirn war bis zu ihrer Mitte von einer dreieckigen granulirenden Fläche eingenommen; rechts war schon ein Theil der Stirnhaut mit zum oberen Augenlide verwendet; links war noch Stirnhaut vorhanden. Aus dieser bildete ich den neuen Nasenrücken. Ich schnitt einen grossen viereckigen Lappen daraus zu, der seine Ernährung aus der Gegend der Kranznath bezog Denn die Art. temporalis, deren Frontalast in dem Lappen verlief, musste quer durchschnitten werden, indem ich von der Gegend wo früher der linke äussere Augenwinkel gesessen hatte und jetzt Granulationen die Orbita umkleideten einen Schnitt horizontal nach aussen gegen das Ohr führte. So wurde die Nase auf dieselbe Weise ersetzt, wie das obere rechte Augenlid nach Dieffenbach's Methode durch einen viereckigen Lappen ersetzt war. Nur musste der Lappen für die Nase ansehnlich länger sein, um mit dem stehengebliebenen Stumpfe der Nasenspitze vereinigt werden zu können. Um den Lappen derber und fester zu erhalten nahm ich das Periost mit hinein und faltete den Lappen der Länge nach von der Gegend der Glabella an in seiner Mitte zusammen um somit einen neuen Nasensattel zu gewinnen. Sein unterer freier Rand wurde mit dem von den Granulationen frisch befreiten Nasenstumpfe vereinigt; der nach rechts gelegene freie Rand kam in genaue Berührung mit den Lidlappen und erhielt

Digitized by Google

dieselben in trefflicher Spannung. Allein jetzt galt es noch den nach links hinsehenden Rand dieses Nasenlappens wieder gespannt zu erhalten, da ja hier beide Lider fehlten. Zu dem Behufe wurde endlich noch ein vierter Lappen aus der linken Wange und dem unteren Theile der Schläfe gelöst, der seine Ernährungsbrücke seitlich über der Gegend der fossa malaris hatte und der so verschoben wurde, dass er sich von der Schläfe zur neuen Nase hinüberspannte. Die linke Hälfte der Stirn und Schläfe wurde der Granulation überlassen. Als Alles fertig war wurde die Iridectomie am rechten Auge gemacht, der Eiter herausgelassen und die mit Conjunctiva umsäumten neuen Lider durch eine Sutur über dem Auge aneinander gehalten um dasselbe recht vollkommen zu schützen. Das Auge ging leider verloren und verschrumpfte. Die grosse plastische Operation hatte aber, da Alles per primam heilte, das furchtbar entstellte Antlitz des Mannes so gut wieder hergestellt, dass der Anblick, abgesehen von den leeren Augenhöhlen, nichts furchtbares mehr hatte. Von einem Recidiv war nach einem halben Jahre keine Spur zu bemerken. Hätte man das Carcinom bestehen lassen, so würde wahrscheinlich schon in wenigen Wochen die Dura mater von demselben durchbrochen worden sein. Die Operation konnte somit als eine lebensrettende bezeichnet worden. Sehr bemerkenswerth erscheint, was der Vortragende noch jetzt an dem vorgestellten Kranken zeigen konnte, dass mitten in der Granulationsschicht die sich über der linken Stirnhälfte, von wo der Nasenlappen mit dem Perioste entnommen war, befand, eine vollkommen derbe und feste Epithelinsel über dem Augenhöhlenrand gebildet hatte. Eine Thatsache die den bekannten Behauptungen von Thiersch und Billroth widerstreitet und deutlich zeigt, dass Epithel und zwar bleibendes auch aus dem Bindegewebe hervorgehen kann.

5. Vortrag von Herrn Prof. O. Weber: »Vorstellung einer Kranken mit Resection des Unterkiefers«, am 8. Juni 1866.

(Das Manuscript wurde am 22. October eingereicht.)

Knochencyste im Unterkiefer. Heilung durch Resection der einen Wand.

Prof. O. Weber führt dem Verein endlich eine Kranke geheilt vor, welche an einer manches Eigenthümliche darbietenden Knochencyste des Unterkiefers litt. Das 25jährige Mädchen bekam vor drei Jahren den linken untern Weisheitszahn, von dessen Durchbruch das Zahnfleisch längere Zeit schmerzhaft angeschwollen war. Der kaum durchgebrochene Zahn wurde aber sehr bald schon cariös und die Kranke hatte die Empfindung als ob er nie ganz festgesessen hätte. Vor einem Jahre bemerkte sie zuerst an der Aussenseite des Unterkiefers eine harte etwa haselnussgrosse Anschwellung, welche ihr indess nur von Zeit zu Zeit einige schmerzhafte Empfindung be-

Digitized by Google

reitete, aber die Wange allmählig immer stärker hervortrieb. Zahnschmerzen traten zwischen durch wiederholt auf und besonders störend war die zunehmende Entstellung. Diese bewog sie endlich Hülfe zu suchen. Wir fanden die ganze untere Partie der linken Wange stark hervorgewölbt durch eine fast gänseeigrosse Unterkiefergeschwulst, welche vom aufsteigenden Aste des Kiefers bis zur Gegend des foramen mentale der linken Seite reichte und eine äusserst gleichmässige Oberfläche darbot. Die Haut über derselben liess sich frei verschieben. Vom Munde aus liess sich constatiren, dass die Geschwulst von einer sehr dünnen, elastischen, pergamentartig knitternden Knochenschale umgeben war, durch welche sich deutlich Fluctuation nachweisen liess. Die Innenwand des Kiefers war vollkommen hart und fest. Die zwei letzten Backenzähne waren aber mit ihren Kronen schräg nach einwärts gewandt, und erschienen gelockert. Der Umstand, dass die Haut über der Geschwulst eine ganz leichte Röthung zeigte und eine geringe Temperaturerhöhung nachweisen liess, bewog den Vortragenden nicht eine einfache seröse Cyste zu diagnosticiren, sondern die Vermuthung auszusprechen, dass es sich um eine entzündliche Entartung einer solchen handeln möge.

Behufs der Operation, welche am 27. April ausgeführt wurde, machte Weber einen halbmondförmigen Schnitt, welcher etwas oberhalb des hinteren Winkels des Kriefers begann, an dessen unterem Rande nach vorn fortgeführt wurde und unter dem foramen mentale endigte. Die dabei durchschnittene arteria maxillaris externa wurde sofort an beiden Enden unterbunden. Nach Blosslegung der Geschwulst wurde das Periost auf dem unteren Rande des Kiefers gespalten und sodann mit dem Hebel nach beiden Seiten zurückgestreift. Die nun blossliegende Cystenwand wurde mit einem starken Resectionsmesser in derselben Richtung ihrer ganzen Länge nach gespalten, wobei sich drei Unzen eines sehr cholestearinreichen flockigen sehr dicken Eiters ergoss. Indem man mit dem Finger in die Höhle einging bog man die dünne Schale zurück und erblickte nun eine mehrbuchtige Höhle von der Grösse eines Gänseeis, deren Wand von einer mit zarten Granulationen bedeckten Membran ausgekleidet war. Durch dieselbe schimmerte in der ganzen Länge seines Verlaufs im Knochen der nervus alveolaris inferior und die Gefässe, die natürlich unversehrt bleiben. In die Höhle hinein ragten querstehend von ihren Alveolarfächern und von Knochenwucherungen umhüllt die Wurzeln des 4. u. 5. Backenzahnes. Auch diese dornigen Knochenstacheln, welche besonders stark am 4. Backzahne entwickelt waren, erschienen von der Abszessmembran bekleidet. Die ganze Innenwand des Kiefers war fest, nur an den beiden Zähnen etwas dünner. Die Höhle erstreckte sich aber von der Wurzel des ersten Backzahns bis in den aufsteigenden Ast und bis zum Ursprunge der beiden Fortsätze desselben hinauf. Es wurde nun der grösste Theil der Knochenschale

Digitized by Google

aussen mit der Liston'schen Knochenzange abgetragen, und da die querstehenden Zähne wenigstens mit ihren Wurzeln eine fortdauernde Reizung unterhalten haben würden, so wurden dieselben extrahirt. Dadurch wurde allerdings eine direkte Communication der Mundhöhle mit der äussern Wunde gesetzt, auch gingen anfangs flüssige Speisen auf diesem Wege nach aussen. Indessen ging doch die Heilung mit ziemlicher Schnelligkeit glücklich von Statten, da nicht bloss die Continuität des Kiefers, sondern auch das Periost an jener Aussenseite vollständig erhalten war. Die Communication der Wunde mit der Mundhöhle verengerte sich bald, besonders nachdem die Mundfistel zweimal mit einem feinen Glüheisen cauterisirt worden und die Kranke konnte der Gesellschaft mit vollkommen geschlossenem Munde vorgestellt werden.

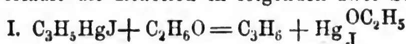
Fragt man nun nach der Deutung des Leidens, so ist offenbar an einen ursprünglichen eigentlichen Knochenabszess, der etwa im Centrum des Kiefers entstanden wäre nicht zu denken. Solche Fälle sind zwar einigemale gesehen und beschrieben worden. Sie waren aber traumatischen Ursprungs, während in unserem Falle eine Verletzung nicht statt gefunden hatte, und zeigten eine enorm dicke Knochenschicht als Wand des Abszesses, dagegen relativ wenig Eiter. Sehr wahrscheinlich hatte hier eine jener mit fehlerhafter Stellung oder Entwicklung der Zähne öfter vorkommenden serösen Cysten bestanden, welche von den Engländern als dentigerous cysts beschrieben wurden und sowhl im Oberkiefer als im Unterkiefer gesehen werden. Ein Theil der als Hydrops Antri Highmori beschriebenen Fälle gehört dahin. Der schlecht entwickelte und verkehrt stehende letzte Backzahn wurde bald nach seinem Durchbruche cariös und während sonst gewöhnlich Alveolarabszesse, die bald die Alveolarwand durchbrechen, entstehen, mochte hier eine solche Alveolarcyste bestanden haben, deren Wand sich entzündete und deren Inhalt mit dem entzündlichen Produkte, dem Eiter gemischt wurde. Dadurch erklärt sich auch der enorme Reichthum des Inhalts an Cholestearin. Näheres über diese und ähnliche Cysten siehe in O. Webers Darstellung der Krankheiten des Gesichts im Handbuche der Chirurgie von Billroth und Pitha III, 1. §. 232. §. 247. §. 283 und 285.

6. Vortrag des Herrn Prof. Erlenmeyer: »Ueber eine eigenthümliche Aetherbildung«, am 22. Juni 1866.

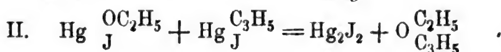
(Das Manuscript wurde am 17. Oktober eingereicht.)

Wenn man Allyljodür mit Quecksilber schüttelt, so erhält man, wie schon Zinin gezeigt hat, eine weisse krystallinische Verbindung, die bei der Wärme des Wasserbads nicht zersetzt wird. Sobald man jedoch Weingeist zu dieser Verbindung hinzubringt, so findet schon bei Sommerwärme langsam, rascher bei 90° bis 100°

Entwicklung von Propylen statt. Es bildet sich ausserdem eine neue organische Quecksilberverbindung und Aethylallyläther. Wahrscheinlich verläuft die Reaction in folgenden zwei Stadien:



$$\text{I. } C_3H_5HgJ + C_2H_6O = C_3H_6 + Hg{}^{OC_2H_5}_{J}$$



$$\text{II. } Hg{}^{OC_2H_5}_{J} + Hg{}^{C_3H_5}_{J} = Hg_2J_2 + O{}^{C_2H_5}_{C_3H_5} \quad .$$

7. Vortrag des Herrn Prof. Friedreich: »Ueber die aneurismatischen Erweiterungen im Gebiete der Pulmonal-arterie«, am 22. Juli 1866.

8. Mittheilungen des Herrn Prof. H. A. Pagenstecher: »Ueber Versuche mit Trichinen«, am 22. Juni 1866.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Der Versuch durch die Behandlung mit Calomel. Jalappe und Schwefelblüthen die Verbreitung der Trichinenbrut im Körper der Versuchsthiere zu verhindern, wurde, da derselbe, früher nicht ohne Erfolg geblieben zu sein schien*), wiederholt, jedoch ohne günstiges Ergebniss. Es wurden drei Kaninchen zu den Versuchen verwendet, von denen das eine am dritten, die beiden anderen am fünften Mai mit sehr trichinigem Kaninchenfleische gefüttert worden waren. Dieselben erhielten darnach vom Abend des Fütterungstages, oder dem nachfolgenden Tage an die angefertigten Pillen, so dass sie in elf bis vierzehn Tagen zusammen eine halbe Unze Jalappe, eine Drachme Calomel und sechs Drachmen Schwefelblüthe verbrauchten. Eins von den am fünften Mai gefütterten Thieren starb vom 16. auf den 17. unter diarhoischen Erscheinungen. Es hatte kleine Gefässzerreissungen auf der Darmwand, aber auch eine entzündliche Affektion des einen Uterinhorns. Die weitere Untersuchung ergab die specifische Muskelentzündung der Trichinose im psoas in sehr hohem Grade, schwächer im Zwergfell. Die jungen Einwanderer wurden vielfach nachgewiesen, sowohl in den Muskeln auch anderer Stellen als im Serum der Bauchhöhle. Männliche und weibliche Darmtrichinen fanden sich im stark katarrhalischen und deutlich nach Schwefelwasserstoff riechenden Darminhalt. Die Kur wurde, da die Pillen verbraucht waren, demnach am 18. mit den beiden anderen Versuchsthieren beschlossen. Eins von diesen warf am 18. lebende Junge, verliess dieselben jedoch, obwohl es sie erst gesäugt hatte. Die Jungen waren natürlich trichinenfrei. Ein zweites Thier starb am 1. Juni. Die Muskulatur und der Darmkanal waren sehr voll von Trichinen. Das

*) Vergl. Verhandlungen des naturhist.-med. Vereins z. Heidelberg. IV. 2 H. S. 47 und Pagenstecher: Trichinen. 2. Aufl. p. 78.

Digitized by Google

Thier war dabei sehr abgemagert, hatte tuberkulöse Lungen, leichte pleuritis, Lungenapoplexien und Gefässzerreissungen in der Darmschleimhaut. Es war schon sehr elend gewesen als es in die Fütterung kam und es rührte ein Abscess unter der Haut auf der rechten Hüfte und ein anderer in der rechten Augenhöhle schon von früherer Zeit her, vermuthlich war auch die Lungentuberkulose schon älter als der Beginn des Versuchs.

Vom dritten Kaninchen wurde am 6. Juni eine Muskelprobe genommen und sehr voll von Trichinen gefunden, deren Entwicklungszustand ebenfalls bewies, dass sie aus dieser Fütterung herrührten.

Danach wurde der Versuch wiederholt einen Fuchs zu trichinisiren, für welches Experiment seit Feststellung des Vorkommens der Krankheit bei diesen Thieren im freien Zustande die Aussichten sich günstig gestellt hatten. Es wurde ein Thierchen benutzt, welches nach seiner Entwicklung etwa Anfang März geworfen sein mochte, gegen den 20. April in meine Hände kam, noch einige Zeit Milch erhielt, aber sehr bald tüchtig Fleich frass und am 8. Mai reichlich trichiniges Kaninchenfleisch erhielt. Das Thier wurde am 28. Mai getödtet. Es wurden Proben aus psoas, masseter, Zwerchfell und Schultermuskeln untersucht, und in allen Trichinen gefunden, jedoch in den einzelnen Proben jedesmal nur ein oder wenige Stücke. Wenn man die Zahl der Trichinen und die Menge des gefütterten Fleiches in Rechnung nimmt, so möchte die Fütterung vielleicht nur ein Hunderttheil des Resultates ergeben, welches man bei einem Kaninchen erzielt haben würde Es wurden nur Trichinen zwischen 0,6 und 0,8 mm. Länge gemessen, kleinere ebenso wenig wie Darmtrichinen gefunden. Darf man nach diesem einzelnen Falle urtheilen, so müsste die Infektion der Füchse durch Trichinen nur eine geringe sein, indem die Muttertrichinen rasch abgetrieben zu werden scheinen. Bestätigte sich dieses, so würde die starke Infektion bei Füchsen im Allgemeinen als Folge wiederholter Erkrankung zu betrachten sein. Die Schwierigkeit oder Spärlichkeit der Infektion aber stellt wie es scheint den Fuchs dem Hunde gleich.

Der Vortragende macht dabei auch auf eine Mittheilung im Volksfreund für Oberschwaben vom 1. Juni aufmerksam, nach welcher Herr Dr. Renz in Ehingen Trichinen bei einer Ratte im wilden Zustande, und ohne dass die Möglichkeit zufälliger Infektion durch Versuche vorlag, gefunden hat, wie das jetzt schon an mehreren Orten geschehen ist.

Der Versuch eines Trichinenexperimentes mit einem Maulwurfe scheiterte dadurch, dass das Thier, welches während einiger Tage soweit gezähmt worden war, dass es Nahrung aus der Hand nahm, an dem Morgen, an welchem nun die Fütterung mit trichinigem Fleische in dieser Weise vorgenommen werden sollte, todt gefunden wurde. Er war bis dahin hauptsächlich mit Maikäfern ernährt wor-

Digitized by Google

den, eine vielleicht nicht ganz zusagende, aber gerne genommene Nahrung.

9. Vorträge des Herrn Dr. Knauff: »Ueber Lungenpigment«, am 6. und am 20. Juni 1866.

10. Vortrag des Herrn Dr. Erb: »Ueber das Vorkommen der Trichinen bei Ratten«, am 6. Juli 1866.

(Das Manuscript wurde am 9. Oktober eingereicht.)

Veranlasst durch die sich immer mehr häufenden Mittheilungen über das Vorkommen der Trichinen bei Ratten nicht allein an Orten, wo mit Trichinen experimentirt worden oder wo Trichinenepidemien geherrscht, sondern auch an solchen, wo dies bisher nicht der Fall war — habe ich die mir zu Gebote stehenden, im hiesigen akademischen Hospital gefangenen Ratten einer Untersuchung auf Trichinen unterworfen. Es wurden 20 Ratten, meist ältere Thiere, untersucht und bei Dreien derselben fanden sich Trichinen in ziemlich grosser Zahl.

Die Quelle der Infection mit Trichinen lag für die Ratten wahrscheinlich in den Resten trichinisirter Kaninchen die vor mehreren Jahren in den Abtrittscanal geworfen worden waren; gleichwohl ist die Möglichkeit einer andern Bezugsquelle nicht vollständig von der Hand zu weisen, da schon i. J. 1862 — lange vor Beginn der Trichinenexperimente — ein Fall von Trichinosis hier zur Beobachtung kam, ein Beweis, dass die Trichinen wohl auch in unserer Gegend heimisch sind.

Die anatomische Beschaffenheit der Trichinenkapseln erlaubte keinen sichern Schluss auf das Alter derselben. Bei zwei von den untersuchten Ratten waren die Kapselwände auffallend dick, an beiden Polen der Kapseln reichliche Ablagerung von Fettzellen vorhanden, doch noch keine Verkalkung eingetreten. Bei der dritten Ratte deutete die Beschaffenheit der Kapsel und ihrer Umgebung auf eine noch ziemlich frische Einwanderung. Darmtrichinen waren jedoch nicht aufzufinden. Die Muskeltrichinen waren wohl entwickelt und lebend, ihre Verfütterung an ein Kaninchen gab ein positives Resultat.

11. Vortrag des Herrn Prof. O. Weber: »Vorstellung eines Kranken mit Heilung einer komplicirten Fraktur am Unterschenkel«, am 6. Juli 1866.

(Das Manuscript wurde am 22. Oktober eingereicht.)

Complicirte Fraktur beider Unterschenkel. Perforation der Bruchenden. Enorme Dislocation. Resection. Tetanische Krämpfe. Heilung mit vollkom-

Digitized by Google

men brauchbaren Beinen durch den Gypsverband in Verbindung mit Klammerapparaten.

Prof. O. Weber führt der Gesellschaft einen Kranken vor, welcher im December vorigen Jahres behufs der Amputation beider Unterschenkel in die Klinik geschickt worden war. Der Kranke war vier Wochen vor seiner Aufnahme von einem schwer beladenen Wagen überfahren worden Die Räder gingen quer über beide Unterschenkel; die Blutung aus den zerfetzten Wunden, aus welchen die Bruchenden hervorstanden, war beträchtlich und musste erst durch ärztliche Hülfe gestillt werden. Die Einrichtuug wurde so gut wie möglich bewerkstelligt und ein Schienenverband angelegt. Derselbe musste wegen der heftigen Eiterung zweimal täglich erneuert werden und konnte bei den häufig eintretenden Muskelzuckungen nicht verhüten, dass nicht die Bruchenden von Neuem hervortraten. Um die Dislocation zu beseitigen resecirte der Arzt am rechten Unterschenkel das obere, am linken das untere hervorstehende Bruchende der Tibia beiderseits in der Länge von einem Zolle und entfernte ausserdem mehrere Knochensplitter. Diese Stücke wurden vorgezeigt. Die Resection geschah am 9. Tage nach dem Unfalle. Indessen hatte der Kranke schon vor der Verletzung wiederholt an epileptiformen Krämpfen gelitten, und 14 Tage nach der Resection bekam er einen heftigen ähnlichen Anfall. Derselbe begann mit Zuckungen im linken Beine, setzte sich auf die Muskulatur des Oberschenkels und den Unterleib fort, tobte dann auch im rechten Beine und ergriff auch die Athemmuskeln, so dass Erstickungsanfälle auftraten und mit krampfhaften Inspirationen wechselten. Dabei waren die Extremitäten in fortwährender heftiger Bewegung, das Gesicht starr, der Kranke bewusstlos. Diese Anfälle wiederholten sich noch einigemale und veranlassten eine nicht mehr zu bewältigende Dislocation der Bruchenden. Die Füsse waren beide an den hervorstehenden Bruchenden seitwärts hinaufgezogen, die Circulation war bedroht und der Arzt fürchtete das Fortschreiten des an einigen Stellen in der heftig gespannten und gleichsam eingeklemmten Haut aufgetretenen Brandes; desshalb und weil er die Wiederkehr der Krämpfe dadurch verhüten zu können hoffte, rieth er zur Doppelamputation nnd schickte den Kranken in die Heidelberger Klinik.

In der That war wohl die Zermalmung der unteren Enden beider Unterschenkel, sowie die Verschiebung eine anscheinend trostlose. Abgesehen von zahlreichen von Eiter umspülten Fragmenten ragten die Bruchenden der Tibien beiderseits aus der Mitte fast handbreiter brandiger Hautdefecte hervor. Dieselben waren, namentlich die resecirten Enden, ganz vom Perioste entblöst, hatten aber ein rosenrothes und frisches Ansehen, so dass man voraussetzen durfte, dass bei besserer Lagerung Granulationen aus den Knochen hervorspriessen würden. Rechterseits war die Verschiebung so stark, dass der Fuss mit der Ferse stark nach hinten gewichen

Digitized by Google

und gegen einen normalen Unterschenkel um 4 Zoll gegen das Knie hinaufgewichen erschien. Da hier die Fraktur dicht über dem Fussgelenke lag, so veranlasste die starke Verschiebung eine förmliche Falte auf dem Fussrücken. Hier erstreckte sich die Splitterung auch in das Gelenk hinein. Linkerseits war zwar die Splitterung ebenso beträchtlich, die Verschiebung aber weniger bedeutend; dagegen war hier der Hautdefect über der Bruchstelle beträchtlicher. Offenbar musste zunächst der Versuch gemacht werden, die Fragmente zu reponiren, den Füssen eine möglichst normale Lage zu geben und sie sodann in derselben zu erhalten. Das Aussehen der Granulationen wie namentlich der Knochen liess auf das Zustandekommen einer Vereinigung hoffen, sofern es nur gelang die Circulation zu regeln und die Krämpfe zu verhindern. Beides hing vom dauernden Erfolge einer besseren Lagerung ab. Eine solche liess sich nur in einem gefensterten Gypsverband bewerkstelligen. In tiefer Chloroformnarkose wurde theils durch Streckung und Rotation der Füsse, theils durch direkten Druck auf die Fragmente die Reposition glücklich bewerkstelligt, und sofort wurde ein beiderseits über die etwas flectirten Kniee nach aufwärts reichender Gypsverband angelegt. Beide Beine wurden sodann noch durch Petit'sche Beinladen erhöht gelagert. Von den Fenstern aus liess sich nicht bloss die Eiterung gut überwachen, sondern auch die Lage der Fragmente controliren. Als nach einigen Tagen die etwas schräg resecirten Bruchenden sich wieder etwas an einander verschoben hatten, wurden sie durch eine passende grosse Malgaigne'sche Klammer festgehalten. Die Klammer hatte aussen an der Seite des Gypsverbandes ihre Stütze an einem daselbst befestigten Brette. Dieser Apparat that seine Schuldigkeit in ganz vortrefflicher Weise. Allmählig wuchsen überall aus den Knochenenden Granulationen hervor, dem Eiter wurde durch passende Gegenöffnungen der Ausweg geschafft und als der Verband durch die Abmagerung der Beine zu locker geworden, wurde er erneuert. Während der Anlage der neuen Verbände erhielt man die richtige Lage der Fragmente nicht bloss durch Extension oberhalb des Knie's und am Fusse, sondern dadurch dass die Fragment direkt mittelst eines oder zweier Finger festgehalten wurden, die mit eingegypst wurden und bis zum Festwerden des Gypses in derselben Haltung blieben. Später wurden sie wieder durch die Klammern ersetzt. Diese Klammerapparate lagen im Ganzen 18 Tage. Es stiessen sich später ganz kleine oberflächliche Knochenstückchen ab, wo die Schrauben in den Knochen eingedrungen waren. An die Stelle der Gypsverbände in gebeugter Lage der Kniee traten später solche mit gestreckten Knieen. Im Ganzen lagen die Beine fast drei Monate im Gypsverbande, dann bis zur völligen Consolidation und Heilung der Hautdefecte noch auf Spreukissen. 6 Monate nach der Fraktur machte der Patient die ersten Gehversuche, die um so besser ausfielen, als die

Digitized by Google

Fussgelenke nicht ankylosirt waren. Beide Beine sind gleich lang und der Gang des Patienten lässt, wie sich die Gesellschaft überzeugen konnte, Nichts zu wünschen übrig.

Der Vortragende macht besonders darauf aufmerksam, wie die gute Lagerung der Fragmente in einem Gypsverbande das beste Mittel ist um die bei complicirten Fracturen so leicht eintretenden Muskelzuckungen zu verhüten. Sodann empfiehlt er sehr in schwierigen Fällen die Fragmente während der Anlage des Verbandes in der angegebenen Weise durch direkte Anlegung der Finger in der richtigen Lage zu erhalten und endlich falls im Verbande sich die Dislocation trotzdem wieder einstellt, einen Klammer- oder Schraubenapparat mit dem Gypsverbande zu combiniren. Da der feste Gypsverband es sehr leicht macht aussen ein Holzstück zu befestigen, so ist auch die Feststellung der Klammern sehr erleichtert.

12. Vortrag des Herrn Prof. H. Helmholtz: »Ueber den Muskelton«, am 20. Juli 1866.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Der Vortragende hat schon früher über denselben Gegenstand gesprochen und damals gezeigt, dass wenn Muskeln von Menschen oder Kaninchen von ihren Nerven her in Tetanus versetzt werden mittels der Ströme eines Inductionsapparates, dessen Feder regelmässige Schwingungen ausführt, man statt des normalen Muskeltons einen Ton von der Höhe desjenigen hört, den die schwingende Feder des Inductionsapparates giebt. Die gewöhnlichen Apparate dieser Art geben nur 40 bis 60 Schwingungen in der Secunde; von dem blosgelegten Hüftnerven eines Kaninchens aus hatte ich schon früher Tetanus erzeugt durch einen Inductionsapparat, in welchem eine Stimmgabel von 120 Schwingungen den Strom unterbrach, und aus den Muskeln des Thiers den entsprechenden Ton von 120 Schwingungen und daneben auch, wenn auch nicht ganz so sicher, dessen ersten Oberton von 240 Schwingungen gehört. Es ist schwer, die so schnell unterbrochenen Inductionsströme so stark zu machen, dass sie menschliche Nerven durch die Haut hindurch afficiren, weil sie das Quecksilber, was man an der Unterbrechungsstelle anwenden muss, schnell verbrennen und in Staub zerstreuen.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

Durch eine sorgfältige Abgleichung aber von passend angebrachten Nebenschliessungen (theils metallische für die Electromagneten, theils Wasserzersetzungszellen für die Funkenstrecke) gelang es mir mit einer Gabel von 240 Schwingungen hinreichend kräftige Schläge herzustellen, dass vom Nervus medianus aus Tetanus der Vorderarmmuskeln beim Menschen erreicht wurde, und in diesen der Ton von 240 Schwingungen deutlich hörbar wurde, was jedenfalls einen ausserordentlich hohen Grad von Beweglichkeit in den Molecularapparaten des Muskels anzeigt.

Da der Muskelton in dieser Weise beobachtet ein Phänomen von geringer Intensität ist, und ziemliche Aufmerksamkeit bei der Beobachtung fordert, habe ich mich vielfach bemüht Resonanzapparate zu bauen, um ihn deutlicher hörbar zu machen, namentlich auch, weil es mir darauf ankam den natürlichen Muskelton, der an der Grenze der tiefsten hörbaren Töne liegt, deutlicher zu hören und seiner Natur nach zu bestimmen. Auf akustischem Wege gelang dies nur sehr unvollkommen, dagegen fand ich es eher möglich die Schwingungen der Muskeln, namentlich bei ihren tieferen Tönen, dem Auge sichtbar zu machen.

Zu dem Ende benutze ich stählerne Federn (Uhrfedern), die so lang gemacht werden, dass ihre Schwingungsperiode derjenigen des wahrzunehmenden Tones gleich wird. Dieselben sind zu dem Ende zwischen 4 Drahtstiften eingeklemmt, die an den Enden eines durch Längsschnitte unvollkommen getheilten elastischen Brettchens befestigt sind. Legt man das Brettchen so an die Muskeln an, dass einer seiner federnden Abschnitte die Erschütterungen des Muskels empfängt, so werden diese auf die Uhrfeder übertragen, und diese kommt in starkes, leicht sichtbares Mitschwingen. Mittels eines Apparates der 19,5 Unterbrechungen in der Secunde gab, brachte man von den menschlichen Muskeln aus starkes Mitschwingen der Feder hervor, wenn die Feder auf 19,5, schwächeres auch, wenn sie auf 39 oder 58,5, ganz schwach endlich, wenn sie auf 78 Schwingungen eingestellt war.

Sucht man diejenige Länge der Feder, bei welcher sie durch die natürliche Zusammenziehung der Muskeln am besten in Schwingung versetzt wird, so findet man diese bei 18 bis 20 Schwingun-

Digitized by Google

gen in der Secunde. Die Schwingungen hierbei sind aber nicht so regelmässig, und daher auch nicht so stark, wie sie bei dem künstlichen Tetanus sind. Da eine Stahlfeder zu lange nachschwingt, und eben deshalb auch nicht schnell genug die übertragene Schwingungsweise annimmt, fand ich zur Beobachtung der natürlichen Muskelschwingungen ähnliche Apparate mit zugespitzten schwingungsfähigen Papierstreifchen besser. Deren Schwingsperiode ist am besten zu ermitteln, wenn man sie an die schwingende Feder eines passend abgestimmten Inductionsapparates hält, und ermittelt, bei welcher Schwingungsperiode sie am stärksten mitschwingen.

Diese Versuche lehren nun, dass die Schwingungszahl der natürlichen Muskelvibration des Menschen nicht, wie Wollaston und Haughton glaubten beobachtet zu haben, 36 bis 40, sondern dass sie nur 18 bis 20 ist. Was man als Muskelton hört, ist also nur der erste Oberton der wahren Muskelvibration, deren Grundton nicht mehr im Bereich der hörbaren Töne liegt. Ausserdem ist diese natürliche Muskelvibration zwar annähernd periodisch, aber nicht so genau periodisch, wie die Bewegungen der schwingenden Stimmgabeln nnd Stahlfedern.

In der Hoffnung, die Versuche wesentlich zu erleichtern, wenn ich sie mit Fröschen anstellen könnte, habe ich anch mit deren Muskeln Versuche angestellt. Den Ton von 120 Schwingungen zu hören, gelang spurweise, als ich einen Froschmuskel, der ein Gewicht hob, an einen in den Gehörgang gesteckten Stab gehängt hatte. Dagegen sieht man die Vibrationen der Feder von 16 bis 20 Schwingungen sehr gut, wenn man den Muskel an das beschriebene Brettchen, welches die Feder hält, anhängt, und ihn im electrischen Tetanus von entsprechender Anzahl von Schlägen ein Gewicht von zwei Unzen heben lässt. Schwingungen der Feder von der Schwingungszahl 120 durch isochrone electrische Schläge vom Nerven aus hervorzurufen misslang gänzlich. Dagegen sah ich schwache Schwingungen der Feder, welche der natürlichen Vibrationsperiode des Froschrückenmarks zu entsprechen schienen, wenn ich den Inductionsapparat auf 120 Schwingungen einstellte, und die mitschwingende Feder auf 16 Schwingungen. Es ist dabei zu bemerken, dass, wie E. du Bois Reymond zuerst bemerkte, und ich selbst bestätigt fand, Tetanus auch bei Kaninchen vom Rückenmark aus durch schnellschwingende Ströme hervorgerufen, nicht den Ton der Stromvibrationen, sondern den natürlichen Muskelton giebt.

Ströme von der Schwingungszahl 18, auf das Froschrückenmark einwirkend, gaben dagegen auch an der Feder starke isochrone Schwingungen. Deren Schwingungszahl scheint der natürlichen des Rückenmarks so nahe zu sein, dass dieses sich vollkommen adaptirt.

Digitized by Google

13. Vortrag des Herrn Prof. Erlenmeyer: »Ueber die Oxydationsproducte des Gährungsbutylalkohols«, am 3. August 1866.

(Das Manuskript wurde am 17. Oktober eingereicht.)

Michaelson hat angegeben, dass sich bei der Oxydation des Gährungsbutylalkohols mit saurem chromsaurem Kali und Schwefelsäure neben Butylaldehyd und Buttersäure Propylaldehyd, Propionsäure und Kohlensäure bilde. Ich habe Herrn Jerschof aus St. Petersburg veranlasst diese Angaben zu prüfen. Es wurde eine grosse Menge von Kohlensäure (aus 30 grm. Alkohol 1,6626 grm. CO_2) entwickelt, ausserdem bildete sich eine zwischen 100 und 150° siedende in Wasser und Alkalilauge unlösliche Flüssigkeit und ein Gemisch von Säuren aus welchem durch fractionirte Sättigung mit feuchtem Silberoxyd reines buttersaures und reines essigsaures Silber dargestellt werden konnte. Es wurde nur eine sehr kleine Menge eines Silbersalzes gewonnen, welches den Silbergehalt von propionsaurem Salz hatte. Herr Jerschof ist damit beschäftigt, sowohl die ätherische Flüssigkeit näher zu untersuchen als auch festzustellen ob die in dem letzterwähnten Silbersalz enthaltene Säure wirklich Propionsäure oder Butteressigsäure ist.

14. Vortrag des Herrn Prof. Erlenmeyer: »Ueber die Constitution des Anisöls (Anethols)«, am 3. August 1866.

Eine Publication von Ladenburg und Leverkus über die Constitution des Anethols (Anisöls) veranlasst mich, zu meiner früheren Mittheilung über das Anisöl einen kleinen Nachtrag zu liefern. Zunächst will ich darauf aufmerksam machen, dass ich bereits am 5. Januar d. J. dem Verein mirgetheilt habe, dass bei der Einwirkung von Jodwasserstoff auf Anisöl Methyljodür gebildet wird; Ladenburg und Leverkus haben nun auf Grund tiefgreifender Betrachtungen über die Constitution des Anisöls dieselbe Entdeckung gemacht, aber erst 6 Monate später als ich; denn sie haben dieselben nebst ihren Betrachtungen in den Compt. rend. der am 16. Juli d. J. stattgehabten Sitzung der Pariser Academie veröffentlicht.

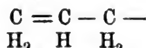
Was die Betrachtungen der Verfasser betrifft, so will ich nur bemerken, dass es schon nach den Untersuchungen von Saytzeff (Ann. d. Chem. und Pharm. 1863, 129) von vornherein als sicher angenommen werden konnte, dass kein anderes Oxyl als Methoxyl in dem Anisöl vorhanden ist. Die Annahme von Allyloxyl, welche die Verf. für möglich halten, wäre nur dann zu rechtfertigen, wenn es jemals gelungen wäre, durch Oxydation aus einem Allyläther einen Methyläther darzustellen.

Digitized by Google

Da bei der Oxydation des Anisöls Anissäure ($C_8H_8O_3$) gebildet wird, welche nur 7 Atome Kohlenstoff als Kern enthält, so kann ferner nach den bisherigen Erfahrungen über die Oxydation der von dem Benzol ableitbaren kohlenstoffreicheren Verbindungen vorausgesetzt werden, dass das Anisöl nur ein einziges Kohlenwasserstoffradical mit 1 Affinivalent Kohlenstoff des Benzolkerns verbunden enthalte. Dass dieses Radical die empirische Zusammensetzung C_3H_5 haben muss, lässt sich mit Sicherheit berechnen. Nicht ebenso sicher lässt sich vorausbestimmen, dass dieses C_3H_5 dasselbe Radical sein müsse, welches in den Allylverbindungen enthalten ist, was die Verf. ohne Weiteres annehmen, indem sie das Anisöl als den Methyläther des Allylphenols bezeichnen.

Bekanntlich hat Cahours (Ann. Ch. Pharm. 41, 78) durch Einwirkung von Salpetersäure auf Anisöl neben Anissäure, Oxalsäure und nicht, wie die Verf. angeben, Essigsäure erhalten; dagegen hat Persoz (daselbst 44, 311) durch Oxydation des Anisöls mit Schwefelsäure und chromsaurem Kali Essigsäure bekommen. Da aus der Mittheilung von Persoz nicht zu entnehmen ist, ob er seinen Versuch mit reinem $C_{10}H_{12}O$ (oder mit rohem Anisöl) angestellt hat und die Essigsäure immerhin von der Oxydation einer Beimengung herrühren konnte, so habe ich vollkommen reines festes Anethol mit Chromsäuregemisch oxydirt und in der That Essigsäure erhalten.

Nach früher dem Verein gemachten Mittheilungen sind die Bestandtheile des Radicals Allyl nach folgendem Schema zusammengefügt:



Dieses Radical kann zwar, wenn zwei Kohlenstoffatome davon abgelöst werden, Oxalsäure liefern, aber durch Oxydationsmittel, die nur Sauerstoff oder höchstens Hydroxyl, zuzuführen im Stande sind, kann nimmermehr Essigsäure daraus gebildet werden. Diese letztere kann nur dann durch Chromsäure erzeugt werden, wenn in dem C_3H_5 ein Atom Kohlenstoff mit 3 Atomen Wasserstoff verbunden ist. Es sind zwei solche Radicale denkbar:



Aus leicht begreiflichen Gründen macht nur das II. die Bildung von Essigsäure bei der Oxydation des Anisöls möglich.

Wenn man will, kann man es methylirtes Vinyl nennen, man kann auch sagen, es ist gewöhnliches Propylen, dem 1 At. Wasserstoff an der Aethylenseite fehlt*).

---

*) **Oder es ist Monobrompropylen minus Brom. Der Unterschied zwischen dem bekannten Monobrompropylen und dem Allylbromür besteht darin,**

Digitized by Google

Die Ansicht der Verf. ist also nur in so weit richtig, als ein Radical von der empirischen Formel C_3H_5 in dem Anisöl enthalten ist, die Annahme, dass das Allyl dieses Radical sei, ist unrichtig.

Die Zusammensetzungsweise des Anisöls lässt sich noch von einem andern Standpunkte auffassen. Man kann sagen, es ist Styrol

$$\begin{array}{l} C_6H_5 \\ | \\ CH \\ \| \\ CH_2 \end{array}$$

zu welchem 1 Atom Wasserstoff des CH_2 durch CH_3 und 1 Atom Wasserstoff des C_6H_5 durch OCH_3 substituirt ist:

$$\begin{array}{l} C_6H_4 . OOH_3 \\ | \\ CH \\ \| \\ CH \\ | \\ CH_3 \end{array}$$

Es scheint mir auch, dass das Anisöl, welches bekanntlich mehrere Isomere hat, sich ähnlich wie das Styrol leicht polymerisirt. Wenn man Anisöl mit Jodwasserstoff übergiesst, so bildet sich zuerst eine gallertartige Masse (Anisoin?). Das Product, welches man neben dem Methyljodür erhält, ist ohne Zweifel ein Polymeres des Methylvinylphenols. Ich behalte mir das Recht vor, meine Untersuchung über das Asinöl fortzusetzen und weitere Mittheilungen darüber zu machen.

15. Vortrag des Herrn Prof. Erlenmeyer: »Ueber die Constitution des Nelkenöls (Eugenols)«, am 3. August 1866.

Wie ich dem Verein am 5. Januar d. J. mitgetheilt habe, wird auch bei der Einwirkung von Jodwasserstoff auf Nelkenöl Methyljodür gebildet. Es ist daraus zu schliessen, dass mindestens 1 Atom C, 1 At. O und 3 At. H als Methoxyl in dem Nelkenöl enthalten sind. Aus anderen Eigenschaften desselben lässt sich entnehmen, dass das zweite Atom Sauerstoff mit Wasserstoff zu Hydroxyl verbunden ist. Es handelte sich nun weiter darum, zu ermitteln, wie die übrigen Bestandtheile zusammengefügt seien.

Ich sprach in meiner ersten Mittheilung die Vermuthung aus, dass das Nelkenöl zu dem Styrol in derselben Beziehung stehe, wie

---

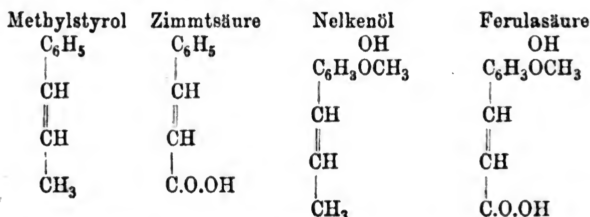
dass die Bestandtheile von Monobrompropylen so: $\underset{H_3}{C} - \underset{H}{C} = \underset{H}{CBr}$ und von Allylbromür so: $\underset{H_2}{C} = \underset{H}{C} - \underset{H_2}{CBr}$ zusammengefügt sind. Es wird ohne Zweifel gelingen nach der Methode von **Fittig** und **Tollens** aus Monobrompropylen und Bromanissäure mit Natrium eine Säure von der Zusammensetzung $C_{11}H_{12}O_3$ darzustellen, die beim Destilliren mit Kalkhydrat Anethol, d. i. Methylvinylanisol liefert.

Digitized by Google

nach Hugo Müller's (Zeitschrift f. Chemie 1864, 703) Untersuchung das Reichenbach'sche Kreosot zu dem Benzol. Um Aufschluss darüber zu erhalten, habe ich Herrn Curtze aus Worms veranlasst, das Nelkenöl verschiedenen Oxydationswirkungen zu unterwerfen Zunächst wurde es mit Kalihydrat zusammengeschmolzen und dabei hauptsächlich Protocatechusäure und Essigsäure erhalten. Die letztere Säure wurde auch bei der Oxydation mit Chromsäuregemisch erhalten. Vor einigen Tagen ist nun ebenfalls von Hlasiwetz und Grabowski in dem Juliheft der Annalen und im 13. Heft der Zeitschrift f. Chemie S. 393 mitgetheilt worden, dass sie beim Schmelzen des Nelkenöls oder der Eugensäure mit Kalihydrat Protocatechusäure und Essigsäure erhalten haben. Die genannten Chemiker haben in ihrer Mittheilung einige Betrachtungen angestellt über den Zusammhang der Eugensäure mit anderen Verbindungen, welche mich veranlassen, heute schon einige Betrachtungen über die Constitution des Nelkenöls nachzutragen.

H und G. halten es für möglich, dass die Eugensäure zu der von Hlasiwetz und Barth entdeckten Ferulasäure in derselben Beziehung stehe, wie Essigsäure zu Oxalsäure. Danach müsste das Nelkenöl eine wirkliche einbasische Säure sein und die Gruppe C.O.OH enthalten, andererseits müsste die Ferulasäure eine zweibasische Säure sein und zweimal C.O.OH enthalten. Da aber nach ihrem ganzen Verhalten weder das Nelkenöl eine einbasische, noch die Ferulasäure eine zweibasische Säure sein kann, so müssen beide in einem andern Verhältniss zu einander stehen, wie Essigsäure und Oxalsäure.

Soweit es die bis jetzt ermittelten Thatsachen gestatten, Schlüsse zu ziehen, glaube ich annehmen zu müssen, dass das Nelkenöl zu einem methylirten Styrol in derselben Beziehung steht, wie die Ferulasäure zur Zimmtsäure:



Die nähere Begründung dieser Annahme wird theils von Herrn Curtze, theils von mir in einer später erscheinenden ausführlichen Abhandlung gegeben werden.

Ich will nur noch bemerken, dass nach dem, was ich oben mitgetheilt habe, das Anisöl zum Nelkenöl in einfacher Beziehung zu stehen scheint. Diese scheint sich noch zu bestätigen durch die in einer vorläufigen Notiz von Barth (Zeitschrift f. Chemie

Digitized by Google

N. F. 2, 373) mitgetheilte Beobachtung, dass Paraoxybenzoësäure (Hydroxydracylsäure) in Protocatechusäure (Dihydroxydracylsäure) übergeführt werden kann.

15. Mittheilung des Herrn Dr. A. Ladenburg: »Ueber die Constitution des Anethols«.

(Schriftlich eingereicht am 23. November 1866.)

In einer kurzen Notiz, die ich vor einiger Zeit gemeinschaftlich mit Herrn Leverkus der französischen Akademie vorlegte, habe ich die Gründe erörtert, die mich bestimmen, das Anethol als einen Aether anzusehen und diese Anschauungsweise dadurch experimentell gerechtfertigt, dass ich dasselbe mit Jodwasserstoff verseift habe. Ferner habe ich, gegründet auf Schlüsse nach Analogie, behauptet, dass in dem Anethol eine Gruppe C_3H_5 angenommen werden müsse, die ich Allyl nannte, ohne mich jedoch darüber auszusprechen, ob ich diese Gruppe als identisch oder nur isomer mit dem im Jodallyl vorhandenen Radical C_3H_5 annehme, da mir zur Entscheidung dieser Frage die nöthigen Thatsachen zu ermangeln schienen. In dieser Beziehung scheint mich Prof. Erlenmeyer missverstanden zu haben, der in einer Mittheilung, welche er kürzlich dem Verein machte, mir die Ansicht zutraut, die Gruppe C_3H_5 des Anethols für identisch mit dem in den Allylverbindungen vorkommenden Radikal zu halten und durch verschiedene Hypothesen nachzuweisen sucht, dass diese Ansicht »unrichtig« sei.

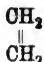
Ich sehe mich dadurch veranlasst, hier nochmals meinen Standpunkt in dieser Frage darzulegen, indem ich bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen will, dass man in exakten Wissenschaften Thatsachen als unrichtig erkennen kann, dass aber Ansichten, die auf hypothetischem Boden gebaut sind, nur als mehr oder weniger wahrscheinlich erscheinen können.

Es würde hier zu weit führen, wenn ich den Ideengang Erlenmeyer's im Einzelnen verfolgte. Derselbe stützt sich wesentlich darauf, dass aus der Gruppe C_3H_5 des Anethols durch Oxydation Essigsäure entsteht, also in dieser das Radikal Methyl angenommen werden müsse, während das Radikal C_3H_5 der Allylverbindungen $CH_2 = CH - CH_2$ zusammengesetzt sei, wie dies Erlenmeyer durch ausführliche Betrachtungen nachzuweisen sucht. Hieraus schliesst er die Verschiedenheit der beiden Gruppen Allyl. — Ich habe der Beweisführung Erlenmeyer's nur das vorzuwerfen, dass er eine Reihe von Thatsachen unberücksichtigt gelassen hat, die mir hier von Wichtigkeit scheinen: Acrylsäure, welche durch einfache Reaktionen aus dem Jodallyl erhalten werden kann, gibt bei der Oxydattion mit Salpetersäure, Kalihydrat etc. auch Essigsäure. Da nun die Acrylsäure das oxydirte Radikal Allyl (Acryl) enthält, so scheint mir durch diese Thatsache, welche Redten-

Digitized by Google

bacher gefunden, die ganze Beweisführung Erlenmeyer's widerlegt und mein Standpunkt, die Frage über die Isomerie der Gruppen C_3H_5 einstweilen unberührt gelassen zu haben, vollständig gerechtfertigt.

Ich will hier noch eine andere Thatsache anführen, die mir hierher zu gehören scheint. In seiner Abhandlung über die Einwirkung von HJ auf Glycerin stellt Erlenmeyer für Aethylen folgende Formel auf:



Nach Döbereiner geht aber ein Gemisch von Aethylen und Sauerstoff bei Gegenwart von Platinschwarz in Essigsäure über. Erlenmeyer wird also gezwungen sein, um diese Thatsache zu erklären, entweder eine andere Formel für Aethylen aufzustellen, oder anzunehmen, dass beim Aethylen eine Umwandlung von CH_2 in CH_3 durch Oxydation möglich ist, die er beim Allyl läugnet.

Es scheint mir übrigens gewagt, die Constitution ungesättigter Körper (der fetten Reihe) durch graphische Formeln darzustellen, also in denselben eine stabile Lagerung der Atome anzunehmen, da, worauf Berthelot besonders aufmerksam gemacht hat, dieselben so leicht in isomere Verbindungen übergehen, also doch nur in einem labilen Gleichgewichtszustande sind. Es sind in dieser Hinsicht die Versuche von Carius sehr interessant, der durch blosses Erhitzen Aethylenverbindungen in Aethylidenverbindungen überführte. Bei Berücksichtigung dieser Thatsache wird es begreiflich, wie selbst, wenn dem Allyl die von Erlenmeyer vorgeschlagene Formel zukömmt, dasselbe in Essigsäure übergehen kann.

Geschäftliche Mittheilungen.

Herr Dr. Faber ist nach seiner Rückkehr aus Amerika wieder in den Verein eingetreten, auch dauert die Mitgliedschaft des als ausgetreten bezeichneten Herrn Dr. Ladenburg fort.

Ausserdem wurde Herr Dr. Vietz als Mitglied in den Verein aufgenommen.

In der Sitzung vom 26. Oktober 1866 wurden den bisherigen Vorstandsmitgliedern die Aemter, welche sie bis dahin bekleidet hatten, wieder übertragen. Es fungiren also als

Erster Vorsitzender: Herr Geheimrath H. Helmholtz.
Zweiter Vorsitzender: Herr Hofrath G. R. Kirchhoff.
Erster Schriftführer: Herr Prof. H. Alex. Pagenstecher.
Zweiter Schriftführer: Herr Dr. Fr. Eisenlohr.
Rechner: Herr Professor Nuhn.

Digitized by Google

Correspondenzen und Zusendungen bittet man nach wie vor an den ersten Schriftführer des Vereins Prof. Dr. H. Alex. Pagenstecher in Heidelberg zu richten. Für die nachstehend verzeichneten dem Verein übersandten Schriften wird hiermit der beste Dank gesagt. In Bezugnahme auf die in den Umschlägen gemachte Anmerkung wiederholt das Sekretariat, dass die so häufig begehrte Nachlieferung einzelner Hefte der Verhandlungen immer nur für die letzten Nummern möglich ist und ersucht desshalb etwaige Defecte baldigst vorzeigen zu wollen.

Verzeichniss

der vom 1. Mai bis zum 31. November 1866 an den Verein eingegangenen Druckschriften.

Sitzungsberichte der k. Akad. der Wissenschaften zu Wien 1866. 11—25.
Sitzungsberichte d. k. Akad. d. Wissenschaften zu München 1866. I 1—4. II 1.
Zweiter Jahresbericht der Aerzte in Steiermark.
J. B. Ullersperger: Memoria sobre un programa de patologia general 1866.
Schriften d. Gesellsch. zur Beförd. d. gesammt. Naturw. zu Marburg. Supplementheft 1866. (Claus, Copepodenfauna v. Nizza).
A. P. Ninni: Delle emigrazioni degli animali nelle provincie venete. Sulla mortalita dei gamberi nel Veneto.
Würzburger Medizinische Zeitschrift VII. 1 u. 2.
» Naturw. Zeitschrift VI. 2.
Verhandl. des naturw. Vereins in Carlsruhe. H. 2.
Circular of the war department, surgeon general's office of Washington. nr. 6 in duplo.
Jahrbuch d. naturhist. Landesmuseums v. Kärnthen. H. VII.
Journal de maladies chroniques par le Dr. Andrieux. 1. Juillet. 1. Aout. 5. Aout. 15. Sept.
Jahresbericht des physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. für 1864—65.
Giornale di scienze naturali ed economiche di Palermo I. 3 u. 4. II. 1.
Der zoologische Garten 1866. 1—6.
Bulletin de l'académie de St. Petersbourg. IX. 1—4.
Correspondenzblatt d. zoolog. mineral. Vereins in Regensburg. XIX.
Vom naturh. Verein in Zweibrücken: Laubmann: Bodenkarte der Umgebung.
Von der Académie R. de Belgique: Annuaire 1866.
Bulletins 1865 u. 1866.

Digitized by Google

Annales des sciences physiques et naturelles de la sosiété Impér. d'agriculture de Lyon. III. Série. Tome VIII. 1864.
Von der Smithsonian Society of Washington: Report for 1864
Von der Boston Society of nat. history: Proceedings 1864.
Condition and doings 1865.
Jahresbericht d. naturf. Gesellschaft Graubündens XI. 1864—65.
Sitzungsberichte d. nuturw. Gesellsch. Isis in Dresden 1865, 7—12, 1866, 1—6.
Verslaagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie der Wetenschappen; Afdeel. Natuurkunde; Tweede reeks; erste Deel 1865.
Processen verbaal van January 1865, tot April 1866; von derselben.
32. Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde. 1866.
Abhandl. der naturf. Gesellschaft zu Halle IX. 2. 1866.
Abhandl. der schlesischen Gesellschaft f. vaterl. Cultur:
43. Jahresbericht.
Abtheilung für Naturwissenschaften u. Medicin. 1865—66.
Philosophisch-historische Abtheilung. 1866.
Bulletin de la Société Impériale des naturalistes de Moscou. 1865. 4. u. 1866. 1.
Abhandlungen d. naturw. Vereins zu Bremen I. 1. 1866.
Procedings of the literary and philosoph. society of Manchester vol. III and IV; memoirs vol. II third series.
Siebenter Bericht des Offenbacher Vereins für Naturkunde.

L'Empereur Napoléon III., Histoire de Jules César. Tomes premier et deuxième. Paris 1865 und 1866.

(Fortsetzung des Aufsatzes Nr. 46 und 47 im vorigen Hefte.)

Zweiter Band.

Indem wir nun an die Prüfung des zweiten Bandes gehen, finden wir, dass die Darstellung in demselben in zwei Bücher getheilt ist, wovon das erste — in der Reihe das dritte — sich unmittelbar an Cäsars's Commentare anschliesst, und ihren Inhalt in den Hauptzügen reproducirt, ohne dass es jedoch eine buchstäbliche Uebersetzung wäre, so dass je ein Buch Cäsar's durch ein Capitel bei dem Verfasser vertreten ist (Capitel III—XI), und das andere (vierte) den ganzen Krieg in Gallien, indem er einen Ueberblick darüber gibt, mit der gleichzeigen Geschichte Rom's überhaupt in synchronistische Parallele setzt (Capitel I—X).

Diese verständige Art der Vertheilung sichert jeder Seite ihr Recht, der Darstellung des Feldzugs das Interesse, welches jede commentirende Erläuterung desselben mit sich führt, der Darstellung der gleichzeitigen römischen Geschichte hingegen die Bedeu-

Digitized by Google

tung, welche die Betrachtung derselben im Hinblick auf den von Jahr zu Jahr steigenden Feldherrnruhm und die denselben begründende militärische Tüchtigkeit Cäsar's verdient.

Für das **dritte** Buch äussert sich der Verfasser über den Plan seiner Darstellung folgendermassen: *„Nous nous sommes donc approprié la narration de César, tout en changeant parfois l'ordre des matières; nous avons abrégé plusieurs passages où les détails étaient prodigués, et développé ceux qui exigeaient quelques éclaircissements."* S. 12. Zur Interpretation des Cäsar'schen Textes sind nun eine Reihe von Schriftstellern, theils historischen, wie Diodor, Dio Cassius, Sueton, Plinius, theils Geographen, wie Strabo, Mela, sowie endlich Frontin u. s. w. herangezogen worden. Von neueren Monographien hat der Verf. fast nur die bekannten Arbeiten des General von Göler über Cäsar, aber auch nur aus Anlass gewisser Einzelheiten, ohne nähere Angabe der Stelle berücksichtigt.*) Die Forschungen, welche der Kaiser hat an Ort und Stelle anstellen lassen, geben ihm ein wohlbegründetes Recht auf das Vertrauen und die Sicherheit, wovon die Darstellung im Ganzen und Einzelnen zeugt. *„La recherche des champs de bataille,* sagt er zum Schluss des ersten Capitels, *et des travaux de siège a amené la découverte de traces visibles et certaines des retranchements romains."* S. 12.

Unsere Prüfung wird sich mit dem Capitel über den Zustand Galliens zur Zeit Cäsar's zunächst befassen, S. 13 ff. Der politischen Eintheilung der Gallier, welche sich an den berühmten Eingang anschliesst, schickt der Verfasser eine geographische Beschreibung des Landes in seinen damaligen Grenzen voraus. Bei der Erwähnung der Vogesen: *„Les Vosges courent parallèlement au Rhin ...."* eine Aeusserung, mit der ein französisches Interesse identisch sein mag, hätte es vielleicht richtiger gehiessen: Sie bestimmen die Richtung dieses Stromes. .... Was die Bevölkerungsziffer betrifft, so glaubt der Verfasser aus den Contingenten, die die verschiedenen Staaten stellten, auf sieben Mill. schliessen zu können, S. 18, dazu vgl. die begründende Anm. Die politische Eintheilung, auf welche er sich dann eingehend einlässt, liefert einen sehr schätzbaren Catalog der Völker, welche damals Gallien in seinen drei Theilen bewohnten, und zwar begleitet er hiemit den Haupttext, der nur den Rahmen dafür enthält. Gegen den Schluss dieser politischen Uebersicht theilt er seine Auffassung der Ausdrücke von *civitas, pagus* und *vicus* mit. Der dritte Abschnitt dieses Capitels, welcher sich mit den Sitten und Gebräuchen der Gallier befasst, so wie der vierte, die Stände und Parteien unter ihnen betreffende, sind der Hauptsache nach auf der Grundlage der inhaltreichen Capitel aus dem sechsten Buche der Commentarien (De bell. G. VI, 11—

*) Hieher gehört von Göler: Cäsar's gallischer Krieg von 58 bis 53 v. Chr. mit zehn Tafeln (Stuttg.), Cäsar's gall. Krieg in dem J. 52 mit drei Tafeln (Karlsruhe), Cäsar's gall. Krieg im J. 51 v. Chr. (Heidelb. 1860).

Digitized by Google

28), natürlich mit Hereinziehung der für die Erklärung des Cäsarschen Textes unentbehrlichen exegetischen Materials aus Cäsar u. a. ausgeführt*).

Die allererste Erwägung, welche Ursache den Cäsar in den Krieg gegen die Gallier geführt, musste die erste Angelegenheit dieses Bandes sein. Und in der That widmet der Verfasser sowohl der Begründung, warum die Römer vor den Galliern in Sorge waren, wie auch der Erörterung der nähern Ursache eine längere Untersuchung vor allen andern Fragen. Die Erfahrungen, welche die Römer in ihren Berührungen mit den Galliern seit den Tagen des Tarquinius Priscus, insbesondere seit dem Tage an der Allia gemacht hatten, geben ihm die Erklärung für die Furcht bei den Römern, der Stellen aus Sallust *(Jug. 114)* und Cicero *(de provin. consul. 13)* zur Seite stehen. Die Ursache waren Bewegungen in Gallien, und das Gerücht von einer Invasion, die die Helvetier nach Gallien beabsichtigen. Der unmittelbare Anlass Cäsar war ein Hülferuf, ausgegangen von der *Provincia* gegen die Helvetier (59). Der Verfasser gibt sich die besondere Mühe, Cäsar gegen Sueton's Verdächtigung, dass er sich habe durch seine Feldzüge bereichern wollen, ebenso wie gegen die Nachrede anderer Historiker, dass er darin ein Mittel gesucht habe, zur höchsten Macht zu gelangen, in Schutz zu nehmen. Den Letzteren hält er das Argument entgegen: *„Ils montrent .... une fausse perspicacité: ils jugent les événements d'après leur résultat final, au lieu d'apprécier froidement les causes qui les ont produits."* S. 9.

Mit dem dritten Capitel beginnt dann seine Darstellung des Feldzugs gegen die Helvetier, womit auch das erste Buch der Commentarien beginnt. S. 45. Cäsar war noch in Rom, als die Nachricht kam, die Helvetier hätten die Absicht, die Grenzen der römischen Provinz zu überschreiten. Rasch verliess er Rom, eilte in Eilmärschen über die Alpen, und war nach acht Tagen schon in Genf. Um sie zu hindern, durch das Gebiet der Allobroger zu marschiren, schlug er eine Verschanzung vom Lemannus bis zum Jura auf *(murus fossaque)*, bei deren Beschreibung der Verfasser, gestützt auf die Ergebnisse des Artillerie-Commandanten Stoffel längere Zeit verweilt. Aber auch durch das Gebiet der Sequaner, selbst wenn diese es erlauben würden, wollte er sie nicht ziehen lassen. Bei Bibracte, der reichsten Stadt im Gebiete der Aeduer, erreichte und schlug er sie. Dieses erste Ergebniss der militärischen Initiative Cäsar's in Gallien mit allen daran sich knüpfenden Beobachtungen und Perspectiven zu einem Capitel für sich von dem

*) Hier verdient ein kleines, aber fleissiges Schriftchen Erwähnung: Die Gallier und ihre Verfassung, von Joh. Scherrer (Heidelberg 1865), und die Druiden insbesondere betreffend, als Ergänzung dazu das zweite Heft von S. Nilsson über „die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens (Aus dem Schwedischen. Hamburg 1866.) S. 74 – 99. Vgl. meine Anzeige A. Allg. Ztg. 1866, 11. Oct. Beil.

Digitized by Google

ersten Buch bei Cäsar abgelöst zu haben, war jedenfalls ein richtiger methodischer Griff. Denn der eigentliche Schwerpunkt des letzteren ist doch der Feldzug gegen Ariovist und seine Germanen, womit sich das vierte Capitel beschäftigt, S. 74, dessen glücklicher Verlauf und glorreiche Beendigung durch eine Schlacht an der Thür im mittleren Elsass (bei Cernay) das erste grosse militärische Resultat Cäsar'schen Genie's in Gallien war. Dem Tableau der Daten gemäss, welches der Verfasser dem vierten Capitel anschliesst, S. 95, dauerte, wenn man von dem Erscheinen der Helvetier an den Ufern der Rhone am Tage des Frühlingsäquinoctium datirt, der Feldzug gegen die Helvetier vom 24. März bis zum 8. Juli, und der Feldzug gegen Ariovist, wenn man mit den Unterhandlungen zwischen Cäsar und Ariovist ihn beginnen lässt, vom 8. Juli bis zum 10. September. Rom war von einer grossen Gefahr befreit, aber Cäsar hatte sich grosser Gefahren zu versehen, zunächst von Seiten der Belgier — den Feldzug gegen sie beschreibt das fünfte Capitel, S. 96: — dann von Seiten der Küstenbewohner (Veneter, Uneller, Moriner und Menapier), wie im sechsten Capitel zu lesen, S. 121; endlich von Seiten der Tencterer und Usipeter — hiervon handelt das siebente Capitel, S. 137, welches durch den darin behandelten Rheinübergang und die Landung an der Britischen Küste ein besonders antiquarisches Interesse hat, wie denn die hiedurch gebotenen gründlichen nautischen und geographischen Untersuchungen diesem Capitel zugleich einen verhältnissmässig grösseren Umfang gegeben haben. Bei der Beschreibung des Rheinüberganges sowie der Landung in Britannien ist das Wichtigste die Ermittlung der Stellen, wo das Eine und das Andere geschah. In erster Beziehung entscheidet sich der Kaiser kurz und bündig für — Bonn! S. 143. In Bezug auf den Landungsplatz an der britischen Küste für — Deal! S. 177.

Indem wir dem, der sich für des Kaisers Beweise noch besonders, nicht blos für diese Resultate interessirt, die Lektüre der Anmerkungen anheimgegeben, muss uns hier noch ein Punkt interessiren, der von Jeher mit Vorliebe beschäftigte, den Brückenbau, um zu sehen, wie der Verf. in dem Capitel *De bell. G. IV, 17* das eine oder andere Wort verstanden hat. Der Verf. hat die Ausdrücke *tigna (arbres), trabes (pilot), longuria (longuerines), sublicae (pieux),* worauf so viel für das Verständniss des Planes ankommt, zu unterscheiden sich beflissen. In dem Satze: *„Haec utraque insuper bipedalibus* u. s. w.« bezieht er (S. Anm. S. 146) *Haec utraque* auf zwei Pfahlpaare, im Gegensatz zu der Meinung, dass zwei *trabes* eines und desselben Paares zu verstehen seien. Demgemäss übersetzt er dann; *„Ces deux couples (haec utraque) furent reliés entre eux de chaque côté, à partir de l'extrémité supérieure, par deux liens en bois (fibulae), de sorte qu'ils ne pouvaient ne s'écarter ni se rapprocher l'un de l'autre, et présentaient, d'après les commentaires, un ensemble d'une solidité si grande que la force de l'eau, loin de*

Digitized by Google

l'éféranler, en resserrait toutes les parties." Hier ist ein Abschnitt, weil die Beschreibung eines Joches zu Ende ist. Das Uebrige ist nur Nachbildung und Zusammensetzung. Höchstens liesse sich noch nachrechnen, was auch der Verf. thut, wie viel solcher Pfahljoche nach Massgabe der Strombreite erforderlich waren. Die eigentliche Schwierigkeit des Capitels liegt in dem Satze: *Ac nihilo secius sublicae et ad inferiorem partem fluminis oblique agebantur* u. s. w.« *„Outre cela"*, übersetzt der Verf., *„on enfonça obliquement, en aval de chaque palée, un pilot qui, placé etc. etc."* Nach der Zeichnung versteht man nach ihm den Sinn dieser Deutung. Aber *sublicae* sind *pieux* nach seiner eigenen ersten Uebersetzung und nicht zugleich *pilots?* Zuletzt heisst im Lateinischen: *„Et aliae item supra pontem etc."*, wo auch *sublicae*, gemeint sind. Und der Verfasser übersetzt wieder: *„D'autres pilots furent également enfoncés* u. s. w.«*)

Was die Ueberfahrt nach Britannien betrifft, so ist dem Verfasser die Bestimmung des Ausschiffungspunktes leichter geworden, als die des Einschiffungspunktes. Wenigstens wendet er dem letzteren einen grösseren Apparat von Erudition zu, als jenem. Wir sind nicht im Stande, der Entscheidung, dass Cäsar in Boulogne *(Gesoriacum)* sich eingeschifft habe entgegenzutreten, weil wir ungeachtet des Apparats der Gründe, sowohl der aus geschichtlicher Analogie geschöpften, S. 167, als der durch Individualinterpretation aus Cäsar selbst gewonnenen, S. 168 ff., die Vermuthung haben, dass den Verfasser die Pietät gegen die Ueberzeugung seines kaiserlichen Oheims geleitet habe, der mit seinem *Précis des guerres de César* mehrfach bei der »Geschichte Cäsar's« betheiligt ist, wie er denn seine Entscheidung für Boulogne unverkennbar zum Ausgangspunkte seiner Beweisführung macht: *„Des écrivains très-recommandables ont placé le port Itius les uns à Wissant, les autres à Calais, Etaples ou Mardick; mais l'empereur Napoléon Ier, dans son Précis des guerres de César, n'a pas hésité à préférer Boulogne."* S. 166. Wir sagen hiermit nicht, dass er durchaus habe noch einen neuen Abfahrtsort ermitteln sollen. Alle Ungewissheit wäre vermieden worden, wenn Cäsar selbst die Gefälligkeit gehabt hätte, den Ort zu nennen, wo er sich nach England einschiffte. Wie wäre es, wenn wir, in Erwägung, dass Cäsar sich in einem der Häfen der Moriner einschiffte, und trotzdem, dass Gesoriacum der bekannteste darunter (nach Mela) war, doch für den weniger bekannten (Itius, nach Strabon) oder gar für einen namenlosen dritten, wenn es einen gab**), von wo nicht das Gerücht seiner Landung in England vorauseilen konnte, wenn er einmal

*) Vgl. wegen der modernen Ausdrücke ein Bülletin Napoléon's I. in der *Corresp. de Nap. I. etc.* Bd. XIX. S. 249: Bülletin d. d. 3. Juli 1809.

**) Was nicht der Fall gewesen zu sein scheint, da nur zwei (aus Cäsar) nachzuweisen sind, einen *ulterior* (IV, 23) und einen *superior* (IV, 28).

Digitized by Google

dort überraschen wollte, uns entscheiden müssen?! Der Kaiser hat einmal die Ueberzeugung, dass Boulogne der einzige Ort sein konnte, welcher die Bedingungen erfüllte, die für die Ansammlung der Flotte und die Einschiffung der Truppen erforderlich waren. Ehre dieser Ueberzeugung, da ihr die Wahrscheinlichkeit im Vorzuge vor anderen Orten zur Seite steht! *„Boulogne était,* sagt er, *le seul point de la côte ou César pût placer en sûreté ses dépôts, ses approvisionnements et ses rechanges. Les hauteurs qui dominent le port offraient des positions avantageuses pour l'établissement des camps, et la petite rivière la Liane lui permettait de faire venir facilement les bois et les ravitaillements dont il avait besoin. A Calais, il n'aurait trouvé que des plaines et des marais, à Wissant que des sables, comme l'étymologie du nom l'indique (white sand).“* S. 171.

Als die Stelle, wo Cäsar angeblich landete und einschiffte, bezeichnet der Kaiser, gestützt auf eine vergleichende astronomische Beobachtung, und unter Beziehung des Wortlautes bei Cäsar (IV, 23) auf diese Ermittlung die Küstenstadt Deal. S. 177. Die Prüfung, ob Deal den Erfordernissen des lateinischen Textes entspricht, gründet sich auf die Beobachtung, dass allein die Küstenstrecke von Walmer bis dorthin flach ist, und verhältnissmässig eben, und, da sie ausgezeichnetes Korn liefere, der Vermuthung Raum giebt, dass sie auch ehemals urbar war. *„Ces diverses conditions,* so schliesst er, *faisaient de la plage de Walmer et de Deal le meilleur lieu de débarquement pour l'armée romaine.“* S. 178. Die Lage findet er vollständig in Uebereinstimmung mit der Erzählung der Commentare*), und das Gefecht, welches Cäsar den Briten zu liefern genöthigt war, in seinen verschiedenen Phasen durch sie verständlich. Besondern Werth hat der Verfasser wieder auf die Bestimmung der Daten des Feldzugs, der für dieses Jahr mit der Rückkehr nach Gallien zu Ende war, gelegt. Hiernach begann der Feldzug, da Cäsar ungewöhnlich früh (10. April) Oberitalien verlassen und nachdem er bei der Armee am 22. April angelangt war, schon am 10. Mai. Der Brückenbau fiel in den Juni (12—21sten), die Flottenausrüstung hauptsächlich in den August (28. Juli bis zum 24. August), und der Aufenthalt an der britischen Küste bis zum 12. September. S. 181. Seltsam, dass Cäsar gleichlange über dem Rheine und über dem Canal blieb, nämlich 18 Tage!

Für die zweite Abfahrt nach Britannien im nächsten Jahre giebt er den *Portus Itius* als Einschiffungsplatz zu, S. 183 (achtes Capitel)**); für den zweiten Rheinübergang, der zwei Jahre nach

---

*) Ohne des Kaisers Beweisführung zu kennen, entschied sich auch der einschlägige Topograph Heller anlässlich beider Expeditionen für Deal. S. Cäsar's Expeditionen nach Grossbrit. in der Ztschrft. f. allgem. Erdkunde. 1865. S. 81—131. wo die ganze Literatur zu finden ist.

**) v. Göler giebt sich die Mühe, dass hiermit Calais gemeint ist. Siehe Cäsar's gall. Krieg im J. 51. Vorwort.

Digitized by Google

dem ersten erfolgte, nimmt er abermals Bonn an, S. 230 (neuntes Capitel). Indem wir uns für diese beiden Capitel auf dieses Wenige beschränken, kommen wir zu dem zehnten, das, wie es das gefährlichste Jahr für Cäsar war, solange er das proconsularische Imperium in Gallien hatte, heute für das schwierigste in Hinsicht auf vergleichende Terrainstudien gelten darf. Beschränken wir uns auf die hauptsächlichen Anhaltspunkte, insoweit daraus auf die Bereicherung der historischen Geographie durch den Verfasser und auf die wesentliche Förderung des Verständnisses Cäsar's geschlossen werden darf. Als Cäsar den Feldzug gegen das dieses Mal durch den energischen Arvernerhäuptling Vercingetorix insurgirte Gallien begann, suchte er zunächst das von einer zahlreichen feindlichen Armee bedrohte Narbo zu decken. S. 243. Dann überraschte er die Arverner, die ihre Cevennen für unübersteigbar gehalten hatten, und nöthigte dadurch den Vercingetorix die Bituriger zu verlassen und zurückzukommen, S. 244. Dann bemächtigte er sich der senonischen Stadt Vellaudunum (jetzt Triguères) und machte daraus einen Waffenplatz, überliess seinem Legaten C. Trebonius den Abschluss des Vertrages, und eilte, sich in den Besitz der karnutischen Stadt Genabum (jetzt Gien a. d. Loire aber oberhalb Orleans, nicht dieses selbst) zu setzen, was ihm glänzend gelang. S. 247. Von da setzte er seinen Marsch in das Gebiet der Bituriges zur Eroberung von Noviodunum (Sancerre) fort, S. 252, die aber erst nach einem siegreichen Gefechte gegen die Reiterei des Vercingetorix, der den Noviodunensern zu Hülfe kam, gelingen konnte. S. 253. Noch aber war das Hauptoppidum der Bituriges nämlich Avaricum (Bourges) zu erobern übrig. Der Verfasser, die Wichtigkeit dieses Platzes aus den Umständen würdigend, giebt eine Beschreibung ihrer Lage, S. 255. Während die Verzweiflung im Kriegsrath Vercingetorix alle kleinere Orte in Feuer hatte aufgehen lassen, hatte er den Bitten der Bituriger nachgegeben, und Avaricum, statt auch dieses niederzubrennen, gegen Cäsar zu vertheidigen. Der Erfolg war für Cäsar. S. 263. Aber weit entfernt, nach solchen Opfern den Muth zu verlieren, versprach Vercingetorix grössere Vergeltung, ermuthigt durch die Chancen der Jahreszeit, die zu kriegerischen Operationen einlud. Nach einigen Tagen der Erholung. S. 264, marschirte Cäsar in die Auvergne, zur Belagerung von Gergovia (bei Clermont Ferrand). Wenn er erwartet hatte, dieses durch einen Handstreich zu nehmen, so hatte er die Stärke des Feindes zu seinem Nachtheil unterschätzt.*) Der Sturm ging fehl gegen Erwarten, und er wäre, laut einer von dem Verfasser, S. 282, angezogenen Stelle aus Servius, sogar beinahe dem Vercingetorix in die Hände gefallen. Scheinoperationen mussten ihm behülflich sein, um diesem Feinde zu entrinnen. S. 283.

*) Zum ersten Male wagt der Verfasser, Cäsaren der Bemäntelung zu zeihen: „*César déguise un échec avec habilité.*" S. 281.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Napoléon III.: Histoire de Jules César.

(Schluss.)

Nach einer Unterbrechung, welche die Darstellung der Expedition des Labienus gegen die Pariser verursacht, S. 285 ff., nimmt der Verfasser den Faden mit Cäsar wieder auf. Inzwischen haben die Gallier, durch den Abfall der Aeduer verstärkt, die Offensive ergriffen, S. 290. Cäsar war genöthigt, über dem Rhein Cavallerie auszuheben, um den Galliern gewachsen zu sein, ging über die Loire, um seine Verbindung mit Labienus herbeizuführen, was, nach dem Verfasser, in Joigny geschah, S. 292. Er berechnet die disponiblen Kräfte Cäsars während des Feldzuges, der mit der Einnahme von Alesia schloss, mit Einschluss des aus Germanien erwarteten Contingents auf 75,000 Mann, S. 293, worunter 50,000 Legionäre, das übrige Bogenschützen und Cavallerie. Seine Absicht, sich der Provinz zu nähern, um ihr event. rasch zur Hülfe zu sein, war Vercingetorix verrathen worden, als er südwärts marschirte, und dieser, der 80000 Mann stark bei Bibracte stand, trachtete darnach, ihm den Weg abzuschneiden. Die Heere trafen in einer Schlacht (bei Vingeanne, S. 296) auf einander, in der die Reiterei des Vercingetorix unterlag, worauf dieser, ohne wieder in sein Lager sich zurückzuziehen, mit seinem Fussvolk sich nach dem Oppidum der Mandubier, nach Alesia, wendete. Es war die Frage, da es zwei Orte giebt, die dafür genommen werden konnten, welcher das Alesia der Commentare wäre. Der Verfasser entscheidet sich für Alise-Sainte-Reine auf dem Berge Auxois! S. 300. In Alesia schliesst er den Vercingetorix ein, S. 301 ff. Die Beschreibung dieser Belagerung ist ein glänzender Abschnitt, wo das antiquarische Studium, die sprachliche Auffassung und der strategische Scharfsien des Verfassers mit einander um die Erzielung eines klaren Verständnisses dieses letzten Aktes in dem grossen Aufstande des J. 52 gewetteifert haben, der denn mit der Niederlage des Vercingetorix endete. S. 314. Die Schonung, welche Cäsar bei der Einnahme Alesia's den 20,000 Aeduern und Avernern hatte angedeihen lassen, war von den Aeduern verstanden worden. Cäsar nahm bald darauf ihre Unterwerfnng an, und beendete damit diesen Feldzug. Ein besonderer Abschnitt, Details über die zu Alesia angestellten Nachgrabungen *(fouilles)*, welche zur Entdeckung von Redouten (Castellen), Laufgräben und Umlagerungen führ ten, enthaltend, S. 316 ff. beschliesst dieses zehnte Capitel.

Digitized by Google

Die allgemeine Unterwerfung Galliens weit entfernt, eine vollendete Thatsache zu sein, wurde trotz der entscheidenden Einnahme Alesia's und der Gefangennehmung des Vercingetorix nur durch den Guerillakrieg des Jahres darauf verzögert. Dieses ist übrigens die Auffassung der gallischen Kriegführung im Jahr 50 bei dem Verf.: *„Persuadés par l'expérience que, quelque fût leur nombre, ils ne pouvaient en masse lutter contre des troupes aguerries, ils résolurent de diviser l'attention et les forces des Romains par des insurrections partielles provoquées sur tous les points à la fois, seule chance de leur résister avec avantage.“* S. 324. Ohne den Faden des Capitels zu detailliren, wollen wir uns darauf beschränken, die der Reihe nach gegen Rom insurgirten Völker zu nennen; es waren die Bituriger und Carnutur, die Bellovaker, die Eburonen, die Pictonen und die Cadurken, deren Stadt Uxellodunum durch ihre Uebergabe endlich den Süden und der Provinz speciell Ruhe brachte. Ein specieller Abschnitt, S. 434, bringt Details über die Funde bei *Puy d'Issolu* an der Stelle des alten Uxellodunum. Gleichzeitig erlangten Labienus so entscheidende Vortheile über Trevirer und Aeduer, S. 347, dass Cäsar von da ab Gallien konnte als vollständig pacificirt betrachten. Cäsar erschien in Aquitanien und erhielt die Unterwerfung der dortigen Bewohner. Dann liess er seine Legionen die Winterquartiere, vier in Belgien, zwei bei den Aeduern, zwei bei den Turonen, zwei bei den Lemovicern in der Nähe der Arverner, er selbst, nachdem Alles geordnet war, in Nemetocenna (Arras).

Das ist der Inhalt des dritten Buches; Cäsar hat seine Schuldigkeit gethan. Der Kaiser beginnt mit einem neuen, dem vierten, seine eigentliche Geschichte Cäsars fortzusetzen, S. 349. Mit Ausschluss technischer Details beabsichtigt er die Grundzüge der acht Campagnen des römischen Proconsuls zu recapituliren. Die Prüfung der gleichzeitigen Ereignisse an den Ufern der Tiber, und der, welcher den Bürgerkrieg zuletzt herbeiführt, giebt uns Gelegenheit zu lesen, wie der Verfasser über Manches anders urtheilt, als bisher geschah.

Parallel mit dem dritten und vierten Capitel des dritten Buches behandelt das erste Capitel des vierten die Ereignisse des J. 59 in Gallien, im Auszuge und noch dazu die Ereignisse während der Amtsführung der neuen Consuln. Bekanntlich wurde an der Rückberufung Cicero's gearbeitet. S. 359.

Während Cäsar mit seinem Feldzuge gegen die Belger beschäftigt war, erlangte Cicero seine Zurückberufung S. 361 nicht ohne Einwilligung Cäsar's, an den nämlich Pompeius einen Tribunen in dieser Frage vorher abgeschickt hatte, S. 359, aber erst nach einem blutigen Kampfe zwischen von Clodius aufgehetzten Gladiatoren und den beantragenden Tribunen. Cicero, der dem Pompeius seine Zurückberufung zu verdanken glaubte, trug nachher Sorge seinen Einfluss zu vermehren und ihn mit dem Senate auszusöhnen. So

Digitized by Google

kam Pompeius u. a. zur *praefecturae annonae.* S. 366. Die Erfolge Cäsars in Gallien, deren Echo ein fünfzehntägiges Dankfest in Rom war, S. 367, und Mangel an Loyalität unter der Bürgerschaft Roms geben durch ihren Contrast dem Verfasser Anlass zu einer pikanten Schlussparallele. „*Pendant ces luttes sans dignité,*“ sagt er S. 369, „*où chaque parti se déshonorait par la violence, César avait, en deux campagnes, sauvé l'Italie de l'invasion des barbares et vaincu les peuples les plus belliqueux de la Gaule. Ainsi, à Rome, la venalité et l'anarchie; à l'armée, le dévouement et la gloire. Alors, comme à de certaines époques de notre révolution, on put dire que l'honneur national s'était réfugié sous les drapeaux.*“

Die Entdeckung dieser Parallele ist schon die halbe Erklärung der folgenden Ereignisse. Die Zustände in Rom lassen eine Vergleichung mit den Zuständen in Paris unter dem Direktorium, sowie die Haltung der Armee unter Cäsar eine Vergleichung mit der Armee unter Bonaparte in Oberitalien allerdings zu. Diese Parallele ist eine fruchtbare Perspective in die politischen Fähigkeiten der einzelnen Persönlichkeiten, sowie eine Sonde für die Dauerhaftigkeit des Bestehenden.

Die Anarchie, welche, seit Clodius hatte Aedil werden können, in Permanenz war, nöthigte die Triumvirn auf die Erneuerung ihres Contractes zu denken, dem dann in der Zusammenkunft zu Luca Folge gegeben wurde, ein pures Provisorium, dessen letztes Ziel weder dem Cäsar noch dem Pompeius bekannt sein konnte. Wir befinden uns mit diesem Ereignisse beim dritten Capitel des Verfassers oder dem Jahre 56. Das Bestreben des Pompeius und Crassus, zum Consulat zu gelangen, war von Erfolg begleitet; sie wurden designirt, und neidlos liess Cäsar, indess er sich mit den Küstenbewohnern der Nordsee herumschlug, S. 390, den ehrgeizigen Pompeius seine politisebe Manöver ausführen.

Die meisten Völkerschaften, welche der gallischen Küste entlang von dem Aturis (Adour) bis zur Scaldis (Schelde) entlang wohnen, hatten das Gewicht der römischen Waffen gefühlt. *La mer était libre: César pouvait tenter une descente en Angleterre.* Nachdem Cäsar die Usipeten und Tencterer gebändigt hatte, S. 393 ff. und während er die Ueberfahrt nach Britannien bewerkstelligte, ein Wagestück erster Ordnung, S. 396, wagte sein College im Triumvirat, der Consul Crassus ein nicht minder grosses durch seinen Zug nach Syrien gegen die Parther, S. 404 ff., der ihm freilich schlecht bekam (vgl. 425). Dem Enthusiasmus, den die fabelhaften Erfolge Cäsar's in Rom hervorriefen, hatte wohl Cato die Thorheit durch den Vorschlag, ihn den Germanen auszuliefern, einen Dämpfer aufzusetzen. Aber das Auditorium des Senats war nicht im Stande dem Volksenthusiasmus zu wehren. Am Ende des Capitels citirt der Verfasser passend die Worte Plutarchs (Cato v. U. 58): „*Cato ne gagna rien hors du sénat; le peuple voulait que César parvînt*

Digitized by Google

à la plus grande puissance, et le sénat, quoiqu'il pensât comme Caton, n'osa rien faire, par crainte du peuple."

Cäsar hatte den Vortheil, er schaltete in Gallien wie ein Herr, höchstens dass er allherbstlich einen Legaten mit einem militärischen Resümé an den Senat abschickte, der Form wegen. So verfolgte er seine Aufgabe, die, wo es nicht Eroberungen oder Unterdrückung von Aufständen galt, darin bestand, der Achtung vor dem römischen Namen und natürlich vor seinem eigenen nicht minder Nachdruck zu geben. Dieser Aufgabe diente, wie die erste Ueberfahrt nach England, so die zweite, ebendahin, womit das fünfte Capitel eröffnet wird, S. 408. Parallel mit diesem Jahre in Gallien gehen nun manche Ereignisse in Rom, die in diesem Capitel dargestellt werden, die Wiedereinsetzung des Ptolemäus Auletes in Aegypten, der Tod der Tochter Cäsars, die an Pompeius verheirathet war, die Bauten, welche Cäsar in seiner Abwesenheit aus der Beute in Rom aufführen liess, vor Allem die Erbauung der alten Basilica des Forums, von der Cicero *(ad Attic. IV, 17)* eine enthusiastische Schilderung macht. Unter den Männern, die er sich zu gewinnen dachte, befand sich Cicero, der in Erwiderung der Beweise von Achtung nicht allein einen brieflichen Verkehr mit ihm pflog, sondern auch mit Wärme und Verehrung von ihm sprach, wofür der Verfasser sich auf längere Stellen in seinen Reden stützt *(pro Rabir.* 15 ff. *pro Plancio* 39, aus d. J. 54 u. s. w.)

Mit diesen den steigenden Einfluss Cäsar's bekundenden, sowie seine Politik deutlicher signalisirenden Perspectiven geht der Verf. in seinem sechsten Capitel zu den Ereignissen des Jahres 53 über, die sich an die Feldzüge Cäsars und des Crassus in Syrien anlehnen. Der Niederlage des Crassus bei Karrhä, und seinem Tode wird ein grosser Einfluss zugeschrieben, insofern das Triumvirat einen Collegen verloren, mithin das Gleichgewicht aufgehört hat, und nun die Frage entstehen musste, ob es wieder ergänzt würde, oder auseinanderfallen. „*Cette alliance venant à s'affaiblir, il* (nämlich Pompeius) *devait naturellement se rapprocher de l'aristocratie, flatter ses passions et servir ses rancunes.*" So glaubt der Verfasser die Katastrophe zu signalisiren, und mit Recht müssen die Gründe der späteren Differenzen schon hier gesucht werden. S. 436.

Folgt in der Darstellung der Geschichte Cäsars das siebente Capitel, welches der Verf. mit der Ermordung des Clodius einleitet, ein Ereigniss, das bekanntlich so fatal für Rom war, dass der Senat die Republik in Gefahr erklärte, S. 440, ein Schritt, der Pompeius an das Ziel seiner Wünsche brachte, wo nicht Interrex, doch alleiniger Consul zu werden, und die Befugniss zu erhalten, über das allgemeine Wohl zu wachen und Aushebungen in ganz Italien zu veranstalten. Die Furcht vor Unordnungen machte alle Opposition schweigen, und Pompeius war faktisch Herr in Rom. S. 441. Dieses war das zweite Stadium, das an sich schon die

Digitized by Google

Collegenschaft der beiden noch übrigen Triumvirn zu einer Nullität herabdrückten, und in die Lage von einander bewachenden Rivalen brachte. Ausführlich verweilt der Verf. bei dem Processe gegen Milo, S. 443, sowie bei den Gesetzen des Pompeius, die nicht gerade das Interesse Cäsar's wollten. S. 445 ff. Der Verfasser zeigt, wie der Geist der Unordnung, der der Auctorität spottete, den Schutz einer militärischen Gewalt erheischte. Schon jetzt hätte es zum Bruche zwischen Pompeius und Cäsar kommen müssen, wenn das Imperium, indem derselbe freie Hand gehabt, hätte abgekürzt werden können. In kürzerem, aber wirksamen Ueberblicke lässt der Verf. uns noch einmal Cäsar in seinem grossen Kampfe gegen das unter Vercingetorix vereinigte Gallien erkennen. S. 450 ff. Das Urtheil über den Sieg bei Alesia, wollen wir den Verf. selbst geben lassen: *„La victoire remportée à Alesia*, sagt er S. 459, *fut donc un de ces événements suprêmes qui décident de la destinée des peuples.“* Man kann nach der combinatorischen Prüfung der damaligen Ereignisse wohl sagen, dass der Verfasser mit dieser Behauptung Recht hat.

Nachdem wir ihn im Eingang des achten Capitels, S. 460, haben auf die Guerilla's des J. 51 zurückkommen sehen, begegnen wir einem wichtigen Abschnitte darin: *„Politique de César dans les Gaules et à Rome“*, ein Abschnitt, dem wir ein Resultat entlehnen, gegen das einige Akte der Grausamkeit, die man Cäsar vorwerfen könnte, in's Dunkel zurücktreten, dass er nämlich nur darauf bedacht gewesen, auf mächtigen Bündnissen die Oberherrlichkeit der Republick zu begründen, Der Verf. überrascht dann mit der Frage: *„A voir un homme éminent se dévouer, pendant neuf années, avec tant de persévérance et d'habileté, à la grandeur de sa patrie, on se demande comment pouvaient s'élever contre lui, dans Rome, tant d'animosités et de rancunes“*, eine Frage, die mehr rhetorischen, als historischen Werth hat, wie er denn die Antwort sich nicht schuldig bleibt. S. 464. Er verweilt in einem späteren Abschnitt *(Esprit qui anime les adversaires de César)* sogar ausführlicher bei diesem Gegenstande, und zeigt, wie die ganze Opposition kein höheres Motiv als die — Missgunst hatte. Bei dieser Gelegenheit sei noch kurz erwähnt, dass auch der Verfasser an des Brutus Tugend, wie sie die idealisirende Faiserie pries, irre wird, S. 470, selbst ohne des Cicero spätere Stellen heranzuziehen. Der Abschnitt: *„La question de droit entre le sénat et César“*, S. 471, welcher einer Abhandlung Mommsen's von gleichem Inhalte seine Entstehung verdankt, sucht zu ermitteln *„sur quel fondament le sénat s'appuyait pour prétendre que les dix années dévolues au proconsul étaient accomplies à cette époque“*, und zeigt, dass Cäsar, der sich bei den consularischen Comitien des Jahres 50 um das zweite Consulat bewerben wollte, sich durch ein *beneficium populi* hatte das Commando bis dahin erhalten wollen *(bell. civil. I, 9).* Die Intriguen in Rom, denen Pompeius sich durch seine

Digitized by Google

Reise nach Tarent entzogen hatte, liefen dagegen dahin, Cäsar sein Commando zu nehmen. S. 477. Diese Begegnung führte, es konnte nicht fehlen, zu gewaltsamen Schritten auf beiden Seiten, wie wir im folgenden, die Ereignisse des J. 50 behandelnden Capitel ausgeführt sehen.

Wir haben den Ideengang des Verfassers verhältnissmässig ausführlicher verfolgt, als es wohl im Interesse des Stoffes hätte zu liegen brauchen, und glauben uns gegen einen Einwand, dass wir kürzer hätten sein dürfen, durch den Hinweis auf den Standpunkt des Buches wie seines Verfassers gesichert. Wir wollen nur noch einem Abschnitte in diesem Capitel Rechnung tragen, um dann zu einer Bemerkung zurückzukehren, die der Verfasser ganz im Eingang dieses Bandes gethan hat, indem wir daraus einen Schluss auf seinen Ideengang im dritten ziehen werden. Der Abschnitt in diesem neunten Capitel, den wir meinen, handelt von dem Stande der öffentlichen Meinung. S. 498. Der Verf. stellt das Urtheil des Cölius über die Situation (nach einem Briefe des Ersteren an Cicero, *ad Famil. VIII. 14)* voran, und hält es für wahrscheinlich, dass dieses die Meinung der Mehrzahl in Rom war, nämlich, Pompeius werde nicht gestatten, dass Cäsar Consul würde ohne vorher seine Armee und seine Provinzen aufzugeben, und Cäsar sei überzeigt, nur in der Armee sei seine Rettung, so dass also die Bedingung, das Commando niederzulegen, reciprok wäre. Er macht es durch Bezugnahme auf eine schriftliche Aeusserung Cicero's *(ad Attic. VII, 8)* aus dem December 50 glaubhaft, *„que Pompée voulait la guerre et repoussait tout rapprochement"*, ja dass er, *„entraîné par la marche fatale des événements à combattre les justes demandes de César, qu'il avait d'abord favorisées, en était réduit à désirer la guerre civile."* S. 503.

Dass auch Cäsar dazu genöthigt war, lag in der Natur der Sache, und wird noch kurz, vor dem Schluss des letzten (zehnten) Capitels in einem besonderen Abschnitte (*César est forcé à la guerre civile)* kurz nach seinen Motiven gewürdigt. S. 513. Aber der wahre Urheber des Bürgerkriegs vom J. 49 ist und bleibt ihm — Pompeius. Er schreibt mit Montesquieu: *„Le véritable auteur de la guerre n'est pas celui qui la déclare, mais celui qui la rend nécessaire."* S. 516. Dieses ist auch so lange ganz richtig, als auch die Moral der Gesellschaft für ihren Einfluss im Guten wie im Bösen verantwortlich ist. In dieser Hinsicht sind wir über Pompeius einer und derselben Ueberzeugung mit dem Verfasser. In diesem Sinne ist zu verstehen, was er schon Eingangs S. 9 vorausgeschickt hat: *„La suite de cette histoire prouvera que toute la responsabilité de la guerre civile appartient, non à César, mais à Pompée."*

Schon unmittelbar darauf, S. 10, erörtert der Verfasser, was Alles Cäsar hätte thun können, wenn er seine eigene Erhebung gesucht hätte. Er hebt besonders hervor, dass in einem solchen

Digitized by Google

Falle er schwerlich dem Pompeius die beiden Legionen zurückgeschickt hätte. Und nun giebt der Verfasser folgendermassen sein Urtheil ab: „*César*, sagt er S. 11, *offre à Pompée une franche réconciliation, et c'est seulement quand il voit ses avances repoussées, ses adversaires méditant sa perte, qu'il affronte audacieusement les forces du sénat et passe le Rubicon. Ce n'est donc pas le pouvoir suprême que César allait chercher dans les Gaules, mais la gloire pure et élevée qui s'attache à une guerre nationale, faite dans l'intérêt traditionnel du pays.*“

Den Uebergang über den Rubicon hat der Verfasser noch erzählt, S. 515.

Wir dürfen von diesem Bande nicht Abschied nehmen, ohne der werthvollen Beilagen *(Appendices)* zu erwähnen, zunächst der Concordanz zwischen dem alten römischen Kalender und dem Kalender Julianischen Stils für die Jahre 63 bis 45 (691 — 709), dann einer astronomischen Reductionstabelle *(Concordance des heures romaines et modernes, pour l'an 691 de Rome et sous la latitude de Paris)*, S. 553, und drittens eines Verzeichnisses der bei Alesia gefundenen Münzen. S. 555.

Besonderes Lob verdient wegen des Reichthums an Citaten und der glücklichen Combinirung des Materials zur Erzielung lesbarer Biographieen der vierte Anhang, welcher Nachrichten über das Leben von vier und zwanzig Legaten, die Cäsar's Feldzüge in Gallien mitgemacht haben, enthält. S. 563 ff.

Die ersten sechs (Labienus, P. Crassus, Cotta, Sabinus, Pedius und Galba) commandirten schon im Feldzuge gegen Ariovist. Indem dann Galba, Crassus und Pedius nach Italien zurückkehrten, der Senat ihm aber schon zehn Legaten gewährte, so erklärt sich die Reihe von sieben Namen, welche jetzt folgt (Dec. Brutus, Rufus, Plancus, M. Crassus, Fabius, Roscius, Sextus). Durch die Niederlage des Titurius und Cotta, *clades Tituriana* bei Sueton 67 genannt, im Kampf mit dem Gallier Ambiorix war ein Ersatz nöthig geworden. So erscheinen im Jahr 54 zwei neue Legaten (Q. Tull. Cicero und C. Trebonius).

Von 53 bis 49 vereinigten sich noch folgende Legaten mit Cäsar: Basilus, Antistius Reginus, Silanus, Rebilus, Rutilus, Marcus Antonius, Vatinius, Calenus und L. Cäsar, der Sohn des aus dem Marsischen Kriege bekannten Consuls gleichen Namens.

Allen diesen hat der hohe Verfasser eine eigene, mehr oder weniger ausführliche Biographie gewidmet, ein Material, das ihm die Arbeit des beabsichtigten dritten Bandes in einigen Details erleichtern wird.

Möge es ihm bei seiner hohen Begabung für eine musterhafte Darstellung vergönnt sein, dies Werk über den grössten politischen Epochenmann des römischen Alterthums erfolgreich auszubauen, und mit dem Zugeständniss, dass die glänzendsten Erfolge der vergleichenden Prüfung doch durch eine gerechte Vertheilung des

Digitized by Google

Damals und des Jetzt gezügelt werden müssen, zu Ende geführt vor dem Richterstuhl der Geschichte mit der Zuversicht niederzulegen, ein unparteilicher Darsteller gewesen zu sein!

Heidelberg. **Dr. H. Doergens.**

---

1) *Description de l'Afrique et de l'Espagne par Edrisi texte publié par la première fois d'aprés les Man. de Paris et d'Oxford avec une traduction, des notes et un glossaire par R. Dozy et M. J. de Goeje. Leyde E. J. Brill. 1866. XXIII, 393 und ۲۴۲ S. gr. 8.*

2) *Jacuts Geographisches Wörterbuch aus den Handschriften zu Berlin, St. Petersburg und Paris auf Kosten der deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von Ferdinand Wüstenfeld. Bd. I. ا-ث 1. Hälfte Bog. 1—60 Leips. 1866 In Commission bei F. A. Brockhaus. 12 u. ۴۸۰ S. gr. 8.*

Unter den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, denen sich die Araber im Mittelalter mit besonderer Vorliebe hingaben, nimmt die Geographie den ersten Rang ein. Ihre Erzeugnisse auf diesem Gebiete finden noch jetzt unsere Anerkennung und werden wohl für immer ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Kenntniss des mittelalterlichen Orients bleiben. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, die Araber in den ersten Jahrhunderten des Islams zu geographischen Studien anzuspornen: zunächst ihre grossen Eroberungen, welche sie nöthigten mit der Lage und Beschaffenheit ferner Länder bekannt zu werden, sodann die Verpflichtung eines jeden Moslim wenigstens einmal im Leben, mochte er auch an der äussersten Grenze des Reichs seinen Wohnsitz haben, nach Mekka zu pilgern. Auch wurden die auf Pilgerfahrten und Kriegszügen gesammelten Kenntnisse bald mit Hülfe der ins arabische übersetzten Werke der griechischen Geographen und Mathematiker, in ein wissenschaftliches System gebracht. Schon unter Mamun machte die Geographie grosse Fortschritte, es wurden Observatorien gebaut und Meridianmessungen vorgenommen, astronomische Tafeln verfertigt und Karten gezeichnet, auf welchen die Länge- und Breite-Grade der bedeutendsten Städte angegeben waren. In den folgenden Jahrhunderten wurden Reiseberichte aus versciedenen entlegenen, den Moslimen zugänglichen Ländern verfasst, welche theils eigene Beobachtungen enthielten, theils Mittheilungen Anderer glaubwürdiger Personen, die dann wissenschaftlich gebildeten Geographen als Quelle für ihre systematischen Arbeiten dienten. So entstand im Anfang des zehnten Jahrhunderts unter der Leitung des Samanidenveziers Aldjaihani's ein Werk, welches den Titel führte „Wege zur Kenntniss der Reiche“ das Edrisi vielfach be-

Digitized by Google

nutzte und auf das bald die von Masudi folgten, von welchen „die goldenen Wiesen" auch vor kurzem herausgegeben worden sind. In demselben Jahrhundert schrieb Alistachri ein „Buch der Länder" und Ibn Haukal „ein Buch der Strassen und Reiche" welche eine vollständige Beschreibung der damals bekannten Welt enthalten. Im folgenden Jahrhundert wurden schon geographische Wörterbücher geschrieben, jedoch keine allgemeine, so das von Bekri, welcher auch als Verfasser einer Geographie Spaniens und Afrikas berühmt ist und das von dem bekannten Exegeten Samachschari. Beide enthalten nur die Ortsnamen welche im Koran, in den Traditionsbüchern und in den ältern Poesien oder Schilderungen von Kriegszügen der Araber vorkommen.

Der hervorragendste Geograph des zwölften Jahrhunderts ist der unter dem Namen Edrisi (besser Idrisi) bekannte Abd Allah Ibn Mohammed, welcher der Familie eines Fürsten von Malaga aus dem Geschlechte der von Ali abstammenden Idrisiten angehörte. Edrisi besuchte auf seinen Reisen im Jahr 1154 den Hof Rogers II. in Sicilien und verfasste für diesen die Wissenschaft fördernden normannischen Fürsten vorliegendes Werk, welches den Titel führt: „Ergötzung derjenigen, welche Länder zu durchwandern wünschen." Er hat seine Vorgänger, besonders Masudi und Djaihani benutzt, zugleich aber auch von christlichen Gelehrten, so wie von Reisenden aus allen Weltgegenden viel Neues aufgenommen. Nachdem man in Europa längere Zeit nur einen Auszug aus diesem Werke kannte, besitzt man jetzt mehrere vollständige Handschriften, welche der von Jaubert verfertigten französischen Uebersetzung zu Grund lagen. Diese Uebersetzung lässt aber in Bezug auf Genauigkeit und Gründlichkeit viel zu wünschen übrig und man kann sich nur darüber freuen, dass mit der Herausgabe des Textes und einer neuen Uebertragung hier der Anfang gemacht ist; um so mehr als diese Theile und das schon von Amari veröffentlichte Capitel über Sicilien in so fern die bedeutendsten des ganzen Werks sind, als der Verfasser die in denselben beschriebenen Länder aus eigener Anschauung kannte und fremde Berichte durch persönliche Beobachtungen bereichern konnte, während er im Uebrigen grösstentheils nur seine Vorgänger wiederholte. Edrisi hat übrigens noch ein zweites geographisches Werk, unter dem Titel »Gärten der Menschheit und Ergötzung der Seele« geschrieben, von dem aber bis jetzt kein Exemplar zu uns gelangt ist.

Der bedeutendste Geograph des 13. Jahrhunderts ist Jakut Ibn Abd Allah, der Verfasser des zweiten hier vorliegenden Wörterbuchs, welches nicht nur über die Lage der verschiedenen Orte aller drei Welttheile Auskunft gibt, sondern auch über ihre Geschichte, Sprache, Handel, Erzeugnisse und über die gelehrten Männer die darin gelebt. Auch werden häufig Gedichte angeführt, in welchen der Name des fraglichen Orts erwähnt wird. Bekannt-

Digitized by Google

lich hat Jakut auch einen Auszug aus seinem grösseren Wörterbuch geschrieben, welchen der selige Ioynbull herausgegeben hat, und noch ein besonderes Wörterbuch der Namen welche gleich geschrieben werden und doch verschiedene Orte bezeichnen, das auch Wüstenfeld schon früher edirt hat. Beide können aber das hier Angezeigte nicht ersetzen, weil es, wie schon angedeutet, wegen seines Reichthums an historischem, archäologischem und literarhistorischem Material von höchster Bedeutung ist. So enthält z. B. der Artikel Ifrikija (die Provinz Afrika) zuerst die Lage, Ausdehnung und Grenze der Provinz, dann folgen die verschiedenen Sagen über den Ursprung des Namens. Ein gewisser Ifrikis, ein Abkömmlung Kahtans soll eine Stadt dieses Namens gebaut haben, nach welcher später die ganze Provinz benannt wurde. Zur Unterstützung dieser Ansicht werden folgende Verse angeführt:

»Wir zogen aus mit Ifrikis, welcher mit fürstlicher Macht die Söhne Sams beherrschte, und stürzten uns mit unsern Reitern auf das Schlachtfeld, auf welchem viele Hände und Häupter abgeschlagen wurden. Die Berber, die wir mit unsern scharfen Schwerdtern trafen, lagen als Leichen umher und die Erinnerung an diesen Kampfplatz wird so lange bleiben als graue Tauben im Walde girren.« Hierauf folgt die Geschichte der Eroberung dieser Provinz durch die Moslimen, die daselbst geführten Kriege unter den verschiedenen Statthaltern der Chalifen, so wie unter den Aglabiten, Fatimiden und Normannen, bis sie endlich von den Almohaden erobert ward. Den Schluss bildet die Aufzählung bedeutender Gelehrten und Imame von Afrika. Bei der Erwähnung des Kadhi Abd Errahman Ibn Zijad, wird folgendes von ihm erzählt: »Ich war ein Studiengenosse des Fürsten der Gläubigen Abu Djafar, (Manssur) vor der Zeit seines Chalifats. Eines Tages führte er mich in seine Wohnung und stellte mir eine Körnersuppe, in welcher kein Fleisch war, und einige Zibeben vor, dann fragte er seine Sklavin, ob sie keine süsse Speise habe, sie sagte: nein. Er fragte wieder: auch keine Datteln? und als sie auch diess verneinte, warf er sich hin und sprach den Koransvers: »vielleicht wird euer Herr euern Feind verderben und euch zum Herrn über die Erde einsetzen, dann wird er sehen wie ihr handelt.« Als Manssur Chalife war schickte er nach mir, ich begab mich zu ihm, und als ich eintrat, stand Rabia (der Vezier) zu seinen Häupten. Er liess mich näher kommen und sagte: O Abd Ernahman, ich habe gehört du seiest als Abgeordneter zu den Omejjaden gekommen, wie hast du auf deinem Wege hierher meine Herrschaft und meine Verwaltung im Vergleich zur Ihrigen gefunden? ich antwortete: o Fürst der Gläubigen! ich habe schlechte Werke und schreiende Ungerechtigkeit gesehen, bei Gott, o Fürst der Gläubigen, ich habe zu ihrer Zeit keinerlei Gewaltthat und Tyrannei ge-

Digitized by Google

sehen, die ich nicht auch unter deiner Herrschaft wiedergefunden hätte. Ich glaubte es sei wegen der Entfernung meines Landes von dir, aber je näher ich dir kam, um so schlimmer wurde es; ‚erinnerst du dich noch, o Fürst der Gläubigen, wie du mich einst in deine Wohnung mitnahmst und mir eine Körnersuppe ohne Fleisch und Zibeben vorstelltest, wie du dann eine süsse Speise und Datteln verlangtest, deine Sklavin aber nichts hatte, wie du hierauf dich hinwarfst und recitirtest: »vielleicht wird euer Herr euer Feind verderben und euch zum Herrn über die Erde einsetzen, er wird dann sehen wie ihr handelt.« Nun hat Gott deinen Feind vertilgt und dich zum Herrn eingesetzt, wie handelst du jetzt? Manssur stand lange mit gebeugtem Haupte da, dann hob er es gegen mich auf und sagte: was kann ich mit den schlechten Menschen beginnen? ich erwiderte: hat nicht Omar Ibn Abd Alaziz gesagt: Der Herrscher gleicht einem Markte, auf welchen man bringt was gangbar ist, ist er fromm, so bringt man ihm fromme Werke, ist er ruchlos, so bringt man ihm ruchlose. Er senkte das Haupt wieder eine Weile, Rabia aber gab mir ein Zeichen mich zu entfernen, ich ging weg und kehrte nie mehr zu ihm zurück.«

Unter dem Worte Udjeirah wird von Aascha Hamadani berichtet: Malik Ibn Harim Hamadani reiste einst mit einer Schaar seiner Stammgenossen, zur Zeit des Heidenthums, nach Okkaz, und fing ein Reh auf dem Wege. Als sie an den Ort Udjeira kamen, litten sie so sehr an Durst, dass sie dem Reh eine Ader öffneten und an seinem Blute ihren Durst löschten, und als das Blut ausgeflossen war, schlachteten sie es, dann zerstreuten sich seine Gefährten um Holz zu suchen. Malik schlief in seinem Zelte, seine Genossen aber trafen (seinen Feind) Schudja und verfolgten ihn, bis er sich in Maliks Zelt flüchtete. Als sie herbeikamen, riefen sie: o Malik! Schudja ist bei dir, erschlage ihn! Als Malik erwachte, sagte er: ich beschwöre euch, lasset ihn! sie liessen ab von ihm und Schudja entkam. Malik dichtete hierauf:

»Meine Ehre gebietet mir, den der sich zu mir flüchtet zu schützen, wenn er schutzlos ist; ich wehre jede Gewalt von ihm ab und vertheidige ihn, wenn er keinen andern Beschützer hat. Nehmet meinen Vater für ihn hin und beruhigt euch, wenn Schudja bei mir Zuflucht sucht. Befleckt euch nicht mit dem Blute eines Flüchtlings, den Udjeira mit seinen Thälern birgt, ihr seht das Verborgene der Dinge nicht, ein Schleier verhüllt es euch.«

Hierauf zogen sie weiter, aber der Durst quälte sie sehr, da vernahmen sie eine unsichtbare Stimme, die ihnen zurief:

»O ihr Leute, vor euch ist kein Wasser, bis ihr eure Lastthiere den ganzen Tag müde reitet, dann wendet euch zur Linken, ihr findet eine reiche Quelle aus Hügeln hervorsprudelnd die eurer Erschöpfung ein Ende macht. Habt ihr euern Durst gestillt, so könnt ihr noch eure Thiere tränken und eure Schläuche füllen.«

Digitized by Google

Sie schlugen den Weg links ein und fanden eine rauschende Quelle. Sie tranken, tränkten ihre Kameele, füllten ihre Schläuche und reisten nach Okkaz. Als sie ihre Geschäfte verrichtet hatten, traten sie die Rückreise an und kamen wieder an den Ort, wo die Quelle war, fanden aber kein Wasser mehr. Da rief ihnen wieder eine unsichtbare Stimme zu:

»O du, der du mich verschont hast, Gott vergelte dir diese fromme That! nimm diesen Gruss von mir und dieses Lebewohl! fahre fort Gutes zu thun, denn wer nicht Gutes übt, darf auch nichts von Andern erwarten. Ich bin Schudja, den du vor Gewalt bewahrt hast, ich danke dir dafür, denn Dankbarkeit ist Pflicht. Wer Gutes übt, wird, so lange er lebt, dessen Früchte erndten, denn wer sich undankbar zeigt erndtet Schande.«

Bei dem Worte Arthachuschmithan, einer Stadt in Charism, erzählt der Verf. er sei im Schawal 616 dort gewesen, über ein Jahr vor dem Einfalle der Tartaren, und habe sie sehr blühend und wohlhabend gefunden, wisse aber nicht was seither aus ihr geworden. Da er viel an Kälte und Schnee gelitten, habe er an eine Wand seines Chans folgende Verse geschrieben:

»Wir verwünschten Arthachuschmithan als wir uns dort niederliessen, wegen der Unannehmlichkeiten die wir dort erfuhren. Wir traten wohlhabend in die Stadt ein und verliessen sie arm und elend. Wie viele Kälte mussten wir ertragen, wie vielen Schaden und Druck erleiden. Ich sah dort wie das Feuer vor Kälte zitterte und die Sonne am Firmament zu bersten sich fürchtete. Der Schnee trof an den Augen herab, und der Koth machte den stärksten Elephanten müde. Die Menschen gleichen dem Vieh in Sprache, Sitte, Werken und Glauben. Redeten wir sie an, so antworteten sie mit einer Unart und liessen uns an manchem schlechten Bissen würgen. O Herr! führe uns heraus aus diesem Ort, wenn wir je dahin zurückkehren, so betrachte uns als Uebelthäter. Es sieht zwar nicht darnach aus, es müssten Wunder geschehen, wenn wir mit heiler Haut herauskommen sollten. Doch verzweifle ich nicht, ich hoffe dass Gott nach nicht zu langer Noth uns Linderung bereiten wird.«

Der Verfasser setzt dann noch hinzu, dass er diesen Tadel in Folge seiner trüben Stimmung wegen des durch die rauhe Jahreszeit nothgedrungenen Aufenthalts daselbst geschrieben habe, dass übrigens die Stadt sowohl als ihre Bewohner eher Lob als Tadel verdienen.

Aus den angeführten Beispielen sieht man zur Genüge, dass wir es hier nicht mit einem trockenen geographischen Wörterbuche zu thun haben, sondern dass es auch in literar-historischer und geschichtlicher Beziehung von hoher Bedeutung ist. Das Werk enthält mehr als 5000 kürzere oder längere Citate aus meist ältern Gedichten, von denen etwa die Hälfte in keinem andern bisher

Digitized by Google

aufgefunden worden ist und darum auch hie und da noch einiger Verbesserung bedarf; da der Herausgeber selbst noch manche nachzuliefern verspricht, so wollen wir auch unsere Critik des Textes einem späteren Artikel aufsparen, und dem Herausgeber unsern Dank für die Publication eines Werkes aussprechen, bei welcher so viele Schwierigkeiten zu überwinden sind, und hoffen, dass es ihm gelingen wird das Ganze — es soll in 8 Halbbänden erscheinen — zu glücklichem Ende zu führen. Es dürfte sich dann auch vielleicht jemand finden, der durch eine Uebersetzung es weiteren Kreisen zugänglich macht.

Auch das Werk von Edrisi sollte dem ursprünglichen Plane nach vollständig edirt und übersetzt werden, warum dieser Plan aufgegeben worden ist, wird in der Vorrede nicht gesagt. Von dem Vorliegenden verdankt man Herausgabe und Uebersetzung der Capitel, welche Afrika behandeln, dem H. de Goeje, und derer über Spanien dem H. Dozy. Die Einleitung so wie das Wörterbuch, welches die bei Edrisi vorkommenden und bei Freitag fehlenden Wörter und Bedeutungen enthält, ist gemeinschaftliche Arbeit. Da, wie schon erwähnt, das ganze Werk in französischer, wenn auch nicht fehlerfreien Uebersetzung längst vor uns liegt, so wäre es überflüssig hier auf dessen Geist und Inhalt näher einzugehen.

Weil.

Lehrbuch der Petrographie von Dr. Ferd. Zirkel, o. ö. Professor in Lemberg. Zwei Bände. S. 607 u. 635. Bonn bei Adolph Marcus. 1866.

Der Verfasser hat die schwierige Aufgabe, welche er sich stellte mit vielem Glück gelöst; er versuchte nicht allein ein möglichst vollständiges Gesammtbild unserer Kenntnisse von den, die Erdrinde zusammensetzenden Gesteinen nach ihren mineralogischen und chemischen Beziehungen zu geben, sondern zog auch Art des Vorkommens, Lagerung und die muthmassliche Entstehungsweise der Gesteine in das Bereich seiner Betrachtungen. Dass bei der Fülle des vorliegenden, sich täglich mehrenden Materials das Werk zu zwei Bänden angewachsen, darf um so weniger befremden als Zirkel in demselben auch weiter greift als frühere Schriften über Gesteinslehre.

Die Anordnung des Ganzen ist folgende. Der Einleitung schickt der Verfasser eine sehr vollständige Literatur-Uebersicht voraus, d. h. eine Aufzählung der wichtigeren, selbständigen Werke, welche entweder die Wissenschaft der Petrographie als solche behandeln oder einzelne petrographische Verhältnisse zur Sprache bringen. Daran reiht sich eine allgemeine Uebersicht über diejenigen deutschen und ausländischen Zeitschrifter, in denen sich petrographische Abhandlungen veröffentlicht finden.

Digitized by Google

In der Einleitung oder allgemeinen Petrographie erläutert Zirkel den Begriff von Gestein, von einfachen und gemengten Gesteinen u. s. w. Beachtenswerth in der Einleitung sind insbesondere die Mittheilungen über die mineralogischen Bestandtheile der Gesteine so wie über die Bildungsweise der Gesteine und ihrer Mineralien.

Was nun die Gruppirung und Eintheilung der krystallinischen Gesteine betrifft, so zerfallen solche bekanntlich in einfache und gemengte. Die ersteren bringt der Verf. in folgende Abtheilungen: Eis; Haloidgesteine; Kieselgesteine; Silicatgesteine; Erzgesteine und Kohlengesteine. Der speciellen Beschreibung eines jeden Gesteins ist eine Literatur-Uebersicht beigefügt, gewiss Allen sehr willkommen, welche die Quellen aus denen geschöpft wurde noch weiter vergleichen wollen.

Während eine Gruppirung der einfachen krystallinischen Gesteine keine Schwierigkeiten bietet ist dies um so mehr der Fall mit jener der gemengten — eine gefährliche Klippe, an welcher schon gar viele Versuche gescheitert sind. Der Verfasser bringt dieselben zunächst in zwei grosse Abtheilungen; er unterscheidet auf die Structur gestützt: 1) Gemengte krystallinisch-körnige Gesteine und 2) gemengte krystallinisch-schieferige Gesteine.

Die gemengten krystallinisch-körnigen Gesteine sind der Mehrzahl nach Feldspath-Gesteine, d. h. sie besitzen ein zu der Familie der Feldspathe gehöriges Mineral als Bestandtheil. Sondert man die Feldspathe in Alkalien-Feldspathe — zu denen Orthoklas, Sanidin und Oligoklas gehören — und in Kalkfeldspathe (Labradorit und Anorthit), so lassen sich demnach bei den Feldspath-Gesteinen Orthoklas-(Sanidin-)Gesteine, Oligoklasgesteine, Labradorit- und Anorthitgesteine unterscheiden. Da nun ein Theil der Feldspath-Gesteine quarzhaltig, ein anderer Theil quarzfrei, so bietet diese Thatsache noch ein weiteres und zwar sehr gewichtiges Unterscheidungs-Merkmal. Ausser dem Quarz bilden noch Hornblende und Augit wie bekannt Gemengtheile der Feldspath-Gesteine; auf die Anwesenheit oder Abwesenheit dieser Mineralien ist nun die weitere Eintheilung Zirkels gegründet, welche sich demnach im Allgemeinen folgendermassen gestaltet; indem gleichzeitig auch die Alters-Verhältnisse eine Berücksichtigung erfahren.

Aeltere Feldspathgesteine. 1) Quarzhaltige Orthoklasgesteine. (Granit, Granitporphyr, Felsitporphyr, Hälleflinta, Pechstein.) 2) Quarzfreie Orthoklasgesteine. (Syenit, Foyait, Zirkonsyenit, Miascit, Ditroit, quarzfreier Orthoklasporphyr. Minette.). 3) Oligoklasgesteine. (Diorit, Porphyrit, Melaphyr). 4) Labradoritgesteine (Diabas, Labradorit- und Augitporphyr, Diabasaphanit, Diabasschiefer, Variolit, Kalkaphanit, Kalkaphanit-

Digitized by Google

schiefer, Gabbro und Hyperthenit.). 5) Anorthitgesteine. Aeltere Corsite und Eukrite, Schillerfels).

Jüngere Feldspathgesteine. Hier wiederholen sich also die Mineral-Combinationen, die unter den älteren sich darboten, nur dass noch Leucit und Nephelin als Gemengtheile auftreten. Die jüngeren Gesteine lassen sich, mit Rücksicht auf Feldspathe in zwei grössere Gruppen sondern, von denen die erstere die Sanidin und Oligoklas führenden, die zweite die Labradorit und Anorthit enthaltenden umfasst; zwischen beiden, der Trachyt- und Basalt-Gruppe, bilden die durch Nephelin und Leucit characterisirten Gesteine eine Zwischengruppe, so dass sich also die Eintheilung folgendermassen gestaltet. 1) Krystallinische Glieder der Trachytfamilie. (Quarztrachyt, Trachyt, Phonolith, Hornblende-Andesit, Augit-Andesit). Zu den glas- und schaumartigen Gliedern der Trachytfamie gehören noch Obsidian, Bimsstein, Perlit. 2) Nephelin- und Leucitgesteine. (Nephelinit, Leucitophyr, Hauynophyr.) 3) Basalt-Familie (Dolerit, Anamesit, Basalt, jüngere Anorthitgesteine).

Feldspathfreie Gesteine. Dazu gehören: Greisen, Turmalinfels, Saussurit-Gabbro, Eklogit, Granatfels, Dunit, Lherzolith und Eulysit.

Die zweite Hauptabtheilung der gemengten krystallinischen Gesteine bilden, wie oben bemerkt, die krystallinisch-schieferigen Gesteine; sie umfassen: Gneiss, Granulit, Glimmerschiefer, Thonglimmerschiefer, Itakolumit.

Auf diese Eintheilung gestützt gibt nun Zirkel eine sehr gründliche Schilderung der zahlreichen krystallinischen Gesteine wobei er namentlich auch die chemische Zusammensetzung derselben gehörig berücksichtigt und endlich die Bildungsweise derselben bespricht. Wie bekannt ist man, seitdem Gesteine chemisch und mikrospisch untersucht wurden zu ganz anderen Ansichten über deren Entstehung gelangt. Zirkel führt alle die mannigfachen Theorien über Genesis der Gesteine (und unter diesen besonders des Granites) an, wobei er namentlich die Forschungen der Neuzeit würdigt und wobei ihm, für ein vorurtheilfreies und selbständiges Urtheil wie er es in dem ausführlichen Abschnitt über die Bildungsweise der krystallinischen Gesteine fällt, nicht wenig die eigenen Erfahrungen zu statten kommen, welche er sich sowohl durch mikroskopische Untersuchung der Gesteine, als durch Beobachtungen im Freien sammelte, wozu ihm namentlich sein Aufenthalt auf der Insel Island dienlich war. Mit Recht hebt Zirkel hervor, dass unter allen Hülfswissenschaften es namentlich die Chemie ist, welche bei den Untersuchungen über die Genesis der Gesteine die bedeutendsten Dienste geleistet hat. Aber er sagt auch unter andern: dennoch darf die Chemie — wollen wir nicht auf Abwege gerathen — in petrogenetischen Fra-

Digitized by Google

gen nicht alleinige Lehrmeisterin und Richtschnur sein. Nur unvollkommen vermag der Chemiker in seinem Laboratorium die grossartigen Arbeiten der Natur in ihrer unermesslichen Werkstätte nachzuahmen. Sind die Gesetze, nach denen die Verbindung, Trennung und Einwirkung von Stoffen vor sich geht auch hier keine anderen wie dort, so ist doch nicht ausser Augen zu lassen, dass die Verhältnisse und Bedingungen unter denen die Natur im Grossen schafft, meistens ganz anders geartet sind, wie diejenigen, unter denen der experimentirende Chemiker zu arbeiten vermag. Namentlich gebricht es dem letzteren an einem Hauptagens, der Zeit, welche der Natur bei ihren Bildungen im ausgedehntesten Massstabe zu Gebote steht. Die Verhältnisse unter denen ein Gestein in der Natur sich uns darbietet, seine Lagerung und sein geognostisches Vorkommen vermögen in sehr vielen Fällen nicht geringer zu achtende Aufklärungen über seine Entstehungsweise an die Hand geben, als sie das chemische Experiment darzubieten im Stande ist. Bei der Beurtheilung der Genesis sind geognostische Verhältnisse und chemische Gesetze vollkommen gleichberechtigt; die weit tragende Bedeutung der letzteren wird dadurch keineswegs geschmälert, sondern nur in das rechte Maass zurückgewiesen. Ja es kann der Fall vorkommen, dass die Lagerungs-Verhältnisse eines Gesteins mit grösster Entschiedenheit einem Modus der Genesis das Wort reden, die Chemie indessen nicht im Stande ist, den Ursprung desselben in dieser Weise zu deuten oder dass sogar die bis jetzt bekannten chemischen Gesetze derselben widerstreiten; dann wird dennoch das grössere Gewicht auf das geognostische Vorkommen gelegt werden müssen.

Auf die Schilderung der krystallinischen Gesteine folgt nun die Beschreibung der klastischen oder Trümmer-Gesteine, also der Conglomerate, Breccien, Tuffe, Sandsteine; den Schluss bilden die limmatischen Gesteine, Kaolin, Walkerde, Lehm, Löss.

Wir zweifeln nicht, dass Zirkels Lehrbuch der Petrographie die wohl verdiente Anerkennung finden werde. Die Ausstattung des Werkes ist eine sehr geschmackvolle und macht der Verlagshandlung von Adolph Marcus alle Ehre.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Nr. 55. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kalmükische Märchen. Die Märchen des Siddhi-kür oder Erzählungen eines verzauberten Todten. Ein Beitrag zur Sagenkunde auf buddhistischem Gebiet. Aus dem Kalmükischen übersetzt von B. Jülg. Leipzig 1866. (Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien). VI u. 69. Klein-Quart.

Den mehrfachen wichtigen Arbeiten, welche in den letzten Jahren auf dem Gebiete der orientalischen Märchenlitteratur erschienen sind und die in so bedeutendem Maasse zu einer eindringenderen Kenntniss dieses in mehr als einer Beziehung einflussreichen Zweiges der allgemeinen Volksdichtung beigetragen haben, reiht die vorliegende Uebersetzung des Siddhi-kür sich auf das erwünschteste an. Auf die Wichtigkeit desselben in genannter Beziehung und namentlich »für die Erkenntniss der Art wie die indischen Conceptionen nach dem Abendlande übergingen« hat Benfey zum Pantschatantra mehrfach hingewiesen; vgl. daselbst 1, 21 f. Zwar hat bekanntlich schon Benjamin Bergmann (Nomadische Streifereien unter den Kalmüken, Riga 1804 Bd. I.) eine Uebersetzung des Siddhi-kür gegeben; jedoch hören wir, was Jülg in der Einleitung der Textausgabe (S. XIII.) in dieser Beziehung bemerkt: »Ich glaubte aber auch, sagt er nämlich, eine Uebersetzung der Mährchen beifügen zu müssen. Man könnte dieselbe im Hinblick auf die Bergmann'sche vielleicht für überflüssig halten. Allein bei genauerer Vergleichung wird man bald gewahr werden, dass Bergmann häufig sehr ungenau, mehr dilettantenmässig, au sehr vielen Stellen geradezu falsch übersetzt. Es soll das Bergmann keineswegs zum Vorwurf gemacht werden; er besass für seine Zeit eine tüchtige Kenntniss des Kalmükischen; seine Uebersetzung war für jene Zeit ein Meisterwerk und liest sich selbst heute noch sehr angenehm. Allein philologisch genau ist sie nicht; an vielen Stellen wird ein wesentlich verschiedener Sinn sich ergeben, der für die ganze Auffassung von Wichtigkeit ist. Ich habe das Colorit des Originals, so weit es mit dem Genius der deutschen Sprache vereinbar schien, beizubehalten gesucht. Es soll die deutsche Uebersetzung zugleich beim Studium des kalmükischen Textes unterstützend und fördernd an die Hand gehen. Wäre sie ohne diesen Nebenzweck, zugleich das Verständniss des Urtextes zu erleichtern, gefertigt worden, wenn der Charakter des Originals verwischt werden sollte oder wenn bloss die deutsche Erzählung als solche zu geben gewesen wäre, so würde sie allerdings anders ausgefallen sein.« Ich komme was letztern Punkt betrifft, weiter unten noch einmal

Digitized by Google

darauf zurück; was aber die Abweichungen von Bergmanns Uebersetzung anlangt, so sind sie allerdings oft sehr bedeutend; man vergleiche z. B. gleich in der Einleitung die Beschreibung des Siddhi-kür (Bergm. 1, 247): »Der obere Theil seines Leibes pranget von Gold, der andere von Erz; der Kopf ist mit Silber bedeckt. Wer diesen Siddi-kür findet, den macht Nagasena zum tausendjährigen Menschen auf Erden«, man vergleiche, sage ich, diese Stelle mit Jülg's Uebersetzung S. 3 f.: »Von der Körpermitte an aufwärts ist er von Gold, abwärts von Smaragd, auf dem Haupte von Perlmutter und mit einer Kopfbinde versehen; also ist er beschaffen. Diesen kannst du zur Busse holen. Wenn du es auszuführen im Stande bist, so könnte ich durch ihn wohl Gold zuwegebringen, die Menschen von Gambudvipa könnten ein tausendjähriges Lebensalter und die höchste wunderbare Vollendung erreichen.« Nicht mit Unrecht, wie man sieht, hat Benfey, Pantschatantra 1, 477 zu dem Silber des Kopfes ein Fragezeichen gesetzt, während andererseits die goldschaffende Kraft des Siddhi-kür, die bei Jülg, aber nicht bei Bergmann erwähnt wird, dem in einen Goldmann verwandelten, Reichthum verleihenden Jogin der sanskritischen Vetâlapantschavincati entspricht; s. Benfey a. a. O. 1, 478. Und dergleichen bedeutende Verschiedenheiten beider Uebersetzungen finden sich alle Augenblick; jedoch schon aus dem angeführten Beispiele kann man leicht ersehen, welchen hohen Werth die vorliegende Arbeit Jülg's besitzt. Was nun aber die einzelnen Erzählungen selbst betrifft, so bemerkt letzterer im Vorwort, dass er sich für diesmal versagen musste, auf eine Vergleichung derselben mit denen der übrigen Märchenkreise einzugehen. Er thut es daher wohl ein anderes Mal oder statt seiner Benfey in der verheissenen Fortsetzung seiner betreffenden Untersuchungen. Bis dahin müssen wir uns also mit dem begnügen, was letzterer an einzelnen Stellen seines Pantschatantra in dieser Beziehung angeführt; und es wird daher für den Augenblick nicht unwillkommen sein, wenn ich das Betreffende hier kürzlich zusammenstelle, gelegentlich einzelne Bemerkungen beifügend. So z. B. hinsichtlich der Einleitung S. 2 f., wo der Verwandlungswettkampf zwischen den sieben Zauberern und dem ältern Chanssohn geschildert wird, vgl. ausser Benfey a. a. O. 1, 410 f. auch eine Bemerkung in dessen Orient u. Occid. 3, 374 (zu Simrocks Märchen no. 35). — Gleichfalls in der Einleitung S. 5, aber auch noch oft im Laufe der Erzählung wird erwähnt, wie der Siddhi-kür auf einen Baum klettert und nur in Folge von Drohungen wieder herabkommt. Hierbei erwähne ich, dass in einem hottentottischen Märchen der todte Heitsi-Pibip, nachdem er das Grab verlassen, gleichfalls auf einen Baum klettert. Freilich geschieht dies, um die Trauben zu essen, die auf demselben wachsen, so dass also dieser gemeinschaftliche Zug der beiden Märchen durchaus auf keine nähere Berührung zwischen ihnen hinweisst, wie dies unstreitig bei andern hotten-

Digitized by Google

tottischen und orientalischen Märchen Statt findet (s. hierüber meinen Aufsatz in Lazarus und Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie Bd. V, Heft 1, wo auch das angeführte hottentottische Märchen no. 39 »Der Traubenesser« besprochen wird); allein trotzdem kann ich nicht umhin bei jenem Baumbesteigen durch Todte oder doch wenigstens bei der kalmükischen Erzählung an den weitverbreiteten Volksglauben zu denken, den ich in den Heidelb. Jahrb. 1865 S. 101 f. bei Gelegenheit einer Anzeige von Grohmann's »Aberglaube und Gebräuche aus Böhmen und Mähren« mit folgenden Worten erwähnt: »Zur Beruhigung der Melusina legt man auch Mehl auf einen Pflaumenbaum und lässt es vom Winde zerstreuen.« Hieraus geht also hervor, dass die Windsbraut, die in Böhmen Melusina heisst, bei ihrer Sturmesfahrt auf Bäumen ausruhend gedacht wird, gleich der ähnlich dahinbrausenden Pharaildis, vgl. Gött. Gel. Anz. 1864, S. 1424 ff., woselbst Ref. die weite Verbreitung der Vorstellung von dem Aufenthalt geisterhafter Wesen auf Bäumen und Dornenbüschen besprochen hat.*) Dieselbe mag wohl ursprünglich aus dem gleichfalls sich fast unter allen Völkern wiederfindenden Glauben entsprungen sein, dass die Seelen der verstorbenen gern ihre irdischen Wohnstätten wieder besuchen. Diese aber waren ohne Zweifel in urältester Zeit Bäume und Gebüsche, auf und in denen auch jetzt noch mehr oder minder rohe Naturvölker ihre Wohnsitze haben, wie in Afrika, Süd-Amerika, Neuholland u. s. w., in welchem letzterm ausser den Bäumen ein paar in einander geflochtene Gesträuche häufig das einzige Obdach der Eingeborenen bilden. Gleiches berichtet man auch von den Miao-tse, den merkwürdigen theilweise fast noch wilden Ureinwohnern einiger Südgrenzen China's, von denen einige Stämme gleichfalls noch auf Bäumen wohnen (Vivien de St. Martin, Année géographique 1, 302 f.). Dies erklärt es denn auch, warum in einigen Gegenden Böhmens die Kinder die erste handvoll Erdbeeren, die sie pflücken, für die armen Seelen, auf einen Baumstrunk legen (Grohmann S, 93 Nr. 653), warum ferner in einem mährischen Liede die aus dem Körper fliegende Seele sich auf einem Hain niedersetzt, sowie nach der Königinhofer Handschrift die Seele Vlaslavs auf die Bäume fliegt und dann darauf hin- und herflattert; ebendas. S. 194 Anm. zu Nr. 1869. Herrschte nun diese Vorstellung in Betreff der Seelen Hingeschiedener, so ging sie leicht auf geisterhafte Wesen über, welche übrigens grösstentheils wie die Penaten und Laren, die Pitris und Gandharven und ähnliche Schutzgeister ja eben nur die Seelen der göttlich verehrten Ahnen vorstellten. Wenn endlich unter den Gebüschen namentlich Dornbüsche als Aufenthaltsorte jener Wesen ge-

*) Verdorrt der Ast eines Baumes, so sagt der Bauer, die Drude habe sich auf demselben gewiegt. S. A. von Perger, Die Pflanzensagen. Stuttg. 1864. S. 272.

Digitized by Google

nannt werden, so mag dazu namentlich die Todesbedeutung derselben beigetragen haben; vgl. Gött. Gel. Anz. a. a. O., so dass also Honorat's Ableitung des occitan. roúmeco Popanz von roumec Dornstrauch gar nicht so übel ist. Vgl. Dietz, Etymol. Wörterb. 2 Aufl. 1, 268 s. v. Máschera.« Hierzu füge ich nun noch, dass nach Grimm, Deutsche Sagen 1, 185 f. (no. 121) die böse Jungfer Eli, während sie mit dem Tode ringend in ihrem Bette liegt, zugleich auf dem Apfelbaum sitzend gesehen wird, und nachdem sie gestorben, ihre Seele immer von einem Baumzweig im Walde zum andern fliegt; vgl. auch den Aberglauben aus Zielingen, Regierungsbez. Frankfurt a. d. Oder, wonach Kinderseelen von Baum zu Baum fliegen, so wie eine weitere Stelle der Königinhofer Handschrift, nach welcher viele Seelen von in der Schlacht Erschlagenen gleichfalls von Baum zu Baum schweifen; beides angeführt von Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund 1. Aufl. Danzig 1865 S. 29 f. Noch will ich hinzufügen, dass auch die Mosynöker im Pontus theilweise auf Bäumen wohnten, s. Strabo XII. p. 549. Endlich ersehen wir noch aus der Einleitung des Siddhi-kür (S. 5), dass bei den Kalmüken eine Rückbewegung mit dem Hinterhaupt das Gegentheil des Nickens ist, also einer Verneinung gleichkommt, ganz ebenso wie bei den alten Griechen (*ἀνανεύω* opp. *κατανεύω*) und noch jetzt bei den Italienern. Indem also der Chan das Hinterhaupt rückwärts bewegt, deutet er damit an, dass er selbst nicht erzählen mag, wobei es aber dem Siddhi-kür überlassen wird, ob er dies thun will. Darauf auch gehen die folgenden Worte: »Das nämlich [d. i. das Rückwärtsbewegen des Kopfes] will sagen, dass es seinem [des Siddhi-kür] freien Willen anheim gestellt bleibe.« Hieraus auch ist ersichtlich, dass es S. 22 Z. 12, 13 heissen muss: »Als aber Chan« statt: »Als er aber dem Chan«. Man vergleiche die kurzen Einleitungen aller übrigen Erzählungen. — Wir kommen nun zu diesen selbst und zwar zunächst zur ersten Erzählung (Die sechs Gefährten); diese bespricht Benfey Pantschat. 1, 159 f. (Zusätze 2, 530, 531 und über Mantelfahrten s. meine Bemerk. in Eberts Jahrb. für roman. Litt. 3, 147); vgl. auch Benfey im Ausland 1858 no. 41 f. Pantschat 1, 489 f. (dazu meine Bem. a. a. O. 2, 333 und 3, 157; füge hinzu in Betreff der drei Freunde Uhland Volkslieder I. 1, 117, S. 267, Kretzschmar 2, 54, Erk 3, 1 no. 60 wiederholt bei Buttler no. 61, 62, 311, sowie Gödeke Every Man, Homulus und Hecastus, Hann. 1865 S. 1 f.). Jülg im Vorwort S. VII verweisst ferner auf Wenzig Westslaw. Märchenschatz S. 140—143: »Die vier Brüder« (Rosens Papagaienbuch 1, 159 hat bereits Benfey Pantsch. 1, 489 angeführt). Mit dem in diesem kalmükischen Märchen vorkommenden Lebensbaum vergleiche man den Heidelbeerstrauch bei Basile no. 9 (1, 127 meiner Uebersetzung) siehe ferner Grimm K. M. no. 85 »Die Goldkinder« und dazu 3, 144 f., Reinh. Köhler in Benfey's Or. und Occ. 2, 115 f. Hahn, Griech. und

Digitized by Google

Alban. Märchen 1, 167. Passow Τραγούδια Ῥωμαϊκά S. 118 (no. 153 v. 10 f.). Diese Vorstellungen von dem Lebensbaum hängen übrigens genau zusammen mit der von den Baumgeburten, die ich alsbald erwähnen werde. — Zu der zweiten Erzählung (»Die Drachenfrösche«) s. Benfey Pantsch. 1, 370 (wo Z. 14 zu lesen ist no. 2 st. no. 3) und 379 (wo st. Germ. III., 2 S. 297 zu lesen ist II., 248). In Betreff der in dem kalmükischen Märchen vorkommenden Theilungen von Wunderdingen (S. 12) siehe meine Bem. in Benfey's Or. und Occ. 1, 132 (zu Avad. no. 74). Beachtenswerth ist ferner dass, als der Fürst und sein Begleiter den Wunsch ausgesprochen, dass sie zu einem Volke ohne Chan gelangen möchten, wo gerade die Thronbesetzung vor sich gehe, sie einschlafen und beim Erwachen sich auf einer solchen Wahlstätte im Innern eines grossen hohlen Baumes befinden (S. 12). Dies erinnert lebendig an eine andere mongolische von mir im Philologus 19, 583 mitgetheilte Sage, wonach fünf Kinder auf wunderbare Weise von zwei Bäumen geboren und von den umwohnenden Völkern wie Königssöhne geehrt werden. Diese Vorstellung nun gehört zu der weitverbreiteten von den Baumgeburten, worauf ausführlich einzugehen hier jedoch nicht am Ort ist; vgl. zunächst meine Ausgabe des Gervas von Tilbury S. 68, A. Kuhn, Herabkunft des Feuers S. 24 f., 135 f., 179 f. dessen Westphäl. Sagen 1, 241 (zu no. 274), W. Wackernagel Ἔπεα πτερόεντα Basel 1860 S. 44 f., J. G. Müller, Amerikanische Urreligionen S. 107, 109, 229 u. s. w. (vgl. oben zu no. 1 über den Lebensbaum). Noch will ich zu dem in Rede stehenden kalmükischen Märchen anführen, dass mit dem durch die Drachenfrösche verhinderten Abfliessen des Teiches (S. 10) und dem deshalb erforderten Menschenopfer die beiden indischen Legenden bei Benfey Pantsch. 1, 108 f. zu vergleichen sind, welche wiederum in den Kreis der Sagen gehören, die ich in Philol. 24. 180 besprochen, so dass wohl auch, wie ich dort vermuthet, die ursprüngliche Heimath der Curtiussage in Asien zu suchen ist. — Zur dritten Erzählung des Siddhi-kür (Massang) vgl. Grimm K.M. no. 91 »Das Erdmännecken« und dazu meine Bemerkk. in Pf. Germ. 2, 243 f. Kletke's Märchensaal, 2 115 f. »Die drei Brüder nach Woycicki, Poln. Sagen und Märchen). Hahn, Griech. und Alban. Märchen no. 70 »Der Galläpfelbaum und die Höllenfahrt« (2, 49 f.). — Zu der sechsten Erzählung (Der Wundermann) gehört Grimm K. M. no. 54 »Der Ranzen, das Hütlein und Hörnlein«. Auf Besprechung von Wunschdingen im Allgemeinen hier einzugehen, würde zu weit führen. — Zur siebenten Erzählung (Die Vogelfrau) s. Benfey Pantschat. 1, 260 f., meine Bem. in den Gött. Gel. Anz. 1861 S. 436 (zu den isländ. Märchen Maerthöll) sowie das Verbrennen des Bocksfells in einem russischen Märchen, s. Benfey's Or. und Occ. 2, 541; s. auch weiter unten zur dreiundzwanzigsten Erzählung. Ueberhaupt aber scheint dieses kal-

Digitized by Google

mükische Märchen mit der auch in Indien bekannten Erzählung von Amor und Psyche seiner wesentlichen Grundlage nach genau übereinzustimmen; vgl. Benfey Pantschat. 1, 255 f., vgl. S. 156. Ueber das griechisch-römische Märchen s. auch noch Friedländers Darstellungen aus der Sittengesch. Roms, Leipzig 1865, 1, 361 f. (1. Aufl.). Noch aber sind in dem kalmük. Märchen zwei auf S. 42 erwähnte Umstände beachtenswerth; zuvörderst nämlich ist dort von einem zu Ehren der Götter aufgeworfenen Steinhügel die Rede und dazu wird (S. 68) die Erklärung gegeben, dass dergleichen Hügel (obō) entstehen, indem jeder Vorübergehende dem frommen Gebrauche gemäss einen oder mehre Steine hinzufügt. Dieser wahrscheinlich mit dem Manencultus zusammenhängende Brauch geht nun aber in sehr ferne Zeiten zurück und war oder ist noch über die ganze alte Welt von China und Torkin bis nach England und Spanien hin verbreitet und findet sich nicht minder bei den Hottentotten, wie ich in meinem bereits angeführten Aufsatz in Lazarus und Steinthal's Zeitschrift Bd. V. Heft 1 gezeigt, woselbst ich zu den bereits früher von mir im Philol. 20, 378 und in Pfeiffers Germ. 10, 110 gegebenen Nachweisen noch einige weitere hinzugefügt. S. auch noch A. v. Perger, Pflanzensagen S. 240 (nach Rochholz.). Der andere, an der genannten Stelle (Jülg S. 42) erwähnte Umstand besteht darin, dass der Vogelhausmann ein Bund auf dem Rücken hat und dazu bemerkt, dass er so viel gegangen sei, bis sich diese Stiefel abgetragen. Auch dieser Zug findet sich in vielfachen Märchen und Sagen wieder, wie ich in der Germ. 7, 501 (zu Valdis II, 84) gezeigt, füge hinzu Hahn, neugriech. Märchen 1, 182, 2, 69, 131, wo die Schuhe, wie oft, eisern sind. — Mit der neunten Erzählung (Die treue Frau) stimmt in den Grundzügen Basile Pentam. no. 44 »Die goldene Wurzel« (meine Uebers. 2. 179 f.), welche sich dann wieder an andere Märchen anschliesst, s. Benfey Pantsch. 1, 266. — — Zu der zehnten Erzählung (Die untreue Frau) vgl. Benfey Pantsch. 1, 140, Jülg (S. VII.) führt dazu auch Wickenhauser's Papageienmärchen S. 212—214 an. — Zu der elften Erzählung (Der Talisman) s. Benfey Pantsch. 1, 385 f., dens. in den Gött. Gel. Anz. 1861 S. 440, Simrock, Deutsche Märchen no. 60 »Der Eierkuchen«. Jülg (S. VII.) verweist auch auf zwei indische Erzählungen, die Aufrecht in der Zeitschr. d. d. morgenl. Gesellsch. 1860, XIV. 569 f. mitgetheilt. — Zu der zwölften Erzählung (Chan Kinderverstand) s. Benfey's Pantschat. 1, 293 f.; Reinhold Köhler in Or. und Occid. 2, 677 f. Füge hinzu Qualterus Mapes de Nugis Curialium, dist. II. c. 25 (s. meinen Aufsatz in der German. 5, 54), Hahn, Neugr. Märchen no. 3 »Von dem Schönen und vom Drakos« (1, 75 f.). Dass das Märchen auch in Spanien bekannt ist, ersieht man aus Don Quijote P. II. c. 4, wo Sancho auf einen oft wiederkehrenden Zug desselben anspielt, indem er den Diebstahl seines Esels berichtend sagt: »yo dormí con tan

Digitized by Google

pesado sueno, que quien quiera que fué tuvo lugar de Megar y suspenderme sobre cuatro estacas que puso á los cuatro lados de laalbarda de manera que me dejó á caballo sobre ella y me sacó debajo de mi al rucio sin que yo le sentiese Eso es cosa facil, y no a conte cimiento nuevo, que lo mismo le sucedió á Sacripante cuando estando en el cerco de Albraca con esa misma invencion le sacó el caballo de entre las piernas a quel famoso ladron Clamado Brunelo.« Aus letzterer Anspielung (auf irgend eine Stelle im Bojardo oder Ariosto) geht auch das Bekanntsein dieses Märchens in Italien hervor, wie es dann auch Straparola 1, 2 erzählt. — Zu der dreizehnten Erzählung (Die treuen Thiere) siehe Pantsch. 1, 210 f.; füge hinzu Cenac Moncaut Contes populaires de la Gascogne, Paris 1861 S. 202 f.: »Le marechal ferrant de Barbaste.« Dies ist das letzte Märchen der vorliegenden Sammlung, die jedoch in dieser Gestalt nicht vollständig ist, vielmehr gehören dazu noch zehn bis jetzt noch nicht herausgegebene, von welchen jedoch Benfey durch Schiefner mittels einer russischen Uebersetzung nähere Kenntniss erlangt und einzelnes in den Nachträgen zum Pantschat. mitgetheilt hat; s. daselbst 2, 527, woraus auch hervorgeht, dass in der Handschrift des Originals und daher auch in der Uebersetzung ein Märchen (no. 16) fehlt, so dass also nur noch neun übrig bleiben, über welche ich die betreffenden Bemerkungen hier kurz zusammen stellen will; nämlich die siebzehnte Erzählung (Der Fuchs und die Ziege) s. zu Pantschat. 2, 550. Dass ein hierher gehörendes Märchen mit überraschender genauester Uebereinstimmung auch bei den Hottentotten bekannt ist, habe ich in dem mehrerwähnten Aufsatz in Lazarus u. Steinthals Zeitschrift Bd. V. Heft 1 gezeigt (zu nr. 13 » the Leopard and the Ram). — Die neunzehnte Erzählung (Der allzugierige Fuchs) s. Pantsch. 2, 540 f. — Die zwanzigste Erzählung (Löwe und Rind entzweit) s. Pantsch. 2, 528 f. (zus. zu §. 22 S. 91, 92). — Die einundzwanzigste Erzählung (Lamm, Wolf und Hahn) s. Pantschat. 2, 548 f. (Zus. zu §. 209). Dass die bei den Mongolen und in Indien sich findende Verbindung des Mondes und des Hasen auch bei den Hottentotten angetroffen wird, habe ich in dem eben erwähnten Aufsatz gleichfalls gezeigt (zu den no. 31—34 »The origin of Death«); — die zweiundzwanzigste Erzählung (Midas) s. Pantsch. I. S. XXII vgl. hierzu meine Bem. in Ebert's Zeitschrift für roman. Litt. 3, 86 f.; — und endlich die dreiundzwanzigste Erzählung (das verbrannte Fell) s. Pantsch. 2, 532 (Zus. zu §. 92); und oben zur siebenten Erzählung. Auf eine überraschende Uebereinstimmung zwischen einem Zuge dieses Kalmük. Märchens und einem uralten ägyptischen habe ich hingewiesen in Ebert's Zeitschrift 3, 83. Wenn ich jedoch zur Bestätigung einer frühen Verbindung Aegyptens mit Ostasien daselbst auch (nach Bachofen's Gräbersymbolik S. 50) den Umstand hervorgehoben, dass chine-

Digitized by Google

sische Gefässe in ägyptischen Gräbern entdeckt worden sind, so kann ich nicht umhin eine diese Ansicht widerlegende Mittheilung im Journal asiat. Vme série 2, 113 anzuführen, welche so lautet: »Les flacons de porcelaine chinois qu'on trouve quelquefois dans des tombeaux égyptiens .... avaient donné lieu à d'extravagantes conjectures historiques. M. Medhurst (Transactions of the China branch of the royal Asiatic Society. Part. III. Hongkong 1853) confirme entièrement et met hors de doute le résultat auquel M. Stanislas Julien était arrivé de son côté que ces flacons sont modernes et ne prouvent absolument rien sur les anciennes communications entre le Chine et l'Agypte.« Dagegen habe ich in den Heidelb. Jahrb. 1862. S. 940 einen andern sicher begründeten Beweis für die alte Verbindung jener Länder beigebracht. — Also auch diese eben angeführten bis jetzt noch nicht vollständig bekanntgemachten neun Märchen des Siddhi-kür bieten, wie man sieht, des in mehrfacher Beziehung Anziehenden und Wichtigen nicht minder als die bereits vorliegenden und es ist daher im höchsten Grade erfreulich zu erfahren, dass Jülg sie gleichfalls herauszugeben beabsichtigt. Bei dieser Gelegenheit möchte es manchem nicht unwillkommen sein, hinsichtlich der Bezeichnung der Originalsprache der genannten Märchen einige Aufklärung zu erhalten, da sie bald kalmükisch bald mongolisch genannt wird und diese verschiedene Bezeichnung auffallen muss, weshalb ich nach Jülgs Einleitung zur Textausgabe hier kürzlich folgendes mittheilen will. Die Mongolen theilen sich nämlich in drei Stämme, die eigentlichen oder Ostmongolen, die Westmongolen oder Kalmüken und die Burjäten am Baikal, von denen jeder Stamm seinen mongolischen aber durch bestimmte Lautgesetze von den andern geschiedenen Dialekt hat. Der der eigentlichen oder Ostmongolen nun wird vorzugsweise als mongolisch bezeichnet, und in diesem Dialekt sowohl wie in dem kalmükischen ist eine Version des Siddhi-kür vorhanden; die kalmükische, die einfachere und schmucklosere und zugleich schriftgemässe, die übrigens gleichfalls aus einer mongolischen transcribirt scheint, ist es, welche Jülg (Text und Uebersetzung, so wie letztere in einem Separatabdruck) herausgegeben hat, weil, wie er darthut, das Kalmückische der Schlüssel des Mongolischen ist und daher die Vorschule zu demselben bilden sollte. Es ist also von nicht gering anzuschlagender Wichtigkeit, dass hier zum ersten Mal ein grösserer kalmükischer Text mit vollständigem Wörterbuch so wie allem sonst Nöthigen ausgestattet geboten wird. Dass dergleichen gewöhnlich nur mit öffentlicher Unterstützung geschehen kann, versteht sich fast von selbst und so erfahren wir denn auch, dass die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien auf höchst liberale Weise ein Unternehmen hat ausführen helfen, welches sonst nicht leicht hätte ans Licht treten können; darum alle Ehre dieser gelehrten Gesellschaft! — Was nun die oben erwähnten in dem vorliegenden kalmükischen Siddhi-kür fehlenden neun

Digitized by Google

Erzählungen betrifft, so will sie Jülg, da ein kalmükischer Text zur Zeit nicht erreichbar ist, nach zwei mongolischen Handschriften herausgeben (in dem gegenwärtigen bloss Kalmükisches enthaltenden Werke wären sie nur störend gewesen) und damit auch zugleich den mongolischen Text nebst Uebersetzung einer anderen höchst wichtigen, gleich dem Siddhi-kür aus Indien stammenden Märchensammlung verbinden, nämlich des Ardschi-Bordschi (s. hierüber Benfey, Pantschat. 1, 22 f.). Hierbei muss auch noch ganz besonders der Umstand hervorgehoben werden, dass die Wagner'sche Universitätsbuchhandlung in Innsbruck die erforderlichen Typen hat schneiden und giessen lassen, so dass es also durch diese in dem betreffenden Kreise höchst seltene Liberalität des genannten Hauses ermöglicht wird, in Deutschland ein Werk erscheinen zu lassen, das sonst nur etwa in Petersburg oder Kasan hätte gedruckt werden können; denn nur in diesen zwei Städten sind bis jetzt mongolische Typen vorhanden. Haben wir also oben der kaiserlichen Akademie den gebührenden Beifall gezollt, so kommt solcher nicht minder der genannten ehrenwerthen Buchhandlung zu, die allem Anschein nach bei dem Unternehmen nicht sowohl die commercielle wie die wissenschaftliche Seite desselben ins Auge gefasst haben muss.

Schliesslich noch ein Wort was Jülg's Uebersetzung betrifft. In dem Vorwort zur deutschen Separatausgabe (vergl. auch oben) entschuldigt er sich wegen der Ungelenkheit und Fremdartigkeit derselben mit, wie mir dünkt, zu weit getriebener Bescheidenheit; denn hat er gleich ganz Recht, dass sie, um beim Lesen des Urtextes unterstützend und fördernd an die Hand zu gehen, möglichst getreu sein musste, so merkt man ihr von den erwähnten Mängeln doch nur sehr wenig an und übersieht dergleichen, wo es sich etwa bietet, sehr gern; vielmehr ist für wissenschaftliche Zwecke eine genaue Wiedergabe des Originals gerade recht wünschenswerth, wie ich dies oben durch ein Beispiel belegt. Was übrigens sachlicher Erklärung bedurfte, hat dieselbe in den beigegebenen Anmerkungen hinreichend gefunden, so dass also die vorliegende Arbeit Jülg's in jeder Beziehung alle Anforderungen befriedigt, die man daran machen kann, und den von ihm neu zu erwartenden sich jedenfalls in Betreff der Aufnahme in eben so weiten Kreisen ein höchst günstiges Prognostikon stellen lässt. Uebrigens scheint die Widmung der deutschen Separatausgabe des Siddhi-kür darauf hinzuweisen, dass der Innsbrucker Gelehrte eines ähnlichen Glückes theilhaft ist, wie Dacier und Reiske, was ihm bei seinen gelehrten Arbeiten keine geringe Erleichterung und Genugthuung gewähren muss.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

Der Vokalismus des Vulgarlateins von Hugo Schuchardt. Erster Band. Leipzig. Druck und Verlag von B. Teubner. 1866. XII und 476 S. in gr. 8.

Bereits in dem Jahre 1860 war von der Wiener Akademie eine Preisaufgabe gestellt worden, welche eine Sammlung und Bearbeitung Alles Dessen verlangte, was aus den uns noch erhaltenen Schriftdenkmalen für die nähere Kenntniss des sogenannten Vulgärlateins, oder der im Munde des Volks geläufigen Sprache, die in alle Theile der Welt, so weit sie von den Römern beherrscht ward, gedrungen ist, der sogenannten lingua rustica oder plebeja, im Gegensatz zur ausgebildeten Schriftsprache, zu gewinnen steht. Die Aufgabe, bestimmt eine fühlbare Lücke unserer Literatur auszufüllen, blieb unbeantwortet: und allerdings ist sie auch eine so schwierige, dass zumal bei dem Mangel an allen näheren Vorarbeiten, welche die Arbeit zu unterstützen vermögen, nicht wenig Muth und ausdauernde Kraft erforderlich ist, um einem solchen Unternehmen mit Erfolg sich zu unterziehen, und diese schwierige Aufgabe in befriedigender Weise zu lösen. Ist es schon von grosser Wichtigkeit, das Verhältniss dieser Volkssprache zu der uns näher bekannten Schriftsprache richtig zu erkennen und den Einfluss zu bestimmen, welchen die eine auf die andere, namentlich in einzelnen Formen und Ausdrücken geübt hat, so ist die nähere Ermittlung dieser Volkssprache von gleicher Bedeutung in Bezug auf die aus dieser Volkssprache mehr oder minder hervorgegangenen sogenannt romanischen Sprachen, wie sie in ihrer weiteren Entwicklung heute in Geltung stehen.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich dieser schwierigen und mühevollen Aufgabe in einer Weise unterzogen, die alle Anerkennung verdient und seinem Werke in allen den Kreisen, in welchen man an derartigen Forschungen Interesse nimmt, eine günstige Aufnahme verspricht; und dazu beizutragen ist der nächste Zweck dieser Anzeige, da eine eingehendere Besprechung aller der hier in Betracht kommenden Fragen und eine nähere Kritik des Einzelnen die uns hier gesteckten Gränzen weit überschreiten würde.

Der erste Abschnitt verbreitet sich über die Quellen, aus welchen unsere Kenntniss dieser römischen Vulgarsprache jetzt zu gewinnen steht, und wird in Bezug auf diese Quellen das Jahr 700 n. Chr. als die Gränze angenommen, bis zu welcher diese lingua rustica reichte, obwohl, wie ganz richtig bemerkt wird, dieselbe von den (neueren) romanischen Sprachen nicht plötzlich abgelöst, sondern allmählig in sie aufgelöst ward; wenn hier nun zwischen gleichzeitigen und nachzeitigen Quellen zuvörderst unterschieden wird, so folgt eine weitere Unterscheidung zwischen direkten und indirekten; den ersten werden alle die Angaben der späteren Grammatiker oder Schriftsteller zugewiesen, welche im Einzelnen Eigenthümlichkeiten dieser Vulgärsprache zum Gegenstand haben, und

Digitized by Google

in so fern direkte Mittheilungen bilden, übrigens ihrer Natur nach immer nur auf Einzelnes beschränkt sind; manche, erst in der neuesten Zeit uns bekannt gewordene Glossen oder ganze Glossarien kommen hier allerdings sehr in Betracht. Bei den indirekten Quellen wird unterschieden in monumentale Quellen, welche den direkten mehr sich annähern, und in methodische Quellen; zu den erstern werden gerechnet Inschriften (bei deren Benützung freilich alle Vorsicht anzuwenden ist, um nicht aus einer unächten Inschrift Beweise und Schlüsse zu nehmen) Diplome und Handschriften: es wird S. 13 ff. ein genaues Verzeichniss der ältesten noch vorhandenen und bekannten Handschriften gegeben, welche zu dem Zweck des Werkes benutzt werden konnten, in der That auch in angemessener Weise benutzt worden sind. Unter den methodischen Quellen werde solche verstanden, aus welchen »wir unsere Kenntniss nur durch Anwendung einer Methode, d. h. durch ausdrückliche Berücksichtigung gewisser zwischen dem Beweisenden und dem Zubeweisenden obwaltenden Beziehungen herleiten; solche Methoden sind die Vergleichung der lateinischen Sprache mit fremden und die Observation der Metrik« (S. 27). Hier tritt insbesondere die Vergleichung des Lateinischen mit den romanischen Sprachen in ihrer Bedeutung hervor. Weiter bespricht der Verfasser am Schlusse dieses Abschnittes noch das Verhältniss dieser Vulgärsprache zu der uns näher bekannten classischen Schriftsprache, eben weil er es als seine Aufgabe betrachtet, die Abweichungen vom Classischen aufzuzeichnen. »In vielen Fällen können wir die Gränze beider Idiome mit ebenso bündigen Worten angeben, wie Theseus die zwischen Attika und dem Peloponnes: in andern sind die Merkmale, welche zu ihrer Bestimmung gehören, für unsere Augen nicht mehr erkennbar. Oft aber ist eine Scheidung schon der Sache nach unmöglich, indem entweder die Gränze keine constante war, sondern im Laufe der Zeiten sich stets verrückte, oder zwischen Urbanem und Plebejischem überhaupt kein Gegensatz, sondern ein allmähliger Uebergang statt fand. Diess Letztere war besonders bei der Syntax der Fall. Es gibt Wendungen in Inschriften, von denen wir kühn behaupten können, es sind ausschliesslich plebejische, vom Standpunkt der lateinischen Grammatik aus unmögliche, romanische zu römischer Zeit. Andere z. B. bei Plautus und Petron, tragen durchaus vulgäre Färbung, sind aber doch der Schriftsprache gewissermassen angepasst. Endlich, der Stil in Cicero's Briefen und in Horazens Satire ist weit volksthümlicher, als der in den philosophischen Schriften Jenes und in den Oden Dieses. Zwischen dem, was nur in der gemeinen Sprache vorkam und von keinem Schriftsteller in Anwendung gebracht werden durfte, und dem, was nur geschrieben werden konnte und dessen Gebrauch von der Umgangssprache ausgeschlossen war, liegen unendlich viele Abstufungen. Die Verschiedenheit der Sprache nach dieser Richtung hin war mehr als durch die Verschiedenheit der

Digitized by Google

Bildungsklassen, durch die Verschiedenheit der Gelegenheiten bedingt. Derselbe Mann bediente sich eines andern Lateins, wenn er sich mit seinem Sclaven über die Einkäufe zu einem Gastmahle berieth, eines andern, wenn er durch ein Billet einen Freund auf seine Villa einlud, eines andern, wenn er eine Ode zur Verherrlichung eines Fürsten oder einer Geliebten dichtete. Ziemlich dasselbe, wie für das Syntaktische, gilt für das Lexicalische« u. s. w. (S. 33). Es wird an die Formenlehre erinnert, in welcher der Gegensatz zwischen diesen beiden Sprachgebieten noch bestimmter hervortritt, und diess mit einzelnen Beispielen aus Deklination und Conjugation belegt. Wohl aber mag aus Allem dem die Schwierigkeit der ganzen Arbeit erhellen. Das zweite Kapitel: die Arbeiten der Neueren führt die betreffenden Abhandlungen und Aufsätze über die lingua rustica an, die übrigens sämmtlich, etwa mit einziger Ausnahme von Pott's Aufsätzen, Weniges bieten. Das dritte Kapitel behandelt die äussere Geschichte der römischen Volkssprache: der Verf. sucht die Gränzen ihrer Dauer (Ursprung und Ende) und ihrer Herrschaft der litteraten Sprache gegenüber zu bestimmen. Mit Verwerfung der allerdings falschen Ansicht, welche in dem Sermo plebejus eine Vergröberung oder Entstellung der klassischen Sprache zu erkennen glaubte, stellt der Verf. vielmehr S. 47 den richtigen Satz auf: »der sermo plebejus steht zum sermo urbanus in keinem Descendenz — in keinem Ascendenz — sondern in einem Collateralverhältniss« Es werden sechs Perioden unterschieden, eine erste des Urlateins, eine zweite, die archaistische, an deren Schluss erst die Verschiedenheit zwischen Schrift und Volkssprache klar und bedeutsam hervortritt: und zwar nicht mit einemmal, sondern nach und nach, mehr allmählig. »Schritt für Schritt erobert die Schriftsprache ihr Terrain. In der komischen Poesie spiegeln sich noch alle Freiheiten der vulgären Aussprache ab; die Daktyliker entziehen sich diesem Einfluss durch Stoff und Versmaass darauf angewiesen. Ihre Sprache wird die Literatursprache; sie vertreibt das Plebejische aus seinen letzten festen Positionen, den epigraphischen Denkmälern: sie wird allgemeine Schriftsprache. Zugleich wird sie aus einer Sprache gelehrter und vornehmerer Kreise die Sprache aller Gebildeten. Wo sich nachher volksthümliche Formen in die Schrift einschmuggeln, werden sie als fehlerhaft gebrandmarkt. — Langsam vollzog sich der Niederschlag der Schriftsprache« u. s. w. (S. 50). In der dritten Periode, der Blüthe der Literatur, sind in den Schriftdenkmalen die wenigsten Einflüsse der Volksmundart wahrnehmbar, während sie in der folgenden vierten wieder zunehmen. In dieser vierten Periode, die von Trajan bis zum Untergang des weströmischen Reichs reicht, und in zwei Hälften, die durch Constantin den Grossen geschieden werden, sich theilen lässt, nimmt die Rusticität wieder zu, und findet der Verfasser einen Hauptgrund in der Verbreitung des Christenthums, in so fern dasselbe gerade in den untersten Ständen

Digitized by Google

am frühesten und festesten Wurzel gefasst, diejenigen aber, die diesen Glauben predigten, in einem volksthümlichen Vortrag sich bewegen mussten, weshalb selbst die Lectüre der Classiker von den christlichen Lehrern getadelt worden. Wenn darin wohl Etwas wahres liegt, so werden wir, angesichts des allgemeinen Verfalls der Literatur und der Sprache, doch darin nicht den einzigen Grund des in dieser Zeit wieder stärkeren Hervortretens der Volksmundart finden wollen, da hiezu noch manche andere Ursachen mitgewirkt haben. Die Thatsache selbst wird allerdings Niemand bestreiten wollen. »Die sechste Periode — wir wollen auch hier lieber den Verf. selbst reden lassen — zeigt uns die Volkssprache in Aller Mund (?). Der Sprachunterschied zwischen Vornehmen und Niederen hatte natürlich aufgehört (?), als germanische Völker in den verschiedenen Theilen des weströmischen Reichs zur Herrschaft gekommen waren; die klassische Sprache hatte sich in die Schule geflüchtet, war eine gelehrte Sprache geworden. Während des ganzen Mittelalters ist ihre Stelle wesentlich dieselbe geblieben (aber sie blieb auch, bemerken wir, Sprache der Kirche und des Staats und erhielt sich damit in einer fortwährenden Geltung wie eine lebende, wenn gleich durch die Einflüsse der im Munde des Volkes gehenden Sprache im Laufe der Jahrhunderte vielfach getrübt, wenn auch erweitert). Das Ende dieser Periode wird durch das Schriftmässig werden der lingua Romana rustica bezeichnet. Die Entstehung der classischen Schriftsprache aus der urlateinischen Volkssprache und die Entstehung der romanischen Schriftsprachen aus der spätlateinischen Volkssprache (oder vielmehr aus deren einzelnen Dialekten) sind die Gränzen für die äussere Geschichte der Volkssprache selbst« (S. 59. 60).

Das vierte Capitel (S. 76 ff.) enthält die innere Geschichte der römischen Volkssprache, welche hier nach den Dialekten, und im fünften Capitel (S. 103 ff.) nach den Perioden behandelt wird. Es bedarf wohl kaum eines besondern Hinweises auf die Wichtigkeit der in diesen Abschnitten behandelten Gegenstände, unter welchen wir nur an das über die Dialekte, die italischen sowohl als die ausseritalischen, bemerkte erinnern wollen. So wird, um ein Beispiel anzuführen, unter der an Livius bekanntlich von Asinius Pollio gerügten Patavinitas, eine Mundart der Medoacus Ufer verstanden und dabei auf Hertz in seiner Ausgabe des Livius verwiesen, der übrigens diese Sache anders, und wie wir glauben, richtiger aufgefasst hat, wie denn nach unserm Ermessen von dem, was man sonst Dialekt nennt, hier überhaupt nicht die Rede sein kann, sondern nur von gewissen Eigenthümlichkeiten des Styls und der Schreibweise, also von Etwas, was auf die classische Schriftsprache Roms sich bezieht. Nicht anders verhält es sich mit dem afrikanischen Dialekt, welcher unter den ausgestorbenen Dialekten, wie es hier heisst, den ersten Rang einnehme (S. 97 ff.): wir zweifeln jedoch, ob von einem eigentlich afrikanischen Dialekt, zumal der

Digitized by Google

lingua rustica, überhaupt die Rede sein kann, da die afrikanische Redeweise nach dem, was darüber vorliegt, nur auf die gebildete Schriftsprache sich bezieht und auf eine den Schriftstellern dieses Bandes eigenthümliche, schwülstigere und dadurch von der einfacheren und classisch-römischen Ausdrucksweise sich entfernende Redeweise, die Verschiedenheit also nicht dialectischer, sondern stylistischer Art ist. Auch was im fünften Kapitel über die Lautneuerungen und deren Aufeinanderfolge innerhalb der römischen Volkssprache, und zwar im Einzelnen bemerkt und mit meist inschriftlichen Belegen zusammgenstellt ist, wird die gleiche Beachtung erheischen. Die mühevolle Forschung, die ein solches Material zusammengebracht hat, kann nur die vollste Anerkennung erfordern. Und dasselbe wird mit gleichem Rechte von dem nun (S. 167 ff.) folgenden ersten Theil gelten können, welcher die qualitativen Vokalveränderungen in einem kaum geahnten Umfange behandelt (S. 167—476) und über alle einzelne Uebergänge der Vokale, so wie über alle damit irgendwie zusammenhängenden Formen der Declination wie der Conjugation sich verbreitet. Es liegt hier ein gewaltiges Material vor, wie es nur durch unermüdete, ausdauernde Kraft und Thätigkeit für den vorliegenden Zweck aus den zum Theil entlegensten und bisher gar nicht benutzten Quellen gesammelt werden konnte. Die quantitativen Vokalveränderungen wird wohl ein zweiter Band des in Druck und Papier wohl ausgestatteten Werkes bringen.

August Böckh's Reden, gehalten auf der Universität und in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1859—1862, und Abhandlungen aus den Jahren 1807—1810 und 1863—1865. Herausgegeben von Ferdinand Ascherson. (Mit dem weiteren Titel:)

August Böckh's Gesammelte kleine Schriften. Dritter Band: Reden und Abhandlungen. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. XII und 448 S. gr. 8.

In diesem Bande sind acht Reden und sechs Abhandlungen enthalten, welche, obwohl bereits gedruckt, wohl einen erneuerten Abdruck in dieser Zusammenstellung verdienten, zumal da bei den Abhandlungen, die über wissenschaftliche Gegenstände sich verbreiten, mannichfache Berichtigungen, Zusätze und Verweisungen hinzugekommen sind, hier also kein blosser Wiederabdruck gegeben ist.

Die innerhalb der Jahre 1859—1862 fallenden acht Reden sind Festreden und tragen daher alle einen amtlichen Charakter an sich, sie sind früher auf amtlichem Wege zum Druck gelangt, aber eben darum nicht Jedermann auch zugänglich. Die erste

Digitized by Google

Rede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages (1859) gehalten, bezieht sich auf die Herausgabe der Schriften von Leibniz; die zweite, an der Universität in demselben Jahr gehalten, verbreitet sich über Preussens Stellung in dem wissenschaftlichen Leben Deutschlands. Dann folgt die Ansprache bei der Schillerfeier am 11. Nov. 1859, und die Begrüssung einiger neu eintretenden Mitglieder der Akademie; die vierte Rede, zur Gedächtnissfeier des Königs Friedrich Wilhelms III. verbreitet sich über Dessen Führung der politischen, äusseren und inneren Verhältnisse und über Dessen Sinnesart und Handlungsweise in derselben; die fünfte ist die bei dem fünfzigjährigen Jubileum der Universität (1860) gehaltene Rede über die Zeiten, unter denen, und über den Geist, in welchem die Universität gestiftet wurde; die siebente, eine ähnliche Universitätsrede (1861) hat die Schwierigkeiten, unter denen König Wilhelm den Thron bestiegen (1861), zum Gegenstand; die achte Festrede (1862) behandelt das Verhältniss des Staates zum Erziehungs- und Unterichtswesen. — Es mag diese Angabe genügen, um dem Inhalt und der Bedeutung der nun auch weiteren Kreisen zugeführten Reden die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die fünf ersten der nun folgenden Abhandlungen fallen noch in die Zeit, in welcher (1807—1810) der ehrwürdige Verfasser an der Heidelberger Hochschule lehrte: sie sind in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung so anerkannt, dass schon aus diesem Grunde ihr Wiederabdruck gerechtfertigt erscheint: die erste über die Bildung der Weltseele im Timäos des Plato, wozu nun eine Beilage (S. 175—181) sowie eine längere Anmerkung (S. 162) hinzugekommen ist; dann folgt Specimen editionis Timaei Platonis dialogi, mit nahmhaften Zusätzen und manchen Berichtigungen. Die dritte Abhandlung: Von dem Uebergang der Buchstaben in einander, geschrieben im Jahr 1808 gehört allerdings einer Zeit an, in welcher derartige Forschungen kaum begonnen hatten; sie wird aber auch jetzt noch, wo diese Forschung einen solchen Aufschwung genommen hat, in ihrem Inhalt eine gleiche Beachtung verdienen. Die vierte 1809 erstmals erschienene Abhandlung: De Platonica corporis mundani fabrica ex elementis geometrica ratione concinnatis ist erweitert durch einen neu hinzugekommenen Excursus: De geometricis inter plana et inter solida medietatibus a. 1865 scriptus (S. 253—265). Die fünfte Abhandlung, ursprünglich ein Heidelberger Universitätsprogramm aus dem Jahre 1810: »De Platonico systemate coelestium globorum et de vera indole astronomiae Philolaicae« hat nicht blos manche Aenderungen und Zusätze erhalten, sondern es ist auch ein Anhang hinzugekommen von nahmhaftem Umfang (S. 294—342), geschrieben in den Jahren 1863 und 1864 und in dem einem Theil den Nachweis liefernd, dass der Platonische Timäos die Axendrehung der Erde nicht enthalte, veranlasst durch die verschiedenen, diesem Gegenstand in neuester Zeit gewidmeten Untersuchungen, insbesondere durch Grote's Schrift

Digitized by Google

(Plato's doctrine respecting the rotation of the earth etc. London 1860), dessen Ansicht bestritten wird; der andere Theil bringt, mit besonderer Beziehung auf Schaarschmidt und gegen dessen Kritik gerichtet, eine Auseinandersetzung über das Philolaische Weltsystem (S. 320 ff.). Die sechste Abhandlung: »Ueber Eudoxus Bestimmungen des Auf- und Unterganges des Orion und des Kyon mit einem Anhang über die Auf- und Untergänge des Arktur und der Lyra (S. 343 ff.) abgefasst im Jahre 1863 bildet einen Nachtrag zu dem damals in Berlin erschienenen Buch über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, und ist hier nicht blos zum erstenmal veröffentlicht, sondern auch vermehrt mit einigen später aufgezeichneten Anlagen (S. 425 ff.), die eben so bisher noch nicht veröffentlicht waren. Für Alles diess wird man dem verehrten, bis in sein hohes Alter rastlos thätigen Verfasser, so wie dem Herausgeber, der mit aller Sorgfalt seinem Geschäfte sich unterzog, zu Danke verpflichtet sein. Auch die äussere Ausstattung dieses Bandes ist eine vorzügliche zu nennen.

Mittelgriechisches Volksepos. Ein Versuch von Max Büdinger. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. 31 S. gr. 8.

Der Gegenstand dieser Schrift, ein in der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich gehaltener Vortrag, ist ein neugriechisches, zuerst von Zampelios veröffentlichtes und dann auch in Kind's Anthologie neugriechischer Volkslieder übergegangenes Gedicht, welches von dem ersten Herausgeber in das zehnte Jahrhundert verlegt und als ein Erzeugniss der Volksdichtung betrachtet wird, hauptsächlich darum, weil in ihm die Eroberung Kreta's durch die Byzantiner, welche in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts stattfand, erwähnt wird, und die dabei betheiligten Namen Nikephoros und Phokas vorkommen. Gegen diese Behauptung, bei welcher nur das richtig ist, dass das Gedicht nicht vor dieser Zeit entstanden sein kann, ist nun die Beweisführung des Verfassers gerichtet, welcher diesem Liede ein viel späteres Datum — die ersten Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts — beizulegen und seinen Inhalt auf die Geschichte des komnenischen Hauses zu beziehen versucht; bei dem Hauptbelden des ganzen Gedichtes, Andronicus, erinnert der Verf. unwillkürlich an den byzantinischen Kaiser aus dem Komnenenhause Andronicus I., (1183—1185) der vor seiner Thronbesteigung so seltsame und mannichfache Schicksale erlebt hat, dass sie wohl zum Gegenstande eines epischen Gesanges verarbeitet werden konnten. Die ganze Erörterung bietet einen dankenswerthen Beitrag zur nähern Erkenntniss einer Literatur und Poesie, die noch vielfach im Dunkeln liegt und doch gewiss näher bekannt zu werden verdient.

Digitized by Google

Nr. 56. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Corso di Lezioni di Filosofia Razionale ossia Sistema Psiche-Ontologico del Professore P. Antonio Maugeri, M. O. Socio di Varie Academie nazionali ed esterne e preside della facolt filosofico-letteraria in questa regia università di Catania. Vol. I. Catania, stabilimento tipografico di C. Galatola nel R. ospisio di beneficenza 1865. XII u. 423 S. Vol. II, 1866, VII u. 401 S. gr. 8.

Seit in Italien ein neues politisches Leben erwacht ist und dieses auch zur religiösen Reform zu führen begonnen hat, regt sich vielfach eine neue wissenschaftliche Thätigkeit auf den Lehrkanzeln der Universitäten und in der Literatur. Verschiedene eingehende und lichtvolle Forschungen im Gebiete der philosophischen Wissenschaften gehören in Italien der neueren Zeit an. Von der halbmittelalterlichen Scholastik des Thomismus bis zum pantheistischen Monismus der Schelling-Hegel'schen Identitätslehre hat die neuere italienische Philosophie bedeutende Repräsentanten aufzuweisen. Die Werke Kant's, J. G. Fichte's, Schelling's, Hegel's haben sich dort Bahn gebrochen und aus den Anregungen der deutschen Philosophie sind in Italien vom idealistischen, wie vom materialistischen, vom individualistischen, wie vom monistischen, vom deistischen, wie vom pantheistischen, vom supranaturalistischen, wie vom rationalistischen Standpunkte verschiedenartige philosophische Werke hervorgegangen. Vorstehendes Buch eines hervorragenden sicilianischen Philosophen gehört zu den bedeutenderen literarischen Erscheinungen der neueren Zeit in dem neu erstandenen, zum Einheits- und Freiheitsbewusstsein erwachten Italien.

Der gelehrte Herr Verfasser, P. Antonio Maugeri, Vorstand der philosophisch-literarischen Facultät an der sicilianischen Universität Catania, richtet die Widmung und Vorrede seines Werkes an die studirende Jugend Siciliens. Er klagt über die Geringschätzung, welche die Philosophie in Italien noch immer findet, spricht von der Bedeutung derselben für alle positiven Wissenschaften; er will, dass die Philosophie eine wahre und eine italienische sei. Wahr ist sie ihm, wenn sie den Menschen entwickelt, wie er ist, in seiner Doppelnatur, der geistigen, wie der organischen, wenn sie den Gedanken an sich und in seinen Beziehungen zum Organismus zum Bewusstsein bringt. Italienisch ist sie, wenn sie nach dem »grossen Programm der alten Pythagoreer« strebt, das »uns unter verschiedenen Schicksalen durch eine lange

Digitized by Google

Reihe von Jahrhunderten überliefert ist, aber nie ganz zu Grunde ging, weil die Italiener, die nach dem Ruhme strebten, Europa eine wahre Philosophie zu zeigen, sich aus ihrem Geistesschlummer immer wieder aufrüttelten, wenn innere und äussere Ereignisse sie zum Verlassen dieses ruhmvollen Pfades bestimmt hatten.« Refer. hat gegen diese Stelle ein begründetes Bedenken. Die Pythagoreer hatten eine naturphilosophische Richtung, wenn sie auch durch die Lehre von der Form den Uebergang zu den tiefsinnigen Eleaten bilden. Sie haben, indem sie die Dinge auf das Princip der Form oder des Maasses zurückführen, kein idealistisches, sondern ein mehr der Natur zugewendetes, materialistisches Programm. Ferner kann in der langen Zeit des Mittelalters bis zum Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert kaum von einem auctoritätsfreien philosophischen Streben in Italien die Rede sein. Auch haben, was die Pythagoreer betrifft, die Italiener mit dieser Philosophie keine eigene, sondern eine durchaus griechische Philosophie erhalten. Immer war es in Italien eine fremde, ursprünglich nicht auf dem Boden der Heimath erwachsene Philosophie, welche man in diesem Lande adoptirte und praktisch verwerthete. Die so genannte italische Philosophie der Pythagoreer und Eleaten ist eine durchaus griechische, die Philosophie zur Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften in Italien eine Platonische und Aristotelische, oder der orientalischen Emanation entnommen, und die aus dem Streben der Neuzeit hervorgegangene ihrem Wesen nach eine deutsche oder französische, immer aber eine vorherrschend eklektische Philosophie. Wenn der Herr Verfasser daher will, dass die Philosophie eine »italienische« sei, so kann dieses nicht in erster, sondern nur in zweiter Linie, nicht in der Ursprünglichkeit der philosophischen Entwicklung, sondern nur in Auffassung und Durchbildung der Fall sein. Italien ist in der Philosophie kein Mutterland, sondern nur eine Kolonie. Kaum wird es daher möglich sein, sich von dem Einflusse der »Fremden« in der Philosophie frei zu machen, oder die Herrschaft der deutschen oder französischen Philosophie abzuschütteln, weil beide sich so leicht in »Extreme versteigen.« Der Herr Verfasser lobt die Kant'sche und die Cousin'sche Schule in manchen ihrer Anschauungen, tadelt sie aber als von Grund aus fehlerhaft, und findet, dass der aus beiden hervorgehende Pantheismus »der philosophischen Heterodoxie zur Stütze diente.« Allein in der Philosophie giebt es keine Ortho- und Heterodoxie, diese Begriffe haben nur in der Theologie eine Bedeutung. Die Kant'sche Schule hat nicht zum Pantheismus geführt; denn die Schelling-Hegel'sche Schule ist ganz von dem von Kant eingeschlagenen Pfade abgewichen, und Kant selbst hat noch bei Lebzeiten gegen die Fichte'schen Consequenzen seiner Philosophie protestirt. Zudem stellt Kant die Gottesidee als ein auf eine unbedingte Nöthigung gegründetes Postulat der praktischen Vernunft auf. Dem Herrn

Digitized by Google

Verfasser ist das Programm für die italienische Philosophie der Gegenwart die vernünftige organische Verbindung der beiden Principien des Idealismus und Sensualismus (l'organismo razionale dei due principii ideale e sensibile S. IX), eine gewiss anerkennenswerthe und in ihrem Streben durchaus richtige Anschauung. Von diesem Gesichtspunkte geht der Herr Verf. auch bei der Abfassung des vorliegenden neuesten Werkes aus und schliesst sich dabei in mancher Hinsicht vorzugsweise an Gioberti an. Er unterscheidet zwei philosophische Hauptschulen in seinem Vaterlande. Die eine, in die Tiefe dringende, geht vom psychologischen Princip aus, und endigt mit dem Kant'schen Kriticismus. Der psychologischen Schule steht die ontologische entgegen. Die erste, die Schule des Psychologismus (psicologismo) führt zuletzt zum Sensualismus, die andere, die Schule des Ontologismus (ontologismo) zum Pantheismus. Der Herr Verf. erblickt in den beiden philosophischen Schulen, deren Kampf ein heftiger ist, die Ueberschreitungen des philosophischen Strebens, welche zu unhaltbaren Extremen führen. Man muss diesen Extremen gegenüber den Weg der rechten Mitte einschlagen. »Beide Schulen, heisst es S. X, enthalten grosse und erhabene philosophische Begriffe; ihre Lehren schliessen kostbare Befruchtungskeime für die erhabenen Theorien des Wahren in sich. Der Psychologismus berührt die grossen Wahrheiten der Existenz, der Ontologismus die höchsten Thätigkeiten der Vernunft, und wie die Vernunfttheorien ohne die Berücksichtigung wirklicher Thatsachen, einer natürlichen und menschlischen Wissenschaft, uns zu einem leeren Spiele mit Begriffen führen, uns über die Wolken in ein eingebildetes Land, in eine Luftregion versetzen, so würden für uns die Lehren der Erfahrung ein Haufe schlecht geordneter Behauptungen sein, wenn sie nicht die Gesetze der Vernunft bestätigten. Nur so erhebt man sich zu wirklichen wissenschaftlichen Wahrheiten.« Beide Schulen müssen darum ihre guten Seiten zu einem höhern einheitlichen wissenschaftlichen Gewinne verbinden. Die Philosophie soll die Theorien des Sensualismus mit denen des Rationalismus, die Lehren des Psychologismus mit denen des Ontologismus in Einklang bringen. Die Theorien der beiden entgegengesetzten Schulen sollen sich mit den in ihnen liegenden wahren Lebenskeimen vereinigen zur Begründung einer empirisch-rationellen Philosophie. Diese Philosophie, deren Aufgabe die Ueberwindung, die Vermittlung und Versöhnung der einseitigen Gegensätze ist, und welche der Herr Verf. in dem vorliegenden Buche erstrebt, wird das »psychologisch-ontologische System« (sistema psico-ontologico) genannt. Wie werden die psychologischen und ontologischen Anschauungen verbunden? Der Herr Verf. geht mit Recht in der Philosophie von der Thatsache des Bewusstseins aus. Im Bewusstsein hat sich der Gedanke verwirklicht. Dieses kann nicht der Fall sein ohne ein ihn zur Entwicklung bringendes Element.

Digitized by Google

Dieses reine Element, an welchem die sinnliche Erfahrung noch keinen Antheil hat, weil es vor der empirischen Erscheinung ist, muss mit dem Ich zugleich sein und dessen Natur und Wesen bilden. Aber in der Zeitfolge ist dieses Wesen nicht das Erste. Wir beginnen unsere Erkenntniss mit der Thatsache: Ich denke, ich bin. Das Ich kann aber nicht zu dieser ersten Behauptung gelangen, wenn es nicht mit einem Gedanken, einer Idee begabt ist (senz' esser dotato di un pensiero, di una idea). Daher ist die Idee in der logischen Ordnung das Erste. Doch ist die Offenbarung der Idee und das: Ich denke gleichzeitig. Das reine Element ist in das empirische Element im Bewusstsein übergegangen und beide vereinigte Elemente bilden die Natur des Ichs, aus der Vereinigung beider gehen die grossen Thätigkeiten der Intelligenz hervor. Dieses uranfängliche, erste Element, ohne welches kein Bewusstsein entsteht, diese Idee ist »die uns angeborne Gottesidee«, sie ist »ein Licht«, durch welches das Ich wirkt und seine Vermögen entwickelt, sie ist das Intelligible in uns, durch welches wir die Dinge begreifen. Man kann die Dinge weder von der Welt, noch von dem Ich ableiten, weil das Ich und die Welt ohne diesen Gedanken an sich, die Idee Gottes, nicht begriffen werden können. Diese Idee wird von dem Herrn Verfasser das protologische Princip (principio protologico) seines Systemes genannt. Der Herr Verf. will, vom Ich ausgehend, in die Tiefen des Bewusstseins sich versenken, um das Wesen des Gedankens an sich zu untersuchen. Er will von ihm aus die Reihe der Erkenntnisse entwickeln und ein oberstes Gesetz für ihre Wahrheit aufsuchen. Er unterscheidet Erkenntnisse, welche sich auf die metaphysische oder vernünftige, und solche, welche sich auf die sinnliche Natur der Erfahrung beziehen. Er forscht nach den Mitteln, durch welche man zu beiden gelangt, und will so die Offenbarung jener grossen Erscheinung erklären, welche man den Gedanken nennt. Die Untersuchung des Gedankens an sich selbst hat der erste Theil seiner Philosophie, die rationelle Protologie, (protologia razionale) zur Aufgabe. Sie ist der grundlegende Theil seiner Philosophie. Sie soll den Leser eben so sehr vom »armseligen und kindischen System des Sensualismus«, als von der »verdammungswürdigen und gefährlichen Lehre des Rationalismus«, worunter der idealistische Pantheismus verstanden wird, ferne halten.

Der Herr Verf. klagt im Anfange seiner Protologie darüber, dass ungeachtet der Bemühungen seines Vorgängers Tedeschi, welcher dem Condillac'schen Götzenbilde (l'idolo Condilliacano) entgegenwirkte, ungeachtet der schönen und klaren Beobachtungen Mancino's, welcher den »unvernünftigen Materialismus bekämpfte«, der »tiefen und grossen Lehren« P. d'Acquisto's, des »sicilianischen Kant«, und der Forschungen P. Romano's in der »Wissenschaft des innern Menschen« der Sensualismus in Sicilien und vor Allem in Catania, dem »Athen dieser Insel«, seinen Wohnsitz unter

Digitized by Google

Aerzten, Naturforschern und Philosophen aufschlug. Das grosse Problem des Gedankens suchte die Philosophie durch den Sensualismus oder Spiritualismus, durch den Skepticismus oder Pantheismus zu lösen. Der Gedanke des Menschen soll im Menschen entwickelt, die höchsten Principien desselben aufgesucht, seine ursprünglichen Formen und die Vernunftgesetze, die ihn beherrschen, dargestellt werden. Dieses soll die Aufgabe des ersten Theiles, der Protologie, sein. Diese behandelt den Gedanken in sich selbst, sie ist die Wissenschaft von den obersten Principien der Vernunft. Der Gedanke aber setzt ein Subject voraus, dem er inhärirt. Der Gedanke ist eine Offenbarung, Entfaltung, eine Bethäthigung der inneren Entwickelungen des Geistes, der Seele, des Ichs. Bei jedem Gedanken erkenne ich mich selbst als Subject des Gedankens. Ohne dieses Ich ist nichts für mich, was gedacht wird. Der Gedanke ist eine Erscheinung des Geistes, er ist eine Modifikation desselben. Man muss daher den Gedanken in Verbindung mit dem Geiste betrachten. Der Geist aber ist genau und innig (strettamente e intimamente) mit einem Körper verbunden. So ist das Ich den organischen Gesetzen der thierischen Constitution unterworfen. In der Gehirnmasse entfalten sich die verschiedenen Vermögen des Geistes. Der Geist ist an die Mittel gebunden, innerhalb derer er thätig ist. Der Hr. Verf. weist auf die phrenologischen Arbeiten von Spurzheim, Combe, Vimont, Fossati (Manuel pratique de phrénologie, Paris 1845) hin, warnt aber zugleich vor den verderblichen Irrthümern des Materialismus. Es sollen die Gesetze des Gedankens, wie sie in ihm selbst sind, als Offenbarungen in der körperlichen Entwicklung auch in den Entfaltungen des Gehirns nachgewiesen werden. So ist der zweite Theil seiner Philosophie die rationelle Phrenologie. Man betrachtet hier den Geist in seinen Beziehungen zur leiblichen Organisation. Man muss aber den Geist auch in seinen rein vernünftigen oder den geistigen Elementen, wie sie im Geiste selbst sind, darstellen. Es handelt sich hier um eine Theorie vom Ursprung und der Natur der Ideen. Es muss gezeigt werden, dass unsere Vorstellungen mehr, als eine Täuschung unserer Sinne, mehr, als blosse Bilder des Ichs sind, dass ihnen die ausser uns vorhandenen Gegenstände entsprechen. Wir müssen uns eben so ferne von den Träumereien eines einseitigen Idealismus als von den blossen Larven des Skepticismus und dem den Geist nicht begreifenden Materialismus halten. So ist der dritte Theil von des gelehrten Herrn Verfasser's Philosophie die rationelle Ideologie (S. 1—9). Demnach zerfällt das ganze Werk in drei Bände: Protologie, Phrenologie und Ideologie. Die ersten zwei Bände, die Protologie und Phrenologie. liegen dem Ref. vor.

Mit Recht wird von dem Herrn Verf. die Philosophie als die alle Wissenschaften organisch verbindende Wissenschaft hervorgehoben und die Nominaldefinition: Philosophie ist Liebe zur Weis-

Digitized by Google

heit als ungenügend verworfen. Das, was alle Wissenschaften organisch verbindet, ohne welches keine Erkenntniss Wissenschaft werden kann, ist der Gedanke. Er ist die Grundlage aller Wissenschaften, der höchste Gegenstand dessen, was man Philosophie nennt. Die Philosophie ist darum die Wissenschaft vom menschlichen Gedanken (S. 12). Alle anderen Definitionen lassen sich auf diese zurückführen. Wenn wir bis auf den letzten Grund des Gedankens zurückgehen, so ist die Philosophie die Wissenschaft vom höchsten Gedanken, von dem alle andern Gedanken ausgehen, die Wissenschaft des Absoluten, des Unendlichen, des Seins in sich (dell' Essere in se). Nicht unmittelbar gewinnen wir das Absolute, sondern nur mittelbar durch das menschliche Denken. Immer aber muss der Mensch bei allem Denken in den einzelnen Wissenschaften, bei jeder Idee, als den letzten Grund die Idee des Absoluten voraussetzen. Das Absolute lässt sich nur durch die Erkenntniss der Bedingungen und Gesetze des Denkens auffinden, weil der Gedanke das Gesetz aufstellt, nach dem jedes das ist, was es ist, und das Sein nur nach dem Gesetze des Gedankens begriffen werden kann. So ist der unmittelbare Gegenstand der Philosophie der Gedanke und der ursprüngliche Gegenstand des Gedankens das Absolute. Die Philosophie hat immer nach dem gleichen Ziele gestrebt; nur ihre Auffassungen und Darstellungen in den Systemen sind nach der Verschiedenheit der Formeln oder Ausdrucksweisen der Wege oder Ausgangspunkte verschieden. Der Herr Verf. unterscheidet eine objective Philosophie, welche von den äussern Gegenständen oder Objecten ausgeht oder behauptet, dass die Gegenstände in der Natur so sind, wie wir sie uns vorstellen und eine subjective, vom Geiste, dem Begriffe, dem Denken ausgehende Philosophie, begründet von Sokrates, wieder eingeführt von Cartesius und von Kant bis zu ihren letzten Folgerungen getrieben. Da ihm die Philosophie die Wissenschaft vom menschlichen Gedanken ist, so wendet er sich natürlich mehr der subjectiven Seite zu. Er erblickt in der Kant'schen Schule »eine neue, wieder erschaffende Macht, welche die Geister zu einem fruchtbaren Nachdenken über den Gedanken und zur Lösung der erhabensten wissenschaftlichen Probleme rief« (S. 29). Der Gegenstand der Philosophie ist der Gedanke; aber der Gedanke muss selbst wieder einen Gegenstand haben. Der Pantheismus macht zum unmittelbaren und ersten Gegenstande der Vernunft die Substanz, der reine Ontologismus das Absolute, der französiche Psychologismus (psicologismo francese) das Ich, der deutsche das vergötterte Ich (l'io divinizzato), der Materialismus den Körper in seiner physischen Beschaffenheit, der Idealismus und Skepticismus würden die Wahrheit zum Gegenstande machen, wenn man die Mittel zu ihrer Auffindung hätte. Im Allgemeinen ist das Sein oder Wesen (l'ente) mit einer abs-

Digitized by Google

tracten oder allgemeinen Benennung, der Gegenstand der Philosophie (S. 30). Ist dieses Sein oder Wesen möglich oder wirklich, wird es bloss gedacht oder existirt es an sich? Der Gedanke existirt, aber der Gedanke kann nicht existiren ohne den Gedanken des Seins. Der Philosoph und der gemeine Mann stimmen in den Sätzen überein: Ein Ding ist oder es ist nicht, es war oder war nicht, wird sein oder wird nicht sein. Wir stellen mit unbestreitbarer Gewissheit die Denkprincipien der Identität, des ausgeschlossenen Dritten, des Widerspruchs auf. Sie stützen sich alle drei auf den Gedanken des Seins; ohne diesen sind sie unmöglich. Wäre dieses Sein nur möglich, so wäre es ein Nichts; denn erst, wenn die Möglichkeit zur Wirklichkeit wird, ist sie ein Sein. Es wäre absolut unvorstellbar, wie wir zu den genannten Principien kommen und keine Art von wahrer Erkenntniss wäre möglich. Wenn das Sein der Gegenstand des Gedankens ist und ohne das Sein nichts gedacht werden kann, so ist dieses Sein eine nothwendige und keine zufällige Realität. Wenn wir über die Reihe der zugleich vorhandenen oder aufeinanderfolgenden Einzelexistenzen reflectiren, so können wir nur durch Schlüsse auf ihre Realität kommen und diese führen uns zu einer höchsten Realität, in welche die Vernunft alle Realitäten einschliesst, aus welcher sie alle Realitäten ableitet. Die Einzelwesen sind hier nur dadurch, dass sie in Beziehung zu einer letzten Ursache stehen und von ihr abhängen. Die Einzelwesen können kommen und vergehen, das Wesen oder Sein an sich kann unmöglich nicht seiend gedacht werden. Die Einzelwesen sind nur dann Wesen, wenn jenes ist. Das Sein an sich ist darum als der letzte Grund aller Einzelwesen wirklich und nothwendig. Dieses Sein oder Wesen ist das Absolute.

Die Wissenschaft des Gedankens, geschichtlich in Systemen aufgefasst, will alle Erscheinungen entweder aus dem letzten Grunde der Sinnlichkeit und der Einwirkung auf sie oder der Vernunftthätigkeit und ihren Ideen erklären. Im ersten Falle ist sie Sensualismus, im zweiten Idealismus. Die Widersprüche beider Systeme führen zum Zweifel an ihrer Wahrheit, zum Zweifel an der Erkennbarkeit des Objectes an sich, zum Skepticismus. Der Mensch sucht endlich eine festere Grundlage im Unendlichen, und betrachtet das Endliche als eine Entfaltung, Erscheinung oder Modifikation desselben im Pantheismus. Diese vier Systeme sind nach dem Herrn Verf. die vier Formen, unter welchen man von jeher die philosophischen Aufgaben zu lösen versuchte. Derselbe sucht diese Vierheit der philosophischen Systeme in den orientalischen Schulen (S. 45 — 52), in der griechischen Weisheit bis zur christlichen Epoche (S. 52—59), in der philosophischen Entwicklung vom vierten bis mit Einschluss des 18. christlichen Jahrhunderts (S. 59—64) geschichtlich nachzuweisen. Aus der Verschiedenheit dieser Systeme leitet er die Nothwendigkeit einer Reform der Philosophie ab, und deutet die in Deutschland

Digitized by Google

und Frankreich versuchte Umgestaltung dieser Wissenschaft an (S. 65—71). »Der Mensch, heisst es S. 65, ist eine Mischung von Materie und Geist, von Sinnlichkeit und Vernunft, von Leib und Seele. Aus dieser Mischung geht die grosse Erscheinung des Gedankens hervor. Um von da aus die wichtige Frage zu lösen, wie wir denken, welches die Elemente des Gedankens sind, nach welchen Gesetzen der Gedanke sich verwirklicht, entwickelt, vollendet, muss man seine Aufmerksamkeit auf die Erscheinungen der Sinne und des Geistes, der Vernunft und der Empfindung richten, aber so, dass nicht die eine Betrachtung die andere ganz aufhebt, sondern dass sie sich beiderseits zu einem gemeinsamen Ziele verbinden. Die Zeit ist für philosophische Bestrebungen günstig. Wir sind im neunzehnten Jahrhundert, dem Jahrhunderte des Lichtes und der Einsicht, wir sind in dem Jahrhundert, in welchem man keinen andern Gott (idolo) anbetet, als die Göttin Vernunft. Die Vernunft ist die höchste Gesetzgeberin aller Nationen und aller Bestimmungen der Völker. Unglücklicher Weise aber ist ihre Herrschaft ein eiserner Scepter gewesen und die Verbrechen ihrer Regierung, vom Jahre 83 bis 93, in der Mitte eines Volkes begangen, das sich rühmt, das gebildetste der Welt zu sein, bezeugen zur Genüge, was die sich selbst überlassene und von jedem religiösen Zügel befreite Vernunft ist. ....« Man erstrebte die Reform in Deutschland, Frankreich und Italien. Siehe da erscheint in Deutschland ein ausserordentlicher Mann, welcher durch seine zergliedernde Geistesmacht (la sua potenza analitica), durch die Kühnheit und Ursprünglichkeit seiner Begriffe mit Recht in die Reihe der erhabensten Denker im Gebiete der Wissenschaft gestellt werden musste.« Trefflich ist die S. 66 folgende Schilderung Kant's und besonders aus der Feder eines italienischen Denkers. Uebrigens ist hier ein literarhistorisches Versehen zu berichtigen. »Kant, sagt der Herr Verfasser S. 67, lebte unbekannt, als er zum erstenmale im Jahre 1736 (?) das grosse Werk, die Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, herausgab, das durch die Erhabenheit seines Entwurfes gleichsam zur Wage dienen musste, um das Gewicht der philosophischen Lehren zu bestimmen. Die Erscheinung dieses Werkes erfüllte das wissenschaftlich gebildete Europa mit einem unermesslichen Staunen und von da an begann man das Verdienst Preussens in der Wissenschaft auf's Höchste zu würdigen. Kant legte mit seinen Prolegomenen die Grundlage zur grossen Reform.« Zuerst sind die hier angeführten Prolegomenen nicht 1736 (wohl ein Druckfehler), wo Kant erst 12 Jahre alt war, sondern 1783 erschienen. Sodann ist dieses Werk nicht das Grund legende und Epoche machende Werk Kant's, sondern die Kritik der reinen Vernunft (1781) und Alles, was von dem Herrn Verf. gesagt wird, bezieht sich nur auf diese. Die Prolegomenen »zu jeder künftigen Metaphysik, die eine Wissenschaft werden sollte«, erschienen erst drei Jahre nachher, 1783, eine Schrift, welche zum Verständnisse des

Digitized by Google

genannten Hauptwerkes gelesen werden muss, weil sie die Hauptfragen zerlegt, welchen sodann die einzelnen Theile der Kritik der reinen Vernunft entsprechen. Die subjective Anlage der Kantischen Philosophie und die Verwerfung der theoretischen Begründung der übersinnlichen Ideen, der theologischen, kosmologischen und psychologischen, gaben den Zeitgenossen die Veranlassung, anstatt der Vollendung der angestrebten Reform wieder in die vier bezeichneten Systeme zurück zu fallen. Noch muss Ref. beifügen, dass die französische Revolution nicht nur ihre Schatten-, sondern auch ihre Lichtseite hat, zumal, wenn man dieselbe mit dem Herrn Verf. schon 1783 beginnt. Die edleren Bestrebungen der französischen Revolution hatten zuletzt die constitutionelle Monarchie zur Folge, wie die religiöse Spaltung im 16. Jahrhundert die religiöse Freiheit der Völker. Mit Unrecht wird S. 69 Fries unter die Anhänger Schelling's gestellt, da er vielmehr von Kant ausgeht und die Lehren der Jacobi'schen Glaubens- und Gefühlsphilosophie durch wissenschaftliche Deduction zu begründen sucht. Ebenso hat Krause eine von Schelling abweichende Lehre, den Entheismus, aufgestellt, und ist nicht, wie S. 69 geschieht, einfach als Anhänger Schelling's zu bezeichnen. In Deutschland sind, wie der Herr Verfasser andeutet, ungeachtet der Kant'schen Reform die alten, von ihm bezeichneten Klassen der philosophischen Systeme herrschend. In Frankreich entwickelt sich die Ideologie mit der »politischen Revolution.« Die Ideologie wurde Sensualismus und Materialismus. Ihm stellte sich ein reformirender Spiritualismus entgegen. Dem Hause der Frau Helvetius als Sammelpunkt der Materialisten wird das Haus der Frau von Stael für die neue wissenschaftliche Belebung in Frankreich gegenüber gesetzt. Es wird gezeigt, wie man den Irrthümern des Materialismus entgegentrat, und Degerandos Wirken und das Verdienst Laromiguierres, Birans, Cousins hervorgehoben. Aber auch hier kann die Reform, wie der Herr Verf. andeutet, die Herrschaft der vier angedeuteten Systeme, unter diesen besonders des Skepticismus und Pantheismus, nicht verhindern. Derselbe geht zum Versuche einer Reform der Philosophie in Italien über (S. 78). Er glaubt, dass die Ausländer ungerechte Beurtheiler der italienischen Philosophie seien, und stellt die Behauptung auf, dass die philosophische Entwickelung der übrigen Nationen »immer ihren Anfang in Italien genommen hat.« Baco, Locke und Newton »erhoben ihr riesiges Gebäude auf dem von Cardanus, Telesius, Campanella und Bruno gelegten Grunde.« Wenn wir dieses aber auch, jedoch nur mit Restriction — denn wie weit sind hier die englischen Denker von den der Uebergangsperiode angehörigen, genannten Italienern verschieden! — wirklich zugeben, so wird man doch mit allem italienischen Volksgefühl unsere und die französische neuere und neueste Philosophie seit Leibnitz, Wolff und Kant nicht von einer italienischen Anregung ableiten wollen. Denn unmöglich wird

Digitized by Google

man dieses damit thun können, dass man als Vorgänger von Rousseaus contrat social Gian-Vicenzo Gravina und als Vorgänger Schelling's Miceli bezeichnet. »Thomas von Aquino« und »Bonaventura«, »Lanfranc«, »Anselm von Canterbury«, aus Aosta gebürtig, und Peter, der Lombarder, hatten für die Scholastik des Mittelalters allerdings ihr bedeutendes Verdienst, aber die wahre Philosophie besteht ja eben in der Negation der mittelalterlichen, vom positiven Kirchenglauben abhängigen Scholastik. Unsere neue Philosophie fängt da an, wo die Scholastik aufhört. Zwischen Sarpi und Locke, Campanella und Condillac ist ein solcher Unterschied, dass man unmöglich diese neueren, welche ihren eigenen von jenen unabhängigen Weg gingen, von den genannten Italienern ableiten kann. Mit Recht wird übrigens das absichtliche oder aus Unkenntniss hervorgehende Ignoriren italienischer Philosophie in Deutschland gerügt und gezeigt, wie viel in Italien für die Erneuerung des philosophischen Studiums im verflossenen Jahrhundert geschehen ist. Von Jacob Stellini Vichista bis auf Terentio Mamiani della Rovere »kann man mehr als 200 philosophische Werke in der italienischen Literatur zählen.« Es werden besonders Vico, Antonio Genovesi, Romagnosi, Mamiani hervorgehoben. Das Programm der Philosophie in Italien verlangt eine selbstständige, aus dem italienischen Charakter hervorgehende, nicht von fremden Völkern angelernte oder entlehnte Philosophie (S. 86). Als der Italien eigenthümlich zukommende Charakter der Philosophie wird der »empirisch rationelle« bezeichnet. Er soll sich schon in in den Pythagoreern, in Thomas von Aquino, Galilei, Telesius, Bruno, Cardanus finden. Es ist nach dem Herrn Verf. der italienischen Philosophie eigen, die beiden Principien des Sensualismus und Rationalismus »als eines zu betrachten und zwischen die Ueberschreitungen der beiden Systeme vermittelnd oder versöhnend zu treten.« Die italienische Philosophie ist, indem sie die Vernunft und die Sinne als Quellen der menschlichen Erkenntniss annimmt, »kein Synkretismus« oder »Eklekticismus.« Der Gedanke geht aus der Vereinigung zweier Substanzen hervor, diese geistige Erscheinung wird nur durch die Principien der Erfahrung und Vernunft aufgefunden. Jedes System ist fehlerhaft und ungenügend, das nicht sensualistisch und rationell zugleich verfährt. Der Sensualismus allein führt zum Materialismus oder Skepticismus, der Rationalismus allein zum Idealisms, Nihilismus, Pantheismus (S. 88). Das Progamm der Philosophie Italiens ist die vernunftmässig entwickelte Verbindung des Sensualismus und Rationalismus, der Erfahrung und der Vernunft. Diese Philosophie wird in Ermangelung eines andern Namens von dem Herrn Verf. »das empirisch-rationelle oder das psychologisch-ontologische System« genannt (S. 85). Die vier von demselben aufgeführten Systeme (Sensualismus, Idealismus, Skepticismus, Pantheismus) werden auch in der

Digitized by Google

neuern italienischen Philosophie nachgewiesen. Als Haupt des Sensualismus wird Melchior Gioja (geb. zu Piacenza 1767, gest. zu Mailand 1828) bezeichnet. Ausserdem werden Romagnosi, Lallebasche und Mamiani genannt. Dieser Sensualismus ist ein anderer, als der zum Materialismus führende Condillac'sche, er bricht die Bahn für den Rationalismus. Baron Galuppi ist der Repräsentant der spiritualistischen Schule (geb. 1776 in Tropea, gest. 1846). Es wird der Idealismus Ceresa's und Rosminis, Lusverti's, Defendi's und der Ontologismus Gioberti's erwähnt. Das System des Antonio Rosmini-Serbati (geb. zu Rovereto im Trentino 1797, gest. 1855) wird entwickelt und gezeigt, dass es zuletzt die Keime des Skepticismus enthält. Der Ontologismus des Vicenzo Gioberti (geb. zu Turin 1801 gest. 1852) ist der Vertreter des italienischen Pantheismus. Nach dieser Auseinandersetzung beginnt der Herr Verf. den ersten Theil seiner Philosophie, die Protologie (S. 102). Sie bezieht sich auf die reinen Formen des Gedankens. Die wirklichen uns umgebenden Existenzen sind nicht etwa logische Formen der Vernunft, wie Kant behauptete, noch eine Production des Geistes, wie Fichte, andeutete, noch die absolute Identität des Gedankens nach Schelling, noch eine Idee, wie dieses Hegel als Dogma aufstellte (dogmatizzava). Die Existenzen sind dem Geiste gegeben, nicht von der Vernunft geschaffen, sie sind, ob wir sie denken oder nicht, und in der Logik handelt es sich nicht um den Erweis der Realität des Gedankens, sondern um dessen nothwendige Formen. Die wirkliche Natur deutet auf Thatsachen, auf wirkliche Wesen. Die Protologie kümmert sich um die Realität der Dinge nicht, sie erweist die Grundlage, auf welcher sich die Wissenschaft des Gedankens erhebt, um zu zeigen, wie man von da aus »zur Erkenntniss alles Sensibeln und Intelligibeln gelangt« (S. 103). Der Herr Verf. deutet die Bedeutung der Protologie an (S. 102—117), spricht von der Anschauung und dem geistigen Sehen (S. 117—123) und untersucht die Natur der Anschauung (natura dell' intuito). Das ideale Anschauen der Dinge findet nur in uns statt, und wir sind davon nur durch unser Bewusstsein gewiss (S. 123). Wenn wir nach dem primitiven Elemente einer jeden wissenschaftlichen Erkenntniss forschen, so können wir nach dem Herrn Verf. nicht sagen, dass der Gedanke aus der Empfindung oder zugleich mit der Empfindung entsteht. »Im Denken liegen nothwendige und absolute Principien, die nicht in demjenigen nachgewiesen werden können, was von uns zufällig als Einzelnes empfunden wird. Ohne die Idee des Seins, eines in sich und durch sich Seienden, Unbedingten, Göttlichen kann keine Idee eines Einzelnen für uns Realität haben, weil jene absolute Idee des in sich und durch sich Seienden die nothwendige und allgemeine Bedingung für alles einzeln und beschränkt Seiende oder von uns als solches Erkannte ist. Die Idee Gottes ist das protologische

Digitized by Google

Princip aller Wissenschaften. Das Leben des Ichs ist der Gedanke, weil das Wesen des Ichs sein Leben ist und der Gedanke ist das Wesen des Ichs. Das Ich wurde darum von tiefen Denkern eine denkende Substanz genannt; aber, wie das Sein keinen Augenblick das Sein dessen verlassen kann, dessen Wesen es ist, so begleitet der Gedanke das Ich vom ersten Augenblick seiner Existenz bis in die unbestimmbare Ewigkeit der Jahrhunderte. Der Gedanke an sich ist die Idee und so ist jener dem Menschen angeboren und nicht von Aussen gekommen.« (S. 150) »Das Ich existirt und seine Existenz ist eine thätige und die Thätigkeit offenbart sich durch den Gedanken des Absoluten, weil dieser das Leben des Ichs ist« (S. 151). Das Ich ist, was sein individuelles Leben betrifft, der Aussenwelt gegenüber, gleichsam noch ein Leben in der Möglichkeit. Seine Beziehungen zur Aussenwelt beginnen erst mit der Empfindung der letzteren. Bei Gelegenheit der ersten Empfindung erkennt das Ich sich selbst und sagt in einem freiwilligen, ursprünglichen, von der Idee erleuchteten Acte: Ich bin (S. 151). Aber nie konnte das Ich sagen: Ich bin, nie diesen ersten Geistesact offenbaren ohne eine Idee, ohne ein Intelligibles, welches das Ich zu jenem berühmten Ausspruche des Selbstbewusstseins bewegt. Ohne diese Idee wäre das Ich ohne Leben, ohne Thätigkeit, weil sein Leben der Gedanke ist. Es wäre ein Sein ohne Sein, die Natur Condillacs, die unempfindliche Tafel der Philosophen, ein reines Nichts. Das Leben des Ichs ist, weil der Geist ist, die Empfindung ist Empfindung, weil das Ich sie hat, fühlt, und das Ich nimmt sie auf und fühlt sie, weil es thätig und lebendig ist und es ist thätig und lebendig, weil es von dem Gedanken oder der Idee geleitet wird. Das Ich sagt nur darum: Ich empfinde, weil es das Licht der Erkenntniss von dem Gedanken empfängt. Nachdem der Herr Verf. den Gedanken des absoluten Seins als den Grund alles Denkens und Seins bestimmt hat, untersucht er das Urtheil (S. 155—167), die Lehren derjenigen, welche den Anfang der Intelligenz vom Urtheil ableiten (S. 167—173), so wie jener, welche den Gedanken als die erste That der Intelligenz bezeichnen (S. 173—180), bezeichnet die Schwierigkeit, die erste Thätigkeit der Intelligenz zu bestimmen (S. 180—186), fasst das als Grundlegend Bestimmte in einen Ueberblick zusammen (S. 186—191), behandelt die Bedingungen eines Systems und einer geschichtlich rationellen Entwicklung der uns angebornen Gottesidee (S. 192—202), die verschiedenen Arten der Methode (S. 202—209), die analytische und synthetische Methode (S. 209—212), den Unterschied der Wissenschaft und Methode und, was die letztere betrifft, der ontologischen und psychologischen (S. 212—220), die Beobachtungen über die innere Anschauung und die Formel der ontologischen Methode (S. 220—223), die Irrthümer der psychologischen und ontologischen Methode (S. 223—228), die Grundsätze der von ihm adoptirten, die Extreme der vier genannten Systeme

Digitized by Google

vermeidenden, eine höhere Einheit für die Gegensätze aufsuchenden, psychologisch-ontologischen oder wissenschaftlichen Methode (S. 228—235), die Nothwendigkeit ihrer Anwendung für die Wissenschaft als die dieser vorausgehende Grundbedingung (S. 235- 239). Das seither Berührte umfasst die sechs ersten Kapitel des ersten Bandes.

Das siebente Kapitel handelt vom Kriterium der Wahrheit und zwar von der Natur des Kriteriums (S. 239—246), vom Gemeinsinn oder Gemeingefühl als Kriterium (S. 246—257), von der unpersönlichen Vernunft als Kriterium der Wahrheit (S. 257—265), vom Skepticismus als einem neuen Kriterium (S. 265—276), vom Bewusstsein als Kriterium der Wahrheit (S, 276—281), vom obersten Kriterium der Wahrheit (S. 281—285), vom Cartesianischen Princip (S. 285—289), vom doppelten Princip Cousins und den vier Principien Rosminis (S. 289—294), vom Princip des Widerspruches als dem obersten Gesetz des Systemes und höchsten Gesetz der Wahrheit (S. 294—304). Das achte Kapitel handelt von den rationellen Wahrheiten, insbesondere von den Merkmalen der reinen und apriorischen Wahrheiten (S. 304—311), von dem Werthe der reinen Wahrheiten in Hinsicht auf den Grund der empirischen (S. 311—315), von der Frage der Thatsache und des Rechtes in Beziehung auf die Begründung der empirischen Wahrheiten (S. 315—320), den analytischen und synthetischen Urtheilen a priori (S. 320—327), der Natur der synthetischen Urtheile a priori (S. 327—333) und giebt zum Schlusse eine Prüfung des metaphysischen Urtheiles als eines apriorischen synthetischen: »Jede Wirkung muss ihre Ursache haben (S. 333—341). Das neunte Kapitel untersucht die Kategorien, insbesondere den etymologischen Werth derselben (S. 341—345), die 12 Kant'schen Kategorien (S. 345—353), die Entwicklung der letzteren (S. 353—361), das zehnte die die Wirklichkeit und Gewissheit unserer Erkenntnisse bestimmenden Gesetze, namentlich den innern Sinn als erstes und unmittelbares Gesetz unseres Wissens (S. 361—369), das Zeugniss der äussern Sinne als unmittelbares Gesetz des empirischen Erkennens (S. 869—370), das Gedächtniss als das die Erwerbung unserer rationellen und empirischen Erkenntnisse unterstützende Gesetz (S. 370—381), die Evidenz als Gesetz unserer ursprünglichen Vernunft- und Thatsachenerkenntnisse (S. 381—389), die fremde Auktorität als das Gesetz für das geschichtliche und Erfahrungswissen (S. 389—394), den Vernunftschluss als das uns zum reinen und empirischen Erkennen bestimmende Gesetz (S. 394—401). Das eilfte Kapitel enthält eine Bestimmung über die Gewissheit und zwar über die Natur der philosophischen (S. 401—411) und den Schluss (S. 411—427). Die Protologie schliesst nach einer nochmaligen Zusammenfassung des im ersten Bande Entwickelten mit den Worten: »Das doppelte Princip, das reine Vernunftprincip und das empirische, ist ein zu einem zusammen-

Digitized by Google

geschmolzenes Princip, das so genannte psychologisch-rationelle, weil es das reine Element in der Idee und das empirische in dem: »Ich fühle« enthält. Beide offenbaren sich zusammen in zeitlicher und logischer Folge. Während das: Ich fühle die Idee voraussetzt und die Idee dem: Ich fühle Leben giebt, könnte sie ohne das: Ich fühle sich nicht geltend machen und ohne das: Ich fühle würde die Idee unerkannt bleiben. Ein Princip bedarf daher das andere und beide vereinigt bilden die Grundlage des Systemes, welches wir das psychisch-ontologische genannt haben.«

Der zweite Band umfasst den zweiten Theil der Philosophie Maugeris, die rationelle Phrenologie.

Das mit Mässigung und Umsicht geschriebene, sich von allen politischen und religiösen, wie von den philosophischen Extremen des einseitigen Materialismus und Spiritualismus, des absoluten Skepticismus und Pantheismus gleich weit entfernt haltende Buch, welches mit Begeisterung von der staatlichen und wissenschaftlichen Wiedergeburt Italiens und von der wahren durch vorurtheilslose Untersuchung zu gewinnenden Freiheit der Geister als der Grundlage für jede bessere Entwicklung des italienischen Vaterlandes spricht, wurde, wie wir aus der Vorrede zum zweiten Bande ersehen, von Dunkelmännern in Neapel angegriffen. Man las in einem neapolitanischen Blatte (La scienza e la fede di Napoli, vol. 59, fasc. 330, 31. Ottobre, 1865, p. 156) folgende Stelle in der Anzeige des vorliegenden Werkes: »Die von P. Maugeri in diesem ersten Bande entwickelten protologischen Lehren widersprechen in der That jenen, welche wir bisweilen in dieser nämlichen Sammlung von Zeit zu Zeit auseinandergesetzt und vertheidigt haben, indem wir dabei den Fussstapfen der heiligen Väter und Scholastiker folgten. Darum thut es uns leid, sagen zu müssen, dass wir, was diesen Theil betrifft, diese Arbeiten nicht günstig aufnehmen können. Klingt das nicht wie eine jesuitische Denunciation und Verdächtigung? Treffend antwortet hierauf der Herr Verf. S. III.: »Hier könnte man etwa fragen: Ist das vielleicht ein guter logischer Grund, eine Lehre für unfähig zu ihrer Geltendmachung, Vertheidigung und günstigen Aufnahme deshalb zu erklären, weil sie einer von andern bekannten Lehre nicht gemäss ist? Ist es in der Philosophie nothwendig, den Fussstapfen oder dem Systeme der Kirchenväter zu folgen?« Und, wenn es nöthig wäre, welchem Systeme müssen wir folgen? Jenem des hl. Augustin, des hl. Anselm, des hl. Bonaventura oder des hl. Thomas? Es giebt in allen Schulen heilige Väter, die einen sind Spiritualisten, die andern Pantheisten, die einen Ontologen, die andern Sensualisten. Nur Skeptiker kennt die Philosophie der Väter nicht, weil sie, da ihre Grundlage die Offenbarung ist, die Realität der menschlichen Erkenntnisse und ihrer Beziehungen zu den Gegenständen der Natur und ihres Schöpfers weder bezweifeln noch leugnen konnten. Wenn wir indessen den Fussstapfen der hl. Väter nachfolgen, müssen wir dann den Spiri-

Digitized by Google

tualismus des hl. Augustin oder den Pantheismus des hl. Anselm annehmen? Wird es für uns besser sein, die vorzugsweise ontologische Lehre des hl. Bonaventura oder die psychologische des hl. Thomas anzunehmen, oder ist es vielleicht besser, allen heiligen Vätern zu folgen, indem wir zugleich Spiritualisten, Sensualisten, Pantheisten, Rationalisten, Ontologiker und Psychologisten (psicologisti) sind? Zudem hat man gewiss keinen genügenden Grund, eine Lehre zu verbannen oder ihr höhnisch zu trotzen, weil sie von einer von Andern angenommenen abweicht oder ihr widerspricht In der Erforschung der natürlichen Wahrheiten ist jedem Menschen die Freiheit des Philosophirens vergönnt. Ohne sie würden die Wissenschaften stehen geblieben sein, sie würden jene Höhe nie erreicht haben, welche ein Baco, Newton, Galilei, Leibnitz und die grossen Denker Italiens, Frankreichs, Deutschlands und anderer Länder errungen haben. Selbst die Kirchenväter haben diese Freiheit ausgesprochen. Vor Allen sagt Lactantius: »In dem, was die Weise des Lebens betrifft, muss Jeder sich auf sich selbst verlassen, sich auf sein Urtheil stützen, die Wahrheit suchen, die Weisheit sich erwerben und nicht ohne irgend ein Urtheil das von den Vorfahren Aufgefundene billigen und sich nicht von jenen nach Art des Viehes leiten lassen.« Die philosophische Knechtschaft wurde von den Vätern selbst verworfen, und, wenn Wading diejenigen aufzählte, welche von der philosophischen Forschungsfreiheit Gebrauch machten, stellt er den feinsten Denker unter den Kirchenlehrern, (Johannes Duns) Scotus, an die Spitze, von welchem er sagt: Keinem nahm er sich vor zu folgen, noch war es nach ihm, auf irgend eines, auch des Gelehrtesten, Worte zu schwören, erlaubt.« Etwaigen Verdächtigungen vorzubeugen hat der Herr Verf. die Anmerkung beigefügt: »Wenn ich vom Pantheismus des hl Anselm und dem Sensualismus des hl. Thomas spreche, muss man dieses nicht im strengen Sinne nehmen und die Lehren des ersten nicht mit denen Spinoza's, Schelling's oder Hegel's und die Theorie des zweiten nicht mit denen Condillacs und Tracys verwechseln. Einige Ausdrücke im Monologium haben mich bestimmt, den hl. Erzbischof von Canterbury unter die Klasse der Pantheisten oder Rationalisten zu setzen; aber sein Eifer und die Gewandtheit seiner Absicht, die Vernunft mit dem Glauben zu versöhnen, stellen ihn gegen jeden Angriff sicher. Eben so hat der englische Doctor (Thomas) in der Entwicklung der Intelligenz die Hülfe der Sinne nöthig und nimmt jenen vernünftigen und philosophischen Sensualismus an, welcher allein den Menschen und seine Vermögen entwickelt.« Wir haben die ganze Stelle mitgetheilt, um zu zeigen, welche Wurzeln der Geist einer freieren und vorurtheilslosen Forschung unter den Gelehrten Italiens geschlagen hat. Zum Troste »der Schwachen« (pusilli) wird der Erklärung beigefügt, dass die Lehre des Verfassers der Lehre der Väter nicht widerspricht. Reichhaltig ist

Digitized by Google

der Inhalt des zweiten Bandes. Der Herr Verf. schickt im ersten Kapitel des zweiten Bandes seiner Untersuchung eine genauere Andeutung der Wichtigkeit des phrenologischen Studiums und eine kurze Geschichte der Phrenologie voraus, stellt die allgemeinen Principien der phrenologischen Wissenschaft auf, entwickelt die phrenologischen Lehren von den Neigungen, Empfindungen, intellectuellen Vermögen und die Wahrnehmungen über die phrenologische Lehre von den Geistesvermögen. Im zweiten Kapitel geht er von den Organen, durch welche wir in eine Beziehung zur Aussenwelt gelangen, zur menschlichen Seele über und behandelt die Existenz derselben, den Kampf des Materialismus gegen den Spiritualismus in unserer Zeit, die Natur der menschlichen Seele, ihre Einheit und Identität, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des denkenden Stoffes, die Einwendungen des auf so genannte Thatsachen der Beobachtung und des Versuchs gegründeten Materialismus (Positivismus) und die Widerlegung der Beweisgründe desselben. Das dritte Kapitel umfasst die Vermögen der menschlichen Seele, die für das System der Vermögen nöthigen Begriffe, das Bewusstsein, die Empfindungsfähigkeit, die Functionen ihrer Organe, die Physiologie der Empfindungen, die Physiologie und die Lehre vom Tasten, die Unregelmässigkeiten in den Empfindungen, die Elektricität als Leitungselement derselben, das Gedächtniss und seine Erscheinungen, die Ideenassociation, die Erscheinungen der Einbildungskraft, der Besinnung und Wiedererinnerung, das Nachdenken und seine Elemente, die Aufmerksamkeit und Reflexion, die Analysen und Synthesen, das Urtheilen und Schliessen, den Willen und seine Acte, die menschliche Freiheit, die Auflösung einiger Einwendungen. Im vierten Kapitel, welches von dem Gedanken in seiner phrenologischen Beziehung handelt, kommen das Verhältniss zwischen Leib und Seele, verschiedene Erörterungen hinsichtlich der Verbindung des Körpers und der Seele, das System der gelegenheitlichen Ursachen, der vorausbestimmten Harmonie, das peripatetische System der substantiellen Formen und der plastischen Vermittlung, der Causalität und der bewirkenden Ursachen, der Sitz der Seele und die Ewigkeit des Gedankens zur Sprache. Nach dieser Darstellung macht der Herr Verfasser im fünften Kapitel den Uebergang zum Gedanken in phrenologischer Beziehung nach den verschiedenen Zuständen des Menschen. Diese Zustände sind der physiologische und der intellectuelle Zustand des Schlafes, das Nachtwandeln, der Idiotismus, die Geistesschwäche und die Raserei, die Ekstase und Hallucination, die Leidenschaften im Allgemeinen, der thierische und psychologische Instinct und die Temperamente.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Maugeri: Lezioni di Filosofia Razionale.

(Schluss.)

Das sechste Kapitel betrachtet den Gedanken in seiner Beziehung zur objectiven Wirklichkeit. Hier werden die wirkliche Existenz der Körper, die elementaren Principien derselben, die verschiedenen Meinungen über die Art, wie wir zur Erkenntniss der objectiven Wirklichkeit kommen, die eigene Lehre des Herrn Verf. in diesem Punkte, die Art, wie wir wahrnehmen und unsere Körper von einem fremden unterscheiden, dargestellt. Hierauf entwickelt der Herr Verf. im siebenten Kapitel die Systeme, zu welchen Locke's Sensualismus führte, den Berkeley'schen Idealismus und den Hume'schen Skepticismus in Beziehung auf die Existenz der Körper, die Lehre Reids vom gesunden Menschenverstande und Kant's Kriticismus, den subjectiven Idealismus Fichte's, den objectiven Idealismus Schelling's und die absolute Vernunftphilosophie (razionalismo assoluto) Hegel's und giebt zuletzt die Begründung und Darlegung des psychisch-ontologischen Systemes. Von den Phrenologen in Italien werden Uccelli in Florenz und Molassi in Mailand genannt. Was die Phrenologie selbst betrifft, giebt der Herr Verf. unter andern Gründen das Urtheil (S. 49). »Wir müssen aus dem Seitherigen schliessen, dass die Phrenologie, in ihrem absoluten Sinne genommen, ohne jede feste und unangreifbare Grundlage ist, mit welcher die Neueren prahlen. Wenn das Haupt der gegenwärtigen Phrenologie in Frankreich behauptet, dass die von den Phrenologen gelehrte Wissenschaft in ihren Gesetzen keine Ausnahmen zulässt, so müssen wir den Schluss ziehen, dass ein einziges Beispiel von energischer Thätigkeit eines kleinen verletzten oder zerstörten Organes oder bei einem sehr entwickelten Organ ein Beispiel vom Mangel der diesem entsprechenden Thätigkeit das ganze phrenologische Gebäude zertrümmern müsste. Nun giebt es aber sogar viele Fälle von solchen Erscheinungen; also ist diese exclusive Wissenschaft ohne Boden.« S. 50: »Die vergleichende Philosophie bietet uns folgende Thatsachen. Die Hirnmasse des Elephanten und Wallfisches übertrifft bei Weitem die des Menschen und doch wird Niemand behaupten, dass der Mensch in der Intelligenz unter beiden stehe. Der Hund und der Affe, deren Klugheit weit über der des Ochsen und Esels steht, haben im Vergleich zu den letzteren ein kleines Gehirn.« (Referent fügt bei, dass das Schwein das Organ der Ehrfurcht stark entwickelt hat und dem

Digitized by Google

Rindvieh an der Stelle, wo der Witz sitzt, das Horn wachst.) »Mit dem kleinsten Gehirne, sagt Cuvier, bringt die Natur die überraschendsten Wirkungen hervor. Es ist wahr, dass einem kleinen und schlecht organisirten Gehirne Blödsinn und Mangel an Ideen und Empfindungen entspricht; aber wie lässt es sich mit den unabänderlichen Gesetzen der Phrenologie vereinigen, dass die Schläge auf den Kopf bisweilen die Geistesvermögen vermehren, bisweilen vermindern?« Der Herr Verf. fügt endlich bei: »Diese Abweichungen von der Regel sind von den Schriftstellern wiederholt angeführt worden und weisen es als ein Luftgebäude dieser Wissenschaft nach, wenn sie sich für eine Erkenntniss ohne Ausnahme und eine ausschliessliche Wissenschaft hält. Die phrenologische Wissenschaft des Gehirns ist wichtig, aber nur da, wo man sie auf vernünftige Weise in freundschaftlichen Einklang mit der Ichlehre zu bringen weiss (ove si sappia amicare colla dottrina del me).« Der Herr Verf. will nicht, wie die Phrenologen thun, die Phrenologie zur alleinigen Psychologie machen, sondern diese letztere muss ihm den Prüfstein für das Haltbare oder Unhaltbare der phrenologischen Wissenschaft abgeben. Referent fügt bei, dass man von den Erhabenheiten und Vertiefungen auf der äussern Knochenplatte des Schädels nicht mit Gewissheit auf eine ähnliche Beschaffenheit der Hirnorgane schliessen kann. Die Schädelknochenbildung hängt nicht allein vom Gehirne, sondern von der Muskelbildung, von der frühern Verwachsung der Knochennäthe, von Knochenkrankheiten, von der grössern oder kleineren Stirnhöhle ab. Das Hirn kann geschwunden sein und der Schädelknochen dauert fort. Nicht die Quantität allein, sondern die Qualität, die intensive Kraft entscheidet über die Vorzüglichkeit eines Organs. Den äussern Erhabenheiten des Schädelknochens entsprechen nicht immer in der innern Wand des Schädels Vertiefungen. Die meisten Vermögen haben in zwei Hälften des Gehirnes Organe. Wenn das eine verletzt ist, ist immer noch das andere gesund. Die Phrenologen nehmen Geistesvermögen als verschieden an, die sich offenbar auf ein und dasselbe Vermögen zurückführen lassen. Die bedeutendsten Organe des Hirnes sind auf seiner Basis. Nimmt sie die Phrenologie vielleicht deswegen auf der Oberfläche an, um sie am Schädel nachweisen zu können? Deshalb bleibt das Gehirn immer Organ des Geistes, und gewisse Hauptrichtungen der Geistesthätigkeit hängen mit gewissen Hauptpartieen des Gehirnes zusammen.

Nachdem der Herr Verf. gezeigt hat, dass es unmöglich ist, auf mathematischem, physischem und chemischem Wege die Existenz der Seele darzuthun, dass sich diese weder a priori noch a posteriori demonstriren lässt, fragt er: »Wie können wir nun sagen, dass die Seele existirt«? Er antwortet (S. 55): »Die Existenz der Seele ist eine ursprüngliche Thatsache und deshalb unbeweisbar, weil sie ursprünglich ist. Das Bewusstsein offenbart uns diese

Digitized by Google

wichtigste Thatsache und mit der Macht seiner Stimme, welche stärker ist, als alle Schlüsse der Philosophen, versichert es uns und macht uns gewiss die Existenz dieses Princips, das in uns empfindet und denkt, sehr verschieden von der Natur des Körpers, mit welchem es sich innigst verbunden zeigt. Dies ist eine unwidersprechliche Wahrheit, welche selbst dadurch bestätigt wird, dass wir an der Seele zweifeln. dass wir sie negiren, weil der Zweifel und die Verneinung ein zweifelndes und verneinendes Subject zeigen, und dieses Subject uns vom Bewusstsein selbst geoffenbart wird, weil der Zweifel und die Verneinung etwas behaupten und die Behauptung empfunden und erkannt wird durch eine innere Beobachtung, durch das Bewusstsein, welches sich in dem nicht täuschen kann, was in ihm selbst vorhanden ist.« Ebendaselbst heisst es weiter: »In einer noch stärkeren Bestätigung fügen wir bei, dass von den Erscheinungen der Natur die wahre Ursache den meisten unbekannt ist; die Bewegung der Sterne, die Elektricität des Ambras, die Richtung des Magnets, der Blutumlauf haben ihre Ursachen. Aber diese Ursache ist vorausgesetzt und man beruhigte sich dabei Jahrhunderte lang bis zur Entdeckung neuer Ursachen. Aber hier, (bei der Annahme der Seele) hat man eine Ursache, welche uns niemals unbekannt ist, welche man nicht leugnet, welche man zugiebt und vom ersten Augenblicke, wo man sie empfindet, hat man einen vollen und unveränderlichen Glauben an sie. Diese Ursache setze ich nicht voraus, ich sehe, oder besser, ich empfinde sie. Es ist unpassend, wenn man sagt, dass man diese Ursache in ihren Wirkungen sieht und fühlt. Ich sehe die Wirkung in der Ursache, sei es, dass diese jene hervorbringt, sei es, dass diese jene enthält. Diese Ursache, welche man Seele nennt, wird nur von der Thatsache des Bewusstseins bestätigt und ich glaube an sie, nicht, weil die Erfahrung und ein logischer Schluss mir dieses demonstriren, sondern allein deshalb, weil das Bewusstsein mir sagt, dass, wenn ich denke, ich der bin, der denkt, wenn ich liebe, ich der liebende, wenn ich hasse, ich der hassende bin, und alle diese verschiedenen, auf einen gemeinsamen Mittelpunkt bezogenen Thätigkeitsweisen machen mir die Ursache und Wirkung bekannt und diese Anzeige ist mir durch das Zeugniss des Bewusstseins gegeben.« Mit Leben und Sachkenntniss wird der Kampf des Spiritualismus mit dem Materialismus geschildert. Von den italienischen Materialisten werden besonders Giuseppe Ferrari und Ausonio Franchi hervorgehoben und ihre Anschauungen bekämpft. Was die Widerlegung des deutschen Materialisten Büchner betrifft, verweist der Herr Verf. auf das von dem Unterzeichneten übersetzte und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegebene Werk des Paul Janet, Mitgliedes des Institutes in Paris: L'Examen du système du docteur Büchner, Paris, 1864. Das Hirn ist nicht die Seele, es ist »das Werkzeug der Thätigkeiten und der Affectionen der Seele« (S. 99). Aus der innigen Verbindung beider folgt natürlich, dass

Digitized by Google

der Zustand des Hirnes einen Einfluss auf den Zustand der Seele hat, aber dieser ist so aufzufassen, wie die Beschaffenheit eines Instrumentes seinen Einfluss in den Wirkungen zeigt, welche das Wirkende durch dieses Mittel hervorbringt.« Treffend sind die Gründe des Herrn Verf., mit welchen er die Einwendungen gegen die Existenz, Einheit und Identität der Seele widerlegt. Die »ursprüngliche Wahrheit«, von welcher in der Untersuchung der Geistesvermögen ausgegangen werden muss, ist die Existenz »des eigenen Ichs«; sie ist »wahr und wird als wahr zugegeben, weil sie empfunden, durch die Thatsache des Bewusstseins geoffenbart wird« (S, 105). Man kann unmöglich »von den Gedanken schaffenden Vermögen der Seele sprechen, wenn man nicht als sicher und unzweifelbar die Existenz des Ichs annimmt, welches denkt.« Der Herr Verf. geht bei der Untersuchung der Seelenvermögen von dem Satze aus: »Jede Wirkung muss eine Ursache haben.« Die »Ursache des Gedankens« ist die »menschliche Seele« (S. 105). Die Seele muss also in sich »Eigenschaften, Vermögen, Kräfte, Fähigkeiten« besitzen, welche den Gedanken zur Wirkung haben können. Das erste Vermögen, das der menschliche Geist hat, ist »das Vermögen, das wahrzunehmen, was in ihm vorgeht, ist das Bewusstsein. Aber das: Ich denke hat eine Beziehung zum Gegenstande, zur gedachten Sache. Der Gegenstand des Denkens bezieht sich entweder auf mich oder auf das, was ausser mir ist.« Die äussere Wahrnehmung wird von der innern unterschieden. Die Fähigkeit, das ausser mir Vorhandene wahrzunehmen, wird von dem Herrn Verf. die Empfindungsfähigkeit (sensibilità) genannt. Freilich muss hier nicht vergessen werden, dass die Empfindung sich auch auf das Innere, die inneren Zustände des eigenen Daseins bezieht, dass also auch die Sensibilität eine doppelte Beziehung, eine nach Innen und eine nach Aussen, hat. Vortrefflich wird S. 111 gesagt: »Das Bewusstsein ist ein den strengen Phrenologen unbekannter Name, sie konnten kein Organ für das innere Bewusstsein finden. Der berühmte Ausspruch: Die Seele ist sich ihrer bewusst, ist kein Gegenstand für das anatomische Messer und für die phrenologischen Erfahrungen. Ich habe Selbstbewusstsein und der Mensch kann diese allgemein empfundene Thatsache nicht leugnen: sogar der Skeptiker mit seinem Zweifel bestätigt dieses allgemeine Gefühl.« Das Bewusstsein ist nicht zu verwechseln mit der Fähigkeit zu empfinden; diese entwickelt sich mit Hülfe der fünf Sinne, durch den Bau des Organismus, durch die Thätigkeit der ganzen thierischen Oekonomie. Sodann folgt das Vermögen des Gedächtnisses. Das Bewusstsein giebt uns das Ich und seine Erscheinungen, die Sensibilität das ausser mir Vorhandene, das Gedächtniss macht die Erscheinungen beider, das Aeussere und Innere, fortdauernd (S. 112). Zum Bewusstsein kommen die Thätigkeiten dieser Vermögen nur durch Aufmerken, Reflectiren, Trennen und Verbinden, Urtheilen und Schliessen. Dieses Vermögen ist

Digitized by Google

das Nachdenken (meditazione). Es ist das Vermögen, die Gegenstände in ihrer Natur und ihren Beziehungen zu erkennen. Alle diese Vermögen kommen nicht in Thätigkeit, wenn der Mensch sie nicht nach einem Ziele richtet. Die Zwecke bestimmen den Menschen, zu wollen. Er kann aber wollen und nicht wollen, er ist frei. »Das oberste leitende Vermögen (la suprema facoltà direttrice) aller psychologischen und physiologischen Thätigkeiten ist also der Wille, weil das Ich mit einem Acte seines Willens den eigenen Körper und die fremden Körper bewegt.« Der Wille ist das Vermögen, »die Thätigkeiten des Ichs zu setzen« (di porre gli atti dell' io). Nach dieser Entwicklung nimmt der Herr Verf. fünf Geistesvermögen der Seele an, das »Bewusstsein, die Empfindungsfähigkeit, das Gedächtniss, das Denken und den Willen.« Er behandelt dieselben vom rationellen und phrenologischen Standpunkte, d. h. in ihrer geistigen und leiblichen Thätigkeit (S. 113 ff.). Das reine Bewusstsein an sich wird empirisch, wenn es die äusseren Einwirkungen vermittelst seiner Organe empfindet. »Die Zergliederung des Satzes: Ich empfinde zeigt uns als Bestandtheile das empfindende Subject und die empfundene Sache. Wenn eines vom andern getrennt wird, hört das Phänomen der Empfindung auf und das Vermögen äussert sich nicht mehr. Beide Bestandtheile sind zur Thatsache der Empfindung nothwendig. Aber, während beide Elemente verbunden sind, nimmt sich der Empfindende als ein vom Empfundenen Verschiedenes wahr.« So erhalten wir die Selbstempfindung. »Dieses Empfindende ist das Ich und das Ich hat also das Vermögen oder die Fähigkeit zu empfinden.« Die Empfindungsfähigkeit ist daher ein »Vermögen des Ichs« (S. 121). Die Empfindung der fünf Sinne geht von den Nerven aus, diese vom Gehirne und letzteres von der im Gehirne thätigen Seele (S. 121—134). Ueberall wird im Verlaufe der Entwickelung der einzelnen Sinne, die viel Interessantes darbietet, gezeigt, dass ihre eigentlichen ursprünglichen Vermögen Fähigkeiten sind, welche in der zum Bewusstsein gekommenen und die Aussenwelt empfindenden Seele oder dem Ich liegen und dass die Sinneswerkzeuge, die Nerven, die Organe des Körpers nur als diesen sich analog entwickelnde Instrumente betrachtet werden können, vermittelst deren diese in der Seele liegenden Vermögen sich offenbaren. Die Thätigkeit des Denkens findet (S. 190) in folgenden Momenten statt: 1) im Aufmerken auf die Vorgänge im Bewusstsein, 2) im Reflectiren darüber, 3) im Zergliedern, 4) im Verbinden, 5) im Urtheilen, 6) im Schliessen (S. 191). Viel Lesenswerthes über diese einzelnen Thätigkeiten finden wir S. 192—209. Der Herr Verf. betrachtet den Willen, von welchem er S. 209 ff handelt, wie schon bemerkt wurde, als das oberste Princip der Persönlichkeit. Hier wäre es wohl am Platze gewesen, von der Schopenhauer'schen Philosophie zu sprechen, welche den Willen zum Ding an sich macht und die gegenwärtig zu so verschiedenartigen Erörterungen in der deutschen Philosophie geführt hat. Es scheint,

Digitized by Google

dass dem Herren Verf. diese Philosophie unbekannt ist, da er sonst so vielfach deutsche Philosophen erwähnt und sich ein Vergleichungspunkt seiner Ansicht mit der Schopenhauer's natürlich darin bietet, dass dieser den Willen zum primären Seelenvermögen macht und den Intellect als das secundäre, von diesem abzuleitende betrachtet, wenn gleich sonst der Schopenhauer'sche Nihilismus keinerlei Aehnlichkeit mit der Anschauung des Herrn Verf. aufweisen kann. Die Freiheit des Willens wird S. 218 also bestimmt. »Die Freiheit, in ihrem ersten und ursprünglichen Sein betrachtet, wird von uns als das Leben des Ichs selbst erkannt, welches sich selbst auf unbedingte Art weiss und fühlt, oder als das Leben des Ichs in seinem reinen und transcendenten Sein, unabhängig von seinem Zusammenhange mit der Aussenwelt. Dieses Leben ist die Intelligenz, weil das ursprünglich mit der Idee begabte Ich lebendig, thätig, intelligent ist. Nun ist das Leben der wesentliche Grund zum Handeln, und, weil das Leben intelligent ist, deshalb sieht und weiss das Ich, dass es das einzige und natürliche Princip seiner von jeder andern Ursache unabhängigen Handlungen ist.« Es giebt keine menschliche Handlung ohne Motive (S. 223), »weil eine Handlung ohne Motive eine Handlung ohne Zweck wäre, d. h. ohne ein absichtliches Streben (intenzionalità), und eine Handlung ohne Zweck wäre nicht frei, weil sie keine intelligente Handlung wäre. Es setzt also jede Handlung ein Motiv, jedes Motiv einen Zweck, jeder Zweck die Intelligenz voraus und die Intelligenz ist frei, weil sie in Verbindung mit einem Zwecke thätig ist.« Vielfach anregend ist die Beurtheilung der in alter und neuer Zeit gegen die Freiheit des Willens vorgebrachten Gründe (S. 223—230). Mit vielen anziehenden Beispielen wird der wechselseitige Einfluss des Körpers auf die Seele und der Seele auf den Körper beleuchtet (S. 230—242), zugleich werden die zur Erklärung des Zusammenhanges beider aufgestellten Systeme kritisch untersucht (S. 242—272). Was das System der gelegenheitlichen Ursachen betrifft (S. 243—250), so hat der Herr Verf. dieses auf Malebranche und diesen auf Cartesius zurückgeführt. Der Hauptvertreter und der schroffste Entwickler desselben, das mit Nothwendigkeit zum absoluten Dualismus und Fatalismus führt, ist der von dem Herrn Verf. nicht erwähnte Arnold Geulincx (geb. 1625 gest. 1669), welcher den Occasionalismus in seinem Hauptwerke Ethica, Amstelod. 1675, in der ausgebildetsten und extremsten Weise aufstellt. Der Herr Verf. wendet sich, was seine Ansicht über das wechselseitige Aufeinanderwirken von Leib und Seele anbelangt, dem Systeme des natürlichen Einflusses, der Causalität oder wirkenden Ursachen, zu. Er sagt S. 267: »Das, was sich am besten beweisen lässt, ist die Annahme der Seele und des Körpers als zweier so eng verbundener Substanzen, dass sie ein einziges Suppositum oder eine Person, den Menschen, bilden. So schreibt man die freiwilligen Handlungen nicht allein der Seele und nicht

allein dem Körper, sondern der Person, das ist, dem Menschen zu, welcher aus Geist und Materie, Seele und Leib zusammengesetzt ist. Wir sagen darum nur: Der Mensch geht, der Mensch liest. Also muss der Mensch d. h. Leib und Seele als ein einziges Princip der Handlung vorgestellt werden. Dies könnte man aber nicht behaupten, ohne vermittelst eines natürlichen Einflusses eine wahrhaftige und wirkliche, wechselseitige Abhängigkeit beider Substanzen anzunehmen oder ohne das Princip der wirkenden Ursachen zuzulassen. Also ist das System des natürlichen Einflusses und der Causalität zur Erklärung dieser wunderbaren Vereinigung jedem andern vorzuziehen« S. 270: »Mit der Annahme des Systemes des natürlichen Einflusses beabsichtigen wir zu zeigen, dass der Körper die bewirkende Ursache der Empfindungen in der Seele und der hinreichende Grund zu ihrer Entwicklung ist, wie die Seele zugleich die wirkende Ursache und der genügende Grund für manche Bewegungen des Körpers ist. Das ist das wahre System der Causalität, welches seinen festesten Grund im Zeugnisse des Bewusstseins findet.« Ueber den Sitz der Seele sagt der Herr Verf. S. 274: »Wo wohnt die Seele? Ist sie vielleicht ganz im ganzen Körper oder ganz in jedem Theile des Körpers? Mir scheint es am wahrscheinlichsten, dass die Seele im Gehirne ist, ohne dass ich deshalb den Punkt oder das besondere Organ bestimme, welches sie enthält und ich schliesse dieses daraus, dass die Seele nicht an dem Punkte empfindet, wo der Eindruck vor sich geht, daraus, dass alle Empfindungen sich als solche erst im Gehirne zeigen, daraus, dass das Gehirn das nothwendigste, sogar das für alle Functionen des Lebens und der Intelligenz allein nothwendige Organ ist.« Die Ewigkeit des Gedankens beweist der Herr Verf. S. 280: »Da die Seele eine Kraft und kein blosses Vermögen ist, muss sie beständig in Ausübung oder Thätigkeit sein; jede Kraft indessen, wenn sie bestimmt, concret und existirend ist, kann nicht ohne die Bestimmungen existiren, welche sie zu dieser oder irgend einer andern Substanz machen, und diese Bestimmungen müssen wesentliche und nicht zufällige sein. Die menschliche Seele muss also, um von uns als eine identische und wirklich und individuell existirende angesehen zu werden, auch mit ihren wesentlichen Modifikationen verbunden sein. Nun sind aber nicht nur alle Modifikationen Gedanken, sondern der Gedanke macht alle Modifikationen und das Leben der Seele selbst aus. Da demnach die Denkkraft nicht ohne ihre Modifikationen oder die Gedanken existiren kann, so folgt daraus, dass die menschliche Seele immer denkt und die Ewigkeit des Gedankens hat für sich einen auf die Erfahrung und den Vernunftschluss gestützten Beweis.« Mit Vorurtheilslosigkeit werden die Erscheinungen des Somnambulismus und Magnetismus beurtheilt (S. 294—300). Die Geisteskrankheiten und Leidenschaften werden aus physischen und psychischen Ursachen abgeleitet (S. 300—325). Der thierische Instinct wird von dem psychi-

Digitized by Google

schen unterschieden. Was den thierischen Instinct betrifft, »finden sich die ursprünglichen Gesetze in der Bildung der Organe und der Instinct kann sich nicht anders entwickeln, als, indem er sich auf das Bildungsprincip, die organisirbaren Molecüle und die Organe bildende Kraft des Thieres bezieht« (S. 331). Der psychische Trieb ist ein »dreifacher«, der »Erkenntnisstrieb« (instinto dell' acquisto di conoscence, der Trieb der Erwerbung der Geistesvermögen), der Ehrtrieb (quello della gloria) und der dritte ist der Geselligkeitstrieb (instinto della società). Diese Triebe »lassen sich nicht auf die organbildenden zurückführen oder mit ihnen vermischen« (S. 337). Vom Instinct geht der Herr Verf. auf die Temperamente über. Das Temperament wird also definirt S. 339: Es ist ein »besonderer Zustand der menschlichen Constitution, durch das verschiedene Verhältniss der den Körper bildenden Bestandtheile hervorgebracht, welcher einen besondern Einfluss auf die Kraft und Thätigkeit verschiedener organischer und Lebensfunctionen und besonders auf die des Gehirnes äussert.« Der Herr Verf. nimmt die bekannte Vierheit des Temperamentes an und unterscheidet das phlegmatische, sanguinische, gallige oder cholerische (temperamento bilioso) und das melancholische und giebt von jedem die moralischen und physischen Merkmale in Parallele an. Die Phrenologen behaupten, dass »die Organisationen und vor Allem das Gehirn unter dem sehr mächtigen Einfluss der Temperamente das Maass für die Intelligenz und die moralischen Vermögen sind, indem man dabei auf seinen Umfang und sein gewöhnliches Gewicht Rücksicht nimmt.« Wir »wollen diese materialistische Lehre Lügen strafen (smentire). Man behauptet, dass vom grössern oder kleineren Umfang des Gehirnes die grössere oder kleinere Entwicklung der Intelligenz abhängt. In diesem Falle müssten die Thiere mit einem grössern Gehirnumfange die gescheiteren sein; aber das ist nicht so, also ist die grosse phrenologische Lehre falsch.« Die Grösse des Gehirnes wird entweder bestimmt 1) als Gehirnumfang für sich selbst betrachtet, 2) nach dem Gewicht des Hirnes im Vergleich mit dem Körper. 3) nach dem Grössenverhältniss zu den übrigen Nerven, 4) nach dem Verhältniss der Theile des Hirnes zu einander, 5) nach dem Verhältniss des verlängerten Markes und Gehirnes, 6) nach dem Camper'schen Gesichtswinkel, 7) nach dem Verhältniss des Schädels und Gesichts. Im ersten Falle stehen in der Intelligenz der »Sperling, der Kanarienvogel, der Zeisig, der Fink, das Rothkehlchen und der Hahn über dem Menschen«, im zweiten Falle sind »der Delphin, einige Affenarten, die Feldmaus und der Maulwurf dem Menschen gleich«, im dritten Falle würden die »nördlichen Bewohner, besonders die Gebirgsbewohner, welche einen viel grösseren Kopf als die andern Europäer haben, und die Wilden der vereinigten Staaten intelligenter, als die Gelehrten von Paris, sein.« Im vierten Falle stehen »der Maulwurf, der Esel, das Rindvieh, das Kalb über dem Elephanten«, im fünften »der Hase, das Kaninchen, die

Digitized by Google

Maus über dem Biber«, im sechsten der »Esel und das Rindvieh über dem Pferd«, im siebenten eine »grosse Anzahl Vögel über dem Hund.« Wenn man auch zugiebt, dass in den Gehirnbildungen Verschiedenheiten existiren müssen, welche von Temperamenten, Klima, Geschlecht herrühren, und dass die grössere oder kleinere Entwicklung der Hirnorgane von diesen Verschiedenheiten abhängt, so muss man deshalb die Vollkommenheit der thierischen Intelligenz nicht allein nach dem grösser oder geringer complicirten Bau des Gehirnes messen. Die Thiere mit kaltem Blute im Vergleiche mit den warmblütigen, obschon sie ein von diesen verschiedenes Temperament, obschon sie einige ihrer Organe nicht haben, obschon sie wirbellos sind, zeigen grössere oder mindestens den Thieren besser organisirter und vollkommenerer Arten gleiche Thätigkeiten und Strebungen. Eben so sieht man an besser organisirten Thieren keine so grosse Intelligenz, als an Thieren niederer Ordnungen. Der Ameisenlöwe, der seinen Trichter aushöhlt, die Eidechsen, die ihre Eier in ein Felsenloch oder unter einen Baumstamm legen, die Schildkröte, die sie dem glühenden Sande eines südlichen Bodens anvertraut, die Wespen, die Bienen, die Ameisen zerstören die herrlichen phrenologischen Theorien, welche im dogmatischen Tone von der Zusammensetzung der Organe des Hirnes unter dem Einflusse der Temperamente die Grade der Intelligenz ableiten.« Die unsichtbaren Verschiedenheiten thierischer Thätigkeiten sollen von den sichtbaren Verschiedenheiten in den Hirnbildungen herkommen, während »die Physik darthut, dass mehr Wirkungen von Ursachen stammen, die nicht in die Sinne fallen, wie die Erscheinungen der Elektricität, des Magnetismus, der Krystallisationen, der chemischen Wahlverwandtschaften und der Vegetation.« Da die Phrenologie die Entwickelung der thierischen Phänomene mit der Existenz eines sichtbaren Organes nothwendig in Verbindung bringen muss, so stellen sich ihr gerade in diesen Organisationen Hindernisse entgegen. Diese Organisationen zeigen nämlich, »von was immer für einer Seite betrachtet, eine vollkommene Aehnlichkeit«, obgleich die mit einander verglichenen Thiere »sehr verschiedene Gewohnheiten und Neigungen zeigen.« Die »organische Aehnlichkeit des Bibers und des Fischotters mit ihren entgegengesetzten industriellen Thätigkeiten und Neigungen, und das vollkommen gleiche Aussehen des Hirnes eines Bauern und Philosophen erinnern uns deutlich an die Eitelkeit der phrenologischen Anmaassungen, wenn sie die grosse Erscheinung des menschlichen Gedankens erklären wollen.« Wenn nach der Realität der Körperwelt gefragt wird, so sagt der Herr Verfasser S. 349: »Alle skeptischen Trugschlüsse, die idealistischen Philosopheme die rationalistischen Abgeschmaktheiten (er meint damit die Leugnung der äussern Welt durch den subjectiven Idealismus) können jenes ewige Gefühl nicht entkräften, welches der Mensch hat und welches aus der Natur der Empfindungen, von den Ge-

Digitized by Google

danken kommt, die diesen entsprechen, und von dem unveränderlichen Verhältniss zwischen dem Empfindenden, dem empfundenen Dinge und der Empfindung, welche von beiden verschieden und doch mit beiden verbunden ist.« In der Lehre von den Elementen der Körper wird gefragt (S. 357): »Ist die Ausdehnung eine Erscheinung oder eine Realität«? Die »Antwort ist kurz.« »Die Ausdehnung, subjectiv genommen, ist eine Erscheinung, objectiv betrachtet, eine Realität an und für sich, sie ist das Resultat der Vereinigung der einfachen Bestandtheile, welche eben so viele wirkliche Substanzen sind; daher ist jeder Körper ein Aggregat von Substanzen, welches an und für sich selbst wirklich, objectiv, in der Natur existirend, jedoch in Beziehung zum Ich, d. h. in wie fern es von uns durch die Sinne wahrgenommen wird, eine Erscheinung ist. Aber das erscheinende Sein ist deshalb kein Nichtsein. Die Erscheinung ist das, was erscheint, existirt, sie ist wirklich. Wenn also auch die Ausdehnung als Erscheinung betrachtet wird, so ist sie doch eine Realität, aber eine aus so und so vielen einfachen und reellen Elementen zusammengesetzte Realität.« Die Aussenwelt begreifen wir nur durch die Vereinigung der Principien »der Sinnlichkeit und der Vernunft« (S. 371).

Das vorliegende Buch enthält eine genau in den Gegenstand eingehende, mit unbefangenem und treffendem Urtheile und mit Sachkenntniss die wichtigsten Fragen der Philosophie behandelnde, anziehend und mit Begeisterung für den Gegenstand geschriebene Untersuchung, welche sich nicht mit der Entwickelung der eigenen Ansichten allein begnügt, sondern auch die einschlägigen Lehren der italienischen, französischen, englischen und unserer deutschen Philosophie kritisch entwickelt. Jedes System hat seine bestimmte Wahrheit neben seinem bestimmten Irrthume, es ist ein Kind einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Landes, bestimmter Einflüsse. Es hat keine absolute, sondern nur eine relative Wahrheit. Daher ist ein Streben, wie das vorliegende, unter Achtung und Anerkennung verschiedener Meinungen die einseitigen Extreme wissenschaftlicher Entwicklung zu überwinden und die Gegensätze des Idealismus und Realismus, des Dogmatismus und Skepticismus auf eine höhere, sie vermittelnde und versöhnende Einheit zurückzuführen, gewiss ein sehr löbliches und anerkennenswerthes. Wenn auch die einzelnen Philosophien den Blättern gleich eine Zeit lang grünen und wieder abfallen, so ist doch der Lebensbaum der Philosophie unsterblich und treibt als das Streben nach dem Ideale des ewig Wahren, Schönen und Guten immer neue Blüthen und Früchte. Schiller hat auch hier Recht, wenn er, der grosse Erklärer der Kant'schen Aesthetik, der in seinen philosophischen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes mit seiner Lehre von der schönen, über dem Gebote des Rechts- und Sittenzwanges stehenden Seele über die Kant'sche Philosophie hinaus seiner Zeit vorauseilt und durch die Kunst einen Verein freier

Geister erziehen will, über das Verhältniss der Philosophie zu den philosophischen Systemen sagt:

»Welche wohl bleibt von allen den Philosophien?
Ich weiss nicht;
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig besteh'n.«

v. Reichlin-Meldegg.

Chr. Petersen, Zioter (Zeter) oder Tiodute (Jodute), der Gott des Krieges und des Rechtes bei den Deutschen. Eine rechtsgeschichtliche und mythologische Untersuchung. (In den Forschungen zur deutschen Geschichte, herausgegeben von der historischen Commission bei der k. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Göttingen, Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung. Bd. VI. S. 224—342.)

Obwohl durch kein Fakultätsdiplom berechtigt, eroberte J. Grimm durch seine deutschen Rechtsalterthümer und deutsche Mythologie der Alterthumskunde unseres Volkes, ein Gebiet, welches früher der Zunftgelehrtheit mehr Disteln als Lorberen eintrug. Er lehrte uns, den überreichen Schatz unserer Sagen und Märchen zu erschliessen und die Ausbeute dieser unerschöpflichen Fundgrube nutzbringend zu kapitalisiren. Er unterwies uns, in Volksfesten, oft unverständlichen Sitten und abergläubischen Gebräuchen den Anschauungen einer vor anderthalb tausend Jahren durch das siegreiche Christenthum unterdrückten geistigen Entwicklung nachzuspüren, welche unsern Vorfahren als der Inbegriff aller Weisheit erschien. Er lehrte uns, aus Volksliedern, sinnlosen Kinderreimen, Sprichwörtern u. s. w. Namen, Bilder und Andeutungen zu erhaschen und zu erlauschen, welche uns Schritt für Schritt trotz ihrer oft nur scheinbaren Verderbtheit durch das Dunkel der Jahrhunderte bis zu dem Zeitpunkte zurückführen, wo sie aus dem lebendigen Quell des alles Volk durchdringenden religiösen und rechtlichen Gefühles entsprangen.

Ein solcher seit Jahrhunderten unverständlicher Name ist das niederdeutsche Wort jodute, oberd. czyoter (Zeter), in gemischten Formen zedaute, zedut, joter, welches allein oder mit dem Ruf zu den Waffen: Ja unde wapen, Jo wehe! Jo wach u. s. w. in Chroniken, Gesetzen und Gerichtsformeln des Mittelalters vorkommt und zu den sonderbarsten Brutübungen gelehrter Gehirne von Jehova und dem egyptischen Thot bis zu den nordischen Joten Veranlassung gab. Noch in neuester Zeit konnten sich die Forscher über die Bedeutung und Erklärung dieses Rufes nicht einigen; denn während Grimm in dem ersten Theile desselben den Namen des heidnischen Gottes, sächs. Tio, hochd. Zio erkennt, hält sich O. Schade mit Richthofen an tiohan = ziohan und erklärt: tiod ute = zieht aus.

Digitized by Google

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, bereits durch seine Schriften: Pferdeköpfe auf Bauernhäusern, Kiel 1860, und Hufeisen und Rosstrappen, Kiel 1865, auf dem Gebiete archäologischer Forschungen rühmlichst bekannt, hat es unternommen, das reiche auf diesen Noth- und Waffenruf bezügliche Material zu sammeln und zu ordnen, um dadurch das Verständniss des dunkeln Wortes und der durch dasselbe charakterisirten Rechtssitte zu fördern. In dem 1. Abschnitt stellt er die historischen Thatsachen zusammen und zeigt, dass thejodute, tiodute, jodute ein Waffenruf gewesen und den Namen eines Kriegsgottes enthalten habe. Im 2. Abschnitt weist er aus juristischen Urkunden in sächsischen und friesischen Landesbezirken nach, dass dasselbe Wort im Recht so alt sei, dass es aus der heidnischen Zeit stamme und wenn es einen Gott bedeute, dieser als das Recht verwaltend anerkannt werden müsse. Der 3. Abschnitt weist dieselbe Vorstellung, wenn auch unter andern Namen: ziotar, sidher, Zetergeschrei, Helfio, Mordio bei allen Deutschen mit Ausnahme der suevischen Völker (?) nach und zeigt Spuren derselben in England und Frankreich. Der 4. Abschnitt gibt die sprachliche Untersuchung des Wortes und der verwandten Ausdrücke. Verfasser erkennt tiodute als die ältere, jodute für die spätere, abgeschliffene Form und findet in der ersten Hälfte mit Grimm den Namen des Gottes Tio, altn. Tyr, hochd. Zio. Bei der 2. Hälfte dute möchte der Verf. gerne an dus, welches als Daus einen Teufel oder Genius bedeutet und an die gallischen dusii erinnert, als einen Beinamen des Zio festhalten. Doch schliesst er sich mit H. Mayer an das niederd. dute = Pflock, Pfahl und sieht in tiodute einen der irminsûl entsprechenden Götter- und Gerichtspfahl, auch Gerichtsstab, der sich auch wohl zur Anrufung bei Gerichtsverhandlungen schickt. Dem Gesagten entsprechend erklärt er die 2. Hälfte von zioter aus dem ahd. tar = Baum, in wicheltar = Weidenbaum, aphaltar Apfelbaum, Hollunder, Wacholder erhalten; so dass also auch dieser Ausdruck den Baum des Gottes, seinen geweihten Pfahl und im weiteren Sinne sein Symbol bedeutet haben kann.

Unzweifelhaft ist die Erklärung des Verfassers ebenso sinnvoll als einfach und nimmt daher schon von vornherein gegenüber den andern gezwungenen Ableitungen für sich ein. Denn dass ein Kriegs- und Nothruf vor Gericht, als was Jodute und Zeter selbst von den widersprechendsten Erklärern anerkannt wird, zunächst sich auf die Gottheit, den Helfer in der Schlacht und im Rechtsstreit, bezogen haben wird, ist einleuchtend. Ebensowenig dürfte man bestreiten, dass das Symbol dieses Gottes, die ihn vertretende Spitzsäule um so glaublicher in den Hilferuf aufgenommen wurde, als diese Götterpfähle vor allem Bilderkult als die heiligsten Symbole der Gottheit angesehen wurden (Creuzer, Symbolik.) Auch den in Frankreich, England und Schottland gebräuchlichen Hilferuf huesium oder hutesium gegen Mörder, Diebe und Räuber, von welchem sich

Digitized by Google

die noch üblichen Worte huis Gerichtshof und huissier ableiten, knüpft der Verfasser an den bei den Kelten dem germanischen Zio-Eru oder Ear entsprechenden Gott Hesus und glaubt ausser andern Gründen noch dadurch hiezu berechtigt zu sein, weil in Holland der Dienstag nicht blos nach Tio thejsdag und dysdag, sondern auch hises oder hijsdag geheissen hat, was nur durch Vermittlung des keltischen Schlachtgottnamens zu erklären sei.

Wenn wir somit dem Resultate der Untersuchung gern beistimmen, so sei es uns auch erlaubt einige Punkte zu bemerken, worin wir von dem Verfasser abweichen müssen. Schon der Titel des Ganzen, dass Zioter oder Tiodute der Gott des Krieges und Rechtes bei den Deutschen gewesen ist jedenfalls zu weit gegriffen; denn aus des Verfassers eigener Abhandlung kann nur der Schluss gezogen werden, dass diese Gottheit den Namen Tio oder oberd. Zio geführt habe, dass man aber die Spitzsäule, den truncus ligni, das Symbol dieses Gottes als Kriegs- und Nothruf vor Gericht verwendet habe. Da man aber die Götter nicht mit ihren Symbolen identificiren kann, so lässt sich eben unter der Voraussetzung, dass dute als Pfahl aufzufassen ist, doch nicht behaupten, dass der Kriegs- und Rechtsgott der Deutschen Zio**ter** oder Tio**dute** geheissen und wir müssen daher vorerst wohl noch bei **Mannhardts** Behauptung stehen bleiben, dass es nie einen sächsischen Gott Jodutte oder eine Göttin Jodutha gegeben habe, so wenig, wie es einen Gott Irmin**sul** gegeben hat. Eine Rettung des Tiodute oder Jodute als Göttername wäre demnach immerhin nur möglich, wenn der Beweis hergestellt werden könnte, dass »**dute**« in einer anderen Bedeutung als der von »Pfahl« aufzufassen wäre, wonach es für einen Beinamen des Zio gelten könnte. Vielleicht dürfte die Untersuchung hierüber noch nicht ganz als abgeschlossen zu betrachten sein, und ein Fingerzeig für eine weitere Forschung in einem Reime liegen, der in den fränkisch-thüringischen Gegenden am oberen Main gang und gäbe ist. Er lautet:

»Jörg, Jörg düt,
»Steht der Baum in der Blüth'.«

Der Sinn ist: am Feste des hl. Georg (24. April) pflegen die Bäume in der Blüthe zu stehen. Da nun unzweifelhaft ist, dass gerade der Cultus des ritterlichen Heiligen, St. Georg, regelmässig an die Stelle des Cultus des Zio, Tio, oder Er, des Kriegs- und Rechtsgottes, gesetzt worden ist, so würde also die erste Zeile dieses Reimes ursprünglich gelautet haben: »Tio, Tio düt« oder in abgeschliffener Form »Jo, Jo, düt.« Es liegt allerdings nahe, hier an einen Beinamen des Tio zu denken. Ob die Grammatik erlaubt, dieses fränkische »düt« mit dem englischen Dutch und dem schweizerischen »dütsch« zusammenzustellen, ob etwa dann der alte göttliche Teut, der mythische Stammvater und Erzeuger (Dispiter) — was Zio, der

Digitized by Google

deutsche Mars, nebenbei als Gott der Ehe und der Fruchtbarkeit überhaupt, jedenfalls ist, sich verbirgt, oder ob wir auch im obigen Reime bei düte in der Bedeutung von Spitzsäule, Götterpfahl stehen bleiben müssen — wollen wir Andern zu prüfen anheimstellen.

Auch scheint uns der Verfasser in seinen Conjekturen zu weit zu greifen, wenn er behauptet, Zio der Schützer des Friedens und Rechtes hat den Beinamen Roland (Ruhm des Landes) geführt, der abgelöst vom Gotte und verschmolzen mit dem historischen Roland zum Heros der Sage geworden ist, so dass also die bekannten Rolandssäulen durch Vermittelung des Karlinger Paladin an den heidnischen Gott anschliessen. Zöpfl (Alterthümer III. 157 ff.) hat sich genügend über den Zusammenhang zwischen dem Eponymos Chrodo mit dem Gotte Zio ausgesprochen und deutlich nachgewiesen, dass nach Grimnismal 39 der nordische Tyr mit Hrodr identisch gedacht wird. So erscheine die Chrodosäule als der unmittelbarste Vorläufer der ottonischen Rulandsäule, ja dieser Name des ottonischen Königsbildes sei selbst im Wesentlichen nichts anderes als eine Form der Benennung der alten Chrodosäule und von dieser somit direkt auf das ottonische Königsbild übergegangen. Wesshalb nun der Verfasser diese Gleichstellung mit dem rothen König Otto II. beanstandet, will uns nicht einleuchten; denn nachdem es durch zahlreiche Belege erwiesen ist, dass die mythologische Hypostase Göttersagen auf historische Sagenhelden übertragen habe, wie die Entrückungssagen von Wodan auf Carl den Grossen, Friedrich den Rothbart und Andere beweisen, nachdem der Verf. selbst eine solche Mittelsperson in dem Sagenheros Roland anerkennt, so stimmt er ja in der Hauptsache, nämlich in Ableitung der Rulandsäulen vom heidnischen Zio-Chrodo mit Zöpfl überein. Wenn er aber bei der Brotomorfisirung der verschollenen Ziosage wahrscheinlich des Namens halber dem Neffen Carl des Grossen den Vorzug gibt, so hat Zöpfl's Ansicht für sich, dass Otto II. nicht bloss ein Held war, sondern auf die Rechtsentwicklung seiner Zeit den entschiedensten Einfluss übte und seines rothen Haares wie seiner Strenge halber im Munde des Volkes der rothe Kaiser hiess.

Wenn sich ferner der Verf. durch den Mangel des Geruftes in baierischen und östreichischen Rechtsquellen, so wie im sogenannten Schwabenspiegel zu der Bemerkung veranlasst sieht, dass bei den Sueven eine mildere Praxis als bei den andern deutschen Völkern geherrscht zu haben scheine, und dieser Mangel eines so eigenthümlichen Rechtsgebrauches, worin sie mit den Skandinaven übereinstimmten, einen charakteristischen Unterschied zwischen Sueven und Nichtsueven bedinge, so scheint uns diese Behauptung denn doch nicht über allen Zweifel erhaben zu sein. Fürs Erste kennt der Verf. selber bei den Alamannen den Nothruf Mordio, Helfio, Feurio, welcher mit dem Jodute der Niederdeutschen iden-

Digitized by Google

tisch ist, und sich denn doch nicht allein mit der Annahme abfertigen lässt, dass auch Nichtsueven am Alamannenbunde Theil nahmen und diesen Rechtsbrauch eingeführt hätten. Ferner weiss der Verf. aus der Braunschweigischen Reimchronik einen Vers zu citiren:

Al dat gevilde hej! jo! hej!
Vil lude Beygerland erscreig!

und erkennt in dem hej! jo! hej! ein baier. Kriegs- oder Siegsgeschrei, das also dem jo dute der Sachsen im 12. Jahrhunderte vollkommen entspricht. Aber auch als Gerichtsgebrauch kennt dieselbe Reimchronik den Nothruf in oberdeutscher Form, indem es von Beatrix, der Tochter des erschlagenen Königs Philipp von Schwaben heisst:

mit grozen zarnen screy se sidher (zeter)
und bat ober dhen mordere wrache ...

Die schwäbische Fürstentochter schreit also nicht jodute, obwohl vor dem niederdeutschen Welfenkönig Otto IV., sondern bedient sich des heimischen Nothrufes, woraus wohl der Schluss erlaubt ist, dass sidher-zioter, Zetter im 13. Jahrhundert bei der Mordanklage in Oberdeutschland in Gebrauch gewesen sei. In dem Gedichte des jüngern Stolle zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert (in Söltl Ludwig der Strenge) heisst es:

O we hinte ymmerme, waffen si gescrit,

was sich unverkennbar neben das friesische wapen tiodute, das sächsische wapen Jo und das fränkische wapenat Jo stellen darf. Der Verf. gesteht zwar, dass im sogenannten Schwabenspiegel bei der Nothzucht, aber gerade nur da, ein Ruf zum Beistande vorkomme, welchen er aber ebendaselbst für einen einfachen Hilferuf halte. Dem ist aber nicht so; denn Ruprecht von Freising, welcher den Schwabenspiegel ausschreibt, gibt diese Stelle nachfolgend; ... so sol sie mit chlagenter stimme ruffen vber den notnüfter vntz daz si naechst zue den laeuten chumt. da sol si in berueffen. also sol si auch tuen vor dem Richter. ... Es ist also hier ausdrücklich von einem Noth- und Zetergeschrei vor dem Gericht die Rede. Schmeller enthält zwar in seinem Wörterbuch nichts von Zeter, obwohl Zetermordioschreien ein in Baiern sehr viel gebrauchter Ausdruck ist; doch kennt er die Ausrufe Mord-io! Feuer-io! obwohl er sie von jo-eln, jodeln, rufen ableitet. Weftenrieder in seinem Glossar führt Zetter, Zettergeschrei, Zetterklage in bekannter Weise auf; insbesondere aber gibt er Mordio für einen in Baiern allgemein üblichen Ruf, in welchem er, freilich durch verkehrte Etymologie (mor-iatur-dio) verleitet, den schrecklichsten aller Flüche und Verwünschungen sieht.

Der Verfasser hat, wie uns däucht, die unverständliche nordfriesische formula praecationis communis et exclamatoriae: O Jave

Digitized by Google

tute nei! oder A jova tuta nei! Awi a voca nei! durch Beiziehung anderer Beschwörungsformeln wie O Vikke tare! (o Wich zehre!) Jo Wach! Wach und Wehe! (Rache und Weh!) sehr sinnreich aufgelöst in:

A! jov! A! tut! A nei!
A! wi! a! voc! a nei!

und erklärt dieselbe:

O Tiodute! o nahe!
O Wich! o Rache! o nahe!

als einen Hilfruf zu Tio als Gott des Krieges (Wich) und des Rechtes (Rache). Wir können dem Verfasser ein Seitenstück hiezu in einem ganz sinnlosen Kinderreim bieten, welcher in Oberbaiern beim Auszählen einer Kinderspielgesellschaft im Gebrauch ist und lautet:

eins, zwei, drei!
bika, baka, hej! u. s. f.

Der zweite Vers ist so, wie er vorliegt und auch gedankenlos geplappert wird, durchaus sinnlos und besteht aus unverständlichen Worten, welche desshalb nothwendig verderbt sein müssen. Da aber der Lautwechsel zwischen B und W in der älteren Sprache sehr häufig ist (Grimm, Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache), und selbst am Baiernnamen die Formen baiobari, babari und selbst wawari etc. erzeugt hat, so ergibt sich von selbst, dass die verdorbene Form des 2. Verses in o wich! o wach! o hej! aufgelöst werden müsse. Sie stellt sich dadurch sehr natürlich neben die oben gegebene nordfriesische Beschwörungsformel und erklärt sich als ein Ueberrest eines jetzt unverständlichen Nothgeruftes, durch welches der heidnische Gott des Krieges und der Rache (des Rechtes) um Hilfe angerufen wurde.

Weiteren Spuren des Zetergeschreies und Nothgeruftes in oberdeutschen und namentlich baierisch-östreichischen Quellen nachzugehen, würde uns zuweit führen und mag das Beigebrachte genügen, um den Beweis zu liefern, dass dieser Rechtsbrauch den suevischen Völkern nicht abgesprochen werden dürfe, wie er denn aus der religiösen und rechtlichen Anschauung des Volkes hervorgegangen, sich bei den verschiedenen Stämmen auch natürlich nur verschieden formulirt haben kann. **Quitzmann.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

I. *H. Brusch et Joh. Duemichen Recueil de Monuments égyptiens III et IVme partie. Auch unter dem Titel: Joh. Duemichen Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler gesammelt und erläutert. Zwei Abtheilungen jede zu 100 Tafeln. Leipzig, Hinrichs. 1866. 4. Dazu der bis jetzt nur deutsche Text von Joh. Duemichen. 74 Seiten. 4. cart. 40 Thaler.*

II. *Ollivier Beauregard, Les divinités égyptiennes, leur origine, leur culte et son expansion dans le monde. Paris librairie internationale et Bruxelles, Leipzig, Livorne chez Lacroix, Verboeckhoven & Cie. 1866. 8. 610.*

III. *J. Chabas, Note sur quelques objets égyptiens du Musée de Leide. Besonders abgedruckt aus den Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde Deel. X. Amsterdam van der Post 1866.*

IV. *Dr. S. Reinisch, Ueber den phonetischen Werth eines Hieroglyphenzeichens. Abgedruckt in dem Maihefte 1865 der Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften. Band L. Wien, Staatsdruckerei 1865.*

V. *Die zweisprachige Inschrift von Tanis zum erstenmale herausgegeben und übersetzt von S. Leo Reinisch u. E. Robert Rösler. Mit sieben Tafeln und einer Titelvignette. Wien, Braumüller (24. Octob.) 1866. 55. 8.*

I.

Mit Euch, Herr Doktor zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn.

So möchten wir Herrn Dümichen begrüssen, der nur mit Einem arabischen Diener reisend und nach dreijährigen Strapatzen die herrlichste Ausbeute heimgebracht hat, begünstigt durch die Liberalität der ägyptischen Regierung, welche nach dem Ausdruck des Leiters ihrer Ausgrabungen, Mariette-Bey, donne à tout le monde le droit d'étudier les monuments qui, par ses soins, sont rendus au jour. Man erzählt von einem alten Kapellmeister, der in das Dorf seiner Heimath zurückgezogen, daselbst einsam die neuen Partituren las, er sei bis zu Thränen gerührt worden vor der Zauberwelt von Tönen, die da vor seiner Seele aus den Drudenfüssen der Noten aufstieg. Aehnlich ergeht es dem Kenner, welcher diesen Band III und besonders IV von Brugsch's Recueil zur Hand nimmt, welche Bände von Dümichen allein besorgt 200 Tafeln enthalten, Hieroglyphen und nichts als Hieroglyphen, aber darin Poesie und Wissenschaft der alten Aegypter zusammengestellt von

einer glücklichen, kundigen und überaus emsigen Hand. Nicht dass Herr Dümichen wie sein Vorgänger Lepsius gar keinen Text zu seinen Tafeln gäbe, oder dass Text und Tafeln bei ihm, wie bei Herrn Brugsch im Bd. I. dieses Recueil nur zur Hälfte aus neuen Errungenschaften bestände, vielmehr ist hier Alles neu und bedeutend: der Text hält sich mit Uebergehung des Bekannten und leicht zu entziffernden immer nur an die neuen Aufschlüsse, die sein Material bietet und dieses selbst, d. h. die Tafeln sind offenbar mit Strenge ausgewählt, aus einer Masse von Stoff, den er als zweiter Qualität unterdrückte. Einer der vielen Verdienste dieser 2 Bände ist das Eindringen in die Hieroglyphik der Ptolemaer- und Römerzeit, bekanntlich eine viel complicirtere als die pharaonische. Seine Methode, sehr einfach, ruht auf seiner Beobachtung, dass nicht nur die Tempel der späteren Zeit gewöhnlich Restaurationen älterer Bauwerke, sondern auch ihre Inschriften nur Wiederholungen älterer Schriftstücke sind. Sehr oft gelang es ihm, das ältere Original neben der jüngeren Version abzudrucken, und so den Fortschritt der Verschnörkelung, aber auch die Lösung dieser Räthsel zu zeigen. So erscheint z. B. derselbe Text zweifach Pl. LXIII und LXIV, ebenso ein anderer, LXXVIII A und B und ein dritter und vierter beide dreifach Pl. LVIII—LX, Pl. LXXI —LXXVI. Auch findet sich Pl. LXVII—LI ein Duplicat jenes Theiles des Todtenbuches, welchen Montfaucon Ant. expliq. nach einem hieratischen Manuscript der Bibliothèque de St. Geneviève mitgetheilt und für das Bruchstück eines Kalenders angesehen hat (auch bei Caylus Ant. expliq. I p. XXV), welches aber in der That 21 Pforten darstellt, die der Abgeschiedene durchschreiten muss, um in das Elysium zu gelangen. Wenn Herr Dümichen den achten dieser Pylone geradezu als Pforte des »Hades« überschrieben findet, so gestehe ich meine ungläubige Ueberraschung, aber dass in der That kaum jemand wird anders lesen können. Die Inschrift ist aus dem römischen Tempel von Denderah und indem sie sonst bei jedem Thor kürzlich recapitulirt, was das Todtenbuch davon sagt, setzt sie zu jedem noch eine besondere Legende hinzu z. B. Nr. V. Sie gewährt dir die Strasse des (Todes-)Thales. Nr. II. Sie öffnet dir die Thüren der Finsternisse, der Tiefe u. s. w. Diese »himmlische Geographie« ist aber nur Zuthat zu den neuen und wichtigen Texten und Angaben über die Geographie des nicht ägyptischen Nillandes, seiner Berge und Thäler und seiner Nachbarn nach allen vier Winden (die Nomoslisten Aegyptens selbst bilden einen wesentlichen Bestandtheil der drei ersten Bände dieses Recueils). Es liesse sich an der Hand dieser Texte schon jetzt manche vergnügliche Excursion anstellen, z. B. zu den ehemaligen Bewohnern des Atlas, den blauäugigen, blonden und schlanken »Tanchu des Nordens.« Sie kehren mehrfach in den ägyptischen Wandbildern der vier Menschenracen wieder, und weil da der Aegypter gelb, der Semite roth, der Neger schwarz, der Tanchu aber weiss

Digitized by Google

und mit schönem Profil erscheint, so hat man letzteren eine Zeit lang für den Typen des Europäers gehalten, ja weil er tätowirt ist, des Celten. Bereits war man von dieser Ansicht wieder zurückgekommen, weil die ägyptischen Inschriften dem betreffenden Volke Wohnsitze in Vorderafrika anweisen, als die zahllosen »celtischen« Monumente gerade daselbst (10,000 in einem einzigen Distrikt des Gebietes von Setif) den Gedanken an africanische Celten auf's neue wach riefen. Dennoch wird man wohl thun, sie einstweilen noch als blosse Phantome anzusehen, weil Herr Alex. Bertrand durch eine genaue Statistik der Dolmen*) nachgewiesen hat, dass diese »celtischen« Steintische in Frankreich wenigstens gerade den speciellen Wohnsitzen der Celten fremd sind. — Dass aber die Berbern in diesen weissem Tanchu ihre Vorfahren wie in den heutigen Tuarek ihre Nachkommen zu erkennen haben, ist neulich mit einigem Grund von Desor betont worden. »Wenn man die jetzige Bevölkerung des Atlas in's Auge fasst, so schreibt 1865 Desor aus Sahara und Atlas p. 59, so stimmt freilich ihr Typus nicht mit obigem Bild der Tanchu überein; je abgelegener aber ein Gebiet ist, desto mehr tritt die weisse Hautfarbe in den Vordergrund. Die Bewohner der Oasen des Suf sind kaum von den Europäern zu unterscheiden. Auch war den Reisenden nicht entgangen, dass selbst in manchen Bezirken des Atlas namentlich in gebirgigen Theilen, öfters Menschen von ganz europäischem Ansehen mit weisser Haut und blauen Augen anzutreffen sind. Zur Erklärung dieser Erscheinung genügt es nicht, an die Vandalen zu denken, denn sie kommen in Gegenden vor, wo niemals Vandalen gewesen sind, namentlich in den südwestlichen Theilen.« Bis auf heute scheint sich ihm aber eine Spur der Tanchu erhalten zu haben, darin, dass die Tuarek, ein Volk, welches in vielen Distrikten des Atlas von Aegypten aus an der Westküste von Maroko wohnt, seine Sprache Temahuq oder die Sprache der Tamu nennt. Ein Verkehr des Tanchuvolkes mit den Aegyptern, den Brugsch schon 2800 v. Chr. bezeugt findet, konnte um so leichter stattfinden, als in der neulich erst bekannter gewordenen Sprache seiner Abkömmlinge, der Tuarek**), sich einige Berührungspunkte mit dem ägyptischen zeigen. Ich bemerke z. B. den ägyptischen Feminartikel ta, den sie wie alle Berbern als blossen Vorschlag, besonders fremden Wörtern vorsetzen; ferner die Bildung des Genitives durch die proposition n (auch bei den Berbern). Denn

*) Revue archéologique. Août 1864.

**) Freeman a grammatical Sketch of the Temahuq or Touvarek Language. London 1862.

Digitized by Google

Tuarek	Berber.	Hierogl.	Koptisch.
Die Sonne ra		ra	re
Der Bart ta — mart			mort (memphit.)
trinken sas (Hausasprache sa*)	sew	sar	sa (sahid) se (memphit.)
wählen isnafrau		snofru	gutfinden
Eins Iyéu	ouan		oua
Zwei sin	sin		sinti (basm.) snau
Sechs sodies	sedis	sas	sou.

Diese vereinzelten ägyptischen Spuren sind aber vorerst neben den vorwiegend semitischen Verwandtschaften des Tuarek nicht allzu hoch anzuschlagen.

Kehren wir zum Recueil des Hrn. Dümichen zurück.

Wie heute noch verband die Geographie schon in Aegypten mit dem Namen der Länder auch die Angabe ihrer Hauptprodukte. Jede Gegend auf den ägyptischen Tempelbildern als Frau personificirt trägt auf dem Kopfe dem Herrscher ihren Tribut zu, mit Beischrift, woraus er besteht. Die Besprechung dieser Punkte leitet den Verfasser ganz natürlich auch zur Behandlung mehrerer Listen von mineralischen und Pflanzenstoffen, förmlichen Recepten, welche er im »Kräuterzimmer« — so steht an der Wand geschrieben — des Tempels von Edfu auffand, Recepte für Bereitung von aromatischen Massen, welche bald als Rauchwerk, bald als Arznei, bald wie das Kyphi als beides zugleich dienten. Es sind 1) das Kyphi, 2) das Chep, ein Rauchwerk, 3) das andere Rauchwerk (schon von Brugsch mitgetheilt), 4) das Ter des Südens. Von dem Chep heisst es am Ende des Receptes, das ist die Räucherungscomposition, die doppelt gute, man macht das Opfer mit ihr für den Horus von Edfu, für die Hathor von Dendera u. s. w. beim Anfang eines jeden Jahres. Am Hofe der Chalifen und in den feinen Cirkeln von Bagdad pflegte man sich in Ermanglung des Weines in Wohlgerüchen und geistig anregendem Rauchwerk zu berauschen. Ist es nicht als dränge ein ähnlicher Duft aus den ägyptischen Palästen zu uns herüber, wenn Plutarch (de Is. et Osir. am Ende) von den Wirkungen des Kyphi also redet: die meisten seiner 16 Bestandtheile von aromatischer Kraft entsenden einen süssen und wohlthätigen Dunst, durch welchen die Luft verwandelt wird, der Körper aber, vom Hause bewegt, lind und sanft in Schlummer sinkt und eine angenehme Mischung bewahrt, so dass er die lästigen und angestrengten Sorgen des Tages ohne Rausch wie Fesseln löst und nachlässt und den Bilderschaffenden und für Träume empfänglichen Theil wie einen Spiegel glättet und reiner macht, ganz wie die Klänge der Lyra, deren sich die Pythagoräer vor dem Schlafen bedienten. Herr Parthey vermuthet, diese Beschreibung des Kyphi und die Angabe seiner Substanzen habe

*) Nach Herr Barth central-africanische Vocabularien, wo z. B. rauchen d. h. Tabak trinken sa taba.

Digitized by Google

Plutarch dem Manetho entnommen, von dem eine besondere Schrift über die Bereitung desselben angeführt wird. Acht andere Recepte desselben Räuchwerks citirt er aus Dioscorides, Galen u. s. w., aber das Original in doppelter hieroglyphischer Schreibung nach Loth und Quintchen theilt uns hier erst Herr Dümichen mit; und wenn auch bisher von der Identificirung der Substanzen noch nicht die Rede sein kann, so ist doch seine Uebersetzung der Angaben vom Gewichte und ihrer Bruchtheile ganz unzweifelhaft, weil das hieroglyphische Recept selbst von Zeit zu Zeit die Brüche summirt und die Summe dann in den längst bekannten ägyptischen Ziffern ausdrückt, eine Controlle, welcher die Brüche auch in der Uebersetzung gerecht werden. Ueberrascht von der Aehnlichkeit der hieratischen Ziffern mit der Art, deren sich unsere Aerzte und Apotheker bedienen, insbesondere zur Bezeichnung von Drachmen und Scrupel glaubt Bunsen diese letztere von den Aegyptern als den »Ur-Apothekern« überliefert. Möglich. Aber die in Rede stehenden Recepte haben die Ziffern der Hieroglyphenschrift.

Von den Substanzen nur noch ein Wort über Myrrhen und Antimon.

Von Antimon, Stibium, welches die Orientalinnen als Surmé heute noch brauchen, um die Augenbraunen schwarz zu färben, sagt Eustath. ad Odyss. ξ, 32, es sei für die Augen gut, und sein Name sei ägyptisch *στίμμις ἡ εἰς τὰ ὄμματα χρήσιμος Αἰγυπτίων ἐστὶ φωνή*. Beides wird bestätigt durch unsere drei Tributlisten Pl. LXXIII, 6. LXXV, 3. LXXV, wo es namentlich in der Letzteren deutlich heisst: Der Kaiser bringt dir das Land Ment, worin der Berg des Mestim [Stibium copt. stim u. estim] ist, zu schmücken die Brauen (oder Lider) deiner glänzenden Augen, o Hathor.

Am Mittag sagt Plutarch de Is. et Os. cap. 80, wenn die Sonne vielen schweren Dunst von der Erde empor zieht und mit der Luft vermischt, opfern sie mit Myrrhen. Dieselbe heisst bei den Aegyptern Bal. Sowohl Jablonsky's (Opp. I. pag. 49) Vermuthung, dass Plutarch *σὰλ* oder *σχὰλ* habe schreiben wollen, weil die Myrche koptisch Schal heisst, als die sachliche Bemerkung Plutarchs werden bestätigt, weil in der That dem Kyphi in dem Recept bei Herrn Dümichen (p. 59) eine Ingredienz beigemischt wurde, welche hieroglyphisch chal geschrieben ist. Die Myrrhe *σταχτή* bildet auch (Exod. 30, 34) einen der fünf Bestandtheile, aus welchen Moses das Rauchwerk der Stiftshütte zu bereiten befahl »nach Apothekerkunst gemenget, zu Pulver gestossen.« Dergleichen Apotheker eigentlich Conditores hatten offenbar auch ihr Laboratorium in dem Hun oder »Kräuter-Zimmer.« Wir können von diesem geographischen Werk nicht scheiden, ohne zu melden, dass dieser Wissenschaft wieder eine bedeutende Bereicherung bevorsteht, indem Herr Chabas seine Bearbeitung des Papyrus Anastasy I. fast druckfertig liegen hat. Dieser hieratischen Reisebeschreibung in Syrien, Palästina und Arabia Petraea hat der Verfasser eine Dis-

Digitized by Google

sertation über die Völker Cheta und Ruten und eine Bearbeitung des Vertrages von Ramses II. mit den Cheta beigefügt. Kann es für die Städte Syriens und Phöniziens eine ehrwürdigere Stiftungsurkunde geben als dieses Schriftstück, welches älter als der trojanische Krieg? Die Städte, welche der ägyptische Reisende (Mahor) berührt, sind folgende: Tyrus, Sidon, Cabal (Byblus), Aleppo, Gaza, Berytus, Joppe, Raphia, Sarepta, Aksaph, Odullam, Beith-Sean, Nazoi, Mageddo, die Städte des Jordan und Asion-Gaber.

II.

Die prächtige Ausstattung ist das Beste an diesem Buch, das auf Angaben von zweiter und dritter Hand (meistens von Champollion Figeac) ruhend, die Religionen der Griechen, Juden und Christen von einem ägyptischen Cultus ableitet, dessen Dogmen der Verfasser um so bequemer formulirt als er die Originalschriften der Aegypter gar nicht versteht und darum kaum zu verstehen braucht, weil jene Religionen nur durch Symbole gepredigt worden seien, z. B. durch die zahllosen Götterbildchen, welche je nach ihren vielfachen Attributen oder Kopfputz diesen oder jenen moralischen Begriff mehr oder weniger »accentuirten.« Der von Zeit zu Zeit erscheinende Apis, war wie eine ausgestreckte Fahne, das Zeichen einer veränderten politischen Situation, die in den Tempeln genährten wilden Thiere waren das Bild einer barbarischen Invasion, waren Allarmzeichen. Eingesperrt im nationalen Heiligthum sollten sie da den Hass gegen die Fremden in Gährung erhalten: fressend, springend, brummend und grimacirend vor den Augen des Volkes erschienen sie demselben den Barbaren ähnlich, unter deren Druck es litt. Orpheus ist in der That in die Unterwelt hinabgestiegen, nämlich in irgend ein Königsgrab, denn als Verehrer des Osiris musste er doch dessen Reich Amenti, worunter durchaus nichts Jenseitiges, sondern nur die Gräberregion zu verstehen ist, besuchen. Solche mit Feuer vorgetragene Behauptungen knüpft der Verfasser an die Erklärung der von dem verstorbenem Dr. E. Godard gesammelten ägyptischen Alterthümer an, welche jetzt in Bordeaux aufbewahrt werden. Lieber wäre uns eine treue Lithographie der vier Stelen gewesen, oder des Papyrus, welche nach der Aussage unseres Periegeten sich in jener Sammlung befinden sollen.

III.

Im Nilland nicht weniger als jetzt in Venedig und in Holland musste sich zuweilen die Nothwendigkeit ergeben, ein Haus statt auf Felsen auf Röste und Pallisaden zu gründen. Das ägyptische Wort dafür fshs weist Herr Chabas aus mehreren Texten nach, und findet es namentlich auf jedem der fünf niedlichen Zimmermannswerkzeuge aus Bronze geschrieben, welche jetzt im Museum von Leiden aufbewahrt vor 3500 Jahren dem königlichen Helden

Digitized by Google

und Eroberer Asiens Totmes III. bei der Ceremonie dienten, als er, wie man jetzt sagen würde, den Grundstein der Stadt Ammon-Sor legte, indem es wörtlich darauf heisst: der gute Gott Men-kheper-ra (Totmes III.) der Geliebte des Ammon, da er die Pfähle einschlug zu Ammon-Sor. Zu dieser Operation passen in der That die Axt, das Messer, der Hebel und die zwei Stemmeisen, nur wären sie zu klein für den wirklichen Gebrauch. Wie billig veröffentlicht Herr Chabas seinen Fund in Amsterdam.

IV.

Eine der letzteren aber nicht die mindeste der gemeinsamen Eroberungen Oesterreichs und Preussens ist die Entdeckung der zweisprachigen Inschrift von Tanis, welche von den Herrn Lepsius und Reinisch gemeinsam gemacht wurde. Diese Inschrift ist älter und länger als die von Rosette und in ihren 37 hieroglyphisch wie 76 griechischen Zeilen ganz vollständig lesbar und erhalten, ein Dekret der Priester von Kanopus Tanis. Wenn man weiss, dass die genannten Herren die Reise und die Ausgrabungen zusammen auf gemeinsame Kosten unternommen, den Stein gemeinsam gefunden und zusammen auf der Wasserfahrt nach Damiette bis zur Zeile 50 übersetzt, so macht es einen eigenthümlichen Eindruck, das in der ägyptischen Zeitschrift von Berlin angekündigt zu sehen bloss als »Entdeckung durch Lepsius«, wobei Herr Reinisch trotz seiner »lebendigen Theilnahme« bedeutend in den Hintergrund geschoben wird. Wie soll es dann erst denjenigen gleichzeitigen Erfindern ergehen, welche nicht den Rivalen selbst zum Zeugen ihrer Ansprüche anrufen können? Auch die vorliegende Kleinigkeit Nr. IV. die Bestimmung der Aussprache tem des Hieroglyphenzeichens (Ring mit zwei daraus hervorstehenden Peitschen) wurde, ohne dass einer den andern copirte, im Mai 1865 in Wien durch Herrn Reinisch in den Abhandlungen der Akademie, im Juli 1865 in Berlin durch Herrn Pleyte gleichlautend bekannt gemacht, und später auch in München durch Herrn Lauth bestätigt und erweitert. Suum cuique! denn in der Wissenschaft wenigstens sollte es noch gelten.

Raum für Alle hat die Erde, und so kann ich trotz des Gesagten mich nur aufrichtig freuen über die Raschheit, mit welcher Lepsius jetzt in einem prächtigen Facsimile die ganze Doppelinschrift von Tanis allen Gelehrten zugänglich gemacht hat.

V.

So eben kommt uns dieses typographische Prachtstück aus Wien zu. Die Einleitung gibt einen ausführlichen Fundbericht und die seither zwischen den Herren Lepsius und Reinisch gewechselten Streitschriften. Von dem ausschliesslichen Anrecht des Herrn Lepsius habe ich mich auch jetzt nicht überzeugen können. Die

Digitized by Google

Titelvignette gewährt ein Gesammtbild der Stele, woranf das Decret von Kanopus sich mit der Loupe hieroglyphisch und griechisch lesen lässt. Am Schluss erklärt Herr Rössler, dass er dasselbe, und auch bilingue, Decret auf einer wahrscheinlich aus Memphis kommenden Stele, in deren sehr lückenhaften Abbildungen bei Burton, Excerpta Hieroglyphica (Pl. 54 u. 55) erkannt habe. Dieses verstümmelte Doppel ist jetzt im Louvre. Tafel I—III des vorliegenden Werkes geben den hieroglyphischen Text von Tanis in den Typen von Wien; Tafel VII ein Facsimile des griechischen Textes, Zeile 1—14; Tafel IV—VI den vollständigen griechischen Text, 76 Zeilen in jetziger Uncialschrift, wobei die in dem Doppel von Memphis noch lesbaren Stellen ausgezeichnet sind. Der Rest des Buches besteht erstens aus einer Transcription des hieroglyphischen Textes nach dem von Dr. Reinisch (Denkmäler von Miramar pag. 261—300) aufgestellten Systeme; daneben eine Literarübersetzung; zweitens ebenfalls mit Literarübersetzung folgt der griechische Text in Cursivschrift. Der Hauptinhalt des Decretes ist folgender:

Die gesammte Priesterschaft Aegyptens versammelt zu Kanopus im Jahr 238: in Betrachtung des Ptolemäus III. Euergetes und seiner Gemahlin Berenike, ihrer Freigebigkeit gegen Tempel und heilige Thiere und weil der König sowohl neue Erfolge im Ausland errungen, als aus Asien die durch die Perser geraubten Götterbilder zurückgebracht (ebenso das Monum. Adulitanum Böckh Corp. Inscr. 5127 und Hieronym. ad Daniel. XI) und weil er bei einer ungenügenden Steigung des Nils durch Getraideankäufe in Syrien (der ägyptische Text sagt bei den östlichen Retennu) Phönikien (Kafatha) und Cypern (Nabynai) der drohenden Hungersnoth vorgebeugt, beschliessen: die religiösen Ehren gegen das königliche Paar sollen vermehrt, zu den vier bestehenden Priestercasten eine fünfte, die der Götter Euergeten gestiftet und je am alle vier Jahre wiederkehrenden Schalttag diesen Euergeten ein Fest gefeiert werden; auch das goldene Bild ihrer jung verstorbenen und zu Kanopus beigesetzten Tochter Berenike soll in den vornehmsten Tempeln aufgestellt und an den Umzügen durch den Propheten herumgetragen werden; auch das Brot, das den Priesterfrauen verabreicht wird, den Namen »Brot der Berenike« tragen. — Die hiemit in's Jahr 238 fallende Einführung unseres Schalttages ist eine sehr willkommene Aufklärung in dem gegenwärtig unter den Aegyptologen waltenden Kalenderstreit, für welchen ein bedeutendes Kriegsmaterial auch das neueste Werk von Dümichen liefert, 120 autographische Tafeln hieroglyphischer Kalenderinschriften.

Bern. **J. Zündel.**

Digitized by Google

Die homerische Texteskritik im Alterthum von J. La Roche. Nebst einem Anhange über die Homerhandschriften. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. VIII und 496 S. in gr. 8.

Die vorstehende Schrift zerfällt ihrem Inhalt nach in zwei Theile, von welchen der erste literär-historisch, der zweite sprachlich-kritischer Art ist, und zunächst auf den Text der homerischen Gedichte und dessen Wiederherstellung sich bezieht, d. h. auf Ermittlung des ursprünglichen Textes, oder derjenigen Gestalt, welche derselbe in seiner ersten Zusammensetzung, Bildung und Anordnung durch Pisistratus erhalten hat; und hat es der Herausgeber als seine hauptsächliche Aufgabe betrachtet (S. VI.), die Ueberlieferung des Alterthums über bestimmte einzelne Fälle, Worte und Wortformen, festzustellen, und zu diesem Zwecke eine Zusammenstellung solcher Fälle nach den verschiedenen aus dem Alterthum uns zugekommenen Nachrichten und Vorschriften zu liefern. Wenn er diess als den wichtigeren Theil seiner Arbeit betrachtet, so erschien es ihm doch, eben zum besseren Verständniss und zur richtigen Würdigung desselben nothwendig, eine Art von literärhistorischer Einleitung dazu in einem ersten Theile zu geben, welcher demzufolge über die Behandlung des Textes der homerischen Gedichte im Alterthum seit der ersten Anordnung durch Pisistratus sich verbreitet, Alles dahin gehörige, was wir davon noch wissen, zusammenstellt und so diesen geschichtlichen Ueberblick bis in die spätesten Zeiten — bis auf Eustathius — hinabführt, wobei natürlich einzelne Partien je nach ihrer Wichtigkeit mit mehr oder minder Ausführlichkeit behandelt worden sind. Es wird aber eine solche literärhistorische Uebersicht, während sie uns mit den Bemühungen des Alterthums näher bekannt macht, auch darum von Nutzen sein, weil sie am besten dazu dienen kann, der Willkür, die sich auch auf diesem Gebiete mit Beiseitesetzung aller historischen Tradition und aller positiven Grundlage breit zu machen sucht, die gehörige Gränze zu setzen.

Indem also der erste Theil eine Geschichte der homerischen Texteskritik bringt, so war hier auf die Zeit zurückzugehen, in welcher diese Gedichte zuerst in Schrift fixirt wurden, und waren die Schicksale derselben von da an während eines fast zweitausendjährigen Zeitraumes hindurchzuführen bis auf unsere Zeit; die Frage nach Bildung und Entstehung der Ilias und Odyssee, wie sie seit Wolf's Auftreten unter uns so viel besprochen und behandelt worden, lag indessen ausserhalb der Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt; denn diese erstreckte sich nur auf die Zeit, und nahm den Ausgangspunkt von der Zeit, in welcher der Text beider Gedichte bereits eine feste Gestalt unter Pisistratus erhalten hatte. Ein Zurückgehen über diese Periode hinaus hält der Verf. — und wohl mit Recht — jetzt für unmöglich, und in so fern ist,

Digitized by Google

nach seiner Ansicht, die ursprüngliche Form dieser Gedichte für uns auf immer verloren, das letzte und höchste Ziel der homerischen Texteskritik aber darauf zu richten, diejenige Form dieser Gedichte herzustellen, welche sie durch die Redaction des Pisistratus erhalten haben; es ist daher das Exemplar des Pisistratus als die Grundlage unseres Textes zu betrachten, und haben wir da, wo alle Angaben der Alten über den Text einstimmen, den Wortlaut dieses ersten geschriebenen Exemplar's vor uns. Aenderungen in der Anordnung beider Gedichte sind seit Pisistratus nicht vorgekommen, abgesehen von einzelnen Versen, die in einem und dem andern Exemplar nicht vorkommen. Also spricht sich der Verfasser S. 7 vgl. S. 16 aus, und daher nimmt er fünf verschiedene Perioden der homerischen Texteskritik an, deren erste, von Pisistratus ausgehend, die hellenische Blüthezeit bis auf die ersten Bemühungen der Alexandriner, bis auf Herodotus befasst, die zweite dann von da bis Herodianus, das Zeitalter der Alexandriner und damit das eigentliche Zeitalter der gelehrten kritischen und exegetischen Behandlung der homerischen Gedichte in sich schliesst, und daher auch mit besonderer Sorgfalt behandelt ist; die dritte Periode reicht von da bis Demetrius Chalkondylas, d. h. bis zu dem Erscheinen der ersten gedruckten Ausgabe des Homer zu Florenz 1488, die Periode der sogenannten Scholien; die vierte Periode geht von da bis zur Veröffentlichung der Scholia Veneta durch Villoison 1788, deren Bekanntwerden uns in die fünfte, neueste Periode der Kritik hinüberführt.

Nach diesen Perioden hat nun der Verfasser die Geschichte der homerischen Texteskritik im Einzelnen behandelt. Die erste Periode (S. 7—49) bespricht nach den Zeugnissen der Alten über die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus, ihre Vereinigung zu Einem Ganzen und die Anordnung der einzelnen Theile: dass dabei mehr auf die Zusammenstellung des mündlich oder auch selbst schriftlich in einzelnen Theilen, Ueberlieferten gesehen worden, als auf die Fassung und Schreibung einzelner Worte, wird man dem Verf. (S. 15) zugeben können: »Den ursprünglichen homerischen Text haben die Pisistrateer uns zwar nicht aufbewahrt, und es ist auch jetzt Niemand mehr im Stande denselben herzustellen, aber der Text ist auch nicht so entstellt, dass wir nicht in manchen Fällen noch auf seine älteste Gestalt zurückschliessen könnten. Diese Pisistrateer, selbst Dichter, haben auch willkürliche Aenderungen nicht gescheut, bis zu welchem Grad aber lässt sich nicht mehr ermitteln. (In der Verbreitung der homerischen Gedichte und in dem öffentlichen Vortrag der Rhapsoden möchte übrigens schon eine natürliche Schranke zu finden sein, welche willkürliche Aenderungen von Belang und Umfang schwerlich gestattete.) Der von ihnen hergestellte Text ist jedenfalls für uns die letzte Quelle, ihm möglichst nahe zu kommen das höchste Ziel der Textkritik, das wir leider niemals werden erreichen können«

Digitized by Google

(S. 16). Der Verfasser bespricht dann die verschiedenen Ausgaben der homerischen Gedichte im Alterthum, über welche sich noch einzelne Angaben vorfinden: er glaubt, dass das Exemplar des Pisistratus als die Quelle derselben zu betrachten sei: über die Ausgaben *κατὰ πόλεις* Näheres zu berichten, ist bei der Dürftigkeit der auf uns gekommenen Nachrichten kaum möglich, doch meint der Verf., dass keine dieser Ausgaben weiter als in das fünfte Jahrhundert v. Chr. zurückgesetzt werden dürfe. Von den Ausgaben *κατ' ἄνδρα* bespricht der Verf. insbesondere die dem Aristoteles beigelegte, über ihren Werth spricht er sich S. 26 sehr vorsichtig aus, glaubt aber doch, wenn man nach den Citaten homerischer Verse in den Aristotelischen Schriften ein Urtheil über des Aristoteles Ausgabe fällen wolle, so würde diess wohl nicht zu Gunsten des Aristoteles ausfallen, während über die Ausgabe, aus welcher Plato homerische Stellen in seinen Schriften anführt, ein bei weitem günstigeres Urtheil zu fällen sei, obwohl bedeutende Abweichungen von unserm jetzigen Texte hervortreten und zwar solche, die nicht auf einen Irrthum zurückgeführt werden könnten, sondern »uns die Ansicht aufdringen, dass das Exemplar des Homer, welches Plato vor sich gehabt hat, zum Theil ganz Anderes enthalten hat als der Homer, den uns die Alexandrinischen Kritiker hinterlassen haben. Um wie viel mehr mögen sie von dem um anderthalb Jahrhunderte älteren Exemplar des Pisistratus abgewichen sein« (S. 36 vgl. 32). Der Verf. hat nemlich alle homerischen Citate, die bei Plato vorkommen, aufgeführt und ist durch deren Vergleichung mit unserm gewöhnlichen Texte zu dieser Ansicht geführt worden. Am Schlusse dieses Abschnittes gibt derselbe eine Zusammenstellung aller der aus diesen *ἐκδόσεις* der ersten Periode erhaltenen Lesarten und stellt denselben die Lesarten der Alexandriner an die Seite.

In der zweiten Periode werden die Gelehrten und die Grammatiker aufgeführt, welche mit der Kritik und Erklärung der homerischen Gedichte sich irgendwie, nach den Angaben der Alten, beschäftigt oder Ausgaben geliefert haben. Zenodotus beginnt die Reihe derselben und wird, in Bezug auf seine Behandlung des homerischen Textes, soweit dieselbe sich jetzt noch ermitteln lässt, im Ganzen günstig beurtheilt, namentlich auch in Bezug auf die Athetesen, in denen er viel weiter ging, als andere alte Kritiker, während Aristarchus darin vorsichtiger war, und überhaupt eine mehr conservative Richtung in der Kritik einhielt: über seine Leistungen und über seine Textesrecension wird, wie zu erwarten war, ausführlicher gehandelt, zumal dieselbe als die hervorragendste und bedeutendste im ganzen Alterthum erscheint, und nach Aristarch eigentlich Niemand mehr zu einer Recension der homerischen Gedichte geschritten ist, weil die vorherrschende Ansicht sich mit Aristarch's Recension begnügen zu müssen glaubte. Es liegt daher sein Text allerdings dem durch die Handschriften uns

Digitized by Google

überlieferten zu Grunde, obwohl durch die späteren Ausgaben (κοιναὶ ἐκδόσεις) manche Schreibart Aristarch's aus dem Text gedrängt ward, welcher, wie er jetzt vorliegt, mehrfache Abweichungen von dieser Recension des Aristarchus erkennen lässt, während uns die Mittel oftmals nicht gegeben sind, die frühere Lesart zu ermitteln und so einen streng Aristarcheischen Text der homerischen Gedichte aufzustellen; vergl. S. 65, 79. Die Bemühungen des Crates und der Pergamener finden gleichfalls ihre Besprechung; es reihen sich daran die späteren Grammatiker der römischen Kaiserzeit von Didymus an (S. 99 ff.) bis auf Herodian (S. 114 ff.) und das Antoninische Zeitalter herab: zuletzt wird noch Nicanor, der unter Hadrian lebte, aufgeführt.

In der dritten Periode (S. 121—174) bilden zunächst die Scholien und Eustathius den Gegenstand einer näheren und eingehenden Erörterung, und zwar die durch die Venetianer Handschrift des X. oder XI. Jahrhunderts zuerst zu unserer Kenntniss gelangten Scholien, die durch Villoison erstmals und nachher durch Bekker veröffentlicht, in dieser Ausgabe auch noch mit andern Scholien vermehrt, nur über die Ilias sich verbreiten, hier aber von ungemeiner Wichtigkeit für unsere gesammte Kenntniss der auf Homer bezüglichen Texteskritik der Alten namentlich der Leistungen Aristarch's, sind. Nach der gewöhnlichen Annahme, die sich auf die der Mehrzahl der Rhapsodien beigefügte Unterschrift bezieht, liegen in diesen Scholien Auszüge aus den Schriften des Didymus (περὶ τῆς Ἀριστάρχου διορθώσεως), des Aristonicus (περὶ σημείων), des Herodianus (περὶ τῆς Ὁμηρικῆς προσῳδίας) und Nicanor (περὶ τῆς Ὁμηρικῆς στιγμῆς) vor uns, bald nach den Zeiten Herodian's durch irgend einen Grammatiker gemacht; dazu sind dann im Laufe der Zeit noch Auszüge aus den Schriften späterer Grammatiker und Erklärer des Homer hinzugekommen. Diese Annahme erscheint jedoch dem Verf. bei genauer Betrachtung der Handschrift (über welche der Verf. schon früher in einer eigenen 1862 zu Wiesbaden erschienenen Schrift: »Text, Zeichen und Scholien des berühmten Codex Venetus« sich verbreitet hatte) unhaltbar. Diese Scholien, meint er, seien nicht aus einem Guss, sondern gleich bei dem ersten Anblick treten nach seiner Meinung zwei verschiedene Arten von Scholien hervor, die umfangreicheren Randscholien, die Alles auf die Erklärung Bezügliche enthalten, und aus den verschiedenen Commentaren über Homer entnommen sind, dann die kleinern Zwischenscholien, die in dem Zwischenraume zwischen dem Text und den Marginalscholien sich befinden. Diese sind, nach seiner Ansicht grossentheils aus den genannten Büchern des Didymus und Aristonicus excerpirt; es gehören dahin die mit οὕτως und ὅτι beginnenden Scholien, so wie die, welche mit γράφεται, ἐν ἄλλῳ, ἔν τισι oder ἐν ἐνίοις beginnen, und auf die Texteskritik sich beziehen, während in den Randscholien, welche diese beiden Schriften vollständig, und nur Einiges aus Herodian

Digitized by Google

und Nicanor enthalten sollen, weit mehr aus Herodian sich findet, und nur Weniges aus Aristonicus und Didymus. Der, welcher diese Zwischenscholien hinzufügte, wahrscheinlich derselbe, der auch den Text schrieb, fand das, was in den Randscholien aus Aristonicus und Didymus stand — von ihm selbst wohl früher geschrieben, da keine verschiedenen Hände erkennbar sind — nicht genügend, und darum suchte er dasselbe zu vervollständigen durch die Hinzufügung der Zwischenscholien: so dass also die Randscholien für die ursprünglicheren zu halten sind, die Zwischenscholien aber später hinzugekommen sind durch denselben Scholiasten, der auch die Randscholien schrieb, und demnach für den wahren Verfasser dieser Scholien, zu denen ihm noch die besten Schriften der älteren Literatur vorlagen, zu halten ist. Wir theilen diese Ansicht des Verf. mit, zu einer näheren Prüfung und Würdigung wird allerdings die Einsicht in die Handschrift selbst erforderlich sein. In eingehender Weise verbreitet sich der Verf. über diese Scholien, nach der Fassung, in der sie jetzt vorliegen: wir können hier nicht weiter in das Einzelne uns einlassen, da wir noch einige Worte über die den Eustathius oder vielmehr seinen homerischen Commentar betreffende Untersuchung (S. 151 ff.) zu bemerken haben. Die Frage, welcher von den beiden Commentaren, der zur Ilias oder der zur Odyssee, dem andern der Zeit nach vorausgehe und früher geschrieben worden, hält der Verf. zu entscheiden für unmöglich, da in beiden Commentaren gegenseitig Beziehungen auf einander vorkommen: der Verf. hat sich die Mühe genommen, alle die einschlägigen Stellen anzuführen; wir ersehen daraus z. B., dass in dem Commentar zur Odyssee an hundert solcher Verweisungen auf den Commentar zur Ilias vorkommen, und eben so umgekehrt.

Was den Text betrifft, der dem Eustathius bei Abfassung seiner Commentaren vorlag, und die ganze Fassung der letzteren selbst, so fällt das Urtheil unseres Verf. (S. 153 ff.) im Ganzen nicht günstig aus, da ihm Ungenauigkeit, Nachlässigkeit u. dgl. beigelegt wird und in seiner Schreibweise kein fester Plan sich irgendwie erkennen lasse, auch Derselbe kaum mehr als Eine homerische Handschrift benützt zu haben scheine, indem die Anführung verschiedener Lesarten aus den ihm vorliegenden Commentaren oder Scholien entnommen sei, und daraus auch die vielfach, wie das S. 157 gegebene Verzeichniss der betreffenden Stellen beweist, vorkommenden Anführungen von Handschriften stammen. Der Verf. hat sich eben so auch die weitere Mühe genommen, ein Verzeichniss aller der in diesen Commentaren vorkommenden Erwähnungen des Aristarchus, Zenodotus so wie der zahlreichen späteren Grammatiker, welche sich mit Homer beschäftigt haben, aufzustellen S. 159 ff., worauf er zur Beantwortung der Frage übergeht, aus welchen Quellen Eustathius seine auf Kritik und Erklärung bezüglichen Angaben geschöpft habe. Wenn Derselbe vielfach auf die *παλαιοί* sich beruft (S. das Verzeichniss der Stellen S. 164 ff.),

Digitized by Google

»so stammen diese Angaben wohl aus derselben Quelle, wie die der Scholien des Venetus A, nemlich aus den Büchern des Didymus, Aristonicus und Herodian, und der Schriften der älteren Commentatoren und Lexicographen; er hat aber entweder selbst schon ungenaue und unvollständige Auszüge aus diesen Schriften benützt oder nachlässig und gedankenlos abgeschrieben. Daher kommt nicht nur die Masse von Irrthümern, sondern es ist auch zu erklären, dass die Angaben der Scholien des Venetus A zuverlässiger und vollständiger sind« (S. 167). Als eine zweite Hauptquelle werden die Commentare des Apio und Herodorus genannt, und die betreffenden Stellen, in welchen dieselbe genannt werden, angeführt; ausser diesen hat Eustathius, wie S. 172 behauptet wird, keine irgendwie bedeutende Schrift benutzt, die wir heut zu Tage nicht mehr besitzen. Man wird hier allerdings zu einem bescheidenen Zweifel doch sich veranlasst finden, und wenn der Verf. am Schluss seiner ganzen Erörterung den bleibenden Werth des Eustathius als eines Notizensammlers anerkennt, für die Kritik des Homer aber sein voluminöses Werk für ziemlich bedeutungslos erklärt, während für die Erklärung unter der Spreu noch hier und da ein gutes Körnchen zu finden sei (S. 174), so werden wir bei aller Strenge dieses Urtheils doch nie vergessen dürfen, dass so Vieles, den Homer und seine Gedichte, und die gesammte alte Literatur Betreffendes in diesem Werke allein noch erhalten ist, dass wir, auch wenn wir Ungenauigkeit und Nachlässigkeit hier und dort wahrnehmen, was bei einem Werke des zwölften Jahrhunderts wohl kaum befremden kann, doch dem gelehrten Erzbischof immerhin zu grossem Danke verpflichtet sind und alle Ursache haben, uns zu freuen, dass diese Fundgrube für die alte Literatur nicht auch im Laufe der Zeiten untergegangen ist.

Ueber den zweiten Theil, der von S. 175—432 reicht, werden wir uns kürzer fassen können: derselbe enthält sprachlich-kritische Erörterungen über einzelne, in ihrer Schreibung wie auch in der, vielfach damit zusammenhängenden Erklärung bestrittene Ausdrücke der homerischen Gedichte: dieselben gehen von S. 175—382 in alphabetischer Reihe und sind mit Nummern bezeichnet, in Allem 255, beginnend mit ἄαπτος und schliessend mit einer Erörterung über die Schreibung von ὥς und ὣς nach den Angaben der alten Grammatiker. Daran reihen sich nun aber weiter unter Nr. 256—272 incl. grammatisch-sprachliche Erörterungen, welche speciell auf homerische Formen und homerischen Sprachgebrauch sich beziehen, wie z. B. 256: das Prädicat im Plural beim Neutrum Plurale; Nr. 257: die Masculinform des Adjectivs bei dem Femininum; Nr. 258: die Verdoppelung der Liquidä, oder Nr. 269 die Enklisis, oder Nr. 272: die Abwerfung des Augments, ein äusserst umfassender und genauer Abschnitt. Wir haben schon oben bemerkt, dass der Verfasser auf diesen Theil seiner Arbeit besondern Werth legt, und wird auch gewiss Niemand den Werth, welche

liese Forschungen für die richtige Erkenntniss der homerischen Redeweise und damit für die Texteskritik ansprechen, in Zweifel ziehen wollen. Ein Anhang S. 433 ff.: »Die Homerhandschriften« gibt eine Zusammenstellung der bisher bekannt gewordenen Handschriften der homerischen Gedichte, sowohl derer, die das Ganze les Ilias und Odyssee, oder eines der beiden Gedichte oder einelne Stücke daraus enthalten, unter welchen an erster Stelle die Papyrusfragmente erscheinen, welche in Aegypten neuerdings aufgefunden worden sind, und Stücke aus drei Gesängen des Ilias N. Σ. Ω.) in Allem 1159 Verse enthalten. Mit Recht ist diesen iltesten Resten, die jedenfalls bis in die Zeit der ersten römischen Kaiser hinaufreichen, eine genaue Beschreibung gewidmet, wenn auch der Gewinn, der für die Texteskritik des Homer daraus zu ziehen ist, im Ganzen nicht so erheblich ist, da ihr Text dem der κοιναὶ ἐκδόσεις jener Zeit entspricht; auf gute Quellen führen die venigen älteren Handschriften, die wir noch aus dem zehnten und ilften Jahrhundert besitzen, zurück, wie der Venetus A, jedenfalls lie älteste und beachtenswertheste aller vorhandenen Handschriften, ler nur wenige sich annähern, während die Mehrzahl späterer Zeit, lem vierzehnten und insbesondere fünfzehnten Jahrhundert, entstammt. Immerhin bildet dieses Verzeichniss aller der bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften, in welchem auch alle die Handschriften mit aufgeführt sind, welche blos einzelne Theile oder einzelne Gesänge enthalten, eine sehr dankenswerthe Zugabe. Drei Register sind am Schluss hinzugekommen: ein Namen- und Sachregister (über alle die einzelnen, namentlich im zweiten Theile behandelten Worte) und ein Verzeichniss kritisch behandelter Stellen. Die äussere Ausstattung in Druck und Papier ist vorzüglich zu nennen, auch das Ganze sehr correct gehalten.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tillmann. Erster Band. Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1867. XXVI und 408 S. in 8.

Auch mit dem besondern Titel:

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Julius Tillmann.

Diese Sammlung von Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts schliesst sich, auch selbst in der äussern Ausstattung und im Format der in demselben Verlag erschienenen Sammlung der deutschen Classiker des Mittelalters von Fr. Pfeiffer an und ist gewissermassen bestimmt dieselbe fortzusetzen; sie füllt auf diese Weise die fühlbare Lücke zwischen dem Mittelalter und der neue-

Digitized by Google

ren Dichtung aus und kann daher mit Grund empfohlen werden. »Alle Richtungen der poetischen Production des Reformationszeitalters in einer Bibliothek zu vereinigen, welche die Hauptwerke der Hauptvertreter jener Epoche umfasst und sich doch in den nothwendigen, dem jetzigen Bedürfniss angemessenen Gränzen hielt« — dies ist die Aufgabe, welche die beiden Herausgeber sich bei diesem Unternehmen gestellt haben; vieljährige Studien auf diesem Gebiet, Sammlungen jeder Art und die Hülfsmittel grösserer Bibliotheken setzen sie auch in den Stand, ihre Aufgabe in befriedigender Weise zu lösen. Zu diesem Zweck waren sie bei der Auswahl dessen, was in die Sammlung aufzunehmen sei, von dem Grundsatz geleitet, einerseits »das Wesentliche und Charakteristische für die Dichtung jener Zeit«, andererseits »das Ansprechendste für die Gegenwart« zu geben, und, was den Text der einzelnen Lieder betrifft, den ältesten und besten Drucken und Handschriften zu folgen, und durch Beseitigung aller Fehler und jeder Entstellung einen reinen und lesbaren Text zu liefern. Endlich haben sie aber auch für das Verständniss dadurch sorgen zu müssen grglaubt (und wir halten diese Sorge für eine nichts weniger als überflüssige), dass sie unter dem Text ganz kurze Worterklärungen bei schwierigen Ausdrücken beifügten und damit das Verständniss des Einzelnen erleichterten; auch sind einzelne Erklärungen sachlicher Art hinzugekommen; für das Verständniss des Ganzen aber ist durch ausführliche Einleitungen, welche über die verschiedenen Dichtungsarten wie über die Leistungen und die daraus hervorgehende Würdigung der einzelnen Dichter sich verbreiten, gesorgt: es ist auf diese Weise das geschehen, was man von den Herausgebern erwarten konnte.

In dem vorliegenden ersten Bande, welcher mit einem die Zwecke und Tendenzen des Ganzen näher darlegenden Vorwort und Einleitung beginnt, worauf ein Verzeichniss der Quellen (d. h. der gedruckten) folgt, sind enthalten I. Volks- und Gesellschaftslieder, eingeleitet durch ein über den Charakter dieser Dichtungsart sich verbreitendes Vorwort: II. Geistliche Lieder, mit einer ähnlichen Vorbemerkung S. 181 ff.; III. Historische Lieder S. 253 ff.; IV. Meisterlieder S. 317 ff.; beide Abtheilungen sind mit ähnlichen, einleitenden Vorbemerkungen versehen. Man hat im Ganzen wohl Ursache mit der getroffenen Auswahl von Liedern in den einzelnen vier Abtheilungen zufrieden zu sein: zur bequemen Uebersicht wird am Schluss S. 389 ff. ein Verzeichniss aller einzelnen Lieder nach den Versanfängen, und zwar nach den vier Abtheilungen unter eben so vielen Rubriken gegeben, und die betreffende Nummer und Seitenzahl beigefügt. Endlich ist noch ein besonderes Wortregister über die einzelnen erklärten Ausdrücke und Wörter angereiht. Druck und Papier werden gewiss Beifall finden.

Digitized by Google

Kugler, B. Dr., Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzuges. Stuttgart 1866.

Seit Friedrich Wilken's Darstellung der Geschichte des zweiten Kreuzzugs*) haben die Forschungen hierüber nicht geruht, weder französischerseits noch deutscherseits.

Das Verdienst, zum ersten Male die Originalschriftsteller aus der Zeit der Kreuzzüge überhaupt, und des zweiten darunter im Besonderen zum Zwecke einer Chronik derselben benutzt zu haben, gebührt eigentlich den *Annales ecclesiastici*, einem Werke das der Kirchengeschichte der Magdeburger Centuriatoren entgegenzutreten bestimmt war. Der Begründer dieser *Annales* war der Oratorianer und spätere Cardinal Cäsar Baronius (geb. 1538 gest. 1607)**). Auf sie, denen sowohl Scaliger wie Fleury sich beehrt hatten, ihre Anerkennung zu zollen, und die von Pagi berichtigt und ergänzt und von Raynaldi fortgesetzt wurden***), stützte sich der mit Fr. Wilken fast gleichzeitige französische Geschichtschreiber der Kreuzzüge, Michaud, dessen umfangreiches Werk für die französische Literatur dieselbe Stelle einnimmt, wie die Arbeiten Wilken's für die deutsche†).

Der Letztere hatte die Ausführung seines Gedankens an eine vollständige Darstellung der Geschichte der Kreuzzüge (1808—35) mit der Herausgabe von vier Büchern *Rerum ab Alexio I, Joanne, Manuele et Alexio II Comnenis gestarum (1811)* begleitet.

Auf sein ausführliches Werk, mit welchem gleichzeitig fortgefahren wurde, folgten mittlerweile die Arbeiten von Jaffé††) und von Sybel†††).

Gebührte deutscherseits, wie gesagt, Fr. Wilken das Verdienst, zuerst die Materialien gesammelt und zu einer orientirenden Darstellung für jede künftige Detailarbeit organisch vereinigt zu haben, so hatten schon die Letztgenannten, wenn sie nicht noch neue diplomatische Beiträge dem Quellenmaterial hinzufügten, nur mehr ihre Ueberzeugungen und veränderten Anschauungen berichtigend

*) S. Geschichte der Kreuzzüge etc. Dritter Theil. Erste Abtheilung. Leipzig 1817.

**) Sie erschienen zuerst in Rom.

***) In ihrer Ausgabe: Lucca 1737 und 38, welche 36 Bände enthält, mit Einschluss des Index.

†) *Histoire des Croisades* in 7 Bänden (die beiden letzten 6 und 7 enthalten die Bibliographie). Paris 1819—1822.

††) Geschichte des deutschen Reichs unter Konrad III. 1845.

†††) Kleine historische Schriften.

Digitized by Google

geltend zu machen. Nachfolger so bedeutender Vorgänger, erweckt nun der Verfasser der vorgenannten »Studien zur Geschichte etc.« die Erwartung, was er seinerseits theils Neues, theils Verbessertes, theils von seinen Vorgängern Abweichendes geliefert habe.

Bevor wir ihr genügen, wollen wir uns einer Zergliederung seiner Arbeit unterziehen.

Die einzelnen Kreuzzüge liegen zeitlich so weit auseinander, dass man sich nicht zu wundern braucht, für jeden besonders seines Quellenapparats zu bedürfen, indem jeder derselben, wiewohl alle einen und denselben Hauptzweck hatten, doch durch die Physiognomie seiner Zeit bestimmt ward, der Art, dass der praktische Gesichtspunkt den idealen allmählig zu verdrängen und zuletzt die Politik die Religion abzulösen verstand, wie letzteres der Feldzug Friedrich's II. unwiderleglich darthat*). So war denn die innere Seite des zweiten Zuges nicht mehr die des ersten, und besondere Quellen liegen dafür vor, die weder der Darstellung des ersten noch der der späteren zu Grunde liegen können.

Den Capiteln seiner Geschichte, gegen deren Vollständigkeit er selbst im »Vorworte« Verwahrung einlegt, schickt unser Monograph eine Einleitung: »Zur Kritik der Quellen« voraus, wo er erstlich der Zeitbestimmung des päpstlichen Breve's, welches den hl. Bernhard mit der Predigt des Kreuzzugs beauftragte, so wie dem Rundschreiben des Letzteren an die Ostfranken und Baiern einige Seiten widmet und dann die einzelnen Quellenschriftsteller, zuerst die lateinischen, dann die griechischen (Cinnamus und Nicetas) der Reihe nach theils analysirt, theils vergleichend prüft, zugleich aber die Bestimmung ihrer Lebenszeit u. s. w. einschliesst. Wissenschaftlich betrachtet ist diese Einleitung nicht als der unwichtigste Theil dieser gründlichen Arbeit zu betrachten, wenn auch manche Ergebnisse schon bereit lagen, und es nur darauf ankam, sie zu finden und geeignet zu formuliren. So hat der Verf. so-

*) Man muss, um überhaupt ein Urtheil sich über die Kreuzzüge beizulegen, ausserdem noch ein ethnologisches Moment hereinziehen. Romanisch französischerseits angeregt, ging die Aufgabe der Kreuzzüge allmählich auf die Schultern der Träger germanischen Wesens (Engländer und Deutsche) über, um zuletzt von den Deutschen allein (Friedrich II.) gehalten, aber nicht gelöst zu werden. Bis hieher reichte die erste Periode der Kreuzzüge! — Der Zug Ludwig's IX. (1248), welcher eine zweite Periode einleitete, signalisirte die Erneuerung jener Periode, ohne dass seinem Beispiele Folge gegeben worden wäre. Der zweite Zug, den derselbe König unternahm (1270), gestattet eine Parallele mit dem zweiten Kreuzzuge aus der vorigen Periode — wie Eugen III. durch diesen den byzantinischen Kaiser Manuel zur Wiedervereinigung zu bringen noch zuletzt den Gedanken bekam, so hatte sich Ludwig IX. versichern lassén, der Bey von Tunis werde unter dem Schutze seines Heeres zum Christenthum übertreten! — Auch dieser Zug ging, wie jener, unter Betheiligung noch eines anderen König's (Karl's von Neapel) vor sich. — Ein dritter unterblieb. Das Papstthum hatte das Uebergewicht seines Einflusses verbraucht. Das staatliche Bewusstsein konnte endlich in Europa erwachen!

Digitized by Google

wohl die Abfassungszeit des Breve's Eugen's III. an Ludwig VII. u. s. w. (Frühjahr 1146), S. 3, als die Zeit des Rundschreibens des hl. Bernhard an die Ostfranken und Baiern, das übrigens auch unter anderen Adressen wiederkehrt, S. 5 (Anfangs 1147), festgestellt. Ferner hat er die Grenzen der Zuverlässigkeit bei Otto von Freisingen *(De gestis Friderici I.)* gewürdigt, S. 7 ff., und seine Meinung über ein Fragment von einem Abte aus dem Gefolge Otto's abgegeben, S. 10. Eine Erweiterung des Quellenapparats sind die Auszüge aus einer Forschung Sigebert's*), ihr Verfasser wird als *Anonymus ad Petrum* von unserem Monographen citirt, S. 15—20. Besondere Gelegenheit, seine Befähigung zur historischen Kritik zu bewähren, boten ihm drei Schriften, die er wegen ihrer vielfältigen Uebereinstimmung im Zusammenhang betrachtet, nämlich *Historia Ludovici VII.*, *Gesta Ludovici VII.*, *Willermi Tyrensis archiepiscopi historia* S. 21 ff. Die Frage, welche Schrift hier das Original der andern ist, entscheidet er auf chronologischem Wege zu Gunsten der *Historia* (verfasst zwischen 1170—1176) S. 22. Die beiden anderen betrachtet er als Ausflüsse aus einer andern dritten gemeinsamen Urschrift, deren Text am getreuesten in den *Gesta* aufbewahrt sei, S. 25 f. vgl. S. 29 ff. Dann geht er der Entstehungszeit dieser Urschrift nach, und vermuthet, dass sie nicht vor 1170 verfasst war. S. 28. Wilhelm von Tyrus habe hingegen die Urschrift durchweg umgearbeitet. S. 30. Eine durch eine Menge Mittheilungen anziehende, aber in Hinsicht der Thatsachen unzuverlässige und unbrauchbare Quelle findet er in einem Bruchstücke, den *Annales Herbipolenses***) S. 21. Ebenso wenig, wie diesen, legt er der Abhandlung, des Probstes Gerhoh von Reichersberg***) S. 34, Gewicht bei, wenn sie auch für die Erkenntniss der Stimmungen, welche sich nach dem zweiten Kreuzzuge im Abendlande ausbreiteten, Einiges bieten. S. 36. Von den beiden Griechen Cinnamus †) und Nicetas ††) erkennt er dem Erstgenannten den Vorrang zu, dessen feindseliges Urtheil über die Kreuzfahrer nicht so schade, S. 39, wie die Entstellungen, woran der Zweite leide, S. 40 ff. †††)

Der übrige Theil seiner »Studien etc.« beschäftigt sich je in besondern Capiteln, denen umsichtige Prüfung in den Einzelheiten nachgerühmt werden muss, zunächst mit dem Morgenlande vor dem zweiten Kreuzzuge, S. 45 ff.; dann — nun folgen die Hauptcapitel, mit den Kreuzzugsrüstungen im Abendlande, S. 87 ff., drittens mit

---

*) Bei Pertz, Monum. S. S. VI, 279.

**) Pertz, Mon. S. S. XVI, 3 ff.

***) l. l. XVII, 461 ff.

†) Rec. Aug. Meineke. Bonn 1836. — Michaud war noch auf den Text des P. Labbé angewiesen. Bd. VII, S. 246.

††) *Ex recensione Imm. Bekkeri. Bonnae 1835.*

†††) Die hebräischen und arabischen Chroniken, welcher bei Fr. Wilken (III Beilagen S. 1—32) gedacht wird, finden sich hier in der Einleitung nirgends erwähnt, dagegen in dem darstellenden Theile gelegentlich angezogen. Vgl. S. 55. Anm. u. ff. ferner Michaud l. l. Bd. VII, S. 257 ff.

Digitized by Google

dem Zuge der Kreuzheere bis Konstantinopel, S. 111 ff., viertens mit dem Zuge derselben durch Kleinasien, S. 148 ff., fünftens mit den Kreuzfahrern in Syrien, S. 179 ff., und zuletzt mit der Rückkehr der Könige, S. 205 ff., mit dem Schicksale des Morgenlandes, S. 212, mit dem Eroberungsdrang der Griechen, S. 216, wodurch die Anknüpfungen für die Combinationen nach Vorwärts gegeben sind.

Aus diesem Aggregat von Studien sei es uns vergönnt die erste, welche sich mit dem Morgenlande vor dem zweiten Kreuzzuge beschäftigt, und seine Schlussbetrachtungen hier genauer zu beleuchten.

In erster Beziehung Folgendes. Bekanntlich wird der Nothschrei über den Fall von Edessa (1143) als die Veranlassung des zweiten Kreuzzuges bezeichnet. Mit Recht. Aber die Ursache dieses Falles, wie sie erzählt wird*), ist der Verf. nicht geneigt ihrem vollen Wortlaute nach gelten zu lassen. Er hatte schon vorher auf die moralisirenden Raisonnements der Quellenschriften tadelnd hingewiesen, S. 65: »Das eigenthümliche Verfahren der Chronisten des Mittelalters, die Ursachen von Unglücksfällen im staatlichen Leben viel seltener in politischen Verhältnissen als in sittlichen Fehlern zu suchen, findet sich am vollkommensten ausgebildet bei den Geschichtschreibern der Kreuzzüge. Denn hier bewirkte die religiöse Stimmung eine entschiedene Abkehr von der politischen Betrachtung und erzeugte an deren Stelle sofort das Urtheil, dass die Christen »ihrer Sünden halber« *(meritis, peccatis exigentibus)* die Niederlage empfangen oder jenes Misslingen erlebt hätten.« Neben dieser berechtigten Ausstellung räumt der Verfasser doch ein, dass das Verhältniss der Geschlechter zu einander sich immer übler gestaltete, und Liebeshändel und Intriguen der Frauen Einfluss auf die Geschicke der Staaten gewonnen. S. 64. Als ein Beispiel jenes Verfahrens, bei dessen Einfluss auf Wilken er im Vorbeigehen verweilt, S. 65, betrachtet er die Sagen, welche den Sturz Edessa's umwoben haben. S. 80. Hören wir ihn selbst über die Veranlassung zum zweiten Kreuzzuge. »Der Verlust Edessa's«, bemerkt er, war ein überaus grosses Unglück für die Kreuzfahrer. Das Schicksal dieser Stadt konnte demnächst auch Antiochien bereitet sein, und dann waren weder Jerusalem noch irgend ein anderer Theil der christlichen Besitzungen auf die Dauer zu behaupten. Fast schien es, als ob die letzte Stunde der Kreuzfahrerstaaten schon begonnen habe ..... S. 77. Auf der folgenden Seite fährt der Verfasser fort: »Nun lebte jedoch unter den Fürsten der Kreuzfahrer ein Mann, der die Gefahr in ihrem ganzen Umfange erkannte und auf entsprechende Mittel sann, um Zenki abwehren und den Christen endlich sichere Grenzen gegen das innere Asien

*) Michaud gibt einen Auszug aus den *Annales ecclesiastici: Histoire etc.* Bd. VII, S. 14.

Digitized by Google

verschaffen zu können. Dies war Fulko's alter Genosse, Raimund von Antiochien.« S. 78. Die folgende Darstellung besteht in einer Aufhellung der Ueberliefung, die dieser Mann bisher ungerecht beurtheilte. »Fürst Raimund«, heisst es zuletzt wieder, »hatte im Anfange des Jahres 1145 keinen Zweifel mehr darüber, wie die Dinge standen. Er sah Zenki's Macht in reissendem Wachsthum, Nordsyrien erschöpft, Jerusalem gleichgültig oder abgeneigt — er erkannte, dass einem umfassenden Ruine nicht mehr auszuweichen sei, wenn es nicht gelang, von aussen her eine bedeutende Unterstützung zu erhalten. Diese aber konnte nur von einer Seite, vom Abendlande, vermittelst eines neuen Kreuzzuges kommen. Hiernach traf er seine Massregeln. Er sandte, wie es scheint, im Herbste 1145 einen seiner treuesten Parteigänger, den Bischof Hugo von Djebeleh, nach Europa .....« S. 81 ff. Ausserdem macht der Verfasser glaublich, unter Bestreitung entgegenstehender Behauptungen von Sybel's, dass von Bewohnern Nordsyriens, den armenischen Christen nämlich, »die bisher den Kreuzfahrern oftmals als treue Waffengenossen zur Seite gestanden hatten«, Hülfsgesuche an das Abendland gerichtet wurden. S. 83 ff. Das Resultat seiner Forschung über die wahre Veranlassung des zweiten Kreuzzugs liegt in den Worten: »Raimund von Antiochien hat also Bitten um Unterstützung nach Europa gesandt und dadurch eine neue Erhebung der römischen Christenheit zum Kampfe gegen den Halbmond wenigstens mitveranlasst.« S. 86.

Was den Verfasser vor Wilken auszeichnet, ist der nüchterne Sinn bei ihm den moralisirenden Versuchungen gegenüber, welche, wie gesagt, die Quellenschriftsteller bereiten, was ihn vor v. Sybel auszeichnet, ist die klare Unterscheidung zwischen den Jerusalemiten und den Nordsyriern, z. B. S. 57 oben. Vgl. S, 85.

Wenn man liest, was der Verfasser von den glücklichen Anfängen der christlichen Herrschaft in Syrien und Jerusalem erzählt, sowohl in militärischer Beziehung, S. 57, wie in Bezug auf Verkehr, Handel, Bodenproduktion, S. 60, so muss man bedauern, dass nicht die Politik es verstand, dauernde Zustände dort zu schaffen, welche das Werk der Civilisation, welche von Westen kam, als einen Tribut der Dankbarkeit an Asien zurückerstattete. Was der Verfasser dort erzählt, gehört in die Zeit nach dem ersten Kreuzzuge. Dass die glückliche Entwicklung, von der er S. 62 ff. ein glänzendes Bild entwirft, sobald zerrann, musste wohl daran liegen, dass der Lebensgenuss den Ernst der Arbeit überwucherte.

Wir sind bei den Schlussbetrachtungen des Verfassers über die Folgen des zweiten Kreuzzugs angelangt. Nachdem er gezeigt, wie die Lateiner im Morgenlande an ihrem eigenen Untergange gearbeitet hatten, lässt er zuletzt noch die Fehler der Griechen, Kaiser Manuel, an unserem Geiste vorübergehen, S. 216. Er rühmt seine persönliche Tapferkeit im Kampfe wider die Flotte der Normannen, S. 217, erzählt ihm die Absicht nach, »das grosse römische

Digitized by Google

Kaiserreich, welches sein Grossvater und sein Vater nach Osten hin in der alten Ausdehnung wiederherzustellen versucht hatten, nunmehr durch die Unterwerfung der Völker des Westens zu vollenden«, eine Absicht die gross zu nennen war, deren Ausführung aber unmöglich war. Obwohl während einiger Jahre die Macht der Griechen in stetigem Wachsthum zu sein schien, und das Gebiet, in welchem ihr Einfluss vorherrschte, sich fortdauernd erweiterte, so weiss der Verfasser darzuthun, dass die Grundlage dieser ausserordentlichen Machtentfaltung nicht gesund war, und dass der Kaiser die Hauptaufgabe vernachlässigte, die nämlich, die ikonischen Seldjuken in das Innere Asiens zurückzuwerfen. S. 216. Mit einer eigenen zwischen Einfällen und loyalen Versprechungen lavirenden Art waren die Seldjuken immer näher gerückt, bis dem Kaiser die Geduld riss, im Jahr 1176, und er die wieder aufs Neue vorgebrachten Versprechungen zurückwies. Quer zog er durch Kleinasien mitten in ihr Gebiet. In einem Engpasse in Phrygien, bei Myriokephalon, wurde sein Heer, welches in langgedehnter Colonne marschirte, von den Seldjuken überfallen und vernichtet, eine Niederlage, die er freilich an Konrad wegen der ihm 1148 bereiteten Hinterlist reichlich verdient hatte, die aber leider der Wendepunkt für die byzantinische Herrschaft in Kleinasien war, deren Untergang die folgenden Kreuzzüge nicht aufhielten. Immer näher rückte das Verderben, bis die Türken in die Hauptstadt einzogen (1453). Der Fall von Constantinopel begründete eine Episode in der Geschichte der Balkan-Halbinsel, die noch fortdauert und deren Ablauf zugleich die Antwort auf die Frage bringen wird, wem diese wichtige Stadt einst gehören wird, die sogenannte orientalische Frage, vor deren Ausbruch die Diplomaten bangen muss. — —

Recht muss man mithin dem Verfasser geben, dessen Schlusswort auch das unsrige hier sein soll: »Die Schlacht bei Myriokephalon entscheidet für immer das Schicksal des ganzen Orients.« S. 222.

Heidelberg, im Dezember. **Dr. H. Doergens.**

Mongolische Märchen. Erzählung aus der Sammlung Ardschi Bordschi. Ein Seitenstück zum Gottesgericht in Tristan und Isolde. Mongolisch und Deutsch nebst dem Bruchstück aus Tristan und Isolde herausgegeben von B. Jülg. Als Probe einer Gesammtausgabe von Ardschi Bordschi und den neun Nachtragserzählungen des Siddhi-kür. Innsbruck. Druck und Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. Schriften aus der Wagner'schen Schriftgiesserei. 1867, 37 Seiten. 8.

Unlängst erst (oben Jahrg. 1866. S. 865 ff.) habe ich über die durch Jülg besorgte vortreffliche Ausgabe und Uebersetzung

Digitized by Google

des kalmükischen Siddhi-kür Bericht erstattet und bei dieser Gelegenheit auch bemerkt, dass Jülg gesonnen sei, die bisher fehlenden Erzählungen der genannten Sammlung nach mongolischen Handschriften herauszugeben (da ein kalmükischer Text zur Zeit nicht erreichbar ist) und damit auch zugleich den mongolischen Text und Uebersetzung einer andern höchst wichtigen aus Indien stammenden Märchensammlung, nämlich des Ardschi Bordschi. Rascher als man bei Dergleichen erwarten durfte, scheint nun dieses Unternehmen seiner Ausführung entgegen zu gehen, denn bereits liegt die rubricirte Probe vor und erfüllt alle auch noch so hohen Ansprüche, die man, was zunächst die äussere Ausstattung anlangt, in dieser Beziehung selbst nach dem, was bei dem Siddhi-kür geleistet worden, irgend daran stellen konnte. Schönheit und Eleganz haben hier in typographischer Hinsicht ein wahrhaftes Prachtwerk zu Stande gebracht, welches der Wagner'schen Buchhandlung und deren Chef, Herrn Anton Schumacher, zur höchsten Ehre gereicht, um so mehr, als sie, wie ich schon bemerkt »allem Anschein nach bei dem Unternehmen nicht sowohl die commercielle wie die wissenschaftliche Seite desselben ins Auge gefasst.« Und es ist wahrlich nicht überflüssig, dass von Zeit zu Zeit der deutsche Buchhandel solche Beweise einer andern als gerade nur industriellen, illiberalen Auffassung seines Berufes bethätige, wie sie sich nur gar zu oft selbst bei den höchsten Firmen geltend macht. Jülg hat daher mit vollem Recht die vorliegende Probe des gemeinschaftlichen Unternehmens dem Herrn Schumacher gewidmet »dem verdienten Förderer typographischer Kunst«, der dadurch, dass er die erforderlichen Typen hat schneiden und giessen lassen, den Druck dieses Werkes, des ersten mongolischen in Deutschland, ermöglichte und unser Vaterland auch in dieser Beziehung von Russland unabhängig gemacht hat. Also nochmals *τήνελλα ὦ καλλίνικε χαῖρε*!

So viel was die äussere Ausstattung des in Rede stehenden Specimens betrifft; die innere entspricht ganz der des Siddhi-kür und besitzt also ganz dieselben trefflichen Eigenschaften, wie dieser. Zwar hinsichtlich des Urtextes und der dazu gehörigen kritischen Anmerkungen steht mir als Laien durchaus kein Urtheil zu; allein was die Uebersetzung angeht, »so schliesst sie sich, wie Jülg bemerkt, nach denselben Grundsätzen wie beim Siddhi-kür (s. das. S. XIV) möglichst eng an das Original«, so dass sie also im Vergleich zu der russischen Galsang Gombojews (wonach die deutsche Benfeys im »Ausland« gefertigt ist) ganz die nämlichen Vorzüge besitzt, wie Jülg's Uebersetzung des Siddhi-kür vor der Bergmanns. Dass übrigens Jülg mit wortgenauer Treue in der Wiedergabe des Originals auch so weit irgend möglich eine ansprechende Form des Ausdrucks zu verbinden versteht, wissen wir bereits aus der letztgenannten Arbeit, so dass also von dieser Seite ebenfalls alle irgend billigen Ansprüche befriedigt sind.

Digitized by Google

Hinsichtlich des Inhalts der vorliegenden Erzählung, der letzten des Ardschi Bordschi, verweist Jülg auf Benfey's Pantschat. I. S. 456—459. In Betreff des böhmischen Märchens, welches Benfey ebend. I. S. XXIV f. erwähnt, habe ich bereits in dessen Orient und Occident 1, 123 f. darauf aufmerksam gemacht, dass dasselbe eigentlich nicht hierher gehört, dagegen aber andere Erzählungen, die ich zu Dunlop S. 500. Anm. 383 (zu Timon. nov. 4) angeführt, wo unter anderm auch auf die deutsche, französische und englische (schottische) Version der Dichtung von Tristan und Isalt verwiesen ist. Jülg hat demgemäss durch Gabelentz veranlasst, die betreffende Stelle aus Gottfried von Strasburg's Gedicht nach der Uebertragung von Hermann Kurz seinem Specimen angefügt, was vielen Lesern der Vergleichung wegen willkommen sein wird. Wenn aber Jülg meint, dass die in Rede stehende indisch-mongolische Erzählung ihren Stoff aus dem Westen entliehen haben könnte und dabei auf Benfey's gleiche Ansicht in Betreff der Geschichte von Midas' Ohren hinweist, so sehe man dagegen, was ich in letzterer Beziehung in Eberts Jahrbuch für roman. und engliche Litteratur 3, 86 f. bemerkt. Auch im hohen Norden begegnen wir übrigens einer Version des vorliegenden Stoffes, nämlich in der Gretterssaga, wo erzählt wird, wie der Wäringer Dromund in Constantinopel mit einer vornehmen aber an einen Mann von niedriger Herkunft verheiratheten Dame eine Liebschaft hat und von ihr vielfache Geldgeschenke erhält, den Nachstellungen des Verdacht schöpfenden Ehemanns aber auf mancherlei Weise entgeht, indem seine Geliebte ihn einmal in eine Kiste, ein anderes Mal unter einem Haufen Kleider versteckt, ein drittes Mal durch eine Fallthür entkommen lässt. Endlich stellt sie sich als durch jenen Argwohn verletzt und fordert Scheidung, will auch den ihr vom Bischof auferlegten Eid leisten. Am Tage, wo sie diesen ablegen soll, ist nasses Wetter und sie lässt sich von einem Bettler mit langem weissen Bart, den sie an einer sehr kothigen Stelle der Strasse mit mehren andern stehen sieht, über diese hinwegtragen, da er um diese Gunst bittet. Beide aber fallen hin, so dass er sie beschmutzt, worüber sie sich zwar anfangs zornig gebärdet, am Ende aber, da der Bettler sehr jammert, ihm einige Goldstücke schenkt und demgemäss schwört sie dann auch, dass sie nie von einem andern Manne als von diesem beschmutzt worden, auch nie ihr Gold einem andern als diesem Manne gegeben habe. In Folge dieses Schwurs erlangt sie die gewünschte Scheidung und vermählt sich später mit Dromund. Die Gretterssaga stammt, wie P. E. Müller Sagabibliothek 1, 361 f. (der dän. Ausg.) bemerkt, aus dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14. Jahrh. und er verweist hierbei auch auf die Aehnlichkeit des eben angeführten Theiles derselben mit der bereits erwähnten Stelle des englischen und französischen Tristan, so wie der altnordischen Uebersetzung des letztern, welche im Jahr 1226 auf Befehl des Königs Hakan veranstaltet wurde. Müller

Digitized by Google

hält dafür, dass die Liebesgeschichte Dromunds selbst auf der Wirklichkeit beruhe, von einigen zurückkehrenden Wäringern aber mit Zügen, die sie aus einem oder dem andern Roman entlehnten, ausgeschmückt worden sei und zwar wahrscheinlich ehe die altnordische Uebersetzung des Tristan allgemein bekannt war, da sonst das Hinzugedichtete sich zu leicht verrathen hätte. Eine ähnliche auf scheinbar gültigem Eide beruhende Erzählung berichtet als historisch auch die nouv. 33 (in Benfey's Pantschat. 1, 459 f. steht verdruckt 38) des Heptameron der Königin von Navarra. Andere hierher gehörige Erzählungen aus späterer Zeit, die sich aber zunächst an die Sage von Virgils Bocca della Verità anschliessen, übergehe ich; dagegen will ich noch anführen, dass hinsichtlich der in der mongolischen Erzählung durch Ssarons Frau gegebenen Deutung der Gebärden der Prinzessin (S. 23 f.) zu vergleichen ist Reinh. Köhler in Pfeiffer's Germ. 4, 482 ff. und meine Bemerk. ebend. 5, 487.

Hiermit schliesse ich diese vorläufige Anzeige eines bedeutenden hoffentlich bald ans Licht tretenden Werkes, welches ebensowohl für den improbus labor und die Gelehrsamkeit Jülg's wie für den über banausischen Sinn sich weit erhebenden Unternehmungsgeist des Verlegers ein gleich ehrenvolles Zeugniss ablegen wird.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz. Herausgegeben von der geologischen Commission der Schweizer naturforschenden Gesellschaft auf Kosten der Eidgenossenschaft. Erste Lieferung. Geognostische Skizze des Kantons Basel und der angrenzenden Gebiete nebst geognostischer Karte in Farbendruck von Dr. Alb. Müller. Neuenburg. Buchdruckerei von Fr. Marolf. 1863. 4. S. V und 70.

Als bereits im Sommer 1859 die Gesellschaft schweizerischer Naturforscher von der Bundesversammlung mit einer Gabe von 3000 Fr. erfreut und eine ähnliche Unterstützung auch auf folgende Jahre in Aussicht gestellt wurde, beschloss die Gesellschaft die Gelder zur Anfertigung einer geologischen Karte der Schweiz zu verwenden. Die Leitung des Unternehmens wurde einer Commission übertragen, bestehend aus den Herrn B. Studer in Bern, Merian in Basel, Escher von der Linth in Zürich, Desor in Neuenburg und Favre in Genf.

Die schweizerische Geologie hatte bisher — ohne jede Unterstützung — sich in der wissenschaftlichen Welt eine sehr rühmliche Anerkennung zu verschaffen gewusst. Es ist nun zu hoffen, dass mit Hülfe der zur Verfügung gestellten Gelder, unter einheitlicher Leitung bewährter Forscher noch mehr geleistet werde

wenn man dabei berücksichtigt, dass im Verhältniss zur vorgesetzten Aufgabe die bewilligte Summe keine sehr grosse Ausdehnung des Unternehmens gestattet. Eine »geologische Reichsanstalt«, ein »Museum of practical geology«, mit gut besoldeten Geologen und Chemikern ist hier nicht möglich. Es bedarf einer aufopfernden Liebe zur Wissenschaft, da die arbeitenden Geologen keine volle Entschädigung, sondern nur Erleichterung ihrer Auslagen zu erwarten haben.

Die erste, vorliegende Lieferung bringt nun eine interessante Arbeit, die geognostische Schilderung des Kantons Basel. Professor Albert Müller in Basel hatte, aus eigenem Antriebe, eine Reihe von Jahren darauf verwendet, sich mit den geologischen Verhältnissen der Umgebungen von Basel vertraut zu machen und eine Karte zu entwerfen. Gern überliess er die Resultate seiner gründlichen Forschungen der Commission der Schweizer naturforschenden Gesellschaft, um damit die Reihe der Publikationen zu eröffnen.

Albert Müller gibt in seiner Schrift eine treffliche Schilderung des Kantons Basel, der in drei topographisch wohl characterisirte und deutlich geschiedene Gebiete zerfällt, die sich als drei grosse Stufen von Norden nach Süden über einander erheben und in ihrer schönen Gliederung die eigenthümlichen Reize der Landschaft bedingen. Als tiefste und nördlichste Stufe erscheint die mit Diluvial-Geröllen bedeckte Ebene des Rheinthales, 250 bis 300 Meter über dem Meere gelegen. Ueber dieser erhebt sich gegen Süden als mittle Stufe, den grössten Theil des Kantons ausmachend, das 200 bis 300 Meter höher gelegene durch zahlreiche Spaltenthäler zerstückelte Plateau-Gebiet; als dritte und höchste Stufe steigt endlich ganz im Süden, 300 bis 500 Meter über die durchschnittliche Höhe des Plateau-Gebietes das eigentliche Jura-Gebirge, empor. Der Verf. führt in ansteigender Ordnung die verschiedenen Gebirgs-Formationen vor, die in seinem Gebiete auftreten. Es sind besonders die Jura-Formationen die weitaus vorwaltend erscheinen; sie werden sehr eingehend nach ihren einzelnen Unterabtheilungen beschrieben — eine Aufgabe, die bei den verwickelten Lagerungs-Verhältnissen, bei der ungewöhnlichen Entwickelung mancher Etagen mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist, die aber der Verfasser mit sicherem Tacte löste. Eine werthvolle Beigabe zu der Schilderung des Basler Jura bilden die vielen Profile.

Die geologische Karte ist im Maassstabe von 1 : 50,000 ausgeführt. Auf ihr sind, vom Buntsandstein an bis zu den Diluvial-Ablagerungen, 22 Formations-Abtheilungen unterschieden. Die Unterabtheilungen der einzelnen Formationen wurden bei gleicher Farbe durch verschiedene Punctirung unterschieden, so dass trotz dieser Unterscheidung das Zusammengehörige unter derselben Farbe vereint und hiedurch der Ueberblick wesentlich erleichtert wird.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Neue Folge von Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für die oberen Classen der Gelehrtenschulen. Herausgegeben von Karl Friedrich Süpfle, Grossh. Bad. Hofrath. Zweite verbesserte nnd vermehrte Auflage. Karlsruhe. Druck und Verlag von Ch. Th. Groos. 1866. VIII und 200 S. in gr. 8.

Die von dem Verfasser bearbeiteten Aufgaben zu lateinischen Stylübungen haben sich in dem Gebrauch der Schule in einer Weise bewährt, und eine Verbreitung erlangt, wie kaum irgend ein anderes Buch der Art; sie verdanken diess ihrer anerkannten Nützlichkeit und Brauchbarkeit, die in den dreizehn oder vierzehn Auflagen, wie sie nach einander in verhältnissmässig kurzen Zeitfristen von diesen Aufgaben erschienen sind, in Folge der bei jeder derselben veranstalteten Durchsicht des erfahrenen und wohlkundigen Verfassers, nur gewonnen hat. Grund genug also, warum wir jeder neuen Leistung der Art mit Verlangen entgegensehen, und wir werden uns auch in unserer Erwartung nicht getäuscht finden. Als der Verf. zu der vorliegenden Neuen Folge sich entschloss, war er dabei von der Ansicht ausgegangen, dem mehrfach ausgesprochenen Verlangen nach Abwechslung oder auch nach einem zeitweise neuen Stoff zu entsprechen, und zwar zunächst im Hinblick auf die oberen Classen, für welche allein eine solche Abwechslung am Platze erscheinen mag. So ist diese Neue Folge bestimmt, als Abwechslung nach dem zweiten Theil oder auch statt des dritten Theiles zu dienen, aber es erscheint dieselbe zugleich auch als ein selbstständiges, für sich bestehendes Ganze, das für die oberen Classen unserer Gelehrtenschulen bestimmt, in freier gehaltenen Uebungen das aus der Grammatik und den Schriftstellern Erlernte in allen möglichen Fällen zur Anwendung bringen und damit die Jugend auf sicherem Wege zu einer Gewandtheit und Sicherheit in dem lateinischen Ausdruck führen soll. Wir wünschen mit dem Verfasser, dass dieser Zweck erreicht werde und zweifeln auch nicht an dem Erfolg, wenn anders die Anwendung von Seiten des Lehrers in der gehörigen Weise stattfindet; wir zweifeln auch weiter nicht, dass dann selbst die Abneigung, welche gegen diese Uebungen hier und dort noch wahrgenommen und von dem Unverstand so Mancher, die sich Pädagogen dünken, genährt wird, weichen, und einer besseren Ansicht, welche die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Uebungen, schon um der logischen Geistesbildung willen, anerkennt, Platz machen werde. Der Verf. hat wenigstens von seiner Seite Alles gethan, um dieses Ziel herbeizuführen; er hat in dieser neuen Auflage nicht blos die Zahl der Aufgaben bedeutend vermehrt, sondern auch in dem deutschen Text der Aufgaben, wie in den Anmerkungen Manches verändert, was man wohl als eine dem Zwecke des Ganzen förderliche Verbesserung zu bezeichnen keinen Anstand nehmen wird; denn diese Aende-

Digitized by Google

rungen betreffen meist eine schärfere Fassung der Form und des Ausdrucks, der nicht in einer dem Lateinischen nachgebildeten, und daher undeutschen Weise gehalten ist, sondern vielmehr durch Einfachheit, Bestimmtheit und Klarheit sich empfiehlt und durchweg in einer reinen und fliessenden Sprache sich bewegt: wir legen aber darauf kein geringes Gewicht, gerade weil wir glauben, dass die lateinische Stylübung zweckmässig geleitet, auch einen wohlthätigen Einfluss auf die deutsche Muttersprache auszuüben vermag, und vor manchen Abwegen bewahrt; und eben darum sollen die deutschen Aufgaben in einem diesen Anforderungen entsprechenden Styl gegeben werden, der Alles Unklare, Verworrene und Verschwommene vermeidet. Man ist überhaupt wohl jetzt von der früher eine Zeitlang verbreiteten Ansicht zurückgekommen, die deutschen Aufgaben in eine dem Lateinischen ähnliche, wenn auch dem Genius unserer Sprache widerstrebende, Form zu bringen, um so den Schüler leichter in das Wesen der lateinischen Sprache hinüberzuführen: bei einem solchen Verfahren wird der Schüler leicht dahinkommen, dass er weder deutsch noch lateinisch schreiben und das Wesen beider Sprachen nicht gehörig zu unterscheiden lernt. Es wird aber gerade in dieser Beziehung diese Neue Folge gewiss befriedigen, da die einzelnen Aufgaben nicht blos durch ihren Inhalt wohl ausgewählt erscheinen, wie wir noch näher zeigen werden, sondern auch in einem sorgfältig durchgearbeiteten, klaren und guten deutschen Styl gehalten sind, der keinen Anstoss irgendwie bietet. Und was die Nachhülfe betrifft, welche dem Schüler bei dem Uebersetzen die unter dem Text befindlichen lateinischen Ausdrücke gewähren sollen, so ist diese, was man nur billigen kann, etwas spärlich ausgefallen, indem nur schwierigere Ausdrücke und Wendungen angegeben sind, wo eine derartige Nachhülfe allerdings am Platze war, welche den Schüler des eigenen Nachdenkens oder der eigenen Mühe nicht überhebt: denn gerade dieses wollte der Verf. vor Allem vermeiden, da ihm die Nachtheile einer solchen Nachhülfe aus eigener Erfahrung nur zu gut bekannt sind. Hier und dort hat der Verf. auf seine inzwischen erschienene »Praktische Anleitung zum Lateinschreiben« (s. diese Jahrbb. 1865. S. 744 ff.) verwiesen, ja man möchte fast wünschen, dass es noch öfter geschehen und dadurch dem Schüler wie dem Lehrer auch eine äussere Veranlassung gegeben wäre, mit dieser trefflichen Anleitung sich näher bekannt zu machen.

Was nun den Inhalt der einzelnen Aufgaben betrifft, so wird die Zweckmässigkeit derselben in keiner Weise bestritten werden können: dabei sind dieselben in den meisten Fällen auch sehr anziehend und selbst belehrend für den Schüler gehalten, der ja nicht blos auf das Wort und den Ausdruck, sondern auch auf den damit ihm gebotenen Inhalt zu sehen hat. Die Mehrzahl der Aufgaben sind der alten Geschichte entnommen, der griechischen wie der römischen. Die Aufgaben 26—28, welche eine Schilderung des

Digitized by Google

Xerxes (nach Herodot) enthalten, werden zugleich dem Schüler einen richtigeren Begriff dieses orientalischen Herrschers geben, als er ihn aus dem gewöhnlichen Geschichtsunterricht zu erhalten pflegt; nicht minder belehrend und anziehend sind die Abschnitte über Platää und die dortige Schlacht, über Periander, über Aristagoras, über Sokrates und seine Ankläger, und werden wir insbesondere dahin auch die Aufgaben 151 ff.: »Sokrates trägt seine Lehre von der göttlichen Gerechtigkeit in einem Mythus vor« zählen dürfen, womit wir verbinden 143 ff.: »Weisheit und Milde des M. Aurelius Antoninus.« Aus der römischen Geschichte nennen wir nur die Aufgaben, welche Scipio Africanus den Jüngeren als Schüler des Polybius (1) oder L. Quinctius Cincinnatus (15. 16) oder die beiden Gracchen (127 ff.), oder Cicero (80 ff.) zum Gegenstande haben: die letzteren sollen zeigen, wie »Cicero eben so beredt im Lobe als eifrig im Dienste der Wissenschaften« war, und führen dieses Thema in einer sehr befriedigenden und für den Schüler geeigneten Weise aus; in unseren Tagen, wo selbst Männer der Wissenschaft sich nicht schämen, ins Blaue hinein über Cicero zu schimpfen, sein Wissen und seinen Charakter möglichst herabzusetzen, ist es gewiss zweckmässig, derartigen Rotomontaden auch auf diese Weise zu begegnen. Auch der Rede für Marcellus sind mehrere Aufgaben gewidmet Nr. 114 ff. Als ein besonderes Verdienst aber werden wir es wohl anzusehen haben, dass neben manchen allgemein gestellten meist moralischen Aufgaben, wie sie schon aus stilistischen Rücksichten hier nicht fehlen durften, wie z. B. »Seelengrösse im Unglück«, »Macht der Beredsamkeit«, »Innere Bildung hat mehr Werth als der Glanz« u. dgl. auch in diese Neue Folge eine Anzahl von Aufgaben gekommen ist, welche sich auf Karl den Grossen und seine Zeit bemühen, und hier selbst besseres und Genaueres enthalten, als in manchem Compendium der Geschichte zu finden ist, indem der Verf. bemüht war, auf die unmittelbarsten Quellen zurückzugehen und daraus den Inhalt seiner Darstellung zu entnehmen. Man vergleiche nur Nr. 53 ff.: »Karl der Grosse als Kämpfer für Wissenschaft und Bildung«. Nr. 57 ff.: »Einhard's Leben Karls des Grossen.« Nr. 60: »Die späteren Schriftsteller vergrössern Karls Lob durch Fabeln« u. s. w.

Wir wollen diese Angaben über den Inhalt der einzelnen Aufgaben nicht weiter fortsetzen; wohl aber haben wir noch der bedeutenden Vermehrung zu gedenken, welche diese zweite Auflage erhalten hat: durch einen Zuwachs von zwei und zwanzig neuen Aufgaben ist die Gesammtzahl bis auf hundert sechs und fünfzig gestiegen, eine Zahl, welche gewiss für mehrere Jahre dem Bedürfniss der Schule genügen wird. Und so mag auch die neue Auflage der Neuen Folge, gleich den Vorgängern bestens zum Gebrauch der Schule empfohlen werden. Die äussere Ausstattung ist einfach, aber darum nicht minder befriedigend. Als eine nützliche Zugabe dient das Register über die Anmerkungen S. 191 ff.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

In M. Tullii Ciceronis libros philosophicos curae criticae. Scripsit suoque sumptu edidit L. Vaucher, professor Genevensis. Lausannae typis Georgii Bridel. Fasciculus I. MDCCCLXIV. Fasciculus II. MDCCCLXV. Zusammen 176 S. in gr. 8.

Beide Bände sind nicht in den Buchhandel gekommen und auf dem Titelblatt mit einem non veneunt bezeichnet: um so mehr mag es am Platze sein, von dieser Erscheinung Nachricht zu geben und die Freunde der ciceronischen Schriften auf dieselbe aufmerksam zu machen. Beide Hefte enthalten Beiträge zur Kritik des Textes der philosophischen Schriften Cicero's und zwar zumeist Verbesserungsvorschläge: es sind dabei keine neuen handschriftlichen Mittel zur Herstellung des Textes dieser Schriften benutzt: was in dieser Hinsicht geschehen konnte, ist auch im Ganzen in der neuen Baiter-Halm'schen Ausgabe geschehen und selbst zu einem gewissen Abschluss gebracht worden; wie viel aber noch zu thun übrig ist, um einen durchaus richtigen, der ursprünglichen Schrift Cicero's genau und in Allem entsprechenden Text zu gewinnen, können, wenn es dazu noch eines Beweises bedürfte, die hier vorliegenden beiden Hefte sattsam zeigen, in welchen der Verf. es versucht hat, auf anderm Wege zur Erreichung dieses Zieles beizutragen: eine sorgfältige, wiederholte Lectüre, und eine daraus gewonnene genaue Bekanntschaft mit der Rede- und Ausdrucksweise Cicero's hat ihn in den Stand gesetzt, manches fehlerhafte, was in unsern Texten noch vorkommt, zu entdecken und er säumt nicht, diejenigen Veränderungen anzugeben, durch welche er diese Fehler berichtigen zu können glaubt. Derartige Verbesserungsvorschläge zu zahlreichen Stellen der beiden Akademischen Bücher, dann insbesondere zu den Büchern de Finibus (S. 13—58) und zu den Tusculanen (S. 59—80) füllen den ersten Fascikel, während der zweite Fascikel in ähnlicher Weise über die andern philosophischen Schriften des Cicero, über die Bücher De natura deorum, de Divinatione, de Fato, de Senectute, de Amicitia, de Officiis, de Republica, de Legibus, und die Paradoxa sich verbreitet. Hunderte von Stellen werden auf diese Weise kritisch besprochen und Vorschläge zur Aenderung des Textes gemacht, wiewohl es auch an solchen nicht fehlt, in welchen die gewöhnliche Lesart in Schutz genommen und gegen die von Andern vorgeschlagene Aenderung vertheidigt wird; die Mehrzahl aber bilden immerhin die eigenen Verbesserungsvorschläge, welche zu einer nähern und ernsten Prüfung auffordern: und wenn unter denselben auch nicht wenige sind welche als ansprechend bezeichnet werden können, so fehlt es doch auch nicht an andern, in welchen es schwerlich dem Verf. gelingen dürfte, Andere von der Richtigkeit des Vorschlages, den er gemacht hat, zu überzeugen, und die Aufnahme desselben in den Ciceronischen Text zu erzielen. Um diese Behauptung nicht ohne Beweis zu lassen, wollen wir nur aus einer der oben genannten Schriften

Digitized by Google

Cicero's, aus der Schrift De republica, Einiges anführen. Denn da wir hier nur auf Eine, und, wie aus De Rieu's Untersuchung hervorgeht, sehr fehlerhaft und nachlässig geschriebene Handschrift (Palimpsest) gewiesen sind, so ist der Stand der Kritik zwar vereinfacht, auf der andern Seite aber durch die Beschaffenheit der auf uns gekommenen Handschrift erschwert: Verbesserungsvorschläge werden hier also gewiss am Platze sein. So z. B. cap. I. in den Worten: omitto innumerabiles viros, quorum singuli saluti huic civitati fuerunt et qui sunt procul ab aetatis hujus memoria, wo das von Mai in derselben Ausgabe vor procul eingefügte haud von ihm selbst später wieder aufgegeben worden ist, will unser Verf. lesen: et qui non sunt procul u. s. w. Wir glauben bei der handschriftlichen Lesart ganz gut stehen bleiben zu können, da ja nach den vorhergenannten und näher bekannten Persönlichkeiten mit diesem Zusatz auch noch solche bezeichnet werden sollen, die der gegenwärtigen Zeit ferner stehen, also Männer aus der früheren Geschichte Roms. So fällt, denken wir, der Grund eines Einschiebens von haud oder non weg. Auch in den weiter folgenden Worten: »tantumque amorem ad communem salutem defendendam datum« möchte der Verf. für amorem vorschlagen ardorem, weil zu amorem nicht das folgende ad passe, sondern eher ein in oder erga zu erwarten gewesen. Allein auch hier möchten wir es nicht für räthlich finden, von amorem, womit das natürliche Gefühl, der natürliche Trieb bezeichnet werden soll, abzugehen, und kann damit ad zur Bezeichnung des Zweckes ganz gut verbunden werden. Weit annehmbarer dagegen erscheint der Vorschlag informarunt in den Worten cap. II: »nempe ab his, qui haec disciplinis informata, alia moribus confirmarunt, sanxerunt autem alia legibus«; denn es möchte in der That schwer fallen informata, die Lesart der Handschrift, in befriedigender Weise zu erklären. Cap. IV wird in den Worten: »gravius etiam de nobis queruntur et amantius«, vermuthet amarius für amantius, was eben so wenig zusagen kann, da damit der schöne Zug, den hier Cicero in diese Worte gelegt hat, die Liebe und Theilnahme für seine Person bei den Widerwärtigkeiten, die ihn nach der Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung betroffen, verschwindet. Eben so wenig möchte man in demselben Capitel in den Worten: »ut nulla quasi alimenta exspectaret a nobis« den schönen und bezeichnenden Ausdruck alimenta mit dem allgemeinen adjumenta, wie hier vorgeschlagen wird, vertauscht sehen, auch würde dann aller Grund für das beigesetzte quasi wegfallen. Der schwierigen anakoluthischen, wenn nicht verdorbenen Stelle zu Anfang des achten Cap. will der Verf. in der Weise nachhelfen, dass er nach den Anfangsworten: Quibus de rebus einschiebt: scribere licet, und dass er nachher statt auctores (was die Handschrift hat) liest adepti, was schon Moser vorgeschlagen hatte. — In der Stelle des III. Cap.: »qui est nobis lautus sermonis auctor«, wo die

Digitized by Google

Herausgeber gewaltig auseinandergehen, indem sie statt lautus, bald laudatus, bald totius, bald hujus setzen, bringt der Verf. einen neuen Verbesserungsvorschlag: habitus mit Bezug auf die vorhergegangene Versicherung des Cicero, dass Rutilius die ganze Unterredung vernommen habe. Wir glauben nicht, dass damit viel gewonnen ist, wir glauben vielmehr, dass damit das gerade verwischt ist, was Cicero mit lautus, woran wir keinen Anstoss nehmen, ausdrücken wollte. Cap. 12 wird »conjecit in medium« beanstandet, als im Widerspruch stehend mit den alsbald nachfolgenden Worten: »observaret in parentis loco«, und darum statt conjecit vorgeschlagen constituit oder recepit, was beides kaum nöthig erscheinen mag. In der Stelle cap. 24: »subest ad immutandi animi licentiam crudelissimus ille Phalaris« nimmt der Verf. mit Andern Anstoss an dem Wort immutandi und schlägt deshalb vor: »ad indicandam seu potius illustrandam animi licentiam«, womit aber der Stelle nicht aufgeholfen ist, sondern das, was in charakteristischer Weise von Phalaris gesagt werden soll, verwischt wird: denn dieser soll bezeichnet werden als ein Mann, der in seinem unbeugsamen Sinne Alles für erlaubt hielt, und sich durch Nichts zu einer Aenderung oder Milderung bringen liess. Eben so wenig wird die cap. 29 in den Worten: »quos cum cognosse sapientis est, tum vero prospicere impendentes in gubernanda, moderantem cursum atque in sua potestate retinentem, magni cujusdam civis et divini paene est viri« vorgeschlagene Aenderung: moderari autem cursum atque in sua potestate retinere« nöthig erscheinen, da beides als Nebenbestimmungen zu prospicere gesetzt, erst den rechten Sinn und die volle Bedeutung des Gedankens ausspricht; denn diese Vorsicht des Staatsmannes in der Leitung des Staats soll sich eben dadurch zu erkennen geben, dass er den Lauf des Staats(schiffes) regelt, in Ordnung hält und eben deshalb das Steuer (oder die Zügel) stets in seiner Gewalt hält, nicht von Andern sich entwinden lässt.

Wir wollen nicht weiter fortfahren, da wir nur an wenigen Proben zeigen wollten, in welcher Art und Weise der Verfasser den Text der verschiedenen philosophischen Schriften Cicero's behandelt hat, zu welchen sich viele hunderte von Verbesserungsvorschlägen in beiden Heften vorfinden, auf welche alle diejenigen, die mit der Kritik dieser Schriften sich beschäftigen, ihr Augenmerk zu richten haben. Genaue Bekanntschaft mit Allem Dem, was für die Kritik dieser Schriften in neuer und neuester Zeit geschehen ist, gibt sich durchweg kund, eben so eine auf vieljährige Studien gestützte Bekanntschaft mit Cicero's Rede- und Ausdrucksweise: und wenn, wie wir schon bemerkt haben, auch manche der hier vorgeschlagenen Aenderungen keinen Beifall finden, oder als nicht nothwendig erachtet werden, so vermögen sie doch einen Anstoss zu geben zu weiterer Forschung und Untersuchung auf einem Gebiete, auf welchem, aller bisherigen Bemühungen ungeachtet, immer noch Manches zu thun übrig gelassen ist.

Digitized by Google

Nr. 60. HEIDELBERGER 1866.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Cicero's Tusculanen, verdeutscht von Dr. Raphael Kühner. Zweite Auflage. Stuttgart. Krais et Hoffmann. 1866. VI und 261 S. in 12.

Von der ersten Auflage ist in diesen Jahrbüchern bereits (Jahrgg. 1856. S. 311 ff.) die Rede gewesen: um so mehr werden wir auch die zweite zur Kenntniss unserer Leser zu bringen haben, als dieselbe einer sorgfältigen Durchsicht und mancher daraus hervorgegangenen Verbesserung im Einzelnen sich erfreut. Es ist schon bei der Anzeige der ersten Auflage auf das Verdienstliche dieser Arbeit hingewiesen worden, welche uns eine der gelesensten Schriften Cicero's, die durch ihre populäre Fassung und Behandlung auch weiteren Kreisen als den der Männer von Fach sich empfiehlt, in einer eben so getreuen als reinen und fliessenden deutschen Uebersetzung bringt und dabei mit allen den Erörterungen ausgestattet ist, welche auch einem, dem Alterthum ferne stehenden gebildeten Mann die Einsicht und das Verständniss der herrlichen Schrift erschliessen. Wir rechnen dahin zunächst die Einleitung, welche sich über das Studium der Philosophie bei den Römern im Allgemeinen, so wie über Cicero's Leistungen auf diesem Gebiete in wohl fasslicher Weise verbreitet und dann zu den Tusculanen sich wendet, die Fassung der Schrift, die Quellen, die Methode der Behandlung u. s. w. bespricht und vor Allem den Inhalt der Schrift nach den einzelnen Büchern genau darlegt und selbst mit weiteren Erörterungen begleitet, welche über die einzelnen Beweise sich näher verbreiten, den Zusammenhang derselben nachweisen und so den ganzen Gang der Behandlung in einem ausführlichen Schema erkennen lassen, was für die richtige Auffassung des Ganzen wie für das Verständniss der einzelnen Theile von gleichem Belang ist. Das Urtheil über die Tusculanen, wie es S. 12 niedergelegt ist, ist von der Art, dass wir es gern auch hier beifügen, eben weil wir es für durchaus wahr und richtig halten:

»Es lässt sich nicht leugnen, dass in den Tusculanen an manchen Stellen die wissenschaftliche Gründlichkeit und Schärfe vermisst wird und die Sprache Flüchtigkeit verräth, so dass man annehmen muss, dass die letzte Feile fehle; aber trotz dieser Mängel haben sie doch einen sehr grossen Werth. Denn sie behandeln Gegenstände von der höchsten Wichtigkeit und enthalten einen grossen Reichthum an herrlichen Gedanken und erhabenen Lehren, die in einer gefälligen und anmuthigen Form vorgetragen sind. Die Sprache ist nicht nach den strengen Regeln der Kunst gebil-

Digitized by Google

det, sondern bewegt sich in der leichten und bequemen Form der Umgangssprache, die sich sogar in gewissen Nachlässigkeiten der Konstruktion gefällt. Der Verschiedenheit der Gegenstände ist überall der Stil zweckmässig angepasst. In der Erörterung schwieriger und abstrakter Fragen ist die Sprache einfach und klar, fern von allem Schmuck der Rede; so oft aber von erhabenen Gegenständen, wie von dem göttlichen Wesen und seinen Eigenschaften, von der Schönheit und zweckmässigen Einrichtung der Welt, von der Unsterblichkeit der Seele, von der Macht der Tugend, die Rede ist, da nimmt der Vortrag einen höheren Schwung und entwickelt die ganze Fülle und die ganze Pracht der römischen Sprache.«

Ausserdem sind dem Texte vielfach kurze erklärende Noten beigegeben und am Schluss ein Verzeichniss der Eigennamen, die in den Tusculanen vorkommen, mit den nöthigen Erläuterungen, so dass der Leser sich leicht in Alles zurecht finden wird, zumal wenn er das eben erwähnte Schema des Inhalts zur Hand nimmt und überall zu Rath zieht.

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so war der Verf. bemüht, wie er versichert (S. IV), in den Ton und Charakter der Urschrift hineinzufühlen und hineinzudenken, um dieselbe bei der deutschen Uebertragung in einem möglichst treuen Bilde wiederzugeben; wesshalb er selbst anakoluthische Satzfügungen in entsprechender Weise nachzubilden gesucht hat: aber bei aller Treue der Ueberzeugung verlor er doch nie den Grundsatz aus den Augen, dem Geiste der Muttersprache gehörige Rechnung zu tragen und diese in keiner Weise zu verletzen, wie diess leider mehrfach bei manchen sonst verdienstlichen Leistungen der Art vorgekommen ist, die eben dadurch fast mehr geschadet als genützt haben; dass der Verf. an dieser Klippe nicht gescheitert, kann jede Seite seiner Uebersetzung zeigen, die insbesondere durch diese Eigenschaften geeignet ist, die Lectüre der Tusculanen auch in weitere, der klassischen Sprache Rom's nicht kundige Kreise zu führen, die in einer Zeit, die der, in welcher Cicero die Tusculanen niederschrieb, nicht so ganz unähnlich ist, Beruhigung im Innern und Seelenruhe, ja selbst eine gewisse Seelenstärkung aus der Lectüre dieser Schrift gewinnen können, indem dieselbe so Manches bietet, was auch auf unsere Verhältnisse und Zeiten anwendbar erscheint. Liegt doch gerade in dieser allgemeinen Fassung und Haltung der Tusculanen ein Hauptvorzug derselben, wodurch sie die Lectüre aller Zeiten geworden sind, und auch bleiben werden; weshalb wir auch die Lectüre der Tusculanen der der übrigen philosophischen Schriften Cicero's, etwa mit Ausnahme des Cato und Lälius, auf Schulen unbedingt vorziehen, wie wir diess auch schon bei mehr als einer Gelegenheit ausgesprochen haben.

Schliesslich haben wir als Beleg unseres Urtheils noch einige Proben aus der Uebersetzung hier mitzutheilen. Wir greifen zum ersten Buch, das in seiner allgemein verständlichen Fassung uns

Digitized by Google

lehren soll, den Tod nicht als ein Uebel zu betrachten, uns daher von aller Furcht von demselben befreien, und unsere Hoffnung auf ein besseres Leben durch die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele befestigen soll. Wir nehmen die schwierige Stelle, in welcher cap. 23. der Platonische Beweis für die Seele und deren Unvergänglichkeit (im Phädrus) von Cicero in folgender Weise wiedergegeben ist:

»Was sich bewegt, ist ewig; was aber einem anderen Dinge Bewegung verursacht, und was selbst irgendwoher in Bewegung gesetzt wird, muss, wenn die Bewegung ein Ende hat, nothwendiger Weise ein Ende des Lebens nehmen. Nur das allein also, was sich selbst bewegt, hört auch, weil es nie von sich verlassen wird, nie auf sich zu bewegen, ja auch für die anderen Dinge, die sich bewegen, ist dieses die Quelle, dieses der Urgrund der Bewegung. Der Urgrund hat keinen Ursprung; denn aus dem Urgrunde entsteht Alles, er selbst aber kann aus keinem anderen Dinge entstehen; denn das wäre kein Urgrund mehr, was anderswoher erzeugt würde. Wenn dieser niemals entsteht, so geht er auch nie unter; denn der vernichtete Urgrund kann weder selbst von einem Anderen wiedererzeugt werden noch aus sich ein Anderes schaffen, wenn anders aus dem Urgrunde Alles entstehen muss. Hieraus folgt, dass der Urgrund der Bewegung aus dem ist, was durch sich selbst in Bewegung gesetzt wird. Diess kann aber weder geboren werden noch sterben; es müsste sonst das ganze Weltall zusammenstürzen und die ganze Schöpfung still stehen, und sie könnte nie wieder eine Kraft gewinnen, durch deren Stoss sie auf's Neue in Bewegung gesetzt würde. Da es nun erhellt, dass das ewig ist, was sich selbst bewegt; wer möchte behaupten, diese Beschaffenheit sei der Seele nicht zugetheilt? Denn unbeseelt ist Alles, was durch einen Stoss von aussen in Bewegung gesetzt wird; das Beseelte aber wird durch eine innere und selbeigene Bewegung erregt; das ist die eigenthümliche Beschaffenheit und Kraft der Seele, und wenn diese von Allem allein von der Art ist, dass sie sich selber immer bewegt, so ist sie sicherlich nicht entstanden und ist ewig. — Mag nun auch der ganze Pöbel von Philosophen zusammenlaufen, — denn so, glaub' ich, muss man die nennen, welche von Plato und Sokrates und dieser Schule abweichen — sie werden nie Etwas mit einer solchen logischen Feinheit entwickeln, ja nicht einmal die Feinheit dieser Beweisführung begreifen. Die Seele also fühlt, dass sie sich bewegt, und indem sie dieses fühlt, fühlt sie zugleich auch, dass sie durch ihre eigene und nicht durch eine fremde Kraft bewegt wird, und dass sie in keinem Falle je von sich selbst verlassen werden kann. Hieraus folgt also ihre Ewigkeit« u. s. w.

Oder der schöne Schluss dieses ersten Buches cap. 49. §. 118:

»Wir aber wollen, wenn wir in eine Lage kommen, in welcher wir Gottes Wink, dass wir aus dem Leben scheiden, zu er-

Digitized by Google

kennen meinen, freudig und dankbar gehorchen und die Ueberzeugung hegen, dass wir aus einem Gefängnisse entlassen und von Banden erleichtert werden, auf dass wir entweder in die ewige und völlig uns angehörige Wohnung zurückwandern, oder aller Empfindung und aller Mühseligkeit entbehren. Wenn uns aber kein Wink gegeben wird, so wollen wir doch so gesinnt sein, dass wir diesen Tag schrecklich für Andere, für uns glücklich erachten und Nichts unter die Uebel zählen, was von den unsterblichen Göttern oder von der Natur, unser Aller Mutter, bestimmt ist. Denn nicht durch das Ungefähr und nicht durch den Zufall sind wir erschaffen und geboren, sondern fürwahr es war ein Wesen, welches für das Menschengeschlecht sorgte und dieses nicht schuf und erhielt, auf dass es, wenn es alle Mühen erschöpft hätte, dann in des Todes ewiges Uebel versänke. Nein, an der Ueberzeugung wollen wir vielmehr festhalten, dass uns ein Hafen und eine Zuflucht bereitet sei! Dahin möge uns vergönnt sein, mit ausgespannten Segeln einzufahren! Werden wir aber durch widrige Winde zurückgeworfen, so müssen wir doch ebendahin, wenn auch etwas später, wieder zurückgetragen werden. Was aber Allen unvermeidlich ist, kann das einem Einzelnen ein Unglück sein?«

Oder, um noch eine dritte Probe zu geben, aus dem dritten Buch, welches von der Linderung des Kummers handelt, die Anfangsworte des dritten Capitels:

»Aber die Krankheiten der Seele sind gefährlicher und zahlreicher als die des Körpers. Denn diese selbst sind widrig, weil sie auf die Seele einwirken und sie beunruhigen, und ein krankes Gemüth irrt immer, wie Ennius sagt, und kann nicht dulden noch aushalten und hört nimmer auf zu begehren. Diese beiden Krankheiten, um andere zu übergehen, der Kummer und die Begierde, von welchen körperlichen können sie denn an Beschwerde übertroffen werden? Wie aber liesse sich beweisen, dass die Seele sich nicht heilen könne, da sie selbst die Heilmittel des Körpers erfunden hat, und obwohl zur Heilung des Körpers der Körper selbst und die Natur viel beiträgt, dennoch nicht alle, die sich heilen lassen, sofort auch genesen, die Seelen hingegen, welche geheilt sein wollen und ohne alles Bedenken den Vorschriften der Weisen Folge leisten, geheilt werden? Es gibt in der That eine Arzenei der Seele, nämlich die Philosophie. Ihre Hülfe darf man nicht, wie bei den körperlichen Krankheiten, von aussen her holen, sondern man muss mit aller Kraft und Macht daran arbeiten, dass wir uns selbst heilen können« u. s. w.

Digitized by Google

Lateinisches Uebungsbuch. Erster Theil zur Einübung der Formenlehre und der ersten syntaktischen Grundregeln nebst leichten lateinischen Lesestücken für Anfänger. Ein Anhang zur Lateinischen Schulgrammatik von Felix Sebastian Feldbausch. Siebente, neu durchgesehene und zum Theil umgearbeitete Auflage. Heidelberg. Julius Groos, Verlag. 1867. IV und 158 S. gr. 8.

Das vorstehende Uebungsbuch hat in den sechs früheren, in kurzer Zeit auf einander gefolgten Auflagen eine solche Aufnahme gefunden und in dem Gebrauch auf den unteren Gymnasialklassen sich in einer Weise bewährt, dass es fast überflüssig erscheinen mag, bei dem Erscheinen einer neuen siebenten Auflage Etwas Weiteres zur Empfehlung des viel verbreiteten Schulbuches zu bemerken. Da sich jedoch dieselbe eine »neu durchgesehene und zum Theil umgearbeitete« auf dem Titel nennt, so mag es am Platze sein, darüber Einiges zu bemerken. Auch die früheren Auflagen sind jedesmal von dem unablässig für sein Werk thätigen Verfasser durchgesehen worden, es ist Manches geändert und auch gebessert worden: bei der vorliegenden Auflage ist das durchweg noch in höherem Grade der Fall, da kein Abschnitt, ja kein Paragraph sich findet, in welchen nicht diess oder jenes geändert worden, wie es die wiederholte Durchsicht und der Gebrauch in der Schule selbst als zweckmässig herausgestellt hat. Wenn nun weiter, wie der Titel erkennen lässt, eine theilweise Umarbeitung stattgefunden hat, so darf diess nicht so genommen werden, als wenn dem Ganzen ein anderer neuer Plan zu Grunde gelegt worden, dessen Durchführung eine solche Umarbeitung nöthig gemacht hätte: im Gegentheil durch diese Umarbeitung, die sich übrigens nur auf den ersten Abschnitt oder die Formen erstreckt, soll das Ganze noch genauer und enger an den ursprünglichen Plan sich anschliessen, der dem Uebungsbuch von seinem ersten Erscheinen an zu Grund gelegt ist. »Meine ursprüngliche Absicht, — so spricht sich darüber der Verfasser aus — bestimmte nemlich jene ersten Anfangsübungen vorzugsweise für mündliche Einübungen der grammatischen Formen. Aber obwohl ich diess ausgesprochen, wollten manche Lehrer doch nicht abstehen von der schriftlichen Uebersetzung der Sätze und selbst von schriftlicher Aufzeichnung der wenn auch noch so leichten Uebungsbeispiele über Verbalformen. Diese schriftliche Behandlung schadet der richtigen Förderung der Sache. Und selbst bei Sätzen, wie die jetzt noch (im §. 13—80) geblieben sind, wird es mehr darauf ankommen, dass der Schüler sie geläufig übersetzen kann, als dass er sie schriftlich aufgezeichnet hat. Um jedoch das schriftliche Uebersetzen an unrechter Stelle möglichst abzuschneiden, musste ich mich zu der Umarbeitung des ersten Abschnittes entschliessen, wobei zwar in der Hauptsache der gleiche methodische

Digitized by Google

Weg (die Declination etc. im Satze zu üben) soll eingehalten werden, wie er im Anfang von mir beabsichtigt war, aber ohne schriftliche Aufzeichnungen.« So hat allerdings dieser erste Abschnitt, welcher Beispiele zur Einübung der Formenlehre enthält, eine von den früheren Auflagen im Einzelnen mehrfach abweichende Gestalt erhalten, aber eine solche, die zur Förderung der Zwecke, welche dadurch erreicht werden sollen, gewiss dienlicher und geeigneter ist, mithin den Gebrauch des Uebungsbuches und seinen Nutzen nur erhöhen kann: jeder einsichtsvolle Lehrer wird diess erkennen und die von dem erfahrenen Verfasser gegebenen Winke zum Nutz und Frommen seiner Schüler bei dem Gebrauche dieser siebenten Auflage auch befolgen.

Bei dem zweiten Abschnitt, welcher Beispiele zu den ersten syntaktischen Grundregeln enthält, hat eine solche Umarbeitung, weil sie eben nicht nöthig war, auch nicht stattgefunden, wohl aber sind die einzelnen, meist aus lateinischen Schriftstellern entnommenen Beispiele auf's neue mit aller Sorgfalt durchgesehen worden, um jeden Anstoss darin zu beseitigen, und diejenigen Aenderungen vorzunehmen, welche dem Zweck des Ganzen förderlich waren. Auch dem dritten Abschnitt, welcher leichte Uebungsstücke in zusammenhängenden Lesestücken bringt, ist eine gleich sorgfältige Durchsicht zu Theil geworden und selbst eine bedeutende aber nützliche Vermehrung durch die auf die Aesopischen Fabeln nun folgenden kurzen Erzählungen, die, wie wir wenigstens zu glauben geneigt sind, dem Schüler mehr Interesse abgewinnen werden, als jene Fabeln, während dem Lehrer eine ungleich grössere Auswahl des Stoffes geboten ist. Das diesen beiden Abschnitten beigefügte Wörterverzeichniss hat daher auch in Manchem eine Erweiterung erfahren.

Es bildet dieses Uebungsbuch einen Anhang zur lateinischen Schulgrammatik des Verfassers, und es darf bei dieser Gelegenheit wohl daran erinnert werden, dass auch dieses Werk vor kurzem in einer erneuerten siebenten Auflage erschienen ist*), die ein gleich ehrenvolles Zeugniss für das Streben eines Mannes ablegt, der sein ganzes Leben der Schule und dem Unterricht gewidmet hat und auch in dieser neuen Auflage es an allen den Verbesserungen im Einzelnen nicht hat fehlen lassen, die mit dem Zwecke des Ganzen vereinbar, oder diesen fördernd erschienen, ohne die Grundlage und den Plan desselben zu verändern. So können wir wünschen, dass diese Grammatik, in dieser ihrer vervollkommneten Gestalt, auch ferner noch lange segensreich wirken und

*) Lateinische Schulgrammatik für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. Von Felix Sebastian Feldbausch, Geh. Hofrath und ehem. Mitglied des Grossh. Oberstudienraths. Siebente Auflage. Julius Groos Verlag. 1865 VIII u. 416 S. in gr. 8.

Digitized by Google

diejenige Aufnahme aller Orten finden möge, welche sie durch ihre Fassung und ihren erprobten Gebrauch auch wirklich verdient.

---

1) *Das Vorrömische Dacien. Von Dr. E. Roesler. Wien. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. (In Commission bei Karl Gerold's Sohn) 1864. 66 S. gr. 8.*
2) *Dacier und Romänen. Eine geschichtliche Studie von Dr. E. Robert Roesler. Wien. Aus der u. s. w. 1866. 84 S. gr. 8.*

Beide Schriften bilden gewissermassen die natürliche Fortsetzung der in diesen Jahrbb. 1864. S. 396 ff. angezeigten Schrift desselben Verfassers über die Geten und ihre Nachbarn und sind insofern als ebenso werthvolle Beiträge »zur Geschichte der unteren Donauländer« zu betrachten, wie der gemeinsame Titel besagt. Die erste der hier aufgeführten Abhandlungen hat zum Gegenstand das Volk der Dacier und dessen Geschichte bis zu seinem Untergang, in Folge der Eroberung Trajan's und der Romanisirung des Landes. Beide Völker, die in dem andern Heft besprochenen Geten und die Dacier, erscheinen dem Verfasser als Völker gemeinsamen Ursprungs; beide gehören nach Thracien, von wo die Auswanderung der Dacier in einer Zeit erfolgte, die über unsere Kunde hinausreicht: so gelten die Dacier als »eine getische Aussendung, »und daher auch, nachdem sie aus Thracien nordwärts gezogen, noch vielfacher Verkehr mit den Geten, so dass selbst den Griechen eine Scheidung zwischen beiden nicht geläufig ist, indem sie den Namen der Geten, des älteren Stammes, auf den jüngeren übertrugen und die Dacier oftmals mit dem Namen der Geten bezeichnen, was selbst auf die lateinischen Dichter seinen Einfluss geäussert, bei welchen der Name der Geten weit häufiger vorkommt, als der der Dacier, wie S. 2 nachgewiesen wird: die römischen Schriftsteller der Kaiserzeit, d. h. bis vor Trajan mochten sich überhaupt über diese Stämme nicht sehr klar geworden sein. Nennt doch Mela in seiner Beschreibung Thracien's gar nicht die Dacier, er kennt blos die Geten; erstmals werden die Dacier von Cäsar erwähnt, zu dessen Zeit sie immerhin eine gewisse Bedeutung gehabt haben mögen, da der von ihm gegen sie beabsichtigte Feldzug nur durch seinen Tod unausgeführt blieb. Was dann weiter geschah unter Antonius wie unter Octavian, bei welcher Gelegenheit auch über den Aufenthalt Ovid's unter diesem Volke der Verfasser sich verbreitet, und was nachher unter den folgenden Kaisern, Tiberius, Claudius, Nero geschah, bis auf Domitian, wird, so weit es uns überhaupt bekannt ist, hier berichtet: das Verhältniss der Römer zu diesem Volke war ein schwankendes, im Ganzen unsicheres, bis das Verhalten des Decebalus den Trajan

Digitized by Google

zu einem energischen Einschreiten drängte. Dem mit dem Frühling des Jahres 101 beginnenden, berühmten Feldzug des Trajan, der mit der völligen Besiegung und Unterwerfung des dacischen Volkes und Landes endigte, hat der Verf. die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt; und schliesst sich damit der eine historische Theil der an erster Stelle genannten Abhandlung, welche in ihrem andern Abschnitt (S. 44 ff.) über Cultur und Sitten bei den Geten und Daciern sich verbreitet, da eine strenge Scheidung zwischen beiden Völkern zu ziehen, hier nicht wohl möglich ist, so dass das, was von den religiösen Anschauungen der Geten, ihrem Unsterblichkeitsglauben und der Verehrung des Zalmoxis oder Gebeleizes berichtet wird, dann auch auf den Glauben der Dacier zu beziehen sein wird. Zu einer klaren Anschauung dieser Verhältnisse fehlen uns leider nähere und sichere Angaben, da das, was Herodotus und Strabo darüber berichten, nicht ausreichen kann, vielmehr zu manchen Controversen Veranlassung gegeben hat. Zuletzt bespricht der Verf. noch die Frage nach der Volkszahl der Dacier: da nach einer Angabe Strabo's dieselben zur Zeit des Börebistes (dessen Zeit freilich sehr bestritten ist, s. S 5.; jedenfalls aber wird er noch vor August und Cäsar zu setzen sein) 200,000 Mann ins Feld zu stellen vermochten, so will der Verf. diess für zehn Procente der Gesammtbevölkerung ansehen und die Gesammtzahl auf zwei Millionen anschlagen; s. S. 64. Bedenken wir, welche Macht Trajan zur Unterwerfung des Volkes aufbot, so werden wir allerdings auf keine niedrigen Zahlen der Bevölkerung hingewiesen.

Die zweite Schrift sucht in einer Reihe von eigenen Abschnitten die Frage zu beantworten, in welchem Verhältniss das jetzige Volk der Romänen oder Walachen, das über einen Raum von mehr als 4900 Quadratmeilen sich erstreckt, und eine Gesammtheit von sieben Millionen Menschen befasst, zu dem alten Volk der Dacier stehe, und in wie weit ein Zusammenhang der Dacier mit der durch die römiche Colonisation entstandenen Bevölkerung des neuen römischen Daciens anzunehmen sei; ferner ob das wallachische Volk den Boden der jetzigen Heimath seit Trajan's Zeit bis jetzt inne gehabt habe; also die jetzigen Romänen oder Walachen als die Nachkömmlinge der unter und durch Trajan romanisirten Dacier gelten können, wie diess vielfach behauptet wird, und in der Sprache selbst, die unzweifelhaft römisch ist, seine Bestätigung findet. Gegen diese Annahme ist eigentlich die ganze folgende Erörterung gerichtet, insofern zur Begründung jener Annahme, wie hier nachzuweisen gesucht wird, alle sicheren Data fehlen, und selbst die Sprache, deren römischen Charakter der Verf. nicht in Zweifel stellt, dafür keinen Beweis abgeben soll. So schliesst sich dieses Heft unmittelbar an den historischen Theil des vorausgegangenen, welcher mit der Eroberung des Landes durch Trajan abgeschlossen war.

Digitized by Google

Der Verfasser lässt sich zuerst in eine nähere Prüfung und Untersuchung der schon von Jordanis vorgetragenen, in unsern Tagen insbesondere durch J Grimm wieder aufgewärmten Behauptung von der Identität der Geten und Gothen ein, nach welcher die Geten (Dacier) unter die deutschen Stämme dann einzurangiren wären; er zeigt, wie grundlos, näher betrachtet, diese Annahme ist, und wie nicht besser begründet die Ansicht ist, welche die Geten — Dacier zu Gliedern des keltischen Stammes macht: er bespricht dann noch die von einigen Gelehrten aufgestellte Behauptung von einem Zusammenhang der Dacier mit den Slaven und findet, auf Müllenhoff gestützt, nur Aehnlichkeit in einigen Namen, womit übrigens, auch nach unserer Meinung, die Frage nichts weniger als entschieden wird. Dass wir auf Thracien bei beiden Völkern hingewiesen werden, ist das Einzige, was darüber aus dem Alterthum mit einiger Sicherheit ermittelt ist. Nicht minder erschwert wird aber dann auch die weitere Frage nach dem Schicksal der Dacier seit der Eroberung des Landes nördlich von der Donau durch Trajan und der völligen Romanisirung desselben, indem alle Nachrichten über die Zeit vom dritten bis zwölften Jahrhundert fehlen, d. h. seit der Zeit wo Aurélian (270—275 nach Chr.) die Vertheidigung der jenseits der Donau gelegenen Landesstriche aufgab, und die Bewohner derselben diesseits der Donau, d. h. ans südliche Ufer derselben verpflanzte, in die Mitte Mösiens, was von nun an den Namen Dacien empfing; und spricht sich der Verf. entschieden gegen die Ansicht aus, welche eine fortdauernde römische Bevölkerung in dem nördlich von der Donau gelegenen Dacien annehmen will. Nachdem Gothen, Vandalen und Hunnen sich in diesen Landstrichen herumgetummelt, fasste ein Gothischer Stamm, die Gepiden, festen Fuss, unterlag aber schon 576 den Schlägen der Longobarden und Avaren; ihnen folgten Slaven und Bulgaren, letztere ein Zweig der finnischen Völkerfamilie, die selbst über die Donau weiter vordrangen, worauf wieder Magyaren folgten, ohne dass in dieser ganzen unruhevollen Periode, wie sie hier vom Verfasser bis an den Schluss des zwölften Jahrhunderts verfolgt wird irgendwie der jenseits der Donau wohnenden Römer oder Romänen eine Erwähnung geschieht, überhaupt von norddanubischen Wohnsitzen der Romänen keine Spur, keine Andeutung sich vorfindet, was der Verf. selbst durch einen Blick auf die kirchlichen Verhältnisse bestätigt findet. Erst im Jahre 1103 kommt der Name eines Bischofs in dem von Magyaren occupirten Siebenbürgen vor, und erst nachdem König Konrad II. dem deutschen Orden den südöstlichen Gränzbezirk Siebenbürgens überlassen (1211), kommt der Namen der Walachen hier vor. Hätten die Romänen oder Walachen ununterbrochen seit Trajan's Zeit ihre Wohnsitze nördlich von der Donau bewahrt, so musste ihre Sprache doch immerhin von der Berührung mit den fremden Völkern, welche in dem Lande sich herumgetrieben und längere oder kürzere Zeit

Digitized by Google

die Herrschaft behauptet, einige Spuren zeigen; allein gerade das Gegentheil findet statt. Keine der Sprachen der Völker, welche bis zum dreizehnten Jahrhundert im Norden der unteren Donau verbreitet waren, hat eine Einwirkung oder einen Einfluss auf die Sprache der unter diesen lebenden Romänen ausgeübt; nur die Sprachen, welche südlich von der Donau verbreitet waren, haben eine Einwirkung erlangt: die walachische oder romänische Sprache zeigt eine Menge von bulgarisch-slavischen, griechischen und albanesischen Worten, Suffixe und Formen (S. 68), aber keine germanische, oder türkisch-tartarische, denn die Turcismen, welche man jetzt darin findet, entstammen dem osmanischen Türkisch und gelangten in das Romanische erst seit der Zeit der Ausbreitung der osmanischen Herrschaft über die unteren Donauländer. Auf diese Gründe gestützt, glaubt der Verf. die gewöhnliche Ansicht, welche in den Romänen die unmittelbaren Nachkommen der von Trajan eingesetzten, und im Lande seitdem verbliebenen römischen Colonisten erkennt, von der Hand weisen zu müssen: seine eigene Ansicht hat er, als das Ergebniss mühsamer Forschung in einem Schlussabschnitt zusammengestellt, aus welchem wir die Hauptpunkte hier mittheilen wollen. Hiernach ist die dacische Bevölkerung durch die Römer aus dem Lande vertrieben, und das Land neu — mit Römern — bevölkert, colonisirt worden. Die Walachen, die sich Romänen oder Rumänen nennen, weil sie Unterthanen des römischen (d. i. byzantinischen) Reiches waren, sind die Nachkommen der römischen Colonisten, welche aus dem Trajanischen Dacien in das Aurelianische (südwärts von der untern Donau gelegen) Dacien verpflanzt und von hier aus über die ganze Hämushalbinsel zerstreuet wurden, im Uebrigen aber zwei Hauptäste unterscheiden lassen, einen nördlichen in Bulgarien, von welchem die Ansiedlungen in Siebenbürgen, der Walachei und Ungarn ausgegangen sind, und einen südlichen, der seine alten Sitze in Macedonien und Thessalien bis heute bewahrt hat; Vermischung mit slavischen Elementen ist bei dem ersten Aste naturgemäss bedeutender, als bei dem andern. Weiter nimmt auch der Verfasser an, dass die römische Cultur des Trajanischen Daciens völlig untergegangen, wie denn kein Ort und kein Fluss seinen alten römischen Namen bewahrt habe, also ganz das Gegentheil von dem, was in andern romanischen Ländern (Italien, Frankreich, Spanien, selbst Deutschland) stattgefunden, wo wir in so vielen Ortsnamen den römischen Stamm erkennen. So »sind also Siebenbürgen und die Donaufürstenthümer keine romanischen, sondern sehr spät partiell romanisirte Länder. Die Continuität der romänischen Bevölkerung im Lande ist durch ein Jahrtausend unterbrochen.« — »Die Herkunft der Walachen aus dem griechischen Reiche erklärt den auffallenden Umstand, dass sie sich inmitten der allseits herrschenden katholischen Religion zur griechischen bekennen und stets den innigsten Zusammenhang mit Konstantinopel und Hagion

Digitized by Google

Oros bewahrt haben.« (S. 72). Wir schliessen damit unsern Bericht, in welchem wir die Resultate, zu welchen die Forschung des Verfassers gelangt ist, getreulich wiedergegeben haben: in eine weitere Prüfung derselben einzugehen, erlauben uns die hier gesteckten räumlichen Gränzen um so weniger, als wir lieber diess den mit Land und Volk besser bekannten Gelehrten überlassen möchten: sie werden dann insbesondere die Zweifel, welche die im Ganzen unverändert gebliebene römische Sprache in ihrem Fortbestand der Behauptung eines völligen Untergangs der römischen Cultur, wie sie durch Trajan eingeführt ward, und damit auch der ursprünglichen römischen Bevölkerung entgegenhält, zu prüfen und zu würdigen wissen. Denn dass die letztere völlig untergegangen in dem Lande selbst, dass erst später wieder römische Ansiedler aus dem griechisch-byzantinischen Reiche aufgenommen, fällt uns schwer zu glauben, namentlich im Hinblick auf die Sprache, und mag man wohl dafür noch andere Beweise erwarten. Die von Zeuss (die Deutsch. und die Nachbarstämme S. 263. 694) ausgesprochenen Behauptungen wollen uns noch nicht widerlegt erscheinen.

In einem Anhang hat der Verf. die noch vorhandenen getisch-dacischen Sprachreste, einzelne Wörter, insbesondere Eigennamen, zusammengestellt und zu erörtern unternommen. Gehören beide Völker, die Geten und die Dacier, ursprünglich nach Thracien, so wird ihre Sprache auch einen thracischen Charakter an sich tragen: in wie weit dieselbe aber dann mit der iranischen zusammenhängt, wagen wir nicht zu behaupten.

La insurrezione Pugliese e la conquista Normanna nel secolo XI narrate da Giuseppe de Blasiis, professore straordinario di storia moderna della universita di Napoli. Napoli, editore Alberto Detken. 1864. Vol. I. 284 S. Vol. II. 359 S. in gr. 8.

Indem wir uns vorbehalten, auf dieses Werk, wenn es mit einem dritten nachfolgenden Bande seine Vollendung erreicht hat, zurückzukommen, wollen wir doch nicht säumen, in einem kurzen Bericht auf diese wichtige Erscheinung, die uns aus Italien zukommt, aufmerksam zu machen. Die Geschichte der normannischen Herrschaft im südlichen Italien ist an die wichtigsten Ereignisse des eilften Jahrhunderts geknüpft und gleich wichtig für die kirchliche wie für die weltliche Geschichte, so dass man wohl Ursache hat, einer neuen, gründlichen Darstellung dieser Geschichte mit allem Verlangen entgegenzusehen, um so mehr als eine französische Bearbeitung, bereits im Jahre 1830 erschienen, unseren Erwartungen kaum entsprechen dürfte. Um so wünschenswerther muss es daher erscheinen, dass ein in dem Lande dieser Herrschaft selbst lebender Gelehrte, Herr de Blasiis, Professor der Geschichte an der

Digitized by Google

Universität zu Neapel, diesem nicht leichten Unternehmen sich unterzogen hat, und in den beiden vorliegenden Bänden, in dem ersten die Geschichte der Erhebung Apuliens wider die griechische Herrschaft und der Eroberung durch die Normannen bis zum Ausgang der unglücklichen Expedition des Pabstes Leo IX. (1054), in dem zweiten die weitere Fortsetzung bis zu dem Tode Robert Guiscard's in dem Jahre 1085, bald nach dem Tode Gregor's VII. ausführlich behandelt hat. Der Verf. hat in Allem nach den Quellen gearbeitet und werden auch diese in den unter dem Text befindlichen Noten stets angeführt, so dass man überall im Stande ist, die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit in der Darstellung des Einzelnen zu prüfen und zu würdigen. Ueberdem ist einem jeden Bande eine Anzahl von Dokumenten, zum Theil ungedruckten, welche auf wichtige Punkte sich beziehen, beigegeben, so wie eine Reihe von Noten, in welchen einzelne Punkte, gleichsam als Excurse, näher und ausführlicher besprochen werden. Man erkennt bald, dass Alles auf einem gründlichen Quellenstudium beruht, namentlich sind die italienischen Quellen überall auf das sorgfältigste benutzt, aber darüber auch nicht die deutschen vergessen, selbst wenn sich in deren Benutzung einzelne Irrthümer eingeschlichen haben sollten, zu welchen wir es z. B. wohl rechnen dürfen, wenn in einer Note I, p. 275 Stellen des Hermannus Contractus und des Hermannus Augiensis, wie wenn es zwei verschiedene Schriftsteller wären, als Belege angeführt werden. Indess näher in den Inhalt der Darstellung und in die Belege derselben einzugehen, kann nicht der Zweck dieser Anzeige sein, die, wie bemerkt, nur im Allgemeinen auf diese Erscheinung aufmerksam machen soll, welche von dem gründlichen Streben der italienischen Geschichtsforschung unserer Zeit, wie es sich in den Werken eines Amari u. A. kund giebt, einen neuen und erfreulichen Beweis liefert. Auch die äussere Ausstattung des Ganzen ist recht befriedigend.

Atlas der Geschichte des Preussischen Staates in 10 Blatt. (sic) Zum Schulgebrauche bearbeitet und allen Freunden der Preussischen Geschichte gewidmet von E. Leeder, Lehrer an der Bürgerschule zu Görlitz. Weimar. Geographisches Institut. 1866. In gr. 4. Die einzelnen Blätter in Folio.

Dieser Atlas entspricht seiner Bestimmung und wird bei dem Unterricht in der Geschichte, sowohl auf preussischen Unterrichtsanstalten, wie ausserhalb derselben gute Dienste leisten, zumal auch die Ausführung der einzelnen Karten eine sehr nette und genaue zu nennen ist, sowohl was die Zeichnung als das Colorit betrifft. Wir haben hier gewissermassen in einem klaren Bilde den allmähligen Anwachs der preussischen Monarchie und ihre Vermehrung im Laufe

Digitized by Google

der Zeiten bis zu der gegenwärtigen Grösse vor uns, und hat der Herausgeber es an den nöthigen Erläuterungen nicht fehlen lassen, welche jeder einzelnen Karte in den Seitenräumen mit kleiner Schrift beigedruckt sind. Das erste Blatt bringt die Mark Brandenburg in dreifacher Gestaltung, zuerst bei dem Tode Albrechts des Bären 1170, dann unter Waldemar 1308—1319 und unter Friedrich I. von Hohenzollern 1415—1440. Die Grösse des Landes ist in Quadratmeilen angegeben, eben so die Eintheilung und selbst die nöthige Erklärung der Ortsnamen. Ausserdem sind, wie diess auch auf allen folgenden Karten der Fall ist, alle in diesen Zeitraum fallenden nahmhaften Schlachten, Verträge u. dgl. mit Angabe der Jahreszahl bemerkt. Das zweite Blatt stellt den preussischen Staat unter Friedrich Wilhelm, dem grossen Kurfürsten (1640—1688) dar, bemerkt aber doch genau alle die Erwerbungen, die seit Friedrich I. unter den verschiedenen Kurfürsten hinzugekommen sind; das dritte Blatt zeigt Preussen unter Friedrich dem Grossen, das vierte unter Friedrich Wilhelm II. bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, das fünfte den preussischen Staat nach dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803, das sechste denselben im Jahre 1806 (vor der Katastrophe zu Ende dieses Jahres, und mit Einschluss von Hannover und Lauenburg), das siebente enthält das durch den Tilsiter Frieden (1807) verkleinerte Preussen bis zu den Freiheitskriegen, das achte den preussischen Staat nach dem Wiener Congress (1815), das neunte stellt den dermaligen preussischen Staat unter Wilhelm I. dar, mit den neu hinzugefügten Ländern; das zehnte Blatt enthält die Theile des jenseitigen Rheinlandes mit Theilen des anstossenden Holland's, Frankreich's und Belgiens, auf welchen sich Orte befinden, die in der preussischen Geschichte durch Schlachten u. dgl. von Wichtigkeit sind und daher auch stets unterstrichen sind, wie diess auch auf den andern Karten der Fall ist. Hiernach mag die Zweckmässigkeit des Ganzen, nach Anlage und Ausführung bemessen werden: wir stehen nicht an, diesen Atlas als einen wohlgelungenen und empfehlenswerthen zu bezeichnen.

Grundriss der Geschichte der deutschen Literatur von Dr. Johann Wilhelm Schäfer. Zehnte, aufs neue durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Bremen. Verlag von A. D. Geisler. 1866. VIII und 204 S. ir gr. 8.

Der hier vorliegende Grundriss, welcher bereits in neun Auflagen verbreitet und bekannt geworden ist, auch im Gebrauche sich bewährt hat, bedarf bei seinem neuen Erscheinen keiner näheren Besprechung und Auseinandersetzung seines Inhaltes und seiner Tendenz. Es mag daher genügen, wenn wir versichern, dass in

Digitized by Google

dieser neuen, zehnten Auflage dieses Grundrisses zwar im Wesentlichen keine Aenderung vorgenommen worden ist, weder in der Anordnung noch in der Behandlung des Stoffes, wohl aber hat der Verf. das Ganze einer genauen Durchsicht unterzogen, welche im Einzelnen zu manchen Aenderungen und auch Verbesserungen wie Zusätzen geführt hat, welche letztere indess weniger die neuere Zeit, sondern die früheren Perioden unserer Literatur betroffen haben, was man auch nicht tadeln wird: die grössere Kürze, mit welcher die Erscheinungen der neuesten Zeit also der unmittelbaren Gegenwart in diesem Grundriss behandelt sind, mag schon aus dem Grunde gebilligt werden, als das Urtheil über Manches dahin Einschlägige noch nicht so weit festgestellt ist, um als ein allgemein gültiges, völlig objectives, auch allgemeine Geltung ansprechen zu können, und gar zu leicht subjectiven Anschauungen hier ein Spielraum gegeben ist, welcher bei einem für den Unterricht und die Belehrung, wie auch zur Anregung der Jugend bestimmten Grundriss nicht am Platze erscheint. So sind also die Zusätze der neuen Ausgabe meistens der früheren, mittelalterlichen Periode zu Gute gekommen, und haben zu einer Erweiterung des Ganzen geführt, die wenn man diese zehnte Ausgabe mit der ersten vergleicht, vier volle Bogen beträgt, ohne dass eine Erhöhung des Preises eingetreten ist.

Geschichtstabellen zum Auswendiglernen von Arnold Schäfer, Dr. phil. o. ö. Professor an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität. Zehnte Auflage. Mit Geschlechtstafeln. Leipzig. Arnoldische Buchhandlung. 1866. VI und 64 S. in gr. 8.

Nachdem die neunte im Jahre 1864 erschienene Auflage in diesen Blättern (Jahrgg. 1864. S. 752) gleich ihren Vorgängern, deren erste in dem Jahr 1847 an das Licht trat, besprochen worden ist, werden wir auch die schon so bald nachgefolgte zehnte unserern Lesern anzuzeigen haben, die mit uns in dem nach so kurzer Zeit schon erfolgten Bedürfniss einer neuen Auflage einen erneuerten Beweis der auch hier stets anerkannten Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieser Geschichtstabellen für den Schulunterricht erkennen werden. Jede der zehn Auflagen kann mehr oder minder Zeugniss geben von der sorgsam nachbessernden Hand des Verfassers, der dabei durch den Rath befreundeter Schulmänner, wie durch die eigene Erfahrung unterstützt ward, und, so nahe auch die Versuchung lag, durch geeignete Zusätze das Ganze aller Orten zu erweitern und damit den Stoff auszudehnen, doch eine weisse Mässigung beobachtete, insofern eine solche Erweiterung leicht den nächsten Zwecken des Ganzen in den Weg getreten und so demselben von seiner Brauchbarkeit entzogen haben würde. Das

Digitized by Google

edoch die Culturgeschichte in einem dritten Cursus hinzugekommen, ıalten wir für einen wesentlichen Vorzug der späteren Ausgaben, la das, was hier gegeben wird, eben so nothwendig als nützlich, a als ein wahres Bedürfniss in unserer Zeit erscheint. Dass bei ıllem, namentlich bei den Angaben der Zahlen die Ergebnisse der neuesten Forschung benutzt worden, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung: schwankende, noch nicht völlig gesicherte Angaben sind durch kleinere Ziffern kenntlich. Wir können daher auch diese erneuerte Auflage, als einen sichern Leitfaden bei dem geschichtlichen Unterricht mit gutem Grunde empfehlen und schliessen mit den Worten, mit denen der erfahrene Verfasser auch sein Vorwort beschliesst: »ein solcher Leitfaden ist für den Unterricht in der Geschichte eben so nothwendig als das genaue Erlernen der grammatischen Regeln unter steter Wiederholung für den Unterricht in den alten Sprachen. Allein so wenig ein verständiger Lehrer darin das Wesen des Unterrichts in den alten Sprachen suchen wird, so wenig wird man mich in dem Verdachte halten, als wollte ich den Geschichtsunterricht zu einem todten Werke des Gedächtnisses machen. Der Kern desselben ist und bleibt lebendige Erzählung, die das jugendliche Gemüth erweckt und erhebt, und zur Ausbildung einer edlen Gesinnung, zur Pflege treuer Vaterlandsliebe und wahrer Gottesfurcht wirksam ist.«

Des Q. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. T. A. Krüger, Professor und Director des Obergymnasiums zu Braunschweig a. D., Oberschulrath. Fünfte Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1866. XX und 355 S. in gr. 8. (Auch unter dem besondern Titel: Des Q. Horatius Flaccus sämmtliche Werke, für den Schulgebrauch erklärt. Zweiter Theil. Satiren und Episteln u. s. w.)

Die ganze Einrichtung dieser Ausgabe der Satiren und Episteln des Horatius, die wir wohl als bekannt voraussetzen dürfen, ist von der Art, dass man es sich wohl zu erklären vermag, wie dieselbe eine solche Verbreitung erlangt hat, dass nach Ablauf von drei Jahren eine neue, die fünfte Auflage nöthig geworden ist, gerade wie diess bei der vierten der Fall war, der ebenfalls eine nur dreijährige Zeitfrist vorausging; s. diese Jahrbb. 1863 S. 943 und 1860 S. 465 ff. Wir wollen darum hier nicht wiederholen, was an beiden Orten über die Anlage wie über die Ausführung näher bemerkt worden ist, und nur beifügen, dass diese neue Auflage, so wenig sie sich auch von der nächsten Vorgängerin im Ganzen entfernt, doch auch im Einzelnen hier und dort manche Verbesserung und selbst manchen Zusatz aufzuweisen hat, ohne dass

Digitized by Google

der Umfang zugenommen, oder das Ganze seinem Zweck und seiner Bestimmung entfremdet worden wäre: wir ersehen vielmehr daraus die Sorgfalt, welche der Herausgeber auch dem neuen Abdruck zugewendet hat, in welchem auf einzelne Stellen, bei denen Einsprache wider die Erklärung erhoben oder Neues zu Tage getreten war, stets gebührende Rücksicht genommen worden ist. Wir verweisen auf das Vorwort, in welchem die hauptsächlichen Aenderungen der Art angegeben sind, die in der neuen Auflage Berücksichtigung gefunden haben. Dass in dieser auch die Vorreden der früheren Ausgaben mit aufgenommen sind, wird man schon darum für nothwendig halten, weil darin über Plan und Anlage der Ausgabe, so wie über die dabei benützten Hülfsmittel Erörterungen und Nachweisungen gegeben sind, die selbst der, welcher die neue Auflage benutzt, nicht gern vermissen wird. In der äussern Ausstattung ist keine Aenderung eingetreten, was das Papier und den durchaus deutlichen Druck mit scharfen Lettern betrifft.

Xenophon's Griechische Geschichte. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. B. Büchsenschütz, Oberlehrer am Friedrichsgymnasium zu Berlin. Erstes Heft. Buch I—IV. Zweite verm. Auflage. Leipzig. B. G. Teubner. 1866. IV u. 190 S. 8.

Ueber die erste Auflage, welche ebenfalls in zwei Heften erschien, s. diese Jhrbb. 1860 S. 467 u. 704. Die neue entfernt sich von der ersten nicht in dem, was die Anlage und die Ausführung betrifft, nur im Einzelnen hat der Herausgeber, zunächst in den Anmerkungen Manches geändert, Manches auch hinzugefügt, und dabei das, was für die Hellenika seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe in einzelnen Programmen oder Abhandlungen bemerkt worden ist, benutzt, so weit es für diese Ausgabe dienlich erschien, welche dem Schüler — und in manchen Fällen auch dem Lehrer — eine Nachhülfe in den Anmerkungen geben soll, mittelst der er im Stande ist, sich gehörig vorzubereiten, und eben so auch das Gelesene durchzugehen, weshalb auf die Erörterung aller sachlichen Punkte besondere Rücksicht genommen worden ist. Die sprachlichen Erörterungen halten sich an das Nothwendige und geben selbst hie und dort Beiträge zur richtigen Erfassung des Xenophonteischen Sprachgebrauchs. Uebrigens hat der Verf. durchweg in anerkennenswerther Weise Mass gehalten, und Alles weggelassen, was der Schüler durch eigene Kraft wissen oder lernen soll. Die Kritik ist dieser Ausgabe fern geblieben: indess hat der Verfasser, um jeder Anforderung zu genügen, am Schluss auf einigen Seiten in einem Anhang S. 186 ff. eine Zusammenstellung der Stellen gegeben, in welchen eine Conjectur aufgenommen oder sonst eine Aenderung in dem Text erfolgt ist.

Digitized by Google

Chronik der Universität Heidelberg für das Jahr 1866.

Am 22 November wurde das Fest der Geburt des erlauchten Restaurator's der Universität, des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich von der Universität in herkömmlicher Weise gefeiert. Die Festrede des zeitigen Prorector's, Kirchenrath Hitzig betraf die Stellung der studirenden Jugend zur Gegenwart.

Nachdem der Redner bevorwortet hatte, wie er nicht einen Gegenstand aus seinem Specialfache, der Theologie, abhandeln, sondern zu den Studenten überhaupt, zumal jüngern, reden werde, um ihnen ihre Stellung in der Welt des 19. Jahrhunderts zu verdeuten: entwickelte er zunächst, dass die bisher durchlaufenen Phasen der Geschichte der Menschheit nur Vorstufen der Jetztzeit seien, die Gegenwart alle frühern Standpunkte enthalte; dass es nun aber gelte, das Erbe zu verwerthen, und der Vergangenheit mit historischem Sinne gerecht zu werden. Namentlich die Theologen wurden darauf hingewiesen, dass das höher gebildete Bewusstsein der Gegenwart nicht gefangen genommen werden dürfe unter die Autorität einer schwächern Denkkraft und blödern sittlichen Urtheils, wie solche dem Alterthum eigneten. Der wissenschaftliche Standpunkt der Gegenwart sei realistisch; über die Zeit, da man mit Formeln ohne Inhalt auszukommen meinte, seien wir hinaus. Doch sei mit dem Aufnehmen der Einzelerscheinungen noch nicht Alles gethan, man müsse zwischen den Beobachtungen Zusammenhang herstellen, der dann auch das wahre Wesen der betreffenden Disciplin erkennen lassen werde. Der Charakter heutiger Wissenschaft wurde sodann durch Hinweis auf die Medicin unserer Tage, auf die vergleichende Grammatik, die Geschichte und die Philosophie des Rechtes dargelegt. Nunmehr unterschied der Sprecher vom allgemeinen Standorte zur Zeit das aparte Verhältniss, in welchem die studirende Jugend zur Wissenschaft stehe. Unter Betonung, dass Wissen Macht sei und dass man nicht Zuviel lernen könne, wurde ermahnt, das Ziel sich nicht zu niedrig zu stecken, und auf den Ernst unserer Zeit hingedeutet. — Das Verhältniss nun ferner zur Wissenschaft schliesse ein solches zu ihren Trägern ein. In dieser Beziehung warnte der Redner vor frühreifer Athaumastie, vor einem negativen Verhalten gegen Das, was der Vortrag des Lehrers Einem darbietet; vor Pennalismus. Nun sei aber auch das Wissen nicht der Güter Höchstes und nicht Selbstzweck; es habe vielmehr den Geist zu befruchten, solle in ihm die Idee des Wahren, Guten und Schönen nähren, die Ueberzeugung von ihrer Realität befestigen, wenn dieselbe auch nicht immer im Einzelfalle zur Verwirklichung komme. Die Jugend geniesse das Vorrecht, eine ideale Weltanschauung zu besitzen; an ihren Idealen solle sie festhalten, um ihr eigenes Glück zu pflanzen, und die Hoffnungen, so auf sie gesetzt werden, zu erfüllen.

Hier bot sich Veranlassung, Realismus und Materialismus ausdrücklich zu unterscheiden. Die Materie sei eine blosse Abstraktion und die Welt bewege sich vom Stoffe her zur Form hin: was die Geschichte der Menschheit lehre wie das Leben des Einzelnen. Die Natur selbst entferne sich von der Materie, indem die plumpen gröberen Bildungen feineren Organismen weichen, und die Differenzirung ohn' Ende weiter fortgehe. Das Treibende sei eben selbst die Form, der Reflex des Gedankens, Gott, Grund und Ziel der Weltgeschichte. Wer aber die Materie zum Gott mache, möge der nur seine Theorie nicht im Leben bewähren. Zum Schlusse wandte sich die Rede an die Studenten deutscher Nationalität, um ihnen ihre Pflichten gegen das gemeinsame Vaterland zu Gemüthe zu führen. Durch den Krieg dieses Sommers seien wir Deutsche dem Ziele unserer politischen Einheit näher gerückt; aber es sei kein Vortheil und nicht unser Wille, wenn wir dadurch des Segens unserer staatlichen Besonderung, unserer Bildung und Freiheit verlustig gingen. Der Ruhm der Deutschen, das erste Culturvolk der Welt zu sein, hofft der Redner, werde auch das jüngere Geschlecht erhalten und mehren, während dabei der neue Zuwachs von Einheit und Macht nicht verwahrlost werde. Die Söhne und Enkel sollen den Vätern vergüten, wessen Diese nicht froh werden gedurft; ihre Kraft soll die hinabgesunkene Herrlichkeit des Reiches wieder aufrichten.

An der Universität selbst fanden im Laufe dieses Jahres die folgenden Veränderungen statt:

Abgegangen sind drei Privatdocenten der Juristen-Facultät: Dr. Aug. Thon, zum Assessor am Kreisgericht Eisenach ernannt; Dr. Carl Binding, um eine ordentliche Professur in Basel anzutreten; und ausserdem noch Dr. W. B. Lüders.

Dagegen habilitirte sich in derselben Facultät Dr. Siegfried Brie; in der theologischen als Privatdocent und Repetent Dr. Heinrich Steiner, welcher bis dahin der philosophischen Facultät angehört hatte. Diese verstärkte sich hinwiederum durch acht Privatdocenten, nämlich: Dr. Johann Scherrer, für das Fach der Geschichte; Dr. Kuno Freiherr von Reichlin-Meldegg, für Philosophie; Dr. Wilhelm Lossen, für Chemie; Dr. Sal. Lefmann, für vergleichende Sprachwissenschaft und orientalische Sprachen; Dr. Max. Zöller, für klassische Philologie; Dr. Ernst Martin, für altdeutsche Sprache und Litteratur; Dr. Heinrich Weber, für Mathematik; Dr. Karl Müller, für Botanik.

Aus der Mitte der Privatdocenten philosophischer Facultät wurde Dr. Wilhelm Oncken zum ausserordentlichen Professor ernannt. Dessgleichen die Privatdocenten der Medicin Dr. Julius Arnold und Dr. Salomo Moos; Ersterem wurde zugleich die Direktion des pathologisch-anatomischen Instituts übertragen.

Digitized by Google

Die bisherigen Extraordinarien Dr. Goldschmidt und Dr. Alexander Pagenstecher wurden zu Ordinarien befördert, Jener gleichzeitig zum Mitgliede der Juristen-Facultät, Dieser für die Professur der Zoologie. Von auswärts in den Kreis der Professoren eingetreten ist als Honorarprofessor der Pädagogik Dr. Karl Volkmar Stoy, vorher grossherzoglich-sächsischer Schulrath und Honorarprofessor zu Jena.

Dem Hofrath Renaud wurde der Charakter als Geheimer Hofrath verliehen. Geh. Rath Rau erhielt den kaiserlich-russischen St. Annenorden II. Classe, Geh. Rath Bunsen den königlich bayerischen Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst; der Selbe das Offizierskreuz des kaiserlich-mexikanischen Guadelupe-Ordens; eben dieses auch Prof. Dr. Weil.

Herr Universitätsamtmann Otto Courtin wurde zum Rathe beim hiesigen Kreisgericht befördert, und statt seiner Referendär Philipp Greiff zum Universitätsamtmann ernannt.

Im Laufe des Jahres fanden die folgenden Promotionen statt:

In der theologischen Fakultät erhielt am 21. Febr. Dr. philos. und Privatdocent Heinrich Steiner aus Zürich die Würde eines Licentiaten.

Die Doctorwürde erhielten in der juristischen Facultät: Am 31. Jan.: John Wesley Hunt Reynolds aus Kentucky in Nordamerika; am 7. Febr.: Ludwig Brentano aus Aschaffenburg; am 21. Febr.: Bernard Goldmann aus Warschau; am 7. März: Oskar Gossler aus Hamburg; am 10. März: Gustav Kleinschmidt aus Arolsen; am 15. März: J. M. de Aragao aus Bahia in Brasilien; am 17. März: G. M. Marinaky aus Athen; am 19. April: Severin Stoffel aus Orben in der Schweiz; am 21. April: Albert Bloch aus Berlin; am 3. Mai: Dragischa Stanoiewiz aus Belgrad; am 15. Mai: P. F. Green aus Nordamerika; am 17. Mai: Philipp Graf Castel zu Castel; am 30. Mai: Stephan Jorgoulesco aus den Donaufürstenthümern; am 21. Juni: Adolph Fentz aus Hamburg; am 28. Juli: Johann Kirkpatrick aus Schottland; am 31. Juli: Jgnaz Zapolski aus Warschau; am 4. August: Guido von Morpurgo aus Triest; am 8. Aug.: Heinr. Rich. Seelemann aus Hamburg; am 10. Aug.: Eduard von Kossecki aus Rudniki; am 17. Aug.: Philipp Feust von Fürth in Baiern; am 18. Aug.: Siegmund Berolzheimer aus Fürth in Baiern; am 22. Sept.: Eduard Pelicaus aus Rietberg; am 27. Octob.: Robert Jannasch aus Coburg; am 3. Nov.: Albert Baumann aus St. Gallen; am 10. Nov.: Nikolaus Petropulos aus Griechenland; am 21. Nov.: Joseph von Rudniki aus Polen.

Auch wurde am 20. August dem Herrn Geh. Justizrath und ordentl. Professor Carl Witte zu Halle das vor fünfzig Jahren von hiesiger Facultät ertheilte Doctordiplom erneuert; es heisst in dem Diplom: »qui quinquaginta abhinc annis vir valde juvenis a nostro ordine summos in utroque jure honores ab eximiam eruditionem adeptus ab eo inde tempore docendo et scribendo inclaruit atque non in jurisprudentia tantum excelluit sed Italorum quoque

Digitized by Google

de literis, inprimis de operibus Dantis Aligherii summi Italorum poetae edendis et illustrandis nostramque in linguam convertendis egregie meruit.«

In der medicinischen Facultät erhielten die Doctorwürde: Am 8. März: William Corb Finch; am 9. März! Achilles Ullersberger aus Ueberlingen; am 5. Mai: Ellerey aus England; am 12. Juli: Georg Eduard Meyer aus Bremen; am 1. Aug.: Hero Kruse aus Esens im Hannöver:schen.

Auch wurde am 20. April dem Herrn Johann Friedrich Wilhelm Bening das vor fünfzig Jahren erhaltene Doctordiplom erneuert: »qui cum olim in provincia Batavorum Transisalana medicam artem exercere coepisset in Frisiam vocatus atque propter merita in bello comparata insignibus aureis condecoratus salutarem artem maximo cum fructu multos per annos exercens in oppido Heerenveen amorem et gratiam civium sibi conciliavit.«

In der philosophischen Fakultät erhielten die Doctorwürde: Am 4. Januar: Max Lossen aus Emmershäuserhütte im Nassau'schen; am 30. Januar: Alphons Ciszewski aus Polen; am 2. Febr.: Heinrich Rüdiger aus Magdeburg; am 13. Febr.: Karl Wolf aus Cincinnati in Amerika; am 20. Febr.: Karl Müller aus Wiesbaden; am 26. Febr.: L. E. de Coppet aus Nordamerika; am 27. Febr.: Theodor Wilm aus St. Petersburg; am 1. März: Alex. von Bagh aus St. Petersburg; am 3. März: Hermann Dümmling aus Schönebeck in Preussen; am 5. März: Joh. H. Frey aus Bremen; am 6. März: Gustav Sievers aus St. Petersburg; am 7. März: Carl Weil aus Ottweiler; am 9. März: Friedr. Weber aus Heidelberg; am 14. März: Thomas Hart aus Südkarolina in Amerika; am 16. April: Georg Hilger aus Frankfurt a. M.; am 25. April: Max Bielefeld aus Karlsruhe; am 3. Mai: Emil Trutzer aus Kaiserslautern; am 9. Mai: Gg. Seckel aus Hall in Würtemb.; am 18. Mai: Friedrich Volkmann aus Elberfeld; am 4. Juni: Karl Eberhardt aus Frankf. a.M.; am 15. Juni: Ferd. Hurter aus Schaffhausen; am 18. Juni: Friedr. Schramm a. Gelsenkirchen im Preuss. Westphalen; am 26. Juni: Albert Haagen aus Rheinpreussen; am 9. Juli: Franz König aus Darmstadt; am 17. Juli: Heinrich Vogel aus München: am 18. Juli: Julius Strauch aus Grosssteinheim im Grossherzogthum Hessen; am 19. Juli: Andreas Deinhard aus Deidesheim; am 28. Juli: Walery von Dasskiewicz aus Lithauen; am 11. August: Rudolph Bücking aus Paris; am 5. Nov.: Eugen Askenasy aus Tarnopol in Galizien; am 24. Dec.: Adam Asayk aus Warschau.

An dem fünfzigjährigen Jubiläum des Hrn. Professor Franz Bopp zu Berlin am 11. Mai betheiligte sich die philosophische Fakultät durch Uebersendung einer Tabula gratulatoria, in welcher die Verdienste des Jubilars in folgender Weise hervorgehoben sind: »Qui studia linguae sanscritae universa in Germania ipsaque Europa primus constituit et indefesso labore propagavit plerosque qui hodie in Germaniae scholis linguam et literaturam veterum Jndorum docent voce sua instituit atque erudivit librisque Jndicis

Digitized by Google

diligentissime editis grammaticis et glossariis lucidissime elaboratis necessariam his studiis praebuit supellectilem. Qui affinitates linguarum indagans remotiores linguas gentium insulas Oceani polynesici incolentium et tribuum in montibus Caucasi latentium itemque veterum Borussorum Albanorum et aboriginum Britanniae luculentissime perscrutatus est simulque Armenicae linguae reconditiores quaestiones feliciter solvit ac praesertim linguae Zendicae structuram grammaticam e monumentis tunc temporis notis paucis eisque corruptis admirabili sagacitate restauravit. Qui arctam quae intercedit inter linguas antiquas cum sanscrita cognationem certissime demonstravit. Qui omnes Europae linguas in primis graecam latinam gothicam lituanicam slavicam lumine inexpectato illustravit obscuriores grammaticae et etymologiae partes clariore in luce collocans atque originem et vim syllabarum grammaticarum explicans. Cujus nomen et gloria crescente disciplina quam condere conatus est nova grammatica comparativa sive critica et philosophica omnium linguarum generis humani historia in diem crescit et in aeternum manebit. Qui animi candore humanitate atque comitate erga omnes excellit omnibus probatus et commendatus.«

Auch wurde am 29. Septbr. dem Herrn Prof. Friedrich August van Calker zu Bonn das vor fünfzig Jahren hier erlangte Diplom eines Doctor's der Philosophie erneuert, es heisst in dem Diplom: »Qui Neo-Ditendorfii in ducatu Gothensi anno MDCCLXXXX quarto nonas julias natus studiis cum philosophicis et philologicis tum mathematicis summa cum laude absolutis praeceptoris munere in gymnasio Gnadenfeldensi et Niskyensi quatuor per annos feliciter functus nostram adiit academiam, ut duce Friesio collega quondam nostro celeberrimo philosophiae scientiam quam maxime excoleret. Qui ante hos quinquaginta annos auctoritate regia magnificentissimi et potentissimi principis Caroli Magni ducis Badarum Prorectore Carolo Daub theologo tum clarissimo ob eximiam doctrinarum philosophiae peritiam singulari eruditionis specimine comprobatam summos in philosophia honores ex decreto ordinis nostri adeptus est. Qui deinde cum in academia Berolinensi duos per annos privatim docuisset ad academiam Bonnensem recens conditam vocatus per decem fere lustra docendo aeque ac scribendo inclaruit Friesii philosophiam summa cum perspicuitate explicans novis terminis iisque aptissimis augens sagacissimis argumentis confirmans. Qui septuagesimo sexto aetatis anno feliciter peracto paterfamilias dilectissimus collega conjunctissimus et aestimatissimus magna doctrinae copia ingenii acumine animi candore morum probitate patriae et verae libertatis amore excellens infracto adhuc animi et corporis vigore fruitur.«

Was die akademischen Institute betrifft, so wurde zum Neubau eines Krankenhauses für die laufende Budgetperiode von den Ständen bewilligt die Summe von 200,000 fl., und davon zum Er-

Digitized by Google

werb von Grund und Boden auch bereits über die Hälfte verausgabt. — Das ordentliche Budget wurde um 21,877 fl. erhöht und dadurch möglich gemacht, die bisherige Aufbesserung der Aversen des Mineralien- und des Zoologischen Kabinets, ferner des ersten chemischen Laboratoriums fortbestehen zu lassen, sowie auch die Budgetsätze für das physiologische Institut und für das zoologische, für das akademische Krankenhaus, die Entbindungsanstalt, die Bibliothek, das archäologische Institut um ein Namhaftes zu erhöhen.

Die öffentliche Theilnahme und Gunst, deren sich unsere Universität erfreut, hat auch in manchen werthvollen Geschenken sich bethätigt, für welche den Gebern hiemit der schuldige Dank ausgesprochen wird. Dem soeben erwähnten archäologischen Institut wurde vom Vereine für öffentliche Museumsvorträge der Betrag übermacht, für welchen Abgüsse der Münchener Glyptothek angekauft werden konnten; ein hiesiger Studirender beschenkte es mit einer Anzahl bei Ladenburg gefundenen Anticaglien.

Der Universitätsbibliothek flossen in grosser Zahl Geschenke zu von den verschiedensten Seiten: theils von Gliedern der Universität selbst, theils von auswärtigen Freunden und Gönnern der Hochschule, sowie von den Akademieen zu Wien, Petersburg, Brüssel, München und der Smithsonian Institution zu Washington. Andere namhafte Gaben erhielt sie durch die Grossherzoglichen Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, des Handels und der Finanzen; von dem kaiserlich-russischen Ministerium der Volksaufklärung, dem königlich-italienischen Ministerium des Ackerbaus und des Handels, von Seiten des k. sächsischen Ministeriums des Innern, des handelsstatistischen Bureaus zu Hamburg, sowie von der Regierung Chili's und der Universität zu St. Jago. Von S. M. dem Kaiser der Franzosen ist auch in diesem Jahre wie in den früheren die Bibliothek mit werthvollen Gaben bedacht worden.

Von den im vorigen Jahr gestellten Aufgaben hatte die medicinische Fakultät für das Jahr 1866 folgende Preisaufgabe gestellt:

„Das Spectrum des sauerstofffreien Hämokrystallins wird durch minimale Quantitäten Sauerstoff auffallend verändert, und kann durch Zusatz reducirender Substanzen wieder hergestellt werden. — Es soll versucht werden, ob nicht durch genaue Abmessung der dazu nöthigen Quantität eines dazu geeigneten Reductionsmittels schon an verhältnissmässig kleinen Blutmengen die Menge des gelösten Sauerstoffs bestimmt werden könne, und ferner, ob nicht mit Hülfe der Hämokrystallin-Lösungen die Menge gelösten Sauerstoffs auch in thierischen Organen, namentlich Muskeln in frischem und erschöpftem Zustande gefunden werden kann."

Darauf ist eine Arbeit eingelaufen, welche das Motto trägt:

„Es bringt wol der Tag Räthsel und Lösung zugleich."

Digitized by Google

Der Verfasser dieser Arbeit hat eine Reihe von Versuchen mit Eisenoxydulsalzen, theils in neutraler, theils in alkalischer Lösung, angestellt, aus denen sich ergiebt, dass durch überschüssig hinzugesetztes Eisenoxydul zwar der Blutsauerstoff schnell weggenommen wird, bei mässigem Zusatz dagegen, wie er zur Titrirung erforderlich ist, in der Flüssigkeit Eisenoxydul mit Hämokrystallin, welches das Sauerstoffspectrum zeigt, neben einander bestehen können, und dass die Gegenwart des ersteren in einer solchen Lösung durch rothes Blutlaugensalz angezeigt wird. Daraus schliesst der Verfasser, dass die Eisenoxydulsalze zur Titrirung des Blutsauerstoffs ungeeignet sind. Es wäre aber allerdings zu wünschen gewesen, dass auch noch der Zweifel gründlicher beseitigt würde, ob bei dieser Reaction sich nicht eine Eisenoxyduloxyd-Verbindung in bestimmten Verhältnissen bildete, eine Annahme, welche das Ergebniss der gemachten Versuche erklären, und mithin die Möglichkeit einer Anwendung des Eisenoxyduls zu dem genannten Zweck zulassen würde.

Die Schwierigkeit, welche sich bei diesen Versuchen darbietet, dass die auf einander reagirenden Stoffe ohne Berührung mit atmosphärischem Sauerstoff mit einander in Berührung gebracht werden müssen, ist von dem Verfasser durch geschickt angeordnete Apparate beseitigt worden, und hat derselbe dabei gute Combinationsgabe und Einsicht in das Wesen der zu überwindenden Schwierigkeiten gezeigt.

Indessen hat der Verfasser seine Versuche auf ein einziges Reductionsmittel beschränkt. Er bemerkt zwar mit Recht, dass die übrigen von Stokes schon angewendeten Reductionsmittel theils zu eingreifend, theils noch schwächer, als das Eisenoxydul, sind. Da aber der Verfasser gar keinen Versuch gemacht hat, mindestens mit einem Mittel aus der Klasse der organischen Verbindungen, welche, wenn auch kräftig reducirend, doch weniger zerstörend auf andere organische Verbindungen wirken, als die anorganischen Mittel, so kann die Beantwortung der gestellten Frage nicht als genügend vollständig anerkannt werden.

Endlich scheint es dem Verfasser entgangen zu sein, dass die von ihm in Anwendung gebrachten Verdünnungen der Blutflüssigkeit einen zu hohen Grad erreichten, um noch eine eigentliche Titrirung möglich zu machen.

Unter diesen Umständen sieht sich die Facultät veranlasst, der Arbeit des Verfassers zwar eine *rühmende Anerkennung* zu ertheilen, ohne ihr jedoch, als in wesentlichen Punkten zu unvollständig, den Preis zuzuerkennen.

In der philosophischen Facultät hat von den beiden aufgestellten Aufgaben die *staatswissenschaftliche* Preisfrage:

»geschichtliche Fortbildung der Lehre von der Volksvertretung seit Rousseau und ihr Einfluss auf die heute bestehenden Repräsentativverfassungen.«

einen Bearbeiter gefunden. Die Abhandlung, die das Motto trägt:

Digitized by Google

vim temperatam Di quoque provehunt, zeugt von grossem Fleiss, von umsichtigem Studium der Literatur sowohl als der neueren Verfassungen, und beurkundet zugleich ein unbefangenes und scharfsichtiges Urtheil. Zwar fehlt es im Detail nicht an einzelnen Lücken, auch lässt sich in der Anordnung des Stoffes wie in der principiellen Begründung des Standpunktes Manches vermissen; indessen erweisst sich im Ganzen die Arbeit als eine so tüchtige und hervorragende Leistung, dass die Facultät einmüthig der Ansicht war, es sei derselben der Preis zuzuerkennen.

Als Verfasser stellt sich heraus Carl Schenkel, stud. juris von Schaffhausen.

Für das nächste Jahr werden folgende Preisfragen aufgestellt:

Von der theologischen Facultät:

„Ex evangelio quod appellatur secundum Hebraeos quae supersunt diligenter congerantur atque inquiratur in praecipuas causas varietatis et inconstantiae quae si modum rationemque narrandi spectamus, intercedit inter ipsum et Ebionaeorum evangelium."

Von der juristischen Facultät:

„Die gerichtliche Auflassung, ihre geschichtliche Entwicklung und heutige Bedeutung."

Die Preisschriften können in lateinischer oder deutscher Sprache geschrieben werden.

Von der medicinischen Facultät:

„Es ist zu untersuchen, ob das von Helwig zur Auffindung und Diagnose der Alkaloïde empfohlene Verfahren vor den bisher angewandten Methoden Vorzüge besitzt. Die Untersuchung ist mindestens auf die officinellen alkaloïdischen Gifte auszudehnen".

Von der philosophischen Facultät nach dem statutenmässigen Turnus

a. eine historische:

„Es soll, mit Rücksicht auf die neuesten darüber angestellten Forschungen, eine Darlegung der kirchlich-politischen Grundsätze gegeben werden, nach welchem Kaiser Friedrich II. dem Papstthum gegenüber gehandelt hat."

b. eine aus der Landwirthschaft:

„Es sollen die in einem kleineren oder grösseren Bezirk von Baden vorkommenden Bodenarten beschrieben und es soll nachgewiesen werden, welchen Einfluss ihre Beschaffenheit auf die landwirthschaftliche Benützungsart, auf den rohen und reinen Ertrag, auf Kaufpreis und Pachtzins ausübt."

Digitized by Google

Inhalt

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Neun und fünfzigster Jahrgang, 1866.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google